HEIMGARTEN

Dei
Sub Numine
Viget

IV. Jahrgang. October 1879. 1. Heft.

Heimgarten.

Eine Monatsschrift

herausgegeben von

P. K. Rosegger.

R. v. WALDHEIM WIEN.

Druck und Verlag von Leykam-Josefsthal in Graz.

Preis pr. Heft 30 kr. = 60 Pf. pr. Jahrgang 3 fl. 60 kr. = 7 M. 20 Pf.

Inhalt.

Heimgarten.

Eine Monatsschrift

herausgegeben

von

P. K. Rosegger.

IV. Jahrgang.

Graz.

Verlag von Leykam-Josefsthal.

1880.

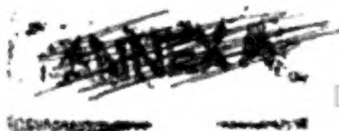
Druckerei Leykam-Josefsthal in Graz.

Inhalts-Verzeichniß

des

„Heimgarten“, IV. Jahrgang.

Erzählungen.



Seite

Natur- und Culturgeschichtliches, Essays, Plaudereien.

Land und Leute.

Volksthümliches aus den Alpen.

Kleine Geschichten, Skizzen und Schwänke.

Gedichte und Lieder.

Kunst und Literatur.

Verschiedenes.

Heimgarten

Heft 1. October 1879. IV. Jahrg.

Die schönste der Flammen.

Schön ist der Komet und das Meteor
In seinem himmlischen Tanze;
Und schön auch schlägt vor des Himmels Thor
Sein Pfauenrad der Strahlenflor
Des Nordlichts in herrlichem Glanze;

Und schön ist der himmlischen Esse Sprüh'n,
Das Geflimmer unzähliger Sterne;
Und schön auch das Morgen- und Abendglüh'n,
In dessen Strahlen die Zinken blüh'n
Des Gebirgs in unendlicher Ferne;

Und schön sind Städte in festlicher Nacht
Im Schein unzähliger Kerzen;
Und Freudenfeuer, lodernd entfacht
Von Bergen zu Bergen in ruhiger Pracht,
Unter'm Festruf jubelnder Herzen;

Und Feuerkünste, auf dämm'riger Au
Die Sommernacht prächtig durchwitternd,
Des Funkengestöbers bezaubernde Schau,
Raketen, durchschwärmend das himmlische Blau,
Aufleuchtend und leise verzitternd.

Das Alles ist schön, und der Mensch erstaunt,
Es betrachtend mit offenem Munde:
Auf die Zeh'n wohl stellt er sich, um es zu seh'n,
Und läßt sich's wohl auch nicht verdrießen, zu geh'n
Darnach so manche Stunde.

Doch der hastende Fuß nicht, das Dampfroß nicht,
Nicht der Huf des gesattelten Pferdes
Führt zur schönsten der Flammen: die schönste zu schau'n,
Die heiligste, hehrste, die lieblichste, traun,
Ist die Flamme — des häuslichen Herdes.

Robert Hamerling.

Gerettete Ehre.

Novelle von S. Kohn (Verfasser von „Gabriel".)

(Nachdruck verboten, Uebersetzungsrechte vorbehalten.)

Ein häßlicher Herbsttag geht zu Ende, schwere bleigraue Wolken, aus denen unaufhörlich ein kühler Regen niederklatscht, bedecken, so weit das Auge reicht, den Horizont. Der Besitzer des kleinen Einkehrhauses, das ein paar hundert Schritte von dem Dorfe entfernt und etwas seitwärts von der Chaussée liegt, steht, eine kurze Pfeife im Munde, an der Thüre und hat die Hoffnung, heute noch einen Gast einkehren zu sehen, schon aufgegeben. Um so mehr überrascht es ihn, als jetzt ein eleganter Wagen am Ende der Straße auftaucht, der, bei der Einbiegung angelangt, auf dem Fahrwege, der zu seinem Hause führt, ablenkt.

„Potz Tausend!" staunt der Wirth im Selbstgespräche, „woher mag denn der Reisende kommen? Es ist ja jetzt kein Bahnzug angelangt — der muß ja, der Richtung nach, gerade über den Rhein aus Frankreich kommen . . . ei! potz Kukuk!" fuhr er fort, als der Wagen näher kam, „ich müßte mich sehr irren, wenn das nicht die Equipage des Herrn Baron Delaveaux ist! Wer wohl da drinn' sitzen mag? Der alte Herr ganz gewiß nicht, der kommt ja fast gar nicht aus seinem Schlosse, höchstens, daß er die nächste Kirche besucht, auch empfängt er seit Jahren außer den Klostergeistlichen gar keine Besuche!... hm — was hat's eigentlich mich zu kümmern, wer es ist? Wenn er nur bei mir übernachtet und rechtschaffen viel bezahlt!"

Der Wagen war mittlerweile bis an das Haus gefahren, ein Mann mit einer kleinen Handtasche stieg aus demselben und frug den Wirth, der ihn höflich begrüßte, das Käppchen abnahm und die Pfeife in die Tasche seines kurzen Wamses steckte:

„Kann ich hier ein ruhiges Zimmer haben? Ich befinde mich etwas unwohl und möchte gerne ungestört sein, wenn möglich, keine Nachbarschaft haben."

„Sie können sich's nicht besser wünschen," entgegnete der Wirth geschmeidig, „Sie finden in dem Momente mein Haus ganz leer, ich kann Ihnen mein bestes und schönstes Zimmer einräumen. Es kommt wohl heute noch ein Zug von Deutschland nach Frankreich hier durch, aber derselbe bringt mir fast nie Passagiere, es ist dies ein Eilzug und die Meisten der ihn Benützenden haben ihr Reiseziel erst in Frankreich."

Der dienstfertige Wirth führte den Fremden nun in das erste Stockwerk und betrachtete während des kurzen Weges den Ankömmling. Es war das ein schlankgewachsener Mann, etwa in der Mitte der Dreißig. Er trug eine elegante Reisekleidung, über diese hatte er einen Plaid umgeworfen. Er war auffallend bleich und die Todtenblässe seines Gesichtes wurde noch von einem schwarzen Vollbarte und dunkeln Locken, mit denen große, schwarze glänzende Augen übereinstimmten, hervorgehoben. Der Wirth bemerkte, daß ein leichtes Zittern den Fremden durchflog und er gestattete sich im höflichsten Tone zu bemerken: „Sie werden sich erkältet haben, ein Glas Glühwein oder

eine Tasse warmen Thee's würde Ihnen vielleicht wohl thun."

„Ich danke, ich benöthige nichts," entgegnete der Fremde. „Schließen Sie gefälligst das Zimmer auf, damit ich zur Ruhe komme."

Der Wirth beeilte sich, eine geräumige, ziemlich comfortable Stube zu öffnen. Der Fremde trat, offenbar mit ernsten Gedanken beschäftigt, ein, legte die Handtasche auf den Tisch und warf sich, ohne auch nur umherzublicken, ermattet auf einen Stuhl. Als er den kleinen runden, schwarzen Filzhut ablegte, ward eine fingerbreite Schramme sichtbar, die sich in der Höhe der Stirne über deren ganze Breite hinzog.

Der Wirth zündete schnell eine Lampe an und ließ die Rouleaux nieder. Während dessen trat der Kutscher, der den Fremden hergebracht hatte, in's Zimmer, er blieb an der Schwelle stehen, der Fremde bemerkte ihn nicht.

„Ich wollte ergebenst fragen," sprach jener endlich, „ob ich dem Herrn Baron etwas von Euer Gnaden auszurichten habe?"

Der Angeredete zuckte aus seinem tiefen Sinnen empor.

„Ich danke," entgegnete er, „ich wüßte nicht, was ich meinem Oheim sagen zu lassen hätte; — aber hier, nehmen Sie auf eine Flasche Wein!"

Der Reisende zog einen Silberthaler aus seiner Börse und reichte ihn dem Kutscher, der sich nun mit einer tiefen Verbeugung entfernte und auch der Wirth verschwand nun gleichfalls; aber er sandte sofort den Hausknecht herauf, der, ohne den Gast zu fragen, Feuer im Ofen machte, so daß sich bald eine behagliche Wärme in dem Zimmer verbreitete.

Der Reisende saß, die Hand an Stirne und Augen gedrückt, regungslos da und schien von all' dem, was rings um ihn vorging, nichts zu bemerken. Erst das neuerliche Eintreten des Wirthes, der das Frembenbuch unter dem Arme trug, weckte ihn wieder aus seinem tiefen Sinnen.

„Ich bitte recht sehr um Entschuldigung, wenn ich störe," sprach dieser, „aber Sie werden es wohl wissen, mein Herr! Seit dem letzten Aufstande ist man sehr streng, jeder Wirth wird für seine Gäste verantwortlich gemacht; es kommen, namentlich hier, unmittelbar an der französischen Grenze, häufig Gendarmen, um Einsicht in die Legitimationspapiere meiner Gäste zu nehmen; man fürchtet die große Zahl deutscher Flüchtlinge, die in Frankreich ein Asyl gefunden haben; — ich muß daher ergebenst bitten, Ihren Namen in das Fremdenbuch einzutragen."

Der Reisende nahm das dargereichte Buch, auf dem Tische standen Tintenfaß und Feder und er schrieb mit deutlichen runden Zügen: Ulrich Mergentheim, Banquier aus D.

Der Wirth schien von dem Namen angenehm überrascht und befriedigt. „Ah!" meinte er, „sind Sie vielleicht in der alten berühmten Firma Paul L. Mergentheim?" und als der Gefragte antwortete „ich bin Mitchef derselben, ich bin der Compagnon meines würdigen Vaters Anton Mergentheim," hob unwillkürlich ein tiefer Seufzer die Brust des Sprechenden.

„Ah! Da sind Sie wohl ein Neffe des reichen Herrn Baron Delaveaux da drüben im Elsaß?" rief der Wirth, mit dem Daumen leicht die Weltgegend andeutend, „seine selige Frau Schwester war ja die Gattin des bekannten Banquiers und Großhändlers Herrn Anton Mergentheim. Sie waren, da Sie mit seiner Equipage ankamen, gewiß bei Ihrem Herrn Oheim zu Besuch?... Einer der wohlthätigsten und frömmsten Männer; — freilich, er kann leicht gut und freigebig sein, er soll ein Vermögen von mehreren Millionen Franken besitzen und ist schon sehr lange ein kinderloser Witwer. Er hatte nur die eine Schwester, nicht wahr?... Ich wünsche dem

alten, frommen Herrn Baron Delaveaux noch ein recht, recht langes Leben; aber der würdige Greis hat ja vor Kurzem sein achtzigstes Lebensjahr erreicht, ich weiß es, denn er beschenkte an diesem Tage die Armen drüben mit reichen Gaben und spendete der Kirche auf seiner Besitzung eine neue Orgel und reiche Paramente — da wird Ihnen, als seinem nächsten, vielleicht seinem einzigen Erben, einst ein sehr großes Vermögen zufallen ..." und als Mergentheim wie nervös aufzuckte, glaubte der Wirth, dessen Feingefühl oder vielleicht auch nur seinen Stolz verletzt zu haben und er fügte rasch hinzu: „Herr Mergentheim, ich weiß es, daß Ihr altes berühmtes Bankhaus zu den ersten und bedeutendsten Deutschlands zählt; daß Sie ein sehr großes Vermögen besitzen; aber einen so riesigen Zuwachs, wie er durch eine so selten vorkommende Erbschaft entsteht, kann sich auch der reichste Mann gefallen lassen."

Ueber Mergentheims Züge flog ein düsterer Schatten, er suchte offenbar ein Mittel, den indiscreten Schwätzer zum Schweigen zu bringen.

„Wenn Sie einen guten Wein haben, bitte ich mir eine Flasche herauf zu senden," sprach er nach einer kurzen Pause.

Der Wirth war ein neugieriger und zudringlicher, aber auch ein kluger und erfahrener Mann, er erkannte daß seine Gegenwart seinem Gaste nicht angenehm sei und er entfernte sich nun, mit der Versicherung, daß er mit dem Besten, was sein Keller biete, dienen werde und in der That brachte er kurz darauf, auf einer Präsentirplatte, eine bestaubte Flasche alten Weines und ein geschliffenes Glas, stellte jene, ohne ein Wort zu sprechen, vor Mergentheim auf den Tisch und entfernte sich wieder sofort.

Als der Banquier allein war, verschloß er die Thüre; — es schien ihm plötzlich heiß zu werden, er warf den Plaid ab, riß sich den Ueberzieher auf, strich sich mehrmals, wie in tiefster Erregung über die Stirne, auf der schwere Schweißtropfen standen und durchmaß mit großen Schritten hastig das Zimmer.

„Ah!" überströmte es endlich mit tiefster Bitterkeit seine Lippen, „so ist auch meine allerletzte Hoffnung vernichtet ... Onkel Delaveaux, auf Dich hatte ich gerechnet! ... und nun bleibt mir in der That nichts anderes übrig ... als gewaltsam ein Dasein zu enden, das ich nicht weiter fortzuleben vermag ... unverdiente Schmach, unverdiente Schande und der Anblick jenes alten, würdigen Mannes, meines Vaters .... das wären Seelenqualen, die das Menschenmögliche bei Weitem übersteigen! ... Ich muß aus dem Leben scheiden — der Schritt wird mir schwer, sehr schwer! Von meinem braven, treuen, edlen Weibe, meinen herrlichen Kinderchen, meinem lieblichen kleinen Mädchen, meinem Clärchen, dem Ebenbilde ihrer prächtigen Mutter, meinem kleinen, süßen Oscar — von denen soll ich für immer scheiden, sie schutzlos allein — mit einem befleckten Namen, als ihr einziges Erbe — zurücklassen! ... o! wie weh das thut beim Scheiden! ... Und wenn ich meines Vaters gedenke, der nun ganz allein, unverdient und unverschuldet die ganze Schmach tragen soll ... ah! Der Gedanke könnte mich in meinem Entschlusse wankend machen ... aber unter diesen Umständen noch fortzuleben — das ist für mich eine absolute Unmöglichkeit, das kann kein Mensch und auch der allwissende, allgerechte Gott, der in mein zerrissenes, verzweifelndes Herz blickt, nicht fordern! — Des schwachen Menschen Können und Vermögen hat seine Grenzen — ich kann die Verzweiflung des alten, ehrliebenden Mannes nicht ansehen ... ich habe keine Wahl! ... wenn ich sterbe, wird mein Vater wenigstens einen leichtern Stand haben; — er wird alle Schuld auf den Sohn wälzen können; — der sie doch mit dem Tode

gesühnt!... Schuld! Schuld?" Mergentheim schüttelte energisch den Kopf, „das Unglück hat mich ganz verwirrt, mich fast wahnsinnig gemacht; ich bin nicht mehr im Stande klar zu denken, das Allereinfachste richtig zu beurtheilen, ich bin mir ja keiner Schuld bewußt, ich war ja nur unglücklich, unglaublich unglücklich!" Mergentheim hielt in seinem stürmischen Auf- und Abschreiten erschüttert inne, „unglaublich!" widerholte er, „das ist der richtige Ausdruck, das ist es ja eben, was meine furchtbare Situation zur vollsten Unerträglichkeit steigert, das ist's ja, was mir die Seele zerreißt — wer wird denn den hellen Unsinn glauben? Vielleicht mein eigener Vater, vielleicht mein eigenes treues Weib, vielleicht einst meine eigenen Kinder, wenn sie herangewachsen und urtheilsfähig geworden, meine beiden Augäpfel nicht!... Sie werden vielleicht glauben, ich wäre ein leichtsinniger, gewissenloser Mensch, ein Nichtswürdiger!... und erst die Andern, die Fremden, die Betheiligten; ich selbst würde es, hätte ich es nicht schaudernd erlebt, keinem zweiten Menschen geglaubt haben..... Herr Gott im Himmel, hilf! ah!!" Mergentheim seufzte aus tiefer Brust auf, er mußte Unbeschreibliches erdulden!

Mechanisch, einer langjährigen Gewohnheit folgend, zog er seine Uhr aus der Westentasche und blickte auf diese. „Zehn Uhr, schon spät... schon spät," wiederholte er mit einem bittern Lächeln, „was ist Zeit — dem, der an der Schwelle endloser Ewigkeit steht?... ein wesenloser Begriff!"

Mergentheim setzte sich erschöpft nieder, er sprach jetzt eine Zeitlang kein Wort; aber ein Zeuge hätte an den tiefen Athemstößen, die seine Brust hoben und senkten, an seinem lebhaften, beredten Mienenspiel erkennen müssen, wie vulkanisch es in seinem Innern tobte.

Endlich erhob er sich. „Es muß geschehen," sprach er mit schwankender Stimme... „mein Heimgang ist kein leichter — von den Meinen in solcher Weise scheiden zu müssen... ihnen nichts als einen verunehrten, befleckten Namen zu hinterlassen... ah! Der Gedanke könnte einen Menschen tödten!... einen Menschen tödten!" wiederholte er mit einem bittern ironischen Lächeln, „daß sich der Mensch auch in dem ernstesten, furchtbarsten, auch in dem letzten Momente seines Daseins, nicht aus dem Banne gewohnter Phrasen lösen kann!... ich wünschte mir in dem Momente ja gar nichts Besseres, als — daß der Gedanke mich tödtete — dann würde ich es ersparen, einen Selbstmord zu begehen ... Selbstmord! Selbstmörder!" ein leichtes Frösteln durchzuckte den Banquier, „wie unschön, wie häßlich das klingt... Mord, Mörder!... bah! auch nur leere Phrase!... was geschehen muß, muß geschehen! Ich glaube, ich habe die Sache bis zum Urgrund durchdacht und könnte nie zu einem andern Resultate gelangen!... In drei Tagen sind hunderttausend Gulden Wechsel des uralten Hauses Paul L. Mergentheim fällig, die ich einlösen hätte sollen, vor dreimal vierundzwanzig Stunden noch einlösen konnte — und nun plötzlich nicht einlösen kann... Wollte ich leben bleiben, hätte ich Doppeltes zu ertragen, unverdiente Vorwürfe der Meinigen — und unverdiente Schmach; — sterbe ich, hat mein Vater doch einen leichteren Stand — die Schuld trifft mich allein, er hat ein langes, reines, makelloses Leben hinter sich, die Verantwortlichkeit mit ihrer vollen niederschmetternden Wucht trifft nur mich... und ich — ich werde dann ein todter Mann sein... — mein Weib, meine Kinder werden wohl darunter zu leiden haben... ah! Die Menschen werden ja nicht so ungerecht sein, Schuldlose für Andere leiden zu lassen... und es gibt einen Gott... der wird meiner Witwe helfen, meinen Waisen Vater, meinem Vater Stütze sein... ja... ja... ja,

es bleibt mir nichts übrig... mir hunderttausend Gulden in redlicher Weise in drei Tagen zu erwerben, ist ein Ding der absolutesten Unmöglichkeit, ich habe nichts, gar nichts als — mein Leben, das ich ja eben jetzt abwerfen will — das kann ich wahrhaftig nicht verkaufen — und wenn ich's auch verkaufen könnte, würde sich wohl Niemand finden, der einen so hohen Preis oder überhaupt einen Preis böte!... für wen hätte das Ding, das ich mit einem Revolverschuß beenden will, das mir selbst zur Last fällt, irgend einen Werth?... und nun erst hunderttausend Gulden!" Mergentheim lachte bitter auf... „also abgemacht... in fünf Secunden bin ich von aller irdischen Qual erlöst!..."

Der Banquier war eben im Begriffe die Handtasche zu öffnen und einen Revolver aus derselben zu ziehen, als heftig an der Thüre, die in ein anstoßendes Zimmer führte, und die er früher nicht bemerkt hatte, gepocht wurde und eine kräftige, wenn jetzt auch vor Aufregung zitternde Männerstimme rief:

„Halten Sie ein! Oeffnen Sie sofort die Thüre — ich werde Ihnen eine Proposition stellen, die Sie im höchsten Grade überraschen, aber eben so auch im höchsten Grade befriedigen wird... ich bin in der Lage, Ihnen vollständig zu helfen, Ihre Ehre zu retten und fordere nur einen Dienst, den Sie mir unter den bestehenden Verhältnissen gerne erweisen werden!"

Mergentheim stand vor Ueberraschung wie versteinert; einen Moment glaubte er zu träumen. Seine gedrückte Seelenstimmung, die gewichtige entscheidende That, die er zu begehen eben im Begriffe stand, das unertragbare Gewicht, rasch und wild durcheinander wirbelnder Gedanken, der wahrhaft unschilderbare Schmerz, so von seinen Liebsten scheiden zu müssen, die unbeschreibliche Sehnsucht nach diesen, die ihn in solchem Momente mit ungeahnter Riesenkraft erfaßte! — all' das vereint, hatte seinen Geist betäubt, ihn für einen Moment urtheilsunfähig gemacht. — Seine Situation war an und für sich eine eigenthümliche, eine solche, wie sie allerdings im Menschenleben kaum mehr als einmal vorkommen kann, aber sie war doch nicht ungewöhnlich; so lange die Welt besteht, zu allen Zeiten hat es Menschen gegeben, die aus mehr oder weniger dringender Veranlassung sich genöthigt glaubten, die Bürde des Lebens abzuwerfen. Ja mehr als das, es mögen im Laufe der Zeiten oft genug Fälle vorgekommen sein, wo Selbstmorde im letzten Momente verhindert werden sollten — aber die eigenthümliche Weise, wie dies in diesem Augenblicke geschah, hätte auch auf einen unbetheiligten Zeugen einen ganz außerordentlichen Eindruck machen müssen und man wird sich leicht vorstellen können, wie überwältigend sich dieser für Mergentheim gestalten mußte.

Es trat eine Pause tiefsten Schweigens ein. Der Banquier erkannte, sobald er seine Fassung wieder gewonnen, daß er, ohne es zu bemerken, einen Nachbarn erhalten, und nahm auch vollkommen richtig an, daß dieser denn doch mit dem letzten deutschen Eisenbahnzuge, von dem der Wirth allerdings keinen Fremden erwartet hatte, angelangt sei und hier übernachte. Der Unbekannte mußte das Selbstgespräch des sich unbehorcht Glaubenden gehört haben und, so mußte Mergentheim folgerichtig denken, wohl nur aus Wohlwollen und allgemein menschlicher Theilnahme beabsichtigen, ihn von einem Selbstmorde abzuhalten. Trotz der großen Aufregung, in der sich der Banquier befand, war er doch vollkommen überzeugt und wohl auch jeder Zweite in gleicher Lage hätte gleicher Ansicht sein müssen, daß der Fremde ihm ganz gewiß gar keine Proposition machen, seine Ehre nicht retten und auch keinen Dienst von ihm verlangen werde; daß diese Aufforderung, ihn einzulas-

sen, ohne Zweifel nur den philantropischen Zweck habe, ihn vor einer übereilten That der Verzweiflung zurück zu halten. Einen Moment fühlte er sich durch diese unerwartete Einmischung verletzt und gedemüthigt, seine tiefe Traurigkeit und sein Lebensüberdruß verwandelten und steigerten sich einen Augenblick bis zum intensivsten Lebensekel, einen kurzen Zeittheil dachte er daran, die Worte, die er so eben gehört, nicht zu beachten, sich in seinem Vorhaben nicht stören zu lassen; viel mehr die Sache nun rasch mit einem Schusse zu Rande zu bringen; — aber ein Mann von so hochgespanntem Ehr- und Feingefühl wie Mergentheim, ein Mann, der sich sein ganzes Leben lang von Manifestationen des Wohlwollens und der Menschenfreundlichkeit angezogen gefühlt hatte, mußte sich's gestehen, daß der Unbekannte sich doch wenigstens das kleine unbedeutende Recht erworben, nicht völlig unbeachtet zu bleiben. Während er nun darüber nachsann, was er thun, was er antworten sollte, war sein Nachbar ungeduldig geworden, er rüttelte so machtvoll an der kleinen schwachen Thüre, daß diese zu zerbrechen drohte und rief dabei im eindringlichsten Tone:

„Wenn Sie nicht sofort die Thüre öffnen, so werde ich sie aufsprengen, es wird mir das keine Schwierigkeiten bieten... freilich, es wäre wohl immerhin möglich, daß ich zu spät käme ... aber ich versichere Ihnen mit meinem Ehrenworte als Cavalier und Officier, daß mein, Ihnen unglaubwürdig und phantastisch erscheinender Vorschlag vollkommen ernst gemeint ist und — ich muß das mit aller Macht betonen — auf festen materiellen Grundlagen beruht. Oeffnen Sie mir nur die Thüre, Sie können mich ja anhören, damit verpflichten Sie sich noch zu gar nichts! Jeder Mensch muß einsehen, daß es dann noch immer in Ihrem Willen und in Ihrer Macht liegt, meinen Vorschlag abzulehnen, ich bin ja vollkommen außer Stande, Sie zu irgend etwas zwingen, Ihre Handlungsweise bestimmen zu können.... vous êtes toujours le maitre de faire ce que vous voulez!"

Das was der Unbekannte sprach, klang vernünftig und ließ sich nicht bestreiten, seine Stimme klang Mergentheim sympathisch, es erschien ihm nicht gentlemanlike, nicht einmal wohlanständig dem Begehren nicht zu willfahren, es erschien ihm und zwar wohl nicht mit Unrecht, als ein Act brutaler Rohheit, jetzt den Revolver loszudrücken, seinem Leben ein Ende zu machen, während ein Mensch, den er nicht kannte, den er vielleicht sogar nie gesehen, sich erbot, ihm in irgend einer Weise zu helfen; endlich fühlte er eine unter solchen Umständen vielleicht sonderbar erscheinende Neugierde, den Mann, der sich ihm als Lebensretter aufdrängen wollte, kennen zu lernen; ja er war sogar trotz seiner geistigen Müdigkeit, doch höchst gespannt, darauf, zu erfahren, ob dieser in der That etwas von ihm wünsche, und was das sein könnte; endlich wollte er auch nicht abwarten, bis der Unbekannte seinen Versuch, die Thüre einzustoßen, mit Erfolg ausgeführt; und nach minutenlangem Bedenken öffnete er dieselbe und sein Nachbar trat raschen Schrittes in das Zimmer. Es war dies ein groß gewachsener, schöner Mann, von athletischem Baue, dem man trotz des eleganten Civilanzuges, den er trug, doch sofort den Militär, den höhern Officier, ansah. Er stand in der zweiten Hälfte der Dreißig. In dem Momente trugen seine gutgeformten edlen Züge offenbar den Stempel großer Erregung. Das reiche, dunkelblonde Haar zeigte an den Schläfen schon einzelne Silberfäden, während das klare, helle, große Auge, der wohlgepflegte Schnurbart, zwei Reihen herrlicher Zähne, frische, in dem Momente halbgeöffnete Lippen ihn wesentlich jünger erscheinen ließen, als er in der That war.

Die beiden Männer, die sich gegenseitig mit prüfenden Blicken beobachteten, standen einander eine kurze Zeit schweigend gegenüber, der Eingetretene ergriff endlich das Wort:

„Sie sind Herr Banquier Mergentheim; — ich habe das zufällig, ohne darnach zu fragen, aus dem Fremdenbuche ersehen, welches mir der vorsichtige Wirth sofort nach meiner vor einer halben Stunde erfolgten Ankunft vorlegte. Ich muß mich Ihnen, bevor ich weiter spreche, vorstellen."

Der Fremde zog eine Karte aus seiner Westentasche und überreichte sie dem Banquier; dieser las: „Graf Conrad Oltheim, königl. preußischer Obrist."

„Ich bin," fuhr nun der Graf mit einer leichten Verbeugung fort, „zuerst ganz gegen meinen Willen, in den Besitz eines Geheimnisses gelangt, das, wie ich annehmen muß, auch wenn Sie Ihren Vorsatz ausgeführt hätten, doch allgemein bekannt worden wäre. Da Sie sich unbelauscht glaubten, haben Sie Alles, was Ihre Seele bedrückte, laut ausgesprochen und auch, wenn Sie mir nicht dem Namen nach als Ehrenmann bekannt wären, hätte ich und wohl auch kein Anderer, weder an dem Ernste Ihres Entschlusses, noch daran zweifeln können, daß Sie nur durch Motive von höchstem Gewichte zu diesem gedrängt würden... Wenn ich Sie recht aufgefaßt habe, liegen Ihre Verhältnisse so. Sie waren bis vor wenigen Tagen noch in der Lage, alle Verbindlichkeiten Ihrer alten hochgeachteten Firma zu erfüllen; aber plötzlich erfuhren Sie in einer nicht nachweisbaren Art einen großen Verlust. Ihre alte, hochehrenhafte Firma steht an dem Rande des Abgrundes. Zu dem tiefen Schmerze, Ihre und Ihres Hauses kaufmännische Ehre zu verlieren, gesellt sich der noch größere, noch tiefer einschneidende — den letzten Vermögensverlust nicht nachweisen zu können; nicht nur an Ihrer kaufmännischen, auch an Ihrer bürgerlichen Ehre bemakelt zu werden. Ihr vollkommen berechtigter Schmerz erfährt auch noch dadurch einen hohen Grad von Steigerung, daß Sie befürchten, daß auch Ihr Vater, ein würdiger Greis, für das Unglück, das er nicht nachweisen kann, zur Verantwortung gezogen werden wird und scheinen Sie mir in Ihrer begreiflichen Befangenheit einen großen Schritt zu weit zu gehen. Sie fürchten auch, daß Ihre Liebsten, Theuersten, daß Ihr Vater, Ihre Gattin, glauben werden, Sie hätten die verlorene Summe in irgend einer incorrecten Weise vergeudet. Ein objectiver, unbefangener Beurtheiler wird Ihren Fall anders auffassen. Ihr mit Recht schwer gereiztes und verletztes Ehrgefühl ist schließlich überreizt worden; — aber Herr Mergentheim, Sie stehen einem Manne gegenüber, der sich — das Zeugniß wird mir wohl Jeder, der mich kennt, ertheilen — sein ganzes, volles Leben lang, streng nach den Gesetzen der Ehre gehalten hat und sich in dem Momente gleichfalls unter dem Drucke einer schwer löslichen Pflichten-Collision befindet..... Sie sind ein Mann, dem die Ehre höher steht, als das Leben, wenn Ihnen dieses verkäuflich wäre, so würden Sie, um die Ehre Ihres Hauses zu retten, gerne — jenes verkaufen... Sie sprachen es ja soeben, allerdings nur mit bitterer Ironie aus... und Sie wären in dem Momente, wo sie sich so namenlos unglücklich fühlen; vielleicht glücklich, wenn Ihnen in der That Jemand, es versteht sich, in anständigster Weise den Betrag, den Sie zur Rettung Ihres Hauses brauchen... für Ihr Leben böte..." Der Graf machte eine lange Pause, dann fuhr er mit vor Erregung schwankender Stimme fort: „Ich bin in dem Momente gewiß der einzige Mensch auf Gottes weiter Welt, der Ihnen... für Ihr Leben die hunderttausend Gulden, die Sie benöthigen, gerne sofort bietet — ich fordere für diesen

hohen Betrag nicht einmal Ihr Leben — es ist möglich, daß Sie dieses erhalten... ich fordere nur, daß Sie sich für diesen Betrag, den ich, wenn Sie es verlangen, gerne noch wesentlich erhöhen will, einer eminenten Lebensgefahr aussetzen..."

Der Graf hielt erschöpft inne, ein leichtes Beben durchflog seinen kräftigen Körper, seine Kniee zitterten, der starke Mann mußte sich niedersetzen.

Mergentheim blickte überrascht zu dem Grafen auf. Das, was er sprach, konnte ganz gut aus dem Munde eines Wahnsinnigen kommen; aber Graf Oltheim war, wenn auch seiner Geburt nach dem Norden Deutschlands angehörend, doch auch im Süden wohl bekannt und genoß den Ruf eines gebildeten, denkenden Mannes; und dann hatte er ja Mergentheim's Lage mit der schärfsten Klarheit erfaßt, er hatte trotz seiner offenbaren Erregung, doch ohne zu stocken, sicher, elegant gesprochen; — er mußte sich im Vollbesitze seiner gesunden Vernunft befinden. Mergentheim unterbrach die Pause, die von Neuem eingetreten war, mit keiner Silbe. Beabsichtigte der Graf in der That, ihm einen Vorschlag im vollen Ernste zu machen, so mußte er denn auch das Wort zur Erläuterung ergreifen.

Die Mienen des Grafen verfinsterten sich, er bohrte mit seinen Zähnen in die Unterlippe, es schien ihm nicht leicht, das, was er zu sagen hatte, auszusprechen. Endlich raffte er sich zusammen und sprach, wie ein Mann, der bestrebt ist, eilig über etwas höchst Unangenehmes wegzukommen, stoßweise mit dumpfer Stimme:

„Ich habe eine Herausforderung zu einem Pistolenduelle auf Leben und Tod erhalten, ich habe ein solches morgen Nachmittag um drei Uhr jenseits der französischen Grenze zu bestehen... ich will mich keiner Lebensgefahr aussetzen, wenn Sie — woran ich nicht zweifle — mit der Führung von Schießwaffen vertraut sind; auch die Schmarre an Ihrer Stirne scheint dafür zu sprechen, daß Ihnen ritterliche Uebungen nicht fremd sind — und wenn Sie morgen statt meiner eintreten wollen, bin ich bereit, Ihnen die Summe, die Sie zu Ihrem Zwecke brauchen, auszuzahlen... ich habe das Geld zwar nicht baar bei mir; aber," der Graf riß mit fieberhafter Eile ein Portefeuille aus seiner Rocktasche und zog ein Schreiben aus demselben, „da ... lesen Sie!"

Mechanisch warf der Banquier einen Blick auf die ihm wohlbekannten Schriftzüge, der Brief lautete:

Frankfurt, am 1. Jänner 1849.

Sr. Hochgeboren Herrn Grafen Conrad Oltheim, königlich preußischer Obrist!

Ihr Guthaben an uns beträgt laut beigelegter Conto-Currante mit dem heutigen Tage fl. 480.000 in Worten Viermalhundert achtzig Tausend Gulden süddeutscher Währung, die wir Ihnen bis auf Weites mit 1½ pro cento, pro anno verzinsen und können Sie jederzeit gegen zweitägige Kündigung, über diesen Betrag ganz oder theilweise verfügen.

Hochachtungsvoll

S. M. Rothschild's Söhne.

„Sie werden wohl nicht an meiner Identität zweifeln?" fuhr der Graf rasch fort, „hier ist mein Paß, auch kann ich Ihnen mit meinem Ehrenworte versichern, daß ich von dem Ausstellungstage dieses Scheines nicht einen Gulden meines Guthabens erhoben. Wenn ich Ihnen hier eine Anweisung auf Rothschild schreibe, so können Sie vollkommen überzeugt sein, daß sie prompt honorirt und bezahlt werden wird... zweifeln Sie daran?"

Mergentheim verneinte dies durch ein lebhaftes Kopfschütteln.

„Sie machen ein glänzendes Geschäft," setzte der Graf fort, „Sie

können ja sain et sauf aus dem Handel hervorgehen... Sie können ja Ihren Gegner niederschießen... Die hunderttausend Gulden haben Sie gewiß, die Ehre Ihres Namens, Ihres Vaters, Ihrer Familie ist gerettet. — Sie könnten in jedem, auch im ungünstigsten Falle wenigstens ruhig sterben; — im Duell getödtet werden ist doch jedenfalls ehrenvoller, als durch Selbstmord..... durch eigene Hand fallen...."

Der Graf hielt den Blick an den Boden geheftet, er sprach immer leiser, zuletzt klang es nur wie halb verständliches Murmeln.

Mergentheim blickte wieder von Neuem im höchsten Grade überrascht auf, wieder schien es ihm, als wenn er traumbefangen wäre, er rieb sich gedankenschwer die Augen, als wolle er sich überzeugen, daß er in der That wache, es entstand eine peinliche Pause.

„Was haben Sie auf meinen Vorschlag zu erwidern?" frug Oltheim endlich, „acceptiren Sie ihn?"

„Herr Graf," entgegnete Mergentheim, „Ihre überraschende Proposition tritt mit einer solchen märchenhaften Plötzlichkeit an mich heran, daß es mir nur schwer gelingen will, meine auseinanderstiebenden Gedanken auf einen Punkt, auf Ihren Vorschlag zu concentriren. Vor Allem muß ich mich orientiren. Es ist mir Vieles an Ihrer Proposition dunkel. Wenn ich Sie nicht mißverstanden habe, sagten Sie, daß Sie morgen Nachmittag drüben in Frankreich ein Duell zu bestehen haben, und... — pardon, Herr Graf, ich beabsichtige nicht, Sie zu verletzen, aber Sie sagten das ja selbst — sich nicht einer Lebensgefahr aussetzen wollen. Das ist mir bei einem Manne, der als muthiger, tapferer Officier bekannt ist, völlig unbegreiflich. Es muß ja doch ein eigenes Bewandtniß mit diesem Duelle haben... einer Feigheit halte ich den Obristen Graf Oltheim nicht fähig!"

Der Obrist war bei den ersten Worten des Banquiers bleich wie ein Linnen geworden, jetzt überfluthete tiefe Purpurröthe sein Gesicht.

„Ich danke Ihnen für Ihre gute Meinung!" rief er lebhaft, Mergentheims Hand ergreifend, „bei dem lebendigen Gotte, ich bin kein Feigling; aber, der Mensch ist ein Sclave der Verhältnisse. Der Fehler, die Uebereilung eines Augenblickes hebt in vielen Fällen die weitere Freiheit seines Handelns auf."

Der Graf brach plötzlich ab, als hätte er zu viel gesprochen, erst blickte er eine geraume Zeit düster vor sich hin, dann erhob er sich, wie von innerer Unruhe gepeinigt und durchschritt mehrmals das Gemach, endlich blieb er vor Mergentheim stehen.

„Mein Herr, es sind eigenthümliche, sonderbare Verhältnisse, unter denen wir uns persönlich kennen lernten... Ich habe Ihr Geheimniß und dabei erfahren, daß Sie ein ehrliebender, feinfühlender Mann sind... nun denn! ich befinde mich in dem Momente, Ihnen gegenüber in einer höchst schmerzlichen Lage; es würde mir weh thun, in Ihren Augen als Feigling und Ehrloser zu erscheinen, und anderseits fällt es mir unendlich schwer, die Gründe, welche mich veranlassen, jetzt einer Gefährdung meines Lebens aus dem Wege zu gehen, preiszugeben... ich schwanke, ich bin mir unklar, ob ich Ihnen dieselben mittheilen darf... lassen Sie mich diesen delicaten Punkt einen Moment überdenken."

Graf Oltheim setzte sich nieder, schloß die Augen und schien sich einer ermüdenden, geistesanstrengenden Erwägung zu überlassen.

„Ich glaube das Richtige gefunden zu haben," begann er endlich wieder nach einer längeren Pause. „Mehrere Gründe bestimmen mich, Ihnen mit voller Offenheit entgegenzukommen. Sie flößen mir Vertrauen ein, Sie sind ein Ehrenmann, Sie werden, mögen Sie nun meine Proposition acceptiren

oder refusiren; mögen Sie — wie ich wünsche und hoffe, diese Sie heftig bedrohende Krise, glücklich überkommen und weiter leben; oder dieser in einer oder der andern Weise zum Opfer fallen, davon bin ich überzeugt, daß Sie das Geheimniß, das ich Ihnen anvertraue, nie über Ihre Lippen kommen lassen werden, nicht wahr Herr Mergentheim? Sie geben mir Ihr Wort, daß Sie, was wir hier sprechen und verhandeln, als ein ewiges unverbrüchliches Geheimniß bewahren."

„Hier meine Rechte, Herr Graf!" sprach der Banquier, in die dargebotene Hand Oltheims einschlagend, „aber auch ich fordere von Ihnen, daß — mag das Resultat unserer merkwürdigen Unterredung, welches immer sein — auch Sie mein Geheimniß ehren und dieses stets wie ein Heiligthum bewahren."

„Mein Ehrenwort als Officier, Cavalier und Mann!... Wenn ich allein auf der Welt stände," fuhr der Graf fort, „so müßte ich mich bezwingen und den finstern Schatten, der in Ihren Augen auf mich fallen müßte, auf mir ruhen lassen, ich müßte es mir gefallen lassen, daß Sie bei näherem Bedenken glauben, daß ich mich aus Feigheit bei einem Duelle vertreten lasse; statt meines Lebens, jenes eines Andern einsetzen will; ich könnte in dem Zwiespalte meiner Gefühle an das vergessen, was ich meinem Namen, meinen Vorfahren, meiner Vergangenheit schuldig bin und könnte aus Rücksicht für eine Pflicht gegen Lebende den schweren Makel auf mir haften lassen;... aber ich stehe nicht allein, ich muß eben die Ehre dieser Lebenden erhalten, ich bin mit den festen, unlöslichen Banden der Liebe, der Ehre, der Pflicht an theure Wesen gefesselt — diese müssen vor Jedermann einen unbefleckten Namen tragen... ja... ich fühle das unabweisliche Bedürfniß, mich vor Ihnen ganz und vollkommen zu rechtfertigen. Sie, der die Verbindlichkeiten, welche Berufsehre und Berufspflicht auferlegen, selbst so hoch halten, Sie werden mich verstehen und indem Sie Ihre eigene Ehre retten, die Ihnen weit höher als das Leben steht, auch jene..." Oltheim war tief bewegt, er mußte abbrechen.

Es trat wieder eine jener, in diesem seltsamen Gespräche häufig wiederkehrenden Pausen ein. Mergentheim zählte zu jenen höher organisirten, feinfühligen Naturen, deren eigenes Unglück ihre Theilnahme an Andern nicht zu ertödten, nicht abzustumpfen vermag. Obwohl mit seinen eigenen Angelegenheiten in aufregendster Weise beschäftigt, fand er doch ein lebhaftes Interesse an dem Grafen, der ihm unglücklich schien, und den er, ohne sich einen Grund dafür angeben zu können, seiner Theilnahme für werth hielt. Er fühlte sich fast angenehm berührt davon, daß der Verdacht, Graf Oltheim sei ein ehrloser Feigling, der scheinbar wohl berechtigt, in ihm aufgestiegen, widerlegt werden würde und er sah seinen weitern Mittheilungen mit lebhafter Spannung entgegen.

„Damit Sie mich ganz und vollkommen verstehen, damit Sie im Stande sind, sich ganz in meine Seelenstimmung zu versetzen, muß ich Ihnen einen gedrängten Abriß meiner Vergangenheit geben, Ihnen meine Lebensgeschichte erzählen. Ich werde mich der möglichsten Kürze befleißen.

Ich stamme aus einem alten Adelsgeschlechte, das sich nicht nur dadurch bemerkbar gemacht hat, daß es zu allen Zeiten tüchtige Officiere, Diplomaten und Staatsbeamten geliefert hat, sondern vor einigen Jahrzehnten auch dadurch, daß zwischen den Linien Oltheim-Lilienburg und Oltheim-Trachtenburg ein langjähriger, höchst verwickelter Proceß um einen großen fideicommissarischen Besitz geführt wurde, der die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich zog und damit endete, daß in letzter Instanz, der Linie Olten-Lilienburg, beziehungsweise deren Senior die

große Erbschaft zugesprochen wurde... Ich verlor frühzeitig meine Eltern, mein Vater fiel auf dem Felde der Ehre bei der Schlacht von Bellealliance, und meine liebe Mutter, eine zärtliche Gattin konnte den schweren Verlust nur kurze Zeit überleben. Ich blieb, ein dreijähriger Knabe, als einziges Kind meiner Eltern allein, verlassen zurück. Meine Eltern hatten mir kein Vermögen hinterlassen; ich erhielt einen entfernten Verwandten, einen pensionirten Officier zum Vormunde und wurde meiner völligen Mittellosigkeit und um der Verdienste meines Vaters willen, auf Staatskosten erzogen. Ich hatte an meinem Vormunde keine Stütze, er bekümmerte sich nicht um mich und ich muß es noch als Glück betrachten, daß ich in meiner Vereinsamung nicht schon in meiner ersten Jugend verwilderte, nicht gänzlich verkam. Das Entbehren jener Liebe, welche das zarte Kind wohl am allermeisten bedarf, machte mich eine Zeit lang scheu und mißtrauisch... Ich habe versprochen, mich kurz zu fassen und will, so weit es meiner geringen, durch die Aufregung des Momentes noch veringerten Erzählungsgabe möglich ist, auch mein Wort halten; ich will einen weiten Bogen meines Lebens rasch durcheilen. Nachdem ich das Gymnasium verlassen hatte, frug mich mein Vormund, was ich nun beginnen wolle? Von frühester Jugend auf mich allein beschränkt, war ich mit gebieterischer Nothwendigkeit darauf angewiesen, mir selbst, so gut als möglich zu rathen. In meiner Familie hatte es stets Juristen, Staatsmänner und Officiere gegeben, ich wollte mich nicht der Möglichkeit berauben, später einen oder den andern dieser Berufszweige zu ergreifen und bezog die Universität, um die Rechte zu studiren. Dort lernte ich einen jungen Mann, Robert Seland, kennen, der mir schon beim ersten Anblick außerordentlich sympatisch war, an den ich mich sofort anschloß und mit dem ich ein festes, inniges Freundschaftsbündniß schloß. Seland war eine mir geistig verwandte Natur und befand sich überdies in einer mir ähnlichen Lage, was eine Annäherung und ein inniges Anschließen sehr begünstigte. Er stand fast allein, er besaß nur eine Schwester, die er zwar innig liebte, aber mit der er wenigstens während der Zeit unseres gleichzeitigen Aufenthaltes in der Residenz nur im brieflichen Verkehre stand. Seland war im Allgemeinen so wie ich, verschlossen und schweigsam, bloß mir gegenüber ward er mittheilsam und nur über seine Familien-Verhältnisse, namentlich über seine Schwester wollte er sich nicht aussprechen und da ich bald bemerkt hatte, daß ihn meine theilnehmenden Fragen über jene unangenehm berührten, vermied ich jedes Gespräch über dieselbe.

Wir lebten wie Brüder, ich hatte ein Staatsstipendium erhalten, Seland, weniger glücklich als ich, mußte sich durch Unterrichtertheilen erhalten. Wie ich schon gesagt habe, hatte sich zwischen uns ein inniges, schönes, edles Verhältniß entwickelt. Wir theilten nicht nur jeden Bissen, sondern auch die Mühseligkeiten des Lebens. War Seland einmal, etwa durch Unwohlsein verhindert, eine Lection zu geben, trat ich für ihn ein; — ich war einmal heftig an einem Nervenfieber erkrankt und Seland pflegte mich wie eine zärtliche Mutter ihr liebstes Kind. Einmal war eine Preisaufgabe, die Behandlung einer juridischen Frage ausgeschrieben, wir hatten jeder einen Aufsatz ausgearbeitet und als wir uns unsere Arbeiten gegenseitig vorlasen, befürchtete jeder von uns, er könne bei der Concurrenz dem Freunde im Wege stehen, jeder wollte zurücktreten. Es wäre dies ein großes Opfer, möglicherweise ein Entgang an Ehre und auch an materiellem Gewinn, dessen wir beide dringend bedurften, gewesen, und erst nach einer längern Discussion, in welcher jeder, nur deshalb von der Preisbewerbung abzutreten erklärte,

weil er gewiß dem Andern unterliegen würde, während er das Entgegengesetzte glaubte, beschlossen wir, diese unsere Arbeiten in eine zu verschmelzen und gemeinschaftlich einzureichen. Nebenbei bemerkt, erhielten wir auch den Preis und auch da vindicirte jeder von uns dem Andern das Hauptverdienst."

Mergentheim wurde von der wohlthuenden Wärme, mit welcher Oltheim von seinem Freunde sprach, hingerissen, einen Augenblick vergaß er an sich selbst und an seine Lage.

„Das mußte, wenn möglich, Ihre freundschaftlichen Beziehungen zu Ihrem Collegen noch verstärken, es war dies ein schönes, ideales Verhältniß!" fühlte er sich unwillkürlich zu interpoliren gedrängt.

„Ich verweilte bei der Schilderung meiner Beziehungen zu Seland etwas länger als billig," nahm der Graf wieder das Wort, „aber es will mich bedünken, daß jene doch nothwendig ist. Während unserer Studienzeit hatten wir beide auch unserer Militärpflicht genügt, doch hatte Seland sein Freiwilligen-Jahr bei der Artillerie absolvirt, während ich bei der Infanterie diente.

Nachdem wir die Rechtsstudien beendet, besprachen wir unseren weiteren Lebensplan und Seland erklärte mir zu meiner Ueberraschung, daß ihm bei seiner Mittellosigkeit die Juristenlaufbahn als eine zu dornenvolle erscheine, daß er den Militärstand liebgewonnen und daß er sich demgemäß entschlossen habe, diesen zu seinem Berufe zu wählen. Die Gründe, die er für seinen Vorsatz anführte, waren vollkommen stichhältig und was er von sich sagte, konnte ebenso gut auf mich und meine Verhältnisse passen und so entschloß auch ich mich, Berufssoldat zu werden, um so mehr, als auch mein Vater diesem Stande sein Leben gewidmet und wie der ruhige, Alles erwägende Seland hervorhob, die Verdienste, die sich dieser als Officier erworben, seinem Sohn zu Gute kommen würden.

Zu unserem beiderseitigen, tiefen Bedauern trennten sich nun unsere Lebenswege, Seland ging zu jenem Truppenkörper, dessen Dienst er gründlich erlernt hatte, zur Artillerie; ich blieb bei der Infanterie."

Der Graf hielt einen Moment erschöpft inne, es mochte dies wohl nicht die Folge des langen, anhaltenden Sprechens sein, seine breite Brust, die kräftigste, musculöse Gestalt konnte wohl noch eine weit größere physische Anstrengung ertragen, es mußte die geistige Aufregung auf den Körper zurückgewirkt haben und Mergentheim frug höflich:

„Darf ich Ihnen vielleicht ein Glas Wein anbieten? Ich habe die Flasche bringen lassen, um den neugierigen, zudringlichen Wirth zu entfernen, das Glas ist unbenützt."

„Ich danke," entgegnete der Graf, das Glas vollschenkend und es leerend, „ich lese in Ihren Mienen die stille Frage, in welchem Zusammenhange dieser Theil meiner Erzählung mit der beispiellosen Proposition, die ich Ihnen stellte, steht; — aber, wenn Sie mit meiner schleppenden Erzählungsweise nur noch ein wenig Geduld haben, werden Sie diesen schon kennen lernen und es begreiflich finden, daß ich bei den Einzelnheiten meines Lebens so lang verweilte."

„Was ich zu thun beabsichtige," meinte Mergentheim mit einem bittern Lächeln, „wissen Sie und es könnte mich nur ein halbes oder ein ganzes Wunder davon abhalten; — als dieses würde mir auch der Umstand erscheinen, wenn mich irgend etwas veranlaßte, auf Ihren Vorschlag einzugehen... es bliebe mir daher in diesem Leben nichts zu thun übrig; die Zeit, die ich zu dem Anhören Ihrer mich lebhaft interessirenden Erzählung verwende, wüßte ich in der That nicht besser, überhaupt gar nicht anders zu

verwenden; ... fahren Sie fort, Herr Graf!"

„Als vierundzwanzigjähriger Premierlieutenant kam ich in eine Provinzialhauptstadt in Garnison und gleichzeitig mit mir, da unser Obrist zum General befördert wurde, ein neuer Regiments-Commandant. In einer kleinen Garnisonsstadt bildet das Haus des Obristen den Sammelpunkt für alle Officiere. Das Haus unseres Obristen Baron Polldorf war ein recht geselliges, er stand noch in den besten Jahren, hatte in zweiter Ehe die kinderlos blieb, eine recht hübsche Frau geheiratet und besaß aus erster Ehe zwei Töchter, von denen die jüngere, Ida, ein dreizehnjähriges Mädchen, noch einer Erzieherin bedurfte, während die siebzehnjährige Bertha schon, gegen den Willen ihrer Stiefmutter Anspruch erhob, als junge Dame betrachtet und beachtet zu werden.

Die Officiere besuchten häufig und gerne das Haus des Regiments-Commandanten, die Hausfrau arrangirte Tanzunterhaltungen, Spiele, musikalische Abende, man las Dramen mit vertheilten Rollen und spielte Haustheater, mit einem Worte, man trieb alle jene geselligen Allotria, wie sie damals eben in Mode und Gebrauch waren.

Aber es war nicht allein der Wunsch, sich dem Regimentschef gefällig zu erweisen, oder sich angenehm die Zeit zu vertreiben, der die jungen Officiere in das Haus des Obristen führte, dieses besaß einen noch weit stärkeren Magnet, es war das die Erzieherin der zweiten Tochter, Therese Below..."

Oltheim mußte wieder, tief bewegt einen Moment inne halten, dann fuhr er fort, „Therese Below war das Ideal eines Weibes. Ihrem wunderbar anmuthsvollen Gesichte nach schien sie achtzehn Jahre; aber ihrer herrlichen, plastischen Gestalt, ihrem reichen Wissen, ihrem entwickelten Geiste nach hätte man sie für älter halten müssen. Ich hatte bisher ein freudeloses, mitunter sorgenschweres Leben zurückgelegt, ich war den Menschen gegenüber — meinem Freunde Seland ausgenommen — wenn auch nicht kalt, so doch fremd, abweisend gegenübergestanden und hatte mich dem weiblichen Geschlechte, auch nicht der untern Classe desselben, etwa in unedler Weise und Absicht, nie genähert. Das erste weibliche Wesen, dem ich zufällig näher gerückt wurde, war, wie ich schon erwähnt habe, ein Ideal, ein Ideal an Schönheit des Körpers, des Geistes und Gemüthes, und schon bei Theresens erstem Anblicke fühlte ich mich wunderbar ergriffen...

Ich will Sie nicht mit einer Schilderung vehement beginnender und noch stets wachsender Leidenschaft, mit der Schilderung einer edlen, reinen und dabei doch heißen Liebe belästigen... bald glaubte ich zu bemerken, daß auch ich Theresen nicht gleichgiltig sei. Meine Gedanken verstiegen sich zum Höchsten, ich machte mich bald mit der kühnen Idee vertraut, ihre Achtung, ihre Liebe zu erringen, um ihre Hand zu werben; mein farbloses, düsteres Leben ward mir plötzlich verschönt... Ich hatte mir ein hohes Ziel gestellt, das ich mit Ausdauer zu erreichen hoffte! Freilich, meine Stimmung war nicht immer gleich, sie war eine wechselvolle. War ich zuweilen von den kühnsten Hoffnungen beseelt, so gab es allerdings wieder Stunden, in denen mich Bedenken schwerster Art schmerzlich quälten. Vor Allem wußte ich doch nicht sicher, ob meine glühende Liebe von Theresen in der That erwidert wurde. Dann liebte ich dieses Weib auch edel, selbstlos; — welche Zukunft konnte ich ihr, der ich gerne das schönste Loos auf Erden bereitet hätte, bieten? Ich war vierundzwanzig Jahre alt, Lieutenant, vermögenslos, besaß keine Protection, es herrschte tiefster Friede, dem Officier fehlte jede Gelegenheit, sich auszuzeichnen!... Ich wollte mit dem

Aufgebote aller meiner Kräfte eine, Theresens würdige Stellung erringen und dann vor sie hintreten und meine heißen Wünsche aussprechen; aber der naheliegende Gedanke, daß sie mir bis dorthin tausendmal entrissen werden könnte, quälte mich in so hohem Grade, daß ich mich endlich nach langen, ruhelos durchwachten Nächten entschloß, Therese von meiner starken, innigen Neigung in Kenntniß zu setzen und sie zu fragen, ob sie einem ehrlichen Manne, der sie verehrt, ihre Hand reichen, und ob sie auf ihn so lange warten wolle, bis er sich eine Stellung errungen, um der Zukunft ohne Furcht entgegensehen zu können. Am correctesten erschien es mir mit Therese selbst zu sprechen; aber ich kann es Ihnen, Herr Mergentheim, jetzt, nach vierzehn Jahren gestehen, ich besaß wohl den Muth, vor sie hinzutreten und ihr das Geständniß meiner Liebe abzulegen, aber nicht jenen, möglicherweise eine Zurückweisung aus ihrem Munde zu erfahren. Ich suchte einen Vermittler, der meine kühnen Wünsche vor Theresen aussprechen mochte. Nach kurzem Bedenken schien mir die Obristin die geeignetste Persönlichkeit. Diese war eine grundgute, wenn auch etwas gefallsüchtige Frau von drei, vier und dreißig Jahren, die sich gerne von den Officieren den Hof machen, Schönheiten sagen ließ und sich dabei den Anstrich gab, als wolle sie die jüngeren derselben bemuttern. Wie alle Frauen war sie eine enragirte Heiratsstifterin, und es war allgemein bekannt, daß sie sich hierin schon mit Glück und Erfolg versucht hatte. Unser Major war unter ihrer Aegide in das süße Joch einer zweiten Ehe gegangen und auch unserem Regimentsarzt hatte sie eine passende Braut zugeführt, und die glücklichen Ehen, die diese beiden Paare führten, ermunterten sie zu fortgesetzter gleicher Thätigkeit.

Ich vermuthete, daß die Obristin meine Bitte, mir in dieser Angelegenheit zu rathen, für mich bei Theresen das Wort zu führen, gütig aufnehmen werde, um so mehr, als es der noch immer schönen und etwas zur Eifersucht gravitirenden Frau, die einen ältern Gatten besaß, nur erwünscht sein konnte, ein Weib, das ihre Umgebung in jeder Beziehung überstrahlen mußte, aus ihrem Hause zu entfernen. Ich ließ mich eines Vormittags bei der Frau Obristin melden. Als ich damit begann, daß ich von ihrer Liebenswürdigkeit und Güte überzeugt, mir ihren bewährten Rath und ihre vielvermögende Unterstützung erbitte, und daß es sich um eine Dame, die ich liebe und verehre, handle, war sie vor Vergnügen erröthet und hatte, ohne das Weitere abzuwarten, mir versprochen, Alles aufzubieten, was in ihren Kräften stehe, um zwei Menschen glücklich zu machen, als ich aber fortfahrend erklärte, daß es sich um Therese Below handle, war sie plötzlich so ernst geworden, wie ich die heitere, lebenslustige Frau früher noch nie gesehen und sie sagte: „Therese Below, unsere Erzieherin! ah! das ist etwas ganz Anderes, da kann ich gar nichts für Sie thun, die ist für mich in ein mysteriöses Dunkel gehüllt, die steht unter der unmittelbaren Protection meines lieben Mannes. Dieser hat vor mir sonst gar kein Geheimniß, blos bezüglich der Below, deren nähere Verhältnisse er zu kennen scheint, hat er mich ersucht, mir etwas verschweigen zu dürfen, was nicht sein, was ein fremdes Geheimniß sei.“ — Diese Mittheilung überraschte mich unangenehm und die Obristin las dies in meinen Zügen. „Ich kann in diesem Falle nichts für Sie thun, am allerwenigsten aber in einer solchen Angelegenheit mit der Below sprechen,“ war sie fortgefahren; „Sie sind ein muthiger Mann, der, wie Sie eben ausgesprochen, entschlossen ist, mit allen erlaubten Mitteln sein Lebensglück zu erkämpfen; unter andern Verhältnissen hätte ich Ihnen bei meiner Erfahrung und Kenntniß

des weiblichen Herzens gerathen, Ihre Sache selbst bei der Dame Ihrer Wahl zu führen; aber da es sich um Therese Below handelt, wird es doch am zweckmäßigsten sein, wenn Sie vorerst mit meinem lieben Manne sprechen. Nachmittag zwischen vier und fünf Uhr finden Sie ihn am ungestörtesten, ich werde ihn auf Ihre Ankunft vorbereiten."

Mit dem vierten Glockenschlage stand ich vor meinem Regiments-Commandanten, dieser nahm mich gütig auf und obwohl er den Zweck meines Besuches kennen mochte, ließ er mich doch mein Anliegen vorbringen. Ich sprach mit Wärme und Begeisterung von Therese Below, erklärte, daß ich ihrer nicht würdig sei, daß schon meine äußere Lebensstellung mich nicht berechtige, um einen so hohen Preis zu ringen, aber daß ich mit dem Aufgebote aller meiner Kräfte bemüht sein wolle, sobald als möglich vorwärts zu kommen und daß es dann eine Hauptaufgabe meines Lebens sein solle, Therese zu beglücken. Mein Regimentschef hatte mich wohlwollend und ruhig bis zu Ende angehört, ein leichtes, trauriges Lächeln überflog sein freundliches, treuherziges Gesicht, als er mir antwortete:

„All' das Gute, was Sie über Therese Below sagten, will ich gerne unterschreiben; aber — Therese Below kann Sie nicht heiraten, ich weiß das ganz gewiß; aber ich habe nicht das Recht, Ihnen die Gründe zu sagen — und Sie haben nicht die Verpflichtung, sich mit meiner Abweisung, der ich doch weder der Vater noch der Vormund der Dame bin, zu begnügen. Ich achte Sie als einen Ehrenmann und einen braven, pflichttreuen Officier, es wird wohl nichts anderes übrig bleiben, als daß Sie mit der Dame selbst sprechen und sich Ihren Korb, der — das verbürge ich Ihnen mit meinem Ehrenworte — Sie gar nicht zu verletzen braucht, selbst holen. Therese Below besitzt Verstand und Geist genug, ihre Antwort in jedem Falle so einzurichten, daß sie genau das ausdrückt, was sie ausdrücken soll — und auch nicht verletzt!" Einen Augenblick hatte der Obrist, die Hand an die Augen gedrückt, nachgedacht, dann sprach er: „Herr Graf, eine unangenehme Affaire soll so rasch als möglich erledigt werden und einen Korb zu erhalten, ist immerhin eine unangenehme Sache... Wenn Sie meinem Rathe folgen, gehen wir gleich in das Zimmer der Dame, ich werde ihr sagen, daß Sie mein Fürwort bei ihr angesprochen und daß ich Sie direct an sie gewiesen!" Noch bevor ich dem Obristen ein Wort erwidern konnte, hatte er sich erhoben, mechanisch folgte ich ihm, wir durchschritten drei Zimmer, bevor wir in jenes der Erzieherin kamen. Der Obrist klopfte kräftig an, auf Theresens: „Herein" übertraten wir die Schwelle. Sie schien von dem unerwarteten Besuche überrascht, eine feine Röthe überflog ihr Antlitz, sie erschien mir herrlicher als je.

„Herr Premierlieutenant Graf Oltheim-Trachtenburg, ein Ehrenmann und tüchtiger Officier, der meine volle Achtung genießt, hat — da Sie sich in meinem Hause, gewissermaßen unter meinem Schutze befinden — mich vertrauensvoll angegangen, für ihn um Ihre Hand zu werben," begann der Obrist. „Ich habe nicht die Ehre, Ihr Vormund oder Ihr Verwandter zu sein und obwohl ich annehme, daß Sie gezwungen sind, die ehrenvolle Bewerbung des Herrn Grafen abzulehnen, so hielt ich es doch für meine Pflicht, ihm zu rathen, er möge selbst mit Ihnen darüber sprechen. Kein Ehrenmann darf von einer Dame, um die er wirbt, Gründe für eine Abweisung verlangen und Premierlieutenant Graf Oltheim ist ein Ehrenmann;" der Obrist hatte diese Worte kräftig betont, „aber Sie könnten sich vielleicht geneigt fühlen, ihm einen Grund anzugeben, welcher dem Refus jeden

Stachel, jede Bitterkeit benimmt und dazu war ich nicht berechtigt; — ich lasse Sie mit dem Herrn Grafen allein."

Ich glaubte zu träumen; das, was der Obrist Polldorf sprach und that, erschien mir eigenartig, ganz unbegreiflich. Es bedurfte einiger Zeit, bevor ich mich in meine eigenthümliche Situation zurechtfand. Therese schien im hohen Grade aufgeregt, ihr Busen hob und senkte sich im tiefen Athemholen, sie wollte sprechen und doch schwieg ihr halbgeöffneter Mund; endlich begann ich meine Werbung, ich sprach wie ein ehrlicher, redlicher Mann, ich gestand ihr meine heiße Liebe, gestand, daß ich bis jetzt kein Weib geliebt, mich keinem Weibe genähert, daß ich entweder ein solches, wie sie, als Gattin besitzen oder immer ehelos bleiben würde, ich war eben im besten Zuge, als Therese mit einer unwillkürlichen Bewegung ihre kleine Feenhand auf meinen Arm legend, mich unterbrach:

„Sprechen Sie nicht weiter, Herr Graf!" sagte sie mit ihrer vollen melodischen Altstimme, „ich kann und darf Sie nicht anhören... Sie sind ein edler, würdiger Mann und wenn ich über die Zukunft eines Mädchens frei zu verfügen hätte, wenn ich eine Schwester, oder," ein wehmüthiges Lächeln umschwebte ihre Lippen, „wenn ich eine schon heiratsfähige Tochter hätte, würde ich Ihnen deren Zukunft mit vollster Beruhigung anvertrauen, aber ich... ich selbst muß Ihren ehrenvollen Antrag dankend ablehnen. Um Ihnen meine persönliche Hochachtung und Werthschätzung zu beweisen, will ich Ihnen einen Grund angeben, der vollkommen genügend und ausreichend ist... ich will Ihrer Discretion ein Geheimniß anvertrauen, das wenigstens hier, außer meinem edlen Gönner und väterlichen Freunde dem Obristen Baron Polldorf, kein Mensch kennt. Ich bin nicht das, was ich scheine; Sie haben mich in Ihrer Ansprache mehrmals Fräulein genannt, ich bin das nicht... ich bin eine verheiratete Frau, ich habe einen geliebten Gatten und ein kleines, herrliches Mädchen... ich bin übrigens auch schon älter, als ich aussehe, ich habe schon das zweiundzwanzigste Lebensjahr überschritten. Ich muß jetzt getrennt von meinem Manne leben und da eine Frau, die gezwungen ist, getrennt von ihrem Gatten zu leben, gewöhnlich gering geachtet und Uebles über sie gesprochen wird, habe ich mit Einwilligung des Herrn Obristen als Fräulein Below die Erzieherstelle in seinem Hause angenommen.... und — leben Sie wohl, Herr Graf!"

„Therese verließ das Zimmer; ich war zu Boden geschmettert... Therese Below war mir unerreichbar, sie war das Weib eines Andern; — jeder Gedanke an sie ein Verbrechen!.... Ich habe Therese Below seit diesem Tage nie mehr gesehen!"

Oltheim hielt wieder erschöpft inne. Mergentheim war seiner Erzählung mit Spannung gefolgt; aber er hatte bisher in derselben auch nicht das Geringste gefunden, was ihm über die eigenthümliche Proposition des Grafen hätte Aufklärung verschaffen können. Der Gedanke, der sich ihm zuerst aufgedrängt, der Graf sei ein Irrsinniger, tauchte von Neuem in ihm auf; daß dieser seine Erzählung wohlgeordnet, zuweilen mit Wärme und Schwung vortrug, war bei genauer Erwägung kein Beweis gegen diese Annahme, er erinnerte sich von Wahnsinnigen gelesen zu haben, die nur von einer fixen Idee verfolgt wurden; sonst aber stundenlang über wissenschaftliche Themata hochinteressante, gelehrte Vorträge abhalten konnten; sollte sich ihm, in dem entscheidendsten Momente seines Lebens, der ihm der letzte hätte werden sollen, ein mit Monomanie behafteter Mensch zugesellt haben? Freilich, er hatte ihm ein Schriftstück von S. M. Rothschild's Söhne vorgewiesen, worin ihm dieses Welthaus das Verfügungsrecht über einen großen Betrag einräumte und

man hätte ein solches Document kaum in der Hand eines Wahnsinnigen gelassen; aber es waren ja auch häufig Fälle vorgekommen, wo ein Mensch plötzlich, jählings vom Wahnsinn erfaßt worden war. Mergentheim wurde in seinem Urtheile über den Grafen schwankend, je mehr er sich anstrengte, sich ein klares Bild über den seelischen Zustand seines Gesellschafters zu verschaffen, desto weniger gelang es ihm, er begann einen heftigen Kopfschmerz zu empfinden, er begann an seiner eigenen Urtheilsfähigkeit zu zweifeln, einen Augenblick befürchtete er sogar außer Stande zu sein, die Worte des Andern gehörig aufzufassen; einen Augenblick fürchtete er, durch die plötzlich über ihn hereingebrochenen Ereignisse selbst sinnverwirrt, selbst wahnsinnig geworden zu sein; mit einem Aufraffen aller seiner geistigen Kräfte wollte er es versuchen, möglichst Licht in die Situation zu bringen und er frug:

„Herr Graf — wann hat sich das, was Sie da eben zu erzählen die Güte hatten, zugetragen?“

„Vor vierzehn Jahren, im Jahre 1835.“

„Herr Graf,“ sprach Mergentheim, „Sie werden meiner Aufregung ein ungewogenes Wort zu Gute halten; ich höre nun Ihre Mittheilungen durch längere Zeit an und finde in diesen noch immer keine Erklärung Ihrer eigenthümlichen Handlungsweise, ich kann mir gar nicht denken, in welchem Zusammenhange diese, der Zeit nach so lange entfernt liegende Begebenheit ... mit dem Duelle, das morgen stattfinden soll und irgend einer Verpflichtung Ihrerseits, Ihr Leben zu erhalten, stehen soll!“

„Lassen Sie mich gefälligst mit meiner Erzählung zu Rande kommen, und ich bin vollkommen überzeugt, Sie werden mir zugestehen müssen, Sie würden in gleicher Lage mit mir — auch gleich handeln müssen.... — Ich verbrachte eine schlaflose Nacht; es erschien mir als eine reine Unmöglichkeit mit Therese Below noch länger in einer Stadt zu leben, ich nahm Urlaub und eilte in die Residenz, um dort meine Uebersetzung in ein anderes Regiment zu erlangen, etwa mit einem Kameraden zu tauschen; mein Vorhaben gelang, ich brauchte nicht mehr in meine frühere Garnison zurückzukehren.

Therese Below — ich versuchte es, sie zu vergessen, ich wollte mich nie nach ihr erkundigen; — aber ihr Bild ruhte unverlöschlich in meiner Seele und ich schwur mir den heiligsten Eid — nur dann eine Gattin zu wählen, wenn mir auf meinem Lebenswege eine zweite Therese Below begegnen sollte!

Ich war in ein anderes Regiment getreten und lebte so zurückgezogen als möglich, namentlich schloß ich mich von jeder Gesellschaft, in der sich Damen befanden, aus; der Anblick einer jungen, gebildeten Dame, rief mir stets in schmerzlichster Weise die Erinnerung an Therese Below, an ein geträumtes Lebensglück zurück, das ich einen Moment zu erhaschen gehofft hatte und das mir nun unwiederbringlich verloren schien!... Um meinen Geist zu beschäftigen, widmete ich mich mit einem wahren Feuereifer dem Dienste; die Zeit, welche mir dieser frei ließ, verwendete ich zum Studium der Militärwissenschaften, ich versuchte mich auch als Schriftsteller in diesem Fache und diese Beschäftigung und ein regelmäßiger Briefwechsel mit meinem Freunde Seland, der in einer Festung im äußersten Osten lag, bildeten die einzigen Erholungen in meinem eintönigen, freudelosen Leben. — Meine militär-wissenschaftlichen Arbeiten erregten die Aufmerksamkeit meiner Vorgesetzten und jenen verdankte ich es wohl, daß ich bald zum Hauptmann befördert wurde. Kurz darauf erfuhren meine äußern Verhältnisse einen glänzenden Umschwung. Im Verlaufe weniger Wochen waren zuerst der Majo-

ratsherr der Linie Oltheim-Lilienburg und kurz darauf der Senior der Linie Oltheim-Trachtenburg, der jenem succedirt hatte, beide kinderlos gestorben. Der Erstere war in England bei einem Wettrennen gestürzt und hatte hierbei den Hals gebrochen; der Letztere, ein kräftiger, übermäßig corpulenter Mann, war bei einem Gastmahle, wo er dem starken Wein mehr als seiner Körperconstitution zuträglich, zugesprochen, plötzlich einem Schlaganfalle erlegen — und der große fideicommissarische Familienbesitz überging an mich. — Ich hätte jetzt eine angenehme, glänzende Stellung einnehmen können; aber nachdem ich Therese Below verloren, erschien mir das Leben reizlos; ich hatte mich nach und nach an das Militärleben gewöhnt, und entschloß mich nach kurzem Bedenken, in meinem Stande zu verbleiben, weiter zu dienen.

Plötzlich war ich nun ein Gegenstand der allgemeinen Aufmerksamkeit geworden; Sie können es sich wohl denken, daß sich nun die Blicke aller Väter und Mütter, die mit ihren heiratsfähigen Töchtern Ansprüche an einen der reichsten Erben Deutschlands erheben zu dürfen glaubten, auf mich richteten, daß alle jungen Witwen, die sich berechtigt fühlten, nach einem so glänzenden sort zu streben, energisch nach mir angelten; aber ich blieb kalt wie Marmor, für mich hatte es nur eine Frau auf Erden gegeben — Therese Below; eine zweite ihr vollkommen gleiche zu finden, schien mir unmöglich!

So verging mir eine lange Reihe von Jahren, ohne Abwechslung, ohne Anreiz, ja sogar die Correspondenz mit Seland, die früher stets anregend und erfrischend auf mich gewirkt hatte, war nach und nach in's Stocken gerathen und die Briefe, die wir jetzt nur in langen Intervallen wechselten, beschränkten sich fast nur auf banale, conventionelle Phrasen, interesselose Mittheilungen über unsere Dienstverhältnisse, so daß mir jetzt auch dieser Briefwechsel wenig Vergnügen bereitete. Diese scheinbare, gegenseitige Erkältung — ich muß sie nur als eine scheinbare bezeichnen, da unsere freundschaftlichen Gefühle völlig unverändert in uns fortlebten — hatte ihren guten Grund. Wir beide waren unmittheilsame, verschlossene Naturen. Ich habe es schon erwähnt, Seland hatte mir nie etwas über seine Familie mitgetheilt und wenn ich ihn später zuweilen in meinen Briefen frug, ob er sich noch nicht zur Ehe entschlossen, ob er nicht ein Mädchen gefunden, von dem er erwarten dürfe, daß sie ihn beglücken würde, so ließ er entweder diese Frage unbeantwortet, oder er erwiderte einfach, er könnte schon aus dem Grunde nicht daran denken, sich zu verehlichen, weil seine äußern Verhältnisse dies nicht gestatten.

Als ich der reiche Majoratsherr geworden, machte ich den verunglückten Versuch, ihm in irgend einer Weise beizuspringen, seine Lage zu verbessern, ich frug ihn an, ob er geneigt wäre, den Dienst zu quittiren und die Oberleitung meiner Herrschaften zu übernehmen; allein, da er meine erste diesbezügliche Frage unbeantwortet, eine Wiederholung derselben aber kurz und trocken ablehnte, mußte ich annehmen, daß ich mit meinem gut gemeinten, wohlwollenden Offerte das Feingefühl meines Freundes, der Alles, was im Allerentferntesten einer Unterstützung glich, schroff zurückwies, verletzt hatte und ich wagte später nie mehr auf Aehnliches zurückzukommen. — Ursprünglich mir selber unbemerkt, hatte sich meiner doch eine gewisse Bitterkeit bemächtigt. Seland hatte mir, seitdem wir uns getrennt und persönlich nicht mehr begegnet waren, gar keine intime Mittheilungen gemacht; ich selbst konnte es mir gar nicht vorstellen, daß ein Menschenleben mit einer solchen beispiellosen Regelmäßigkeit dahinfließen, daß dieses im Laufe der Zeiten nicht denn doch etwas darbieten sollte, das man einem

treuen Freunde mittheilt, wo man sich bei einem theilnehmenden Menschen Rathes erholen will und diese tiefe Schweigsamkeit erschien mir zuweilen doch als Beweis einer kalten Seele; — aber bei näherem Bedenken konnte ich den Freund auch in dieser Beziehung nicht verurtheilen. Ich selbst handelte ja in gleicher Weise. Ein Gefühl eigenthümlicher Scham hatte mich zurückgehalten, Seland, meine Liebe zu Therese Below und die Zertrümmerung meiner Hoffnungen mitzutheilen; welchen Zweck hätte ich auch dadurch erreichen, was hätte er darauf erwidern sollen? Und trotzdem schien es mir incorrect, dem Freunde diese mächtige Veränderung in meinem Seelenleben verschwiegen zu haben; es schien mir meiner unwürdig, einen inhaltslosen Brief an ihn zu schreiben, während ich denn doch im Grunde meines Herzens das dringende Bedürfniß fühlte, mein Leid auszusprechen, es einem theilnehmenden Freunde mitzutheilen — und so konnte ich auch den Freund damit entschuldigen, daß auch er sich möglicherweise in gleicher oder ähnlicher Lage befände, daß vielleicht auch er von Verhältnissen bedrückt würde, die zu ändern außer Menschenmacht läge und die auch seinem besten Freunde mitzutheilen, ihm eben so schmerzlich, als nutzlos erscheinen mochte.

Im Laufe der Zeiten war ich in dem militärischen Range vorgerückt und war endlich Obrist geworden. Seland, der dies aus den Avancementslisten erfuhr, schrieb mir wie gewöhnlich, wenn ich in eine höhere Charge einrückte, einen herzlichen Glückwunsch; aber zu meinem tiefsten Bedauern theilte er mir auch mit, daß er schon seit längerer Zeit brustleidend und dadurch dienstunfähig geworden; daß er zwar noch immer zu genesen hoffe, daß er aber für den Fall, daß er sterben sollte, sich mit einer dringenden Bitte an mich wenden würde und deren Erfüllung mit vollster Gewißheit von mir erwarte, eine Ueberzeugung, die es ihm möglich mache, ruhig zu sterben. Am liebsten wäre es ihm freilich, wenn er mir seinen Wunsch persönlich mittheilen, wenn ich ihn besuchen könnte; wäre mir dieses aber unmöglich, so würde mir seine Bitte, die er auch schriftlich niedergelegt hatte, nach seinem Tode überreicht werden. Der Brief erschütterte mich tief — so mußte doch ein vielleicht trauriges Geheimniß das Leben des stillen, verschlossenen Freundes bedrückt haben und so war ich vielleicht denn doch der Einzige, dem er es wenigstens nach seinem Tode anvertraute, von dem er hoffte, daß er seinen letzten Wunsch treu erfüllen würde!

Ich wollte sofort zu Seland reisen, aber wie oft im Leben die Absichten des Menschen von den Ereignissen durchkreuzt werden, wurde es zu meinem schmerzlichsten Bedauern auch mir unmöglich gemacht, mein Vorhaben auszuführen. Gleichzeitig mit dem Briefe meines Freundes traf aus der Residenz die Anzeige ein, daß in den nächsten Tagen der Feldmarschall zur Inspicirung der Festungen und Truppen in unserer Provinz anlangen werde und daß ich diesen in meinem Standorte zu erwarten und auch bei seinen Bereisungen, die einige Wochen in Anspruch nehmen würden, zu begleiten hätte. Es gab kein Mittel, mich dieser Pflichterfüllung zu entziehen und so verging fast ein voller Monat, bevor ich Urlaub erlangen und an das Krankenlager meines Freundes eilen konnte.

Ich fand Seland in einer traurigen Lage, ich fand ihn in einer ärmlichen Wohnung im dritten Stockwerke eines alten, verfallenen Hauses. Er war entsetzlich bleich und fast zu einem Skelete abgemagert. Ich hatte ihm wohl gleich nach Empfang seines Briefes geschrieben, daß ich vorläufig durch unabweisliche Dienstpflichten verhindert sei, ihn zu besuchen; daß ich aber, sobald die Inspectionsreise beendet sein würde, ganz bestimmt sofort zu ihm eilen würde; allein Seland war

trotz seines edlen Grundcharakters doch durch Krankheit und Kummer verbittert und mißtrauisch geworden und glaubte, daß ich nur einen Vorwand gesucht, mich dieser Freundespflicht zu entziehen, daß er auch das Ende meiner Inspectionsreise gar nicht erleben, mich nie mehr wiedersehen und ich auch den brennenden Wunsch, der mit quälender Bedrückung seine Seele belastete, nicht erfüllen würde — und als er mich nun plötzlich unerwartet eintreten sah, wurde er in angenehmster Weise überrascht, eine leichte Röthe überflog seine marmorbleichen Züge und ein glückliches Lächeln trat auf seine Lippen.

„Ah! welche Freude, welch' unerwartet hohes Glück!" rief er mit einer heisern Stimme, die mir das Herz zerriß, „das lohn' Dir Gott!... Du bist noch zur rechten Zeit gekommen, ein, zwei Tage später und Du hättest mir nur noch bei meinem Leichenbegängnisse die letzte Ehre erweisen können.... ich hatte schon daran gezweifelt, Dich je in diesem Leben wieder zu sehen und jetzt stehst Du da vor mir — ich blick' in Dein treues Freundesaug', meine arme, schwache Hand zittert in Deiner kräftigen Rechten, o Gott! wie mich das glücklich macht, mehr als ich es in diesem Augenblicke auszusprechen vermag!..."

Seland mußte abbrechen, der Arzt hatte ihm anhaltendes Sprechen untersagt und die Lebhaftigkeit, mit welcher die Worte seinen Lippen entströmten, vielleicht auch die ungeheure, wenn auch freudige Aufregung, die ihn bei meinem Anblicke erfaßte, hatte ungünstig auf ihn eingewirkt, er begann heftig zu husten und eine leichte Blutspur zeigte sich an seinen Lippen. Seland sah, daß mich dieses Symptom erschreckte und nachdem er wieder sprechen konnte, sagte er, mit einem matten Lächeln, leise: „Laß Dich davon nicht erschrecken, bester Freund, Du solltest ja darauf vorbereitet sein, ich hatte Dir's ja schon vor längerer Zeit angedeutet, daß es mit mir zu Ende geht... und... so lange ich fürchten mußte, daß mir mein einziger Freund auf Erden untreu geworden... daß ich meinen einzigen Schatz allein, schutzlos zurücklassen sollte... da... da kam mir das Sterben unendlich schwer vor, da schrie ich in langen, bangen, schlaflosen Nächten zu Gott auf, mich genesen, mich leben zu lassen... aber jetzt, da Du, Oltheim, da bist, ist ja Alles gut und schön und recht und ich bin dankerfüllt gegen Gott;... jetzt werde ich ruhig sterben können;... also, Freund, die Zeit ist kostbar, meine Stunden sind gezählt und ich bin jeden Moment darauf gefaßt, daß sich meine Seele vom morschen Leibe losringt! Setz' Dich zu meinem Bette und hör' mich an... daß Du gekommen, beweist mir, daß Du auch meinen letzten Willen erfüllen, mein Vermächtniß treu und heilig bewahren wirst!..."

Oltheim mußte vor Bewegung innehalten, es war eine eigenthümliche, wahrhaft wunderseltsame Situation, in der sich die beiden Männer befanden. Beide standen an jenem Lebenswendepunkte, den man wohl unbedenklich als den wichtigsten und bedeutendsten bezeichnen kann, beide hatten Grund, sich in ihren Gedanken mit der nächsten Zukunft zu befassen und doch gab sich der Graf offenbar der Erinnerung an jenen unvergeßlichen Moment mit einer solchen Intensität hin, daß alles andere vor dieser zurücktrat, und doch war Mergentheim von der einfachen, ergreifenden Erzählung Oltheim's so hingerissen, daß er einen Augenblick an die finstern Vorsätze, die er soeben auszuführen beabsichtigte, vergessen zu haben schien. — Erst nach einer längeren Pause konnte der Graf wieder fortfahren.

(Fortsetzung folgt.)

Der mißgeborene Peter.

Ein Lebensbild von P. K. Rosegger.

Es ist nicht nöthig, daß wir der Ankunft des kleinen Peter beiwohnen. Es genügt vollauf zu wissen, daß die eine Frau bei seinem ersten Erscheinen ausrief: „Jesus Maria, das ist ja eine wahre Mißgeburt!“

„Wer denn, du heilige Mutter Gottes?“ kreischte die andere Frau auf.

„Na, von diesem Bettelkind da drüben rede ich, was gestern im Weghäusel zur Welt ist gefahren. Ah, Dein's da ist ganz passabel, wird noch ein recht sauberer Junge werden, bis er sich auswachst!“

Aber, als der Peter schon großgewachsen war, hatte er sich immer noch nicht „ausgewachsen“. Seine Form war mißrathen, die Hände waren zu lang, die Füße zu kurz, der Kopf war zu groß, die Nase zu klein, die Mundwinkel waren zu weit auseinander, die Augen zu nahe beisammen. Die Zähne waren wohl weiß wie Porcellan und die Augen waren schön. Ja — geradezu schön. Sie standen stets weit offen und blickten gütig und ein wenig schwärmerisch in die Welt. Diese Augen zogen sich nur zusammen, drohten sich zu schließen, wenn sie etwas Unschönes sahen. Wer wird mir's glauben wollen, daß der mißgestaltete Peter nichts Häßliches leiden konnte! Den schönsten Burschen im weitem Thalkessel — der Sohn des Scharndorfer Nachtwächters war's — wählte er sich zu seinem Kameraden, mit dem er an den Sonntagen umstrich. Auch der hieß Peter und die Leute nannten ihn allerwärts den schönen Peter. Während sich alle Anderen — die Wohlgestalten wie die Krüppel — über den armen, mißgebornen Peter lustig machten, wußte der Dorfadonis nicht, was es da zu spötteln gäbe, wenn Einer von Gott etwas ungleich erschaffen worden sei. Der schöne Peter war sonst ein hölzerner Geselle, mit dem seine Genossen nicht viel anzufangen wußten; er bestach weder durch Witz noch durch Herzensvorzüge, es war Einer, wovon auf Jahrmärkten das Dutzend einen Batzen kostet. Der mißgeborne Peter aber trachtete ihm zu, weil er sich an der schönen Gestalt nicht sattsehen konnte, und dem Schönen gefiel die Gutmüthigkeit und Offenheit desselben; so wurden sie Freunde.

Was die losen Mäuler dazu sagten? Ich beantworte solche Frage nur dies einemal; sie sagten, der schöne Peter habe sich darum an den häßlichen gemacht, damit seine Wohlgestalt um so auffallender hervortrete; der arme Tropf habe sonst nichts, als sein bischen Schönheit, darum kehre er diese allerwärts hervor. In Wahrheit aber wußte derselbe gar nichts von seiner Herrlichkeit, darum fuhr er den Freund, wenn dieser im Anschauen versunken war, so oft an: „Was stierst denn wieder so dumm auf mich her!“

„Wenn ich Du wäre, ich wüßte was ich thäte,“ sagte ihm einmal der mißgeborne Peter.

„Sei halt so gut und gib mir den Rath,“ antwortete der wohlgeborne Peter.

„Ich, wenn ich Du wäre, ginge in die Fremde, ein schönes Mädchen suchen.“

„Meinst denn, daß ich im Scharndorferischen Keines kriege?“ begehrte der Adonis auf.

„Kriegen," meinte der Andere, „freilich keins kriegen, weil es in unseren drei Kirchspielen gar keins gibt."

„So," sagte der Wohlgeborne wegwerfend, „viel hast Du Dich unter den Weibsleuten noch nicht umgesehen."

„Gefallen sie Dir? Ist gut für Dich. An die Müllerische denkst jetzt oder an die Randauer Tochter, ich weiß es. Auch die Zweie beim Rösselwirth stehen Dir nicht übel; im oberen Viertel könnte ich Dir auch noch etliche nennen. Unser Thalkessel ist ja verschrien, als einer, wo die sauberen Dirndln wachsen. — Ich aber — mein lieber Peter — sage Dir: Schön ist keine Einzige. — Was man so sauber nennt, oder lieb, nett, herzig, fein — deren gibt's genug, für jeden Finger kriegst Eine. Es wachsen Schlanke und Runde, Rothe und Schwarze, in's rechte Alter kommt auch Jede einmal oder ist schon gewesen; wir haben sie nach der Wahl, aber wir haben keine Schöne."

Der Wohlgeborne schaute ganz verblüfft auf den Mißgestalteten; dieser that sein helles Auge noch weiter auf und fuhr fort: „Ist Eine dabei, die ein Gesicht hat — ich rede nur vom Gesicht — wie die Mutter Gottes auf dem linken Seitenaltar?"

„Jetzt hebt er mir schon wieder mit dem Heiligenbild an," warf der schöne Peter ein, „so verliebe Dich doch nur in Deine Mutter Gottes — Betbruder!"

Der andere Peter schmunzelte; er schmunzelte immer nur, denn er wußte, daß beim Lachen sein Gesicht überaus unschön war. „Ich fürchte, mein lieber Peter," versetzte er dann, „ich bete in der Kirche weniger, als wie Du. Ich kann gar nichts Anderes thun, als alleweil die schöne Mutter Gottes anschauen und je länger ich sie anschaue, desto schöner wird sie. Ja, ich will Dir schier Recht geben, ich bin verliebt in dieses Bild, ich mach' mir auch nichts d'raus, denn ich habe keine bösen Gedanken."

„Schön von Dir, daß Du sie wenigstens nicht verführen willst."

„Ja freilich, wie Du's meinst, dabei übersieht man die Schönheit, wo sie ist und glaubt sie zu finden und leuchten zu sehen, wo ganz was Anderes brennt. Freund, ich habe oft eine merkwürdige Sehnsucht nach einem schönen Weibe, aber das müßte so schön sein, wie das Bild auf dem Altare."

„Armer Peter, eine solche kriegst Du nicht."

„Weil es vielleicht gar Keine gibt."

„Es kann ja Eine sein, aber, mein gutes Ungeheuer, die nimmt einen Andern."

„Sie soll Dich nehmen; ich gehe darum nicht in's Wasser. Nur, daß ich mein Leben lang nicht heirate, wenn ich keine Schöne gewinnen kann."

Es wäre daher kein Wunder, wenn der brave Peter als Junggeselle stürbe . .

Mit den Mädchen des Thalkessels und es sind Etliche dabei, die sich nicht zu schämen brauchen — hatte er also keine Gemeinschaft. Er hat sie geehrt, wie man jede brave Maid ehren muß; er ist gar fein mit ihnen umgegangen, auch mit solchen, die ihn auskicherten, aber er hat sie verschmäht. Keine war dem mißgestalteten Peter schön genug.

* * *

Als Peter vorerst aus der dreiclassigen Volksschule von Scharndorf trat, hatte er Maler werden wollen. Aber die erste Skizze — ein lockiger Knabenkopf war's — mißrieth dergestalt, daß er das Blatt zu einem Knäuel zusammenballte und denselben in die Erde vergrub. In der darauffolgengen Nacht konnte er keinen Schlaf finden, der Papierknäuel drückte ihn fort und fort, bis er aufstand, ihn nächtlicher Weile wieder aus der Erde grub und über einem Kerzenlichte verbrannte. Die Asche streute er abseits, wo kein Weg und Steg führte, sondern wildes Gestrüppe war, in den Wind. Dann legte er sich wieder zu Bette und schlief ruhig ein.

Willig verzichtete er auf das Glück, ein Künstler zu werden. Hingegen entschloß er sich zu einem Gewerbe, welches der Kunst verwandt ist, in welchem er in der Lage sein konnte, manches Uebel schlechten Geschmackes zu verhindern, manches Wohlthuende zu fördern — er wurde Zimmermaler. Er malte nach bescheidenen Mustern und mit matten Farben, am Liebsten hätte er überall das warme Grau angebracht — aber die Leute wollten, wo sie schon malen ließen, Grelles sehen, Berlinerblau, Kaisergrün, Zinnoberroth u. s. w. Darauf ging der Peter nicht ein.

„Ihr habt zu malen, wie ich's wünsche und nicht wie es Euch gefällt, das Zimmer gehört mir," so wies ihn einmal ein Arbeitgeber zurecht.

„Das Zimmer gehört freilich Euch", versetzte gutmüthig der Peter, „aber diese Augen gehören mir. Und Jeder, wie sie da draußen auf der Gasse vorübergehen und zum offenen Fenster hereinsehen, hat ein paar Augen, die ihm Gott in den Kopf gesteckt hat, auf daß er damit Schönes sehen soll. Wenn Ihr die Fenster stets verschlossen haltet und Niemand in dieses Zimmer führt, in Gottesnamen, so male ich es nach Eurem Wunsche.

„Peter, Ihr seid verrückt," sagte hierauf der Arbeitgeber, „geht Eures Weges."

Um dieselbe Zeit hat er sich in ein Eisenwerk verdingt, wo er die täglichen Arbeitslasten mit Geduld und Fleiß verrichtete. Dabei that ihm das Herz nicht weh; was da war und erzeugt wurde, hatte nicht den Zweck, schön zu sein. Er arbeitete in Rauch und Ruß und sein innerer Garten, wo die Ideale der Schönheit standen, blieb licht und maienhaft. Die Sonntage waren sein eigen. So lebte er fort und so hatte für ihn das Jahr zweiundfünfzig Tage. Da er an die sechsundzwanzig Jahre im Eisenwerke war, so lebte er in dieser Zeit drei Jahre und sechsunddreißig Wochen für sein eigen — er berechnete es und hatte seine Freude darüber. Mittlerweile war der Peter in den Geruch eines Ketzers gekommen. Und das ist für Einen, der unter Bauern leben muß, ein Unglück. Sie nannten den Mann eine Mißgeburt an Leib und Seel'.

Der Peter wollte nämlich in keine Kirche hinein und wo am Wege ein Crucifix oder ein Heiligenbild stand, da wich er diesem aus und that ganz, wie der Teufel, der sich vor geweihten Dingen fürchtet. Es zog ihn anfangs dazu hin, er pilgerte mit seinen kurzen Beinen zu vielen Kirchen und Capellen, wie sie in der Gegend standen, aber kaum er in eine eingetreten war, schrak er meistens zurück und floh so lange, bis ihm die Thurmspitze wieder aus dem Auge war.

Er floh die Mißgestalten.

Er floh die geschmacklosen Bilder und Statuen mit ihren oft gräulichen Verrenkungen, Verklexungen und mit allem unglaublichen Frevel gegen das Schöne und Heilige. — Wenn eine Mißgeburt zur Welt kommt, wer kann dafür? Sie ist da und hat ein inneres Leben, hat die Fähigkeit sich zu freuen an der schönen Welt und auch Anderen Freude zu geben, sie hat das Recht zum Dasein. Wer hingegen verantwortet eine Mißgestalt, die gemacht wird, willkürlich, wie zum Hohne und zur Beleidigung gemacht, die leblos und lieblos ist und keinen andern Zweck hat, als ihr äußeres Bild!

Der gute Peter mit den langen Armen wäre ein Bilderstürmer geworden, wenn er nicht den tiefen Abscheu vor jeglicher Gewaltthätigkeit gehabt hätte. Aber er war ein Bilderstürmer in Worten; er hatte nichts gegen die bildliche Darstellung Gottes, die bei Moses verboten war, aber er eiferte gegen die unschönen Gestalten; er konnte kein Crucifix sehen und gerieth in Zorn vor den üblichen Darstellungen, wie sie an allen Wegen und Stegen zu finden waren.

Der Ketzer! Sie verachteten ihn, denn wenn er die Bilder verlästerte, so meinten sie, es ginge Gott an; sie wollten ihn einmal lynchen, da rief er: „Kreuzigt mich und Ihr habt dieselbe Mißgeburt auf dem Holze, wie bisher. Faßt Ihr's denn nicht, daß Gott in seiner Herrlichkeit unvergleichlich ist mit uns Alltagskröten? Es kann nicht verlangt werden, daß der Mensch seinen Gott anders denkt, als den Vollkommensten aus seinem eigenen Geschlechte. Aber selbst dieser, am Kreuze ausgespannt, könnte uns niemals den Genuß der Schönheit schaffen. Ein verrenkter, verwundeter, sterbender Körper kann unmöglich Gegenstand der Kunst sein."

Sie verstanden ihn gar nicht. Was er da nur von Kunst spricht, wo es um Gott und Religion geht! Das Richtige wird sein, wenn man sagt, dieser Mensch ist ein Narr.

Der Kirchenvorstand zu Scharndorf war ein vernünftiger und belesener Mann, der bemerkte einmal: „Ich kann mir's denken, was der Peter meint, aber ich kann ihm beweisen, daß er Unrecht hat und daß auch ein Crucifixbild Kunstwerk sein kann."

„Lieber Vorstand, das soll mich vom Herzen freuen," entgegnete der Peter, „aber wie wollt Ihr das angehen, es ist weit und breit kein Kreuzbild, das sich auch nur sehen lassen könnte. Ihr dürft mir's auch nicht für Uebel halten, daß ich nicht mehr in die Kirche komme; seit Ihr vor das Muttergottesbild am linken Seitenaltare das alte, unförmige Crucifix habt stellen lassen, weiß ich nicht mehr, wohin mit meinem Auge."

„So mach' es der Peter zu."

„Hab's schon versucht, aber da sind mir die Püffe und Ellbogenstöße von links und rechts gekommen und hat's geheißen: In der Kirche wird nicht geschlafen! — Derohalb gehe ich gar nicht mehr hinein."

* * *

Da geschah eines Tages was Neues. Es war ein Sonntagsnachmittag und der Peter ging allein in den Weiten um. Er wollte heute umso weniger im Dorfe sein, da in demselben Comödianten hausten und Afterkünste trieben. Seinen Freund, den wohlgestalten Peter, hatte er lange schon nicht mehr, den hatte seine Schönheit umgebracht, weil er sie allzustark in Genuß umgesetzt hatte. Die Weiber rauften sich, zuerst war seine Schönheit caput, ein Jahr später er selber. Der mißgeborne Peter wußte nichts von solcher Gefahr, er ging mutterseelenallein in den Weiten um und war stets der alte Schwärmer. Also auch heute. Wo ein schöner, kräftiger Baum aufgewachsen war, da blieb er stehen und sah ihn an. Er bedauerte nicht, daß er solch' stolzem Wesen gegenüber mit seiner armseligen Gestalt so nichtig dastand, sondern er freute sich darüber, daß er zwei Augen hatte, die den Baum und alle Schönheit des Waldes sehen und ein Gemüth tief d'rinnen, welches sich daran erquicken konnte.

Als der Peter am Abende in's Dorf zurückkehrte, begegnete ihm auf dem Wege zu dem Hause, wo sein Stübchen war, der Kirchenvorsteher und redete ihn an, ob er sich des Wortwechsels von wegen des Christusbildes noch erinnere?

„Ich erinnere mich an Alles, was zu mir gesagt worden ist und was ich selber gesagt habe. Wollt ihr noch Etwelches über die Sache reden? Ich sage euch nur Eins: es führt zu nichts."

„Wer weiß, Peter!" sagte der Vorsteher. „Wenn Du mitgehen willst, ich kann Dir heute ein Crucifix zeigen."

„Weil ihr's sagt, Vorsteher, so machts mich neugierig. Möchte euch auch gerne beweisen, daß ich keine Abneigung habe gegen das Bild unseres Erlösers," als er das sagte, wurden ihm die Augen feucht — „nur vor schlechten Darstellungen fürchte ich mich so sehr; Sie thun mir weh durch und durch, ich bin ganz macht-

los dagegen und kann mir nicht helfen."

„Nun, wollen einmal sehen, was Du zum Bilde sagen wirst, das Du heute sehen sollst."

Der Peter ging mit dem Mann. Dieser führte ihn in sein Wirthschaftsgebäude und ließ ihn unter den Kühen stehen, welche von der Magd eben gemolken wurden. Die Magd trug ihm einen Trunk frischer Milch an und sagte, kuhwarme Milch mache schön.

Er entgegnete, das Schönwerden zahle sich bei ihm nicht mehr aus und fürchte er auch, daß die Milch doch zu wenig kuhwarm sein dürfte, um bei ihm zu wirken, indeß trinke er der Anbieterin zu lieb.

Und er trank und dachte im Trinken an ein Weib und wie schön, wie unerhört schön es sein müsse, daß es für ihn recht wäre. Denn, wenn der häßlichste Mann nicht das schönste Weib nimmt, so ist für die Zukunft Alles verdorben.

Nun kam der Vorsteher, nahm den Peter bei der Hand, führte ihn durch dunkle Räume bis zur Tenne, wo sonst das Korn gedroschen wird, wo es aber zu dieser Sommerszeit ganz leer und dämmernd war. Und hier stand es.

Der Peter stieß vor Schreck einen Seufzer aus, dann blieb er stehen und in seiner Brust begann es zu pochen und zu zittern.

Das Kreuz war so hoch, daß es mit seiner Inschrift I N R I bis zum Dach hinanragte, und daran hing mit schlank gestreckten Armen und Füßen in Lebensgröße der Gekreuzigte. Die Gestalt, deren Lenden durch ein Leintuch umhüllt waren, zeigte die herrlichsten Formen und durch die Gestrecktheit — die Arme waren durch die Schwere des Körpers etwas nach abwärts gedehnt, — trat die Schönheit jedes einzelnen Körpertheiles nur noch mehr hervor. Wie zart und weiß, o wie wahr in ihrem Gliederbaue, in ihrer Haltung war diese Gestalt! Ueberall Ebenmaß und Harmonie, schlicht und ausdrucksvoll, ohne Absicht zu wirken, und doch zutiefst ergreifend. Es war nicht der sterbende Heiland, es war der Verschiedene, seine edlen Züge waren friedensvoll, die Reste eines unsäglichen Schmerzes waren im Verdämmern. Das Haupt neigte sich, die reichen Haare von einem Dornenkranze nach rückwärts gebunden, gossen sich auf die Schultern nieder; Wundmale zeigten sich nur an der rechten Brust und an den Schäften der Hände und Füsse.

Tiefe Stille umgab das gewaltige Bild. Der Peter hatte sich in einen Winkel gekauert, verdeckte das Gesicht mit den Händen und weinte.

„Was ist denn das! was ist denn das!" wimmerte er, „ich kann die Schönheit nicht ertragen. Ein *solcher* Menschenleib! und stirbt, auf daß die Seelen leben. *Die Schönheit ist nicht das Höchste, sie opfert sich dem Guten.* — — Ja, ja, Kirchenvorsteher, ich hab's schon gesehen."

Dieser sagte hierauf zu Peter: „Es freut mich. Ich habe fast geglaubt, es wäre Einbildung von Dir und Du würdest sagen, auch an diesem Crucifixe wären die Glieder unnatürlich, oder die Verhältnisse unwahr, da hätte ich Dich gefangen. Denn dieses Bild, wie es vor uns ragt —"

„Wer hat es geschaffen?" rief der Peter.

„Es ist keines Menschen Werk. Siehe — nun hebt er das Haupt, schlägt die Augen auf. — Peter! Ist Dir schlecht? — Um Gotteswillen, Peter! Du bist ja todtenblaß, halte Dich an mich! Peter! siehst Du denn nicht, daß es ein wirklicher, lebendiger Mensch ist!"

Jetzt kamen schon die Männer, welche den Gekreuzigten loslösten. Als Peter aus seiner Ohnmacht die Augen aufschlug und wirren Blickes hinstarrte auf das Kreuz — war dieses leer.

Der Vorsteher bekannte nun, daß die im Orte anwesende Schauspielertruppe heute das Passionsspiel aufgeführt hätten, und ihm — dem Vorsteher — dabei der Gedanke gekommen wäre, durch den herrlich gebauten Darsteller des Christus, dem crucifixfeindlichen Peter einmal ein echtes, vollendetes Kreuzbild zeigen zu lassen.

Es war ein Spiel, das tiefer ins Wesen des armen, alten Jungen traf, als sie ahnen mochten. Dieser Abend, sagte er, wäre seine Stunde der Erleuchtung gewesen. Er hätte der Schönheit hinter die Joppe gesehen — inwendig sei sie noch größer, als auswendig. — Man weiß nicht recht, was er damit sagen wollte. Er änderte sich. Er ging nicht mehr den schönen Menschen nach, sondern solchen, in welchen er einen Kern vermuthete. Doch suchte er keinen Freund und gewann kein Weib.

* * *

Peter war nun fünfzig Jahre alt.

Um diese Zeit betrachtete er einmal seine Ersparnisse. Sechsundzwanzig Jahre hatte er gearbeitet, um in späteren Jahren ein freier Mann sein und sich sorg- und plagelos der Schönheit und dem Frieden der ländlichen Natur hingeben zu können. Nun sah er zu seiner Ueberraschung, daß sein Erspartes durch jährliche Zuthat und Verzinsung so groß gewachsen war, um ihn bei seiner Bedürfnißlosigkeit zwanzig bis fünfundzwanzig Jahre vollständig zu sichern. Das war eine angenehme Entdeckung. Er konnte sofort Feierabend machen; aber er war noch kräftig, gesund, durfte er sich mit gutem Gewissen zur Ruhe setzen?

Zur Ruhe setzen wird er sich ja nicht. Er wird jetzt anfangen zu wandern, wird das Land durchreisen, wird Städte aufsuchen und Kunstwerke sehen. Jetzt wird er leben; der liebe, ewige Herr im Himmel wirds einem fünfzigjährigen Manne nicht verübeln, wenn er einmal etwas leben will. Das Vermögen ist da und langt reichlich für die noch übrige Lebenszeit; ja, dasselbe ist so beträchtlich, daß es ein bescheidener Alter gar nicht aufzehren kann. Da kommt ihm der Gedanke: Peter, reicher Peter! reicher, mißrathener Peter! Stelle was an. Mache die Faust auf, gründe was! Nicht des Himmelslohnes wegen — sondern, daß was von dir übrig bleibt auf dieser Welt, daß die Menschen was Rechtes und Schönes haben von dem armen, mißgebornen Peter. Sie haben meinen vertrakt häßlichen Leib in ihren Augen geduldig ertragen, sie sollen dafür belohnt werden. Da oben auf dem Birkenhügel, wo man so schön in das Thal sieht und auf das Wasser, und auf die Mühle, die vor dem Walde liegt, lasse ich ein Kreuz aufrichten. Der meisterhafteste Bildhauer im Lande muß mir dazu den lebensgroßen Christus schnitzen, genau so, wie der schöne lebendige Mensch war, den ich am Kreuze hängen sah. Und am Kreuzesfuß die Mutter Gottes, so wie sie in unserer Kirche ist. Das will ich noch sehen und dann will ich sterben.

Und heute? Ob Scharndorf im Birkenschachen, wo die schöne Aussicht ist und die Ruhe des Waldes, steht eine hölzerne Kapelle, und darin das lebensgroße Crucifix und die Mutter des Heilandes. Es war ursprünglich kein Weg hinan zu dieser Höhe, aber heute ist einer breit und glatt getreten von den Leuten, die täglich hinaufsteigen, um die außerordentlichen Bildnisse zu betrachten und davor zu beten. Weit und breit im Lande ist kein geschnitztes Bild, welches diesen an Adel und Schönheit vergleichbar wäre. In der Gestalt des Heilandes hat der Glaube des Menschen, die Idee des Künstlers den vollendetsten Ausdruck gefunden. Und Maria, der stillweinende Mutterschmerz, das Thränenlächeln der Hoffnung und

des Bewußtseins, wer es war, der da litt und wofür er starb. Sie hat das herbste Weh erfahren, nun schaut sie gütig in jedes Bedrängten Herz und tröstet es und spricht für ihn den Sohn und Mittler an.

Was ist bei diesem Kreuze nicht schon geschluchzt worden! Die Betrübten gingen getröstet von hinnen, denn auch auf naive, weltverlorene Gemüther wirkt die Schönheit, und Manche beten, als sähen sie hier ihren Gott von Angesicht zu Angesicht.

Ein wenig abseits aber, auf einem aus Steinen zusammengesetzten Bänklein kauert ein verkommenes, häßliches Greislein und lugt so durch das Birkenlaub auf die Betenden hin und sein graustruppiger Kopf nickt beständig und zufrieden — der kann gar nicht anders, er ist schon so alt, so locker, er muß nicken fort und fort, auch wenn das Kerlchen hungert, auch wenn es friert, auch wenn die Leute über seine Mißgestalt spotten. Er nickt und nickt, es ist schon recht.

Die Alten sind gestorben, die Jungen wissen es nicht, fragen nicht darnach, wer das Kreuz gestiftet hat. Dem Peter ist auf seinen Wanderungen, um Schönes zu sehen, das Ersparte früh zu Rande gegangen. Er hat sich verrechnet, auch die Bildnisse haben ein gutes Theil verlangt und so ist jetzt, nach zwanzig Jahren, das Bettelmännchen fertig.

Er nickt und nickt — es ist schon recht.

Zur Abendstunde, wenn Niemand mehr zugegen, wenn die Birkenstämme roth sind im verglimmenden Tag, schleicht der Peter von seinem Steinhäuslein heran und setzt sich aufs Kniebrett und schaut die Bildnisse an. Das sind seine einzigen Freunde auf Erden und im Himmel. — Bald legt er sich nun hin, sie decken ihn zu, den alten, mißgestalteten Peter, sie haben Recht — nur tief, so wie er einst den mißrathenen Knabenkopf in die Erde grub. Und wenn er jemals wieder sollte erwachen — sei es in dieser Welt, sei es in einer noch besseren — so bittet er: für solchen Fall, mein lieber Heiland, gib mir wieder meine alte Seele, aber einen neuen Leib!

Einsam.

Den Sieg gewann das tapfere Herr gemeinsam,
Den Schlachtenplan entwarf der Feldherr einsam;
Zum Garbenschnitt wetteifert die Gemeine,
Der Sämann ging saatstreuend ganz alleine;
Den Dichtersang, vererbt von Mund zu Munde,
Gebar der Einsamkeit geweihte Stunde;
Der Leiden Quellen fluthen allerwegen,
Der Heilquell rieselt einsam, abgelegen;
Genuß und Leid des Alltags ist gemeinsam,
Der höchste Stolz, der tiefste Schmerz ist einsam.

A. Grün.

Ein Sommernacht-Abenteuer.

Von Robert Hamerling.

„Ich hab', im Schau'n versunken,
Goldheller Mondespracht,
Zu tief in mich getrunken
Den Hauch der Sommernacht.
Wer löscht die Flammenwelle
In meiner Seele nun?
Ich kann in meiner Zelle
Nicht rasten und nicht ruh'n."

(Sommernacht am Meere.)

Mir ist einmal etwas recht Sonderbares begegnet in einer wunderschönen Sommernacht. Freilich, man muß es eben selbst erlebt haben, um es so besonders merkwürdig zu finden, aber des Erzählens werth mag das kleine Abenteuer für nachdenkliche Leute doch wohl sein.

Zutrug sich's in einer schönen, volkreichen, lebenslustigen Hauptstadt des südlichen Deutschlands.

Es war, wie gesagt, eine wundervolle Nacht, eine der schönsten, die ich mich erlebt zu haben erinnere.

Aus einer höchst belebten, heiteren Gesellschaft in später Stunde heimkehrend, schritt ich durch den schon menschenleeren, fast verödeten Stadtpark.

Man hatte sich in jener Gesellschaft, aus der ich kam, unter anregendem Gespräch, beim Leuchten schöner Frauenaugen und den Klängen bezaubernder Musik die Blume der Champagne und die der eignen Seelen zugetrunken. Ich hätte mich ermüdet fühlen und die Erholung des Schlummers suchen sollen. Aber die Nacht war zu schön und duftig und mondhell. Ich konnte es nicht über mich gewinnen, mein vollgeschwelltes Herz, mein wonnig an- und aufgeregtes Gemüth in der Enge eines dumpfen Gemachs zu begraben.

Ich schweifte lange umher; zuletzt näherte ich in einem ziemlich abgelegenen Theile des Parks mich einer Ruhebank, wie sie an dergleichen Orten aufgestellt sind, um mich da für eine Weile niederzulassen.

Ich stand schon dicht vor dieser Ruhebank, als ich erst bemerkte, daß ein Mensch ganz still in eine Ecke derselben gedrückt saß. Wenig fehlte, so wäre er im dämm'rigen Halbdunkel des zum Theil von Gebüsch umgebenen Ortes meinen Blicken entgangen.

Einem Menschen, der im Freien sich hinsetzt, um sich so ganz seinem Denken, seinem Fühlen zu überlassen, kommt ein Nachbar auf einer Ruhebank nicht immer gelegen.

Nähert sich, nachdem man lustwandelnd, in Sinnen und Brüten verloren, sich niedergelassen, demselben Ruhesitz auch schon ein Anderer, sei es ein geschwätziger Geck oder ein redseliger alter Kauz, der noch im Gehen vorläufig mit sich selber spricht, allerlei vor sich hinmurmelt oder ein Liedchen trällert — nimmt umständlich grüßend Platz und läßt sofort mit allerlei einleitendem Geseufze, Geräusper, Gehuste, Geschnupfe und Geschnaube jeden Augenblick die Eröffnung eines Gesprächs über das Thema: „Ja, ja, so geht es nun einmal in der Welt!" befürchten — da kann es einem recht unheimlich und unbehaglich zu Muthe werden.

Aber in jenem Augenblicke war ich in höchstgeselliger Stimmung und fähig, die ganze Welt an's Herz zu

drücken. Vielleicht entspricht es auch einem Naturgesetze, daß ein lustwandelnder Mensch, der auf einen Sitzenden zugeht, redseliger gestimmt ist, als der Sitzende. Diesmal war ich der Angreifer — diesmal war ich der gesprächlustige Kauz, der eines stillen Träumers nicht schonte.

Ich lüftete, ohne es eigentlich selber recht zu wissen und zu wollen, mit freundlichem Gruße den Hut und dürstete förmlich darnach, ein Gespräch zu beginnen mit einem Menschen, von dem ich entzückt war, ohne ihn deutlich gesehen oder gar gehört zu haben, bloß weil er auch einer von Denjenigen war, die den Hauch der Sommernacht „zu tief in sich getrunken", und jetzt „nicht ruhen konnte in seiner Zelle". Ich ahnte ein verwandtes Gemüth in ihm.

Der stille Träumer aber regte sich nicht — dankte meinem Gruße nicht. Ich fand das unhöflich und ärgerte mich ein wenig, aber nur einen kurzen Augenblick. Ich drückte mich in die andere Ecke der Ruhebank, beachtete den Nachbar vorläufig nicht weiter, und überließ mich umso rückhaltsloser den Mächten der hellen, schwülen Sommernacht, die ihren magischen Kreis enger und enger um mich zu ziehen schienen.

Sommernacht! Das Wort hat immer einen gewissen Zauber für mich gehabt. Weiter unten im Süden, am Strande der Adria, lernte ich sie zuerst kennen und lieben, die taghellen, lebenschwirrenden Frühlings- und Sommernächte.

„Prachtvoll ist im Süden die Lenznacht,
In Meeresstädten, wo
Vom felsigen Seeufer
Villen und Gärten schimmern,
Ragend über der Stadt,
Die tagüber, eine schlummernde Königin,
Die Stirne gelehnt an dorrende Felshänge,
Den blendenden Fuß zur kühleren Meerwoge hinabstreckt,
Lechzend im Sonnenbrande!"

— — — — — — — — — — — —

„Hei, wie wälzt durch alle Gassen sich
Die Lustwoge, wie locken
Des Südens Lüfte den Wandelnden an!
Von Gesängen hallt und Saitengetön die Stadt,
Voll reizender Frau'n
Prunkt allwärts der Markt, der Corso wimmelt
Von wehenden Schleiern und schwarzfunkelnden Augen,
Und abseits drängt
Auf breiterem Pfade sich, duftige Baumreihen entlang,
Von Müßiggängern ein rauschender, sel'ger Schwarm.
Und wenn die Katarakte der Lust
Gemach verloben,
Wenn die fernen Klänge verstummen,
Und einzelne Waller nur
Noch singend heimzieh'n
Durch stillere Gassen
Um Mitternacht,
Dampft ungestüm dir noch immer
Des Herzens Blutwelle, pochen
Des Lebens Pulse dir
In Sehnsuchtstakten, denn es weht Gedüft
Aus Gärten und Nachtigallen
Schlagen und schmettern an allen Fenstern.
Droben aber wandern die blitzenden
Sterngruppen, ihr gold'ner Glanz thaut
Feuriger Wünsche Traumsaat, süße Begier."

Aber auch das Ungemach der Sommernacht lernte ich kennen dort unten im Süden, wenn die Nacht an Schwüle weiteiferte mit dem Tage, wenn ich nicht wußte, wie ich sie löschen sollte, die „Flammenwelle in meiner Seele", und schlaflos seufzte:

„Wie lange willst du säumen,
Du kühle Morgenstund'?"

Denn nur diese, die Morgenstunde, setzte vorübergehend einen gelinden erfrischenden Hauch vom Meere her in Bewegung.

Haben die nordischen Nächte nicht die ganze wilde, erschlaffende Glut des Südens, so sind sie vielleicht nur noch inniger durchhaucht von Poesie und romantischem Zauber und Jeder weiß, wie schön es auch bei uns ist,

„Wenn die Brunnen verschlafen rauschen
In der prächtigen Sommernacht —"

(Eichendorff.)

Eine solche Sommernacht war die, von welcher ich erzähle.

Alle Sterne funkelten. Einige Augenblicke verlor ich mich in die Be-

trachtung des gestirnten Nachthimmels. Dabei aber wäre ich — ich konnte mir nicht erklären, wie es kam — beinahe ernst geworden. Man darf sich, sagte ich mir, nicht allzulang in die Betrachtung der Sterne versenken, nicht bis zu dem Punkte, wo einem die schöne, warmpulsirende Erde völlig entschwindet und man untergeht in der überirdischen Lichtwelt. In den Sternen liegt bei aller Freundlichkeit ein gewisser tückischer Ernst; man schaudert, schwindelt, wenn einem die lieblich flimmernden Lichter plötzlich als weltengroße, in der unermeßlichen Leere sich fortwälzende Klumpen erscheinen, und es bedarf dann der ganzen Beredtsamkeit der Nachtigall im Rosenbusch, um sich wieder heimisch und sicher zu fühlen auf diesem traulichen, in den Aromen seiner Millionen Blüthen schwimmenden Erdplaneten. Nein, man darf und soll sich in solchen Nächten nicht hinaufschwingen zu den Sternen, man muß sie herunterlocken zu sich — nicht von ihrem Himmelsreigen muß man sich fortreißen lassen, sondern sie mittanzen lassen im Reigen der irdischen Daseinslust, wie es geschah, zu seiner Zeit, beim Bacchanal in Neros Gärten am Tiberstrande;

„'s ist eine von den brütend schwülen Nächten
Des Südens, wo des Tages Sonnenbrand,
Statt zu verlöschen, still noch weiter glimmt,
Als eine Kohle in der Aschenhülle
Der Dunkelheit. — Und heißer wird die Schwüle
Vom Hauch der Wonneseufzer im Gebüsch.
In allen Höh'n und Tiefen der Natur
Thaut unaufhaltsam süße Trunkenheit.
Die Sterne sprüh'n, wie von Bacchantenfackeln
Emporgetrag'ne, rings verstreute Funken
Im weiten Himmelsraum. Der Mondstrahl tanzt
Berauscht mit Silberfüßen auf den Weihern,
Die Falter wachen auf im Schooß der Blumen,
Geblendet von dem Glanz und um die Lichter
Schlaftrunken taumeln sie: vom Rosenbusch,
Wie trunken, sinkt die Nachtigall, so schwül,
So süß bestrickend ist, so süß berauschend,
Der glüh'nde Odem dieser Sommernacht!“ — —

Ich saß auf einer Ruhebank neben dem stillen Nachbar, athmete zuweilen tiefer auf und that einen Zug um den andern aus dem mit Mohn und Rosen bekränzten Becher, den mir die Geister der Sommernacht credenzten.

Manchmal erklang ein Gekicher und Geflüster fröhlicher Menschen, die spät heimkehrten von ländlichen Fahrten — dann glich für einen Augenblick Garten und Straße dem Boden eines Ballsaals, auf welchem tänzelnde und plaudernde Masken schwirren in toller Carnevalslaune. Dann kamen wieder Momente völliger Stille, wo man nichts hörte als ein leises Gewisper und Geknister in den Büschen. Man meinte, das Springen der Knospen zu hören, die sich über Nacht da erschlossen.

Je stiller es auf Augenblicke war, um so beschleunigter glaubte man den Herz- und Pulsschlag der lebendigen Natur zu vernehmen.

Die Phantasie nahm ihren reizenden Flug in's Weite und durchmaß die ganze Sphäre des Menschenglücks und aller irdischen Wonne.

Welch' ein brünstiges Weben und Wittern! — Ich dachte, wie viele verliebte Stelldichein, wie viele Liebesbezeigungen wohl vor sich gehen würden in dieser schönen Nacht — vom „Fensterln“ des Burschen vor der Alpenhütte bis zu den Serenaden hesperischer Mandolinenschläger vor den Balkonen schwarzäugiger Schönen! Wie viele Strickleitern, dacht' ich, kommen auf eine solche Nacht! Wie viele junge Pärchen im Mondschein! Wie viele gewechselte Liebesschwüre — und wie viel gebrochene! — Und wenn man erst die Dächer abheben und in's Innere der Gemächer blicken könnte! Wie viele Millionen feuriger Küsse, zärtlicher Umarmungen! —

Der Begriff der Sommernacht ist untrennbar verknüpft mit dem der Lust, der Lebensfreude.

Alles um mich her war voll von Lebensglückgefühl und jedes Leid verbannt aus den Grenzen der Erdenwelt, während ich so stillselig dasaß neben meinem schweigenden Nachbar.

Ich konnte mir's nicht versagen, ihn noch einmal anzusprechen.

Er antwortete auch diesmal nicht. Schlief er vielleicht...?

In diesem Augenblicke riß eine Sternschnuppe sich los vom Zenith des Himmels und sank funkensprühend in weitem Bogen zur Tiefe. Es war wie das Aufblitzen einer Riesenrakete, eines himmlischen Freudenfeuers.

Ein seltsames Licht fiel davon auf meinen regungslosen Nachbar.

Ich rückte näher und schaute ihm geradezu in's Angesicht. Er schlief nicht, denn sein Auge war fest auf mich gerichtet.

Es war ein Mann in den mittleren Jahren, einfach-anständig gekleidet, ziemlich beleibt, von starkem Körperbau.

Jetzt bemerkte ich einen Gegenstand, der zu seinen Füßen im Sande lag.

Ich hob ihn auf — es war eine Pistole.

Seltsam bewegt, ließ ich einen forschenden Blick die Gestalt des unheimlichen Mannes entlang gleiten.

Ich fand eine Stelle seines zugeknöpften Gewandes an der Brust, gerade über dem Herzen, durchlöchert. Außer dieser Oeffnung im Gewande nichts Auffallendes. Kein Blut.

Der Mann saß da in der natürlichsten Lage von der Welt: den Oberleib von der Rücklehne der Bank gestützt, die linke Hand auf der Seitenlehne derselben ruhend, die rechte in den Schooß hinabgesunken und aufliegend über den zwanglos gekreuzten Schenkeln.

Kein Zweifel — in dieser Stellung hatte der Mann die Pistole auf sich abgedrückt, in dieser Stellung hatte er den letzten Seufzer ausgehaucht, in dieser Stellung saß er da, starr und todt, nur daß die zum Abdrücken der Pistole erhobene Hand nach Entladung der Waffe in den Schooß hinabgeglitten und die Waffe selbst in den Sand gefallen war.

Der Knall war entweder in momentanem Lärm verhallt oder überhaupt zu schwach gewesen, die Aufmerksamkeit sofort auf die That und den Thäter zu lenken.

Ich hatte eine herrliche Sommernachtstunde wonnig verträumt an der Seite eines Menschen, der sich kurz vorher eine Kugel in's Herz gejagt...

Sie hatten also doch Recht behalten — hatten den Sieg davon getragen über die Beredtsamkeit der Nachtigall im Rosenbusch, die aus der Ferne warm und freundlich blinzelnden, in der That aber kalten, ernsten, rollenden Gestirne droben am Himmelszelt! — Es ist ihnen nimmer zu trauen, den tückischen Sternen, und während wir meinen, daß sie

„tanzen mit Silberfüßen auf den Weihern“,

schreiten sie hin über die Häupter der Menschen mit dem unsichtbaren, aber wuchtigen Gigantenschritt des ehernen Schicksals...

Von Josef dem Vielgeliebten.

Von F. Krones.

Es gibt wenige Herrscher, von denen so viele Lebens- und Charakterzüge in der lebendigen Erinnerung und im Munde des Volkes haften blieben, von denen man so viele durch gleichzeitige und verläßliche Gewährsmänner schriftlich verbürgte Anekdoten besitzt. Vor Allem lebt im Herzen des Oesterreicher-Volkes die edle Gestalt des Kaisers mit dem klugen und freundlichen Auge, dessen Farbe die Wiener veranlaßte, vom „Kaiserblau“ zu reden, der Herrscher im schlichten Kleide, jedem zugänglich, überall sichtbar und häufig unerkannt, bei Hofe, im berühmten Controlorgange, in und außer der Stadt, auf weiten Reisen bemüht, die Bedürfnisse des Volkes zu ergründen, Wohlthaten zu spenden und dem Unrechte zu steuern. Seit Harun al Raschid, dem berühmtesten Chalifen des Abbasidenhauses, von dessen nächtlichen Wanderungen in Verkleidungen der Orient so viel zu erzählen weiß und uns noch die Geschichten und Märchen des Morgenlandes melden, blieb Josef II. in dieser Art am meisten gefeiert. Auch liegt es nahe, ihn mit Kaiser Hadrian zu vergleichen, der das römische Weltreich so fleißig durchpilgerte, oder mit König Heinrich IV. von Bearne, dem ersten volksbeliebten Bourbonenherrscher Frankreichs, vor dessen Statue in Paris Josef ausgerufen haben soll: „Nach einem solchen Beinamen, den dieser Held zurückgelassen, geize ich; es gibt keinen schöneren als der Vater seines Volkes zu heißen.“

Die Geschichten von Kaiser Josef, wie er der armen kranken Frau, als vermeintlicher Doctor zu Hilfe gerufen, das Ducaten-Recept verschreibt, wie er die Bitte adeliger Herrschaften, den Prater dem gemeinen Volke verschlossen zu halten, mit den treffenden Worten erledigt: „Wollte ich stets unter meinesgleichen verweilen, so müßte ich Tag und Nacht in der Kapuzinergruft bei meinen Ahnen verbringen,“ und mehrere Dutzend anderer — sind allgemein bekannt, in Büchern und Büchlein viel erzählt. Hier mögen nur einige minder häufig erwähnte den Platz finden, aus denen die gute Laune, das Herz, aber auch der Ernst des Kaisers gegen unberufene Bittsteller hervorleuchtet.

Es war im Jahre 1772, noch bei Lebzeiten der Kaiserin, als eine Deputation oberösterreichischer Bauern nach Wien zu Hofe ging, um bei Maria Theresia für ihre Gemeinde etwas zu erbitten. Von den schlichten Landleuten für einen Hofbediensteten gehalten, übernahm Josef die Supplik, mit dem Versprechen, alles bestens zu besorgen. Zur Entlohnung erhielt er von der Deputation zwei Siebzehner, eine damals gangbare Münze. Der Kaiser und Mitregent überbrachte sie seiner Mutter und erklärte lachend, diesen seinen ersten Geldverdienst mit ihr redlich theilen zu wollen; die leutselige Kaiserin ging ebenso heiter darauf ein und ließ sich ihren Siebzehner in Gold fassen. Was doch die gute Deputation für Augen gemacht haben mag, als sie nicht nur ihre Supplik bewilligt, sondern überdies zwölf Ducaten mit auf den Weg erhielt!

In den letzten Jahren seiner Alleinherrschaft nahm bei dem Kaiser ein armer, verdienter Feldpater oder Militärgeistlicher Audienz, um eine ihm bereits zugesicherte Gnadengabe zu erbitten. Der Kaiser, von Geschäften überbürdet und gewohnt, zuvor über die Persönlichkeit des Bittstellers sich

genau unterrichten zu lassen, bestellte ihn auf ein zweitesmal. Schon nach drei Tagen erschien der Militärgeistliche wieder zur Audienz. Der Kaiser hörte ihn an und, wie aus tiefem Nachdenken erwacht, richtete er an ihn die ernste Frage: „Wollen Sie ins Zuchthaus?“ Betreten, ja erschrocken, denn der würdige Supplicant fürchtete schon aus unbekannten Gründen einer Strafe verfallen zu sein, brachte er die ängstlichen Worte hervor: „Es wird doch nicht lange dauern?“ Josef lachte nun über das Mißverständniß: „So ist's nicht gemeint! Wollen Sie ins Zuchthaus als Pfarrer? Diese Pfarre ist gestern leer geworden.“

Als im Jahre 1786 eine Prager Officiersfrau als Witwe um Pension ansuchte, richtete der Kaiser an sie die Frage: „Haben Sie Kinder?“ Die etwas selbstbewußte Dame sagte: „Ja, Majestät, drei Fräulein und einen jungen Herrn.“ „Ich hatte auch ein Mädel,“ sprach der Kaiser ironisch, „es ist aber gestorben.“ Eine Dame, die seine deutsche Ansprache französisch erwiderte, mußte die Bemerkung hören: „Aber sprechen wir doch deutsch, wir sind ja in Deutschland.“ Als im gleichen Jahre ein junger Mensch, pochend auf die Verdienste seines Vaters, den Kaiser um einen diesen entsprechenden Amtsposten bat und seine mangelhafte Bildung in seinen Worten und dadurch an den Tag legte, daß er nicht einmal seinen Namen gut schreiben konnte, übergab ihm Josef an den Normalschul-Director einen versiegelten Zettel, worin sich die Worte fanden: „Ueberbringer dieses ist vorher mit den Trivial- und Normalgegenständen in öffentlicher Schule bekannt zu machen, damit seinesgleichen womöglich abgeschreckt werden, mich um eine Anstellung zu behelligen, bevor sie recht schreiben und lesen können.“

Das innerste Wesen eines Menschen, des niedrigsten und höchsten, tritt am bezeichnendsten in den Tagen der Krankheit, des Unglücks und in den letzten Augenblicken des Scheibens von dieser Erde zu Tage.

Kaiser Josef II. war nie von überaus kräftiger Gesundheit; sein starker Geist wollte über Gebühr des Körpers Herr und Meister bleiben. Schon Ende 1781 während der Anwesenheit des Großfürsten Paul von Rußland in Wien kündigte sich schmerzliches Augenleiden, hartnäckiger Rothlauf und krankhafter Husten an. Es dauerten diese Uebelstände bis zu der berühmten Reise des Papstes Pius VI. nach Wien (1782), doch ließ der Kaiser seinen hohen Gast während der Zeit des Aufenthaltes nichts von der Ueberwindung merken, die ihm sein Unwohlsein aufnöthigte. Fast jedes Jahr stellten sich Rothlauf oder Augenleiden wieder ein. Heftige Gemüthsbewegungen mußten bei der reizbaren Gemüthsart des Kaisers solche Anfälle wecken oder doch steigern. Und an solchen fehlte es weder in der äußern Politik noch im innern Staatsleben. So kam es 1784 zu einem furchtbaren Aufstande walachischer Bauern Siebenbürgens gegen ihre ungarischen Grundherren, unter Führung des Hora, Kloßka und Krišan, in welchem an 62 Dörfer, 132 Edelhöfe und 4000 Menschen zu Grunde gingen. Das rumänische Landvolk, in harter Unterthanschaft seit Jahrhunderten, hatte, durch Aufwiegler verleitet, die Urbarialgesetze des menschenfreundlichen Kaisers als Losung zur gewaltsamen Selbstbefreiung und zügellosen Rache ausersehen und der kurzsichtige Grundherrenstand grollte deshalb dem Monarchen als Urheber dieser traurigen Vorgänge.

Bedenklich gestaltete sich aber der Körperzustand des Kaisers seit dem Sommer 1785, nach der Rückkunft von einer Reise nach Italien; doch fühlte er sich schon im August neu gekräftigt. Bei der Ueberschwemmung

der Wiener Vorstädte leistete der Kaiser persönlich Hilfe und die starke Durchnässung, welche er sich im Kahne zuzog, rief ein neues Unwohlsein wach. In den nächsten zwei Jahren fühlte sich der Kaiser dagegen vollkommen wohl, besonders als er im August (1786) aus Croatien heimkehrte, und ebenso schien die Reise in die Krim (Frühling 1787) ihm keinerlei Nachtheile bereitet zu haben. Und bennoch zeigten sich vom Herbste des gleichen Jahres an die Anzeichen eines tiefen und ernsten Leidens, die bei aller Gleichgiltigkeit des rastlos thätigen Kaisers gegen körperliche Gebrechen bennoch seinen Gleichmuth erschüttern mußten. „Mein Husten verläßt mich nicht mehr," schrieb er am 6. December seinem Bruder Leopold nach Toscana, „und darum führe ich ein elendes Leben, da ich nicht ausgehen kann und der Bewegung beraubt bin, an die ich mich gewöhnt habe."

Aber dann wurde es wieder besser. Denn im März begab sich der Kaiser schon auf den ungarisch-türkischen Kriegsschauplatz. Šabac wurde unter Lascys Oberbefehle und vor den Augen des Kaisers eingenommen, die einzige glückliche Waffenthat dieses Kriegsjahres. Damals war es, wo Josef dem ermüdeten Feldmarschall mit Hilfe einiger Generale einen Sitz zurecht machte, indem er einer Marketenderin den Korb vom Rücken nahm, seinen Mantel darüber breitete und den gerührten Lascy mit den Worten einlud, Platz zu nehmen: „Setzen Sie sich, Herr Feldmarschall, Sie verdienen Ruhe. Ihnen habe ich die Einnahme von Šabac und die Erhaltung des mir so kostbaren Lebens vieler braven Krieger zu danken." Die ohnehin erschütterte Gesundheit Josefs litt aber unter den Mühsalen des Lagerlebens und den ungünstigen klimatischen Einflüssen der südungarischen Sumpflandschaften nicht wenig. Denn der Kaiser theilte alle Entbehrungen des gemeinsten Kriegers, und die heftigen Gemüthsbewegungen, die Ueberanstrengungen eines leidenden Körpers in der Schreckensnacht bei Lugos, wo Josef aus dem offenen Wagen sprang, ein Pferd bestieg, um die gräuliche Verwirrung, das tolle Durcheinander der durch blinden Lärm aufgescheuchten Truppen persönlich zu bewältigen (20. September), all dies rief die schlimmsten Rückfälle wieder wach. Am 26. September schrieb Josef seinem Bruder Leopold: „Ich bin unglücklich für den Rest meines Lebens und das Opfer von Ereignissen, für welche ich nicht kann und die ohne mein Verschulden eingetreten sind. Ich begreife nicht, wie ich Widerstand zu leisten vermag. Den Schlaf habe ich vollständig verloren; ich schlafe keine halbe Stunde und verbringe die Nächte in dem peinlichsten Nachsinnen." Den 5. December zu Wien eingetroffen, fühlte sich der Kaiser wieder „im besten Wohlsein." Er hielt, wie immer, die Ruhepause seines Leidens inmitten fieberhafter Thätigkeit für die Rückkehr völliger Genesung. Gais- und Eselsmilch, die er nach Vorschrift der Aerzte trank, schienen ihm gut anzuschlagen. Allerdings bemerkte er am Jahresschlusse zu seiner Umgebung: „Ich habe einen hartnäckigen Proceß mit meiner Brust und weiß nicht, wer ihn zuletzt gewinnen wird." Dennoch blieb die Lebenshoffnung stark. So sagte Josef II. Mitte Jänner 1789 zu einem Kammerherrn: „Ich habe noch einen kleinen Proceß mit meiner Brust, aber ich hoffe, ihn mitsammt den Kosten zu gewinnen."

Seine Tagesordnung blieb trotz allen schweren Leidens die eines unermüdlich thätigen Herrschers. Dem frühen Erwachen und Mediciniren folgte von 7 bis 10 Uhr Morgens die Arbeit mit seinen Secretären zu Bette. Er ließ sich alle Einläufe vorlesen, dictirte und unterschrieb die Acten. Um 10 Uhr verließ der Leidende das Bett, um mit den Staatsmännern und Kriegsobersten amtlich

zu verkehren. Um 1 Uhr ging er zum bescheidenen Mahle. Seine Gesellschaft — bei und nach Tisch — bildeten Erzherzog Franz, sein Neffe, und dessen gemüth- und geistvolle Gattin, des Kaisers Liebling, Elisabeth. Dann kamen Staatsgeschäfte an die Reihe. Auch auf den Balcon verfügte sich der Kaiser gerne, um seine Wiener zu sehen und von ihnen gesehen zu werden. Abends 6 Uhr gab es regelmäßig Kammermusik, denn die Tonkunst war Josefs liebste Erholung neben dem Schauspiel, das er, so oft er nur konnte, besuchte, jetzt aber vernachlässigen mußte. Leider konnte er nimmer als Musikus mitwirken, das er sonst so gerne that. Um 9 Uhr mußte er schon das Lager aufsuchen, das nur allzu oft der Schlaf, der beste Tröster, mied. Anfang April stand es schlimm. Als jemand dem Kaiser vorstellte, er möge als gefährlichsten Feind, den er zu bekämpfen habe, seine Krankheit betrachten und nicht an den Türkenkrieg und andere Gegnerschaften denken, erwiderte Josef: „Dieser Feind greift nur meine Person an und kann mich überall, hier und bei der Armee finden; der andere aber greift meine Staaten und meine Unterthanen an, und da muß ich für deren Sicherheit sorgen. Heinrich IV. pflegte ja auch zu sagen: „„Wer mein Volk angreift, der greift mich an."" Den 15. April stellte sich heftiges Blutbrechen ein, den 16. ließ sich Josef mit den Sterbesacramenten versehen; schon eilte ein Courier nach Florenz an den Großherzog von Toscana, Josefs Bruder, Leopold. Am 17. wurde es etwas besser. Zum erstenmale ließ sich der Kaiser von einem Barbier rasiren, da er das sonst immer selbst besorgte. Er entlohnte den Mann mit vier Souverainsd'ors, indem er lächelnd sagte: „Er ist der Erste, der mir ins Gesicht greift." Dann wurde es wieder besser. Im Mai konnte er die warme Sonne im Garten des Belvedere genießen. „Aber das Athemholen fällt mir schwer und das Herz klopft stark," schreibt er an den Bruder. Das Zehrfieber meldete sich an. Wohl übersiedelte der Monarch am 11. Mai nach Laxenburg und erging sich da unter den prächtigen Kastanienbäumen. Mit den Spazierritten war es jedoch vorbei, eine übergroße Magerkeit und Schwäche kündigte sich an. Und doch schien wieder die Lebenskraft obzusiegen. Im Juli fühlte er sich so gekräftigt, daß er zur Armee wollte. Seine Aerzte, der Leibmedicus Störk und der Leibchirurg Brambilla, erhielten jeder 12.000 Gulden und einen werthvollen Ring; Kollmann und der jüngere Brambilla wurden gleichfalls kaiserlich entlohnt. Allein das Besserwerden war nur Täuschung; kränker wie vor Monaten kehrte der Monarch von Laxenburg nach Wien zurück. Schwer lasteten die Krankheit und bittere Erfahrungen auf dem edlen Fürstenherzen. Noch zwei Jahre möchte er leben, um die Welt von der besten Absicht seiner Staatseinrichtungen zu überzeugen. Im Jänner 1790 nahm er alle Verordnungen zurück, welche in Ungarn und Tirol die wachsende Unzufriedenheit erregt hatten; es war für ihn eine schwere Stunde, aber er verwand sie. Auch Belgien wollte er beschwichtigen, aber da war die Revolution im vollen Gange; der Fall Brüssels war für ihn „der Gipfelpunkt des Unglücks und der Schande." „Ihr Vaterland tödtet mich" — sagte er zu dem Prinzen von Ligne — „die Einnahme von Gent ist mein Todeskampf, das verlassene Brüssel mein Tod. Welche Schmach ist das für mich, welche Schmach!" Den 6. und 8. Februar beschwor er brieflich seinen Bruder, nach Wien zu eilen; er wollte Leopold zu seinem Mitregenten machen. Der Großherzog zögerte; er sollte den Kaiser — nicht mehr sehen.

Schon am 5. Februar hatte Josef den Doctor Quarin kommen lassen, der ihn seit drei Monaten gewöhnlich

behandelte, und forderte ihn auf, ihm die volle Wahrheit rückhaltslos zu sagen. Mit feuchten Augen erklärte der Arzt, die Krankheit sei unheilbar. Auf die weitere Frage Josefs, ob er noch einige Zeit zu leben habe, erwiderte Quarin, die Krankheit sei eine von denen, welche den Patienten bestimmen müsse, jeden Augenblick auf den Tod gefaßt zu sein. Nach langem und tiefem Schweigen entließ der Kaiser den Arzt mit seinem Danke; am gleichen Tage erhielt Quarin ein sehr verbindliches Billet sammt 10.000 Gulden Honorar und dem erblichen Baronats-Titel. Tags darauf ließ er seinen Staatsreferendär rufen. Dann zog er unter dem Papier, worauf er an seinen Bruder schreiben wollte, ein kleines Blatt hervor, das Gutachten seiner Aerzte, daß er höchstens nur noch drei Wochen zu leben habe — und reichte es dem Ankömmling mit den Worten: „Sehen Sie hier mein Todesurtheil. Lesen Sie es, und dann wollen wir weiter reden." Dann sprach er noch volle zwei Stunden ruhig und heiter. Am 14. Februar, als er die Sterbesacramente zum zweitenmale empfangen, ließ er den Hofkriegsraths-Präsidenten, den alten Haddik, rufen, um durch ihn der ganzen Armee für ihre Tapferkeit und Treue danken zu lassen. Als der greise Soldat mit den Worten: „Gott befohlen, mein lieber Haddik, wir sehen uns hier zum letztenmale" entlassen wurde, entfernte er sich tief erschüttert und erkrankte selbst. Auch Laudon, damals bereits in Wien, konnte bei einem solchen Wiedersehen nicht Herr seiner innern Bewegung werden. Zu Einem seiner Umgebung sagte Josef unter anderem: „Ich weiß nicht, ob der Dichter so ganz recht hat, wenn er schreibt: Furchtbar ist der Schritt vom Throne zum Grabe. Ich vermisse den Thron nicht, fühle mich ruhig; nur ein wenig gekränkt, durch so viel Lebensplage so wenig Glückliche und so viel Undankbare gemacht zu haben; allein das ist das Schicksal der Männer auf dem Throne." Die schwerste letzte Prüfung für ihn war der Tod seiner innigstgeliebten Nichte Elisabeth, Gattin seines Neffen Franz. Die leidende Frau machte dem schwer Kranken am 15. Februar einen Besuch. Er war für beide erschütternd. Als man am 18. Februar den unverhofften Tod Elisabeths zögernd meldete, rief Josef schmerzlich aus: „Und ich lebe noch! Herr, Dein Wille geschehe!" Nach langer Pause bemerkte er dann: „Ihr Körper müsse bald dem seinigen Platz machen."

Seine letzten Briefe an den greisen Minister Kaunitz, der beinahe zwei Jahre den Kaiser mied, aus übertriebener Furcht vor allem, was Krankheit und Tod bedeutet, an den Grafen Rosenberg, an die fünf Fürstinnen: die Frauen der beiden Liechtenstein, Franz und Karl, Kinsky, Clary und Kaunitz, in deren Kreise er so gern weilte, athmen die wärmste Freundschaft, das feinste Zartgefühl. Von Laudon nahm er mit den Worten Abschied: „Reichen Sie mir Ihre alte Hand, ich werde nicht mehr das Vergnügen haben, sie zu drücken." Den 19. Februar Vormittags, als sich Fürst Dietrichstein bei ihm befand, wurde es Josef plötzlich dunkel vor den Augen. „Nun ist es Zeit," sagte er, „daß wir abbrechen. Wir sprechen uns zum letztenmale." Vier Uhr Nachmittags gab er seine letzte Unterschrift, nur zeichnete er statt Josef: „Jsof." Als wolle er den Tod wie ein Soldat und Herrscher in voller Thätigkeit erwarten, saß er immer angekleidet, im Rock und in Stiefeln in einem großen Schlafsessel und ging dann und wann noch auf und ab.

Der 20. Februar 1790 besiegelte sein Leben. In den letzten Stunden weilten bei ihm Fürst Dietrichstein, Graf Rosenberg, Erzherzog Franz, der jüngst verwitwete Neffe, und ein Priester. Fünf Uhr Morgens fand der Leibarzt Störk keinen Puls mehr;

vier Minuten nach fünf Uhr hatte Josef ausgelitten, ausgerungen. Sein letzter Wille enthielt sechs Zeilen: die Universal-Erbschaft seines Bruders, des Großherzogs Leopold, und ein Codicill, wonach sein Secretär und die nächsten Diener den ganzen Gehalt lebenslänglich beziehen sollten. An Lohn für treue Dienste und Gaben der Wohlthätigkeit hatte es Josef auch in den letzten Tagen nicht fehlen lassen: sie betrugen eine halbe Million. Ein thatenvolles, fruchtbar fortwirkendes und vielversprechendes Leben war für immer geknickt. Zu der aufgebahrten Leiche drängten sich Tausende, die ihn liebten und betrauerten. Als sich am 22. Februar, Nachmittags 3 Uhr, der Leichenzug durch die Straßen Wiens zur Kapuzinergruft fortbewegte, gedachte so mancher Josefs, des „Vielgeliebten.“ Und auch die Gegner seines Herrscherwesens zollten ihm eine achtungsvolle Erinnerung, denn er setzte sein Leben ein für hohe Ziele, rastlos, selbstlos. Am eisernen Thore der Kapuzinergruft hielt der ernste Zug; man klopfte wie üblich an und der Quardian rief von innen: „Wer ist da?“ Die Antwort lautete: „Der Leichnam des durchlauchtigsten Kaisers Josef II.“ Nun öffnete sich das Thor und bald umschloß die letzten Reste eines Gewaltigen der Erde die stille Gruft seiner Väter. Aber bis auf unsere Tage und in die fernsten Zeiten erzählt man und wird man erzählen von dem Sohne Maria Theresias, den ein schlichtes Volkslied mit den Worten feierte:

Ich denke hin und denke her,
's gibt keinen Kaiser Josef mehr!
Wenn Der Einem ins Auge sah:
Es war mein Seel ein Gloria!

Mein Heim.

Gekommen erlösende Ferienzeit,
Da zieht es, da lockt es hinaus mich weit,
Nach Städten mit gothischer Domespracht,
Nach Fluren voll grüner Waldesnacht,
Auf Berge, die nahe dem Himmel steh'n,
Zu donnernden Fällen und Alpenseen,
Nach Firnen funkelnd im Abendschein,
Wie laß' ich dich gerne, mein Heim, so still und klein!

Schon hab' ich's errungen, schon ist es erreicht,
Und stolz schwillt das Herz mir, mein Blut fließt so leicht,
Nun bin ich geklettert auf schwindelndem Pfad,
Bin schaudernd dem Gipfel des Gletschers genaht,
Ich saß an dem Sturzbach, der niederwärts wühlt,
Und hab' meine Glieder im Bergsee gekühlt,
Umgeben von Dornen aus Felsengestein —
Wie liegst du mir ferne, mein Heim, so still und klein.

Geendet die Freiheit; zum eigenen Herd
Bin heute gekräftigt zurück ich gekehrt.
Lebt wohl all' ihr Matten, so frisch und so grün,
Ihr Gletscher, so funkelnd im Abendglüh'n,
Ihr lockenden Seen am Felsengrund,
Statt rastlosem Wandern von Stund' zu Stund',
Wartet nun Arbeit, die rastlose, mein:
Wie machst du mich glücklich, mein Heim, so still und klein!

Josef Weilen.

Das obersteirische Reiftanzspiel.

Ein Beitrag zur Kunde deutscher Volksspiele von Dr. Anton Schlossar.

Wie ein Klang aus uralten Zeiten hat sich in gewissen Gegenden Obersteiermarks, insbesondere im Thale der Enns und in jenen Theilen des Landes, welche an Salzburg grenzen, das alte Reiftanzspiel als Volksbelustigung erhalten und wird heute noch bei besonderen Gelegenheiten aufgeführt. Es erinnert in seinem Gang und in seiner Anordnung einerseits an den auch noch hier und da üblichen Schwerttanz, über den an einer anderen Stelle Ausführlicheres von mir berichtet wurde*), andererseits an die alten Fastnachtsspiele des fünfzehnten Jahrhunderts.

Dramatische Darstellungen gab es auf dem Boden der deutschen Länder vor langer Zeit, die Gelehrten sehen schon in dem Tanze, welchen bei den alten Germanen in der grauen Heidenzeit, nackte Jünglinge mit Schwertern anstellten, eine Art dramatischer Production und leiten so die Uranfänge unserer theatralischen Vorstellungen von jener Urzeit her. Auch unsere noch üblichen Weihnachts-, Dreikönigs- und Passionsspiele tragen das Merkmal hohen Alters an sich.

Was das naive Element darin anbelangt, so gibt dasselbe in den alten Spielen nicht selten Veranlassung zu den heitersten Scenen selbst im größten Ernst der Situation und es ist kein Scherz, sondern wirklich aus einem solchen ernstgemeinten Spiele herrührend, daß Judas vor den Rath der Hohenpriester tritt und sich folgendes kurze Gespräch entwickelt:

Judas:
Gelobt sei Jesus Christ, ihr Herrn.
Hohepriester:
In Ewigkeit, Judas, was ist dein Begehrn?
Judas:
Ich will euch verrathen Herrn Jesum Christ,
der für uns am Kreuze gestorben ist!

Diese Naivetät hat sich in den noch üblichen Bauernspielen und in Dreikönigs- und Weihnachtsliedern vielfach erhalten und mit großem Ernste werden Stellen in solchen Liedern gesungen, welche Einem ein Lächeln abgewinnen, obgleich der tiefer Sehende darin nur auf die Kindlichkeit des Volkscharakters aufmerksam wird und auf die biedere Natürlichkeit, welche solche Gesänge vor langer Zeit geschaffen. Ein Beispiel für Viele. In einem Weihnachtsliede, das in St. Gallen (Obersteiermark) und Umgegend gesungen wird, bringen die Hirten dem Jesuskinde Geschenke dar, einer derselben meint es besonders gut und ruft aus:

I han ah was g'funden bei mir auf der Dill,
Eier, Gries, Mehl und Butta und a Kanerl Gaismilch,
In an Schraufglas an Branntwein, sand schon an drei Halb,
Der wird eahm schon recht sein, heut is gräula kalt.

Bekanntlich tragen auch diese Lieder selbst mitunter einen dramatischen Charakter.

Wahrscheinlich in Verbindung mit den geistlichen Comödien standen die Fastnachtsspiele des vierzehnten und fünfzehnten Jahrhunderts, welche in ihren ältesten Stücken noch manches geistliche Element aufweisen. Die Spiele waren Anfangs sehr einfach, von einem scenischen Apparate natür-

*) „Der Schwerttanz in Obersteiermark,“ in „Oesterreichische Cultur- und Literaturbilder“ von Dr. Anton Schlossar. Wien 1879.

lich gar keine Spur, da sie darauf berechnet erschienen im Vorübergehen, ohne längere Vorbereitung aufgeführt zu werden. Nicht minder einfach waren die Texte dieser Comödien. Der Stoff zu denselben wurde aus dem gewöhnlichen Leben genommen, Bauern, schlimme Weiber, Narren und dergl. Figuren erschienen nicht selten als drastische Figuren darin vertreten. Aber auch Gestalten aus der Bibel, aus der Geschichte und Sage erscheinen vorgeführt.

Aus der bisher einzigen großen Sammlung: „Fastnachtspiele aus dem fünfzehnten Jahrhundert,“ welche im Jahre 1853 Adalbert von Keller veranstaltet hat, und welche die meisten bekannten Texte geboten, sind beinahe alle in Nürnberg selbst entstanden. Nur um die Art und Gattung des Gebotenen zu charakterisiren, seien hier einige Titel nach der alten Originalüberschrift angeführt: Vasnachtspil vom Münch Berchtold. Die Vasnacht vom Werben, umb die Junkfrau. Das Vasnachtspil mit der Kron. Das Vasnachtspil vom Arzt mit den zwelf Paurn. Kaiser Constantinus. Ein schön Spil von Fraw Jutten. Ein Fasnachtsspil von einem Arzt und einem Kranken. Ain hüpsch Spil von Sant Jörigen. Ain hupsches Vasnacht Spill von König Artus. Das Leben der heyligen Frawen Susanna. Der Narren Kappen.

Noch muß erwähnt werden, daß alle Stücke in gereimten Versen geschrieben und erhalten sind, und zwar in sogenannten Knittelversen, welche Gattung des Verses übrigens bei weitem nicht so viel Verachtung verdient, als ihr oft zu Theil wird, wie ja Goethe einen Theil seines „Faust“ in solchen Knittelversen abgefaßt hat, und zwar gerade mit Rücksicht auf den alterthümlichen Anstrich, welchen er seinem dramatischen Gedichte damit geben wollte.

Heute noch finden sich auf dem Lande und insbesondere unter der bäuerlichen Bevölkerung jene Spiele, welche in schlichtem dramatischem Gefüge alte Sagen, andere volksthümliche Stoffe und insbesondere auch Geschichten aus den alten Volksbüchern darstellen und von den Landleuten selbst aufgeführt werden.

Da lehnt sich an die alten Fastnachtsspiele auch noch jene Gattung von sogenannten Tänzen an, wie der oben erwähnte Schwerttanz, der nun zu besprechende Reiftanz. Und zwar haben wir es in diesen Productionen nicht mit einem einfachen Tanze zu thun, sondern mit einer Art bäuerlicher Comödie, welche einerseits allerdings in manchen Punkten an uralte Gewohnheiten und Gebräuche anknüpft, die wohl noch viel weiter zurückreichen, als bis in das fünfzehnte oder vierzehnte Jahrhundert unserer Zeitrechnung, andererseits den Charakter des dramatisch gegliederten Spieles trägt und so einen geheimnißvollen Zusammenhang aufweist zwischen Formen und Uebungen der älteren und der neueren Zeit.

Der Reiftanz als Tanzübung selbst kam zuerst bei den germanischen Völkern des europäischen Nordens vor.

Später findet sich eine Gattung von Reiftanz in den süddeutschen Städten, und zwar sind es die Böttchergesellen, welche denselben öfter zur Darstellung bringen.

Die Böttchergesellen pflegten diesen Tanz sehr künstlich zu veranstalten, es kamen Verschlingungen der Reifen vor, Schwenken derselben mit darein gestellten Gläsern, Verbinden derselben u. s. w. Der berühmte Münchner Schäfflertanz, aus der grausamen Pestzeit herrührend, in welcher die Schäfflergesellen durch den Tanz Heiterkeit und Fröhlichkeit in die durch Trauer und Schmerz schon ganz herabgekommene Stadt gebracht und sich damit außerordentlich verdient gemacht haben sollen, war eine ähnliche Belustigung, von jener Zeit an (1517) mußten die heiteren Gesellen ihren Reifentanz öfter wiederholen.

Heute noch wird er in München aufgeführt, und zwar findet der Schäfflertanz jedesmal im ersten Regierungsjahre des Königs und dann alle sieben Jahre statt. Ferner werden Reiftänze erwähnt, die früher in Eßlingen, Nürnberg, Danzig, Frankfurt a. M. Erfurt, Breslau, Zittau und endlich in Salzburg vorkamen, in der zuletztgenannten Stadt hieß er der Reifleintanz und wurde auch alle sieben Jahre von den Böttchern abgehalten, scheint überhaupt mit dem Münchner Schäfflertanz verschiedene Beziehungen gemein zu haben.

Das in Obersteiermark übliche Reiftanzspiel kommt hauptsächlich im Ennsthale und in den kleineren Nebenthälern desselben vor. Wir sehen in ihm eine dramatisch gegliederte Darstellung. die charakteristische Volksgestalten vorführt, die jedenfalls nur bei feierlichen Gelegenheiten aufgeführt wird und die mit den übrigen Reiftänzen Deutschlands, welche zumeist heute nicht mehr zur Darstellung gelangen, in Verbindung steht.

Die Aufführung findet im geschlossenen Raume oder im Freien statt, unerläßlich ist dabei eine einfache Landmusikcapelle, wohl auch mit der landesüblichen Zither und dem Hackbrett versehen, welche zum Tanze selbst aufspielt. Als darstellende Personen treten auf: der Schalksnarr, zugleich die komische Figur des Ganzen, sodann eilf andere Gestalten, welche unter den Namen Obermaier, Gsell, Unternbach, Ruabendunst, Thuakoagut, Schellerfriedl, Grünenwald, Schütz, Springinklee, Grob und Hefenstreit (Höfenstreit) theils typische Gestalten aus dem Landvolke darstellen in allerdings carrikirter und derb aufgetragener Manier, die man, wie auch die derbe Sprechweise dem natürlichen Landmanne nicht verübeln wird, theils gewisse Eigenschaften personificiren, welche ebenfalls im Volke vorherrschend sind.

Der Schalksnarr eröffnet nun den Tanz, macht einen Sprung mit einer Peitsche und mit seinem Reifen in's Zimmer oder in den geschlossenen Kreis und wendet sich mit einem Spruche, den er zuerst hören läßt, zuvörderst an den Hauswirth und die Gäste:

Ich tritt herein wohl also fest
Und grüße den Herrn Hauswirth und all' seine Gäst,
Grüß ich einen andern oder nicht,
So möchten sie glauben, ich wär' der rechte Schalksnarr nicht.
Der rechte Schalksnarr bin ich genannt,
Trage die Peitsche in meiner Hand
Und auch das steirische Wappen
Und dreihundert Schellen auf meiner Kappen,
Mein Vater hat sieben Söhn, das sind lauter Narrn,
Nur i bin davon der Gescheidtere worn.

Er schlägt sich mit der Peitsche auf den Fuß:

So hat meine Mutter der Henn' aufn Schweif aufig'schlagen,
Und i bin mein Vater beim lukaten Dachfirst aussig'fahren.

Er ruft:

Herein nach Thal,
A jede Kuh in ihren Stall,
A jedes Weib zu ihrem Mann,
A jede Henn zu ihrem Hahn —
I wir mi nit lang bsinna,
Und wir über meine Peitschen übri springa,
Trummel und Pfeifn solln a dazu stimma.

Es treten nun die Musikanten herein, die oben angeführten Tänzer folgen ihnen nach, ein Jeder mit seinem Reife macht einen Sprung und alle tanzen im Kreise; nach diesem Tanze schweigt die Musik und mit Ausnahme des Schalksnarren stellen sich die Spieler in zwei Reihen.

Der Schalksnarr ruft: Herein, Hans Obermaier.

Hans Obermaier springt aus dem Gliede über den Reifen und spricht:

Ei, warum heiß ich Hans Obermaier,
Iß in einem Tag wohl acht Pfund Eier,
Und auch dazu neun Pfund Schoten,
Die sauern Holzäpfel sand mir a nicht verboten,
Saure Holzäpfel und weiche Birn,
Damit kann ich meinen Goder schmirn.
Und wenn meine Mutter d'Nudl strupft,
Da bin ich der erste, der dazu hupft.
Und wenn meine Mutter in der Kuchel Krapfen bacht,
So bin ich der erste, der den Mund aufmacht.

Kropfata Schalksnarr, thu mi nit lang
foppen und sekirn,
Geh hinweg, sonst schlag i di auffi aufs
Hirn!

Er springt nun wieder über den Reifen in sein Glied.

Der Schalksnarr ruft: Herein, Gsell.

In derselben Weise wie Obermaier springt Gsell herein und spricht:

Ei, warum heiß ich der Gesell,
Bin erst kemma aus der Höll.

Schalksnarr:
Was hast denn in der Höll than?

Gsell:
Verspielt, was i g'habt han.

Schalksnarr:
Wer hat Dir zug'schaut?

Gsell:
Der Wirth mit der Bärenhaut.

Schalksnarr:
Wo ist der Wicht?

Gsell:
Er sitzt beim Tisch und spielt beim Licht.

Schalksnarr:
Wo ist der Herr?

Gsell:
Er ist nicht fer.

Schalksnarr:
Wo ist die Frau?

Gsell:
Geh hin, Narr, und schau.

Schalksnarr:
Derf i Di um gar nichts fragen?

Gsell:
I wir Dir's schon an andersmal sagen.

Schalksnarr:
Wo ist der Knecht?

Gsell:
Er ist bei der Dirn, er meint, er hat's Recht.

Schalksnarr:
Wo ist die Dirn?

Gsell:
Sie sitzt beim Ofen und hat no koa Wiagn.

Schalksnarr:
Wo ist der klein Bua?

Gsell:
Er sitzt im Keller und schaut in luketen Glasl zua.

Schalksnarr:
Wo ist die Jungfrau Linzllanzl.

Gsell:
Sie ist im Garten, brockt mir a Büschl
und ihr a Kranzl,
Spielleut machts auf a lustigs Reif-Tanzl.

Beide tanzen nun mit ihren Reifen einen Steirischen, nach welchem Gsell zum Schalksnarren spricht:

Du kropfata Schalksnarr geh hinweg,
Sonst hau i da auffi auf Deine Kröpf

und über den Reif in die Reihe zurückspringt.

Der Schalksnarr ruft nun wieder: Herein, Hans Unterndach! worauf der Gerufene in derselben Art wie die Vorigen über den Reif hereinspringt und spricht:

Ei, warum heiß ich der Hans Unterndach,
D'schönen Jungfrauen laufen mir überall
nach.
Schöne Jungfrauen will i gnug bekumma,
Will mir's da kropfete Schalksnarr nit
vergunna,
Hat mi z'nächst a Madel beten,
I soll mit ihr auf's Gaßl treten,
Zwiefl knödn und Bon ausknolln,
Geh hindan, sonst laß ich Dich vom Dörner holn.

Er springt wieder zurück und der Schalksnarr ruft den Nächsten: Herein, Ruabendunst, der ebenso erscheint und spricht:

Ei, warum heiß i der Ruabendunst,
Viel Reden macht Ungunst,
Und der nit viel reden kann,
Dem steht 's Stillschweigen besser an,
Es hat mich znächst a Madl beten,
I soll mit ihr aufs Gaßl treten,
Aufs Gaßl treten nit allein,
Mähn, graben, auf an fein' Stein.

Schalksnarr:
Dein Kramperl is also zug'spitzt,
Schau na, daß d' in Spitz nit obrichst.

Ruabendunst:
D'Kramperl dorf so gspitzt nit sein,
Geht denna auf an fein Stein ein,
Kropfata Schalksnarr, thu nit lang streiten,
Sonst hau i Di aufi auf die Seiten.

Nachdem auch dieser in derselben Weise wie die Vorigen in's Glied zurückgesprungen, erscheint auf den Ruf: Herein, Hans Thuakoagut, der Genannte, sich mit den Worten einführend:

Ei, warum heiß ich der Hans Thuakoagut,
Wo i wenig g'winn aber viel vathua,
Han i 's verthan meines Vaters Guat,
Bis auf an alten Filzhuat,
Den Filzhuat han i no hoch in Ehren,
Daraus muß noch was bessers werd'n,

Den Huat laß i noch umher rauschen,
Werd ich mir a schöns Madl eintauschen,
Das Madl nimm i auf meine Arm,
Is mir kalt, so wird mir warm,
Das Madl nimm i an meine Seiten,
Kropfata Schalksnarr, mit Dir will i a nit lang streiten,
Kropfata Schalksnarr, thu mi nit lang foppen oder hassen,
Ich schlag Dich nieder auf freier Straßen.

Nach dem Eintreten Thuokoaguts, springt auf den Ruf: Herein, Schellerfriedl, dieser über den Reif herbei und spricht:

Ei, warum heiß ich der Schellerfriedl,
In mein Wald hat's nix als Holz und Prügl,
Holz und Prügl nit alloan,
Faule Stöck und hohle Stoan,
Die will i verkaufen
Und mit dem Geld ins Wirthshaus laufen,
Der Wirth, der schänkt ma ein den besten Wein,
Kropfata Schalksnarr, kannst a bei mir sein,
Gribeln oder Rafen, da hab ich kein Freud dran,
I hab nur ein Freud zu mein Schellenkranz,
Spielleut machts auf einen lustigen Reiftanz.

Die Musik spielt nun wieder einen Steirischen und nach demselben stößt der Schalksnarr den Schellerfriedl, der über den Reifen springt ins Glied; der Narr ruft nun: Herein, Grünenwald, welcher wie die Andern erscheint:

Ei, warum heiß ich der Grünenwald,
Grab ich die Wurzel: Jung und Alt,
Jung und Alt und Ehrenpreis,
Ist gut für die Ratzen und für die Mäus,
Thua i 's in a kloans Heferl hinein
Und laß' vierundzwanzig Stund sieden drein,
Nachdem nimm ichs wieder heraus
Und mach Dir und mir eine grüne Waldsalben draus.
Also Du kropfata Schalksnarr, machst Du an Narren drein,
So kann meine grüne Waldsalben a nit dafür sein.
Kropfata Schalksnarr, thu mi nit lang foppen oder sekirn,
Sonst hau i Dir aufi aufs Hirn.

Nach dem Zurückspringen des Redners ruft der Narr: Herein, Schütz. Dieser erscheint:

Ei, warum heiß i da Schütz,
Han i viel g'schossen Reh und Füchs,
Und hoab ma's auf a kloans Schipperl z'sammtriebn,
I han wohl dreingschossen in d'Mitt,
I weiß nit han i oan troffen oder nit.
Es sollt wohl gewesen sein,
Daß i oan troffen hon drein.
I han mi wohl gmacht davon,
Weil Du kropfata Schalksnarr ein schlechter Zahler bist dann,
Kropfata Schalksnarr thu mi nit lang foppen oder hassen,
Ich schlag Dich nieder auf freier Straßen.

Er springt zurück, auf den Ruf: „Herein, Springinklee, springt dieser hervor:

Ei, warum heiß ich der Springinklee,
Harte Arbeit thuat ma weh,
Wenn mei Vater sagt vom Holzumschneiden,
Das mag i a kam daleiden,
Wenn er sagt von Holzumhacken,
So wird es sich wohl gar nicht machen,
Und wenn er sagt vom Blöcherkliabn,
So mag i meine Knie nit biagn.
Kropfata Schalksnorr, thue mi nit lang foppen oder streiten,
I hau da aufi auf die Seiten.

Nach dem Wiedereintritt in's Glied, erscheint auf den Ruf: Herein, Grob, der Genannte mit den Worten:

Ei, warum heiß ich der Grob,
Einen glückseligen Tag gibt uns Gott,
Einen glückseligen Abend und eine fröhliche Zeit,
Gleichwie uns Gott vom Himmel geit.
Kropfata Schalksnarr thu mi nit lang sekirn oder hassen,
I schlag Dich nieder auf freier Straßen.

Auch dieser kehrt in die Reihe zurück, der Narr ruft nun: Herein, Höfenstreit und erhält von dem noch entfernten Höfenstreit die Antwort: Ja, ja, ja! Erst nach einer Weile erscheint dieser mit Eßwaaren und Getränk beladen und spricht:

Ei, warum heiß ich der Höfenstreit,
Wein saufen ist mein' größte Freud,
's Wein saufen tragt aber nimmer nix heuer,
Geben ma die schlagraschen Bauern s'Troat a gar theuer,
I hama erst drei Metzen Safran kauft zan Sau ausmästen,
Hat ma's aber mei Weibal beim Putzn und Stingl weggessen.
Hiazt woaß i nix z'fangen an,
Hiazt laf i auf und davon.

Der Schalksnarr hält nun den Davonlaufenden zurück mit den Worten:

Bua, Bua, geh he do,
Du schau, i han a fleißigs Weib,
Sie verkauft Kittel und Pfoad von ihrem Leib,
S'Geld, das thut sie in Kasten hinein,
Das is gar nit lang sicher drein,
I zwicks um an Kreuzer und um an Groschen.

Höfenstreit:

Du kropfata Schalksnarr, i han a höflichs Anbegehren.
Wannst mi da thatst balwiren und scheeren,
Balwiren und scheeren nit alloan,
Sondern im Maul han i gar a übles Boan,
Und das thut ma so weh und so ond,
I glaub es is an übla Zont,
Wannist mirn do thats ausreißen,
I mag koa lautre Suppen nit dabeißen.

Inzwischen setzt sich der Sprecher einen großen Schweinszahn in den Mund.

Der Schalksnarr antwortet darauf:

Balwirn und scheern will ich Dich also gern,
Gibst mir an Groschen auf d'Hand,
So balwir ich Dich mit meiner eigenen Hand.

Höfenstreit:

Kratz mich voran oder hint,
Bei'n Füßen han ich auch drei Finger dicke Ring.

Die Musikanten spielen nun wieder einen Steirischen, den beide tanzen; während des Tanzes macht der Schalksnarr die Gesten des Barbirens vor Höfenstreit, der sich auf einen Stuhl setzt, zuletzt ahmt der Narr das Zahnausreißen nach, faßt den eben erwähnten Zahn und zieht ihn dem Sitzenden rasch aus dem Munde, wobei aber Höfenstreit vom Stuhl fällt, liegen bleibt und auch die Musik plötzlich verstummt.

Schalksnarr:

Hiazt waß i nix z'fangen an,
Hiazt laf i auf immer davon.

Er versucht Den auf dem Boden zu erwecken:

Bua, Bua, auf, auf, Kamerad,
Rührt sich nix koa brewenkerl.

Dabei greift er ihm in komischer Aengstlichkeit den Puls:

Hiazt hat mar amal a alts Weib g'rathn,
I soll ihm in die Ohren blasen,
Hilfts nit, so schadt's nit.

Nachdem er ihm dreimal in die Ohren geblasen, springt Höfenstreit auf und ruft:

Hiazt bin i wieder von den Todten auferstanden,
I sag den Herren dafür Dank,
Hiazt gfreut mi wieder unser lustiger Reiftanz.

Zum Schlusse legt sich der Schalksnarr selbst nieder, mit auf ihn gelegten Reifen umstehen ihn die Andern und Obermair spricht die Schlußrede:

Ha, ha, kropfata Schalksnarr, hats Dich bei der Kappen.
Von mir aus g'schieht Dir recht, Du hast ein jeden für ein Lappen,
Ich bin heraufgestiegen,
Wär besser ich wär drunten geblieben,
Steig ich herauf mit Ehren,
So wollen wir alle das Fasching'gspiel ehren,
Ich sage Euch schuldigen Dank,
Für alle Diejenigen, die uns zugeschaut haben,
Wir ziehen jetzt wieder durch König- und Kaiserland,
Alle Straßen wohl auf und nieder,
Das Geld, das wir gewinnen, versaufen wir wieder,
Seiens Groschen oder Gulden,
Wir werden schon geduldén,
Dann trinken wir wieder Bier und Wein,
So wollen wir wieder lustige Reiftänzer sein.
So steh ich auf meinem grünen Kranz,
Spielleut machts auf nochmals einen lustigen Reiftanz!

Zum Schlusse folgt nun nochmals Musik und ein Tanz aller Mitwirkenden.

Dies ist das Reiftanzspiel, welches ich Dir, freundlicher Leser, als ein Beitrag zu Kunde deutscher Volksgebräuche in der Steiermark beschrieben. Deutungen des Einzelnen darin sind viele zuläßig, wir wollen uns aber hier nicht auf dieselben einlassen, um nicht ermüdend zu wirken. Die genaue Aufzeichnung des Textes entstammt einer Originalquelle und dem Manuscripte selbst, aus dem der Tanz an Ort und Stelle aufgeführt wird. Derartige Reliquien uralten Volkslebens werden von Jahr zu Jahr seltener und sterben auch ganz aus. Eine solche Reliquie ist es, die ich hier im Heimgarten für Dich, freundlicher Leser, gerettet habe.

Eheleute und Ehehalten.

Von Ludwig v. Hörmann.

I.

Wie die Behausung, so ist auch der bäuerliche Hausstand mit Allem, was d'rum und d'ran hängt, je nach den Verhältnissen des Besitzers sehr verschieden. Welcher Abstand zwischen dem Hauswesen eines armen Kleinhäuslers, der mit Hilfe seines Weibes und seiner Kinder das kleine Feld bebaut, mit Kraxen die zum Fortkommen der Früchte nothwendige Erde jedes Jahr auf seinen magern, steilen Acker schleppen muß und einem reichen Unterinnthaler oder Pusterthaler Bauern, der wie ein König über ein Dutzend Knechte und Dirnen gebietet? Noch eigenthümlicher gestaltet sich die Wirthschaft an jenen Orten, wo die Männer die halbe Zeit, wenigstens im Sommer, auf Wanderschaft begriffen sind, so z. B. in Tefereggen, in Gröden und in einigen Gegenden des Oberinnthals und Vinschgaus, mithin die Hauptarbeit und Hausbesorgung den zurückgebliebene Weibern anheimfällt. Doch sind solche Verhältnisse immer nur als durch besondere Umstände bedingte Ausnahmen zu betrachten.

Der Hof eines Bauern umfaßt in der Regel nur Eine Familie mit den dazu gehörigen Dienstboten. Bauer und Bäuerin mit den kleinsten Kindern schlafen im besten Zimmer des obern Stockwerkes, die größeren Söhne und Töchter haben daneben ihre eigenen Kammern, ebenso die Knechte und Dirnen, welche bei Raummangel auch im Estrich untergebracht werden und gewöhnlich je zwei und zwei in einem Bett schlafen. Das gemeinsame Wohnzimmer für die Tageszeit ist die Stube im Erdgeschoß. Da wird gefrühstückt, das Mittag- und Abendessen eingenommen, da hinunter trägt die Bäuerin die Kinderwiege, um das Kleine nahe bei sich zu haben, da versammelt sich, wie bei uns im Salon, der winterliche Heimgarten. In jenen Landestheilen Tirols, wo die Güterzerstückelung üblich ist, so z. B. in einigen Gegenden Oberinnthals und Südtirols, kommt es wohl auch vor, daß zwei Brüder mit ihren Familien Ein Haus bewohnen. In diesem Falle wird die Stube und Küche getheilt, ein trauriger Vorschub für Armuth und Unfrieden. Man denke sich nur zwei Hausfrauen unmittelbar neben einander schaltend und waltend! Zum Glück gestattet dies die Sitte nur an wenigen Orten. Gewöhnlich geht das Besitzthum ungeschmälert an Grundstücken auf den Erben über. Die alten Eltern, die sich, der eigenen Wirthschaft müde, zur Ruhe begeben wollen, ziehen in das sogenannte Zuhäusl, ein kleines, im Obstanger stehendes Gebäude und beschließen, von dem jungen Besitzer mit dem Nöthigen versorgt, dort ihre Tage. Wo kein Zuhäusl ist, räumt man ihnen eine anständige Kammer im Hause selbst ein. Bisweilen trifft man, wenn es die Räumlichkeiten erlauben, auch eine Miethpartei, sogenannte Inhäusler oder Ing'häus, alte oder kränkliche alleinstehende Personen, die für einen geringen Zins eine Kammer bewohnen, ihre bescheidene Mahlzeit selbst kochen oder für leichte Dienstleistungen vom Bauern die Kost erhalten. Damit ist der weiteste Kreis der Einwohnerschaft eines Bauernhofes geschlossen.

Das Oberhaupt des ganzen Hauses ist der Bauer, der „Schaffer“,

wie er fast überall genannt wird. Ihm zur Seite steht als ebenbürtige Gefährtin die Bäuerin. Wenigstens der Außenwelt gegenüber; denn ein geistiges und gemüthliches Band besteht zwischen den Eheleuten nur in seltenen Fällen: Meistens gilt dem Bauern das Weib faktisch nicht viel mehr, ja oft weniger als ein Stück Vieh. Hievon nur ein Beispiel als Beleg. Herr Dr. O. wurde eines Tages auf einen Bauernhof in Taufers gerufen. Dort kam ihm die Tochter des Hauses weinend entgegen, gerade als er mit dem Bauern sprach und erzählte unter Thränen, daß soeben die Mutter gestorben sei. „Jesses," sagte der Bauer, „jetzt hast mi gleiger (fast) derschreckt, schon hab i glaubt, es sei die Kuh krepirt." (Diese war nämlich gerade im Kälbern.) Mag man dieses Geschichtchen auch nur als gut erfunden annehmen, so ist es doch charakteristisch für die Denkart der Bauern. Als Seitenstück ehelicher Liebe kann folgenger Vorfall gelten: Ein Weib im abgeschlossenen Bergdorfe St. Jakob in Tefereggen stellte ihren todten Mann gefroren in ihre Küche und benützte ihn als Leuchter, indem sie ihm die Kendel (Kienspan) in den Mund steckte. Im Frühjahre, als der Todte aufthaute und sie ihn nach Virgen herabschaffen mußte, bedauerte sie, daß sie nun keinen Leuchter mehr habe.*)

Ursache des kalten Verhältnisses der Gatten ist das Motiv der Eheschließung, bei welcher stets zuerst der Verstand und nur in untergeordneter Reihe das Herz befragt wird. Gewöhnlich sind die Gutsverhältnisse maßgebend. Dabei geschieht den Gefühlen des jungen Erben selten Gewalt. Er kennt das Herkommen längst und macht sich keine schwärmerischen Liebesillusionen. Als flotter Bursche geht er wohl auch da und dort bei einer hübschen Dirn „fensterln", knüpft vielleicht sogar eine Liebschaft an, die nicht ohne Folgen bleibt, sobald er aber sein Besitzthum übernimmt, gewinnt der praktische Sinn die Oberhand und lenkt seine Wahl auch ohne Beeinflußung der Eltern auf eine vermögliche Bauerntochter. Auf Wirthschaftlichkeit und häusliche Tugenden der Braut wird viel gegeben. „Eine gute Bäuerin erkennt man am Nudelschupfen", sagt das Sprichwort; deshalb geht mancher angehende Ehemann, vor er es mit seiner Erwählten richtig macht, schauen, ob sie diese Kochkunst flink und regelrecht bewerkstelligt. Damit soll aber nicht gesagt sein, daß eine Heirat aus Liebe gar nie vorkommt, sondern nur, daß eine solche zu den Ausnahmen gehört. Manchmal setzt ein junger Großbauer seinen Stolz darein, zu zeigen, daß er auf Geld nicht zu sehen brauche und wählt ein armes, aber auffallend schönes Mädchen zur Lebensgefährtin. Jedoch selten mit Glück, denn die Liebe, welche bei dem Landvolke sehr materieller Natur ist, verfliegt mit den Flitterwochen und wenn der Mann von roher und heftiger Sinnesart ist, so muß das wehrlose Weib die bittersten Verwürfe hören, die ihr mit dem Hinauswerfen ihres „Bettelkrams" drohen. Dann möchte sie wohl gern mit einer armen, aber zufriedenen Kleinbäuerin tauschen.

Je weniger Geld und Besitz bei der Wahl mitzusprechen haben, desto mehr tritt die Neigung in ihre Rechte. Der Dörcher und die Dörcherin, die beide keinen Pfennig besitzen, schließen ihre wilde Ehe aus allerdings nicht gerade idealer Liebe. Andererseits wird die Stellung des Weibes durch das zugebrachte Vermögen bedeutend modificirt. Hat sie z. B. das Gut „im halben Kauf", d. h. hat sie das Anwesen zur Hälfte mit ihrem Gelde erworben, so ist natürlich ihre Stimme bei der Verwaltung desselben gleichberechtigt mit jener des Mannes. Um späteren Streitigkeiten vorzubeugen, werden im Heiratscontracte die beider

*) — ? — Die Red.

seitigen Rechte genau ausbedungen, so zwar, daß beide Theile über ihr Vermögen selbstständig verfügen können. Oft geht auch das elterliche Gut auf eine Tochter über; dann ist sie Hausbesitzerin und Herrin und wählt einen aus den Freiern, welche, sei die Person des Mädchens wie sie wolle, selten fehlen. Sollte dies aber doch der Fall sein, so genirt sie sich aus zu großer Zartheit gar nicht, durch Vermittlung der Eltern, des Vormundes ꝛc. um einen passenden Mann zu werben. Dieser muß dann „zui" oder „eini" (hinein) heiraten; ein Schritt, der wohl überlegt sein will. Denn Mancher ward dadurch zum „Siemandl" seiner keifenden Ehehälfte. Dann ergibt er sich wohl dem Trunke und vergnügt sich mit lustigen Kameraden im Wirthshause, unbekümmert um die Gardinenpredigt, die zu Hause seiner wartet. Daß solche Scenen nicht selten vorkommen, beweisen zahlreiche Volkslieder, welche dieses Thema mannigfach variiren.

Der Dialectdichter Lutterotti schildert einen solchen häuslichen Zank in einem trefflichen in der Sillianer Mundart verfaßten Gedichte: Das Weib öffnet ihrem spät Nachts heimkehrenden Manne, der heftig Einlaß fordert, unwillig die Thüre. Sie wirft ihm seine Trunksucht und Verschwendung, er ihr heimliche Näscherei vor, bis sie erzürnt sein Haus zu verlassen droht, worauf die Versöhnung erfolgt.

Was indessen auch für Zänkereien und Streitigkeiten solcher und anderer Art innerhalb der vier Wände vorfallen, äußerlich bewahrt man den Frieden und das gute Einvernehmen, schon aus Furcht vor dem Dorfklatsch. Die eheliche Treue wird trotz der gegenseitigen Kälte in der Regel gewissenhaft gehalten, obwohl in manchen Gegenden seltsame Begriffe davon herrschen. So glaubt man z. B. im Gleirschthale, daß der Mann keinen Ehebruch begehen könne und wenn Einer mit einem verheirateten Weibe „etwas habe", sei es keine Sünde. Gewöhnlich bildet sich aus Pflichtgefühl und Gewohnheit nach und nach ein ganz gemüthliches Zusammenleben heraus. Sie verdankt ihrem Gatten Ansehen und materielle Stellung, er sieht in ihr die sorgende Hausfrau und Mutter seiner Kinder; sind diese einmal da und wachsen heran, so weben die gleichen Interessen ein Band, das einer ruhigen Neigung fast gleichkommt.

Der Wirkungskreis des Bauern und der Bäuerin ist von der Sitte scharf begränzt. Der Bauer bewirthschaftet sein Gut nach außen, beaufsichtigt Stall, Feld und Scheune, ordnet alle Arbeiten an und arbeitet je nach Umständen auch selbst mit. Ein Großbauer, der einen großen Viehstand und mehrere Knechte und Dirnen hält, begnügt sich mit der Oberaufsicht über alle Verrichtungen, von welchen ihm der Großknecht Rechenschaft gibt. Er selbst fährt in seinem Einspänner oft über Land, auf Märkte, wo er Vieh ein- und verkauft, oder zu Scheibenschießen und Versammlungen, denn er ist gewöhnlich Schützenmeister und Gemeinderath. So nobel gibt es freilich der gewöhnliche Bauer nicht, von dem das Sprichwort sagt:

Der Herr muß selber sein der Knecht,
Will er's im Hause haben Recht.

In noch engerem Sinne gilt dieses vom Kleinhäusler, der in der That selber Knecht sein muß, weil ihm sein geringes Besitzthum nicht erlaubt, Dienstboten zu besolden.

Der Wirkungskreis der Bäuerin ist das Bereich des Hauses. Selbstverständlich macht auch bei ihr die Größe des Besitzes denselben Unterschied. Eine reiche Großbäuerin dünkt sich zur niedern Hausarbeit zu gut. Diese verrichten unter ihrer strengen Aufsicht die Mägde, sie selbst paradirt mit dem Schlüsselbund zu Gaden (Speisekammer) und Keller, der ihren Stolz, die goldgelben Butterwecken und

die Reihen der gefüllten saubern Milchschüsseln — meist sogenanntes baierisches Geschirr, von den Dörchern gekauft — enthält. Nur das Kochen, wenigstens des Mittagmahles, besorgt stets die Bäuerin selbst, sei sie nun eine arme Kleinhäuslerin, deren Speisezettel nur Wassermuß und eine magere Brennsuppe aufweist, oder die reiche Besitzerin eines wohlgefüllten Gadens. In der Küche ist sie unumschränkte Herrscherin. Der Bauer redet ihr da nichts darein, außer, wenn sie etwa aus Geiz oder Unkenntniß den Dienstboten schlechte Kost verabfolgt, so daß diese sich darüber beklagen. Die übrigen Geschäfte einer Bäuerin ergeben sich von selbst, besonders bei minder großen Gutsverhältnissen. Viel Zeit nimmt die Pflege der kleinen Kinder in Anspruch, so wenig heikel man es damit nimmt und das oftmalige Füttern der Hühner und Hennen. Da die Landleute, besonders bei strenger Arbeit, oft und reichlich essen, geht das Feuer, das Kochen und Abspülen den ganzen Tag nicht aus. Daher ist die Bäuerin immer zu Hause, wenn nicht in der Kirche oder hie und da bei einer Ausfahrt. Sonntags geht sie stets in die Frühmesse oder höchstens ein oder das andere Mal in die Predigt und eilt darnach schnell nach Hause, um bis 10 oder halb 11 Uhr, wenn die Andern aus dem Gottesdienste kommen, das Mittagessen bereit zu halten. Auf's Feld geht nur die Unbemittelte, die dann ihre Kinder entweder zu Hause einsperrt oder mit sich schleppt und draußen irgendwo in den Schatten eines Baumes legt. — Die Bäuerin hat auch ihr Taschengeld. Es gehört ihr nämlich nach altem Herkommen das Federvieh und die Eier, ferner das Erträgniß des Krautgartens, soweit sie dies nicht in der Küche braucht. Sie gibt also das Uebrige der Bötin, ihrer verschwiegenen Vertrauten, die ihr dafür aus der nächsten Stadt Kaffee und Zucker, Weißbrot, auch Liqueur und Näschereien bringt. Das wird im versperrten Gaden verwahrt und in einem stillen Augenblick, wenn es der Mann nicht sieht, verzehrt. Trinkt er doch auch im Wirthshaus manchen Schluck, den sie nicht sieht, warum soll sie sich nicht mit etwas Süßem gütlich thun, zumal da sie so viel „Straplerei“ mit den Kindern hat? So denkt sich das Weib und steckt dabei ihrem Nesthäkchen ein Stück in den verlangenden Mund.

Sie hat auch Recht. So lange die Kinder klein sind, ist die Bäuerin, die untertags arbeiten muß und Nachts beim Kindergeschrei wenig schläft, viel geplagt.

Sobald die Kleinen aber einmal laufen können, läßt man sie aufwachsen wie das liebe Gras. Man befiehlt und verbietet ihnen nicht viel, daher gibt es auch wenig Ungehorsam und Strafe. Die bäuerlichen Arbeiten lernen sie fast von selbst. Mehr gehütet und geschont sind die Söhne und besonders die Töchter der Großbauern. Im Großen und Ganzen kann man sagen, daß das Verhältniß zwischen Kindern und Eltern ein schönes ist. Zärtlichkeiten kommen nicht vor, wenigstens nicht, wenn die Kinder einmal größer sind, aber ebenso selten vergißt der Sohn oder die Tochter die schuldige Ehrfurcht gegen die alten Eltern beobachten.

„Gschaftelhuber“.

Wiener Vorstadt-Figuren von **Friedrich Schlögl.**

Hast Du, verehrter Leser, vielleicht irgend eine „Commission“ zu besorgen, die Dir in Deinen gewohnten Verrichtungen etwa just „über Quer“ kommt, deren exacte klag- und verantwortungslose Durchführung Dir also unangenehm ist, jedenfalls aber Dich momentan mißgestimmt macht und Dich, weil der Verdruß doch unausbleiblich, schon anticipando mit Aerger erfüllt? Gewiß ist man Dir mit solchen Aufträgen und sogenannten „Gefälligkeitsproben“ und „Freundschaftsdiensten“ an den Leib gerückt, man hat Dich mit Schmeichelworten umgarnt und Dich mit verfrühten Dankesversicherungen splendidest überschüttet und Du kratzest Dich, wenn Du allein, verdrießlich hinter den Ohren, murmelst ein Dutzend Flüche und bist in peinlicher Verlegenheit. Du weißt Dir nicht zu rathen und zu helfen? Wie Du kurzsichtig bist! Sieh Dich doch unter Deinen Bekannten um, Du findest zweifellos ein derlei Genie, das in den verzwicktesten Fällen Auskunft geben und selbst Hand anlegen würde, ein Talent, das „in alle Sättel gerecht“ und sich in alle Umstände zu schicken versteht, sprich mit „Freund Gschaftelhuber,“ der thuts schon.

Denn Gschaftelhuber ist in der That ein Teufelskerl, der Alles kann, eine Specialität, die, wenn auch nicht häufig, so doch überall in einzelnen Prachtexemplaren zu treffen, ein veritabler Wundermann, der nie fehlgreift, wo er thätig wird und dem es nebenbei das ausgesprochenste Vergnügen, ein sichtbares Labsal ist, sein Licht leuchten lassen und der bedrückten Menschheit mit Rath und That beispringen zu können. Sprich also getrost mit „Freund Gschaftelhuber.“

Ich kenne einen Mann, der in den letzten drei Wochen einer verzweifelnden Familie eine tüchtige Amme besorgte, in einem andern Hause nach seiner praktischen Angabe den Sparherd abändern ließ, der sich das vermaledeite „Rauchen“ wirklich nun abgewöhnt; weiters für das Canarienmännchen seiner Nachbarin ein passend Weibchen auftrieb; einem armen Schlucker zu einer Freikarte auf der Xbahn verhalf; das Geheimrecept einer Hundesalbe dem glücklichen Besitzer abzuschwatzen wußte, um damit seinem vis-à-vis eine namenlose Freude zu bereiten, der nun das Arcanum bei seinem bereits als unheilbar erklärten „Tschokki“ mit Erfolg anwendete; ferners ein Stück echten spanischen Meerschaums für einen Amateur acquirirte, der sich auf dem Wiener Platze vergebens darum erkundigte; dann für eine lebenslustige Witwe und deren verwelkte beide Töchter drei Billets zum „geschlossenen Abschiedskränzchen“ in Dingsda ergatterte; einem Flickschneider für dessen Jüngstes einen reichen Taufpathen anrecommandirte, einen Clavierlehrer vom Magenkatarrh befreite, beim neuen Anwurf für eine feuchte Gartenmauer, die seinem Hausherrn viel Kummer machte, den einzig richtigen Mörtelsand, der jeder Nässe widersteht und Cement entbehren kann, bei einem Fachmann eruirte; zwei elternlose Waisen in „gutchristlichen“

Familien unterzubringen, und schließlich den störrischen Bäckermeister zu überreden verstand, seinen fast nagelneuen Schlitten gegen den ausgefahrenen Steirerwagen des Fleischselchers für ein Aufbot von zehn Liter Petersdorfer umzutauschen. Das Alles verrichtete „Gschaftelhuber“ mit seiner Umsicht, Findigkeit und Raschheit ganz allein. Eigentlich ein Mann zum küssen!

Aber er ist auch geschätzt und gewürdigt in dem Kreise seiner Bekannten, die von seiner geistigen Ueberlegenheit, seinem Wissen, seiner Erfahrung und „glücklichen Hand“ bereits soviel Respect besitzen, daß sie fast nichts mehr unternehmen, ohne Consultation bei — Freund Gschaftelhuber. Man weiß, wie unbehilflich gewisse Leute bei den einfachsten Anlässen sind, wie schwer es ihnen wird, zur Feder zu greifen und ein Inserat „aufzusetzen,“ wenn dieses auch nur den Umfang von viereinhalb Zeilen nöthig hätte. „Lieber weiß Gott was, als so a Plag!“ Gschaftelhuber, angeblich ein „Gstudirter,“ der es aber in seiner Jugend vielleicht doch nur auf „drei deutsche Schulen“ gebracht, er schrickt vor keiner Aufgabe zurück, er liefert den „Aufsatz“ (er hat eine sehr lesbare Schrift) und liefert ihn zur vollen Zufriedenheit des Gesuchswerbers, ob dieser nun einen alten schwedischen Ofen zu verkaufen, einen Zitherlehrer für seine Aelteste benöthige oder Dünger abzugeben habe. Gschaftelhuber macht auch den Weg bis in das Insertionsbureau persönlich, weil „Herr von Grammeſtädter“ (und Anhang) sich scheut, mit „Zeitungsleuten“ reden zu müssen. „Nur so was nit!“

Gschaftelhuber ist jedoch der Mann für Alles. Er ist auch Vertreter von Parteien und würde, wenn es anginge, auch Candidatenreden halten, Namens der „sich nicht Trauenden.“ Hat Jemand Scheu, vor einem gefürchteten Amtspascha zu erscheinen und über eine Affaire Erkundigungen einzuziehen oder Aufschlüsse zu geben, wobei ein „Anschnarren“ seitens des Gewaltigen voraussichtlich, da beruhigt Gschaftelhuber den Geängsteten und mit dem üblichen: „Lassen's da mich hineingeh'n, da wer' ich reden, das wer' schon ich machen!“ übernimmt er freiwillig die unangenehmste Gestion. Wie erleichtert athmet da der Andere auf, von dessen Haupt das „Donnerwetter“ abgelenkt! Und Gschaftelhuber schlichtet die Geschichte auch mit Leichtigkeit.

Wer antiquirte Nichten und Pflegetöchter zu verheiraten hat und um „Abnehmer“ verlegen ist; wer für ein besonderes körperliches Gebreste einen heilsamen Landaufenthalt sucht; wer für Adaptirungen in seinem Wohnsitze einen praktischen Rathgeber und Aufseher wünscht; wer bei Hochzeitsfeierlichkeiten oder bei Leichenbegängnissen das umständliche Arrangement des hundertfältigen Zugehörs nicht selbst übernehmen kann oder will; wer das erstemal im Leben eine Postsendung zu effectuiren oder auszulösen hat; wer seinen Jungen in eine entfernte Erziehungsanstalt abzugeben oder von dort abzuholen hat und aus Zeitmangel nicht persönlich den Reisebegleiter machen kann; wer einen Ausgleich mit strittigen, eine Versöhnung mit verfeindeten Personen anzubahnen gedenkt; wer über die Begründung eines Gerüchtes, über die Vermögensumstände Dieses oder Jenes Erkundigungen einziehen möchte; wer eine leise Andeutung über den etwa möglichen Kauf (oder Verkauf) eines Geschäftes ꝛc. allmälig in die betreffenden Kreise bringen will; wer im Geheimen Gelder aufzunehmen oder über selbe zu disponiren hat; wer, sei es Kind oder Gattin (oder Gatte) oder sonstige Angehörige aus gewissen Ursachen auszuforschen und hierauf (unauffällig) zu überwachen hat; wer überhaupt einer Mittelsperson sich zu bedienen die Gewohnheit oder die

specielle Nöthigung hat, wendet sich in diesen wie in hundert anderen Fällen an den verläßlichen, vielfach erprobten „Freund Gschaftelhuber."

Und mit Recht. Denn der Mann weiß nicht nur viel, er weiß vielmehr Alles. Ein lebendiges Auskunftsbureau, ein Universallexikon zum Handgebrauch für tägliche Bedürfnisse ist er vertraut mit den Adressen sämmtlicher besten Bezugsquellen, und wäre es für die conträrsten Ansprüche. Er räth Dir Bernstein-Mundstücke bei Mayer an der Wien, und als „Pfeifenspitzeln" die „Lerchenzungen" an, die Du am exquisitesten bei Slama in der Gumpendorferstraße erhältst; er wird Dich, wenn Du einen ausgezeichneten Fischerstock benöthigst, zu „Vater Gries" in der Wehrgasse führen; er wird, falls Du Dich für eine Landpartie mit Schinken- und Wurst-Proviant versehen willst, Dir das Gewünschte bei Weißhappel oder bei Hubatschka in der Neubaugasse besorgen u. s. w. Er kennt die notabelsten Firmen für wasserdichte Lodenröcke, das schmackhafteste Kletzenbrod und dauerhafte Brunnenreparaturen. Er hat immer billige Hauslehrer vorräthig, hilft beim Tarokspielen als Vierter aus, weiß einen Käufer für alte Münzen, unterstützt Dich beim Wohnungswechsel im Aus- und Einziehen, führt Deinen maroden Pintscher spazieren oder wenns nöthig ins Thierspital, er ersteht für Dich in einer Licitation ein Speiskastel und eine Copirpresse, läßt Deine Bilderrahmen frisch vergolden und läuft im entscheidenden Augenblicke, wenn Du ganz rathlos, um die „Madame Mayer," der er dringendenfalls sogar assistiren würde, denn er ist „anstellig" wie kein Zweiter und in den diversesten Lebenslagen mit eclatantem Vortheil zu benützen. Ein Goldmensch!

Der schaale Neid, die plumpe Unbeholfenheit gab ihm den höhnenden Spitznamen „Gschaftelhuber." Er kennt seine Signatur und lächelt dazu, im Bewußtsein seines Werthes und seiner Unentbehrlichkeit für die „Gesellschaft." Fade Witzlinge spötteln über ihn und seine Vielseitigkeit, Du und Andere wissen ihn, wie gesagt, zu schätzen. Endlich fühlst Du, daß Du ohne dieses Original, Deinen „spiritus familiaris" gar nicht mehr leben könntest, denn er ist Deine „rechte Hand" und seine praktische Geschäftigkeit Dir zum Bedürfniß geworden. Du hast Dich an ihn gewöhnt, stirbt er, glaubst Du Dich verlassen und ohne Ruhe wie ein verwaistes Kind. Wie oft denkst Du dann seufzend an den braven Mann! —

Das ist die schönere Seite der Medaille. Die Reversseite manchen Gepräges ist minder werthvoll.

Der „Gschaftelhuber" im schlimmen Sinne ist dagegen eine Qual der Menschheit. Er mischt sich unberufen und ungebeten in die heiklichsten Dinge und erweist Dir unerwartet Dienste, die Dich zur Raserei bringen. Er bringt in Dein Haus, er verfolgt Dich auf Tritt und Schritt, er hängt sich wie eine Klette an Deinen Arm, erlauscht Deine internsten Angelegenheiten und ertheilt Dir, sich als unfehlbar gerirend, die widersinnigsten Rathschläge. Du wirst ihn nicht los und die Deinen jammern über den Quälgeist, der als unerwünschtester Schwätzer und nimmermüder „Gefälligkeitsfex" zum förmlichen Störefried Deines bis nun ruhigen Heim's geworden. Warum verschließest Du nicht Deine Ohren, kehrest ihm nicht den Rücken, weisest ihn nicht zur Thüre, oder, wenn Du resoluter Natur, wirfst ihn nicht über die Treppe? weil Du zu gutmüthig bist!

Ach, Du kennst nicht die Folgen, die das Gebahren eines solch aufdringlichen Unholdes bringt. Ein Trätschchen hier und ein Trätschchen dort, und ein unsterblicher Zwist zwischen den alliirtesten Häusern ist fix und fertig. Er umschwärmt Dein

Weib, Deine Tochter und macht sich wichtig und geschäftig und scheinbar verdienstvoll und er bringt die Zuschauer zu mißlichem Gezischel. Man bewundert Dich anfänglich, man staunt, man begreift nicht, bis man die Köpfe schüttelt und — Vermuthungen hat. Warum auch nicht, da sonst Manches, wenn nicht Alles unerklärlich wäre? Man sieht ja Dich und die Deinen fast nicht mehr ohne den fatalen Begleiter; er besorgt wichtige Geschäfte für Dich und führt in Deinen Angelegenheiten für Dich das große Wort. Er vertritt Dich fast vollständig und gilt als Dein „alter ego," ohne den Du nicht mehr bestehen könntest. Er umkreist Dich, wie Faust's Pudel und hält Dich in seinem Zauberbanne gefangen. Dir ist's unbehaglich, unbequem, Du verwünschest das Verhältniß, aber es fehlt Dir der Muth, den lästigen „Hausfreund" von Dir abzuschütteln. So trage denn, was sich daraus ergibt und bis Dir die Galle überläuft. Wenn's nur nicht zu spät ist.

Ein drolliger Anblick ist es jedoch und fast von dramatischer Wirkung, wenn zwei „Gschaftelhuber," jeder der beschriebenen Sorte, auf ein und demselben Schauplatze zu gleicher Zeit thätig werden, und die Eifersucht zwischen Beiden rege wird. Welch' ein Wettkampf in angebotenen Diensten. „Gschaftelhuber der Gute" schwört hoch und heilig, daß er es ehrlich meine und arbeitet im Schweiße des Angesichts ohne den mindesten persönlichen Gewinn, nur um seine eigennutzlose Hingebung, seine Leidenschaft für Dienstwilligkeit und die Ersprießlichkeit seiner Leistungen glanzvoll zu manifestiren. Und man glaubt ihm, man ist überzeugt von seiner Treue und anerkennt seine Opfer.

Dagegen eifert nun „Gschaftelhuber der Böse" und intriguirt zuerst im Stillen und dann in offenster Vehemenz. Er verdächtigt den Rivalen und beschuldigt ihn unlauterer, selbstischer Motive, er durchkreuzt die Anordnungen und Maßnahmen des Nebenbuhlers in der Gunst des Hauses und überbietet sich in groteskester „Arbeitslust." Nun hättest Du's eigentlich gut; man sieht Dir den Wunsch von den Augen ab, man späht nach Deinen Bedürfnissen und stillt sie, noch ehe Du sie ausgesprochen; man ist unerschöpflich in liebenswürdiger Aufmerksamkeit und dient Dir, daß es eine „Passion" ist. Du hast zwei unbezahlte und unbezahlbare Sclaven, die nach ihrer Versicherung für Dich in's Feuer gehen würden, Dir aber wenigstens thatsächlich vielerlei Dienste erweisen. Zuweilen werthvolle. Also, Du hast es gut, aber — wäre es vielleicht nicht doch besser, wenn Du Beide entbehren lerntest? Versuchs! Denn selbst „Gschaftelhuber der Gute" thut eigentlich und im rechten Lichte betrachtet, doch auch nichts umsonst — die Erfahrung lehrt es.

Die Lesezeit.

Von Hieronymus Lorm.

Der Nebenstock ist der Humorist in der vegetabilischen Welt. Wer kennt nicht die „lachende“ Traube? Von süßen Thränen überströmen dabei die Beeren, und so ist es der Natur gelungen, die bis zum Ueberdruß vernommene Erklärung des Humors, als des Lachens unter Thränen, sinnfällig und thatsächlich zur Erscheinung zu bringen.

Nicht einmal der Jubelfeste und frohen Ereignisse, welche sich stets vom Wein begleiten lassen, braucht man zu gedenken, um dem Nebenstock die Krone des Humors und damit den Rang eines Weltbefreiers zuzugestehen. Er verschmäht es sogar nicht, auf seinem Gebiete das kleine Krüppelgewächs des Humors, das Wortspiel, den Kalauer aufschießen zu lassen. Die etymologische oder vielmehr nur buchstäbliche Verwandtschaft des Weines mit dem Weinen hat sich als hartnäckiger Scheinwitz und Aberwitz durch die Sinngedichte aller Zeiten geschlängelt bis herab zu der Grabschrift des Trunkenbolds: „Weine, Wanderer, Weine!“ Fruchtbarer und fruchtbarer noch hat sich das Traubenlesen sprachlich verwerthen lassen. Verblendeter deutscher Schriftsteller, der Du klagst, nicht reich genug zu sein, um einen Weinberg Dein Eigen zu nennen! Das Schicksal hat es gut mit Dir gemeint, indem es Dir ein Glück versagte, welches Dich mit dem unsterblichen Weh verfolgte, beständig anhören zu müssen: Deine Trauben, aber nicht Deine Bücher werden — g e l e s e n.

Ich verachte das Wortspiel in jeder Form und Gestalt; ich glaube, schon Voltaire hat es den Witz derjenigen genannt, die keinen haben, l'esprit de ceux, qui n'en ont pas. Wenn trotzdem die Ueberschrift dieser Zeilen wie ein Wortspiel klingt, so hat sich die Natur der Dinge desselben schuldig gemacht: mit der Periode des Traubenlesens beginnt in der That auch die Periode des Bücherlesens; der Herbst ist in beiden Beziehungen — die Lesezeit.

Hat sich der Nebenstock nun auch zu einem Kalauer hinreißen lassen, er bleibt dennoch im Sinne des wehmuthsvollen Lachens der unvergleichliche und ewige Humorist. Seine Früchte lachen erst, wenn die Wehmuth des Herbstes sich über die Gefilde breitet, und kann es ein bezaubernderes Symbol der räthselhaften Herbstlaune, dieser mystischen Vermählung von Erdenschmerz und Himmelslust geben, als die durch Frost und Nebel verheißungsvoll hindurchwinkende Traube?

Sind aber nun schon einmal durch jenen Natur-Kalauer die Trauben und die Bücher in eine gewisse Vereinigung gebracht worden, so liegt es nahe, die Verbindung in Gedanken weiter zu spinnen. Ich gehe nicht so weit, neben der Traubencur, die im Oktober zur Geltung kommt, auch eine Büchercur anempfehlen zu wollen. Denn ich habe nicht die Aufgabe der Aerzte, die armen reichen Leute zu Curen zu verleiten, welche absolut nicht helfen, ihnen aber die Zeit vertreiben. Und daß die Büchercur, wenn sie auch die Zeit vertreibt, absolut nicht hilft, liegt klar zu Tage, da die Menschheit sie schon seit Jahrtausenden gebraucht und doch noch immer dieselben Schmer-

zen hat. Freilich kann der Rebenstock den menschlichen Geist auslachen, denn wenn die Früchte Beider unter die Presse kommen, ist jener sicherer als dieser, daß sie auch völlig verkostet und bis zum Grunde ausgenossen werden.

Geschlechter stürzen nacheinander in's Grab und sie vererben alle den folgenden Geschlechtern Schatzkammern ungenossenen Geistes. Nur der Ruhm des Namens, nicht der Inhalt der Werke bringt in die Menge.

Der Herbst vermittelt gleichwohl eine tiefere und wesentlichere Verbindung zwischen dem Rebenstock und dem Büchertisch, als die des spielenden Doppelsinns im Worte: Lesezeit. Wie der Wein, so genießt sich auch das Buch mit wahrer Gemüthsfreude erst in der traulichen Stille des Hauses und keine andere Jahreszeit, als diejenige, in welcher die Rebe ihre Reife vollendet hat, erweckt so süße Sehnsucht nach dem abendlichen Lesegenuß in der milderleuchteten und wohlerwärmten Stube. Man hat sich tagsüber noch sommerlichen Illusionen hingegeben; Feld und Wald empfangen den noch immer wärmenden Sonnenglanz mit so leichtsinniger Fröhlichkeit, als läge das nur allzunahe Scheiden des warmen Lichtes in der Ferne der Unmöglichkeit. Plötzlich, unversehens brechen mit einem frühen und raschen Sonnenuntergang Nacht und Frost herein. Man flüchtet in's Haus und reiht innerhalb weniger Stunden zwei Jahreszeiten aneinander: Den Sommertag und den Winterabend.

Darum ist der Herbst die Zeit zur Anlegung und Vermehrung der Hausbibliotheken. Verwundert fragt der Leser dieser Zeilen: wo? Denn im ganzen weiten deutschen Reich, das deutsche Oesterreich leider mit eingeschlossen, ist es kein allgemeiner Gebrauch, Hausbibliotheken zu sammeln, gehören die Kosten dafür nicht wie bei andern Culturvölkern, wie bei den Deutschen Amerika's, bei Franzosen und Engländern zu den Voranschlägen des häuslichen Jahresbudgets. Ausschließlich in deutschen Landen scheinen Hausbibliotheken und ihre jährliche Vermehrung keine Nothwendigkeit, kein Bedürfniß des gebildeten Familienlebens zu sein.

Diesem arm- und trübseligen Umstand allein entspringen die schreienden Schäden der deutschen Literatur im Großen und Ganzen zur Beschämung der Nation vor andern Völkern. Ich müßte über die Grenzen einer blos an die Jahreszeit geknüpften Betrachtung weit hinausgehen, um dies in allen Einzelheiten überzeugend nachzuweisen; ich halte hier nur das individuelle Schicksal deutscher Dichter im Auge. Mittelmäßige und schlechte Lyriker und Novellisten gibt es bei allen Nationen, keinem Menschen fällt es ein, zum Ankauf ihrer Bücher anzuregen, oder aus der Verarmung und Verkümmerung solcher Dichter der Nation einen Vorwurf zu machen. Unerhört aber ist es in der übrigen Welt und nur bei den Deutschen ein alltägliches Vorkommen, daß von den competentesten Kritikern der Nation oder von den angesehensten Volksblättern und Familienzeitungen des Reiches gepriesene Dichter nicht aufhören — beklagenswerthe arme Poeten zu sein, denen die „Schiller-Stiftung" beispringen muß und es nur nothdürftig thun kann. Wenn die „Times" oder die „Saturday Review," wenn die „Revue des deux mondes" oder das „Journal des Débats" einen Dichter ihres Landes als einen Meister in seiner Art, als eine hervorragende nationale Erscheinung bezeichnen, — so baut ihm der Absatz seiner Bücher Paläste. Ich brauchte nicht weit zu suchen nach einem Beispiel, daß das deutsche Hausblatt in zwei Welttheilen, die unvergleichlich verbreitete „Gartenlaube," die in richtiger Erwägung, daß das Gute selten ist, nur selten literarische Besprechun-

gen bringt, die Lyrik und Novellistik eines Dichters als auserlesen, als ruhmvoll für die Nation, als würdig bezeichnet hat, zum Besitz jedes deutschen Hauses zu gehören — und daß der also erhobene Dichter nicht nur nach wie vor um das tägliche Brod zu ringen hat, sondern auch seinem Volke nichts mehr bringen kann, weil seinen Verleger durch den schlechten Absatz der so hoch gepriesenen Bücher die Hände gebunden sind.

Ja, so sind die Deutschen! sagt die deutsche Familie und — schickt in die Leihbibliothek.

Durch solche Vorgänge setzt sich die deutsche Nation als Culturvolk zum Rang der „interessanten" Nationalitäten herab, jener halbcivilisirten Völkerschaften, die es nicht zu einer politisch selbstständigen Staatsgestaltung gebracht haben.

Wie um mir zum Beweise dieser Behauptung zu dienen, erfahre ich soeben das Schicksal des polnischen Dichters Anton Malczeski. Denn seine erzählende Dichtung „Maria" hat jetzt erst eine deutsche Uebersetzung gefunden, durch A. Zipper, und sie ist von ihm mit einer biographischen Einleitung versehen worden.

So lange der Dichter lebte, ist kein einziges Exemplar seiner Dichtung abgesetzt worden. Seit er todt ist, gehört sie zu den am allgemeinsten gelesenen Büchern der Polen.

Dieses literarische Schicksal ist ein barbarisches, daß es wie dem „Volk der Dichter und der Denker" aus dem Gesicht geschnitten erscheint. Was etwa zur vollkommenen Aehnlichkeit noch fehlt, schlägt nicht zum Vortheil Deutschlands aus. Denn den Polen dient zur Entschuldigung, daß sie, niedergedrückt von den Schmerzen ihres welthistorischen Nationalgeschickes, nicht die rasche Empfänglichkeit für eine nationale Manifestation von blos poetischer Art haben konnten.

Ein anderer Unterschied ist, daß unverdiente Vernachlässigung einem deutschen Poeten blos das armselige und uninteressante Dachkammer-Leben eines Lorenz Kindlein bereitet, während der polnische Dichter ein so pittoreskes, abenteuerliches, anziehendes Leben aufweist, daß es selbst den herrlichsten Stoff zu einer national-polnischen Dichtung abgeben könnte und auf diese Weise wenigstens indirect der Literatur seiner Nation noch zu Gute käme.

Malczeski, 1793 geboren, wurde früh Soldat, theilte die Hoffnungen und Enttäuschungen der Polen, verursacht und verschuldet durch die Politik und Kriegführung des ersten Napoleon. Dann nahm der junge Soldat seinen Abschied und bereiste jahrelang die vorzüglichsten Culturländer Europa's. Der Besitz eines kleinen Gutes gerade im Herzen Polens fiel ihm zu und rief ihn heim. Er bewirthschaftete sein Eigenthum und besuchte häufig seinen theuersten Freund, der in der Nachbarschaft begütert und mit einer Verwandten Malczeski's vermählt war. Die junge Frau, im höchsten Grade an den Nerven leidend, fand Beschwichtigung und Erholung nur im Gespräch mit dem jungen Verwandten. Malczeski war ein ungewöhnlich schöner Mann, über Mittelgröße und mit allen Vorzügen eines aristokratischen Aeußern begabt. Bald erwuchs das freundschaftliche Verhältniß zu größerer Zärtlichkeit, und so groß war die Liebe des Gatten zu seiner Frau sowohl als zum Freunde, daß er ohne Groll in die Scheidung willigte, und die Frau mit dem Freunde ziehen ließ, damit sie in Warschau ihre Vermählung möglich machen.

Malczeski aber hatte inzwischen sein Gut und sein ganzes Vermögen auf seltsame Weise verloren. Das Liebespaar war genöthigt in Warschau eine schlechte Wohnung zu beziehen und überhaupt in äußerster Dürftigkeit zu leben. Da versprach sich Malczeski von seiner noch auf dem Gute gedichteten Erzählung „Maria" goldene

Berge. Er ließ sie drucken und sie blieb — unverkauft, dieselbe Dichtung, die heutzutage in so vielen Exemplaren verbreitet ist, daß sie damals dem Unglücklichen sein verlornes Gut und Vermögen reichlich ersetzt hätten. Ganz wie in Deutschland, aber ganz anders als bei den übrigen Culturvölkern!

Der unglückliche Dichter, der schöne kräftige Mann, widerstand nicht so vielen Schicksalsschlägen, er starb früher als seine so überaus zarte und nervenkranke Geliebte. Da ihre Vermählung mit Malczeski unter den traurigen Lebensverhältnissen des Letzteren nicht hatte bewerkstelligt werden können, so kehrte die Frau zu ihrem Manne zurück, der sie freundlich und freudig wieder aufnahm.

Man wird gestehen, daß die Geschichte Malczeski's sammt der in ihr enthaltenen Liebesepisode reich genug ist an psychologisch interessanten Kämpfen und Wendungen, um selbst Stoff zu einer Dichtung abzugeben, die leicht größeren Werth haben könnte, als was ihr Held selbst gedichtet hat. Ich will übrigens hier die poetische Erzählung „Maria" nicht rezensiren, nur wiederholt darauf aufmerksam machen, daß sie heute bei den Landsleuten des Dichters das am meisten verbreitete Buch ist, daß also die große deutsche Nation, die mit ihrer neugewonnenen politischen Einheit im Vordergrund der gebildeten Völker zu stehen glaubt, vielmehr zum Rang der durch Unglück und Unterdrückung an völliger Civilisation verhinderten Nationalitäten herabsinkt, wenn sie fortführe, die Schöpfer ihrer besten geistigen Werke verhungern und verkümmern zu lassen, blos weil sie sich nicht zum Bücherankauf, nicht zur Anlegung von Hausbibliotheken entschließen kann.

Man füllt in dieser Jahreszeit Scheunen und Keller mit Korn und Wein, mit allen materiellen Erträgnissen eines abgelaufenen Zeitabschnittes; man fülle doch auch einige Schränke mit den am meisten empfohlenen Erträgnissen des deutschen Geistes in den letzten Jahren. An Leselust fehlt es doch wahrhaftig in Deutschland nicht, nur verzettelt sie sich ohne einen dauernden Gewinn zurückzulassen in übertriebener und dadurch dem Geist und Gemüth schädlichen Zeitungslecture.

In England, in Frankreich ist eine Familie nur in dem Falle stolz auf ihr Silberzeug und ihre Tafelwäsche, wenn sie auch den Besitz der besten literarischen Producte ihres Landes nachweisen kann. Dazu kömmt eine einzige politische Zeitung in's Haus und zur Befriedigung specieller Gemüths-Interessen eine Wochen- oder Monatschrift gleich unserm „Heimgarten." Jedesmal beim Beginn des Herbstes wird die Hausbibliothek revidirt und für den Winter neu ausgestattet. Käme dies endlich auch in deutschen Familien auf, dann segneten nicht blos die betheiligten Autoren, auch die Schutzgeister der Cultur und nationalen Bildung, des Fortschrittes und des politischen Gedeihens — die deutsche Lesezeit.

Grundsätze eines Menschenfressers.

Antwort auf den Artikel „Grundsätze der Vegetarianer“ im August-Hefte.

Jetzt hätte ich mich bald recht geärgert — denn ich erinnerte mich ganz genau, daß schon zur Zeit meiner Geburt, also gleich am ersten Tage meines Daseins, ich die Milch meiner Mutter gesogen, später sogar wegen sehr starken Begehrens die Milch einer ausgiebigen Amme, und da habe ich also, verführt durch die altverstockten Carnivorischen Ahnen — zweimal Menschenfresserei in scheinbar unschuldiger, aber dennoch verabscheuenswürdigster Weise getrieben!

Wie man so in aller Unschuld denn doch ein gesellschaftlich gefährliches Individuum sein kann!

Recht geärgert hätte ich mich bald, sagte ich. Ja. Zum Glück erinnerte ich mich, daß sogar die Wallfische im Meere ihre Jungen säugen — und das sind Fischfresser, und daß sogar Lämmer, Kälber, Füllen und Kaninchen an ihren Müttern saugen, und all' diese sind, meiner genauesten Naturforschung nach, Grasfresser, also keine Verzehrer von Fleisch und Fischen, wären diese selbst Rheinlaxe oder Solo-Fetthäringe.

Soll vielleicht in der Natur dadurch angedeutet sein, daß zweierlei und verschiedentliche Nahrung, namentlich zu verschiedenen Zeiten, das Angemessenste für verdauende Wesen?

Ich möchte mich sehr gerne zum Vegetarianismus bekehren lassen, namentlich wenn ich täglich zu hesperischen Früchten einige Flaschen Malvasier, oder auch Muskat Lunnel, oder wenn's schon nicht anders sein soll, „Veuve Cliquot“ haben könnte. — Bitte zu bemerken, daß ich nicht etwa die „Veuve,“ zu deutsch „Witwe Cliquot,“ persönlichst verzehren möchte — nein, ich wollte mich bescheiden mit ihrem Wein begnügen, denn Wein ist ja auch vegetabilisch, traubenverläßlichst gewachsen und aus der Rebwurzel gediehen. — Sogar mit einem Fäßlein „Lager“ oder „Märzen“ oder „Bock,“ oder „Salvator,“ selbst englischen „Porter,“ „Pale-ale,“ oder „Stout,“ und wenn das Schicksal einem zürnen wollte, „Berliner kühlen Blonden“ wollte ich zufrieden sein, denn diese Biere oder Gerstensäfte, Malz- und Hopfen-Extracte sind ja wieder ursprünglich vegetarianischer Herkunft — es wäre gerechterweise nichts gegen sie einzuwenden.

Wieder aber erinnere ich mich — falls ich mir an diesen gewachsenen Säften einen Katzenjammer (animalisch!) antrinken sollte, oder könnte, ihnen also nicht gewachsen wäre — wie sollte ich mich herausfinden? — Ohne Häring! Unmöglich!

Schon wieder möchte ich daherowegen darauf zurückkommen, daß die Schöpfung eigentlich Eines für das Andere angeordnet hat und die vielseitige Verzehrerei grundsätzlich nothwendig ist.

So lebe ich mich hinein in die Zukunftspläne des Vegetarianismus. Unsere Kuh, welche schon acht Jahre im Stalle steht und täglich zu gebührlicher Zeit ihr Milchquantum abgegeben, hat wegen Differenzen mit dem ihr wohlbekannten „Gemeinde-Jodl“ oder wegen übler Laune bezüglich der öffentlichen „Hutweide,“ die Milchfabrikation gänzlich quittirt, den Gewerbeschein zurückgelegt — und wünscht in Pension zu gehen. —

Oder sollen wir das gesammte im Haus unnütz gewordene Vieh laufen lassen? Ins Freie! — Wenn mein Nachbar nichts dagegen hätte. Aber dieser Mensch ist sogar ein Vegetarianer und hütet sein Kraut, seinen Kohl, seinen Spargel und seine gelben Rüben ängstlich vor jeder Raupe, umsomehr vor Wehrbedürftigen. Nur seine Frau die „Z'widerwurzen," die möchte er — doch das führt mich zu weit ab — also mit dem Laufenlassen ist's nichts, wegen Forstamt, Straßenpolizei und Raummangel für unsere, neben der Vieh-Gesellschaft. Daher todtschlagen!

Tod mittelst Beil, oder Feuer, gleichwie bei indischen Witwen, die nicht mehr zu brauchen — in jedem Falle aber eine gebührliche feierliche Bestattung!

Und all die schönen „Beffteaks," „Lungelbratl," „Gschwanzte," „Scherzl," „Schlepp," „Vorders" und „Hinters" — o Gott, es ist ein Jammer drum!

Doch vielleicht gibt's trotzdem eine Rettung für Grundsätze. Und betrachten wir die P. T. Vegetarianer, wie sie eigentlich ihr Gemüse verzehren. — Haben Sie, lieber Freund, oder liebe Freundin, schon einen Vegetarianer gesehen, welcher Gras, frisch oder als Heu, gegessen hätte? Oder sogar auch abgebrüht, wie man's dem Vieh mit dem „Trank" gibt?

Nein. Ich sah's auch nicht. Immer war das Gemüse hübsch „abgeschmalzen," gebuttert, gesalzen, geölt, „viehisch gefettet." — Wenn man nicht ausschließlich Baumöl hat, oder haben will, kommt immer wieder das liebe thierische „Vieh" zu Hilfe — und ich möchte zweifeln, ob dies menschlich-philosophisch-logisch richtig ist.

Ja noch Eines. Wenn der Mensch nur ein Pflanzenfresser; wie kann er sich unterstehen Mineralien, Erd und Stein zu verzehren? Indem er Alles recht gut „salzt," ja sogar eine Portion Salz für seine Zähne und Knochen bedarf und verwendet, ist er schon kein Vegetarianer mehr. Und wenn auch die Bergleute sagen, das Salz „wachst," so kann es doch nicht begossen werden, damit es höher gedeihe und treibe, oder gar Samen bringe.

Die Vielfresserei oder mehrseitige Ernährung zeigt uns schon das Thier. Die Büffel ziehen in den Prairien auf weiten Strecken zu den Salzlacken und treten Pfade zum Trank aus, welche nicht reines Wasser, die Hirsche thun desgleichen, selbst in den Bergen, wo sie „Salzlacken" finden, ebenso die Füchse „lecken," die wilden Pferde — und selbst die Esel sind keine Esel.

Jedes warmblütige Thier, Säugethier, sucht die Würze — und die Vögel sind arge Schlecker. Die vegetarianischen Samenfresser werden zur Zeit der Brut-Ernährung Fleischfresser, und keine noch so fette Mücke oder magere Heuschrecke, oder bescheidener Regenwurm und melancholischer Maikäfer oder sonstiger Sumsummer ist vor ihnen sicher.

Sind die Vögel entartet, oder ist die Natur entartet, welche verschiedenerlei Nahrung zu verschiedenen Zeiten und Gelegenheiten rathet, bietet, im Instincte betreibt?

Noch eine Schlauheit der Vegetarianer möchte ich bemerken. Essen sie denn Pflanzen, wie sie sich in der Natur vorfinden? Mögen sie doch gefälligst in die Natur gehen und sich dort, wo keine Gärten und Feldwirthschaften sind, sattessen!

Ich bitte mir aus, daß sie selbst mit der Hand Kornähren raufen und Körner schlucken — was ihnen mit der Zeit auch einige Verdauungsbeschwerden machen dürfte — denn die Körnerfrucht ist ein Pflegeproduct der Menschen seit unberechenbaren Jahrtausenden, und nicht so in der wilden Natur vorhanden. Ebenso ist das „Krauthaupt" und der Kohl und die gelbe Rübe — kurz sind alle für die Küche verwendeten Pflanzen Kunst- und Zuchtproducte der Menschheit, zu denen die Natur gerade so helfen muß,

wie zu einem Paraplui — derlei Adam sicherlich nicht besessen — denn dasselbe besteht aus Holz und Eisen und Baumwolle und Seidenwurmgespinne — die nicht übernatürlich erzeugt wurden und ihre Urstoffe auch schon in „Abrahams Wurstkessel“ hatten.

Also geht aus dem Ganzen grundsätzlich hervor, daß die Natur mit Allem vorhanden ist, daß der Mensch es nütze, gestalte!

Was hätten vegetarianische Völker essen sollen, bevor genügende Aepfelwälder, Birnen-Culturen und Zwetschken-Dickichte vorhanden gewesen — und sogar bezüglich für den Winter als „Kletzen“ (Dürrobst) präparirt werden konnten?

Und ich bemerke, daß außer auf einigen tropischen Fleckchen Erde gutes Obst gar nicht wild vorkommt, also auch nie gewesen ist.

Selbst wenn die table d'hote des Paradieses vegetabilisch construirt wird und die Hasen, Fasanen und Kibitze nur zur Verschönerung der Parkanlagen vorhanden waren — kann ich mir nicht gut denken, daß die Adamiten nicht auch einmal ein Kibitz-Ei kosteten, brieten, will sagen hart machten und mit Salz verzehrten. — Dann fanden sie sogar Pfefferkörner, Zimmt-Nagerl (Nelken), Baldrian, Paprika und weitere wahrhaftig gewachsene „Vegetabilien.“

Wenn mir schon das „Gewachsene“ ausschließlich gedeihen soll, weshalb nicht auch eine Portion Tollkirschen, oder eine Handvoll Wermuthkraut, oder gesottener Tabak? Nießwurz thät's auch!

Woraus hervorzugehen scheint, daß die gute Frau Natur und der Herr-Gott zu dem Menschen sagen: nimmst Du Pflanze, so ist's mir Wurst — nimmst Du Fleisch, so ist's mir Kohl! — Das heißt, ganz ernst gesagt, daß die Natur vom lieben Herrgott vorhanden ist, damit der Mensch Alles prüfe und zu seinem Besten nütze, ordne — gleichgiltig ob es gewachsen, geboren oder ausgebrütet.

Daß die Vegetarianer natürlich vorgehen, ist ein — „Pflanz!“ Die Oesterreicher verstehen dieses Wort und den Nichtösterreichern sei gesagt, daß es etwas „Vorgesetztes,“ „nicht Vorhandenes,“ die „blaue Märchenblume“ ist oder bedeutet. Die Vegetarianer essen nichts, wie es in der Natur vorhanden ist, denn sie kochen, sieben, backen, braten, essen sogar „Zwetschkenknödl mit Semmelbrösel.“ — Also sie gestalten um. Kein einziger afrikanischer Brodbaum erzeugt „Graham-Stritzl“ oder etwas Aehnliches, was mit dem Producte des miserabelsten Landbäckers concurriren könnte.

Nicht einmal „Preßhefe“ und „Sauerteig“ gibt es in der Natur — und der allerbescheidenste Schmalzkrapfen wird durch ein bischen Zucker nicht verschlechtert. Diesen Zucker, welchen die Vegetarianer nicht verschmähen, macht man wohl aus Rüben und Rohr, aber nicht ohne Beihilfe von Thierknochen, von Kalk und gebranntem Gebeine, also schon wieder Mineral- und Thierreiches unausstehliche Beihilfe.

Die Herren Vegetarianer werden ebensowenig Baumrinde, gleich den hungrigen Wilden essen wollen, oder Speckstein zur Ausfüllung des Magens, so wenig wie die „Carnivoren“ oder Fleischfresser Unschlittkerzen und ungeputzte Hühnerflügel für eine Delikatesse erklären mögen.

Mache ich also gleichzeitig aufmerksam, daß der verbissenste Vegetarianer sich durchaus nicht in ein Mittagessen von ungesottenen Kartoffeln wird verlieben wollen. Oder wünscht er eine Portion trockener Bohnen — denen von der Natürlichkeit nicht das Geringste abgeht?

Das Feuer wird also zur Umgestaltung der gewachsenen Nahrungsmittel gebraucht, die Kunst der Umgestaltung aller Nahrungsmittel wird angewendet — und diese unzählbare Jahrtausende alte Erfahrung

und Kunst, ist ebenso ein Eigenthum der Fleisch-Verzehrenden, welche auch weder die Haare der Ziege, noch die Wolle des Lammes, ebensowenig die Hörner des Rindviehes sieden und verzehren, aber das Fleisch umgestalten, leicht verdaulich werden lassen, die Schädlichkeit verschiedener Stoffe durch Feuersmacht und Hitze und Würze vertilgen und das Nützliche, kräftigend Nährende, was die Natur in diese Stoffe gelegt — und die sich auch in den Vegetabilien da und dort mehr oder weniger finden — dem Menschen zuträglich und brauchbar machte!

Wollen die Herren Vegetarianer das Ei im „Guglhupf" gemüthlich sich runden lassen — aber die Henne, die eben zu „legen" aufgehört, auf einer Bahre feierlich bestatten?

Es geht mit dem Vegetarianismus wie mit allem Neuen, wie mit dem Gegensatze von „Homöopathie und Alopathie" in der allerersten Zeit, in welcher beiläufig der Schatten eines Medicamentes auf ein Bottich voll Wasser geworfen, genügen sollte für unendliche Heilkraft. Man hat schließlich den Homöopathen nachgewiesen, daß sie sich in Fällen so starker Dosen bedienen oder bedienen mußten, wie ihre Gegner und daß die Reaction, welche sie hervorgerufen gegen den alten alopathischen strumpflangen Recept-Misch rasch sehr nützlich war. Das übermäßige Fleischverzehren, Ueberhitzen durch Gewürze, Ueberschnapsen mit Alkohol in allerlei Formen, ward längst als schädlich erkannt von Vernünftigen; der Vegetarianismus ist nur da, um stetig zu warnen und zurückzuhalten und zu „mengen" — so wie er gewarnt sein möge vor der Verweichlichung, Volkswirthschaftsverderbniß und Unfriedenstiftung, wie auch Kraftvergeudung aller Art und Satire erweckende Alleinseligmacherei!

Man hat noch von keiner Seite einem an Blut armen Menschen gerathen, einen eisernen Thürklopfer oder Schubladschloß, selbst nur den kleinsten Schindelnagel zu verschlucken — nicht einmal sich ein stumpfes oder scharfes Messer in den Leib zu stoßen. Wohl aber geben die Aerzte, welche zuweilen auch Menschen sind, dem Menschen Eisen in flüssigen, allmäligen Portionen, und von der Natur aus gibt's keine „Eisenfresser".

In Südamerika geben die Leute den Kranken, Schwachen, einen noch warmen Röhrenknochen eines eben geschlachteten Thieres, und der kranke Mensch wird stark und gesund davon. In Europa empfinden Millionen Widerwillen davor und essen Fleischextract zu dem Absud von Theeblättern und werden auch gesund. Die Natur gibt uns die Kaffeebohnen wie die Kartoffel und will gerade nicht, daß wir erstere sowie letztere ohne weitere Procedur verzehren.

Daß der Mensch in verschiedener Weise selig werden — will sagen satt werden kann und sogar gedeihen, ist nur ein Beweis für die Natur im Allgemeinen, welche in verschiedener Gestaltung doch das Eine birgt und bietet, und ein Beweis für seine, das heißt des Menschen Natur — welche geschaffen ist, daß er eben Alles für sich nützlich und gedeihlich machen kann.

Den sehr ernsten Streit der Naturforscher wegen der Zähne, der Malm-, Hau- und Schneide-Zähne der Menschen will ich hier nicht des Weitern auseinandersetzen, thatsächlich kann der Mensch eben so Fleisch wie Pflanzennahrung verzehren, zerbeißen — und vergeblich hat er diese Eigenschaft nicht.

Wenn Schafe und Rehe zum Fleischfressen gebracht wurden, wie die Vegetarianer demonstriren, ist das ja eben ein Beweis gegen den Vegetarianismus, denn so unpassende Organismen ertrugen die Kost nicht nur, sondern sie wurden „wild" und mithin stark.

Die in den Stuben aufgezogenen Hunde und Katzen, unwidersprechlich

Fleischfresser, mit entsprechendem Gezähne und Magensaft versehen, essen nur gesottenes und gebratenes Fleisch, verschmähen jedes Rohe, die Katze selbst die lieblichste ihr vorgelegte Maus, aber keineswegs Milchreis, Gemüse, Zucker, Brod, Kuchen, Mehlspeisen.

Sogar die culturfähigsten, die klügsten Vögel, die Papageien, welche in der Natur nur Früchte essen und Vegetarianer sind, würdigen in der Cultur oder Menschengemeinschaft Fleisch, Fett aller Art, Speck, Eier, Wurst, Schinken, Knochen (Mehlspeisen selbstverständlich) und ich versichere, verschmähen rohen Salat, aber essen sich behaglich an einem mit Essig und Oel wohl durchtränkten satt — trinken Bier und Wein mittelst Brodstücken, auch schwarzen Kaffee und leidenschaftlich Milchkaffee.

Sogar jene Vögel und Stubenthiere, welche nicht die einseitige aber mehr- und vielseitige Kost genießen, gedeihen am besten, bleiben die gesündesten und werden die ältesten.

Daß blos Pflanzenkost essende Stämme in Indien die verweichlichtsten, energielosesten sind, sei beiläufig erwähnt, aber keineswegs vergessen.

Der Vegetarianismus ist mit seinen Grundsätzen gerade so ein Beweis gegen die Vegetarianer, als wie sie glauben für sie. — Das Schädliche in der Fleischkost scheidet der Mensch eben so gut aus, wie das Schädliche in Erbsen, welche madig, in Korn, welches „spelzig" oder ausgewachsen, in Kartoffeln, welche faul oder infusorien„krank" sind — in Kohl, Kraut und Gurken, deren Feuchtwasser zum Theil entfernt werden muß, um nicht Leibschneiden zu verursachen — wie sogar im Wein, welcher Essig geworden ist und dessen „Bauchzwicken" der ärgste Fleischverzehrer fürchtet.

Guten „Häuptelsalat" verschmäht selbst ein Vegetarianer nicht und müßte er ihn mit Essig und Oel und Pfannenkuchen verzehren.

Weshalb ich mich einen Menschenfresser genannt!

Zu allererst, weil ich die Aufmerksamkeit auf meine Zeilen lenken wollte, welche sicherlich von Manchen ungelesen geblieben wäre, wenn ich nicht so barock, pickant-verführerisch überschrieben hätte — und ferners weil ich gerade so wie die Eier, Butter, Milch, Käse ꝛc. verzehrenden Leute, die sich Vegetarianer nennen, das Recht habe, mich Menschenfresser zu benamsen; denn ich bekenne, ich habe nicht nur in der Muttermilch meine Gebärerin verschlungen, sondern im Kohl meinen Urgroßvater, im Sauerkraut meine leibliche Ururgroßtante aufgezehrt, und ich vermuthe im Gurkensalat und äußerst herbem Spinat die Schwiegermutter zweiten Grades eines nahen Verwandten. — Alles Genannte ist aus dem Staube und Ackergrunde gewachsen, welcher doch bestimmtest die Reste unserer Urahnen enthält.

Ich möchte sogar die Herren Vegetarianer und ihre Kost sehen — wie mager!. — wenn nicht der ökonomisch sehr geschätzte Stalldünger und sonst alle thierischen Abfälle salva venia, ihren Grundsätzen wesentlich Hilfe leisten würden.

Läßt ja auch schon Shakespeare in seiner Todtengräber-Scene im „Hamlet" demonstriren, daß ein erhabener Urahne und Großvater, das heißt dessen Asche, ein Spundloch verschmiert halte.

Doch denken wir, bevor wir uns aus dem Staube machen, nochmals an's Spundloch, erheben wir den besten vegetabilischen Reben- oder Gerstensaft — es kann auch Korn-, Kirschen-, Wachholder-, Enzian- (Kräuter- und Wurzel!) oder sonstiger Liqueur sein — benedictus — das heißt die Benedictiner verstehen die Mischung am vorzüglichsten — und lassen Sie — nachdem ich Ihr Wohl aufrichtigst befördert — auch leben Ihren nicht nur ungefährlichen, sondern sogar förderlichen A. S.

Eine Frau mit solchen Grundsätzen!

Skizze von Hans Malser.

Endlich hatte Professor Stamhart seine Braut gefunden. Er hatte viele Jahre lang nach ihr gesucht. Sein Ideal von der Ehe stand so hoch, daß die schönsten und besten Töchter des Landes nicht dazu emporlangten.

Schon zweimal war er Bräutigam gewesen. Seine erste Braut war ein herrliches Mädchen und ausgestattet mit allen Vorzügen des Geistes. Sie war nicht allzu schwärmerisch, ihr Gedanke war oft mächtiger, als ihre Empfindung. In modernen Lehranstalten hatte sie ihre Bildung empfangen; gleichwohl erst achtzehn Jahre alt, umlächelt von rosigem Glücke, das in ihrem Auge wiederspiegelte, beschäftigte sie sich doch häufig mit den Schattenseiten des Lebens und sprach darüber, wie ein eingefleischter Schopenhauerianer. Einmal trat sie gesprächsweise für die Löslichkeit der Ehe ein; darüber brach der Professor mit ihr das Verhältniß ab. Er will kein Weib, das selbst mitten in der Liebe glorreichster, berauschendster Zeit schon an eine Trennung von dem Geliebten denken kann.

Seine zweite Braut war ein Kind des Glückes. Auf Rosen gebettet, auf den Händen getragen, sah sie nichts als Lust und Freude. Ein großes Vermögen versprach ihre und ihres Gatten Zukunft vor allen materiellen Sorgen zu bewahren. Der Professor sollte sich ganz seinen wissenschaftlichen Arbeiten widmen können. Seine Braut hing an ihm mit leidenschaftlicher Liebe und den Gedanken an eine Trennung von ihm vermochte sie nicht zu fassen. Eines Tages war von Müttern die Rede, die ihre Kinder durch Ammen ernähren lassen; die Braut fand das selbstverständlich und redete solchen Müttern das Wort. Darüber löste der Professor mit ihr das Verhältniß. Er will keine „Dame" zur Frau, er will ein Weib, ein echtes, deutsches, opferfreudiges Weib, das wie der Pelikan seine eigene Brust aufthut, um die Kinder zu atzen.

Und nun die Dritte. Sie war die lieblichste, bräutlichste und kindlichste von Allen — sie war zwanzig Jahre jünger, als der Professor. Heute wandelte er mit ihr im Schatten des Wäldchens und legte seinen rechten Arm um ihre Taille und seine Hand wurde befächelt von dem weichen Gelocke, das von ihrem Haupte niederwallte. Im Schlosse hallten Hämmerchen, die Pforten und Treppen wurden bekränzt zu dem Hochzeitstage.

„Also morgen, mein Kind!" sagte der Bräutigam.

„Ja, morgen," antwortete das Mädchen und blickte mit seinem Auge, das so blau und tief war, wie Maienhimmel auf hohem Berge, zum Professor auf.

„Morgen zu dieser Stunde sind wir Eins für alle Ewigkeit."

„Ich möchte wohl gern wissen, Franz, ob —"

Sie unterbrach sich, er blickte sie fragend an.

„Nein," fuhr sie fort, „Du kannst es ja auch nicht wissen. Ich denke nur bisweilen daran, ob zwei Eheleute auch im Jenseits wieder zusammenkommen."

Darauf entgegnete der Professor:

„Wenn es ein Jenseits gibt und wenn sich die Eheleute treu geliebt

haben, so müssen sie dort wohl wieder zusammenkommen."

„Daß sie sich treu lieben," antwortete sie, „das kann wohl nicht anders sein."

Er schwieg.

Nach einer Weile erst, als sie auf der Lindenbank saßen, mitten im Grünen und zwischen Rosenbüschen, wo Schmetterlinge gaukelten und wo die Natur über ihrem Lächeln eingeschlummert schien, um vom Paradiese zu träumen, da sagte der Professor: „Ja, mein geliebtes Herz, das Eheglück hat mancherlei Feinde. Wir werden sie nicht kennen lernen, ich will Dir nur ein paar Namen derselben nennen. Da ist die Eifersucht, die Unredlichkeit, die Armuth."

„Auch die Armuth?" sagte das Mädchen.

„Das ist die Harmloseste von den dreien, aber die Häufigste."

„Da denke ich an Frau Berger," versetzte sie, „Du kennst sie ja?"

„Die hübsche blonde Frau, welche gestern im Gartensalon bei Deiner Mama saß —"

„Und die Du als Fräulein angeredet hast, weil sie so jugendlich und blühend und übermüthig aussieht —"

„Und weil ich ein naives Professorlein bin, das es nicht wie Andere versteht, den Frauen die Männer vom Gesichte zu lesen."

„Frau Berger ist sehr arm," erzählte das Mädchen, „ihr Mann ist seit einigen Wochen erwerbslos geworden. Ihr kleines Besitzthum ist aufgezehrt, den Rest desselben hat Berger aus Gram im Wirthshause vertrunken. Eben bei Tische war davon die Rede. Seit drei Tagen leben sie von dem Letzten, was sie zu versetzen hatten, von ihren Eheringen."

„Von den Eheringen!" wiederholte der Professor und stand auf. „Und hilft den Leuten Niemand? Was hatte Berger für eine Stellung?"

„Er war Beamter in einem Bankhause."

„Und aus welchem Grunde hat er seine Stelle verloren?

„Er war auch ein gewissenhafter Beamter und doch —"

„Nun?" fragte der Bräutigam und setzte sich wieder zum Mädchen auf die Bank.

„Man sagt, die Schuld läge an ihr," versetzte das Mädchen.

„An ihr? Wie so das?"

„Es heißt, daß sie ihren Mann lieb hätte und man kann nicht begreifen, warum sie ihn nicht retten wollte. Das kleine Opfer, nein, ich sage lieber, der kleine Schritt, wäre, so erzählt man, hinreichend gewesen, um ihm die Stellung zu erhalten und ihn, wie sie, vor Elend und Noth zu schützen. Ich verstehe es nicht, wie so eine Frau hart genug sein mag, ihren Mann fallen zu sehen, wenn sie ihn halten kann."

„Gewiß, mein süßes Herz, Eheleute, die von einander ihr Glück beanspruchen, müssen bereit sein, auch für einander in den Tod zu gehen. So ernster Natur wird aber das Opfer wohl kaum gewesen sein, welches der Frau zugemuthet wurde."

„Oh freilich nicht," lachte das Mädchen, „die Sache soll sich so verhalten haben: Bergers Chef — er ist, sagt man, ein sehr freundlicher Mann — hat sich für die junge Frau Berger interessirt und ihr Geschenke angeboten; aber sie war stolz und wies die Geschenke zurück. Trotzdem hat sich der vornehme Herr nicht von ihr abgewendet, hat sie eingeladen, daß sie ihn besuche. Denke Dir, Franz, sie schlug's ab! Natürlich war der Chef über solchen Trotz empört und er deutete ihr an, daß sie durch ihre Weigerung die Stelle ihres Mannes auf's Spiel setze. Ich hätte von Frau Berger nie geglaubt, daß sie so unartig gegen ihren Vorgesetzten und zugleich so rücksichtslos gegen ihren

Mann sein könnte. Sie schlug es dem Chef rundweg ab, und in einigen Tagen später war ihr Mann entlassen."

Der Professor sah während dieser Erzählung seiner Braut starr in's Angesicht. Nicht das leiseste Zeichen von Satyre war darauf zu lesen, voller Ernst war ihr die Sache, ja von Frau Berger sprach sie sogar im Tone des Vorwurfs.

„Was meinst Du also weiter?" fragte der Professor tonlos.

„Ich habe Frau Berger recht lieb, aber das möchte ich schon sagen, daß so mittellosen Leuten ein solches Stolzthun nicht gut ansteht."

„Du meinst also," sagte der Bräutigam lauernd, „daß sie dem Herrn Chef hätte zu Willen sein sollen?"

„Ja, warum denn nicht? Ich kenne den Herrn nicht, aber selbst im Falle er ihr antipathisch war, sehe ich kaum ein, warum sie zum Wohle ihres Mannes das kleine Opfer nicht hätte bringen sollen. Derlei geschieht ja täglich."

Nun war der ruhelose Professor aufgestanden. Sein Gesicht war blaß. Er suchte vergebens das Zittern seiner Seele zu verbergen.

„Ist das Dein Ernst, Lina?"

Sie sah ihn erschreckt an und widerrief nicht.

Da sagte der Professor: „Ich bitte, mein Fräulein, unser Verhältniß von diesem Augenblicke an für gelöst zu betrachten. Eine Frau mit solchen Grundsätzen ist nicht die meine."

„Franz! Franz! was ist das?" rief sie und wollte an seine Brust stürzen, er drängte sie kühl zurück.

„In der That eine liebenswürdige Frau, die ihren Mann verräth, um ihn für sie erwerbsfähig zu erhalten!"

„Aber Franz, wie bist Du denn? Sie thats ja nicht."

„Ob's sie's that, oder nicht, das ist mir gleichgiltig. Du hast es gedacht! Ja, ja, so ist es die Art der Reichen: Um vor der Welt zu bestehen, zu glänzen, zertrümmern sie ihr Herzensparadies. Nach außen prunken sie mit ihrer Liebe und ehelichen Zärtlichkeit. Im Innern ist es hohl. Ihr steht nicht an, Mann und Kinder zu verrathen und zu verkaufen für Schein und Flitter. Und nicht einmal aus Leidenschaft thut Ihr's, sondern mit Berechnung. Des Mannes Liebe ist Euch nur Nahrung für Eure Eitelkeit; Treue dünkt Euch philisterhaft; Untreue gehört zum guten Ton —"

„Mein Gott, was habe ich gethan?" weinte das Mädchen mit gerungenen Händen.

„— Und so selbstverständlich ist Euch Untreue, daß Ihr staunt, wenn man Euch deren anklagt. Unser Heiligstes in diesem Leben ist Euch nichts, als Launenspiel. Ich ersuche Sie, Fräulein, lassen Sie mich meiner Wege gehen!"

Sie hatte ihn angstvoll umklammert, an seinem Körper glitt sie nieder auf ihre Knie und bat ihn flehentlich, ihr zu gestehen, was sie denn Unrechtes gesagt habe.

Er stieß ein hohles Lachen aus.

„Wenn Du an mir zweifelst, Franz!" rief sie; er unterbrach, von einem Zweifel könne hier keine Rede mehr sein.

„Ich weiß," fuhr er fort, „Sie wollen mich versichern, keinem Manne außer mir zu gehören. Ich glaube Ihnen. Aber das ist nun nebensächlich geworden. Sie haben es gedacht, sie hätten es gerechtfertigt und das allein schon hat Ihre Bräutlichkeit zerstört. Wo der Ehebruch einmal in Gedanken stattgefunden, da hat er in der Wirklichkeit nicht mehr viel zu bedeuten. Leben Sie wohl!"

Rasch schritt er davon, eilte hastig hinaus durch den halbfertigen Triumphbogen, der am Eingange des Parkes errichtet wurde.

An der Lindenbank lag bewußtlos die verlassene Braut.

* * *

Das ist dreißig Jahre später. In einer Dachkammer der großen Stadt, zwischen morschenden Möbeln und verstaubten Büchern kauert ein Greis und starrt trüben Blickes auf die giebeligen Ziegeldächer hinaus. Das Stückchen blauen Himmels über denselben umschleiert der röthliche Rauch einer Lederfabrik. Auf dem Schranke steht ein Vogel und schaut zu dem alten, eingetrockneten Manne herab. Dieser Vogel ist seit vielen Jahren sein einziger Genosse und Freund — aber ein lebloser, mit Werg aufgeblähter Freund — eine ausgestopfte Nachteule. So viel hat er sich erworben, ist ihm geblieben von dieser schönen, freudeblühenden Welt.

Der alte, arme Professor Stamhart!

Nach der Trennung von seiner dritten Braut hat er verzichtet auf das eheliche Glück und hat ein einsames, liebeleeres Leben geführt. Wie ein endloser Wintertag waren sie gewesen, diese dreißig Jahre; die Blumen der Lenze und die goldenen Aehren der Sommer hat der Mann übersehen. Nun waren alle Bäume laublos; in Bücherstaub suchte er seinen Gram ob des verlorenen Lebens zu ersticken.

Da kam der Brief.

Der Brief, dessen Inhalt alle Empfindungen der Pein und der Liebe noch einmal in ihm entfacht hat.

Und so lauteten die Zeilen:

„Lieber Franz!

Ehe in diesen Klostermauern mein Leben noch ganz verlischt, muß ich Dir eine Mittheilung machen, die Dich vielleicht versöhnen wird, so wie ich versöhnt bin. Als Du Dich von mir gewendet hattest, ging ich in das Kloster der Barmherzigen. Ich pflegte mit Freuden die Kranken, denn in jedem der Armen sah ich Dich. Sie nannten mich ihre Mutter und Schwester — ich lebte für sie und blieb doch D e i n. So wirst Du wohl nicht eifersüchtig sein.

Heute, mein Franz, heute weiß ich es auch, w a r u m Du von mir gegangen bist. Damals wußte ich es nicht. Damals war ich noch ein Kind, das nichts Arges daran sah, wenn eine junge Ehefrau den Chef ihres Mannes besucht. Ich hatte keine Ahnung davon, was das unter Umständen bedeuten konnte. Ich verzeihe Dir Dein Mißverständniß und ich rechtfertige Dein Verhalten. Du hast gebüßt; die Verachtung, welche Du seither für mich empfinden mußtest, hat Dein Leben verbittert. Ich habe Dich geliebt und liebe Dich noch in der Sterbestunde. Aber ich habe auch eingesehen, daß gegen den Dämon des Mißtrauens nicht zu kämpfen ist. Heute wirst Du mir glauben, denn ich fühle, diesem Brief an Dich werden meine Sterbeglocken das Geleite geben. Möge mein treuer Gruß die Härte Deiner Tage mildern. Lebe wohl, Franz. Unsere Ehe beginnt erst in der besseren Welt.

Lina."

— — — — — — — — — — —

Der arme Mann! Da ist er hingefallen auf den Boden und hat laut geweint.

Was er für Leichtsinn, für Treulosigkeit hielt, das war — die Unschuld des Kindes...

Allsogleich machte sich Professor Stamhart auf zur Reise nach jenem Kloster, um sie zu sehen und an ihrer Seite sein Leben zu beschließen. Als er in den Hof trat, hörte er schon den Chorgesang der Priester.

Sie hoben den Sarg und trugen ihn zu Grabe.

Kleine Laube.

Der versteigerte Schneider.

Eine Erinnerung aus dem Handwerkerleben von P. K. Rosegger.

Wir hatten ihn gern den blonden, vierschröttigen Gesellen. Von Außen war er lauter Ernsthaftigkeit, im Innern war er voll Späße und Possen.

Er kam uns eines Tages — wildfremd wie er war — in's Haus geregnet. Er hielt eine weite Lodenhülle umgeworfen; das Wasser rann ihm von allen Seiten auf den Fußboden hinab, daß er auf demselben eine schwarze Straße hinter sich herzog von der Thüre bis zum Tische, wo mein Meister und ich ihre Werkstatt aufgeschlagen hatten. Er schaute uns so possirlich in's Gesicht, daß wir lachen mußten, er bat in fremdartiger Sprechweise um trockene Kleider. Aber es war Keiner im Hause des Firstinghofes, dessen Hosen und Leibeln dem Goliath nicht viel zu enge und zu kurz gewesen wären. So hüllte der in die Stube geregnete Mensch, während sein Anzug trocknen sollte, ein Leintuch und eine rothe Bettdecke um sich und spazierte wie ein König im Purpurmantel gravitätisch den Fußboden auf und ab; fragte auf einmal den alten Firstinger, ob nicht eine gut gestopfte Tabakspfeife zur Hand wäre, er hätte Zeit und Weil zu rauchen.

Mein Meister konnte keine Leute leiden, von denen er nicht wußte, was sie wären und in welcher Weise sie beitrügen, die Welt zu fördern. Er richtete daher an den Großen kecklich die Frage: „Was sein mer denn?"

„Bis ich trocka bi, will ich's schon säga," entgegnete der Fremde und setzte seinen gemessenen Gang fort und blies den Tabakrauch in einer Art von sich, daß der alte Firstinger uns zuflüsterte: „Gott weiß, wer der Mensch ist! Wie vor zwei Jahren der Graf Schildberg auf der Jagd da ist gewesen, hat er den Rauch just accurat so herausgeblasen. Und schon in der Aussprach merkt man, daß er von fürnehmen Stammen ist."

Wir kamen ihm höflich entgegen; er that höflich Bescheid. Der Firstinger lud ihn artig zum Nachtmahle und zur Herberge ein, er nahm es freundlich an. Er bekam dasselbe Bett, in welchem zwei Jahre früher der Graf Schildberg geschlafen hatte.

Am andern Morgen waren die Kleider trocken. Wir sahen, dieselben waren nicht allzu vornehm, doch schien er sich darin recht behaglich zu fühlen. Draußen war noch immer schlechtes Wetter. Der Fremde setzte sich an unsern Tisch und förderte durch sein sinnendes Zuschauen unsere Arbeit.

„Ihr schaffet auch mit Hinterstich," sagte er plötzlich, „ischt auch besser bim Loda. Daß man hernach halt gut ausklopfa muß, Jung'!"

Das letzte Wort war an mich gerichtet; der Meister aber legte seine Faust auf's Knie, wie er immer that, wenn er einen gewichtigen Ausspruch plante und versetzte: „Versteht der Herr auch was von der Schneiderei?"

„Wega was soll ich denn nicht?" sagte der Fremde, „bin ja sel' ein Fädlezieher."

So hat er sich zu erkennen gegeben. Mein Meister warb ihn. Er antwortete, daß er zwar auf Lustreisen sei. Geboren, geschopft und freigesprochen zu Appenzell sei er auf der Reise durch die Welt; aber so lange Sanct Petrus Bärte wasche, stehe er gerne in Arbeit ein, wisse aber nicht, ob man mit ihm auskommen könne, er sei manchmal ein wüster Querkopf.

Der alte Firstinger, der vor lauter Krüppelhaftigkeit nicht mehr arbeiten konnte und stundenlang an unserem Tische saß, fragte noch, ob das Appenzell in Böhmen stehe; denn er hielt jede fremde Mundart für böhmisch.

„Schwizer, Schwizer!" sagte der Fremde.

„Ja, ja," meint der Bauer, „'s ist auch schon wieder heiß."

So war der Hans Aettinger zu uns gekommen. Neun Wochen lang zog er mit uns um; es war ein fleißiger, vorzüglicher Arbeiter, und immer voll Humor und Possen.

Weil er so groß und sauber gewachsen war — der schönste Schneider in unserer Gegend, vielleicht seit Erschaffung der Welt — so hatten es die Weiber auf ihn heiß.

Eine der ersten Begebenheiten war, daß ihm am heiligen Magdalenentage die Schleiferdirn nachlief und ihn flehentlich bat, er möge sie doch beschützen vor den Nachstellungen der Burschen; nur zu ihm habe sie das Vertrauen. Die Mannsleute ließen ihr um und um keine Ruhe und wollten ihr immer den Schnurbart in die Wangen reiben; neulich hätte sie aber in ihrem Zorn so fest in einen gebissen, daß der Bursche ihr bei allen Heiligen versprach, sie nicht mehr zu verfolgen, wenn sie auslasse. Als sie hernach ausgelassen, sei er doch vor ihr stehen geblieben und hätte gesagt, das wäre nicht übel gewesen und sie solle nur noch einmal tapfer hineinbeißen. Sie habe ihn aber davongejagt, und nur zum Hans Aettinger habe sie das Vertrauen.

Worauf ihr der Mann aus dem Schweizerlande antwortete: „Hätt' insowit wohl mi Vertraua zu Dir; fürcht nur, daß eme Maidle, das sich schon einmal in en Schnurbart verbissa hät, möchte licht a Haar zwischen de Zähne stecke blieba si. Und so a Härle thut ke Gut meh. Gott behüt' Dich, Schlifermaidle!"

Die traupperte fort, aber was geschah? Das Spreitzer Veferl ging auf ihn zu und fragte, was er denn mit dieser Schleiferdirn zu sprechen hätte? Ob er nicht wisse, was am vergangenen Sonntage geschehen sei — im Wirthshaus unten?

„Was wird denn gscheha si, Närrle? Ein Schoppa han ich mit Dir trunka."

„Und meinst, Du wirst mir den Krug geben und einer Andern den Wein?" so fragte das Veferl gar bitter und war gelb im kleinen Angesicht vor Zorn und Aergerniß. —

Aehnlich ergings dem guten Hans Aettinger mehrmals. So überaus überlegen er mir war, so hatte er gegen mich doch nicht den Gesellendünkel, den arme Lehrlinge so oft erfahren müssen. Er gab sich mit mir ab, er meinte, ein Lehrjunge wäre sozusagen, doch auch eine Art von Menschenkind; — und deß gedenke ich heute noch mit dankbarer Rührung. So sagte der Schweizer eines Tages — spät Abends im Bett war's, und der Meister nicht zugegen, — „bischt denn Du gar nichts werth, Bürschle, daß sie All' mich gern hant? Bin jetztund drei Wocha vorhande und zähle fünf oder sechs Wibsbilder, die mir nachlaufa. In dieser Gegend versaure will ich nicht; so lange ich aber da bin, mag mir schon Eine tauga. Nur frag' ich mein Herrgöttle: die Welch'?"

An der Stelle seines Herrgöttle's antwortete ich: „Die Schönste."

„Ja, die Schönste," lachte er, „Lehrjung, itzt glaubst, weiß Gott, was Du Gescheidtes gsait häscht. In a par Wocha, spätestens in ema Monat bin ich fremd und lauf um a Ländle

weiter. Wärest Du der Tropf und kuntst die Schönste verlo (verlassen)?"

„Da ist leicht gerathen," meinte ich, „nimm die Häßlichste, wird Dir das Scheiden weniger Mühe kosten!

„Wirds ihr um so schwerer. Sie verlo, versetza in Spott, daß sie sich blind thät zahna und ihr Lebe lang meina, der groß' Schwizer hätte sie um ihr Glück betroga — das will ich nicht. — Das Bescht wird si, ich mach' es, wie zu Bludenz in Vorarlberg. Bludenz wirscht Du doch kenna. Nicht? ei schon so groß und nicht in Bludenz gsi! Sechs oder sieben Tagsprüngli hin — für ema Schnider ist das keine Weite. Aber, 's ischt mir Spaß und Ernst auch, ich mach' es, wie zu Bludenz, ich laß' mich versteigera."

Hierauf hat er mir die ganze Geschichte erzählt. In Bludenz bei einem Balle wäre es gewesen; der Tanzboden voll von Weibsbildern, denen alle Pfeifen und Geigen in die Beine gefahren, und zwei oder drei Stücke Mannsleute. Die zwei hätten Jeder seine Gewisse gehabt, der Dritte — und das sei der Schweizer Hans selbst gewesen — wäre von den Weibern umworben worden, wie eine Methbude auf dem Jahrmarkt. Sie wären ihm Alle lieb gewesen, er wollte Keine verschmähen, daher konnte er Keine nehmen. Da kam ihm der Gedanke: versteigern! Die das Mehrste gibt, die hat ihn, mag sich mit ihm die Füße abtanzen bis zu den Strumpfbändern — und der Erlös gehört den Musikanten. Sind einverstanden gewesen und die Sauberste unter Allen thut zuerst den Mund auf und bietet einen alten Batzen. Sie wird überboten, es ist ein Gehetz und Geschrei; im Nu jagen sie die Batzen hinauf bis zu achtzehn — zwanzig. Dann kommen die Ohrgehänge dran, die Fingerringe, und wie die Weiber schon hitzig sind, wenn's um einen Mann geht, reißt die Eine ihr neues, rothseidenes Busentuch herab, hält es hoch in die Lüfte wie eine Siegesfahne und schreit: „Das gebe ich! wer gibt mehr?" — Ueber ein seidenes Busentuch konnte Keine mehr. Der Schweizer wurde ihr zugeschlagen, und wer ist sie gewesen?

„Wer sie gsi ischt?" berichtete der Hans, „die allerältest' Vettel ischts gsi! — — Drei Tänzle hab' ich mit dersele Buß than und bi drauf nächtig verschwunda."

„Und nun willst es noch einmal versuchen, Hans?"

„Bi miner Schniderseel, das Späßle mach ich noch einmal. Was kann mir denn gescheha? Sind lauter subere Maidle, die mir nachjage — ich laß' mich versteigera."

Der Jacobitag wurde dazu bestimmt. Mir fiel die Aufgabe zu, es unter dem Weibervolke lautbar zu machen, daß an diesem Tage nach der Messe beim Hausteinerwirth der schweizerische Schneider versteigert würde. Ich sollte den Hammer handhaben und den Ausrufer machen.

„Mit fünf Groscha fanga mer an," unterwies er, „und das Geld vermach ich für ein Armesleuthaus."

Als wir so sprachen, that sich nebenan ein alter Knecht aus seinem Stroh hervor, der sagte: „Einen Capitalspaß gibt das, Schneider, aber ich rathe Dir: paß' auf! Wenn's an's Männerversteigern geht, da bleiben die Jungen weg und just die alten und häßlichen Creaturen kriechen aus ihren Höhlen hervor und bieten das Meiste. Du meinst, Du bist findig, mein lieber Hans, aber das sage ich Dir: einer Alten, wenn sie nur ein Haar von Dir erwischt, der kommst Du nimmer aus!"

„Ischt nicht in den Wind zu schlaga, die Red'," meinte der Hans.

„Ich will Dir aber einen Gefallen thun," sagte der Knecht, „ich schicke meine Alte hin, die thut mit — hockt in einem Winkel und hat allemal zu überbieten, so oft eine Garstige obenauf ist. Bleibst meiner Alten in der Hand, so brauchst Dich deswegen nicht zu kränken; zahlst ihr ein Schlückel Wein, dann geht sie gern ihres Weges."

So wurde es verabredet. Am nächsten Tage theilte der Hans das Unternehmen dem Meister mit. Der Meister schüttelte den Kopf — der war damals schon grau — und sagte, mit solchen Sachen triebe man kein Spiel; wolle der Geselle eine Mannin haben, so solle er es so machen, wie es braven Männern ansteht, sich frischweg Eine aussuchen und anheiraten.

Jetzt war's, als der Schweizer das merkwürdige Wort sprach: „Eine ischt mir z'viel und Keine isch mir z'wenig."

„Und zur Halbscheid gibts nit," setzte der Meister drauf. Alle drei waren wir nun still und nadelten, und als der Meister zum Biegeln kam, schlug er das heiße Eisen mit großer Entschiedenheit auf den Loden, als wollte er dergestalt sein Wort besiegeln. Wie er dann in die Küche ging, um den Stahl wieder in die Glut zu legen, murmelte der Hans: „Und das Späßle mach' ich doch."

(Schluß folgt.)

Mei leßti Bitt!

A Giburtstog-Gidonkn von P. K. Rosegger.

Gstellt d'Frog, es müaßt sein,
Daß mei Glöckerl heunt läudt,
Klopft der Hergott af d'Öchsl:
„Zan Schlofngehn Zeit!"
Und wa grod guat aufglegt,
Und sogad ma gor:
„Recht brav host Di gholtn
Die sechsadreißg Johr.
Dan Aug hon i zuadruckt,
Däs muaß i da sogn!
Mit 'n ondan hon i gsehn,
Daß d — wos dar is gschehn —
Geduldi host trogn.

Nit eppa, daß d'moanst,
I hät — wos D' host thon —
Umsunstn valongt;
Du kriagst hiazt Dein Lohn.
Konst hobn a neugs Lebn,
Ah die ewige Rua;
Na, wos da holt gfollt,
Däs sogst ma hiozt, Bua.
Schaust eh scha müad aus,
Mih wunderts ah nit,
I denk Du gehst schlofn,
Loßt Onderi schoffn,
Host ewi an Fried."

Af d e Red vom Hergott,
Do sogad i glei:
„Wanst moanst, daß d'ma d'Wohl loßt,
So bitt i Di frei:
Siebn Stund loß mi schlofn,
Aft weck mi wieder auf,
Frisch ausgraßt moch i gern wieda
Gonz an neugn Lauf." —
Kunnt sein, daß er locht
Und drauf ontwort't der Olt':
„Mi gfreuts, daß mei Welt
Dir d o h so guat gfollt.
Und hiazt thuas bidenkn,
Wos möchast dan gern?
Willst Reichthum, willst Gwolt,
Oder willst in grean Wold
A flinks Vögerl wern?"

„Mei Hergott!" wult i sogn,
„Do brauchts koan Bidenkn,
Dasselb Lebn, dos D'heut nimst,
Däs thua ma wieda schenkn:
's kloan Kind loß mi sein,
Däs vor sechsadreißg Johrn
In Wold obgischieden
Bei Ormuat und Frieden
Mei Muada giborn."

Inschriften und Bauernsprüche.

In dieser Zeitschrift ist einmal die Bemerkung gemacht worden, daß jene Blätter, auf die das Volk seine Poesien schreibt, selten aus Papier sind, weit häufiger aus den Brettern der Votivtafeln, aus den Stämmen der Bäume, aus den Wänden der Häuser, aus dem Holze der Bahrläden und Grabkreuze, oft auch aus Backwerk, Lebkuchen u. s. w.

Auch diese vorliegende Sammlung origineller Sprüche und Dichtungen ist aus solchem Album geschöpft.

Am Fuße des Wechsels, österreichische Seite, steht ein Bauernhaus, dessen Besitzer ein Hagestolz ist. Der hat an die Außenwand seiner Scheune folgende Sprüche angebracht:

„Keiner nehme ein Weib, er thün denn drei ernähren."

„Junges Weib ist altem Mann das Postpferd zum Grab."

„Nimm ein Weib um das was sie hat, einen Freund um das was er thut, eine Waare um das, was sie gilt."

„Weiberschönheit, das Echo im Wald und Regenbogen vergehen bald."

„Ist kein fromm Weib, welches mehr — Vaterunser hat, als einen."

„Drei Weiber, drei Gänse und drei Frösche machen einen Jahrmarkt.

„Es gibt nur Ein böses Weib, aber jeder meint, er hätt' es."

Man kann sich denken, wie die Weiber, die an diesem Hause vorbei müssen, vor solcher Litanei die Köpfe senken. Da ist aber in derselben Gegend — von Aspang nordwärts eine halbe Stunde — eine Bäuerin, die ließ erst vor wenigen Jahren über ihre Hausthür Folgendes malen:

„Nimmst du einen Mann, um dein Glück ist's gethan."
‚Es ist kein Mann so kleine, er hat der Teufelsadern eine."

„Ich bin der Herr, sagte der Mann, da saß er unterm Tisch."

Dieselbe Bäuerin hat einen Gatten, der bestätige — sagt man — von den drei Sprüchen nur den letzten. —

Diesseits des Wechsels, in Vestenburg, liest man in einer Wirthsstube die Worte:

„Wer dich kost, mehr als gepflogen,
Der will dich betrügen oder hat dich betrogen!" —

An der Straße zwischen Vorau und St. Jakob steht eine Wegtafel, welche den sogenannten dreieckigen Gottvaterhut mit dem Gottesauge darin darstellt. Darunter die Worte:

„Oben spitzig, unten breit,
Gegrüßt seist du, heilige Dreifaltigkeit."

Das erinnert an jene Stelle des alten oberbairischen Passionsspieles:

„Longinus mit der Lanzen
Sticht Jesum in die Wangen,
Daß er laut aufschreit:
Gelobt sei die heilige Dreifaltigkeit!"

An einem Beichtstuhle in der Kirche zu Maria Zell fanden sich eines Morgens die Zeilen geschrieben:

„Das Gute lobt Mancher und thuts nicht;
Das Böse thut Mancher und sagts nicht." —

Weniger inhaltsreich, aber merkwürdiger an Form sind die mir eben vorliegenden Grabschriften.

1.

„Hier liegt Elias Gfar,
Gestorben im Sechziger Jahr,
Kaum hat er das Licht der Welt erblickt,
Hat ihn ein Wagenrad derdrückt."

2.

„Im Leben roth, wie Zinober,
Im Tode wie Kreide bleich,
Gestorben am 17. Oktober,
Am 19. war die Leich (Maria Schober)."

3.

„Hier liegen begraben,
Vom Dunner derschlagen,
Zwei Schaf, ein Kalb und a Bua,
Herr gib ihnen die ewige Rua!"

4.

„Hier liegt Martin Rausch,
Die Lawine traf ihn halt
Auf den Leib und macht' ihn kalt.
Auch der Hansjörg war darunter,
Aber heut' noch ist er g'sunder."

5.

„Hier liegt Kutscher vom Grafen Kolowrat,
Was ist drüber gangen Wagenrad."

6.

„Hier liegt der Schulmeister Mathias Klug
Der Kinder, Weib und Orgel schlug."

7.

„Heut' an mir, morgen an dir die Reih,
Den Tod frißt ein Jeder mit dem ersten Brei."

8.

„Wer vor einem Jahre starb, ist lange todt."

9.

„Laß, Erdenmensch, von der Hoffart ab,
Bist du todt, thut dir der Hund auf's Grab."

10.

„Gottlob, der ist gut weg', sagst du mir.
Gottlob, der ist gut hin, sagen sie dir."

Diese Sprüche habe nicht ich persönlich an Ort und Stelle gefunden, hege aber doch den Glauben an die Echtheit derselben, denn es ist nichts so närrisch und nichts so weise, daß man es dem Volke nicht zutrauen könnte.

Possirlich mag der Spazierweg auf den Gölk werden. Im Mürzthal wird nämlich ein Fußsteig auf einen lohnenden Berg vorbereitet. Derselbe soll sich sachte durch den Wald hinanschlängeln und sich in zwölf Stationen theilen. Jede Station besteht in einem Sitzbänklein und einer Tafel mit irgend welchem alten oder neuen Spruche. So lesen wir auf der ersten Station:

„Aller Anfang ist schwer, sprach der Fuchs und ging in die Falle."

Zweite Station:

„An Gottes großem Kram sind alle Waaren um Arbeit feil."

Dritte Station:

„Außen fix, innen nix,
Außen nix, innen fix."

Vierte Station:

„Der Teufel greift die Leute am Bauch an, wo sie am weichsten sind."

Fünfte Station:

„Betrügst du mich einmal,
Verzeih' es Gott dir!
Betrügst du mich zweimal,
Verzeih' es Gott mir!

Sechste Station:

„Bergauf sachte!
Bergab, achte!
Gradaus trachte!"

Siebente Station:

„Ich strafe mein Weib mit guten Worten, sagte jener Bauer, da warf er ihr die Bibel an den Kopf."

Achte Station:

„So man in die eine Hand wünscht und in die andere pfeift, hat man in beiden gleich viel."

Neunte Station:

„Wenn der Blinde den Lahmen trägt, kommen sie beide fort."

Zehnte Station:

„Wenn mancher Mann wüßte, wer mancher Mann wäre,
Thät mancher Mann manchem Mann manchmal mehr Ehre."

Eilfte Station:

„Ein Doctor und ein Bauer wissen mehr, denn ein Doctor alleine."

Zwölfte Station:

„Frisch und froh zu rechter Zeit,
Fromm und treu in Ewigkeit."

Auf ländlichen Spaziergängen wären solche Sprüche der Volksweisheit wahrlich gut angebracht. Und je lustiger, desto besser. Die Umgebung Krieglachs z. B. weist Anderes auf, was nicht minder nachahmenswerth erscheint. An passenden Punkten, auf an Baumstämmen gehefteten Blechtafeln findet man Stellen aus deutschen Classikern. So an einem anmuthigen Aussichtspunkte in der Nähe der Gölkkapelle, der Schiller'sche Ruf: „An's Vaterland, an's theure schließ' dich an, das halte fest mit deinem ganzen Herzen!" Oder im tiefen Waldfrieden das unvergleichliche Gedicht Goethe's: „Ueber allen Wipfeln ist Ruh." — Oder am Sandbühel das Schweizerliedchen:

„Ufm Bergle bin in gsässa,
Hänt n Vögle zugschaut,
Hänt gesunga, hänt gesprunga,
Hänt s Nestli gebaut."

Mich dünken derlei Aufschriften nicht minder passend, als die unvermeidlichen Wegzeiger zu bekannten Zielpunkten, Wirthshäusern u. s. w. Bei Spaziergängen ist nicht das Ziel, sondern der Weg die Hauptsache. Der sei schön und anregend. — Ich kenne die Stimmen, die da rufen: Laßt mir die Natur ungeschoren! Wir haben in der Stadt Bücher, Theater, Vortragssäle genug, um derlei auf dem Lande entbehren zu können. Unsere Ausflüge in die ursprüngliche Natur sind ja nichts als eine Flucht vor Menschenwerk und Menschenweisheit. So laßt uns doch den Wald in Ruh'!" Das sind dieselben Stimmen, welche über die Indolenz der Bewohner raisonniren, wenn sie nicht unter jedem zehnten Baum ein Sitzbänklein, in jedem Bergwinkel ein comfortables Wirthhaus finden. Die Natur ist zu ihrem Selbstzwecke da; wenn der Mensch in den Wald, in die Landschaft das Geistige nicht hineinlegt, so ist es nicht drin.

Es gibt aber für unsere Seele, für unser Herz keinen passenderen Rahmen, als die große, ländliche Natur, oder auch das Meer, oder die Himmelsbilder. Die Alten haben ihre Gedanken an die Sterne geschrieben; die Schiffer belegen Inseln, Riffe, Cap's mit sinnigen Namen. Wir selbst wissen, welch' anderen Eindruck auf uns ein großes, oder tiefes, oder heiteres Wort macht, wenn wir es in Waldesstille, oder auf Bergeshöhen, oder an Weg=

kreuzen, oder an den Wohnungen der Landleute, oder an ihren Grabkreuzen finden, als wenn wir es im Buche lesen.

Mancher Spruch kommt uns im Buche einfach tendenziös vor, der von rechter Hand an rechte Stelle geschrieben, viel tiefere Bedeutung gewinnt. So fand ich bei Mitterndorf (Salzstraße) unter einem Wegbilde, welches durch das bekannte Auge im Dreieck die Allgegenwart Gottes versinnlichen soll, die Zeile hingeschrieben:

„Gott ist überall, außer in Rom, denn dort hat er seinen Statthalter."

Schon weniger hat mir die Ergänzung gefallen, welche ich an einem Crucifix im Zillerthale fand. Da stand unter dem Kreuzbilde das evangelische Wort:

„Also hat Gott die Welt geliebt —"

daneben mit Bleistift:

„Und der Pfaff' seine Köchin."

Ich glaube, das hat ein loser Tourist gethan und mißbillige die Handlung, weil sie das Gefühl des Volkes (trotzdem dieses selbst zu drastischen Späßen über des Pfarrers Hausstand geneigt ist) an solcher Stelle verletzen muß.

Klug finde ich den Hausspruch des Schanzwirthes bei Fischbach:

„Lebe nach der alten Welt,
Und sprich, wie's der neuen gefällt."

Arg finde ich den Wahlspruch des Förstermeisters zu L.:

„Bauern tragen die großen Kreuze voran,
Pfaffen die guldenen hinten nach."

Und treffend endlich ist das Sprichwort des Ramsauer Briefboten:

„Gottes Weisheit und der Menschen Thorheit regieren die Welt. R.

Das Leben is so volla Pein.

Gedicht in österreichischer Mundart von Hugo Graf Lamberg.

Das Leb'n is so volla Pein,
Denkt's Medai, und wie war's do fein,
Wann ma sein Herz all Lebensstund
'n rechten Buam vaschenka kunnt!

War's hella Tag, war's finstri Nacht,
Das Ganzi war mir oan Stuck Pracht —
Von Buam sein Herzen stund i auf,
Und legat 's Köpfei wieda d'rauf.

Und was auf Erden Unguat's gab,
's Sell machet mi gar nia noch hab,
Jed's Unglück nahm i leicht dahin,
War's Herz im rechten Herzen drin.

A treua Bua, ganz gleich besinnt,
Mit'n Medai si fein zsammafindt.
d'Liab pflanzt ihr schönstas Bleaml ein —
So roth — so gschmach — so fein!

A söllas Bleamel is gar zart,
Ja! wart'st as nit af oagni Art,
So stirbt's da untan Händen g'schwind,
Vatragt die Blatlan all da Wind.

Ja mein! Was hilft die ganzi Lehr,
's sell Bleaml kimmt von Himmi her,
Und woltan so vie Glück hängt d'ran,
Wia 's koans gar nie daleid'n kann.

Glei hoaßt's: Wann dös und das nit wär!
(Um's Bleaml is koan Sorg nit mehr)
Wär 's anda Leben gnüagli sein,
Kunnt 's Bleaml meinthalb a da sein.

Wo's Bleaml war, is heut ganz sperr,
Es wart koans außa nimma mehr,
Und Oan's um's And' wird 's Leben satt,
Weil Koan's sein Glück vastand'n hat.

Aus dem Leben der Mutter eines Dichters.

Im Romane „Aspasia" ist zu lesen, wie die schöne Milesierin die Mutter des Dichters Euripides auf dem kleinen Landgute desselben besucht, wo sie die Wirthschaft führt. Von dieser Frau läßt sie sich allerlei über ihren Sohn erzählen. Das ist kein schlechter Einfall; es gibt kaum ein besseres Mittel, in das Leben eines Dichters zu blicken, als wenn man sich hinter seine Mutter steckt. Auch ich verkehre gern mit Dichtermüttern, da das zumeist keine gewöhnlichen Frauen sind, und da es anderseits doch nicht immer rathsam ist, die Dichter selbst in ihrem Umgange mit Apollo zu stören. Der Musenführer soll es sehr für Uebel nehmen, wenn er einmal von einem unberufenen Erdenkinde verscheucht wird.

Es wäre zwar, heißt es, den Dichtermüttern in ihren Darlegungen nicht

immer zu trauen, da nach Goethe die Dichter die „Lust zu fabuliren" von ihren Müttern hätten, diese solche Lust also wohl selbst besitzen müßten. Nu, man läßt's eben drauf ankommen.

So bin ich denn auch bei der Mutter des Dichters des „K. v. S.*) manches halbe Stündlein gesessen, sei es zu Graz in der Realschulgasse, sei es im Landhäuschen des sonnigen Stiftingthales. In diesem Landhause lebte damals auch noch der joviale Alte, der sich in stiller Vergnüglichkeit mit allerlei Schnitzarbeiten beschäftigte und mit solchen anmuthiglich die Stuben seiner Ehegesponsin und seines Sohnes zierte. Und seine Ehegesponsin, das war eben die herzensgute und geistesfrische Mutter des Dichters, eine Frau, die Keiner mehr so leicht vergißt, der einmal ein halbes Stündchen bei ihr gesessen ist. Sie besorgt ihrem Sohne das kleine Hauswesen und lebt seine Freuden und Leiden mit, wie es der Mutter geziemt.

So hat sie mir unter Andern einst ein Geschichtchen von ihrem Sohne erzählt, das allzu lustig ist, als daß ich es vergessen könnte.

Es war zur Zeit, als der „König von Sion" in die Welt trat. Männiglich weiß, wer in dieser Dichtung die Hauptrolle spielt, männiglich kennt auch die Tendenz. An einem jener Tage war es, daß die alte Frau in der Realschulgasse angelegentlichen Besuch erhielt. Eine gute Bekannte kam etwas verstört und aufgeregt ungeklingelt zur Thür herein und fragte, ob der Professor zu Hause sei. Auf die Bejahung der Mutter rieth die Besucherin dringendst, ihn zu solcher Zeit nicht aus den Augen, nicht auf die Gasse gehen zu lassen. Man wisse noch nichts Rechtes, aber es läge etwas gegen ihn in der Luft, etwas ganz Verdächtiges, er sei aber auch allzu unbesonnen gewesen.

Erschrocken fragte die alte Frau, was es denn gebe?

„Ach, so alter Geschichten wegen!" rief die Besucherin ärgerlich, „hätt' er's bleiben lassen!"

„Mein Gott, es wird doch nicht des Achtundvierziger-Jahres wegen hergehen," sagte die Mutter, „daß er mir dazumal auf den wienerischen Barrikaden wie besessen ist herumgesprungen. Angestellt kann er aber nichts haben, denn wie er mir spät Nachts in's Haus gekommen ist, hab' ich gedacht: 's mag Alles recht sein, aber so junge Leut' sind unbedacht, — hab' den Schlüssel umgedreht."

„So sperren Sie ihn jetzt wieder ein," rief die Besucherin, „lassen Sie Niemand hinaus und Niemand herein, ich stehe für nichts gut!"

„Sie jagen mir ja den Schreck in alle Glieder," versetzte die Mutter, „so sagen Sie mir, was Sie wissen."

„Ein Buch hat er geschrieben, diesen König von Sion da, wo es so losgeht über die Papisten und über die Lutherischen, und gar über die Könige — daß wir etwa gar wieder eine Revolution kriegen!"

„Du lieber Gott, das neue Buch!" sagte die alte Frau, „mir ist nichts Schlechtes drin aufgefallen, und ist nur erzählt, wie's dazumal in Münster zugegangen. Heutzutag ist's Gottlob anders."

„Ja ja, die Leute sagen, auf den Sack hätte er geschlagen und den Esel hätte er gemeint. Gehen Sie nur selbst und schauen, ob die Buchhandlungen nicht voll Leute sind, und hören, was sie über das neue Buch reden. Die Einen sagen und schreien dabei, wie der Prophet von Harlem, das Werk dürfe nicht umgehen, es müsse verbrannt werden, wie die alten Scharteken auf dem Platze zu Münster. Die Andern lachen und finden weiß was Wunders im Buch. Sehen Sie, Frau, und just das ist das Gefährliche und die Polizei hat schon Wind!"

„Jesus Maria, was Sie da sagen!"

„Ich stehe für nichts!" rief die erhitzte Besucherin, „ich wünsche nur, daß ich mich diesmals irre, aber stehen thue ich für gar nichts!"

*) Hamerling

In diesem Moment schellte die Thürklingel. Die Besucherin zuckte auf, der Mutter des Dichters fuhrs wie ein Stich durchs Herz. Es war ein ganz absonderliches Klingeln. Das zweitemal riß es an der Glocke, die Mutter schlich zur Zimmerthür ihres Sohnes, drehte leise den Schlüssel um und öffnete dann den Eingang.

Ein Herr, hochgewachsen, einen dunklen Radmantel über den Schultern, steht da. Nach Chavaliersart grüßt er und frägt dann in höflichem, aber ernstem Tone, ob der Herr Professor zu Hause sei?

Kleinmüthig verneinte es die Frau.

Wann er zu treffen?

„Bitte, das ist unbestimmt."

Es wäre ihm etwas Wesentliches mitzutheilen.

„Er kommt bisweilen recht spät."

„So," sagte der Fremde, „dann, liebe Frau, haben Sie die Güte, dem Herrn Professor Das zu übergeben!"

Er schlug seinen Radmantel ein wenig auseinander und —

Der Verhaftsbefehl! rief es im Herzen der Frau.

— und überreichte mit jener den Kleiderkünstlern angebornen Grazie und Würde — ein paar neue Hosen.

M.

Ungereimte Poesie.

Dort in der stillen Kammer
Eine alte Mutter wohnt,
Zum kleinen blinden Fenster
Blickt voll herein der Mond.

Die gute fleißige Alte
Hat schwere Arbeit schier,
Hält in der Hand die Feder —
Vor sich ein Blatt Papier.

Sie sitzt schon eine Stunde
In ihrer Kammer dort,
Und malt mit steifen Zügen
Gar langsam Wort an Wort.

Es sträubt sich baß die Feder,
Es rückt so oft das Blatt —
Wer weiß, wie lang die Alte
Schon nicht geschrieben hat.

Und doch will sie nicht ruhen
Und läßt nicht ab davon:
Die Alte ist eine Mutter
Und schreibt an ihren Sohn.

Nun ist das Brieflein fertig;
Unscheinbar ist's und klein,
Und schließt doch ganze Schätze
Von höchstem Werthe ein:

Die Fülle jener Liebe,
Wie nur das Herz sie trägt,
Das sorgend einer Mutter
Im tiefen Busen schlägt.

Ich hab' die Zeilen gelesen
— Sie standen alle krumm —
Das Briefchen ging mir zu Herzen,
Ich weiß es nicht warum.

Drum merkt, ihr Herrn Poeten:
Die reinste Poesie
Wohnt nur im tiefsten Busen,
Im Tintenfasse nie.

F. Eichert.

Ein Vorschlag für Maria-Zell.

In der Wallfahrtskirche zu Maria-Zell, vor dem Gnadenaltare stand ein Mann. Er war über die Berge hergekommen auf schmalen, beschwerlichen Steigen, die seine Voreltern frommen Glaubens getreten hatten. Maria-Zell war ihm lieb, die Gegend ist so schön, die Kirche ist so herrlich, die Leute sind treuherzig und heiter. Er war ihretwegen in Sorgen. Da schritt er vorhin den Marktplatz entlang; aus den zahlreichen Buden tönten ihm, hier einladend, hier bittend, hier fast flehend, Stimmen entgegen, Etwas zu kaufen.

Der Fremde hatte wohl hingeschaut auf die angepriesenen Waaren, war aber vorübergegangen, wie so viele Andere suchend vorübergehen, und hatte nichts gekauft. Es sind Dinge meist antiquirt und geschmacklos; Nichts, was man sich oder seinen Lieben daheim als Andenken von dem schönen, großartigen Maria-Zell gern kaufen möchte. Zudem erfuhr der Fremde, daß dieser Tand zum großen Theil für gutes Geld vom Auslande, selbst aus Paris bezogen wird, während die Maria-Zeller zwei

Drittheile des Jahres sozusagen erwerbslos sind. Selbstverständlich muß ein solcher Wallfahrtsort auch mit Waaren für das Bauernvolk versehen sein, obwohl auch an solchen eine Veredelung wünschenswerth wäre; die Zukunft von Maria-Zell wird aber nicht bloß von den bäuerlichen Wallfahrern, deren Zahl durchaus nicht im Steigen ist, sondern auch und vielmehr bei der Näherrückung der Eisenbahn von gebildeten Reisenden, von Touristen und Sommerfrischlern abhängen. Für solche Besucher aber ist der Maria-Zeller Kunstwaarenmarkt nicht vorgesehen, kann in dieser Hinsicht mit anderen Reisezielen nicht concurriren.

Derlei bedachte der Mann, als er so vor der Gnadenstätte stand. Wie ist der Sachlage entgegenzutreten, der Gefahr gänzlicher Verarmung abzuhelfen? Da fiel sein Blick auf das uralte Gnadenbild. Es ist aus Lindenholz geschnitten — der Urheber von Maria-Zell ist ein Holzschnitzer gewesen.

Hier ist der Fingerzeig. Die Holzschnitzerei, welche in den Alpen so viele günstige Vorbedingungen findet, welche heutzutage in ähnlichen Lieblingsorten der Reisenden so erfreulich aufblüht und so zahllose Liebhaber findet — die Holzschnitzerei ist für Maria-Zell ein passender Erwerbszweig, deren Erzeugnisse würden auf seinem Markte gesucht und gut bezahlt werden. Unter der aufgeweckten Jugend des Zeller Bezirkes, ja selbst unter den Holzleuten in den Wäldern gibt es manchen ingeniösen Kopf und manche geschickte Hand, nur auf einige Schulung wartend, um in der Holzschnitzerei Tüchtiges zu leisten. Und dieses Feld ist so weit; vom idealen religiösen Gegenstande bis zum praktischen Hausgeräthe, wie vielfältig sind die Bedürfnisse, die durch das geübte Schnitzmesser befriedigt werden können! Die Holzschnitzerwaaren von Hallstadt, Aussee, Berchtesgaden, Salzburg, Innsbruck, es sind Kunstgegenstände und bringen den Leuten reichen Gewinn. Warum sollte es nicht auch Maria-Zell so gut haben können? Wallfahrtsorte waren ja seit je berufen, ideales Leben zu wecken, wenn sie auch beitragen, in Kunstsachen den Geschmack des Volkes zu veredeln, dann erfüllen sie eine große Mission, die ihnen die Sympathie und Verehrung aller Welt sichern wird. —

Von diesen Gedanken beseelt, verließ der Mann das Gnadenbild, ging hinaus und sucht einflußreiche und kunstsinnige Männer, denen er die Idee, in Maria-Zell eine Holzschnitzeranstalt zu gründen, an's Herz legt.

Bücher.

Ein Buch für die Jugend! Geschichte Oesterreichs für die reifere Jugend erzählt von Franz Krones. In zwei Theilen. (Wien 1879, R. v. Waldheim.) An die Jugend wird ohnehin selten genug gedacht. Wohl, man hofft und erwartet Alles von ihr, selbst, daß sie unsere Fehler büßen, und daß sie es besser machen werde als wir. Lehranstalten gründen wir ihnen; aber damit ist's nicht abgethan. Die Jugend bedarf auch außer der Schule guter Vorbilder in Leben, in Kunst und Literatur.

Die moderne Literatur, so überaus fruchtbar und gewandt sie ist — was gibt sie unserer Jugend? Und suchen wir unter dem Besseren: Wo finden wir Werke, die frei von Tendenzen und Parteiinteressen, frei von Schlüpfrigkeit und Coketterie, redlichen und liebevollen Herzens in lichten Vorbildern das Ideale verkünden? Was die Schule aufbaut, das reißt das Leben außer der Schule oft ein. In der Schule wird z. B. der Jugend erzählt von der großen Geschichte und von einer schönen Zukunft unseres Vaterlandes, aber der Herr Vater daheim schimpft mit seiner Zeitung um die Wette über Alles, was im lieben Oesterreich entstand und geschieht. Es ist zwar Weltbrauch, stets unzufrieden zu sein, um zu zeigen, wie hohe Ansprüche unsere hochwohlgeborne Intelligenz zu machen versteht; es ist Mode, Staat und Regierung zu kritisiren und zu bevormunden, um seinen Freisinn darzuthun und nahe zu legen, was wir doch an der Stelle der Maßgebenden für ganz andere Kerle wären. Unter solchen Einflüssen wächst die Jugend auf, von der wir die schöne Zukunft des Vaterlandes erwarten.

Doch — gemach, ich verfalle hier ja — und sei es d'rum! — in den lächerlichen Fehler unserer Recensenten, welche, wenn sie das Eine loben wollen, das Andere verlästern. Die zu lobenden Werke stehen nämlich meist so haarscharf auf dem gewöhnlichen Niveau, daß — sollen sie bemerkbar werden — der gute „Kritiker" schlechterdings nichts Besseres thun kann, als das Nebenstehende niederzureißen.

Das ist in meinem Falle nicht vonnöthen, das Werk, welches ich vor Augen habe, ist nicht allein Anderem gegenüber, sondern es ist bedeutend für sich. Ein mächtiges, farbenreiches und erhebendes Bild der Geschichte unseres Vaterlandes; ein Geschenk, wie ein solches unsere Jugend bisher noch nicht besessen hat. Zu unserer Studienzeit ist Alles redlich gethan worden, uns Geschichte zu verleiden. Das Memoriren von Zahlen und Stammtafeln, das Auswendiglernen von fremdsprachigen Namen — an welchen auch Oesterreichs Geschichte nicht arm ist — das Aufmerken allerlei Schlachten, Scharmützel und allerlei leidigen Kriegen und Fürstenzänken waren keine angenehmen Dinge. „Die politische Geschichte" nannte man das, oder sinniger „Das Gerippe der Geschichte".

Geschichte ist nach meiner Ansicht die Darstellung, wie sich die Menschheit entwickelt hat und nicht wie sie sich todtschlug. Die epochemachenden Kriege können in solcher Darstellung selbstverständlich nicht vermieden werden, aber echte Geschichtsschreiber behandeln sie in thunlicher Kürze und mit jenem Ernste, der eine stille Verurtheilung des Barbarischen ist. Lieber wird er hingegen verweilen in den Epochen friedlicher Entwickelung, eingehender auch noch bei den wirklichen Culturkämpfen, so ferne diese aus den Anschauungen der Parteien und den Bedürfnissen der Völker entsprungen sind. Am freudigsten aber wird er erzählen, wo von edlen Thaten großer Männer, von gemeinnützigen oder heroischen Tugenden der Völker oder Generationen zu berichten ist. Ohne auf jene Abwege zu gerathen, auf welchen „Historiker" das geschichtliche Material nur willkürlich und im Dienste einer Partei, oder zu einer mehrbändigen Plauderei, bei welcher die Thatsachen in den Hintergrund, die persönlichen Ansichten des Verfassers aber in Vordergrund gestellt werden, benützen, oder welche etwa meinen, die Weltgeschichte sei nur eine Offenbarung, wie niederträchtig die Menschen und wie geistvoll und unfehlbar die Herren Historiker sein können; — ohne auf ähnliche Abwege zu verfallen (Richtigkeit des Erzählten versteht sich von selbst) wird der wirkliche Geschichtsschreiber, der sein Werk dem Volke bieten will, doch in gefälliger Form und mit Herz und Geist zugleich erzählen, ja er darf vor dem naiven Publikum sogar zeigen, worüber man sich freuen oder mit was man nicht einverstanden sein kann.

Ein solcher Historiker ist der nach seinem großen „Handbuche der Geschichte Oesterreichs" und anderen Geschichtswerken rühmlichst bekannte Professor Franz Krones, der in vorliegendem Buche unserer Jugend eine Gabe in die Hand legt, über die auch wir Erwachsene uns unverhohlen freuen mögen.

Der erste Theil enthält die Vorgeschichte Oesterreichs und begeht die Zeiträume von den ersten Habsburgern bis zu Maria Theresia; der zweite Theil führt bis in unsere Tage. Niemals noch ist unseren Schulen, z. B. das Mittelalter so faßlich, die Neuzeit so klar und farbenreich dargestellt worden, als hier. Ein schönes Beispiel der Darstellung Franz Krones' bietet dieses Heft in dem Charakterbilde vom Kaiser Josef II. Oder hätten wir zur Probe noch die Babenberger wählen sollen, oder Rudolf von Habsburg, oder Maximilian I., oder den „edlen Ritter", oder Andreas Hofer? Oder ein anderes Meisterstück aus dem Meisterstücke? Nein, es genügt eins, um das Ganze würdigen zu lernen.

Als Würze sind charakteristische Aussprüche und Anekdoten hervorragender Persönlichkeiten zahlreich in das Buch gestreut. Jene Männer, welche sich für das Vaterland, sei es in Politik, Volkswirthschaft, Wissenschaft oder Kunst ausgezeichnet haben, sind mit liebevoller Wärme als Vorbilder dargestellt. Stets gesteigerten Interesses verfolgt der Leser das Wachsen unseres schönen Reiches aus den Dämmerungen der Urzeit bis heran in das Licht der zweiten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts, wo es an Ehren reich den allerersten Culturländern ebenbürtig zur Seite steht.

Der Verleger hat zur Jugendlust das Werk mit 25 großen Bildern ausgestattet, wovon alle fein und die meisten künstlerisch ausgeführt sind.

Da jedes gute Jugendbuch auch ein gutes Volksbuch ist, so darf ich das Erscheinen dieser „Geschichte Oesterreichs für die reifere Jugend" weit in's Land hinaus nach allen Seiten hin mit herzlicher Freude verkünden. **P. K. Rosegger.**

Unser Vaterland. Da erscheint seit einigen Jahren in Stuttgart (bei Gebr. Kröner) ein Lieferungswerk, welches als eine werthvolle Gabe deutscher Bilderkunst heute und für lange Zukunft hin von Bedeutung ist. „Unser Vaterland in Wort und Bild, geschildert von einem Vereine der bedeutendsten Schriftsteller und Künstler Deutsch-

lands und Oesterreichs." So der Haupttitel des Werkes, welches, in Serien abgetheilt, das deutsche Land und Volk von den Alpen bis zur Nordsee durchwandern und behandeln wird. Die erste Serie umfaßt die Schilderung der deutschen Alpen (Tirol, Vorarlberg, Steiermark, Kärnten, das bairische Gebirge und Salzkammergut.)

Tirol und Vorarlberg ist bereits abgeschlossen. Diese Abtheilung, deren Text von H. v. Hörmann, L. Steub und J. Zingerle geliefert ist, bietet in künstlerischer Ausstattung ganz Vorzügliches. Sie gibt Bilder von Defregger, A. Gabl, A. Obermüller, E. v. Pausinger, M. Schmid, R. Püttner u. s. w. Besonders sind es die oft geradezu genial behandelten Landschaftsbilder von R. Püttner, welche jeden Natur- und Kunstfreund entzücken müssen. Selbstverständlich wird bei einem Bilderwerke das Hauptaugenmerk der Herausgeber auf die Illustrationen gerichtet; dem Texte ist nur eine bestimmte Seitenzahl eingeräumt, innerhalb welchem der Schriftsteller mit seiner Partie fertig zu werden hat. Ferner muß der Schriftsteller Rücksicht nehmen, auf malerische Objecte, auf Punkte, die der Bildner wählen, oder hervorheben wird. Eine erschöpfende, oder gleichgegliederte Darstellung eines Landes ist daher nicht wohl möglich. Der Text hat hier vor Allem die Aufgabe, den lesenden Wanderer unterwegs zu unterhalten, in anmuthigen Gesprächen auf die Schönheiten des Landes, auf das Leben, die Sitten und Eigenthümlichkeiten der Bewohner aufmerksam zu machen, hier einen ernsten Vorfall, dort eine Schnurre, da ein geschichtliches Bild, eine landschaftliche Schilderung u. s. w. zu geben. So füllt sich die Zeit aus von einem Ziele zum andern, so füllt sich der Raum, von einem Bilde zum andern. So kann „Unser Vaterland" zwar nicht für ein geographisches oder ethnographisches Nachschlagebuch, auch nicht für ein touristisches Handbuch gelten; aber das Werk wird von dem betreffenden Lande stets ein richtiges, lebendiges Gesammtbild geben. Die Schriftsteller haben ihre Aufgabe glänzend gelöst; Selbstbeschränkung ist kein Leichtes für einen warmherzigen, von der Sache begeisterten Schilderer, wenn über ein herrliches Land hundert Bogen zu füllen wären, und es stehen vielleicht nur zehn zur Verfügung.

Nun ist in diesem Werke auch die Steiermark zu ihrem Abschlusse gediehen. Es wird erzählt, daß seinerzeit die Tiroler und Vorarlberger, als die Bilder ihres Landes, die wir so sehr bewunderten, erschienen waren, arg gepoltert hätten über die Willkürlichkeit und Unwahrheit der Illustrationen. Die Maler lassen sich nämlich den Satz von der „poetischen Licenz," und daß es Aufgabe der Kunst sei, die Natur und das Leben zu idealisiren, nicht zweimal sagen. Sie idealisiren kühnlich drauf los und lassen die prosaische Realwahrheit dem Photographen über. So war auf den Pütterschen Bildern den Boznern ihr Bozen, den Feldkirchern ihr Feldkirch u. s. w. nicht wahrheitsgetreu genug; wie man ja auch sonst weiß, daß selbst mit den besten Portraits gerade die portraitirten Personen immer noch nicht zufrieden sind.

Und so wie die Tiroler dazumal, so rechtet jetzt der Steirer mit dem Künstler, der die Illustrationen der Steiermark zu besorgen hatte, und wirft ihm Ungenauigkeit und Mangelhaftigkeit seiner Bilder vor. Und leider mit Berechtigung. Der Bildner scheint das Land nicht gewissenhaft genug bereist zu haben, er hat nach alten Bildern, oder nach Photographien gearbeitet und hie und da empfindliche Lücken gelassen. Einige der Bilder zeigen geradezu, daß der Künstler mit Unlust daran gearbeitet hat. Indeß läßt sich eine große Anzahl Illustrationen nennen, die an Naturtreue, Stimmung und Ausführung ihresgleichen suchen. So die Partie zur Rax, Maria-Zell, der Ring, der Leopoldsteiner See, Admont, das Gesäuse, Aussee, Altaussee, Frauenberg, Schloß Hollenegg, das Logarthal mit der Ostrizzaspitze, Cilli, das Erzherzog Johann-Denkmal in Graz, Maria Trost, Tragöß, der Kirchplatz in Krieglach. (Letzteres Bild von Prof. Hans Petschnigg.)

Für den Text der Steiermark, den Rosegger geschrieben hat, sind nur achtzig Druckseiten eingeräumt worden. Die Wanderung geht vom Semering aus über Neuberg, Maria-Zell, die Schwabengruppe, das Gesäuse nach Aussee, von dort über den Dachstein und die Sölkeralpen in's Murthal, über die Gleinalpe nach Voitsberg, Stainz, Deutschlandsberg, den Bacher in die Sulzbacheralpen, dann zurück nach Cilli, über den Donatiberg nach Pettau, Marburg, Gleichenberg, Weiz, nach Graz. Von da nach Bruck, Leoben, Tragöß in's Mürzthal. Man merkt es jeder Zeile an, daß sie in Liebe für die Sache geschrieben worden ist. Einzelne Gegenden, besonders im Oberlande, sind ausführlich und in abgerundeten Bildern behandelt. Ueber die windischen Lande, die ja zu den deutschen Alpen nicht mehr gehören, streicht der Verfasser etwas rascher dahin, um noch einigen Raum für die oberländische Heimat zu ersparen, zu der er schließlich wieder zurückkehrt, um uns Mancherlei von seinem Mürzthale zu erzählen.

Ich vermuthe, daß diese Art von Wanderung nicht Jedem behagen dürfte; sie frägt weder viel nach Wirthshäusern, noch nach Straßenlängen oder ziffermäßigen Berghöhen; sie fliegt durch das Land im Zickzack, wie die Biene im Garten, Gutes

suchend und sammelnd, ein Zellengewebe bauend — das Bild des Heimatlandes. Wir müssen den Maßstab suchen, um diese Schilderung beurtheilen zu können; wer sie ohne Vorurtheil liest, der wird sich weder dem überschwenglichen Lobe, noch dem wegwerfenden Tadel Einzelner anschließen.

Wäre dem Schriftsteller Gelegenheit und Muße geboten gewesen, seinen Gegenstand ausführlicher und vielleicht etwas gleichmäßiger zu behandeln, und wäre der Maler mit der gleichen Muße und Lust ihm gefolgt, wir würden das Prachtwerk mit noch größerer Freude begrüßen. Es ist ja das erste, derartige Unternehmen über die bisher so wenig berücksichtigte Steiermark; nun — so ist es jedenfalls auch das Beste. H. M.

Oesterreichische Cultur- und Literaturbilder mit besonderer Berücksichtigung der Steiermark, von Dr. Anton Schlossar. (W. Braumüller, Wien, 1879.) Die Steiermark verdankt obgenanntem Autor bereits wesentliche Beiträge zu ihrer Culturgeschichte, nämlich das „innerösterreichische Stadtleben vor hundert Jahren“, „Erzherzog Johann und sein Einfluß auf das Culturleben der Steiermark“ und die Wiederherausgabe von Kalchberg's Werken.

Noch bemerkenswerther ist dieses neue Buch. Es enthält Studien über die Wiener Musenalmanache des achtzehnten Jahrhunderts, welche einen interessanten Einblick in die literarischen Publikationen dieser Jahrbücher bieten. Daran schließen sich Aufsätze über Ziegler's „Asiatische Banise“ auf der Bühne und zur Geschichte des Grazer Theaters im achtzehnten Jahrhundert und endlich ein Artikel über ein Verhältniß Goethe's zu zwei innerösterreichischen Theaterdirectoren.

Noch werthvoller als diese mit vielem Fleiße geführten und sehr instructiven Aufsätze erscheinen uns die weiteren culturhistorischen Beiträge zur Steiermark: „Der Schwerttanz in Obersteiermark“ und „Die deutschen Volkslieder in Steiermark“. Dieser letztere Aufsatz bildet ein Werk für sich und ein überaus werthvolles. Es ist eine mit treffenden Commentars versehene Sammlung von Alm-, Jäger-, Wildschützen-, Bauern-, Bergmanns- und Soldatenliedern, von Wallfahrts-, Todten-, Buß- und Weihnachtsgesängen im Hochdeutschen und in Volksmundart. In solchen Liedern hat die sonst so oft unverstandene und was noch schlimmer ist, mißverstandene Seele des Gebirgsvolkes Gestalt angenommen und wir sehen sie in ihrer Plastik und Drastik vor uns leben, lieben, jubeln und leiden. Ein treuer Spiegel des Volkes, wichtig für den Ethnographen, Germanisten u. s. w., anziehend und anheimelnd für alle Freunde des Volksthümlichen. Dr. Schlossar ist im Begriffe, die Sammlung steirischer Volkslieder zu vervollständigen, ein Unternehmen, das der gewiegte Culturhistoriker gewiß glänzend lösen wird.

Die Alpenpflanzen nach der Natur gemalt von Jos. Seboth, mit Text von Ferd. Graf, und einer Anleitung zur Cultur der Alpenpflanzen in der Ebene von Joh. Petrasch, k. k. Hofgärtner im botanischen Garten in Graz. Von diesem bei F. Tempsky in Prag erscheinenden, überaus empfehlenswerthen Werke ist nun der erste Band erschienen. Dasselbe ist nicht streng wissenschaftlich gehalten, sondern vorzüglich dazu bestimmt, die Besucher der Alpen, auf die schönen Kinder Flora's aufmerksam zu machen und denselben eine werthvolle Erinnerung an das Hochgebirge zu bieten. Mit welcher Gewissenhaftigkeit Herausgeber, Schriftsteller und Maler Hand in Hand an diesem Werke arbeiten, davon gibt der erste Band ein schönes Zeugniß. Vor Allem fällt die Reinheit und Naturtreue der Bilder auf, welche nach frischen Exemplaren in natürlicher Größe gemalt sind. Der Text dazu ist kurz, aber bündig und schließt sich strenge an die Bilder. Das Taschenformat ist dem Zwecke eines Handbuches angemessen.

Nachrichten über den „großen Unbekannten“. Bei L. Rosner in Wien ist vor Kurzem ein Buch erschienen: „Sealsfield-Postl.“ Dasselbe, herausgegeben von Victor Hamburger, enthält eine Menge bisher unveröffentlichter Mittheilungen und Briefe aus dem Leben des geheimnißvollen Mannes, des Bauernsohnes aus dem mährischen Dorfe Poppitz, des entflohenen Kreuzherrn zu Prag, des berühmten Schriftstellers „Charles Sealsfield, des Dichters beider Hemisphären“. Die Schrift enthält außer einer kurzgefaßten Biographie Briefe an H. Brockhaus, Freiherrn J. F. von Cotta und Heinrich Erhard, welche uns klare Einblicke in die persönlichen Verhältnisse Karl Postl's vermitteln.

Jahrbuch des Oesterreichischen Touristen-Clubs pro 1878. (Wien 1879. In Commission bei Alfr. Hölder.) Es liegt uns das in drei Heften erschienene X. Jahrbuch vor. Eine Durchsicht desselben lieferte den Beweis, daß der Verein neben den rein alpinen Aufgaben auch dem literarischen Theile seine besondere Aufmerksamkeit zuwendet. Da finden wir eine gediegene Abhandlung über die Hallermauern bei Admont von Dr. A. Martinez und F. E. Rumpel,

nebst naturhistorischen Beiträgen von Professor P. G. Strobl, 1 Karte und 2 Ansichten. Ferner ist als Beilage behandelt die Linie Leobersdorf-Gutenstein von Joh. Ziegler, mit 1 Karte. Diese Beilage wird jedem Touristen um so willkommener sein, als gerade hier die Literatur sehr dürftig ist. Weiter: Panoramentafeln mit erklärendem Texte von dem in alpinen Kreisen bestens bekannten Professor Dr. Johann Frischauf. Ferner eine Studie von Guido List: „Pitten in Oesterreich unter der Enns"; die anziehend erzählte Beschreibung eines Ueberganges von Kaprun nach Kals von J. Král mit einer Beilage: „Das Kapruner Thörl," nach einer Originalzeichnung von Adolf Obermüllner; ferner von E. Brietze über den hohen Burgstall in der Glocknergruppe; und eine populär gehaltene Abhandlung über Meteorologie von F. Seeland in Klagenfurt. Noch zu bemerken den Aufsatz des Club-Präsidenten Dr. L. Schiestl: „Das Wirken der alpinen Vereine im Jahre 1878." Diese alljährlich wiederkehrende Zusammenstellung bietet ein werthvolles, übersichtliches Bild des gesammten alpinen Vereinslebens. Weiter ist zu erwähnen: „Die Schönberg-Rundschau von H. Wallmann als Text zu dem als Beilage dienenden schönen Panorama des im Salzkammergut gelegenen Schönbergs; und die mit großem Fleiße zusammengestellte Literatur der alpinen und touristischen Publicationen dieses Jahres von E. Frank. — Die übrigen Aufsätze sind meist geschäftlichen Inhaltes und umfassen das ganze Wirken des Clubs in socialer und alpiner Beziehung.

(Die Donau.) Von dem Werke „**Die Donau von ihrem Ursprunge bis an die Mündung.**" Eine Schilderung von Land und Leuten des Donaugebietes, von Alexander F. Heksch (A. Hartlebens Verlag), liegen uns die zwei ersten Hefte vor. Die typographische und künstlerische Ausstattung derselben macht den betheiligten Kräften alle Ehre. Der textliche Inhalt des Buches hält gleichen Schritt mit der künstlerischen Ausstattung und bietet in einem sich nicht gelehrt gebenden, jedoch gediegenen Style eine Fülle des Wissenswerthen. Der erste Abschnitt des Werkes „Die Donau in ihren natürlichen und culturgeschichtlichen Verhältnissen" ist ein Beweis der eingehenden Studien, welche der Verfasser bezüglich des zu behandelnden Gegenstandes machte.

Kosmos. Wissenschaftliche Kreise erwarten allmonatlich mit Spannung das Erscheinen dieser von Otto Caspari, Gustav Jäger und Ernst Krauß herausgegebenen Zeitschrift für einheitliche Weltanschauung auf Grund der Entwicklungslehre von Charles Darwin und Ernst Haeckel. Aber auch Laien, es sei nur das Interesse für wissenschaftliche Gegenstände und Fragen in ihnen wach, finden in dieser Schrift Anregung und Belehrung in faßlicher Form. Aus den neueren Heften erwähnen wir Aufsätze über Naturwissenschaften im Mittelalter, über die Rolle der Gedächtniß-Uebung in der Entwicklungsgeschichte, über Physiologie und Psychologie, über Urgesteine, über Infusorien als Befruchtungsvermittler bei Florideen, von der Entstehungsgeschichte der Naturbetrachtung, zur Bevölkerungsstatistik der Thierwelt u. s. w. Der Leser des „Kosmos" mag versichert sein, daß ihm nichts Neues in der Forschung und den Theorien fremd bleiben wird; ebenso weist diese gewissenhaft redigirte Zeitschrift auf all' die diesbezüglichen neuen literarischen Erscheinungen hin. Die empfehlenswerthe Schrift erscheint in Leipzig bei Ernst Günther.

„**Deutsche Monatsblätter.** Central-Organ für das literarische Leben der Gegenwart" nennt sich eine von Max Stempel bei J. Kühtmann in Bremen herausgegebene Monatsschrift, deren stattlicher Umfang und Mitarbeiternamen Gutes hoffen lassen. Das Doppelheft für Juni und Juli, welches durch den Redactionswechsel verspätet erschien, bringt ein Trauerspiel von E. von Wildenbruch, biographische Essays über den Dichterpessimisten Giacomo Leopardi und Richard Wagner, eine Novelle und Gedichte verschiedener Poeten. Eine Rundschau über Theater und Literatur beschließt das Heft. Seltsam ist der Aufsatz, womit sich diese deutsche Schrift einführt, es ist eine Autobiographie des bekannten literarischen Charlatans Sacher-Masoch, welche aus giftigstem Deutschenhaß sogar das heiligste Kleinod des deutschen Herzens, das Andenken Schiller's zu bemakeln sucht. Allerdings verwahrt sich die Redaction gegen die Zumuthung, mit solchen „Ansichten" einverstanden zu sein, doch dünkt uns, daß die oben angedeutete Autobiographie nicht genug des Interessanten enthalte, welches das unschöne Ding, das sie in ein sonst so trefflich zusammengestelltes Heft wirft, aufzuwiegen vermöchte. M.

Eben bereitet die Presse ein interessantes Werk vor, eine Anthologie unter dem Titel: „**Steiermark im deutschen Liede,**" herausgegeben von Anton Schlossar. Dieselbe wird ein Bild geben davon, wie das Land Steiermark von den deutschen Dichtern in den Kreis ihrer Dichtungen einbezogen und wie verschiedenartig es von denselben poetisch behandelt wurde.

Eine neue Presse. Die Brüder Heinrich und Julius Hart in Münster weisen in einem fliegenden Blatte darauf hin, daß unsere Tagespresse viel zu viel Politik treibe und dieselbe als Hauptsache betrachte, während die Politik doch nur als Fundament für die Entwicklung der Cultur angesehen werden könne. Die Brüder Hart geben das Programm eines großen, täglich erscheinenden Journals für die gesammten geistigen Culturinteressen, als: Wissenschaft, Literatur, Kunst, Religion, Ethik u. s. w., in welchem die Politik so viel als möglich ausgeschlossen sein soll. Wenn es wahr, daß die Presse unser Publikum zu einem Volke von politischen Kannegießern herangezogen hat, dann ist der Vorschlag einer Beachtung werth.

Im November dieses Jahres erscheint der zweite Jahrgang des **„Allgemeinen deutschen Literaturkalenders,“** herausgegeben von Heinrich Hart und Julius Hart. — Zugleich machen wir darauf aufmerksam, daß das gleichfalls von den Brüdern Hart herausgegebene **„Jahrbuch deutscher Dichtung“** im September dieser Jahres zur Ausgabe gelangt.

Postkarten des Heimgarten:

Für unverlangt eingeschickte Manuscripte kann keine Verantwortung übernommen werden.

W. H., Linz: Ihre Frage, ob ein photographisches Totalbild des Wolkenhimmels möglich sei, verweisen wir an Fachmänner.

S., Würzberg: Sie erzählen die Geschichte vom Mönch, der sich mit seinen Klosterbrüdern nicht vertragen kann, in die Einsamkeit geht und dort in Ermanglung eines Nachbars mit seinem Wasserkruge Händel anhebt. Sie geben das für Ihre Erfindung aus und glauben, daß Hans Sachs sein Autorrecht kaum mehr geltend machen werde.

A. R., Graz: Sie fragen, wovon die Bezeichnung „Blaustrumpf“ herrührt? Vielleicht soll es „Plausch-Strumpf“ heißen.

Manfried: Halbheit in dieser Sache taugt nicht. Das ist jener Philosoph, der gesagt hat: „Die Einen lehren, es gibt einen Gott, die Anderen lehren, es gibt keinen Gott; die Wahrheit ist, wie bei allen Dingen — in der Mitte.

M. Sch., Wien: Die Thatsache, daß die Ehen in den unteren Volksklassen zumeist besser und glücklicher sind, als bei besseren Ständen, bedarf zum Beweise nicht erst Ihrer abgeschmackten Erzählung, in welcher der Hausherr seine Frau betrügt, während der Hausbesorger die seine blos — schlägt.

R. K., Wien: Der Schwank, wie der heilige Florian einen durch List sich in das Himmelreich geschlichenen Juden mit List wieder herausbringt, indem er erzählt, daß in der Hölle Lizitation sei, ist launig, aber der Form nach nicht für's große Publikum.

G. T., Brünn: Durch Verleumdung Anderer empfiehlt man sich schlecht.

R. H., Wien: Auftreten zu frech, Können zu armselig. Die einzige druckfähige Zeile in Ihrem Manuskripte ist ein Plagiat.

F. W. Neustadt: Recht gern, wenn es nur nicht so gefährlich wäre, das erstbeste, annehmbare Gedicht irgend eines schwärmerischen Jünglings abzudrucken. Allzuoft hält sich ein solcher dann für einen fertigen Dichter, vernachlässigt seine Fachstudien und richtet sich für einen zweiten Schiller ein. Eine wohlmeinende Abweisung erspart Manchem grausame Enttäuschung.

Herren A. A. Naff, Teplitz, E. Schröder, Teschen: Recht freundlichen Dank.

M. H., Prag: Nicht der Mühe werth. W. Clemen sagt: Das Jämmerlichste in Land und Stadt ist Herrschsucht, die keinen Bedienten hat.

M. O., Rostock: Sie glauben, daß in Oesterreich nur Fürstinnen das hohe Prädicat: „Gnädige Frau!“ beanspruchen und erhalten. Ihre Naivetät erschreckt uns.

F. A. B., Stuttgart: Inhalt interessant, Form unannehmbar.

G. St., Johann: Form glänzend, aber inhaltslos. Liegt zum Abholen bereit.

O. W., Dresden: Von den drei Jahrgängen dieses Blattes — besonders vom ersten — sind nur mehr wenig Exemplare vorräthig. Preis des Bandes auf dem Umschlag dieses Heftes.

Druck von Leykam-Josefsthal in Graz. — Für die Redaction verantwortlich P. K. Rosegger.

Heft 2. November 1879. IV. Jahrg.

Signore Guillelmo.

Eine Touristengeschichte.

In Mailand ist der Mann bekannt. Mit vier Hengsten bespannt, mit zwei Domestiken besetzt rauscht sein Wagen durch die Gassen, die Räder haben vergoldete Speichen; das Quaderpflaster sprüht unter diesem Gespanne mehr Funken, als unter der Carrosse des Königs von Italien. Mein Bruder, der, einst österreichischer Finanzbeamter in Mailand, heute noch dort lebt, schreibt mir den wahren Namen des Mannes, bittet aber gleichzeitig, denselben nicht öffentlich zu nennen, da man über ihn dann nicht sagen könne, was wahr ist. Der Mann hat unter dem Namen Alphonso Guillelmo Reisen gemacht; man findet ihn häufig in den Fremdenbüchern der Schweiz und des Rheins. Wir behalten diesen Namen bei.

Die Mailänder krochen vor Signore Guillelmo, weil er viel Geld hatte, oder sie verwünschten ihn, weil er keins gab. Er könnte, heißt es, den Dom von Mailand mit Ducaten decken lassen; er könnte, heißt es, auf fünfzig Jahre lang alle Armen von Mailand sättigen und kleiden; er könnte, heißt es, die Staatsschuld Italiens tilgen und mit dem Reste den Bankerott der schönen Stadt Florenz löschen. Er könnte es und thut es nicht. Wie verächtlich! Wir — ich, die Leser, die Zuhörer — ich bin ganz überzeugt, wir würden es an seiner Stelle thun. — „O Signore Guillelmo, denke, daß du sterblich bist, daß du deinen Reichthum verlassen mußt, daß deine Erben lachen werden, während du deinen Geiz in der andern Welt theuer büßen mußt. O, Signore Guillelmo, ich möchte nicht in deiner Haut stecken! Du schauderst, wenn du daran denkst, wie du von deinen Reichthümern scheiden mußt; vielleicht schauderst du auch, wenn du denkst, wie du zu deinen Reichthümern gekommen bist!" — So rufen die Bettler an den Stra-

Digitized by Google

ßen, die vergebens ihre Hüte und ihre braunen, dürren Hände nach dem Krösus ausstrecken. Er gibt kein Almosen, keine Gastmahle, keine Feste, er baut keine Kirchen, keine Schlösser, um Geld unter die Leute zu werfen, nicht einmal beim Schneider bestellt er für sich das feinste Tuch und den feinsten Schnitt.

Sein Name steht auf der Firmatafel eines großen Bankhauses; nicht er, das Bankhaus fährt auf dem vierspännigen Wagen mit den goldenen Speichen. Er wohnt in einem kleinen Hause am Ende der Stadt, in der Richtung gegen den Lago Maggiore. Sein Antlitz ist gebräunt in der Sonne Italiens, sein Haar ist grau, wie die Ferner des Monte Rosa, des Mont Blanc und der Jungfrau, die auf Mailand niederleuchten.

Man hat ihm gerathen, daß er für die Gefahren eines Volksaufstandes einen Wall ziehe um sein Haus. Auf diesen Rath sah man ihn lachen. Bei den Arbeiterunruhen im Jahre 1876 trug ihm der Gouverneur militärische Bedeckung an, er lehnte ab. Ein einziger Steinwurf traf die Wand seines Wagens — der Steinwurf war dem Golde an den Rädern vermeint. Die goldenen Räder aber waren nichts, als rollende Reclame für die Firma Guillelmo.

Signore Guillelmo weiß um den schlimmen Ruf, in dem er steht, doch verzieht er darob keine Miene. Er ist immer höflich, immer kühl; Fremde merken ihm den Sarkasmus nicht an, mit dem er die Welt zu betrachten scheint. Nichts ficht ihn an, nichts bewegt ihn, nichts lockt ihn — er ist souverän. Das Geschäft, welches sich in tausend Fäden über Länder und Meere zieht, leitet er mit den wenigen Federstrichen seines Namenszuges. Er betrachtet den ganzen Organismus als eine Maschine und sich selbst in derselben als die Feder. Eine Feder aus Stahl, die sich nur biegt, um nicht brechen zu müssen. Ohne Blut, ohne Herz, ohne Lust, ohne Schmerz — armer Signore Guillelmo!

* * *

Im August des Jahres 1878 unternahm ich eine Reise nach Tirol und in die Schweiz. Ich hatte für diese Reise jahrelang Vorbereitung getroffen; ich hatte dreimal auf meine vierzehntägigen Ferien verzichtet und dieselben anderen meiner Amtsgenossen zu Gute kommen lassen, die nun für mich eintreten mußten; ich hatte mir manchen Genuß versagt und als ich merkte, daß die Ersparnisse trotzdem für die projectirte achtwöchentliche Reise nicht langen wollten, verzichtete ich seit beiläufig zwei Jahren auf das Gläschen Wein am Abende.

Dieses Gläschen Wein hat mir sonst manches Stündlein vergoldet, hat mir die Kehle gereinigt von dem Kanzleistaub, hat manchen Brocken im Magen gelöst, den ich im Amte zu verschlucken gehabt hatte. Nun kam das „Quellwasser" der Mur, welches vom Reservoire am Rosenberge aus in alle Häuser von Graz springt — dieses Wasser kam nun in's trauliche Glas, wo sonst mein lieber Radkersburger gefunkelt hatte.

Aber man glaubt es nicht. Genau das, was man in's Glas hineindenkt, trinkt man aus demselben heraus. Was Wasser, Murwasser! Echter, rubinrother „St. Magdalener" war es aus Bozen, rheingrüner Johannesberger war es, goldfunkelnder Neuenburger, herrliche Tropfen, wie ich sie auf meiner projectirten Reise schlürfen würde. Und seht, diese zweijährige Kaltwassercur hat mein Geldtäschchen ganz außerordentlich gestärkt und so konnte ich denn die Reise in bester Zuversicht antreten.

Von Tirol ist nichts zu erzählen, als lauter Jubel. Sechs Wochen habe ich geschwelgt in diesem herrlichen Lande bei den Prachtmenschen — weiß Gott, in diesem Alpenvolke steckt ein Kern, vor dem Unsereiner aus der

Großstadt Respect bekommt. Vom Glockner bis zum Ortler bin ich gewandert mit dem Griesbeil und mit dem Ränzlein, ein glückseliger Narr. Jünger bin ich geworden, alle Wochen um ein Jahr.

Ich hätte mich begnügt mit Tirol; aber weil es im Plane stand, so mußte ich auch in die Schweiz. Entweder, es war drüben so wunderbar, als herüben, dann lohnte es sich, oder es fiel ab, dann lohnte es sich auch, zu wissen, daß unser Tirol größer dasteht, als die stolze Schweiz.

Nun, ich habe den Unterschied gesehen, ich will ihn später einmal darstellen, wenn ich weiß, daß mich kein Tiroler und kein Schweizer hört. Heute erzähle ich nur die kleine Geschichte.

Aus dem oberen Vinschgau wollte ich in's Engadin hinüber. Ich habe die Gewohnheit, stets ohne Führer zu wandern; ein gutes Reisebuch, eine gute Karte, ein guter Compaß und ein gutes Fernrohr sind meine vier Begleiter, denen ich vertraue, die mich nur täuschen, wenn ich mich an ihnen täusche. Das Letztere geschah nun allerdings bisweilen, aber nur das einemal ganz unerhört — eben damals, als ich vom Vinschgau in's Engadin hinüber wollte. Wer das Gebirge nicht kennt! Eines Tages, als ich, vom gewöhnlichen Touristenwege abgewichen, zum hohen, ziemlich unwirthlichen Ferningpaß hinanstieg, überraschte mich der Nebel — ein bleigrauer, feuchter Nebel, durch welchen ein eisiger Wind pfiff. Der Wind machte mir Hoffnung, daß der die Bergmulden herniedergewallte Nebel wohl bald wieder verfliegen werde; aber dieser Wind trieb immer noch dichtere Massen mir entgegen und ich wurde nun gewahr, daß es keine isolirten Nebelzüge wären, wie sie manchmal im Gebirge herumtreiben, sondern, daß ich in den Wolken stack, welche sich vielleicht über das ganze Land zu einem behäbigen Regen verbreiteten.

Buch und Fernrohr waren unter solchen Umständen überflüssige Freunde geworden; um so wichtiger der Compaß, die Karte, mittelst welchen ich mir nun den Weg zu bestimmen suchte. Der Grasboden hatte sich längst in Moosboden und dieser in einem unbegrenzten Gerölle von weißen Steinen verloren. Kein einziger Baum stand mehr da, auch kein dürrer, geknickter, entrindeter mehr. Die weißen Steine hatten kohlschwarze Flecken und in Eis und Schnee abgestumpfte Kanten. Es waren die Wälle der Moränen zu übersteigen, es waren kraterartige Tiefen zu umgehen — es war ein verdammlicher Weg! Mein guter Compaß! Seine ganze Aufgabe war, daß er mir die Weltgegenden zeigte; daß mir diese Weltgegenden nichts halfen, weil der Weg, den ich vorwärts zu gehen hatte, mit Eis und Stein verlegt und schließlich mit erschreckend wüsten Felswänden vermauert war — was konnte er dafür!

Ich mußte mich wenden; nach links that ich's, weil ich glaubte, wenn der Nebel nicht wäre, so müsse da links unten das lange Thal des Engadin heraufblauen. Heute weiß ich besser, was ich in jener Richtung gesehen hätte, wenn der Nebel nicht gewesen wäre: Die wilden, in ihren Hochschluchten unerforschten Wände der Nulora. Diesen steuerte ich unbewußt zu, wand mich zwischen den schwarzen Augen mehrerer kleiner Seen über Felsblöße hin, bis aus dem Nebel mir die Wand des (heute kenne ich den Namen) vorderen Zinker entgegendunkelte. Ich war ganz rathlos; ich hatte keinen Anhaltspunkt mehr, denn die Richtung, welche Compaß und Karte mich gehen hießen, war total unpassirbar.

Umkehren!

Sie wissen, meine verehrten Leser, wie ungerne man umkehrt, sei es auf einem verfehlten Weg im Gebirge, sei es auf einem verfehlten Weg im Leben. Mir wurde jedoch damals das

Umkehren eigentlich leicht, denn ich hatte keine Wahl. Vorerst kauerte ich mich zwischen Steine hinein, um mich vor dem scharfen Winde zu schützen, aß ein Stück Brot und trank etliche Tropfen Schnaps, den einzigen Vorrath, den ich noch bei mir hatte. Was brauchts denn weiter, in drei oder vier Stunden bin ich wieder bei der oberen Holzschlägerei im Vinschgau. — Oh, des Leichtsinns!

Ich fand nicht mehr zurück.

Ich irrte stundenlang in den Steinwüsten und im stürmischen Nebelmeere umher und fand den Ausweg nicht. Als meine gewöhnliche Kraft zu erlahmen drohte, half mir die Wärme des Zornes gegen mein Schicksal eine Weile; als auch diese verlosch, schleppten mich die Angst und die Verzweiflung noch eine Strecke fort.

Ich hatte zwischen den Wänden eine Rinnse gefunden und war in derselben noch höher emporgeklettert. — Wenn ich schon hier zu Grunde gehen soll, so sei es zuhöchst oben, in der Nähe des Himmelreiches. Bevor mich da oben in den Hängen aber das Bewußtsein verließ, verließ mich der Nebel. Plötzlich war er über meinem Haupte röthlich geworden, wie Rauch über der Hitze des Feuers, und schon hatte der Wind auch diesen letzten Schleier hinabgefegt in's finstere Gebraue und über mir leuchtete in tiefer Sonnengluth eine senkrechte Felswand. Sie ragte mit dem Kegel, auf dem ich lag, wie eine Insel aus dem Meere und weit vor mir ragten aus demselben ebenso die Spitzen des Laichhorns, der weißen Scharn, des Ortler endlich und die Berge des Engadin. Wenn sie's waren — behaupten kann ich's nicht. Ich fühlte damals eine gottlose Gleichgiltigkeit für derlei touristische Studien. Nur für einen Umstand hatte ich das wärmste Interesse, nämlich für einen Geruch, der an meine Nase drang, und in dem ich den Rauch eines Herdfeuers zu spüren glaubte.

Die Sache schien mir unwahrscheinlich, doch erhob ich meine Stimme und schrie um Hilfe. Nicht lange währte es, so tönte da unten und nicht weit von mir ein Alpenhorn. — Sie glauben es gern, daß ich aufsprang wie neugeboren, frisch und kräftig. Mit Hast suchte ich einen Abstieg in jene Richtung, aus der das Horn erklungen war, ich sprang hinab, ich glitt, ich rollte, ich war wieder im Nebel. Das Horn blies noch mehrmals und lockte mich zu sich und da stand ich vor einem festen Steinbaue mit Dach und Fenstern — ein fast stattliches Haus.

Der Eingang, vor dem aus der Wand ein klarer Brunnen rieselte, war schmal und nicht hoch; über demselben stehen heute noch die Worte: „Müder Wanderer, sei willkommen!"

Hat je Einer diesen Spruch so empfunden, als ich damals? Ich glaube nicht. Mit bebenden Gliedern sank ich auf die Thürschwelle hin und suchte die hervorbrechenden Thränen zu stillen. Jetzt kam aus dem Gewüste her ein Junge von etwa fünfzehn Jahren, der trug das Alpenhorn und fragte mich, ob ich es gewesen wäre, der gerufen hätte und warum ich nicht in's Haus ginge?

„Ich habe mich verirrt," sagte ich „und möchte nur wissen, wo ich bin."

„Jetzt sind Sie bei uns," hörte ich hinter mir eine rauhe Stimme in der Mundart der Vinschgauer. Da sah ich mich um, wer denn hinter mir stehe. Ein kleiner Mann war's, der ein braunes, hartes, narbiges, graustruppiges Gesicht hatte, als wäre es von Zirmholz geschnitzt und mit Bergmoos bewachsen. Und, bei Gott, trug dieser Mensch nicht einen schwarzen Frack, der wie eine an die liebe Natur geschleuderte Gotteslästerung an seinem Leibe hing! Darunter die blauen Wollenstrümpfe, das kurze, abgescharrte Beinkleib aus Gemshaut — ein gründlicheres Mittel gegen meine sentimen-

tale Erregung konnte es doch nicht mehr geben.

„Es ist freilich wohl ungeschickt von mir,“ sagte nun der Mann — „aber treten Sie aus diesem kalten Wind nur erst in die Stube! — es ist ungeschickt; nur habe ich zum Umkleiden nicht mehr die Zeit gehabt; der Herr ist so vom Himmel gegossen dagewesen. Christian, führe ihn hinein und lege im Ofen Holz nach; ich bin bald wieder da!“

Er trippelte über eine schmale Stiege in den Oberbau hinan; mich führte der Junge mit dem Horn in die Stube.

Nun war's aber keine Stube, wie man sie in Alpenhäusern findet; es war ein feines Gastzimmer mit zwei schneeweiß gedeckten Tischen, wie solche in den Gasthöfen der Städte stehen, mit gepölsterten Ledersesseln, wie man solche in gut situirten Pfarrhöfen findet, mit großen Hirschgeweihen und feinen Kupferstichen an der holzgetäfelten Wand, nach Art der Stuben in den Jagdschlössern großer Herren. Der Ofen war grün und so groß, wie in Bauernhäusern, aber viel feiner und eine Wärme hauchte er aus ringsum, wie ein gutes Frauenherz. Christian rückte mir am vordern Tisch einen Sessel zurecht, ich sank nur so in denselben hinein und war zu überrascht, um etwas denken zu können. Sie glauben es gerne, daß mir wohl war; so wohl, wie nie mehr seit jenem fernen Christabende, da ich als Student das letztemal in das Stüblein meiner Mutter heimgekehrt war.

Bald kam mein alter, kleiner Mann wieder, aber nun ohne blaue Waden und ohne Lederhosen, sondern schreckbar schwarz und kellnerhaft von unten bis oben. Aber sein Benehmen war menschlich. Er trat ruhig zu mir heran und fragte, was ich begehre?

„Etwas zu essen,“ antwortete ich, „was es auch sei.“ Fast war ich zu erschöpft, um sprechen zu können.

„Ihre Kammer finden Sie hier nebenan,“ sagte der Schwarze, „und drückte eine Thür halb auf, die mich in ein Nebenzimmerchen blicken ließ. Ein aufgerichtetes Bett, ein Wasserbecken, an der Wand ein blauer Hausrock, am Fußboden Schuhe aus brauner Wolle. — Ob es mir nicht beliebe?

Ich war in meinem Lehnstuhl wie eingegossen.

„Er könne sich's wohl denken,“ meinte der Alte und zündete eine Lampe an, die er auf den Tisch stellte, auf daß sie in der bereits dämmernden Stube einen freundlichen Schein verbreitete. „Er könne sich's denken, ich sehe nicht aus, als ob ich geradenwegs aus dem Thale heraufkäme, ich hätte in solchem Nebel sicherlich eine unliebsame Tour auf die Nulora gemacht. Nun, ich möge mich nur recht behaglich machen.“

Hierauf brachte der Christian Porzellanteller, blinkendes Besteck, Wasser und eine Flasche rothfunkelnden Weines. Dann kam eine Suppe, die mein Alter im Frack nicht Bouillon nannte, die aber besser, unendlich besser war, als alle Bouillons von Wien und Paris. Darauf ein Schluck aus der Flasche und meine Lebensgeister waren wieder zurückgekehrt. Nach dieser Suppe erschienen Schinken und Sardinen, dann kam ein köstliches Stück Wildpret und hierauf — Alles stets fein zubereitet und mit Grazie servirt — frischbereitetes Backwerk. Bei diesem wurde der Wein gewechselt. Der biedere „Tiroler“, so viel von ihm noch da war, zog sich bescheiden zurück und ein edler Franzose, aus Bordeaux gebürtig, machte mir in feingeschliffenem Glase seine Aufwartung.

Wo in der Welt habe ich jemals so genachtmahlt, als da drinn, hoch in den Alpen!

Es waren an demselben Abende auch noch ein paar andere Gäste in das außerordentliche Bergwirthshaus gekommen, die ebenso, wie ich, bedient wurden. Der alte, kleine Mann, der

außer seiner unseligen Kleidung so gar nichts von jenem universellen Kellnerpathos hatte, welches — doch, ich schließe den Mund und öffne den Beutel — der Alte war so schlicht und seine sonnenbraunen, gutmüthigen Züge sahen desto freundlicher drein, je besser sich's die Gäste schmecken ließen. Nun ja, das ist so die Art aller braven Gastgeber. Gottes Lohn für sie!

Ich zog mich bald in mein Stübchen zurück und fühlte mich in demselben um so behaglicher, je stürmischer draußen der Wind das Haus umrauschte. Das Bettlinnen war fein und von blühendstem Weiß. Der Schlaf aber war gar nicht ruhig, immerfort mußte ich über Felsen klettern und durch den finstern Nebel schimmerte mir eine blaße, viereckige Tafel entgegen, die sich endlich als das Fenster meiner Schlafkammer auswies. Erst gegen Morgen versank ich in eine erquickende Ruhe.

Eine Ziegenschelle, die draußen läutete und der Wind, der immer noch an die Wände schlug, brachten mich spät Morgens zum Bewußtsein, wo ich war. Die blauen Tinten einer Felswand sahen zum Fenster herein und Regen sprühende Nebelfetzen jagten vorüber.

Da klopfte es ganz leise an die Thür und auf meine Verstattung ging sie langsam auf; der bäuerliche Alte im Frack schaute herein und fragte mich, ob ich an den Kleidern nicht etwas zu richten wünsche, ob ich vielleicht wunde Füße mit Unschlitt belegen wolle, ob ich zum Frühstück Thee oder Kaffee liebe und ob ich dasselbe im Bette zu mir nehmen würde?

Ich dankte einstweilen und stand auf, um mich anzukleiden. Ich fand mich gestärkt, aber ich fühlte mich nicht ganz so behaglich, wie am Abende zuvor. Ich hatte einigen Grund zur Sorge. Dieser Gasthof mit dem geradezu glänzenden Table d'hôte auf so hohem Berge konnte zu meiner Reisecasse doch nicht im besten Verhältnisse stehen, denn ich konnte nicht leugnen, was ich in diesem Hospiz genoß, war mit meinem Geldvorrathe nicht aufzuwägen.

Als ich angezogen war und mich in das wieder wohlgeheizte, sorgfältig aufgeräumte Gastzimmer begab, brachte der Christian auf einer Silbertasse Thee, Schinken, Eier, Butter, Käse, Brot und ein sechseckiges Fläschchen mit Liqueur.

Ich hatte nichts begehrt, so konnte es nicht meine Schuld sein, wenn die Kräfte hernach dafür nicht ausreichen sollten. So viel mußte ich mir reserviren, daß, wenn ich nun schon auf die Schweiz verzichten sollte, die Heimkehr gesichert war.

Während ich frühstückte, fragte mich mein Gastherr im Frack, ob ich bei so ungünstiger Witterung nicht im Hause zu bleiben beliebe? Ich möge bleiben, so lange es mir gut dünke. Ich blickte ihn etwas mißtrauisch an. Doch ein feiner Fuchs, das! Sein Kellnerfrack erklärte mir zur Genüge, woran ich war. Indeß genoß ich ruhig die vorzüglichen Speisen, nippte auch mehrmals vom Liqueure und ließ mich sogar verleiten, das Gläschen einmal gegen den Alten zu heben und zu sagen: daß ich auf seine Gesundheit trinke, auf daß er noch recht lange zum Wohle verirrter und unbemittelter Reisenden hier wirken möge.

Er dankte mit einem Nicken des Hauptes und entgegnete, wenn er einmal nicht mehr sei, so würde seiner statt schon ein Anderer sein.

Einige Minuten später hob ich viel Luft in die Lunge und — bat um die Rechnung.

Der Alte war eben beim Abräumen des Tisches und überhörte die Frage. Ich wartete noch ein wenig, denn fast war mir die nagende Ungewißheit lieber, als nachher der gefallene Würfel.

Endlich sagte ich noch einmal: „Ich bitte, Herr Wirth, um meine Rechnung!“

Er stellte sich an die Tischecke hin und antwortete halblaut: „Es ist nichts. Es ist schon bezahlt.“

Ich stand rasch auf und sagte: „Was soll das heißen, lieber Mann? Ich bezahle die kostbare Bewirthung in diesem Hause so gut, als ich vermag.“

„Ich bin nur der Diener und darf nichts nehmen. Seit ich in diesem Hause lebe, haben wir Jeden, der zu uns herauf kam, bedient und bewirthet, so gut es auf so hohem Berge möglich ist. Gezahlt hat dafür noch Keiner was.“

„Und wer ist der Herr dieses Hauses?“

„Oh, der lebt weit von hier, in Italien. Ich dächte, Sie wüßten von den Dingen; es ist ja kein Geheimniß. Freilich haben wir nur wenige Gäste, weil das Haus den Reisenden zu abseits liegt und weil fast nur Solche zusprechen, welche sich in diesem Gebirge verirren, oder welche von Tirol auf kürzerem Wege in's obere Karrischthal hinüber wollen. Wohl kommt bisweilen auch ein Engländer heraufgestiegen, um zu sehen, ob es denn wahr sei, daß man hier essen und trinken kann.“

Wer sich meine Verwunderung denken könnte!

„Nachdem Sie mir,“ so sagte ich dann zum Alten, „den Weg in's Engadin werden gezeigt haben, will ich wohl noch an diesem Tage weiterwandern, aber vorerst muß ich wissen, wer mich hier bewirthet hat. Sagen Sie mir's, lieber Mann, unter welchem wohlthätigen Hochstifte steht dieses Hospiz, ich will es aufsuchen und ihm danken, denn was mir gestern Abends dieses Haus ward — es wird in meinem Leben nicht mehr vergessen. Gestehen Sie mir nur, unter wessen Dach ich bin.“

Da setzte sich der Mann mir gegenüber auf einen Sessel und sagte: „Warum sollt' ich es Ihnen nicht gestehen! Ich habe es noch Keinem vorenthalten, der mich darum befragt, nur hatte Keiner damit genug, zu wissen, wie der Herr dieses Hauses heißt; Jeder verlangte auch zu erfahren, aus welcher Ursache dieses Hospiz errichtet wurde, wie lange es schon besteht und wie ich Bauernmensch dazukomme, hier im schwarzen Frack den Gästen aufzuwarten. Und so ist allemal eine Erzählung zu Stande gekommen, mit deren Ende ich begann und mit deren Anfang ich schloß. Da will ich's gleich lieber sachgerecht, von Anfang bis zum Ende auspacken. Sie streichen sich für die Zeit noch Butter auf Brot und schenken sich Schnaps ein. Uns freut's, wenn es schmeckt.“

Dann begann er in seiner bäuerlichen Weise eine Geschichte zu erzählen, die ich so kurz und so treu als mir möglich, wieder zu geben versuche.

„Ich,“ so begann er, „bin seit meinem achtundzwanzigsten Jahre beschäftigt, zur Sommerszeit auf diesen Bergen Alpenkräuter zu sammeln. Bin nachher damit hausiren gegangen von Apotheke zu Apotheke, dann zu Geistbrennern, zu Wurzelhändlern, die aus Einsiedeln hergekommen sind, auch unter der Hand habe ich verkauft, um wohlfeiles Geld oder um Lebensmittel vertauscht. Man lebt davon. Dahier — fast gerade, wo jetzt das Haus steht, habe ich meine Hütte gehabt, nur so zur Noth aus Steinen und Zirmgeflecht und Baumrinden zum Schutze gegen grobe Wetter. An die zwanzig Jahre habe ich's so getrieben. Vor fünf Jahren in den Hundstagen, just am Jacobitag ist's, als ich auf der Rückkehr mit einem Korbe voll von Gekräute zur Hütte hier am Brunnen, der da draußen heute noch aus der Wand springt, einen Mann hingestreckt liegend finde. Ein weltfremder Mensch — anfangs habe ich gehalten, er ist todt. Ich reiße ihn vom Boden auf, gieße ihm Wasser in's Gesicht und zum Glück habe ich Gemswurzelgeist bei mir, der ihn richtig lebendig

macht. Er schaut mich an und spricht auf Italienisch. Ich schleppe ihn unter's Dach und thue, was ich kann. Stundenlang sitzt er am Feuer, wie ein Stück Holz und rührt sich nicht und redet nicht. Es ist ein vornehmer Herr, ich vermerk es bald, nicht auswendig, da hat er ein grob Wollentuch, aber das Hemd ist besetzt mit lauter Diamantknöpfen — ich kenne die von Zürich her, da ich dort als Wehrmann bei einer Arbeiterrevolte vor einer Pretiosenhandlung habe Wach' stehen müssen. Nu endlich, wie er warme Kräutersuppe und etwas vom Gemsbraten gegessen hat, macht er ein tiefes Seufzen und sagt: Gottlob!

Ja wohl, Herr, Gottlob! rufe auch ich aus; seien wir froh, daß es so gut geworden ist. Das ist ein böses Gebirg, das! — wer es nicht kennt! Schier alle Jahr fordert es sein Opfer, erst vor etlichen Wochen ist da unten im Kar wieder ein Menschengerippe gefunden worden. Es ist halt gute fünfzehn Stunden lang, daß man kein Haus und keine Labniß findet und gar wenn sich Einer verirrt. Ja, so hätte auch er, der ungefährdet die Schweiz durchwandert sei, in dieser Wildniß sich verirrt. — Ist leicht möglich, sage ich; ruhe sich der Herr jetzt aus, so gut es auf dem Moosbett möglich ist, ich werde die Nacht über auf's Feuer achten, denn um's Frühen wird es hieroben schauderhaft kalt, Morgen stelle ich meinen Mann, ob der Herr, sage ich, in's Tirol oder in's Schweizerische hinab will.

Er schaut mich scharf an. Ich glaube es; auch im Gebirge gibt's schlechte Leute. Wäre aber arg, denke ich, wenn er deswegen nicht schlafen könnte. Mein Herr, sage ich, da ist meine Pistole und mein Wurzelstecher — meine ganze Bewaffnung — ich habe nichts dagegen, wenn der Herr diese Sachen unter seinen Kopfpolster legen will. Er lächelt und sagt das Wort des italienischen Dichters: Jeder Stein wird zum Todtschläger in der Hand des Bösen. — Bald legt er sich hin und mir scheint, er hat mir vertraut. Wie ich aber — lieber Herr — vermeine, daß er einschläft, hebt er sich noch einmal auf und sagt: Alljährlich fordert dieses Gebirge seine Opfer? Ich antworte, daß es so sei. Hernach fragt er, ob hier Grund und Boden zu haben wäre, fragt noch über Eins um's Andere; ich antworte nach meinem Wissen und endlich spricht er das Wort: Ueber's Jahr an diesen Tag muß es vollendet sein. Ist sonach eingeschlafen.

Am andern Morgen —" so fuhr der Alte in seiner Erzählung fort — „habe ich ihn hinabgeleitet in's Schweizerische; muß ihm noch genau meinen Namen sagen — ich heiße Bernhard Stocker — und meinen Wohnort, dann geht er seines Weges. — Aufgefallen ist mir nur, daß er nicht einen Pfennig Entlohnung angetragen hat. Selbstverständlich thut's der Mensch um Gotteswillen, wenn er den Verschmachtenden labt und den Verirrten weist; aber ein Mann, der so viel Diamanten im Unterkleid trägt — — Na, später hat sich's gewiesen, was ihm angestoßen ist. Leute kommen herauf, erwerben den Platz, bauen ein Haus. Zu Zürich das Cantonhospital kann nicht viel mehr Geld gekostet haben, als dieser Bau; man kann sagen, er hat von Menschen müssen heraufgetragen werden. Wie es nun dasteht, das sehen Sie. Und mich hat er zum Hauswirth gemacht. Ich leide keine Noth. Alles, was zur Bewirthung der Fremden bedurft wird, kommt reichlich herauf und bediene die Herrschaften, die das Unglück haben, über die Nulora zu müssen, so gut ich's vermag. Es ist auch Jeder zufrieden; nur zwei Herren sind einmal gekommen, diese haben nicht eben erschöpft ausgesehen, sich trotzdem — und 's ist auch recht — unsern Tisch wohl schmecken lassen. Aber an meiner Lodenkleidung und an meinen rauhen Händen haben sie Anstoß genommen

und so ein grobkörniger Aufwärter wäre eine Schmach für das Hospiz. Sehen Sie, lieber Herr, und seither trage ich den schwarzen Frack und die Handschuhe."

Laut habe ich dem Alten nach diesen seinen Worten in's Gesicht gelacht, fest habe ich ihm die Hand — die nun wieder deckenlose — gedrückt. „Verzeihen Sie," rief ich, „wenn ich jetzt ungebührlich lache, so thue ich es nicht gegen Sie, sondern gegen die feinen Herren, die auch an diesem gastfreien Hause zu nergeln fanden. Sie haben ganz Recht, daß Sie sich in den Frack stecken, solche Schlucker sind es nicht werth, von einer ehrlichen Bauernjoppe bedient zu werden. — Sonst aber haben Sie mir nur noch Eines vergessen zu sagen, nämlich, wer der hochherzige Mann ist, der dieses Hospiz, dem ich die Rettung meines Lebens verdanke, gegründet hat?"

„Ich hätte ja ohnehin gebeten, sich noch in's Fremdenbuch zu schreichen," sagte er, „in demselben finden Sie auch seinen Namen."

Und so war es. Auf der ersten Seite des in schweres Leder gebundenen Buches standen die Worte: „Diesen Alpenhort hat aus Dankbarkeit gegründet und allen Bedürftigen zugeeignet Alphonso Guillelmo."

Die weiteren Seiten waren angefüllt von begeisterten, dankbaren Ergüssen der Reisenden, die im Hause Unterstand und Bewirthung gefunden haben. Allen, die bei Alphonso Guillelmo zu Gaste waren, erging es so gut, wie mir. Die Wenigsten aber schienen zu wissen, wer Alphonse Guillelmo sei; nur Einer hatte in das Buch geschrieben: „Du bist einer von Denjenigen, denen es Spaß macht, öffentlich verlästert zu werden und ihre guten Thaten heimlich üben. Es ist besser so, als umgekehrt."

Unter diese Zeilen schrieb ich den Namen

Hans Malser.

Gerettete Ehre.

Novelle von L. Kohn (Verfasser von „Gabriel").

(Fortsetzung.)

Ich war von Seland's Worten tief erschüttert, ich bat ihn, sich nicht anzustrengen, sich nicht ohne Noth aufzuregen, ich versicherte ihm, daß ich mit größter Pünktlichkeit, nach bestem Können und Vermögen alle seine Wünsche erfüllen würde und bat ihn endlich, ohne ihn ermüdende Umschweife, seine Wünsche auszusprechen.

Seland versuchte es sich in eine sitzende Stellung zu bringen und fuhr, mühselig nach Athem ringend und häufig von starkem Husten unterbrochen, fort:

„Du wirst es schon früher bemerkt haben, daß mich ein tiefes Leid bedrückte, das ich verschlossen in mir trug … es war ein fremdes Geheimniß und ich hatte nicht das Recht, dieses preiszugeben, obwohl mir Mittheilung eine große Erleichterung gewährt hätte.

Ich muß in meinen Mittheilungen weit zurückgehen, weil ich wünsche, daß Du meine Lage vollständig erkennen sollst; ich fühle es zwar, daß das lange anhaltende Reden meine kranke Lunge sehr anstrengt; aber es geht ja mit mir so wie so zu Ende; und wenn ich es nur zu Stande bringe, Dir Alles ausführlich mitgetheilt zu haben, wenn Du mir Dein Wort gegeben, meinen letzten Willen zu erfüllen, dann hast Du eine schwere Bürde

von meiner Seele genommen, dann hast Du mir meinen Heimgang wunderbar verschönt...

Mein Vater war wie ich ein bürgerlicher Officier und als er in Folge ehrenvoller Wunden, die er am Schlachtfelde vor dem Feinde erhalten, in der Blüthe seiner Jahre hingerafft wurde, blieb eine Witwe mit zwei Kindern zurück; ich war das ältere, ich war sechs Jahre, mein Schwesterchen hatte kaum das zweite erreicht.

Da die kleine Pension, die meine Mutter vom Staate bezog, zur Erhaltung ihrer Familie nicht genügte, so suchte sie durch anstrengende künstliche Handarbeiten Geld zu erwerben. Wie ich glaube, war unsere Mutter schon früher brustleidend gewesen — ich mag wohl auch die ersten Keime dieser Krankheit von ihr geerbt haben — und das anhaltende Sitzen im geschlossenen Raume, die fortwährend gebückte Haltung, die Außerachtlassung aller ärztlichen Vorschriften, welche ihr von unserm Hausarzte, einem alten Freunde meines Vaters, bei dem ersten erkennbaren Auftreten des Brustleidens ertheilt wurden, alles das vereint, hatte zur Folge, daß ihre Krankheit plötzlich mit rasender Schnelligkeit zunahm und sie derselben auch in kurzer Zeit erlag. Sie schied nicht leicht aus diesem Leben, das ihr doch so schmerzende Dornen geboten, sie hing mit rührender Zärtlichkeit an ihre beiden, im zarten Alter stehenden Kinder — und der Gedanke, diese allein schutzlos zurückzulassen, verbitterte ihre letzte Lebensstunde. Ich vermag ihre damalige Stimmung am Besten zu beurtheilen, ich habe vor Kurzem noch die Qualen, welche ähnliche Gedanken zu bereiten vermögen, durchgekostet!... Meine Mutter trug mir, dem neunjährigen Knaben noch mit ihrem letzten Athemzuge auf, dem kleinen fünfjährigen Schwesterchen ein treuer Bruder zu sein... Die Worte meiner sterbenden Mutter hatten einen tiefen, unverlöschlichen Eindruck auf mich gemacht und der kleine, selbst im hohen Grade hilfsbedürftige Knabe nahm sich vor, sein kleines, liebes, schönes Schwesterchen, an dem sein Herz mit endlos großer Liebe hing, so glücklich zu machen, als es in seinen schwachen Kräften stand. Ich habe Dir schon früher erzählt, lieber Oltheim, daß ich frühzeitig meine Eltern verloren und eine Schwester habe — aber ich hatte Dir über diese nicht Näheres berichtet; nun mußt Du es ja doch erfahren... Wir beide Kinder wurden gegen eine geringe Entlohnung, die für uns aus Staatsmitteln gezahlt wurde, bei gemeinen, rohen Leuten, einem Ehepaare, untergebracht, der Mann war ein Taglöhner, ein Trunkenbold, die Frau eine Wäscherin. Wir hatten Vieles — Mangel, harte, ja grausame Behandlung zu erdulden und es war ein halbes Wunder, daß wir die schwere Kinderzeit überstanden, daß wir dem Elende nicht erlegen waren. — Meine Schwester entfaltete sich zu einem reichbegabten, herrlichen Mädchen von ungewöhnlicher, auffallender Schönheit, welches im raschen Fluge das Herz eines Jeden gewann, der sie kennen lernte und auch ich war so glücklich gewesen, durch anständiges Benehmen, außerordentlichen Fleiß, vielleicht auch durch gute, natürliche Anlagen, die Aufmerksamkeit mehrerer Bürger, welche die Aufsicht über die Schule führten, zu erregen und so ward es mir durch Unterstützung einiger wohlthätigen Männer möglich gemacht, das Gymnasium zu besuchen, während meine Schwester die Gunst eines alten, armen, adeligen, unbeschäftigten Fräuleins gewonnen hatte und von dieser in feiner Handarbeit, in fremden Sprachen und Musik unterrichtet wurde. Dabei hatte ich es so einzurichten gewußt, daß wir beide, meine Schwester und ich, stets beisammen wohnten..."

Mein Freund Seland hatte in seiner langen Erzählung eine Pause machen müssen, ich konnte nicht beurthei-

len, ob ihn das lange, wenn auch leise Reden anstrenge, oder ob er sich in schmerzliche Erinnerungen versenke. Schon fürchtete ich, daß seine körperliche Schwäche ihn am Weitersprechen verhindere; daß er aus dem Leben scheiden würde, ohne daß er mir seinen letzten, innigsten Wunsch mitgetheilt; als er plötzlich, von Neuem alle seine Kräfte zusammenraffend, fortfuhr.

„Zu neunzehn Jahren hatte ich das Gymnasium mit bestem Erfolge absolvirt, hatte die Prüfung der Reife in glänzender Weise abgelegt und hätte nun die Universität in der Residenz beziehen können. Mich selbst hätte ich dort durch Lectionen oder sonst wie erhalten können; aber ich konnte es nicht wagen, meine Schwester, die schon durch Unterrichtertheilen in Musik und Französisch an jüngere Mädchen, zuweilen auch durch künstliche Handarbeiten etwas verdiente, mit in die Residenz, wo diese Erwerbsquellen versiegten und das Leben theuer, zu nehmen, und da ich fest entschlossen war, mich so lange nicht von ihr zu trennen, als sie nicht an einem Gatten eine feste Stütze für's Leben gewonnen, blieb mir nichts anders übrig, als in unserer Vaterstadt zu bleiben, umsomehr, als auch mittlerweile das alte Fräulein, das ihr eine mütterliche Freundin gewesen, gestorben. — Es war ein recht trauriges Leben für uns. Die kleine Stadt bot mir keine Gelegenheit zu weiterer Ausbildung, die ich mit heißer Gier anstrebte und auch die Art, in welcher ich für mich und zum großen Theile auch für meine Schwester das dürftige Brot erwerben mußte, entsprach durchaus nicht meinen Wünschen. Ich mußte für wenig Geld nichtsnutzigen Burschen Unterricht ertheilen und wenn — was namentlich in den Ferien, wo die Mittelschulen geschlossen waren, häufig geschah — diese Erwerbsquelle versiegte, ließ ich mich für undenkbar kleinen Lohn in der unbedeutenden Buchdruckerei des Städtchens als Corrector verwenden, schrieb bei einem Advocaten, oder für das Honorar eines Thalers für den Druckbogen, für das im Städtchen erscheinende Wochenblättchen Erzählungen oder andere Aufsätze. Meine Schwester war frühzeitig ebensowohl körperlich als geistig hoch entwickelt und erkannte mit richtigem Blicke, daß ich meine Existenz, meine Zukunft um ihretwillen opfere.

Sie liebte mich, wie selten eine Schwester ihren Bruder und bat mich oft dringend, die Universität zu besuchen, nicht um ihretwillen meine ganze Zukunft zu zerstören; sie würde sich schon auf irgend einer Weise, sei es in unserer Heimat, sei es in der Residenz, erhalten. — Es waren seit meinem Austritte aus dem Gymnasium schon drei Jahre verflossen, ich hatte das zweiundzwanzigste, meine Schwester das achtzehnte Jahr erreicht, und ich hatte schon längst die Hoffnung aufgegeben, je die Universität besuchen, je etwas Rechtes, Ordentliches erreichen zu können, als unerwartet eine neue Persönlichkeit in unser Leben, diesem plötzlich eine andere Richtung ertheilend, eingriff. In dem Hause, in welchem wir wohnten, waren einige Zimmer, die unmittelbar an unsere kleine Wohnung stießen, leer geworden und ein Fremder, der sich, wie wir von dem Hausherrn erfuhren, einige Zeit im Städtchen aufhalten wollte, hatte sie gemiethet. Es war dies ein junger Mann, ein Ausländer, der um einige Jahre älter als ich sein mochte. Er war ein außerordentlich geistvoller und liebenswürdiger Mensch, der jedem schon beim ersten Anblicke gefallen mußte. Als unser nächster Nachbar machte ich seine Bekanntschaft und er schloß sich bald eng und innig an uns an. Er hatte früher als Officier gedient, quittirt und als Techniker bei dem Baue einer Eisenbahn, die unsere Provinz durchschnitt, eine ehrenvolle Stellung erlangt. Bald erkannte ich, daß die bei-

den jungen Leute, der Techniker und meine Schwester, eine innige heftige Leidenschaft für einander gefaßt hatten und eines Abends trat unser Nachbar an der Hand meiner Schwester vor mich hin und in wenigen herzlichen Worten warb er um sie. Da er seine Familienpapiere vorlegte — er war ein Belgier und entstammte einer ursprünglich bürgerlichen Familie und erst sein Vater war geadelt worden — und auch durch sein Anstellungsdecret nachwies, daß er eine Familie anständig zu ernähren im Stande sei, lag in der That kein Grund vor, dem Glücke meiner Schwester — als solches mußte es ihr und mir erscheinen — entgegenzutreten und nach einigen bei einer Minderjährigen nothwendigen Formalitäten, der Zustimmung eines Vormundes, der sich nie um uns gekümmert hatte und der erfolgten Genehmigung der Vormundschaftsbehörde, folgte einem kurzen Brautstande die Vermählung der beiden Liebenden, die in dem Heimatsorte meines Schwagers stattfand."

Graf Oltheim hatte lange in einem Zuge fortgesprochen, es machte auf Mergentheim einen eigenthümlichen Eindrück, daß jener in seiner langen Erzählung nicht, wie es wohl am zweckmäßigsten schien, die Thatsachen rasch mittheilte, sondern seinen Freund redend einführte und sich auch bei minder wesentlichen Einzelnheiten aus dem Leben dritter Personen mit ermüdenden Detailangaben aufhielt, aber Mergentheim fühlte, daß das Vermächtniß, welches der sterbende Freund dem Grafen hinterlassen, in irgend einem Verhältnisse zu den Ereignissen stehen müsse, die in ihrer letzten Wirkung ebenso machtvoll als überraschend in seine — Mergentheims — eigene Verhältnisse eingreifen mochten und er bezwang seine begreifliche Ungeduld, die trotzdem von Oltheim bemerkt wurde.

„Ich muß um Entschuldigung bitten," fuhr der Graf fort, „daß ich Sie mit meiner endlos langen Erzählung ermüde; aber ich will nun rascher zu Ende kommen... Sie können es nicht glauben, wie jeder Moment dieses ereignißreichen Tages mich in meiner Erinnerung mit eisernem Griffe festhält; und wie ich in meinem Geiste Alles das nochmals mit der größten Intensität durchlebe... also gestatten Sie, daß ich in meinen Mittheilungen meinen Freund Seland zu Rande sprechen lasse.

„Da meine Schwester nun einen Schützer gefunden, da sie versorgt war, konnte ich nun, ihren und meines Schwagers vernünftigen Vorstellungen folgend, ruhig die Universität beziehen. Die erste Zeit nach der Vermählung langten stets fröhliche, Zufriedenheit athmende Briefe von meiner Schwester an, und als sie ein Jahr später ihren Gatten mit einem lieblichen Kinde, einem Mädchen, beschenkte, schien ihr Glück die höchste Stufe erreicht zu haben... aber plötzlich brach über meinen Schwager und meine Schwester ein entsetzliches Unglück herein.

Bei der Revision der Eisenbahn-Baucasse hatte ein großer Betrag gefehlt und mein Schwager, der Cassirer und der Controlor, von welchen jeder einen Casseschlüssel besaß, hatten sich hierüber zu verantworten. Als ich die Schreckensnachricht erhielt, eilte ich nach meiner Heimat; ich fand meine edle, geistesstarke Schwester ruhiger, gefaßter, als ich erwarten durfte. Sie erzählte mir, daß ihr Gatte und der Controlor sich in Untersuchungshaft befänden, während der Cassirer, gegen den gar keine Verdachtsgründe vorlagen, auf freiem Fuße belassen worden war. Dieser war in der Woche, in welcher die Summe defraudirt worden sein mußte, krank zu Hause gelegen, konnte auch jetzt noch nicht das Zimmer verlassen und mußte die richterliche Einvernahme in dessen Wohnung vorgenommen werden. Meine Schwester war zuerst nicht nur von der Unschuld ihres Gatten, sondern auch davon überzeugt, daß sich diese bald

ergeben würde; aber als ich mich einige Tage in meiner Vaterstadt aufhielt, nahm die Angelegenheit eine für meinen Schwager unglückliche Wendung. Man war einer zufällig bezeichneten Tausendthalernote auf die Spur gekommen, die ursprünglich in der Baucasse gelegen und später von dem Controlor ausgegeben worden war, ohne daß dieser, der seinen Gehalt in monatlichen Raten bezog, je eine so hohe Note aus der Casse erhalten hatte, und er gestand nach einigen scharfen Kreuzverhören, daß er während der Krankheit des Cassirers, gemeinschaftlich mit dem Bauführer, meinem Schwager, die Defraudation vorgenommen. Mein Schwager beharrte trotzdem auf seiner Unschuld, schalt den Controlor, mit dem er confrontirt wurde, einen nichtswürdigen Lügner; aber die Uebereinstimmung der Thatsachen sprach ebenso wie die Aussage des Controlors zu seinen Ungunsten. Ich konnte den Ausgang der Untersuchung nicht abwarten und meine Schwester theilte mir einige Wochen später brieflich mit, daß ihr Gatte zu einer mehrjährigen Kerkerstrafe verurtheilt worden war. Nach der Verkündigung des Urtheils war ich wieder nach Hause gereist, um meine arme, tiefgebeugte Schwester zu trösten. Es war meinem Schwager gestattet worden, sich, bevor er in die Strafanstalt gebracht wurde, von seinen Angehörigen zu verabschieden. Er küßte meine Schwester, sein Kind und mich und betheuerte nochmals mit den heiligsten Eiden, daß er unschuldig sei und sprach die sichere Hoffnung aus, daß seine Unschuld an den Tag kommen würde. Ich wollte nun meine Schwester und ihr Kind mit in die Residenz nehmen, ich wollte Tag und Nacht arbeiten und mir alle erdenklichen Entbehrungen auferlegen, um meine Schwester und ihr Kind zu erhalten, aber die edle, zärtliche, pflichttreue Gattin, die mit unerschütterlicher Festigkeit von der Unschuld ihres Gatten überzeugt war, wollte in seiner Nähe in N., wo er seine Strafe zu verbüßen hatte, bleiben. — Ich kehrte wieder in die Residenz an die Universität zurück. Ich fühlte mich von der tiefsten Trauer erfüllt. Meine arme Schwester war ohne ihr Verschulden unglücklich geworden, sie und ihr unschuldiges Kind trugen den Namen eines Mannes, auf den ein unverlöschlicher Makel ruhte. Obwohl ich selbst überzeugt war, daß mein Schwager kein Verbrecher sei, konnte ich doch die Hoffnung meiner Schwester, seine Unschuld müsse an den Tag kommen, nicht theilen. Ich war menschenscheu geworden und widmete mich ganz meinen Studien. Meine Schwester schrieb mir nach einigen Wochen, sie hätte in der kleinen Stadt, in welcher eine große Wäschefabrik bestand, Gelegenheit durch feine Handarbeiten und Stickereien ihr und ihres Kindes Lebensunterhalt zu gewinnen. Du wirst," so war Seland nach kurzer Pause fortgefahren, „nunmehr meine Traurigkeit und meine Verschlossenheit begreifen... Du weißt, daß ich mir die Briefe stets selbst von der Post holte, ich wollte nicht, daß Du den Wohnort und den Namen meiner Schwester erführest und Du wirst jetzt auch den Widerwillen begreifen, der mich gegen die juridische Laufbahn erfaßte und mich bestimmte, bei der Armee zu bleiben, wo ich möglichst wenig mit fremden Menschen zu verkehren brauchte. Kurz, bevor wir beide wieder in die Armee eingetreten und uns hierbei trennen mußten, schrieb mir meine Schwester einen herzzerreißenden Brief. Der Gefängnißarzt hatte ihr mitgetheilt, daß ihr Gatte kränklich geworden, daß die Kerkerluft ihm schädlich sei, daß er, soweit eben menschliche Voraussicht reiche, die Haft, die noch mehrere Jahre zu währen hatte, nicht überdauern werde können. Es war das Erstemal, daß meine Schwester ihre Fassung verlor. Das edle Herz hatte mit einer rührenden Gläubigkeit darauf

gehofft, ihr Gatte werde es noch erleben, von dem unverdient auf ihm lastenden Makel befreit zu werden, sie konnte sich auch aus diesem Grunde nicht entschließen, dem Könige ein Gnadengesuch um Abkürzung der Strafhaft, das vielleicht berücksichtigt worden wäre, zu überreichen, sie hoffte für ihren Gatten einst sein gutes Recht, nicht Gnade zu erringen — und nun mußte sie befürchten, daß er aus dem Leben schiede, bevor er die Genugthuung erfahren, sich rehabilitirt zu sehen!“

Mein Freund Seland war wieder von einem Hustenanfalle unterbrochen worden, er sprach schon mit stockender, heiserer Stimme und jedes Wort traf mein theilnehmendes Freundesherz wie ein Dolchstoß; aber ich selbst war auf die Entwicklung dieses traurigen Familienbramas gespannt und ich fühlte es auch, daß es dem sterbenden Freunde ein Bedürfniß sei, sich vollständig auszusprechen und ich fand nicht den Muth, ihn zu einer knappen Erzählungsform zu drängen, ich konnte nichts thun, als äußerlich ruhig das Ende seiner Erzählung abwarten. Nach einer kurzen der allernothwendigsten Erholung gewidmeten Pause fuhr Seland fort:

„Kurz darauf wurde ich von einer Zeitungsnotiz überrascht. Mein Schwager war in unbegreiflicher Weise aus dem Kerker entkommen und alle Nachforschungen nach ihm sowohl, als nach seinen Helfern waren erfolglos geblieben. Sogleich überkam mich der Gedanke, ein solches beschwerliches, kühnes, gefährliches Werk könnte unter den bestehenden Verhältnissen bei dem alleinstehenden, mittellosen Manne nur von seiner treuen, opferwilligen, edlen Gattin, meiner Schwester, unternommen worden sein und meine Vermuthung bestätigte sich bald. Einige Tage später trat zu meiner höchsten Ueberraschung meine Schwester, ihr Töchterchen am Arme, in meine Stube. Sie war bleich geworden und sah entsetzlich unglücklich aus; aber nicht Leid, nicht Gram hatten die Wunderlieblichkeit ihrer herrlichen Züge zu zerstören vermocht und mit sprachloser Rührung preßte ich das arme, gefolterte Weib in meine Arme. Sie war die geistesstärkere von uns, sie fand zuerst das Wort, sie frug mich, ob wir nicht Gefahr liefen, behorcht zu werden und als ich das verneinte, erzählte sie mir Eigenthümliches, Sonderbares... Meine Schwester hatte von dem Momente an, wo sie erfahren, daß der fernere Aufenthalt im Gefängnisse ihren Gatten tödten würde, fortwährend mit seelenaufreibender Anstrengung auf Mittel gesonnen, ihn aus seinem Kerker zu befreien; aber lange Zeit konnte sie auch nicht den leisesten Schein einer Möglichkeit auffinden, endlich hatte sich, wie sie sich rührend ausdrückte, der allgütige Gott ihrer namenlosen Qual erbarmt und ihr von einer Seite Rettung gesandt, wo sie sie am allerwenigsten erwartet hatte. Dem Festungs-Commandanten, der an Gicht litt, war der Besuch des böhmischen Heilbades Teplitz angeordnet worden und er wurde intermistisch durch einen Obristlieutenant aus der Linie vertreten. Eine glückliche Fügung Gottes brachte meine Schwester mit diesem zusammen und es stellte sich heraus, daß er meinen Schwager schon seit dessen frühester Jugend gekannt, daß er seine eigene Jugendzeit als Waisenknabe noch vor der Geburt meines Schwagers in dem Hause seines Vaters verlebt, von diesem viel Wohlwollen und Güte erfahren und nicht nur diesem, sondern auch meinem Schwager selbst, der als viel jüngerer Officier unter ihm gedient und ihn auch einmal aus einer entsetzlichen Verlegenheit mit schweren Opfern gerettet, zur höchsten Dankbarkeit verpflichtet war. Der interimistische Commandant, der Gelegenheit gehabt hatte, den gediegenen Charakter meines Schwagers kennen zu lernen, stimmte zur höchsten Verwunderung

und Ueberraschung meiner Schwester mit dieser überein, daß mein Schwager vollkommen schuldlos sein müsse, daß nur der Schein, ein unglückliches Zusammentreffen der Umstände gegen ihn zeugen konnten. Meine Schwester gewann Muth und gestand dem intermistischen Festungs-Commandanten, daß sie schon lange mit der Absicht umgehe, ihren Gatten zu befreien und der wackere, edle Officier, von der Ueberzeugung durchdrungen, hierbei in der Wirkung nicht seine Pflicht zu verletzen, im Gegentheil ein gutes Werk zu stiften, gewissermaßen einen indirecten Justizmord hintanzuhalten — unterstützte sie in ihrem Vorhaben... Es ist dies noch jetzt ein tiefes Geheimniß, obwohl die Folgen bewiesen, daß der Staat dem Retter meines Schwagers Dank schuldet... Es war meiner Schwester durch Unterstützung des Obristlieutenants gelungen, ihrem Gatten die Pforten seines Gefängnisses zu öffnen und ihn über die Grenze bringen. Ein Arzt, der ihn untersuchte, erklärte, daß es zur Erhaltung seines Lebens nothwendig sei, daß er nach dem Süden, nach Italien reise und ein Darlehen des Obristlieutenants setzte meine Schwester in den Stand, den Gatten nach Nizza zu senden. Nun wollte und konnte meine Schwester nicht mehr in dem kleinen Städtchen weilen, schon fürchtete sie, mir, dem mittellosen Artillerieofficier, sammt ihrem Kinde zur Last fallen zu müssen, als ihr von dem Gönner und Freunde ihres Gatten, der diesem auch zur Freiheit verholfen, ein annehmbarer Vorschlag gemacht wurde. Der Obristlieutenant, der, jetzt von seinem unangenehmen Posten abgelöst, zu seiner Familie zurückkehren konnte, war zum Obristen eines Regimentes ernannt worden, das in einer Provinzialstadt lag, er mußte nun aus der Residenz fortziehen, und da in der kleinen Garnisonsstadt keine guten Lehranstalten bestanden und er aus erster Ehe noch ein lernbedürftiges jüngeres Mädchen besaß, so schlug er meiner Schwester vor, als Erzieherin seiner jüngsten Tochter zu ihm ins Haus zu gehen. Er versicherte ihr, daß sie in seinem Hause ungekannt und ruhig leben würde. Ihr Kind solle sie zu mir bringen, sie selbst den bürgerlichen Namen ihres Gatten annehmen — das Adelsprädicat hatte dieser bei seiner Verurtheilung verwirkt und verloren — und wenn sie als unverheiratete Dame bezeichnet werde, so würde Niemand ahnen, wer sie, wer ihr Gatte sei. — Der Obrist bot ihr ein großes Gehalt, das hinreichte, ihren Mann in Italien zu unterstützen, und sie frug mich am Schlusse ihrer Mittheilungen, ob ich, der Soldat, der Junggeselle, das kleine, herrliche Mädchen, ihr vollständiges Ebenbild, das sie am Arme trug, vorläufig bei mir behalten, für dasselbe wie ein Vater sorgen wolle?... Mir brach vor Wehmuth das Herz, die Thränen drangen mir in die Augen, ich konnte, vor Bewegung wortlos, nichts anderes thun als mit dem Kopfe nicken, das kleine Mädchen an mich reißen und stürmisch mit Küssen bedecken."

Seland war so sprechend noch bleicher, als er schon war, entsetzlich bleich geworden, er schien ohnmächtig zu werden, aber auch dieser Anfall ging rasch vorüber und nach kurzer Unterbrechung konnte er mit einem matten Lächeln wieder fortfahren:

„Ich habe mir doch zu viel zugemuthet und die Freude, Dich zu sehen, und die Aufregung mögen wohl auch dazu beitragen, meine letzte Lebenskraft rasch zu absorbiren... ah! ich seh' es wohl, ich muß mich jetzt kurz, recht kurz fassen... Ich versprach meiner Schwester, ihr Kind zu halten wie meinen Augapfel und meine Schwester reiste nach einem zärtlichen Abschiede von ihrem Kinde nach ihrem neuen Bestimmungsorte. — Etwa ein Jahr lebte meine Schwester, vergöttert von Allen, die in ihre Nähe kamen, in dem Hause des edlen Obristen, als ihr die

erschütternde Nachricht wurde, das Leiden ihres Gatten hätte sich verschlimmert, er wanke dem Grabe entgegen und sehne sich mit verzehrender Qual darnach, vor seinem Tode noch sein treues, edles Weib zu sehen... Meine Schwester eilte nach Nizza. Sie traf den Gatten hoffnungslos darniederliegend. Drei Wochen lang saß sie allein in fremdem Lande an seinen Krankenbette. Selbst verzweifelnd versuchte sie es, den sterbenden, im Herzen schwer verwundeten Mann nach bestem Können zu trösten, als plötzlich etwas eintrat, was ihm die letzte Daseinsstunde mit wundervollem Glanze verschönte. Ich konnte meiner Schwester eine merkwürdige Nachricht mittheilen; als ich selbe mit vor freudiger Aufregung zitternden Händen niederschrieb, fürchtete ich nur, sie werde meinen armen Schwager nicht mehr lebend treffen, seine volle Unschuld war erwiesen worden. Der Controlor nämlich hatte seine Kerkerhaft abgebüßt und war entlassen worden; kurz darauf aber stellte er sich wieder freiwillig dem Gerichte und mußte das Sonderbarste aussagen. Er hatte den Diebstahl nicht, wie er früher ausgesagt, gemeinschaftlich mit meinem Schwager, sondern mit dem Cassirer nach einem schon lange vorher besprochenen Plane begangen; die Krankheit des Letzteren war eine fingirte gewesen und die beiden Verbrecher hatten beabsichtigt, die ganze Schuld auf meinen armen Schwager allein zu wälzen; allein die vom Controlor allzu leichtsinnig ausgegebene Note hatte dessen Schuld erwiesen; aber noch im letzten Momente hatte der Cassirer den Controlor dazu vermocht, nicht ihn, sondern meinen Schwager als Mit- oder Hauptschuldigen zu denunciren. Der Cassirer hatte dem Controlor mit den heiligsten Eiden zugeschworen, er würde, während jener seine Strafe verbüße, seine Familie reichlich unterstützen und dann, wenn er frei würde, den Theil des Raubes, den er in Sicherheit gebracht, mit ihm theilen. Der Cassirer stellte ihm vor, daß er — der Controlor — jedenfalls verurtheilt werden würde und daß er unter den bestehenden Verhältnissen nur dann einen Vortheil von der Defraudation ziehen könnte, wenn sein wahrer Mitschuldiger unentdeckt bliebe. Der ebenso schlechte, gewissenlose, als leichtsinnige Mensch ging auf diesen Vorschlag ein; aber als er aus dem Kerker entlassen wurde, sah er, daß sein Complice nicht sein Wort gehalten, daß er seine — des Controlors — Familie hatte darben, in Noth und Elend verkommen lassen und auch, als er jetzt seinen Beuteantheil forderte, wies er ihn hohnvoll ab. Der schwer Gereizte, der seine Strafe abgebüßt und nichts Wesentliches mehr zu befürchten hatte, zeigte nun aus Rache dem Gerichte seinen wahren Mitschuldigen an und als dieser verhaftet werden sollte, traf ihn der Schlag, der ihn auf einer Körperseite lähmte und dem er auch bald erlag. Vor seinem Tode, wo er erkannte, daß ihn die Strafe des irdischen Richters nicht mehr erreichen könne, wollte er sein Gewissen durch ein offenes Geständniß erleichtern und bestätigte die Aussage des Controlors. Es war das ein Sonnenstrahl, der die letzten Lebensstunden meines Schwagers verschönte; am Abende jenes Tages, an dem er die Nachricht erhielt, daß seine Unschuld anerkannt wurde, verschied er in den Armen meiner Schwester, seiner treuen Gattin... Vierzehn Tage später schloß ich die edle Dulderin in meine Arme, ich erschrak über ihr Aussehen... Zu viel des Traurigen war über sie hereingebrochen und auch ihr starkes Herz mußte unter dem Drucke so unsäglich vielen Leides brechen... sie erkrankte, siechte langsam dahin... einige Wochen später weinte ich und ihr geliebtes Kind an ihrem Grabe! Vor ihrem Ableben erinnerte sie mich nochmals an mein Versprechen, ihrem Kinde Vater zu sein, sie beschwor mich, dem

nun ganz vereinsamten Wesen die Eltern, die es so frühzeitig verloren, zu ersetzen. Meine Schwester hatte außer mir keinen Menschen auf der weiten Welt, der Obrist, der Freund ihres Gatten, der ihr bei dessen Flucht aus dem Gefängnisse behilflich gewesen, war mittlerweile gestorben — und ich gelobte ihr nochmals, für ihre Helene zu sorgen nach meinem besten Können und Vermögen, so lange ich lebe und wenn mir's möglich, noch über's Grab hinaus — und jetzt, Freund Oltheim, bin ich bei meiner Bitte angelangt.. meine Nichte Helene ist ein herrliches Mädchen, die echte Tochter ihrer Mutter, ihr ähnlich und daher wunderbar schön an Seele und Körper... Oltheim gib mir Deine Rechte —" Seland konnte jetzt nur schwer, fast nur unvernehmlich sprechen — „daß Du dem Kinde Vormund, Stütze, Schützer, Alles sein wirst.... versprichst Du mir's mit Deinem Manneswort?"

Ich war tief bewegt, ich sah, jetzt nahte der letzte Lebensaugenblick meines Freundes, ein leises Zittern durchbebte seinen Körper, ein bläulicher Schimmer überflog sein Gesicht, seine Lippen entfärbten sich zusehends von Secunde zu Secunde. Erschüttert legte ich meine Rechte in die zitternde Hand des Sterbenden und sprach: „Ich will Deiner Nichte eine feste Stütze sein und über sie wachen, so wahr mir Gott helfe!" Ein leichtes, zufriedenes Lächeln überhuschte Selands Züge; — in dem Momente ward die Thüre aufgerissen, eine Mädchengestalt, mich keiner Beachtung würdigend, stürmte herein, stürzte an das Bett des Todtkranken und rief mit einer Stimme, die mir das warme Blut im Herzen vereiste: „Allmächtiger, barmherziger Gott! Du stirbst, Oheim!... geh' nicht von mir — das darfst Du mir nicht anthun... ich habe ja nur Dich — nur Dich allein!"

„Du kommst zur rechten Zeit," hatte Seland stockend, mit schwerer Zunge gesprochen, „Graf Oltheim, mein bester Freund, ein edler Mann — er wird Dein Vormund und Schützer sein.... Gottes Segen auf Dein Haupt!..." Es war nach diesen wenigen, den letzten Worten des Sterbenden eine tiefe Stille eingetreten, er begann mühsam nach Athem zu ringen, die Athemzüge wurden immer schwächer — endlich ein leiser, tiefer, tiefer Athemzug, sein Körper schien sich unter der Decke zu strecken.... wir standen an der Leiche meines einzigen Freundes! Nun erst wagte ich meinen Blick zu dem Mädchen zu erheben, das in sprachlosem Schmerze die erkaltende Hand der Leiche an ihre Lippen preßte, ich blieb wie versteinert stehen... die Gestalt war mir nicht fremd — das war Therese Below, genau so schön, so bleich, so gebeugt, wie ich sie vor vierzehn Jahren verlassen! ich traute meinen Sinnen nicht — war ich wahnsinnig geworden? Hielt mich ein schwerer Traum befangen? Konnten vierzehn Lebensjahre spurlos an dem Weibe vorübergegangen sein? — Ich konnte einen lauten Ruf der Verwunderung nicht unterdrücken: Therese Below! rief ich... Die Dame blickte auf, sie war todtenbleich gewesen; aber in dem Momente überfluthete eine dunkle Purpurröthe ihre wundervollen Züge und mit jener tiefen Altstimme, mit welcher Therese alle Herzen zu gewinnen wußte, sprach sie: „Sie nennen einen mir vertraut und süß klingenden Namen, jenen meiner Mutter, ich bin Helene Below von Ubringen!"

Der Graf hielt, von seinen Gedanken übermannt, inne. Mergentheim war von dieser Wendung seiner Erzählung überrascht, das Interesse, das er vom ersten Anfang an, an den Grafen genommen, hatte sich jetzt noch wesentlich gesteigert. Oltheim fuhr nach einer Pause schwer athmend fort:

„Ich kann Ihnen, Herr Mergentheim, nicht schildern, mit welcher Macht ich von dieser unerwarteten Verkettung der Umstände erfaßt wurde,

ich befand mich tagelang nach dem Begräbnisse meines Freundes noch wie traumbefangen. — Sie können sich denken, daß ich den Wunsch meines verewigten Freundes erfüllte, daß ich die Vormundschaft über Helene Below von Ubringen übernahm, meine Mündel, das wunderherrliche Geschöpf, in mein Haus nahm.... Als sie das Erstemal die Schwelle meines Hauses überschritt, überkam mich eine eigenthümliche Empfindung. Ich war durch vierzehn Jahre meiner ersten Liebe treu geblieben, ich hatte die Erinnerung an Therese Below nicht nur nie durch eine That, sondern ich hatte sie auch nie durch ein Wort, nicht durch einen Gedanken entweiht... ich hatte mich wohl bezwingen wollen, die Gattin eines Andern, die mir nicht angehören durfte, zu vergessen, aber es war mir dies nicht gelungen, das Bild Therese Belows stand unverlöscht in meiner Seele und nun — ich weiß nicht, ob Sie mich verstehen werden, ich weiß nicht, ob ich mich einem Zweiten verständlich genug ausdrücke — als mir nun wieder nochmals Therese — jetzt hieß sie Helene Below — entgegentrat, diese jener nicht nur gleichend, sondern vollkommen gleich, seelisch und körperlich vollkommen identisch, da schien es mir, als wenn ich aus einem tiefen, schweren, vierzehnjährigen Traume erwachte, als wenn ein vierzehn Jahre währender Stillstand in meinem Leben eingetreten gewesen wäre und nun eine neue Zukunft schön beginnend an die Vergangenheit anknüpfen sollte.... Im ersten Jubelrausch beglückender Seligkeit hatte ich vergessen, daß vierzehn Jahre nicht spurlos an mir vorübergegangen sein konnten, daß ich ein gereifter Mann von achtunddreißig Jahren, Helene eine herrlich aufblühende Knospe von neunzehn Jahren sei; aber bald stellte sich bei mir die ruhige Ueberlegung ein und diese legte sich wie kalter Frost an die Blüthen, welche mein Lebensbaum nun plötzlich im Herbste meines Lebens trug. Konnte ein junges Mädchen einen Mann, der zweimal so alt wie sie, lieben? Durfte ich es wagen, ihre Neigung erringen zu wollen? — und auch, wenn mir dies halbe Wunder scheinbar gelingen sollte, wenn das reine, unschuldige Kind, das in dem abgeschlossenen Hause meines edlen Freundes Seland kaum je mit einem jüngeren Manne verkehrt hatte, dem ersten gegenüber, der ihr im Leben mit den besten Absichten für ihr Wohl entgegentrat, dem sie Achtung und Erkenntlichkeit zu schulden glaubte; im Verkennen des eigenen Gefühles, statt Dankbarkeit, Liebe zu empfinden glaubte, wenn sie sich, selbst täuschend, irrthümlich mir als Gattin gab; — so war der Gedanke, daß sie später, zu spät den Irrthum schmerzlich empfinden sollte, daß ich das Wesen, das ich mit verzehrender Gluth und dabei doch mit gewaltiger, resignirender Selbstlosigkeit liebte, daß die Tochter jenes Weibes, die mir als die Höchste, die Beste erschienen, das Mädchen das mir sterbend noch von meinem besten, von meinem einzigen Freunde auf der Welt, als ein heiliges Vermächtniß anvertraut worden war, über das ich wachen sollte und wollte, wie über meinen Augapfel — daß das Wesen, das ich so recht aus voller Seele beglückt hätte, so viel als es mir nur möglich, durch mich unglücklich werden sollte — so war **der** Gedanke für mich ein so furchtbarer, ein so entsetzlicher, daß er mir das Leben in grausamster Weise verbitterte."

Der Graf hielt wieder tiefbewegt inne, er durchschritt, wie er dies zu thun pflegte, mehrmals das Zimmer, endlich warf er sich erschöpft auf einen Stuhl und fuhr nach einer kurzen Pause fort:

„Das, was mir im ersten Augenblicke als höchste Wonne, mein ganzes Leben wunderbar verschönend erschienen, ward mir, als ruhiges Bedenken in meiner

Seele Einkehr hielt, zur höchsten Qual! — Ich habe, ich darf es wohl sagen, wie alle meine Ahnen die uralte Devise unseres Hauses: „pflichttreu,“ stets hoch und fest gehalten, und es konnte mir nicht lange zweifelhaft bleiben, was ich zu thun hatte. Helene Below von Udringen war ein Mädchen wunderbar schön an Geist, Gemüth und Körper, die vorzügliche Erziehung ihres Oheims hatte ihre herrliche Gaben voll entwickelt, zur höchsten Blüthe und Vollendung gebracht; — ich war reich, freilich den größeren Theil meines kolossalen Vermögens bildete der fideicommissarische Besitz, über den ich nicht frei verfügen konnte, aber ich war nun schon zwölf Jahre Eigenthümer der großen Erbschaft, die mir zugefallen, ich hatte mir bei meiner mäßigen, bescheidenen Lebensweise ein anständiges Privatvermögen gesammelt, über das ich disponiren konnte, ich war in der Lage, Helenen eine reiche Mitgift zu geben, und meine Mündel war daher in jeder Beziehung eine glänzende Partie. Ich wollte sie, wie man es nennt, versorgen, verheiraten. Ich hielt ihr eine Gesellschaftsdame, Frau von Ellbrunn, die Witwe eines höheren adeligen Beamten, und führte sie in der Residenz in der Gesellschaft ein. Wie ich es erwartet hatte, flogen dem geistvollen, liebenswürdigen, schönen Mädchen alle Herzen zu. Helene war mir mit einer Offenheit entgegengekommen, als wenn Sie mich von ihrer frühesten Jugend an gekannt hätte; mein Freund Seland hatte, wie sie mir erzählte, stets mit der höchsten Achtung und wärmsten Liebe von mir gesprochen und ich sah es bald, daß sie in ihrem reinen krystallhellen Gemüthe kein Geheimniß vor mir bewahren würde, und ich erwartete jeden Tag, wenn sie des Abends vorher in Gesellschaften von hundert jungen Männern umschwärmt worden, daß ihr einer vorzugsweise gefallen. Ich durchlebte eine Zeit des schärfsten Seelenschmerzes, ich glich einem Manne, der auf der Folterbank ausgestreckt liegt und jeden Moment das Anziehen der Schraube, das ihm grauenhafte Qualen verursachen wird, erwartet; aber Helene, die mir über Alles, was sie gesprochen, gesehen, gehört, bemerkt, mit vollster Offenheit genaue Mittheilungen machte, äußerte sich nie über einen Mann in einer Weise, die mich vermuthen lassen konnte, er sei ihr nicht gleichgiltig..... So schmerzlich mich auch ein solches Bekenntniß berührt hätte, so hätte es mir doch anderseits eine große Erleichterung gewährt; denn fortwährend in Helenens Nähe zu leben, das Gefühl heißer Leidenschaft still verborgen im Herzen und dabei die Maske eines nur väterlichen Freundes zu tragen, war eine Aufgabe, der ich mich auf die Dauer nicht gewachsen fühlte, war eine Aufgabe, die meine schwachen Kräfte überstieg, denn ich war, stets der Erinnerung an mein Ideal lebend, rein und unschuldig wie ein Knabe geblieben, und ich liebte Helene jetzt mit der Feuergluth der ersten Jugend; meiner endlos reinen Liebe für sie hatte sich, wie ich bald zu meinem eigenen Entsetzen erkannte, das brennende Verlangen eines warmen erregten Blutes gesellt..... Ich fürchtete wahnsinnig zu werden, wenn Helene noch länger in meiner Nähe weilen und ich mich in hoffnungsloser Sehnsucht verzehren sollte, ich wollte diesem peinlichen Zustande ein Ende, und auch Helene glücklich machen, ich wollte sie verheiraten!..... Endlich fand sich für diese ein geeigneter Bewerber: Baron Lambrecht warb um ihre Hand bei mir, und der junge Mann besaß alle Eigenschaften, ein Weib glücklich zu machen. Einer der besten und ältesten Familien entstammend, war er ein schöner, liebenswürdiger, gebildeter Mann von achtundzwanzig Jahren, der sich des vorzüglichsten Rufes erfreute und in best geordneten Verhältnissen lebte, ein in großartigen Ländereien angelegtes, ererbtes Vermögen

besaß. — Baron Lambrecht trug seine Werbung in anständiger, herzgewinnender Weise vor, er gestand offen, eben so, daß er meine Mündel verehre und anbete, als auch, daß er bisher von dieser Nichts gehört oder gesehen, was ihn zu der Vermuthung berechtige, daß sie ihm geneigt sei; aber er stellte die unter diesen Verhältnissen billige Bitte, ich möge, wenn ich als Vormund nichts gegen ihn einzuwenden habe, Helene fragen, ob sie es gestatte, daß er persönlich um sie würbe. Baron Lambrecht war so feinfühlend, auch mich selbst bezüglich meiner eigenen Entschließung nicht zu drängen, einige Tage abwarten zu wollen und sich günstigen Falles durch eine Zeile Antwort von mir zu erbitten. Das schöne correcte Vorgehen des jungen Mannes erhöhte meine Achtung vor ihm, und ebenso von dem Bestreben geleitet, meine qualvolle Situation zu beenden, als von der Ueberzeugung durchdrungen, daß Baron Lambrecht meiner Mündel gefallen, daß sie, deren reines Herz noch frei zu sein schien, den allgemein beliebten Mann wählen würde, erklärte ich dem Baron, daß ich zwar den Entschließungen meiner Mündel nicht vorgreifen könne, aber daß ich als Vormund gar nichts gegen ihn einzuwenden habe und ihm, wie er es selbst ausgesprochen, binnen wenigen Tagen anzeigen würde, ob er sich zu einer persönlichen Werbung bei der Dame einstellen möge.

Ich wollte gleich, nachdem mich Lambrecht verlassen, auf Helenens Zimmer eilen; — aber ich schuf mir selbst tausend nichtige Vorwände.... sie konnte wohl jetzt den Besuch einer Freundin haben, ich mochte sie gerade jetzt im Pianospiel oder in ihrer Lecture stören; — sie könnte vielleicht erschrecken, wenn ich zu ungewohnter Stunde in ihr Zimmer trat, jetzt, am Vormittage erschien mir der Abend die geeigneteste Zeit für eine so wichtige Unterredung, da konnte Helene des Nachts recht gründlich darüber nachdenken, und bei einer so wichtigen Angelegenheit, bei einer Entschließung, die für ein ganzes, volles, theures Menschenleben entscheidend sein soll, konnte es ja in der That nicht auf einige Stunden ankommen; — Abends war ich mit Helene und ihrer Gesellschafterin in's Theater gefahren, wir hatten spät soupirt und ich wollte mir gewaltsam einreden, daß Helene etwas abgespannt und verstimmt und nicht in der Verfassung sei, eine so wichtige Mittheilung entgegenzunehmen, — auch hatte ich seit Vormittag meine Ansicht wesentlich geändert, jetzt schien es mir recht unzweckmäßig, an Helene, bevor sie zur Ruhe ging, eine so wichtige Frage zu stellen, sie möglicherweise um ihre Nachtruhe zu bringen, ihr eine schlaflose Nacht zu bereiten.... so vergingen in thörichter Selbsttäuschung zwei volle Tage; endlich warf ich mir mit vollem Rechte eine große Verletzung der übernommenen Vormundschaftspflichten vor, ich bezwang mich, und am dritten Tage nach dem Diner betrat ich Helenens Zimmer. Mir schien es, als würde mir der nächste Moment die Verurtheilung zu einem schauderhaft gräßlichen Tode bringen und ich war entsetzlich bleich geworden. Helene bemerkte meine ungewöhnliche Aufregung und mit einem wehmüthigen Lächeln frug sie mich erschreckt, ob sie sich in irgend einer Weise, gewiß gegen ihr Wollen, meine Unzufriedenheit zugezogen, ob ich ihr über etwas zürne? — Ich ihr in dem Momente zürnen, wo ich am liebsten zu ihren Füßen niedergesunken, ihr gestanden, daß ich sie zu verlieren fürchte, daß ich den Verlust nicht ertragen, nicht einen Moment ohne sie leben könne!.... Ich raffte alle meine Kräfte zusammen, ich sagte ihr, daß Baron Lambrecht um sie würbe, ja, ich hatte es in der Selbstbeherrschung so weit gebracht, den Baron so recht wie er es verdiente, zu loben, ja ihn als Gatten zu empfehlen; aber ich wagte es nicht, während ich sprach,

sie anzusehen, ich mußte den Blick zu Boden senken, wie ein auf einem Fehler ertappter Schulbube....

Ich hatte mein Pensum mühevoll abgestammelt, es war eine tiefe Stille eingetreten, ich bildete mir ein, Helenens Herz klopfen zu hören, — endlich erhob ich mein Auge.... ich war überrascht; Helene war zuerst heftig erröthet, dann war sie leichenblaß geworden, daß mir das Herz in der Brust zitterte, — ihre wunderbar schönen Augen füllten sich mit Thränen, ihr Busen hob und senkte sich wie in Schrecken und tiefem Seelenleide, ihre bebenden Lippen zuckten schmerzlich, mir schien es fast, als wolle Helene in heftiges Schluchzen ausbrechen,... endlich frug sie mich, ob.... ich ihr dazu riethe, einem fremden Manne die Hand zu reichen,.... ob ich etwa wünsche, daß sie recht bald mein Haus verlasse?! — Und als ich, mich vergessend, stürmisch darauf erwiderte, daß ich auf der ganzen Welt gar nichts weniger wünsche, als das, — daß ihre Nähe mich beglücke, mich beselige, da überflog ein wunderbar schönes, erhellendes, zufriedenes Lächeln ihre herrlichen classischen Züge, sie gestand mir zögernd, stammelnd, daß auch sie sich nur ungerne von mir trennen würde, daß sie — wenn ich es erlaubte, gerne bei mir verweilen, bei mir ausharren wolle — bis an's Ende ihres Lebens; zu meiner höchsten Wonne erfuhr ich von dem schämig erröthenden Mädchen, das keine Verstellung kannte — daß ich von ihr geliebt wurde! Es war dies der schönste, der glücklichste Moment meines Lebens; — mir ward zu Muthe, wie einem Manne, der sich zur ewigen Verdammniß verurtheilt glaubte und in einem Momente, mit der Schnelligkeit des Gedankens dem Höllenpfuhl entrissen, plötzlich in's Paradies versetzt wird!....“

Wieder mußte Oltheim innehalten, unwillkürlich ergriff Mergentheim seine Rechte und drückte sie theilnahmsvoll; nach kurzer Pause fuhr jener fort.

„Ich war der glücklichste Mensch auf Erden.... Da Helene bei mir wohnte, erschien es passend, daß wir die Verlobungsdauer abkürzten und ich mir Helene durch das feste Band der Ehe zu eigen machte; — aber da fiel plötzlich ein düsterer Schatten in unser sonniges Leben! — In Baden war der Aufruhr in hellen Flammen ausgebrochen und unsere Truppen mußten dort einrücken. Ich erhielt die Ordre, mich sofort binnen zwölf Stunden an der Spitze meines Regimentes in Eilmärschen auf den Kriegsschauplatz zu begeben und ich mußte selbstredend dem Befehle meines obersten Kriegsherrn pünktlich gehorsamen. Der Abschied war ein erschütternder; Helene benahm sich auch hierbei so würdig und so liebenswürdig, daß, wenn meine Gefühle für sie noch einer Steigerung fähig gewesen wären, diese hätte eintreten müssen. Mit erhebendem Gottvertrauen sprach sie die feste Zuversicht aus, mich nach beendetem Feldzuge glücklich wiederzusehen....

Ich übergehe rasch die Kämpfe in Baden, deren Geschichte ist noch neu und gewiß auch Ihnen mit allen ihren Einzelnheiten bekannt. Ich habe, ich darf es ohne Ueberhebung sagen, als Soldat meine Schuldigkeit erfüllt, ich habe an den blutigsten und unserseits siegreichsten Gefechten theilgenommen und die mir auferlegten Pflichten auch dann erfüllt, wenn mir diese weder leicht noch angenehm waren. So mußte ich einmal als Regimentsobrist einem Kriegsgerichte präsidiren. Nachdem Standrecht verkündet worden, ja nachdem der Aufstand auf dem flachen Lande vollkommen niedergeworfen und völlig hoffnungs- und aussichtslos geworden, war ein junger Mann mit den Waffen in der Hand ergriffen worden, als er völlig nutz- und zwecklos einige Soldaten getödtet, und das Kriegsgericht hatte ihn nach dem Paragraphen und dem Sinne des Militär-

Strafgesetzbuches zum Tode verurtheilt. Ich hatte als Vorsitzender das Urtheil zu unterfertigen, und dieses wurde ausgeführt.... Fast unmittelbar darauf, kurz vor beendeter vollständiger Niederwerfung des Aufstandes, wurde ich bei der Belagerung von Rastatt verwundet und mußte nach Hause gebracht werden. Ich hatte mich mit verzehrendem Verlangen nach Helene gesehnt, und unser Wiedersehen war ein freudiges, ein erschütterndes. Meine Verlobte hatte im Ueberquellen ihrer liebenden Gefühle alle mädchenhafte Zurückhaltung abgelegt; sie hatte mich am Bahnhofe erwartet und war mir mit einem Freudenschrei leidenschaftlich an den Hals geflogen. Helene ward mir eine liebende, sorgsame Pflegerin, und sobald ich von meiner Wunde genesen, sollte unsere Vermählung einfach und stille gefeiert werden. Ich war schon der Genesung nahe und wir wollten nun rasch die Vorbereitungen zu unserer Hochzeit erledigen, es mußten zuerst einige scheinbar unbedeutende Formalitäten vorangehen; Helene war minderjährig, es mußte die Bewilligung der Vormundschaftsbehörde erlangt werden, und diese befand sich an ihrem — Helenens — Geburtsorte, wohin sie auch zuständig war. Nach den gesetzlichen Bestimmungen werden minderjährige Mädchen, bevor der vormundschaftsgerichtliche Eheconsens ertheilt wird, von der Behörde, allein in Abwesenheit ihrer Verwandten, auf die Wichtigkeit dieses entscheidenden Schrittes aufmerksam gemacht und namentlich darum befragt, ob sie zu diesem nicht gezwungen würden, und so war auch Helene eingeladen worden, vor dem Kreisrichter ihres Heimatsortes zu erscheinen.

Ich konnte schon das Bett, aber noch immer nicht das Zimmer verlassen, und konnte daher Helene auf dieser Reise, die wir nicht länger hinausschieben wollten, nicht begleiten."

Graf Oltheim machte wieder eine längere Pause, er begann zu Mergentheims Ueberraschung plötzlich verlegen zu werden, er wurde blaß, seine Nasenflügel zitterten wie in nervöser Aufregung und er drehte — ein bekanntes Zeichen der Befangenheit — an seinem Barte; als er endlich wieder den Faden seines Berichtes aufnahm, klang seine Stimme schwankend und vor Erregung heiser.

„Herr Mergentheim, nachdem, was ich schon früher über Sie und was ich heute von Ihnen selbst vernommen, bin ich überzeugt, daß Sie ein Ehrenmann sind. Ich oder Sie, vielleicht wir Beide, sind morgen um diese Zeit nicht mehr unter den Lebenden, sind vielleicht schon Beide morgen um diese Zeit todte Männer. — Da ich gezwungen bin, Ihnen zu meiner eigenen Rechtfertigung einen mich beschämenden, in dem Momente tief niederbeugenden Fehler zu gestehen, erwarte ich, daß für den Fall, als Sie mich überleben, Sie das Geheimniß, heilig halten — o! Gott.... in dem Falle würde es ja kaum ein Geheimniß bleiben können!" schrie der Graf in tiefstem Seelenschmerze auf, und drückte verzweifelnd beide Hände an's Gesicht.

„Herr Graf!" entgegnete Mergentheim, „ich habe Ihnen schon einmal mit meinem Ehrenworte versichert, daß ich, möge sich die Zukunft wie immer für mich gestalten, Ihr Geheimniß bewahren werde, Sie können mir, was Sie für nöthig finden, mit der größten Beruhigung mittheilen."

„Ich habe es Ihnen schon gesagt," fuhr der Graf, den Blick zu Boden senkend, fort, „meine Leidenschaft für Helene war auf den höchsten Grad gestiegen, ich hatte mein ganzes volles Leben wie ein Ascete gelebt, in dem Momente, wo Helene auch in wunderbarem Körperreize von mir auf einige Zeit Abschied nahm, in dem Momente vergaß ich einen kurzen Zeittheil.... daß.... daß...." der Graf stockte und seine Stimme sank zu einem unhörbaren Flüstern herab, „daß uns noch nicht das Band der Ehe um-

schlang, einen Augenblick vergaß ich Alles.... ich, der gereifte ältere Mann, nicht Helene, das junge, unerfahrene, mir völlig vertrauende Mädchen — beging einen Fehler..... dann.... freilich, als es zu spät war.... sprach ich davon, daß wir in wenigen Tagen ja ehelich verbunden, daß wir dann ja vor Gott und Menschen Mann und Frau sein würden.... der Fehler war geschehen und nun erfaßte mich eine entsetzliche Ungeduld, ich hätte gewünscht, daß Helene auf Windesflügeln nach ihrem Geburtsorte reisen könnte, ich konnte jetzt den Moment ihrer Abreise, den Moment ihrer Rückkunft vor Ungeduld nicht erwarten."

„Nun," unterbrach ihn Mergentheim lebhaft, „es wird doch keine Schwierigkeiten geboten haben, die vormundschaftsbehördliche Bewilligung für ihre minderjährige Verlobte zu erlangen?"

„Ich hatte das gehofft; aber wie so häufig im Leben das Unerwartetste eintritt, so stemmte sich auch uns plötzlich ein unerwartetes, wenn auch scheinbar leicht zu beseitigendes Hemmniß entgegen, es fehlte nämlich unter den Papieren meiner Mündel und Verlobten der Trauschein ihrer Eltern. Da ich diesen nicht in Selands Hinterlassenschaft gefunden, nahm ich an, daß dieses Document bei der Vormundschaftsbehörde erliegen würde, und bat Helene, diesen, nebst der gerichtlichen Ehebewilligung mitzubringen. An dem für ihre Ankunft bestimmten Tage war ich zu ihrem Empfange auf den Bahnhof gegangen, aber sie langte nicht an, statt ihrer kam ein Brief, in welchem sie mir anzeigte, daß sich der Trauschein bei Gericht nicht vorgefunden, und sie daher gezwungen war, mit ihrer Gesellschaftsdame nach Belgien, nach jenem Städtchen, in welchem ihre Eltern getraut worden waren, zu reisen, daß sie mit diesem wieder nach ihrem Geburtsorte zurückkehren, die Ehebewilligung erlangen und dann so rasch als möglich nach Hause eilen werde. Auf der Reise erkrankte in einem kleinen rheinischen Städtchen plötzlich ihre Gesellschafterin Frau von Ellbrunn; meine gute edle Helene mochte ihre Begleiterin, die unmöglich transportirt werden konnte, nicht verlassen, und die beiden mußten zwei Monate in dem Städtchen verbringen. Ich litt während dieser Zeit entsetzlich, ich schlug alles Erdenkliche vor, Helene von ihrem Krankenwärteramte abzulösen; aber das dankbare, feinfühlende Mädchen wollte ihre mütterliche Freundin unter keiner Bedingung vor der vollständigen Genesung verlassen. Um jeden Preis, der mir zu Gebote gestanden, hätte ich diese unerwartete Verzögerung, dieses Hinausschieben unserer Vermählung verhindert; aber ich kannte Helene, diese würde, so mußte ich annehmen, Frau von Ellbrunn, der sie mit kindlicher Liebe anhing, jetzt gewiß nicht verlassen. Ich befand mich in einem Zustande fieberhafter Aufregung und Ungeduld, ich war kaum im Stande, mich so zusammenzuraffen, um einer ernsten Beschäftigung meine vollen Geisteskräfte zuwenden zu können. Eines Nachmittags saß ich verstimmt in meinem Arbeitszimmer, es lag wohl ein militärwissenschaftliches Buch vor mir aufgeschlagen, aber ich vermochte diesem nicht meine Aufmerksamkeit zuzuwenden, ich war nicht einmal im Stande, meine Cigarre in Brand zu erhalten — als mein Diener eintrat und mir einen Brief überreichte. Dieser enthielt Eigenthümliches, Ueberraschendes; ein gewisser Busch schrieb mir, er sei eigens aus der Schweiz hierhergereist, um die Herausforderung seines Freundes Müller, der jetzt in Frankreich, in der Nähe der deutschen Grenze lebe, zu überbringen. Sein — Müllers — Bruder wäre von einem Kriegsgerichte, dem ich präsidirt hatte, zum Tode verurtheilt worden, und er müsse, bevor er Europa für immer verlasse, ein Duell auf Tod und Leben mit mir bestehen. Sein Bruder sei der einzige Mensch auf Erden gewesen,

an dem sein Herz gehängt, er wolle diesen rächen und wenn er auch bei diesem Versuche getödtet würde, sollte ich einst das unschuldige Blut zweier Brüder, das ich vergossen, vor Gott verantworten. Der Schreiber dieser Zeilen habe sich schon gestern zu mir begeben wollen, aber auf dem Wege zu meiner Wohnung wäre er auf der Straße ausgeglitten und hatte den Fuß gebrochen, so daß er unter ärztlicher Behandlung krank im Gasthofe läge. Da er nicht zu mir kommen könne, forderte er mich auf, ihm eine Mittelsperson, einen Secundanten zu senden."

„Mußten Sie eine solche Herausforderung annehmen?" unterbrach Mergentheim den Grafen.

„Die Herausforderung war mir in dem Momente höchst unangenehm. Ich hatte in meiner militärischen Laufbahn wie jeder meiner braven Kameraden in Schleswig-Holstein und in Baden oft genug Proben meiner Todesverachtung gegeben, und ich hatte früher auch dem Leben keinen übermäßigen Werth beigelegt; aber in dem Augenblicke, in dem ich hoffen durfte, nicht nur von meiner zukünftigen Gattin Helene beglückt zu werden, sondern auch diese zu beglücken, in dem Momente, wo ich befürchten mußte, daß mein plötzlicher unerwarteter Tod ein mir so theures Wesen, an das mein Herz mit so unendlicher Liebe und Zärtlichkeit hing, endlos unglücklich machen würde, schien mein Leben weniger für mich, als in Helenens Interesse im Werthe gestiegen zu sein; allein Sie werden es begreiflich finden, daß ich mich den allgemeinen Gesetzen der Ehre und des Herkommens, die in meinem Berufe in noch erhöhtem Maaße beachtet und befolgt werden müssen, doch unter allen Umständen unterwerfen mußte, und es konnte sich nur darum handeln, ob diese mich verpflichteten, eine solche Herausforderung anzunehmen.

Busch's Brief war in so gemessener, correcter Weise abgefaßt, daß es vor Allem nothwendig erschien, seinem Wunsche zu entsprechen und ihm einen meiner Freunde zu senden. Meine Wahl fiel auf einen ehemaligen Kameraden Obristlieutenant Baron von Braggen, der im Schleswig-Holstein'schen Feldzuge einen Schuß in den linken Fuß erhalten und hierdurch dienstunfähig geworden war. Mein liebenswürdiger, hochachtungswerther Freund erklärte sich auch bereit, mir in dieser Angelegenheit zu dienen und begab sich sofort zu Busch. Nach einer Stunde kehrte er mit ernster Miene zurück. Braggen ist ein Ehrenmann, dabei lebenserfahren und praktisch und sein Urtheil mußte mir namentlich in diesem Falle, wo ich selbst befangen war, maßgebend sein. Er hatte, wie ich aus seinen Aeußerungen entnahm, vorerst, bevor er Busch gesprochen, gehofft, durch eine klare, ruhige Auseinandersetzung die Sache beizulegen, allein jetzt gestand er mir, daß er kein Mittel wisse, das Duell zu vermeiden. Busch und Müller gehörten zu der großen Zahl jener exaltirten Köpfe, welche dem verunglückten Aufstande im Süden Deutschlands die vollste Berechtigung beilegten und die Verurtheilungen als strafwürdige Grausamkeiten verdammten. Müller hatte seinen älteren Bruder, der zum Tode verurtheilt worden war, mit übertreibender Bruderliebe vergöttert, ihm war er lebend als das Prototyp aller Vollkommenheit, durch seinen Tod verklärt, als politischer Märtyrer erschienen; er beabsichtigte von Frankreich aus, wohin er geflüchtet, nach Amerika auszuwandern, aber bevor er Europa verließ, seinen geliebten Bruder zu rächen. Er wußte, so lange ich noch an der Spitze meines Regimentes im Felde stand, konnte und durfte ich seine Herausforderung nicht annehmen; aber als ich verwundet in die Heimat zurückgekehrt war, konnte er vor Ungeduld kaum meine Genesung erwarten, um mir durch seinen Freund Busch einen Kampf

auf Leben und Tod anzubieten. Dieser mußte auf französischem Boden und binnen einer gewissen, von ihm bestimmten Zeit ausgefochten werden, da er in wenigen Tagen Europa für immer verlassen, sich in Havre de grace einschiffen will. Busch, ein überspannter Kopf, war selbst politisch gravirt, aber er war ein Fanatiker und hatte dem Freunde und der Sache zulieb die für ihn nicht vollkommen gefahrlose Reise unternommen.

Alle Gründe, die Braggen gegen das Duell und gegen Müllers Berechtigung mich herauszufordern, anführte, waren von Busch in entschiedenster Weise zurückgewiesen worden und dieser drohte schließlich, wenn ich das Duell zurückwiese, mich in allen großen Blättern des Auslandes als nichtswürdigen Feigling, als ehrlosen Schurken zu brandmarken, ja er ging so weit, es auszusprechen, daß er oder einer seiner Freunde mich, für den Fall, als ich den Zweikampf hartnäckig zurückwiese, öffentlich in einer solchen Weise insultiren würde, daß meine Ehre befleckt, daß ich den Dienst quittiren, aus der Armee austreten müßte, das, so schloß Braggen seinen längeren Bericht, wäre eine Gefahr, der ich mich nicht aussetzen dürfe — und so hatte er mit Busch das Duell unter ungewöhnlichen Bedingungen abgeschlossen. Ich sollte allerlängstens bis morgen Nachmittag an einem genau bestimmten Orte jenseits der französischen Grenze mit Müller zusammenkommen, es sollte bei einer Distanz von dreißig Schritten von Beiden gleichzeitig geschossen und dies so lange fortgesetzt werden, bis einer todt auf dem Platze bliebe. Nachdem Braggen diesen Bedingungen in meiner Vollmacht zugestimmt hatte, war Busch befriedigt und ruhiger geworden und war in allen anderen Punkten Braggen gegenüber von außerordentlicher Höflichkeit. Ich nahm selbstredend Braggens Abmachungen mit Busch an und es entstand nun in mir die Frage, ob ich nicht Alles aufbieten sollte, mich noch vor dem Duelle mit Helene zu vermählen, oder ob es grausam wäre, jetzt, wo das Damoklesschwert über meinem Haupte schwebte, wo ich einer emminenten Lebensgefahr entgegenging, ein so junges herrliches Wesen zu meinem Weibe, vielleicht binnen kürzester Frist zu meiner Witwe zu machen. Diese Angelegenheit war eine so delicate, daß ich darüber keinen Zweiten befragen konnte, in dieser allein entscheiden mußte, und ich gerieth in einen hohen Grad von Aufregung; aber dieser sollte noch wesentlich gesteigert werden. Am nächsten Tage empfing ich von Helenen einen ausführlichen Brief. Sie schrieb mir, daß es der Frau von Ellbrunn schon etwas besser gehe, daß sie nach dem Ausspruche des Arztes in wenigen Tagen schon das Bett verlassen und in zehn, zwölf Tagen mit ihr die Weiterreise nach Belgien werde antreten können. Am Schlusse ihres lieben Briefes schrieb sie mit von Thränen verlöschten Zügen: sie verzehre sich jetzt in aufreibender Sehnsucht darnach, mich wiederzusehen — und ebenso den Trauschein ihrer Eltern und hierdurch auch die Ehebewilligung zu erlangen, denn — so schloß sie wörtlich: „Geliebter Mann ich muß Dir etwas gestehen, was mir die Schamröthe in's Gesicht treibt..... ich fühle mich Mutter und ich kann nicht eher wieder ruhig athmen, als bis ich vor Gott und Menschen Dein ehelich Weib bin....."

Der Graf wurde wieder von Neuem von einer furchtbaren Aufregung erfaßt, wieder schritt er stürmisch im Zimmer auf und ab, endlich blieb er vor Mergentheim stehen, ergriff dessen Hand und sprach mit bebender Stimme.

„Daß der Fehler einer Viertelstunde, in der Leidenschaft mich zu einem so folgenschweren Vergehen hingerissen, sich so entsetzlich an mich rächen würde, hatte ich nicht ahnen gekonnt; meine Lage ward geradezu eine entsetzliche.

Busch, der mittlerweile die Residenz verlassen, hatte Baron Braggen schon mehrmals urgirt, ihm geschrieben, daß er aus sicherer Quelle erfahren, daß ich schon vollkommen genesen und die Reise nach Frankreich leicht unternehmen könnte; er hatte ihn schon wiederholt darauf aufmerksam gemacht, daß die vereinbarte Frist bald ablaufe, daß das Schiff, mit welchem Müller nach Amerika reise, an einem bestimmten Tage absegeln werde, er appellirte an Baron Braggens Ehre, der sich für mich verpflichtet und dieser, in der Behandlung von Ehrensachen eine Autorität ersten Ranges, machte mich nun in dringender Weise darauf aufmerksam, daß es nun die höchste Zeit wäre, die Reise nach Frankreich zu unternehmen. Braggen hatte mit dem halbverrückten aber doch ritterlichen Busch vereinbart, daß bei der Ungewöhnlichkeit der Verhältnisse und bei dem Umstande, daß es doch ein Geheimniß bleiben sollte, daß ich der Herausforderung eines Freischärlers Folge geleistet, ein unparteiischer Zeuge, Busch genügen und ein unbekannter Arzt aus dem nächsten französischen Städtchen zugezogen werden sollte. Ich hatte nicht den Muth, Braggen zu gestehen, daß es für mich eine heiligste Pflicht sei, mich für kurze Zeit noch am Leben zu erhalten, daß hiervon die Ehre meiner geliebten Helene, die Zukunft meines Kindes abhinge; die Rücksicht für das geliebte Weib schloß mir den Mund. — Braggen ist Junggeselle, ein Cavalier und Offizier der alten Schule, großgezogen in den Traditionen, daß sich gewisse Differenzen nur mit der Pistole oder dem Degen in der Hand, ordnen lassen, ihm gilt die Berufs- und Standesehre höher als Alles; ich hätte, wenn ich von dem Duelle zurückgetreten wäre, Braggens Achtung verloren, Müller und Busch hätten Wort gehalten, hätten mich öffentlich gröblich insultiren lassen und der Name, den ich von meinen Ahnen rein überkommen und meinem Kinde rein hinterlassen wollte, durfte mit keinem Flecken besudelt werden!.... Mit großer Mühe hatte ich Braggen dazu veranlaßt, sich brieflich an Busch zu wenden, um eine Fristverlängerung zu erlangen, aber dieser hatte hierauf eine ablehnende, spitze, verletzende Antwort ertheilt, und selbst Braggen, dem mein Benehmen unerklärlich erschien, begann zu stutzen und bitter zu werden..... es blieb mir keine andere Wahl, ich fuhr hierher und morgen Nachmittag um drei Uhr soll ich mit meinem Gegner zusammentreffen.... Ich stehe vor einer entsetzlichen Alternative — was soll ich thun, was beginnen? In dem Momente, wo ich keinen andern Ausweg sehe, wo ich mit unabweislicher Macht gezwungen glaube, das Duell anzunehmen, quält mich der furchtbare Gedanke, daß mich die tödtliche Kugel treffen wird bevor Helene mein Weib geworden! Der Gedanke, daß es mir unmöglich werde, die Ehre des Mädchens, das ich mit unbeschreiblicher Innigkeit und Treue liebe, beschützen zu können, des Mädchens, über das ich zu wachen hatte, des Mädchens, das zu schirmen ich meinem sterbenden Freunde Seland in die erkaltende Hand gelobt — der Gedanke kann mich wahnsinnig machen, mich zur Raserei treiben!.... Wenn das Bild vor meine erschreckte Seele tritt, Helene, von Schmach und Gram gebeugt, ihr vaterloses Kind am Arme, ihrem elenden Verführer mit Recht, vielleicht an seinem Grabe fluchend, so vereist das warme Blut in meinem Herzen.... Das Weib, das zu beglücken die schönste Aufgabe meines Lebens sein sollte, dieses und ihr schuldloses Kind sollten durch meinen frevelhaften Leichtsinn, der Verachtung, der Schmach preisgegeben werden!.... Und wenn mich wieder der schreckliche Gedanke erfaßte, gezwungen zu sein — von einem Todfeinde mein Leben erbetteln zu müssen, so beugt mich diese Schande so endlos tief, daß ich

es nicht zu schildern vermag .... Und doch will es mich bedünken, daß ich Alles, Alles — Schmach, Schande, Verachtung, Ausstoßung, auch das Schauervollste über mich ergehen lassen müsse — um die heilige Pflicht gegen Helene, gegen mein ungebornes Kind zu erfüllen; — und doch ist das Etwas, was hart die Grenzen der Unmöglichkeit streift, jene der vollsten Unertragbarkeit erreicht! .... In dieser entsetzlichen Gemüthsstimmung, die nur Jener nachzufühlen vermag, der sich in ähnlicher befunden, langte ich hier an, betrat ich das anstoßende Zimmer; hier hörte ich Ihr lautgeführtes Selbstgespräch, hörte ich, daß Sie in höchster Seelenqual, in bitterster Ironie — Ihr Leben zu hohem Preise ausboten. Erst glaubte ich zu träumen, das Opfer einer Hallucination zu sein, mir schien es eine Art geistiger Fatamorgana; — später glaubte ich wahnsinnig geworden zu sein — gewundert hätte es mich nicht, wenn ich's geworden wäre — aber plötzlich raffte ich mit dem Aufgebote aller meiner Kräfte alle meine Sinne zusammen — und es schien mir, als wenn sich Gott in meiner höchsten Noth meiner gnadenvoll erbarmt, mir in dem entscheidenden Momente einen rettenden Engel gesandt hätte.... es reifte nun rasch der Entschluß in mir, Ihre Ehre um jeden Preis dafür zu retten, daß Sie für die Ehre meiner Verlobten Ihr Leben einsetzen .... Ich habe während der Stunde, die wir jetzt miteinander gesprochen, mit ermüdender, seelenaufreibender Anstrengung über mein Verhalten Ihnen gegenüber nachgedacht, ich erfasse meine volle Unwürdigkeit Ihnen für ein kostbares, unschätzbares Gut, für Ihr Leben — Geld anzubieten, mein Offert treibt mir die helle Schamesröthe in die Wangen, es ist... bodenlos gemein, ich finde keinen Ausdruck, der die Niedrigkeit desselben vollkommen bezeichnen kann — aber in meiner eigenthümlichen Lage ist es — meine heiligste Pflicht — genau so niederträchtig zu handeln, wie ich eben handle... ich kann nicht anders, so wahr mir Gott helfe!"

Wieder schritt der Graf einigemal heftig im Zimmer auf und ab, dann blieb er vor Mergentheim stehen.

„Jetzt kennen Sie meine Lage genau," sprach er, „jetzt wissen Sie, was den Obristen Graf Oltheim, der dem Tode hundertmal furchtlos und heiter in's Antlitz geblickt, veranlassen kann, Sie dringend zu bitten, für ein großes Stück Geld Ihre Haut statt seiner zu Markte zu tragen," er lachte kurz, bitter auf. „Reden wir der Wichtigkeit des Momentes entsprechend ernsthaft," fuhr er fort, „ich biete Ihnen dafür, daß Sie morgen bei dem Rendezvous mit meinem Gegner meine Rolle übernehmen, jene hunderttausend Gulden, die Sie so dringend zur 'Erhaltung Ihrer kaufmännischen Ehre benöthigen — und bitte Sie, mir meine Frage ganz einfach mit Ja oder Nein zu beantworten: Acceptiren Sie meinen Vorschlag?"

(Schluß folgt.)

Nazario's Mord.

Erzählung vom illirischen Strand von Friedrich Rottenbacher.

Sanft anbringend umschlingen die nassen Arme den starren Leib, schmeichelnd und spielend umkosen die feuchten Perlen den Nacken und küssen emporstrebend die Stirn. — Wehe aber Dem, der eurem Schmeicheln, dämonische Wogen, traut, mehr traut, als dieser starre, trotzende Fels. — Wehe, wenn euer Dämon mit unsichtbaren, sausenden Flügeln über euch hinwegfährt und euch emporpeitscht zu wilder Empörung. — Ein schwarzer Gürtel umsäumt den Gesichtskreis, wird breiter, immer breiter, und schon rückt die schwarze Legion in schrecklicher Eile donnernd heran und begräbt unter ihrer Wogenlawine die schaukelnde, silberhelle Fläche. Wie die Wasserberge an die Felsen schlagen, rütteln an der Grundveste! — Schwefelgelbe Feuergarben durchzucken das schwarze Gewölk, der Donner grollt in das Tosen der Brandung hinein. — Hörst du die Stimmen Derer, die nun aufgerüttelt werden aus langem — langem Schlafe tief unten am Grunde? Oder ist es nur der Windsbraut klagendes Geheul? — Annetta schlug Kreuz auf Kreuz und betete zur Madonna für ihres Vaters Leben. Giovanni schlang wie schirmend seinen Arm um das zitternde Mädchen. Eine Leuchte stand am Fenster als Warnzeichen.

„Fürchte nichts, Annetta! Dein Vater ist gewiß in Porto Isolana eingelaufen." — Aber der Trost war schwach. Nicht ihres Vaters Leben allein war's, das gefährdet war: Das Glück ihres jungen Lebens, ihre Liebe hatte der rauhe Sturm des Lebens erfaßt, im Wellentanze dahin gewirbelt. Kein rettend Licht leuchtete ihr aus der Nacht ringsum. Giovanni war arm — so arm als nur ein Fischer sein kann — so arm wie Annetta's Vater etwa, der nicht Noth mit Noth paaren, nicht zwiefache Noth schaffen wollte.

An dieser mageren, felsigen Küste, wo dem Boden nichts abzugewinnen ist, muß der geringste Mundbedarf, will man nicht ganz vom Gethier des Meeres leben, theuer gekauft werden; die Mittel dazu hat der arme Küstenländer dem gefährlichen, tückischen Elemente unter täglicher Lebensgefahr abzuringen. Fällt der Fang spärlich aus oder ist die Nachfrage gering, dann ziehen Noth und Sorge bleichwangigen Angesichtes in die Hütte ein. Wird aber der Ernährer ein Opfer des Kampfes um die Existenz, dann erbarme dich, Himmel, der hungrigen Waisen! — Ist der Landmann, der gesegnete Fluren bebaut, nicht so viel, so viel glücklicher? Und wenn er doch der Vorsehung murrt, welches Undankes macht er sich dann nicht schuldig dafür, daß ihm das beneidenswerthe Loos zu Theil geworden, auf fruchtbarem Boden, auf seines Vaters Scholle, in einem gesunden, nicht von Fieberdünsten geschwängertem Stücke Landes geboren zu sein? Wer viel hat, will mehr, will Alles — um endlich zu sehen, daß ihm nichts zu eigen ward. Die armen Fischer aber sind mit dem zufrieden, was ihrer ist; ihrer ist die große — große See; sie leben auch und sterben an der See oder — in der See. Sie murren nicht, sie rechten nicht, sie sind an Kampf und Leid gewohnt, und gilt's einen neuen Kampf, gilt's neues Leid, inner-

lich wird er ausgefochten, wird es ausgetragen. — Doch heute konnte Annetta ihre Angst nicht bergen, krampfhaft schluchzend hing sie sich an Giovanni: sie sah ihren Vater im verzweifelten Kampfe, nachdem sie heute noch ihm Trotz geboten, des wilden Nazario, der um sie freite, des reichen Fischeinsalzers wegen, mit dessen Netz der Vater fischte, durch dessen Gnade sie ihren Unterhalt fanden. Sie konnte von den traurigsten Gedanken sich nicht losringen; wiederholt wollte sie mit Giovanni hinaus zum Strande, als krachend die Thür aufsprang und der wilde Nazario, von dessen Haupt und Bart das Wasser troff, vor ihnen stand. Annetta entwand sich mit einem Schreckensruf den Armen ihres Geliebten.

Nazario's Gesichtszüge waren verzerrt, da er seinen Nebenbuhler erblickte; er keuchte: „Du — Giovanni — Du? — Ich war in Deinem Nest — Giovanni Piombini war nicht da.“ —

„Was hast Du mir nachzuspüren, Nazario Marchi?“

„Ich spüre Dir nach?“ sagte Nazario gedankenverwirrt. „So? Gewiß. Ich will, daß Du lebest, versteh mich! — Ich will Dir gut.“

„Die Madonna bewahre mich vor Deiner Güte!“ hohnlachte Giovanni. „Du hast Dich bei den tre spade voll und toll getrunken, hast Dir Muth getrunken, Deine falsche Karte gegen mich auszuspielen. Wohlan, Du findest mich gerüstet! Ich fürchte nicht das Knirschen Deiner Zähne.“

Nazario blickte blödsinnig. „Die Madonna will es, daß ich Dir nichts Böses thue!“

„Beim Leib des Herrn, heimtückischen Mord willst Du, da Du zum Todtschlag zu feig bist!“

Ein gellender Schrei aus Nazario's Munde machte die Liebenden erbeben; sein Antlitz war, wo möglich, noch fahler geworden. Mit entblößten Armen focht er herum und heulte dazu: „Ich will nicht morden! Ich will nicht morden! Heiliger Gott, vor Deinem allgegenwärtigen Angesichte schwöre ich, daß ich nicht morden will! Ein Blitzstrahl schmettere mich in den Boden —“

Ein jäher Windstoß löschte das Licht aus, die drei standen in undurchdringlicher Nacht. Annetta's Herz überkam Grauen; sie fühlte ihren Arm von einer unwiderstehlichen Faust ergriffen und eine Stimme schrie in ihr Ohr, als gelte es die Brandung zu übertönen: „Sag's ihm, sag's ihm, er ist ein Maulesel!“

Giovanni sprang gegen Nazario; dieser aber packte ihn mit der zweiten riesigen Faust an der Gurgel, schleuderte ihn zurück, während seine Stimme eindringlicher wurde: „Du Hundesohn, laß mich ungeschoren! Bei den Gebeinen meiner Mutter, die in Tersatto modern, ich will, daß Ihr Euch paaret, und sollt Euch Lucifer in der Hölle zusammenthun! Dem alten Hungerleider schenke ich das Netz und lasse ihm die Schuld nach.“

Mit einer unanständigen Redensart war er zur Hütte hinaus — die Thür fiel krachend in's Schloß. Zitternd blies das Mädchen eine Kohle an, um das Warnzeichen zu entzünden. „Was vom Teufel kommt, kann nur teuflich sein,“ sagte sie dazu.

Ihr Liebhaber war nachdenklich geworden. „Weiß die Jungfrau, was dieses Ungeheuer anspinnt. Ich will ein Heide sein, wenn's bei ihm richtig ist. Morgen stehe ich ihm unter's Angesicht.“

* * *

Der Sturm hatte längst ausgetobt. Der alte Fischer war wohlbehalten mit seiner Barke kaum eingelaufen, als auch schon Nazario an ihn herantrat. Wie war der wetterfeste Alte, der trotz der überstandenen riesenmäßigen Anstrengung keine Ermüdung spüren ließ, erstaunt, als der

Besucher für den Nebenbuhler freite und das wiederholte, was er in verflossener Nacht den Liebenden bereits zugesagt hatte. Annetten's Vater schüttelte das sorgengraue, mächtige Haupt, fügte sich jedoch brummend; ja — es konnte ihm schier lieber sein, daß es so kam, wenn es nur auch mit richtigen Dingen zuging — und gerade darin saß der Haken.

Annetta schüttelte auch ihrerseits das schwarzumschattete junge Köpfchen und meinte, es gehe schon gar nicht mit rechten Dingen zu, es stecke höllische List darin, um alle desto sicherer zu verderben — aber die Mutter Gottes werde sich ihrer gnädig annehmen und sie beschützen. Wo es sich um Erfüllung des heiß ersehnten Wunsches handelt, wo die ganze Erdenglückseligkeit auf einer Karte steht, welches schwache Menschenkind würde da lange feilschen, wenn es bedingungslos den Gewinnst nur einzustreichen braucht? Das mochte auch Giovanni denken, denn er stürzte sich mit Haut und Haar in dieses — höllische Gewebe und lächelte seiner Braut alle ferneren Bedenken weg. Man müsse das Glück anpacken, wo es sich nur zeige, zweimal komme es nicht; gegen höllische List schützen reine Einfalt des Herzens und Gottvertrauen. Noch immer habe die Wahrheit die Lüge, das Licht die Finsterniß überwunden und dgl. Es war auch sonst ein heller und tüchtiger Kopf, dieser Giovanni, soweit man's von einem Fischer verlangen kann, dem unsere Schriftzeichen noch unlösbare Räthsel sind. Er kannte nicht beengende Furcht, faßte so ziemlich Alles bei der richtigen Stelle an und verpaßte den Augenblick nicht um der ungewissen Zukunft willen. Er war im Handumdrehen aus einem geschlagenen Mann, der auf alles Erdenglück verzichtet, ein frohmüthiger, lachender Liebhaber geworden. O Hoffnung, du sonnige Göttin, du zerreißest den Schleier der Dämmerung, trägst den Geist leicht beschwingt himmelwärts und läßt ihn verklärten Auges in Paradiese blicken.

Und doch konnte sich Annetta nicht so recht hineinfinden, sie schien vielmehr seit jener Sturmesnacht nur von einem einzigen Traume befangen zu sein. Sie wandelte auch wie träumend mit dem Kranze auf dem Haupte in die Kirche und als sie Nazario's, ihres Brautführers, Hand berührte, war's ihr, sie greife an eine kalte Schlange; sie dachte der heißen Faust jener Nacht. Bange Ahnungen ließen sie ihres Glückes sich nicht recht freuen. Der Bräutigam schritt zwar stolz erhobenen Hauptes einher, als sei ihm die ganze Welt gering, doch war seine Stirne nicht ganz rein; es saß etwas zwischen den Brauen wie Unmuth; es war der demüthigende Gedanke an die ihm von seinem Feinde zu Theil gewordene Wohlthat. Wie gerne hätte er sie wett gemacht. Die Trauungs-Ceremonie ging ganz ungestört vor sich, gegen der Braut Erwarten. Weder fuhr ein spitzes Eisen aus Nazario's Faust an der Pforte zu ihrem Glücke in ihr geängstigtes Herz, noch schlug ein Blitzstrahl nieder durch des Kirchleins Dach, noch auch öffneten sich der Kirche Grüfte und verschlangen sie sammt dem satanischen Nazario, der höhnisch in sich hineinlachte. Wohl aber zogen kleine, unsichtbar, aber desto verderblicher wirkende Teufelchen in die Brust der Betheiligten ein, und zwar bei Giovanni der grübelnde Argwohn, die immer und überall falsch sehende Eifersucht, bei Annetta die unstete Aengstlichkeit, die Furcht vor Gespenstern bei hellem Tage und ein unheilvolles Ahnungsvermögen.

Sogar der alte Fischer zermartete sein armes Hirn, als wollte er den Stein der Weisen entdecken, so daß sein graues Haupt, das so vielen Stürmen Trotz geboten hatte, schier weiß darob wurde. Nazario mochte noch so oft sich harmlos gebend, mit süßem Lächeln einsprechen — ja gerade dieses Lächeln machte sein Gesicht

einer Teufelslarve ähnlich — ja, je öfter er kam, desto giftigere Blicke schoß ihm Giovanni zu, desto ängstlicher und verlegener zuckte jedesmal Annetta zusammen, desto nachdenklicher kraute sich der Alte hinter dem Ohr. Nazario mußte was merken, wenn er überhaupt offene Augen hatte und offene Ohren. Und er merkte was und seufzte oft auf, tief, wie ein vom Bösen fürchterlich belastetes Gewissen nur seufzen läßt.

Auch als Anna eines Knaben genas, von dem die hilfbereite Nachbarin schwur, er sehe dem Vater auf ein Haar ähnlich, kehrte keine rechte Freude ein. Eine drückende Atmosphäre war und blieb über Aller Häupter gelagert. Nazario hob den Buben aus der Taufe und bedachte ihn mit reichlichen Geschenken. Das hinderte nicht, daß Giovanni — Vergleiche anstellte zwischen dem kleinen, mühseligen, armen Wurm und dem Hundesohn Nazario. Das Gewitter hing drohend am Firmament, einzeln zuckten schon Blitze nieder, nicht gar zu ferne grollte der Donner — als ein plötzlicher Lichtstrahl die gewitterschwere Atmosphäre zerriß, daß helles Sonnenlicht herniederstrahlte und es den armen, sich selbst quälenden Menschenkindern wie ein Schleier von den Augen sank.

* * *

Am frühen Morgen war's; der Dunstkreis rein und hell, daß man die Gebirge jenseits des Meerbusens meilenweit wie Silhuetten so scharf vom lichtblauen Hintergrunde glänzend und glitzernd sich abgrenzen sah. Die See licht und still; nur einzelne Strömungen kräuselten leicht wie spärlich flockender Schnee das durchsichtige Gewässer. Weit außen ragten unbeweglich scheinende Fahrzeuge empor mit schlaffen Segeln.

Die Fischer saßen im Halbkreise am Strande und besserten ihre Netze aus, die Jungen wateten bis an den Schenkeln im Schlamme und fingen Krabben, dann und wann aufschreiend, wenn sich die Thiere, unbescheiden genug, an ihre rothen Beine hängten.

Die Frauenzimmer suchten nach Muscheln und verschluckten die mit den Haarnadeln aus dem Gehäuse hervorgeholten Schnecken.

Annetta stillte den kleinen Schreihals, der auch schon munter war, wie's einem kleinen Fischer ziemt. Ihr Vater, kahlköpfig und mit faltenreicher Stirn, strickte nachdenklich am Netze, während Giovanni die Barke wusch, wobei er zeitweise einmal verstohlen nach Annetta, das andere Mal wie von ungefähr nach einem Häuschen schielte, sicher dem wohnlichsten am Strande, vor dem Nazario saß und ein Pfeifchen schmauchte, scheinbar seelenvergnügt — weil er Annetta sah und Annetta ihn.

Da drang schrill eines Glöckchens Ton durch die reine Atmosphäre; es kam gewiß aus der nahen Stadt. Die Fischer horchten auf und blickten sich fragend an, nur der alte Pietro Forghieri, der älteste Fischer im Dorfe, man redete von gegen hundert Jahre, erhob seinen mächtigen, mit einer blauen Mütze bedeckten Kopf, der einem Löwenkopfe nicht gar so unähnlich war, und redete in seiner langsamen, tiefen Stimmweise: „Das ist das Armensünderglöcklein, es läutet einem Mörder auf dem letzten Gange.“

Bei dieser Rede wurde Nazario's Antlitz blaß, er zitterte merklich, er konnte die Pfeife nimmer im Munde behalten. Es währte einige Minuten, bis er sich wieder gesammelt hatte, dann stand er auf und trat an die nachbarliche Hütte. Er lud die Familie ein, in die See hinauszurudern, um sich des still freundlichen Morgens, der Sonne ungestört zu freuen. Obwohl zögernd und etwas beklommen leisteten die Aufgeforderten doch Folge. Die Barke wurde in's Fahrwasser geschoben, flott gemacht und geräuschlos ging's hinaus. Einige Seemeilen weg vom Ufer wurden die Ruder eingezogen.

Die Barke lag leise, leise schaukelnd da.

Verwundert betrachteten die am Strande Zurückgebliebenen das ungewöhnliche, zwecklose Beginnen, sogar Pietro Forghieri warf einen Blick hinaus, schüttelte unmerklich fast, aber bedenklich die Mähne seines Hauptes, um dann den ganzen Vormittag den Blick von Außendingen abzuwenden.

Schon längst war der Ton des Armensünderglöckleins schrill verklungen, aber Nazario knüpfte daran an und sagte mit wildem Ausdrucke: „Hätte ebenso mir klingen können! Daß es nicht so kam, dem verdankt Ihr Eure Vereinigung.“ Die Anderen blickten erschreckt auf, das Gesicht des Alten überkam's aber bald wie Sonnenschein, ahnend sah er sich am Ende seines Forschens. — „Ich wollte es in mir und mit mir begraben, aber das Glöcklein rief mir zu, es Euch zu sagen und ich glaube, es wird auch so besser sein.“ Mit leiserer Stimme fuhr Nazario fort: „Früher noch sage ich Euch, daß ich um Formentini's Tochter in Isola freite und daß ich nach der Hochzeit hinüberziehe.“

Giovanni athmete unwillkürlich erleichtert auf, als habe sich ein Gewicht von seiner Brust gewälzt. Annetta warf ihrem Mann einen siegesgewissen, fast schadenfrohen Blick zu, der indeß nicht verfing. Nazario stützte den schweren Kopf in die breite Hand. „Ihr wißt es, ich bin jäher Gemüthsart — dazu liebte ich Aquavit und wäre vollgetrunken zu jeder Gewaltthat fähig gewesen. Da drang's wie heller Sonnenschein in mein Herz — ich wurde weich, weicher denn ein Weib. Liebe nennt Ihr's, was bestimmt schien, mich zu einem andern Menschen umzuwandeln — es sollte jedoch nicht sein! Ich entdeckte erschreckend, daß meinem Lieben und Sehnen ein Feind entgegenstehe, den ich bisher für viel zu gering geachtet haben, um daran zu denken, er könne mir einmal vor die Beine kommen. Für je geringer ich ihn halten mußte, desto mehr nahmen Zorn und Rachedurst von mir Besitz. Das Gut, das zu erwerben ich nun für die höchste Aufgabe meines Lebens hielt, besaß dieser Elende und ich sollte nicht die Macht haben, ihn zu vernichten? Er mußte aus dem Wege. Ich grübelte in häßlichen Gedanken und betrank mich fort und fort. — Ein nahender Sturm verdunkelte Meer und Himmel. Ich richtete meine Barke. Vor völlig ausgebrochenem Sturm mußte ich die nächste Insel erreichen und brauchte dazu einen Ruderer. Ich betrank mich nahe an Besinnungslosigkeit — ich bedurfte ja Muthes. Ich fluchte über Alles, was unter und ober den Sternen sein mag und stach fluchend mit dem Verhaßten in See. Als mich dieser vom Fluchen abmahnte, lachte ich ihm höhnisch in's Gesicht, ich lachte so laut, daß ich den Donner übertönte. In diesem Momente erhellte ein Blitz die Barke und meinen Feind, ich sprang wie ein Panther auf ihn ein, stieß ihn vor die Brust, er schrie auf, ich gab ihm einen zweiten Stoß, daß er in die schäumenden Wogen stürzte. Als ich das Steuer erfassen wollte, klammerten sich zwei weiße Hände daran. Ich schlug so lange mit der Ruderstange auf diese Hände, bis die zerquetschten Finger vom Steuer ließen. Seitwärts liegend flog mein Fahrzeug vom Winde gepeitscht nur so dahin. Trotz Sturm höre ich klägliches Seufzen. Ich blicke scheu nach rückwärts und sehe aus schwarzen Wellen ein leichenweißes Antlitz auftauchen, sehe zwei zerschmetterte Hände sich emporrecken; dieser grauenhafte Anblick verfolgt mich — ich kann die Blicke nicht davon wenden, auch als ich heimwärts lenke.

Ja, aus dem Schlafe weckt mich das klägliche Seufzen und vor den geöffneten Augen steht das Jammerbild mit triefenden Haaren, die entblößte Brust voll schwarzer Male und hält mir die gebrochenen, blutrünstigen

Finger entgegen. Ich konnte nicht rufen, mich nicht bewegen; erst nach einigen Minuten voll Todesangst ermunterte ich mich vollends. Noch raste außen der Sturm und in mir wühlte — unfänglicher Schrecken; ich wußte nicht, ob ich gewacht oder doch nur geträumt hatte. In dieser schrecklichen Ungewißheit sprang ich, vom Angstschweiß übergossen, vom Bette und lief voll banger Sorge zu meines Feindes Haus — es war leer; ich rannte in Eure Hütte, Alter — dort fand ich den ermordeten Feind — lebend in Annetten's Armen. — — Oh, ich vermag es nun zu ahnen, wie der größte Menschenfreund das menschliche Herz in seinen geheimsten Winkeln durchspät haben mußte, wie er erkannt haben mußte, daß zwei Gewalten im Kampfe darin gegen einander wühlen, das Gute und das Böse: da er uns beten lehrte „Führe uns nicht in Versuchung!"

Die Sonne breitete ihre Strahlen über die glatte Fläche und fand ihren Widerschein in hellen, lichten Augen und auf wolkenlosen Stirnen.

Der Rothkehlchen Abschied.

Die Welt ruht still in Schweigen,
Erschauernd bebt der Hain,
Vergilbter Blätter Reigen
Wirrt sich am Waldesrain,
Ob Wiesen und ob Wäldern
Und kahlen Stoppelfeldern
Liegt herbstlich matter Abendschein.

Rothbrüst'ge Sänger schweben
Rings her aus weitem Land,
Geheimnißvolles Leben
Beginnt am Waldesrand,
Nach frohen Sommerfesten
Von halbentlaubten Aesten
Lockt sie die Fahrt zum Tiberstrand.

Das huscht und flüstert leise
Durch's gelbe Blätterdach,
Wehmüth'ge Trauerweise
Wird im Gezweige wach,
Schon tönt es ob den Wipfeln,
Und nun ob Bergesgipfeln,
Klagt fern das Lied am Scheidetag.

Schon ist in Abendlüften
Der letzte Ton verhallt,
Es pfeift ob Thal und Klüften
Der Nachtwind rauh und kalt,
Und als des Morgens Grauen
Die Hügel färbt und Auen,
Ragt stumm und todt der braune Wald.

Albert Moeser.

Am letzten Tage.

Von P. K. Rosegger.

„Seid vollkommen ruhig, Frau Margaretha, es ist einstweilen noch gar keine Gefahr. Nur muß er sich schonen; daher ist es gut, daß Ihr Jemanden in seiner Nähe haltet."

„Ihr nehmt mir einen Stein vom Herzen, Doctor, ich danke Euch tausendmal."

„Behüte Euch Gott, liebe Frau, ich komme schon wieder nachsehen."

Der Doctor schritt aus dem Hause und dem alten Apfelbaum zu, neben dessen Schatten ein betagter Mann saß. Der hatte Augen, die noch gütig auf die Welt blickten, aber er sah müde aus.

„Ich danke Euch, Doctor," sagte dieser mit etwas beklommenem Athem, „ich danke Euch für den Trost, den Ihr meiner guten Margaretha gespendet habt. Mit mir müßt Ihr aber aufrichtiger sein. Mir nützt kein Trost und schadet keine Wahrheit mehr. Einer, der achtundsiebzig Jahre lang in der Schule war, um das Sterben zu lernen, glaubt es mir, der hat's auch gelernt. Unruhig macht mich nur die Ungewißheit, ob es morgen sein wird, oder heute, oder später. Ihr wißt das, Doctor, Ihr habt diese alte Maschine gründlich geprüft und ich sehe Euch's an — mein altes Auge ist gewohnt worden, in's Innere zu schauen — Ihr seid im Reinen, Ihr entkommt mir nicht."

„Wollt Ihr Euch nicht in den Schatten setzen, Herr Oberrichter," sagte der Doctor, „es ist sehr schwül und ich glaube, daß das Wetter umschlagen wird."

„Ja," versetzte der Greis, „es wird ganz recht sein, wir haben schon lange keinen Regen mehr gehabt."

„Besonders die Kohlpflanzen sind mitgenommen."

„Die Kohlpflanzen und die alten Leute. Gut, sprechen wir vom Wetter, von meinem, Doctor, ganz recht. Ihr glaubt, daß es umschlagen wird? ich glaube es auch. Nur sagt mir offen — denkt, mit einem alten Mann spricht sich's in dieser Sache ganz anders, als mit jungen, mit lebensdurstigen Leuten, — sagt mir offen, wie lange es mit mir noch dauern wird."

„Ihr sollt Euch nicht aufregen, Herr Oberrichter."

„Freund," entgegnete der Greis und langte seine Hand hin, „überzeugt Euch, ob in diesem Augenblicke mein Puls auch nur um einen Schlag rascher läuft, als sonst. Ich habe in meinem Amte manchen Zeugen inquirirt, von dessen Aussage das Schicksal eines Verbrechers abhing, und ich habe ihn mit größerer Unruhe und Angst befragt, als ich Euch jetzt befrage —"

„Ich weiß es ja," unterbrach ihn der Doctor, „es würde ein Mißkennen Eures Wesens sein, wollte man annehmen, daß Ihr in Euren Jahren nicht vollständig auf das Letzte gefaßt wäret. Der Natur Eures Leidens nach vermag ich leider — mein lieber Herr Oberrichter — nichts Anderes zu sagen, als daß es sich im besten Falle nur mehr um Tage handeln kann."

„Ich danke Euch, Freund," sprach hierauf der Greis und athmete auf. „So wäre diese Sache abgethan. Kommt nur noch ein paar Mal zu mir herüber, daß wir mitsammen ein bischen plaudern können. Nicht wahr, nun erlaubt Ihr mir doch wieder das Sprechen? Es schadet nicht."

Etwas wie Heiterkeit lag auf dem alten Antlitze, durch dessen Aschengrau ein mildes Roth schimmerte.

„Wohl thut's doch, wenn man seine Finger in eine warme Hand legen kann," lächelte er, da sie sich die Hände drückten.

Als der Doctor fort war, kam Frau Margaretha heran und rief dem Greise zu: „Na, schau, Alterchen, ich hab's ja immer gesagt, es ist Nichts. Aber recht gescheidt, daß Du Dich einmal in den Schatten gesetzt hast."

„Freilich, Margaretha, in der Sonne ist's mir viel zu heiß geworden." Sein inneres Frösteln verbarg er; insgeheim wäre er doch lieber in der Sommerhitze gesessen.

„Wo der Hans ist?" fragte der Kranke nun, „den bekömmt man den ganzen Tag nicht zu sehen."

„Der kommt Dir jetzt nicht" berichtete die Frau, „er schläft."

„'n alter Faullenzer. Wenn er wach wird, ich laß ihn bitten. Ihr andern geht nur, Euch mag ich nicht; ich will meinen Hans haben. — Noch Eins, Frau Grethe, komm' herbei — recht herbei. So. Sag', wie war das nur dazumal? Du gabst mir den Spaten in die Hand."

„Welchen Spaten?"

„Du hättest es schon vergessen? Es war ja erst vor Kurzem. Du gabst mir den Spaten in die Hand; ich pflanzte das Apfelbäumchen ein und sagte — was sagte ich nur gleich?"

„Gott richte mich auf der Stelle, wenn ich weiß, wovon Du redest!"

„Wenn wir einmal alt geworden sind, Gretchen, so werden wir unter diesem Baume sitzen und friedsam in's Land hinaus schauen und werden Enkel haben — ja, so habe ich gesagt, weiter ließ mich das Gretchen nicht reden; wie die Enkel kamen, hat sie mir rasch den Mund verstopft. Man weiß ja, wie Weiber das anfangen, wenn sie ihre Männer zum Schweigen bringen wollen."

„Böses Alterchen Du!" sagte Frau Margaretha und küßte ihn auf den Mund.

„Richtig, so war's. — Jetzt ist die Zeit da, von der wir dazumal gesprochen haben. Aber der Unterschied, Weib, wenn man ein Menschenleben mit jungen oder mit alten Augen anschaut! Junge Augen sehen es lang, alte sehen es kurz. Nu, 's ist schon recht so." Er blickte auf ihre glatten, sorglich gelegten Haare, die, nach deutscher Frauenart gekämmt und gebunden, im Silberglanze schimmerten. „Hast Dich wieder fein gemacht, Gretchen! Es ist mir nicht mehr der Zeit werth, sonst wollte ich Dich Deines Verhaltens wegen sehr zur Rede stellen. Ich sah es gestern wieder, wie traulich Du mit diesem Menschen umgehst. Seit der im Hause ist, muß ich für meinen Theil jeden Kuß vom Gretchen erzwingen. Geh' nur zu ihm, Du brennst ja doch schon wieder, ihn mit Deinen Liebkosungen zu wecken; geh', ich will mit Dir nichts mehr zu schaffen haben!"

Sie nannte ihn einen alten Schelm, herzte und küßte ihn und freute sich seines Humors.

Als sie fort war, wurde der Oberrichter ernst und murmelte: „Oh, über die nichtigen Späße, um die Gute zu täuschen. Wie gerne möchte ich sie um mich haben, aber meine Stimmung würde sie stutzig machen und zum Scherze habe ich keine Ursache. — 's ist wohl doch ein Anderes, mein alter Oberrichter, ob man's weiß, oder ob man's nicht weiß. Man glaubt es nicht. — Gottlob, daß ich mein Haus bestellt habe! Sie werden in der Lade Alles finden und ich brauche kein Wort darüber zu sagen. Das macht's bequem. Ich begreife nicht, daß sich so wenig Menschen entschließen können, in ihren gesunden Tagen die Verhältnisse ihres Hauses zu ordnen, für eine Zeit, da sie nicht mehr sein werden. Ich ziehe es vor, nach meinem Tode noch fortzuleben. Ueber Allem, was ich geschaffen und erworben habe, wird mein Wille walten,

wenn mein Leib schon Staub ist. Mit dem Blatte Papier, das ich in meiner Lade verschließe, halte ich einen Theil der Zukunft in meiner Hand, den mir der Tod nicht entwinden kann. Die Meinen werden in dem Epilog zu meinem Leben, der sich neben den materiellen Bestimmungen findet, sehen, wie vorbereitet und gefaßt ich seit Jahren auf mein Ende war; das wird die Herbheit ihres Schmerzes mildern. So wäre ich Andern gegenüber fertig. Mit mir nun — —. Ei, da kommt Hans, mein Nebenbuhler, dem ich das Feld räumen muß ganz und gar. — Mein Herz ist voll, mich drückt es, wie ein Laster, daß ich vor meinem Weibe ein Geheimniß habe; ihm sage ich Alles, er wird mich nicht verrathen. — — Hänschen! ei, so komme doch zu Großvatern!"

Das dreijährige Knäblein trippelte mit ausgebreiteten Armen auf den Alten zu. Seine Goldlocken wehten keck um das muntere Gesichtchen, seine Aeuglein waren hell, wie das junge Leben, seine Wangen roth, wie die süße Freude.

„Wie sich das Alter und die Jugend lieb haben!" rief der Greis und schloß das Kind in seine Arme. „Schade, Hans, daß Du noch so klein bist und nicht Platz hast für zwei Seelen. — Die meine, wisse, die zieht jetzt aus, der alten, schlechten Wohnung wegen, aber sie weiß noch kein Quartier."

Der Knabe blickte ihm mit Befremdung in's Gesicht, er hatte bisher den Großvater noch nicht weinen gesehen.

„Nu, Kind, wie steht's mit Deinem Drachen?"

„Großvater, der ist fort, ganz in den Himmel hinaufgeflogen!" berichtete der Kleine und hob sein Händchen, um die Höhe anzudeuten, in die das Spielzeug geflogen war.

„In den Himmel hinauf," wiederholte der Greis gedankenvoll, „ja, das wird schon der rechte Weg sein für alles von materieller Last und Erdensehnsucht Befreite. — Komme, Hans, noch einmal auf Dein Reitpferd da, ehe sie es unter den Rasen legen." Er hob den Kleinen auf's Knie. „Du wirst grau werden und Millionen Menschen begegnen — o, wer sie zählen könnte, die uns durch das Leben unterwegs kommen in dreien Generationen! — Deinen Großvater, diesen da, diesen Alten mit dem weißen Kopf, der Dir solch' zwei Reitpferde hält, die ihn selber nimmer tragen wollen, der wird Dir Dein Leben lang nicht mehr in den Weg kommen. Vielleicht, daß Du Dir in fernen Tagen einmal die Stirne reibst, als ob Du Dich doch noch erinnern müßtest, wie er ausgesehen hat, der kleine, gebückte Alte, als er unter dem Apfelbaume saß. Kann Dir's nicht versprechen, ob ich Dir im Kopfe bleiben werde. Schaue mich jetzt noch einmal gut an."

„Und ich werde Oberrichter, gelt Großvater?"

„Wem, der in dieses Leben eintritt, steht's an der Stirne geschrieben, ob er der Richter werden wird, oder der Gerichtete! — O — Kind meines Kindes, möchten die Lüfte dieses Sommertages mein Wort bewahren und es Dir mit dem lebendigen Klange der trauten Menschenstimme zurufen können, bis Du es verstehen wirst — es sei, da im Lustlärm der Welt, es sei, da in schwüler Nacht die Versuchung, nach Bösem zu streben, Dich anschleicht. — Ich habe es erfahren, wie es auf Erden zugeht; doch was wir Alten erlebt, es bleibt trotz der Sprache, in der wir es mitzutheilen bestrebt sind, ein Geheimniß, das unenthüllt mit unserem Leibe die Erde wieder an sich zieht. Du kannst von mir Nichts erfahren, Du mußt es selber leben. — Ich habe den Krieg, den Hunger und die Pest gesehen. Zittere nicht davor, mein Kind. Aber ich habe die Schuld gesehen, sie ist hart an mich herangetreten in ihren ungeheuerlichsten Gestalten. Und im Grunde waren es Menschen wie ich, und einst so schuld-

los wie Du. Das, Kind, ist das Schreckliche. Es ist kaum möglich, daß ein Richter die Achtung vor dem Menschen bewahrt; ich war begnadet, mir blieb sogar die Liebe für ihn. Im Gerichtssaale sah ich die Hölle, aber daheim an meinem Herd, bei Weib und Kind, in einem Zauberkreise des Schönen, wie es hohe Menschen geschaffen und erdacht haben, fand ich den Himmel. Was dazwischen liegt — zwischen solchem Himmel und der Verbrecherbank dort — das ist nicht der Mühe werth, daß man es beachtet. Und doch verzünden die Menschen in ungeheurer Mehrzahl ihren Geist, vertropfen ihr Herzblut in diesem Nichtigen. Sie sind in einen Bann gethan, verzittern ihr Leben vor den Schmerzen des Körpers, vergellen ihr Dasein mit Vorurtheilen, deren Gründe nichtiger sind, als das armseligste Spielzeug eines lallenden Kindes. Unzählige Irrlichter zucken auf in ihrem Leben, da eins, heißt Geld, dort eins, nennt sich Ehre, hier eins, flackert in vielen Gestalten, ist Sinnenreiz. Und wenn sie einst dort stehen, wo ich heute stehe, am letzten Tage, dann sind die Gebilde verblaßt, wie Glühwürmer im Morgenroth. Aufrecht aber, als finsterer Genosse, steht die Schuld, der sich der Unselige gesellt hat, und zur Seite bleibt dem Glücklichen die Liebe der Seinen, deren er sich werth gemacht.

Liebes, junges Wesen, das Du jetzt wie eine Knospe an morschem Pfahle rankest: Oeffne Dich nicht vor dem Schimmer der Irrwische, die auf den Sümpfen dieser Erde flackern, öffne Dich vor dem Strahle der Sonne, die am Himmel steht. Das Ideal, Du wirst es nirgends auf Deinen Straßen verkörpert finden, aber es wird die Straßen Dir erhellen und einst, am letzten Tage, da die Welt sich vor Dir wie Nebel auflöst, wird sich an der Eingangspforte der Ewigkeit das Anbild Deines Sehnens erwarten."

Der Greis war erschöpft. Der Knabe glitt vom Knie und lief einer Meise nach, die über den Anger hüpfte. Beide verloren sich in den Büschen. Der Tag war so sommerlich, in der Ferne standen die blauen Berge und sonnige Wölklein standen darüber in stiller Ruh'. —

„Ja, altes Menschenkind," fuhr der Oberrichter zu sich selbst fort, „so nimmt's seinen Lauf. Hat's dich leid um diese Welt? Du hattest dich ganz leiblich hineingelebt. In deinem Körper wußtest du Bescheid, er war bequem eingerichtet und vermochte das Bessere aus Erd und Himmel hübsch an sich zu ziehen. Es war eine sinnreiche Anstalt zum Genusse all' dessen, was da ist. Nun geht's damit zu Ende. Das, woran andere hängen, verlasse ich leicht. Ich bedaure den Einzelnen, aber der Troß in seinem Treiben ist lächerlich. Von oben bis unten! Der Fürst ist eitel auf seinen Purpur, der Bettler auf seinen zerlumpten Rock. Der Gelehrte hält sich und Andere zum Narren mit seiner Weisheit. Ein Anderer foppt sich mit einem zusammengestoppelten Haufen von Dingen, die vor ihm da waren und nach ihm sein werden, und von denen er glaubt, sie gehörten sein. Dort ist Einer, der verthut sein Glück und mißt die Schuld dem Schicksal zu und schmollt und flucht über Alles und hängt doch mit unendlicher Selbstsucht an seinem Leben. Ein Weiterer verbeißt sich so sehr in seine Figur, grämt sich halb zu Tode, wenn dieselbe nicht beachtet wird, schmeichelt hin, damit wieder hergeschmeichelt werde, lechzt nach Ehrenbezeigungen, von denen er doch weiß, daß sie falsch sind. Ueber diesen äußeren Firlefanz versäumt er sein inneres Leben. — Wer mitten im Troß ist, der nimmt's für bitteren Ernst; wer dort steht, wo ich jetzt stehe, der übersieht's, es ist ein Seifenblasenspiel ausgelassener Kinder — sonst Nichts. Die Meisten verderben und sterben mitten im Taumel, ohne auch nur ein einziges Mal geahnt zu haben, daß sie Menschen waren. — Ich

gehe gerne von ihnen. Nur um das Sonnenlicht möchte ich weinen, um all' die Lieblichkeiten der Natur, vor denen ich jetzt versinke; um die treuen Herzen, die ihr Leben auf das meine gestellt und die nun wanken werden. Nach kurzen Tagen, und sie werden mir gefolgt sein, aber auf ihrem einsinkenden Grabeshügel werden wieder andere Leben wanken. Alles fällt der Erde zu. — Alles? Wieso könnte Gleichgewicht sein, wenn nicht ebensoviel himmelwärts stiege? Und wäre es nur der Gedanke, die Sehnsucht! Fliegt nicht mit diesen zwei Schwingen ewig die Seele der Menschheit auf?! — — Hans, was ist Dir passirt?"

Der Kleine kam schluchzend heran; in der Hand hatte er eine weiße Rose, die sich zu färben begann vom Blut, welches aus seinem Fingerchen rieselte. Er hatte sich an der Hecke einen Dorn in's Fleisch gestoßen. Der Greis zog den Knaben an sich und sah die rothgefärbten Blätter an. „Ich will noch einmal schauen, wie Blut aussieht. —"

Dann zog er den Dorn aus der Hand, und, um den weinenden Knaben zu zerstreuen, begann er mit den Fingerchen das Kinderspiel, indem er vom Kleinfinger ausgehend, alle fünf abzählte:

„Der Kleine ist in's Wasser gefallen —
Der Schöne hat ihn herausgezogen —
Der Lange hat ihn heimgetragen —
Der Starke hat ihn in's Bett gelegt —
Der Dicke hat ihn zugedeckt."

Hans lachte unter seinen Thränen auf und rief: „Noch einmal, Großvater!"

Dieser begann: „Der Kleine ist in's Wasser gefallen — Der Schöne hat ihn — — — laß' mich, Kind — bin müde...."

Er lehnte sich an den Baum.

Der Knabe fand im Grase ein rothes, schwarzbesterntes Liebfrauenkäferchen, das fing er und stellte es jubelnd auf das Haupt des Greises. Das Thierchen lief mit Hast und Angst über die Stirne und fiel auf die Bank hinab, daß es, auf dem Rücken liegend, mit seinen schwarzen Füßen krabbelte.

Der kleine Hans hüpfte noch eine Weile auf dem Rasen herum, schlich dann in's Haus. Frau Margaretha, die eben in der Bienenkammer bei der Honigläuterung beschäftigt war, fragte ihn, was Großvater mache.

„Er schläft."

Sie ließ den Honigtopf stehen und ging hinaus. Sie fand ihn — schlafend.

Eine Hummel summte über seinem Haupte. Das war sein Sterbegeläute.

Der Steinklopfer.

Steine klopfend an der Straße
Sitzet tiefgebeugt der Greis,
Viel von Liebe, nichts vom Hasse
Sein Gesicht zu sagen weiß.

Ja, er summet weltvergessen
Vor sich hin ein Liedchen gar,
Unbekümmert, ob indessen
Ihm sein Hammer tückisch war;

Denn, ein steinernes Gewitter,
Arg bedrohend Aug' und Hand,
Springen rings um ihn die Splitter,
Die das Eisen schlägt vom Rand.

Nicht die Sonne, nicht der Regen
Hemmen seinen muntern Fleiß,
Winter selbst wird ihm zum Segen,
Denn er bändigt Schnee und Eis.

Reicher Armer! Rüstig klopfe
Stein und Eis — und sing' dazu;
Ob dir Schweiß vom Haupte tropfe —
Doch beneidet bist auch du!

Ludwig Foglar.

Die Ehehalten.

Von Ludwig v. Hörmann.

Einen bedeutenden Theil der ländlichen Hausbewohnerschaft bilden die „Ehehalten". Zwar nicht immer. Wie könnte der arme Kleinbauer, dessen wenige Grundstücke kaum die nöthige Nahrung für die eigene Familie abwerfen, Kost und Lohn für Fremde erschwingen? Ihm trägt es zum Allerhöchsten eine Dirn, die dann als „Mädchen für Alles" in der Arbeit auch nicht wählerisch sein darf, während ein stolzer Großbauer und seine Ehefrau einen ganzen Hofstaat mit entsprechender Vertheilung der Dienstleistungen um sich versammeln. Zwischen diesen beiden Extremen bäuerlicher Wirthschaft liegen natürlich eine Menge Abstufungen, nach denen sich die Anzahl der Dienstboten richtet. Häufig versehen die sogenannten Weichenden, das sind Geschwister des Bauers oder der Bäuerin, das Amt von Knechten und Dirnen, die, besonders wenn sie einen Grundantheil oder ein Stück Vieh besitzen oder ihr Vermögen auf dem Hause liegen haben, eine gewisse Mittelstellung zwischen Angehörigen und Ehehalten einnehmen. Wir wollen uns zuerst das Dienstpersonal eines Großbauern anschauen, bei welchem die Pflichten und Rechte sowohl der Untergebenen gegen den Hausherrn und umgekehrt, als auch die der Bediensteten untereinander am ausgeprägtesten zur Geltung kommen. Sitte und jeweiliges Uebereinkommen haben da strenge Grenzen gezogen und jedem sein Maß an Arbeit und Ansehen im Hause zugemessen. Wie heikel man die Sache nimmt, kann jeder Besucher einer Bauernstube bemerken, wenn er zufällig eben recht zum Mittag- oder Abendessen kommt. Nicht nur Bauer und Bäuerin, sondern auch Knechte und Dirnen haben ihre nach der Rangfolge bestimmten Plätze am großen Eßtisch. Der Bauer, beziehungsweise der Großknecht, langt zuerst in die Schüssel; ihm folgen der Reihe nach die andern, später erst darf jeder zugreifen, wie er Lust hat. Bei dieser Gelegenheit sehen wir zugleich sämmtliche Dienstboten versammelt. Ein Großbauer — nehmen wir z. B. einen solchen aus dem breiten blühenden Taufererthale — hält drei, auf sehr großen Höfen auch vier Knechte: den Großknecht, den Fütterer, der im Sommer mit dem Vieh auf die Alpe zieht, den Mitter- und Kleinknecht, und drei Dirnen: die Großdirn, die Feldдirn und die Kleindirn, auch „große Gitsch" genannt, weil man häufig ein halberwachsenes Mädel dazu anstellt. Wo nur zwei Mägde sind, fallen die beiden Letzteren zusammen. Der Angesehenste unter dem ganzen Gesinde ist also der Großknecht. Er muß ein verständiger, erfahrener, gesetzter Mann sein, der den Bauer vertreten kann, wenn dieser in Handelsgeschäften, auf Märkten u. s. w. abwesend ist. Sehr oft versieht deßhalb, wie bereits bemerkt, der Bruder oder Schwager des Bauern diese Stelle, oder auch der älteste Sohn, wenn er schon groß und stark genug ist. Der Großknecht führt auch den Namen Oberknecht, auch Bauknecht, weil er beim Bauen und Ackern die Hauptrolle spielt, d. h. den Pflug hält und aussäet. Er leitet überhaupt alle Arbeit in Feld, Wiese und Wald, soweit es ihm der „Schaffer" (Bauer) überläßt, mit dem er Abends Rück-

sprache hält, um dann am nächsten Morgen beim „Vormuß" den Unterknechten und Dirnen die nöthigen Weisungen zu geben. Er ist persönlich überall an der Spitze; beim Mähen steht er in erster Reihe, die Uebrigen einer nach dem andern hinter ihm, beim Kornschnitt hat er in der Regel nur die Garben zu binden und die „Schöber" zu machen, beim Einführen der „Mahd" reicht er der „Fuberfasserin" die Heubüschel hinauf, beim Auflegen der Garben legt er die Garben auf den Wagen und ordnet sie dann später auf der „Birl," beim Dreschen führt er den ersten Schlag. Der Oberknecht hat auch sein eigenes Bett, während die andern Knechte meist zwei und zwei zusammen schlafen. An manchen Orten ist ihm sogar die Auswahl der ihm unterstehenden Dienstboten überlassen, doch thut dies gewöhnlich der Bauer.

Dem Großknecht folgt dem Range nach der „Fütterer", „Melker" oder „Ochsner". Wenn nämlich ein Bauer zwanzig und mehr Stück Vieh besitzt, so braucht er einen eigenen Knecht dazu. Oft sind demselben noch zwei Stallbuben als Gehilfen beigegeben. Da ein so bedeutender Viehstand eine Privatalpe erfordert, so wird der Fütterer vom Winter zur Sommerszeit Senner und kehrt erst mit dem Heimzug von der Alpe wieder in's Dorf zurück. Er hat den ganzen Rind- und Kleinviehstall zu besorgen, nur das Melken nehmen ihm, wo es der Brauch will, die Mägde ab, so z. B. im Taufererthale die Kleindirn. Den Schweinestall hat dort die Großdirn zu versehen. Dafür hilft der Fütterer beim Dreschen. Die Pferde hat der Großknecht unter sich, ausgenommen in jenen Gegenden, wo eine bedeutende Pferdezucht einen eigenen „Rosser" erfordert. Nun folgen nacheinander der Mitter- und Kleinknecht, deren Arbeiten nicht so streng geschieden sind. Sie müssen überall thätig sein, beim Ackern, Mähen, Heuen, Kornschneiden, Dreschen, Streurichten und wie die hundert Verrichtungen alle heißen, wobei allerdings dem Kleinknecht die niedrigern zufallen: das Ausmisten, Holzspalten u. s. w. Von den Dirnen steht obenan die Großdirn. Sie heißt auch Hausdirn, weil ihr vorzugsweise die häuslichen Arbeiten obliegen und die Beihilfe in der Küche, wo nicht, wie auf den großen Höfen Unterinnthals, eine „Kuchele" (Küchenmagd) gehalten wird. Das Fertigkochen des Mittagstisches überläßt die Hausfrau nie einer fremden Hand.

Die Vertheilung der weiblichen Beschäftigungen richtet sich vielfach nach dem Willen der Bäuerin, und der Ortsbrauch hat darauf viel Einfluß. So wird zu Wenns im Oberinnthale vorzugsweise die Kleinmagd in der Küche verwendet. Doch kann man im Allgemeinen sagen, daß der Großmagd die besseren, wichtigeren Geschäfte zufallen. Sie beaufsichtigt das übrige weibliche Personal, kehrt aus, sieht darauf, daß das Essen ordentlich auf den Tisch kommt, deckt auf und räumt ab, trägt die Speisen herein, ruft oder läutet zum Essen und mahnt nach der Rast wieder zur Arbeit. Sie ist also gewissermaßen Vicebäuerin, wie der Großknecht Vicebauer. Auch das „Abrahmen", d. i. das Abnehmen des Rahmes von der Milch, fällt ihr zu. Dagegen gehört die übrige Besorgung der Milchwirthschaft, alles Putzen, Säubern und Spülen von Küche, Haus und Kammern der Kleindirn. Letztere muß auch Kindsmagd vorstellen, wenn kleine Kinder im Hause sind. Auf das Feld gehen alle Dirnen, besonders aber die sogenannte Felddirn. In manchen Gegenden zieht man es vor, weniger Dienstboten zu halten und dafür bei strenger Arbeit, beim Heuen, Ernten und Dreschen, herumziehende Taglöhner anzustellen, was allerdings viel billiger kommt. Im Lechthal herrscht noch die schöne patriarchalische Sitte, sich gegenseitig mit den Arbeitskräften auszuhelfen.

Die Löhne der Dienstboten sind in den letzten Jahrzehnten sehr gestiegen, besonders seit, mit Ausnahme der Schneider, Schuster und Weber, nicht mehr im Hause „auf der Stöhr“ gearbeitet wird. Vor etwa 50 Jahren bekam ein Knecht im Tauferertale 7—15 fl. jährlich an Baarem, dazu an Gewand: 2 Paar Schuhe, 1 Paar Strümpfe, 3 Pfeiten (Hemden), Lederhose und ein lodenes „Hematl“ (Rock); noch vor 30 Jahren galten 20 fl. als sehr viel, jetzt hat ein Knecht sammt üblicher Kleidung 30, 50 bis 80 fl. Lohn. Eine kleine Dirn erhielt gar nur 2 fl. dazu „Naß“ zu „Kittel“, 2 Paar Schuhe, 2 Pfeiten, Aermel, Goller mit Bändern, Schürzen und 1 Pfund Wolle, gegenwärtig beträgt ihr Lohn 25 bis 40 fl. ohne Gewand, 10 bis 15 fl. mit obigen Kleidungsstücken. In anderen Thälern beziffert sich der Lohn noch viel höher. In Wenns im Oberinnthale zahlt man einem Oberknecht als Jahreslohn 100 fl., im Pusterthale 120 bis 150 fl., im Kitzbichler Gebiete bis gegen Ellmau sogar 250 fl., dazu Markttag- und Schuhgelder.

Die andern Dienstboten erhalten entsprechend weniger. Hat z. B. der Großknecht sammt Gewand 70 fl., so bekommt der Kleinknecht 40 fl., die Großdirn 50 fl. und die Kleindirn 30 bis 36 fl. Je mehr der Bauer den Lohn in Kleidungsstücken geben kann, desto besser kommt er dabei, denn er hat Alles selbst im Hause und läßt es vom Dorfschneider machen. Von der Kuh nimmt er das Leder, vom Kalbe das Fell. Der Lein und die Schafwolle wird selbst gesponnen und im Hause vom Weber oder von einem dieses Handwerks kundigen Knechte gewoben. Den Dirnen weist man oft ein kleines Grundstück an, auf dem sie mit Hülfe der andern Hanf anbauen können. Im Winter spinnen sie denselben und lassen das Garn weben, um die gewonnene Leinwand entweder für ihre Wäsche zu verwenden oder zu verkaufen. Wo man kein Feld hergibt, überläßt man der Dirne ein „Spinatl“, d. h. einen Theil von dem, was sie im Winter gesponnen hat. Der Melker bekommt bei einer großen Wirthschaft das zwölfte Kalb, wenn man es nicht vorzieht, ihm für jedes einen Zwanziger Trinkgeld zu geben. In der Regel jedoch gibt ein kluger Bauer Alles lieber her, als baares Geld.

Die Zeit des Dienstwechsels, der allgemeine „Schlenggeltag“, ist in Tirol das Lichtmeßfest (2. Febr.). Nur selten und bei dringender Nothwendigkeit tritt auf dem Lande ein Dienstbote auch an einem der andern Quartalstage, Georgi, Jakob und Galli ein oder aus. Gefällt einem Knechte oder einer Magd der gegenwärtige Dienst nicht mehr, so sehen sie sich frühzeitig um einen andern um. „Na, da bleib' i nimmer,“ heißt es, „da muß man den ganzen Tag schinden und raggern und hat noch eine schlechte Kost dazu. Die Bäuerin ist auch ,a sölli harbe Gsöllin,' magst thun und arbeiten, wie d'willst, ninderst (nirgends) ist's recht, alleweil brummelt sie. Und der Bauer ist auch nicht viel besser, ,a filziger Lotter' ist's. Die zwei können mi an Buckel blasen, i schau mir um ein andern Platz.“ Das ist wohl einer der häufigsten Gründe, warum der Dienst gewechselt wird. Es gibt allerdings auch von Seite der Ehehalten noch andere, z. B. Streitigkeiten mit den übrigen Knechten und Dirnen, Eifersucht unter einander, wenn ein Dienstbote beim Bauern oder bei der Bäuerin „es besser kann,“ d. h. sich einschmeichelt, manchmal auch eine Liebschaft zwischen Knecht und Dirn, die der Dienstherr nicht duldet u. s. w. Letzteres nennt man „Hausbreaslen“ und macht die Bäuerin, wenn sie den Unfug nicht merkt, mit den Worten darauf aufmerksam: Sie möge die Brosen aus dem „Schnuller“ (Sauglläppchen) heraustthun. Mehr Grund zur Klage hat, wie wir später sehen

werden, fast immer der Dienstgeber. Ist also auf der einen oder andern Seite ein Wechsel beschlossen, so trifft man frühzeitig Vorkehrungen.

In Südtirol schließt man den Contract schon am Kirchweihfest für Lichtmesse des kommenden Jahres durch den sogenannten Leutkauf, wobei der Dienstherr seinem künftigen Dienstboten einen Trunk Wein bezahlt. Im Unterinnthale wird das Uebereinkommen durch die „Har," d. i. ein Darangeld von 2 bis 3 fl. abgeschlossen, welche dann vom Jahreslohn abgezogen werden. Der Dienstbote ist durch diesen Vertrag viel weniger gebunden; er braucht, falls es ihn reuen sollte, einfach das Darangeld zurückzugeben, während der Bauer seine Verpflichtung nur mit Einbuße des Geldes lösen kann. Daher überlegt sich Letzterer die Sache viel mehr, als Ersterer. Kommt nun der Vorabend des großen „Schlenggeltages'" so geht jedes der Wandernden ans „Scheidschicht machen," d. h. an das Reinigen aller seiner Obsorge anvertrauten Locale und Geräthe. Man setzt seinen Stolz darein, Alles möglichst blank und ordentlich zu hinterlassen. Dann packen Knecht und Dirn ihre Kleidungsstücke in ein Tuch als „Schlenggelpack" oder in eine Truhe, und ziehen sich sonntäglich an. Zu Ehren der Austretenden bäckt die Bäuerin Abends die sogenannten Rearkrapfen (von rearen = weinen), in Südtirol Hußauskrapfen genannt. Im Unterinnthale wird erst am Lichtmeßfeste beim Mittagsschmaus „außi geküchelt," d. h. Küchel aufgetischt. Ueberhaupt sucht man die Dienstboten in den letzten Tagen gut zu halten, weil man die übeln Nachreden scheut. Am Feiertag nach dem Mittagsmahle wird es mit dem Abschied Ernst. Zuvor kommt noch ein wichtiger Moment: das Lohnauszahlen. Meistens ist nicht mehr die ganze jährlich ausbedungene Summe vorhanden, da man sich das Geld in Raten vorausgeben läßt, ohne sich an eine bestimmte Zeit zu binden. Kleidungsstücke werden immer unter dem Jahre nach und nach verabfolgt.

Irrung geschieht keine, denn der Bauer hat Alles fleißig im Kalender aufgeschrieben, wohl aber entdeckt mancher flotte Bursch mit saurer Miene, daß er Nichts mehr zu kriegen hat. Ordentliche Knechte hingegen ersparen sich nach und nach ein Vermögen von 2 bis 4000 fl. für ihre alten Tage.

Diese letzte Unterredung gibt, wenn gegenseitige Unzufriedenheit der Anlaß zum Dienstaustritt war, noch oft Gelegenheit zu Zank und heftigem Wortwechsel, in der Regel aber beherrscht man sich und scheidet in Frieden. „So, hab mir nichts für übel," sagt der Dienstbote, „Du mir auch nit," erwidert der Bauer, „wir bleiben die Alten. Etwa könnten wir wohl ein anders Jahr mehr (wieder) z'sammkemmen." „Kunt a sein, man weiß oft nit, wie's geht und wie man einander braucht." Wenn äußere Gründe, Familienverhältnisse &c. die Trennung nöthig machen, sind diese schönen Worte ganz ernst gemeint. — Die Habseligkeiten sind bereits fortgeschafft worden. „Gschafft's wohl so, thut's mir nichts für ungut haben," ruft der Scheidende noch zurück. „Ja Du nur a nit, so gschaff' i 's."

Das Peinliche des Austrittes ist vorüber, nun kommt das Angenehme. Jeder macht sich auf ein paar Tage, jedenfalls so lang als möglich, Vacanz. Burschen verbringen dieselbe mit lustigen Kameraden im Wirthshause, junge Dirnen dieselben mit ihrem Schatz. Nachtlager erhält man bei Verwandten, Bekannten oder im heimatlichen Hause. Dort werden auch die Sachen eingestellt. Der Eintritt geschieht selten vor dem folgenden St. Blasiustag Abends, oft noch zwei oder drei Tage später. Im Oberinnthal begleiten den Knecht seine Freunde und tragen ihm den Pack oder transportiren denselben auf einem Handschlitten. Den Dirnen thut ihr „Bua" diesen Liebesdienst. Dabei unterhalten sich die Beiden auf's Beste

und versäumen gewiß nicht, in ein Wirthshaus am Wege einzukehren. Das Mädchen hat außerdem noch eine Flasche Schnaps bei sich, theils zur Stärkung für ihren Träger, theils zum Zoll zahlen. Denn wie bei einer Hochzeit, so pflegen die Burschen auch einem solchen wandernden Liebespaare den Weg zu versperren und es erst nach dem Loskauf mit einem Trunk Schnaps wieder frei zu geben.

In der Umgegend Merans will es der Thalbrauch, daß die Dirne von dem Knechte ihres künftigen Herrn mit Roß und Wagen abgeholt wird. Auf Letzterem prangt ihre „Truhe," sie selbst geht in Hemdärmeln und weißer Schürze hintendrein. Dort haben die Dienstboten eine ganze Woche Vacanz, und zwar auf folgende Weise: Lichtmesse ist Festtag, dann kommt der Bauernfeiertag St. Blasius, auf diesen folgt der „Flickwerktag," wo die Dienstboten ihre Kleider flicken, um nichts Zerrissenes in den neuen Dienst mitzubringen, hierauf das Fest der Patronin St. Agatha, welches als eigentlicher „Schlenggeltag" gilt, aber nur dem Namen nach, da die Sachen erst am folgenden „Truhentag" spedirt werden. Das sind fünf Tage; fällt aber Agatha auf einen Sonntag, so wird der Truhentag auf den nächsten Samstag verschoben und Knechte und Mägde haben die ganze folgende Woche Ferien. Damit berühren wir einen schlimmen Uebelstand in den tirolischen Dienstbotenverhältnissen, nämlich die sogenannten Bauernfeiertage, welche den Bauer im wahren Sinn des Wortes zum Sklaven seiner Knechte und Mägde machen.

Es kümmert diese wenig, ob das dürre Heu draußen auf dem Felde noch einmal eingeweicht wird; es ist eben Bauernfeiertag und da rührt keines Hand und Fuß. Sie sind ja im Recht, denn sie haben sich im Contract ausdrücklich die Einhaltung derselben ausbedungen und der Oberknecht hat die Tage eigens im Wandkalender roth angestrichen, damit sie ja nicht vergessen werden. Der Bauer, gezwungen durch den Mangel an Arbeitskräften, muß wohl oder übel Ja dazu sagen. An diesem Umstande scheiterten bisher alle Bemühungen, das Uebel auszurotten. Schon die bairische Regierung versuchte dies, allerdings zu schlecht gewählter Zeit, und machte mit der „lutherischen Neuerung" nur böses Blut. Als Tirol wieder österreichisch wurde, kamen auch die alten „abgebrachten" Feiertage wieder in Flor. Vergebens eiferten die einsichtsvollsten und verdientesten Männer Tirols, wie Graf Fr. Enzenberg, und im Jahre 1868 der wackere Landeshauptmann-Stellvertreter Dr. v. Grebmer gegen diesen Krebsschaden der tirolischen Landwirthschaft; alle darauf bezüglichen Verordnungen blieben bis jetzt nur auf dem Papiere und werden es wohl bleiben, wenn nicht die Gesammtheit der Landwirthe energische Schritte thut.

Um zu ermessen, welcher Schaden dem Bauer dadurch zugeführt wird, sei gesagt, daß diese Bauernfeiertage, nebst den vielen Feierabendstunden zu den übrigen Sonn- und Festtagen des Jahres hinzugerechnet, die Summe von 106, sage hundert und sechs Tagen vier Stunden arbeitsfreie Zeit ausmachen. Das ist also fast ein Drittheil des ganzen Jahres. In Geld übersetzt, erwächst einem Bauer mit fünf Dienstboten ein Verlust von mindestens 200 fl. jährlich, der sich mit steigendem Lohne immer mehr vergrößert. Da trifft wohl das Sprichwort ein:

Was der Grund bringt
Frißt das Gesind.

Ursache genug, diese Frage für den Landwirth zu einer brennenden zu gestalten. In neuester Zeit wird durch die immer weitere Verbreitung der Dresch- und Mähmaschinen 2c. die menschliche Arbeitskraft theilweise ersetzt.

Todtenlieder aus dem Volke.

Mehrmals ist in diesen Blättern, vom Todtencultus der Bauern die Rede gewesen. So ist auch die Leichenwacht beschrieben worden*), zu welcher die Nachbarn und Verwandten in das Haus eines Verstorbenen zusammenkommen in den Nächten, während der Todte auf der Bahre liegt. Da wird an der Leiche aus einem Erbauungsbuche gelesen, gebetet, gesungen und die Lieder dieser Todtenfeier haben ihren eigenthümlichen Inhalt. Ebenso wird ein bestimmtes Lied gesungen, während sie den Todten einsargen und den Sarg heben, um ihn aus dem Hause zu tragen und — wieder wird gesunden, wenn der Sarg in's Grab hinabrollt und die Leute Erdschollen auf denselben werfen. Vielleicht bringen in diesem Monate des Todtencultus die Leser jene Stimmung mit, durch welche der tiefe Gehalt und poetische Werth solcher Lieder gewürdigt werden kann. Und so sei hier eine Auslese von Todtenliedern geboten, wie sie im Volke der Alpen entstanden sind und zum Ausdrucke des Gemüthes, sowie als „Weckruf aus dem Sündenschlafe" dienen.

O bedrängtes Menschenleben.

O bedrängtes Menschenleben,
O der kurzgenoss'nen Freud!
Muß mich denn dem Tod ergeben:
Ist schon aus die Lebenszeit;
Hilft kein Bitten und kein Beten,
Scheiden muß ich nun dahin,
Nichts wachst für den Tod auf Erden,
Helfen thut kein Medicin.

Kurz fürwahr hab' ich gelebet,
Gegen so und so viel Jahr';
Nun hat mir der Tod nachg'strebet,
Lieg' jetzt auf der Todtenbahr'.

*) „Volksleben in Steiermark" von P. K. Rosegger. Graz, Leykam-Josefsthal.

B'hüt euch Gott, ihr lieben Freunde,
Lebet wohl in eurer Noth.
Bitt' euch schön, seid nicht betrübet,
Weil's so schickt der liebe Gott.

Lang fürwahr hat's mich betrübet,
Allerliebste Freunde mein,
Ja, sowohl gesund als kranker,
Daß versorgt ihr, wie's soll sein.
Dank euch Gott zu tausendmalen
Für eu'r Plag' und eure Tritt':
Gott der Herr wird euch bezahlen
Alle Müh' und alle Schritt'.

Urlaub sei von euch genommen,
Die allhier zugegen seind:
B'hüt euch Gott, ihr allzusammen,
B'hüt euch Gott, ihr lieben Freund',
Euch Bekannte und Verwandte,
Ich muß reisen jetzt alsdann,
Wann ich etwan euch beleidigt,
Jetzt vergeb mir's Jedermann.

Nun, ihr Träger, seid gebeten,
Traget mich dem Freithof zu,
In das Grab mein'n Leib thut legen,
Laßt ihn liegen da in Ruh'.
Meine Seel' ich dir befehle,
Jesus, wahres Gotteslamm,
Laß sie ewig bei dir leben. —
Nun hebt auf in Gottes Nam'.

Jesum hab' ich mir auserwählt.

Jesum hab' ich mir auserwählt.
Er ist der beste Freund,
Es ist kein Mensch wohl auf der Welt,
Der's besser mit mir meint,
Als nur mein liebster Gott,
Er hilft mir in der Noth,
Wann mir kein Mensch mehr helfen kann,
Hilft mir der liebe Gott.

Wenn mich ein Unglück überfällt,
Mir selbst nicht helfen kann,
So kommen meine Freund' wohl schnell,
Doch strengt sich keiner weiters an;
Es schaut mich jeder traurig an
Und sagt, daß er nicht helfen kann:
Es helfe dir der liebe Gott,
Und gehet fort alsdann.

Zu wem soll ich mich wenden hin,
Als nur zu Dir, mein Gott,
Weil ich kein'n Trost noch Hilf mehr find'
In meiner großen Noth
Als nur bei meinem Gott.
Er hilft mir in der Noth,
Er ist der allerbeste Freund:
Bleibt treu bis in den Tod.

Maria, Mutter Gottes, rein,
Erhöre meine Bitt'
Wann ich einmal vor Gott erschein',
Alldort verlaß mich nicht:
Gedenke nur daran,
Wie Jesus, unser Opferlamm,
Johannes Dich empfohlen hat
Am hohen Kreuzesstamm.

Wenn ich es aber recht betracht',
So hab' ich Unrecht 'than,
Weil ich die Welt so sehr geliebt
Und wenig Gut's gethan.
Was nutzt mir doch die Welt,
Wann Gott das Urtheil fällt
Und ich von Gott verlassen bin? —
Adje, du falsche Welt!

Jetzt muß ich aus mein' Haus.

Jetzt muß ich aus mein' Haus,
Mein' Hauswirthschaft ist aus,
Muß Alles schon verlassen,
Muß fahr'n in ein' and're Straßen:
Mein Jesus, bleib bei mir,
Maria, reis' mit mir.

Jetzt lieg' ich da im Bett,
Mein' Zung' kein Wort mehr red't,
Die Augen nicht mehr sehen,
Die Ohren nicht mehr hören:
Mein Jesus u. s. w.

Mein Leib ist gelb und weiß,
Treibt aus den Todtenschweiß,
Im Rücken thut's schon krachen,
Der Tod wird alsbald machen:
Mein Jesus u. s. w.

Hab' ich viel Gut und Geld
Z'samm'g'schoben auf der Welt,
Muß Alles schon verlassen,
Muß fahr'n in ein' and're Straßen:
Mein Jesus u. s. w.

Hab' Hof und Hausgesind',
Dazu ein Weib und Kind,
Die bleiben hier beisammen,
Ich fahr' in Gottes Namen:
Mein Jesus u. s. w.

Nun kommt, ihr Eltern hier,
Nehmt Urlaub schnell von mir,
Und all' meine Bekannten,
Geschwister und Verwandten:
Mein Jesus u. s. w.

Die Sprach' mir nun verfällt,
Mein Zung' kein Wort mehr meld't,
Ich fahr' zu Gottes Sohne,
Zu Christus, meiner Sonne:
Mein Jesus u. s. w.

Sterb'n is a harti Buaß.

Sterb'n is a harti Buaß,
Gott woas es schon, wann i sterben muaß.

Wann i stirb, so bin i todt,
Aft kimm i schean inta die Röselein roth.

Röselein roth im greanen Klee,
Dös secht's mi glei heunt und aft neamameh.

Heunt bin i noh in mein Voatahaus,
Moarg aba tragn's mi schon hinaus.

Troag'n mi hin voar die Freithofthür,
O liabsta Herr Priasta, kimm bald herfür.

Wia kam hat aufg'hört der Glock'n ihr Klang,
Aft kemmen schon olli Freund zusoamm.

Sö kronk'n und zank'n um's zeitlichi Guat,
Und schau'n nit mehr um, woas die oarme Seel thuat.

Erlöser dieser Erden.

Erlöser dieser Erden,
Muß denn gestorben sein?
Kann dir nicht geholfen werden,
O liebster Jesus mein?
Was ist denn daran schuldig,
Daß du gehst in den Tod?
Leid'st Alles so geduldig,
O du gerechter Gott.

Mein Schäflein, wegen deiner
Trag' ich das Kreuz auf mir,
Dieweilen sonsten Keiner
Auf Erd' kann helfen dir;
Denn sonst wärst du verloren,
Die Wölf' zerrissen dich:
Ich habe dich erkoren,
Weil du erfreuest mich.

O Sünder, nimm's zu Herzen:
Der allerhöchste Gott
Als Mensch leid't große Schmerzen
Und geht für dich in' Tod;
Darum thu' dich bequemen
Und lern' Geduld von Gott,
Sein Leiden thu' erkennen
Und halten sein Gebot.

Siehst nicht, wie Magdalena
Beweint ihr' große Sünd'?
Ich kann's nicht alle nennen,
Weil ihrer gar viel sind.

Darumen thu' umkehren
Und bleib ein treues Schaf
Lieb' Jesum, deinem Herren,
Daß er dich dort nicht straf'.

Bekehrt euch, ihr Christen.

Bekehrt euch, ihr Christen,
Es ist große Zeit,
Der jüngste Tag kommt schon,
Er ist nicht mehr weit.
Zu Gott euch bekehret,
Mariam verehrt.
Ein Hirt und ein Schafstall
Soll werden auf Erd.'

Hört auf doch, ihr Wuch'rer,
Und gebt euch zur Ruh',
Wollt's ihr denn z'sammscharr'n
Bis ihr d'Augen druckt's zu?
Zu Gott u. s. w.

Was wird euch doch helfen
Das ung'rechte Geld,
Das ihr habt erworben
Dahier auf der Welt.
Zu Gott u. s. w.

Merkt auf doch ihr Eltern,
Ich bitt' euch allsant,
Straft recht eure Kinder,
Kein Ruthen verschont.
Zu Gott u. s. w.

Kommt her jetzt, ihr Kinder,
Und höret mich an:
O folgt euren Eltern
Und lebet fein zahm.
Zu Gott u. s. w.

Verehrt doch Mariam
Dahier auf der Welt,
So werdet ihr eingeh'n
In's himmlische Zelt.
Zu Gott u. s. w.

Wie viel sein schon kommen
In d' höllische Pein,
Die Mariam nicht lieben
Verdammt müssen sein.
Zu Gott u. s. w.

Liebt Jesum, Mariam
Und Josef allzeit,
So habt ihr zu hoffen
Die himmlische Freud.
Zu Gott u. s. w.

Der Jüngling auf dem Sterbebette.

Jüngling:

O welch' ein Graus!
Schließt zu das Haus:
Der Tod kommt hergeschlichen;
Schon ist an mir
Fast jede Zier
Entschwunden und verblichen.

O schließet zu
Und schafft mir Ruh,
Ich möcht vor Angst verderben;
Betrat doch kaum
Den Erdenraum
Und soll schon wieder sterben.

Tod:

Kein Ries', kein Held
Auf dieser Welt
Ist mir bisher entgangen;
Bist du bethört,
Daß du erhört
Willst wissen dein Verlangen?

Was jung und zart,
Von edler Art
Stolziret hier auf Erden,
Es wird gar bald
Des Leib's Gestalt
Auf's Haar wie meine werden.

Jüngling:

Nicht also scharf,
O Todeslarv',
Thu du mit mir verfahren;
Erbarm' dich mein,
Ich bin noch klein,
Wart' bis ich komm' zu Jahren.

Nimm dir hinweg
Die Bettelsäck',
Die schier vor Noth verderben;
Hab' Mittel, Fug
Und Geld genug,
Warum sollt' ich schon sterben?

Tod:

Erkämpfet hat
Sich Land und Stadt
Der große Alexander,
Auch er mußt' fort,
Von diesem Ort,
Mußt' folgen mir selbander.

Längst ist er todt,
Ist Staub und Koth,
Die Schönheit ist vergangen;
Sein Leib, beschwert,
Ist abgezehrt
Von Nattern und von Schlangen.

Jüngling:

Ich trat erst an
Des Lebens Bahn,
Ich bitt' dich, hab' Erbarmen.
Such' anderswo;
Zu sterben froh
Find'st allzeit du die Armen.

Hab' gestern grad
Im Sonntagsstaat
Nach altem Brauch geworben;
D'rum sterb' ich schwer,
Denn Alles wär'
Mir gründlich dann verdorben.

Tod:

Das glaub' ich schon,
Doch ich verschon'
Selbst Kaiser nicht und König,
Und um das Geld
Und um die Welt
Bekümmer' ich mich wenig.

Ein Königssohn
War Absolon,
Konnt' auch nicht Gnad' erwerben;
Es mußt' der weise
Salomon
Wie alle Andern sterben.

Jüngling:

Ich bitte dich,
Laß leben mich
Und thu' die Zeit mir fristen,
Dann geh' ich gleich
Mit in dein Reich
Und will geschwind mich rüsten.

Mein Gut und Geld
In dieser Welt,
Laß mich's mit Ruh' genießen,
Wenn ich dann weiß,
Ein alter Greis,
Will ich mein Leben schließen.

Tod:

Nicht eine Stund'
Verspricht mein Mund
Und du sprichst gar von Jahren?
Du mußt mit mir,
Hilft nichts dafür,
Thu deine Seel' bewahren.

Mein Pfeil ist Gift
Und wen er trifft,
Der muß ohn' Gnaden gehen;
D'rum mach' nit lang;
Tritt an den Gang
Und laß dich schnell versehen.

Jüngling:

Der Todesschweiß,
Ach, wie so heiß
Dringt er mir schon zum Herzen;
Ach, was ich leid'
Für Bitterkeit,
Ich möcht' vergeh'n vor Schmerzen.

Doch, muß es sein,
Ich geb' mich d'rein
Und willig will ich sterben.
Du, Jesus mein,
Maria rein,
O laßt mich nicht verderben.

Teufel:

Jetzt ist's zu spat,
Was rufst um Gnad'
Du in den letzten Zügen?
Hätt'st dich bereit't
Bei Lebenszeit
Und lieber jetzt geschwiegen.

Nun komm' nur mit
Und wehr' dich nit,
Mußt in der Hölle büßen,
Womit beschwert
Du auf Erd'
Dein schlafendes Gewissen.

Jüngling:

Ach, laß mich dein,
O Mutter, sein,
Maria voller Gnaden;
Ach steh' mir bei,
Du Jungfrau treu,
Bewahr' mein' Seel' vor Schaden.

Der böse Geist
Mich kommen heißt,
Die Angst thut mich verzehren,
O Jesus mein,
Maria rein,
Thut's Beistand mir gewähren.

Teufel:

Wenn Jesus Christ
Dein Richter ist,
Kannst du mir nicht entgehen,
Die Sündennoth,
Die läßt vor Gott
Dich sicher nicht bestehen.

Was du geirrt
Und durch Begierd'
Für Unheil hast getrieben,
Nach Bösem g'strebt,
Im Luder g'lebt,
's ist Alles aufgeschrieben.

Schutzengel:

Hinweg von hier!
Der Platz g'hört mir,
Scheer' dich nur fort jetzunder;
Die Seel' ist mein,
Fahr' nur allein
Tief in die Höll' hinunter.

Komm', komm' mit mir,
Du schönste Zier,
Im Saal der Himmelsfreuden,
Nun darfst du ruh'n,
Vorbei ist nun
Für immer all' dein Leiden.

Komm' her, mein' Seel',
Und glänze hell
Als Engel wie die Sonne;
Nach großem Leid
Kommt große Freud
Und namenlose Wonne.

Zum Himmel lenk
Den Blick und denk':
Der Mensch soll nie verzagen;
Heut ist's an mir
Und morg'n an dir,
Der Welt Adje zu sagen.

Ich wollt' wohl ausgehen.

Ich wollt' wohl ausgehen
Und weiß nicht, wohin,
Kein Mensch kann mir glauben,
Wie krank daß ich bin.

Das Kranksein, das ist halt
Wohl gar ein' harte Buß,
Weil man halt nit weiß
Wann man sterben muß.

Heut' geh' ich noch ein
In mein Vater sein Haus,
Morgen in der Früh,
Tragen s' mich schon hinaus.

Sie tragen mich hinaus,
Sie tragen mich herfür,
Sie setzen meinen Leib wohl
Zu der Freithofthür.

Dort graben sie ein Grübelein,
Sie graben's gar so tief,
Sie legen meinen Leib hinein,
Da sollt' er schlafen süß.

Sie legen ihn hinein,
Sie decken ihn fest zu,
Sie wünschen seiner armen Seel'
Die ewige Ruh'.

Die ewige Ruh
Und das ewige Licht;
So legen sie den Leib hinein,
Da soll er schlafen süß.

Der Meßner fängt an zu läuten
Den traurigen Glockenton,
Da gehen meine Freunde
Halt alle davon.

Ja, heute noch bin ich
Ein Röselein roth,
Und morgen in der Fruh,
Da bin ich schon todt.

Ja, heut ist's in mir
Und morgen ist's in dir,
Es ist halt kein Kräutlein
Gewachsen dafür.

Fahr' hin, o Seel', zu deinem Gott!

Fahr' hin, o Seel', zu deinem Gott,
Der dich aus Nichts gestaltet!
Zu dem, der dir durch seinen Tod
Den Himmel offen haltet.
Fahr' hin zu Dem, der in der Tauf'
Die Unschuld dir gegeben,
Er nehme dich barmherzig auf
In jenes bess're Leben.

Wirst du vielleicht nicht gänzlich rein
Vor Gottes Aug' gefunden,
So schließen wir hiemit dich ein
In des Erlösers Wunden;
Sein Leben komme dir zu Gut,
So er für dich beschlossen;
Er wasche dich mit jenem Blut,
So dir zu Lieb' geflossen.

Du warst besorgt für Gottes Ehr'
Auf Erden hier zu streiten,
Dein Herz der reinen Christenlehr'
Zu widmen, auszubreiten.
Jetzt bleibet dir der Glanz bereit,
So jenen ewig zieret,
Der Viele zur Gerechtigkeit,
Durch seine Lehren führet.

Gedenk' auf Die, so du nach dir
In dieser Welt gelassen,
Bitt' Gott, daß alle nach Gebühr
Ihr Heil zu Herzen fassen.
Bitt' Gott, daß er die Christenschaar
Zu seinem Lob' und Ehre
Beschütz' und stärke immerdar,
Auch für und für vermehre.

Dein Leib geht jetzt der Erde zu,
Woher er ist genommen,
Der Seel' wünscht man die ewige Ruh'
Bei Gott und allen Frommen.
Wann durch des letzten Tages Flamm'
Die Welt zu Grund wird gehen,
So gebe Gott, daß wir beisamm'
Zu seiner Rechten stehen.

Ein Kirchweihfest bei südungarischen Schwaben.

Von Moriz Rosenfeld.

Es war an einem schönen Septembertage, als ich, einer Einladung Folge leistend, die Reise nach dem nächst Temesvar gelegenen Dörfchen Sackelhausen antrat. Ein leiser Wind säuselte über die üppigen Anger, welche zu beiden Seiten der Fahrstraße lagen und aus den nahen Gebüschen konnte man von Zeit zu Zeit den schmelzenden Gesang der Nachtigallen vernehmen.

Das Dörfchen selbst lag damals in seiner wahrhaft bezaubernden Pracht. Die Häuser wurden bereits Tags vorher hellweiß übertüncht und die breiten, regelmäßigen Gassen wurden nach Thunlichkeit rein gefegt. Vormittag, Samstag, herrschte idyllische Ruhe, aber Nachmittag waltete bereits regeres Leben im Dörfchen. Besonders die jüngeren Dorfeinwohner strömten schaarenweise der Kirche zu, vor welcher sie Posto faßten und sehnsuchtsvoll dem Momente entgegenharrten, in welchem die aus der nahegelegenen Stadt engagirten Musikanten eintreffen sollten. Noch niemals war ihnen das Warten so langweilig und heute glaubten sie, müsse die Stunde hundertzwanzig Minuten haben.

„Ei, dort komme se, des müsse se sein,“ ging es plötzlich von Mund zu Mund und nun eilten die Burschen den so sehnlichst erwarteten Musikanten entgegen. Und sie hatten sich nicht getäuscht! Ein Dutzend wackerer Musikanten lächelte den freudigen Dorfjungen entgegen, welch' Letztere nach Möglichkeit und Raum die im stärksten Laufe befindlichen Wagen bestiegen, sämmtlichen „Künstlern“ die Hand drückten und ihrer Freude über die so „schnell“ erfolgte Ankunft gebührend Ausdruck gaben. Die andern Burschen liefen jauchzend vor, hinter und neben den Fuhrwerken und geleiteten auf diese Weise die Musikanten in das „große Wirthshaus“.

Nachdem die Musikanten sich an den in Hülle und Fülle vorgesetzten Speisen und Getränken gelabt hatten, trat die Dorfjugend, an der Spitze die Musikcapelle, den Weg zur Kirche an, allwo die nach dem vorjährigen Kirchweihfeste daselbst vergrabene, mit Wein gefüllte Flasche, von den Bauern „Kerweih“ genannt, aus der Erde gegraben wurde. Nach einigen Minuten setzte sich der Zug in Bewegung und ein „Porscht“ (Bursche) nach dem Andern trat aus dem Zuge, um in das Haus des von ihm verehrten Mädchens zu gehen und dem Letzteren den mitgebrachten „Sonntags-Hut“ nach eigenem Willen und Geschmack zum „Putzen“ zu übergeben. (Nach einer althergebrachten Sitte wird der Hut mit verschiedenen Blumen und Bändern aufgeputzt.) Nach und nach verschwanden immer mehr und mehr der Burschen und als man beinahe am Ende des Dörfchens angelangt war, standen nur noch die Musikanten allein da. Während dieselben den Rückweg zur Kirche antraten, kamen die Burschen allmälig wieder aus den Häusern und schlossen sich dem Zuge an. Vor der Kirche wurde „Halt“ gemacht, die Musikanten wurden bei den reicheren Einwohnern einquartiert und die Burschen gingen mit donnernden Hurrahrufen nach Hause. — Abends theilten die Familienväter den jüngeren Familiengliedern in einfachen Worten die Bedeutung des Kirchweih

festes mit, ermunterten dieselben, dieses „größte Fest" in würdiger Weise zu begehen und stellten es denselben anheim, an diesem Tag nach eigenem Willen und Gutdünken zu schalten und zu walten. Ein Priester, Namens Kümmer, hat (in welcher Gegend Südungarns ist nicht gesagt) folgendes Gespräch aufgezeichnet, welches interessant genug ist, um auch hier mitgetheilt zu werden.

„Moder!" fragt der Sohn die Mutter, „wann iste wieder der große Feiertag?"

„Weli?"

„Ah, wie heescht'r nor?"

„Oschtra (Ostern)?"

„Nee, der greschte (größte) im Johr?"

„Pingschta (Pfingsten)?"

„Nee — nicht'r, sele wie der Vader in em Tag dreimal g'kotzt hat?"

„Ah — Kerweih?"

„Jo, jo, wann ischt denn wieder Kerweih?" —

* * *

Ein köstlicher Sommermorgen ruhte Tags darauf auf dem Dörfchen, welches in seiner bezaubernden Einfachheit einem sorgfältig gepflegten Garten glich. Der Anblick jedes einzelnen Häuschens verrieth das Walten fleißiger Hände in demselben. Bald wurde es belebter; da und dort sah man Leute aus den Häusern treten, welche sich in ihre Gala-Kleider geworfen hatten. Die Burschen stolzirten mit den von dem geliebten Mädchen geputzten Hute in den Gassen einher, jeder Einzelne in der Meinung, der seinige Hut sei der schönste und geschmackvollst geschmückte. Die von dem „Dorfkrämer" gekauften Kränze, welche aus falschen Blumen gewunden waren, stachen recht gut von der dunkelschwarzen Farbe des runden Filzhutes ab und die breiten und ziemlich langen Bänder flatterten lebhaft im Winde. Die Glocke in dem Kirchthurme wurde von dem alten Meßner geläutet und Jung und Alt, Groß und klein ging eiligst in die Kirche. Die Gebete waren bald verrichtet, die ergreifende Predigt bereits angehört und schleunig, wie Alles gekommen war, wurde die Kirche, vor welcher die Musikanten bereits warteten, verlassen. Die Väter und Mütter gingen ruhig nach Hause, die Dorfburschen aber blieben vor der Kirche. Ein Zeichen ward gegeben, die Musikcapelle intonirte einen Marsch und unter den Klängen desselben setzte sich der Zug in Bewegung. Vor dem Hause des Pfarrers blieb derselbe stehen, die Musikcapelle spielte wacker fort und zwei Burschen begaben sich als entsendete Deputation in die Wohnung des Pfarrers, um die Gratulationen Namens der vor seinem Hause versammelten Dorfjugend darzubringen. Der alte Pfarrer, welcher dieser Gemeinde schon mehrere Jahre seine Dienste widmete, entgegnete die Wünsche herzlichst. Beim Richter und Notar wurden die Gratulationen und musikalischen Ständchen wiederholt. Das an diesem, wie überhaupt an jedem Festtage ganz besonders gewählte Mittagsmahl wurde kurz nach zwölf Uhr eingenommen und die Kirchenuhr verkündete kaum die erste Nachmittagsstunde, als bereits in den Gassen wieder reges Leben herrschte. Die Burschen, welche sich Flaschen mit Wein der letzten Fechsung gefüllt hatten, schleuderten dieselben hoch in die Luft, jubelten, sangen und sprangen.

Da wurden Productionen im Flaschenschleudern ausgeführt und hiebei gleichzeitig mehr oder minder hohe Wetten abgeschlossen. Die Sieger erhielten entweder Geld oder Backwerk, denn an Festtagen wird nicht, wie gewöhnlich, der Billigkeit halber um Ohrfeigen gewettet.

Um drei Uhr Nachmittags las der Pfarrer eine Messe, welche der größte Theil der Ortsbewohner anhörte. Während dieser Zeit versammelte sich die Dorfjugend, um nach beendigter Messe die Vortänzerin „mit der Musik" ab-

zuholen. (Wer der Ehre, Vortänzer oder Vortänzerin zu sein, theilhaftig werden will, muß wenigstens die Hälfte des von der Musikcapelle beanspruchten Geldbetrages zahlen und nachdem jeder Bursche gerne Vortänzer sein möchte, wird dieses „Recht" versteigert. Wer mehr gibt, der wird es.) — Die Burschen blieben vor dem Hause der Vortänzerin stehen, der Vortänzer betrat das Zimmer der Vortänzerin und ersuchte dieselbe mit höflichen Worten am Tanzplatze erscheinen zu wollen. Sie leistete seiner Einladung Folge und betrat, den Vortänzer an der Hand haltend, den Hof. Die sonntagsmäßig gekleidete Maid, welche in der linken Hand ein in einem Apfel, als Hälter, ruhendes Rosmarinsträußchen trug, wurde von den Musikanten mit einem Tusch und von den Burschen mit Hurrah- und Eljenrufen empfangen. Die anderen, ebenfalls festlich gekleideten Mädchen warteten hinter dem Zaune ihres Wohnhauses und wurden von dem Burschen, welchem sie den Hut „putzten", abgeholt. Dem Zuge schlossen sie sich erst dann an, als sich derselbe vor dem betreffenden Hause bewegte.

Vor dem Hause des Pfarrers war ein Baum und in unmittelbarer Nähe ein gewöhnliches Faß aufgestellt. Ersteren, auf dem sich zahlreiche, werthvolle Gegenstände befanden, versuchten die jüngeren Schwaben zu erklettern, währenddem die Uebrigen beim Faße verweilten, um auf ein Zeichen den Tanz zu beginnen.

Beim Baume spielte sich manche lustige Scene ab. Da versuchten zehn Burschen den Baum zu erklettern; dem ersten kletterte der zweite, diesem der dritte und so ging es fort bis zum zehnten. Dem Ersteren gelang es glücklicherweise ziemlich hoch zu klettern; es fehlte nur mehr wenig und derselbe wäre in dem Reiche der schönen Gegenstände angelangt. Doch die Kraft versagte ihm, er glitt herab und drängte dadurch alle neun ihm knapp gefolgten Burschen wieder zurück. Ein anderer Bursche langte wirklich oben an und während er nachsann, welchen Gegenstand er sich als Lohn aneignen solle, glitt er zu seinem eigenen Bedauern und zur größten Freude der übrigen Burschen vom Baume herunter.

Das Zeichen zum Tanze wurde gegeben, der Vortänzer und die Vortänzerinnen reichten sich die Hände und traten vor und alle Andern traten mehrere Schritte zurück. Ein Strauß'scher Walzer wurde executirt und im Augenblick setzte sich das Paar, welchem das Recht den Reigen zu eröffnen zusteht, in Bewegung. Nachdem dasselbe bereits drei Tänze um das Faß ausgeführt hatte, begannen auch die Uebrigen Therpsychoren zu huldigen. Da tanzt ein Bursche mit einem Mädchen einen beinahe eine Viertelstunde währenden Tanz ohne Unterbrechung und ohne Ermüdung und das Mädchen hält es für eine Beleidigung, wenn der „Porscht" sie früher „stehn läßt".

Auf ein gegebenes Zeichen, diesmal ein Pistolenschuß, wurde der Tanz unterbrochen. Ein älterer Dorfbewohner stieg auf das Faß und mit gespannter Aufmerksamkeit lauschte man seiner Worte:

„Ihr Gäst', Ihr Männer und Ihr Frau'n,
Die Ihr kommen seid unser Kerweih zu schau'n,
Wir danken Euch; nur seid so gut
Jetzt wird ausg'spielt ein Hut,
Und wer den Hut gewinnen will,
Der muß mir abkaufen Nummern viel;
Und wer den Hut hundert Jahr wird haben,
Der wird alt sein und nit so schnell begraben!"

Und nun begann er mehrere auf Fäden aufgereihte Nummern zu versteigern, für welche er zumeist von den in großer Anzahl vorhandenen Gästen angemessene Beträge einnahm. Der Hut wurde verlost, ein reicher Schwabe gewann denselben und wurde, nach alter Sitte, unter den Klängen eines Marsches nach Hause geleitet. Auch ein Ziegenbock wurde später verlost.

Nachdem dies vorüber war, theilte sich die Dorfjugend wie alljährlich in drei Parteien, deren einer Kinder bis zum zwölften Jahre, deren zweiter Kinder im Alter von zwölf bis fünfzehn Jahren und deren dritter Bursche im Alter von fünfzehn Jahren angefangen angehörten. Jetzt wurde neuerdings dem Tanze gehuldigt. Die Jugend tanzte von Sonntag Nachmittag bis Mittwoch Früh und die älteren Leute tranken während dieser Zeit (wahrscheinlich auch nach alter Sitte) unaufhörlich Wein. „Tag und Nacht fortsaufen ist für Keinen eine Schande", sagt doch Tacitus.

Das Kirchweihfest währte bis Mittwoch; an diesem Tage wird schon aus dem Grunde nicht weiter getanzt, weil die Schwaben denselben für einen Unglückstag halten. Mittwoch wurde eine große Flasche mit Wein gefüllt und unter den dumpfen Klängen eines Trauerliedes wurde dieselbe, „die Kerweih", als Symbol in die vor der Kirche angefertigte Grube gesenkt, um bei Gelegenheit des nächstjährigen Kirchweihfestes abermals herausgenom- zu werden.

Mit diesem hatte das Kirchweihfest sein Ende erreicht und mit einem herzlichen „Im nächsten Jahr, wenn der Herrgott will wid'rum", trennten sich die wackern Musikanten von den ihnen betrübt nachsehenden Dorfburschen.

Ueber das Glück in der Ehe.

Von E. v. Manneshertz.

„Frauen sind genannt vom Freuen," sagt Rückert. Die Liebe bestätigt diesen Ausspruch, die Ehe nicht immer, diese lischt vom Freuen nicht allzuselten den ersten Buchstaben weg.

Wer ein ehrliches Buch über die Ehe schreibt, der sei darauf gefaßt, Manchen verletzen zu müssen; Lichtenberg hat Recht, wenn er sagt: „Es ist unmöglich, die Fackel der Wahrheit durch's Gedränge zu tragen, ohne Jemanden den Bart zu versengen." Aber er darf auch hoffen, Manchen anzuregen und die Wahrheit, wenn sie liebreich gesagt wird, ist immer von Nutzen.

Ein solches Buch liegt vor uns. Es hat sich zur Aufgabe gestellt, den Geist der Familienhaftigkeit wieder entzünden, die Sehnsucht nach dem Glücke, der Seligkeit einer harmonischen Ehe erwecken zu helfen. Es weist nach, daß die treue Pflichterfüllung in der Ehe zum Kostbarsten der Erdengüter führt.

In dem geschichtlichen Theile wird dargethan, wie die verschiedenen Zeiten und Völker die Gemeinschaft zwischen Mann und Weib verschieden aufgefaßt haben. Odysseus kennt nichts Vorzüglicheres im Leben, als wenn Mann und Weib einmüthigen Sinnes ihr Haus verwalten, ihren Feinden zum Aerger, ihren Freunden zur Freude. — Bei den Griechen war es Sitte, daß die Frauen nach des Mannes Tod Witwen blieben. Bei den Indiern soll der überlebende Theil mit dem Todten lebendig verbrannt worden sein. Die spartanische Ehe hatte nur die Aufgabe, dem Staate kräftige Knaben zu gebären. Höher stand das römische Weib, es war nicht mehr rechtlos; aber die römische Republik stand, so lange der Ehestand heilig gehalten wurde. In Frankreich war sogar einmal der Satz aufgestellt, daß sich Liebe mit der Ehe nicht vertrage. In England hatte der Mann die Befugniß,

sein Weib zu verkaufen. (Noch im Jahre 1843 war es, daß ein Mann in Nottingham seine Frau um 36 Kreuzer verkaufte.) Bei den nordischen Völkern war es überhaupt der Brauch, daß die Tochter dem Vater vom Bräutigam abgekauft werde. Heute ist das Verhältniß meist umgekehrt, die Männer lassen sich das Heiraten durch ein Heiratsgut möglichst hoch bezahlen. Die deutsche Frau stand hoch über der anderer Völker, sie war mit dem Manne ein Leib und ein Leben. Der Ehebruch wurde strenge bestraft, der Gatte hatte das Recht, seine Frau mitsammt dem Ehebrecher zu tödten.

Erst das Christenthum brachte der Frau volle Freiheit; nun erst wurde die Ehe zur wechselseitigen Selbsthingabe, zur wahren Aufopferung der eigenen Persönlichkeit, zum Höhepunkt des sittlich vollendeten Lebens.

Freilich traf nach wie vor oft noch der Spruch zu:

„Adam muß eine Eva han,
Auf sie zu schieben, was er gethan."

Der Bauer des Mittelalters durfte mitten auf dem Wege die Frohnsfuhre ausspannen, sobald er unterwegs die Botschaft erhielt vom Kindbette seiner Frau. Auch an Zins und Zehent wurde ihm zu dieser Zeit nachgelassen.

Jedenfalls hatten die alten Deutschen und Römer eine viel tiefere und sittlichere Anschauung von der Ehe, als Derjenige von heute, welcher der kalten Vertragstheorie huldigt, hinter der eine humane Barbarei steckt. Die Ehe will und soll unauflöslich sein; die Auflösbarkeit der Ehe widerspricht ihrem Begriff. Die wahre Liebe wird schon durch den Gedanken eines jeweiligen Aufhörens zerstört. Es ist charakteristisch, daß sich umwälzende Bestrebungen gegen dieses stabile Element der Sitte zu kehren pflegen.

Niemals soll die Ehe blos als Mittel zur Erreichung materieller Zwecke betrachtet werden. Hat ein verständiger und arbeitsfreudiger Jüngling die Wahl zwischen zwei Mädchen mit gleichen Vorzügen, wovon aber das eine reich, das andere arm ist, so nehme er das arme. Er wird besser fahren.

Man ist nicht immer gut auf die Weiber zu sprechen gewesen. Demokritus meint, die Weiber seien von Natur aus viel geneigter zu schlechter Denkungsart, als die Männer. Der größte Schimpf für den Mann sei, von seinem Weibe beherrscht zu werden. Auch er habe sich ein Weib genommen, aber ein kleines, weil man sich von den Uebeln am besten das kleinste wähle. — Die Medea des Euripides klagt: Von Allem, was auf Erden Seele hat und Geist, sind die Frauen das unseligste Geschlecht.

Wenn Kant die Ehe nur als eine „Verbindung zweier Personen verschiedenen Geschlechtes zum lebenswierigen wechselseitigen Besitz ihrer Geschlechtseigenschaften" betrachtet, so hat er Unrecht. Hippel sagt: die Ehe ist eine Art von geistlichem Orden, wo man das Gelübde der Beständigkeit und Enthaltsamkeit leistet, wozu bei den Frauen noch das des Gehorsams kommt.

Mann und Weib ergänzen sich auch in moralischer Beziehung. Der Mann ist Verstand, das Weib ist Gemüth, der Mann ist im Hause das Recht, das Weib ist die Sitte; der Mann beherrscht die Familie, das Weib regiert sie.

Das echte Weib kennt die Schminke nicht; es sucht nur den Gatten zu gefallen.

„Eh' die Maulbeerblätter fallen
Sind sie lieblich bunt zu schauen;
Wenn sie streben zu gefallen,
Sind dem Falle nah' die Frauen."

Ein braves Weib, heißt es in der alten Schrift, ist die Krone des Mannes, ein schlechtes ist wie Knochenfraß an seinem Gebein. —

Die Ehe hat viele Plagegeister; möge der freundliche Leser dieselben nur aus diesen Blättern kennen lernen!

Da ist die

Tadelsucht.

Diejenigen, deren empfindliches Temperament am leichtesten Fehler auffindet, können es gerade am wenigsten vertragen, wenn man an ihnen zu tadeln hat. Es gibt sanfte, unterwürfige Frauen, die nur betrübt, nicht gereizt werden, die kein Gefühl von Ungerechtigkeit hegen, sondern still sich begnügen, die schwersten Bedingungen ihres Looses zu erfüllen. Glückselig der Mann, dem ein solches Weib gegeben ist. Hat er das Unglück, dieses zu verlieren, dann nehme er keine Zweite mehr, sondern trage das gelebte Ideal der Ehe mit zu Grabe. Denn es gibt auch Frauen, die gereizt und unwillig mit den scharfen Pfeilen ihres weiblichen Witzes jede Fuge in der Rüstung ihres Mannes aufsuchen und durchbohren, und die in diesem Kampfe viel ungerechter und schuldiger sind, als der Mann. Und wie nichtig sind die Dinge zumeist, um die sich die liebenden Eheleute schlagen: Kalter Kaffee, verbranntes Fleisch, rauchiges Zimmer u. s. f. Nichts verzehrt die Liebe sicherer, als beständiger Tadel. Manch' gutmüthiger, geduldiger Mann wird gehetzt und gequält von der Tadelsucht seiner Frau; er wird unlustig, mürrisch, zieht sich ganz in sich selbst zurück, oder strebt fremden Gesellschaften zu, um sich zu zerstreuen — wird ein Wirthshausgeselle. Wer nachgibt, der nähert sich dem Andern, wer widerspricht, der stößt ihn zurück.

Ist zwischen Eheleuten die Gewohnheit des Tadelns einmal eingerissen, dann verbreitet sie sich schnell durch's ganze Haus. Kinder fühlen sich durch Nichts mehr verletzt, als wenn man sie gedankenlos und ohne Untersuchung tadelt. Meist hilft es mehr, die Menschen zu loben, wenn sie das Rechte thun, als sie bei einem Unrechte zu tadeln.

In manchen Fällen ist die Tadelsucht eine Krankheit, die sich durch Entladung erleichtern muß. Gegen diese Tadelsucht ist das beste Mittel das Schweigen. Wem der Tact des Lebens und der Liebe innewohnt, der meidet auch den Schein einer Ueberlegenheit und Kritik über Personen, denen er Pietät schuldig ist.

Die Unzufriedenheit.

Rache, sagt Lord Bacon, ist eine Art wilder Gerechtigkeit, Eigensinn ist ungeschulte Festigkeit, Unbefriedigtsein ist ungezügelte Idealität.

Diejenigen, welche wollen, man solle es im Hause dahinbringen, daß Alles auf's Haar gehe, verbittern sich und Anderen das Leben. Finde dich in die Arbeit deines Berufes, wie der Soldat in die Pflichten des Lagers, lerne entbehren und genieße fröhlichen Herzens die täglichen Freuden. Lerne die Kunst, das Entbehren zum Genießen zu erheben. — Das Glück ist ein wunderlicher Name, fast nichts als die Fähigkeit, glücklich zu sein.

Lebe dem Heute, ihm gehörst du an,
Auch das Morgen bedenkt ein kluger Mann,
Aber das Uebermorgen,
Das sind traurige, vergebliche Sorgen.

Es gibt Frauenzimmer, die alle Jahres- und Tageszeiten menschlicher Stimmungen in wenigen Stunden zeigen. Es gibt Frauen, denen Nichts recht ist, als alles das, was sie nicht haben können und sollen. Auch an der Seite einer solchen mußt du dir eine gewisse Frische und Gesundheit des Herzens zu bewahren suchen, sonst gehst du vor lauter Kränkung und Grübeln zu Grunde.

Der Kleinmuth.

Es ist wenig Unterschied, ob du ein Unglück schon leidest, oder erst erwartest; nur hat der Schmerz ein Maß, die Furcht ist maßlos. Du betrübest dich über so viel, als dir begegnet ist, du fürchtest aber so viel, als dir begegnen kann. Wie thöricht!

Geibel sagt:

„Sorgen sind meist von der Nesseln Art,
Sie brennen, rührst du sie an zu zart;
Packe sie an nur herzhaft,
So ist der Griff nicht schmerzhaft.“

Und der edle Spee in seiner Trutz-nachtigall mahnt zur Zuversicht:

„Und ob auch schon thut sausen
Der Wind auf diesem Meer,
Ob schon die Wellen brausen
Rund um mein Schifflein her,
Will ich doch nicht verzagen,
Gott wird mein Helfer sein,
Den Anker will ich schlagen
In seinem Herzen ein.“

Endlich sagt Rückert:

„Sei dankbar für das Glück, das dir der Herr bestimmt,
Und gib es gern zurück, wenn er es wieder nimmt.
Es ist kein Gut so groß, er hat noch grö-ßeres eben,
Und nimmt dir eines blos, um and'res dir zu geben.“

Ungeordnetes Verlangen.

Suche es zu dämpfen. Kein Trinken kann Demjenigen genügen, dessen Inneres an brennender Hitze leidet; das ist kein Durst, sondern eine Krankheit.

Launenhaftigkeit.

Hier spielen die Nerven mit.

Vor der Ehe, im Brautstande, ist das ein Entzücktsein und Schwimmen in Glückseligkeit der Liebe! Wenn die Liebe nach der Trauung zunähme, wie sie abnimmt, so fräßen sich die Eheleute vor lauter Lieb.

Vor der Trauung Alles Schminke. Die Aufrichtigkeit kommt hinterher gehinkt. Zuerst ist sie mit ungemeiner Delicatesse verhüllt, dann kommt sie in Halbnegligé und am Ende ganz unverhüllt. Vor der Ehe stellt sich Alles leichter vor, als es ist und sein kann, denkt sich's nur an die Freuden des neuen Standes; mit diesen kommen die Pflichten, allerlei scheinbare Unannehmlichkeiten, und die Enttäuschung ist fertig. Was früher Vorzüge waren, das sind jetzt Fehler. Wie sieht's der Mann? Vor der Trauung war die Geliebte ruhig und sanftmüthig, nach derselben ist sie phlegmathisch und apathisch; vorher war sie aufgeweckt und munter, nachher ist sie unruhig und närrisch; vorher hatte sie die Einfalt des Herzens, nachher ist sie geistesbeschränkt; vorher war sie bescheiden und schweigsam, nachher ist sie wortfaul und dumm; vorher war sie consequent und charakterfest, nachher ist sie eigensinnig; vorher athmete ihr Wesen Hoheit, nachher athmet es Stolz und Dünkel. Vor der Hochzeit war sie anregend, nachher ist sie coquett; vorher war sie liebenswürdig, nachher ist sie fad. Der Mensch ist nie sinnreicher, listiger und verblendeter, als wenn er sich selbst betrügen will.

Und der Herr Bräutigam, den sich Fräulein Braut in ihren Träumen als Ideal ausgemalt, was ist er in Wirklichkeit? Er ist nur zu oft ein bloßes Mannsgestell, eine zweizinkige, behoste Personage, die welk ist an Geist und Seele; er ist ein persönliches Actenstück, eine in Menschenhaut gebundene Proceßordnung, eine gelehrte Encyklopädie oder ein uniformirtes Schreckbild des Exercir-Reglements; Alles ist er eher, nur nicht das, was er sein muß: ein rechtschaffener, ganzer Ehemann.

Aus solchen Enttäuschungen entspringt dann freilich Unzufriedenheit, Launenhaftigkeit und Lieblosigkeit. Aufrichtigkeit muß von allem Anfange an sein; sie ist der Schlüssel zu den Herzen; geborgter Glanz und Werth ist für die Ehe von größtem Uebel. Viele Männer verziehen in den ersten Jahren der Ehe ihre schöne, junge Frau; aber selten gelingt es Einem, ihr später den Kopf wieder zurecht zu setzen. Ein Fieberparoxismus fängt mit Frost an und endigt mit Hitze; beim Liebesparoxismus ist es umgekehrt.

Reizbarkeit.

In den Schrullen und Narrheiten der Männer pflegt noch Methode zu sein; aber die Launen der Frauenzimmer sind unberechenbar; ihr Denken ist ohne

Logik. Hast du stundenlang Vernunft gesprochen, so kommt das Weib wieder zurück auf ihr erstes Wort. Die empfindsame Reizbarkeit sehnt sich nach einer Entladung der überspannten und überfüllten Nerven. Ein aufrichtiges, sich selbst erkennendes Weib wird die Ursache ihrer üblen Laune nicht so sehr bei Anderen, als bei sich selbst suchen. „Es gibt Zeiten," sagte eine geistvolle Frau, „in denen ich, wie ich weiß, von meinem Nervensystem wie besessen bin, und dann erlaube ich mir nicht, zu sprechen und zu handeln."

Pedantisch erzogene Mädchen werden später empfindsame Weiber.

In der Ehe sind ungleiche Temperamente am glücklichsten. Gleiche Tugenden vertragen sich, obwohl z. B. zwei Sparsame schon einen halben Geizhals ausmachen; aber gleiche Fehler vertragen sich schwer. Das Phlegma sucht Lebhaftigkeit, die Nervosität sucht Friedsamkeit, die geduldige Frau bessert den zornigen Mann.

Hysterie.

Der Ehemann einer hysterischen Frau ist zu beklagen, obwohl er in vielen Fällen selbst dieses Loos verschuldet hat, indem er die leibliche und seelische Diätetik der Ehe nicht verwirklichte, gleichgiltig gegen Schonung und Gesundheitsbedingungen seiner Ehehälfte blieb. Die Hysterische lebt sich allmälig eine unglückliche Grundstimmung der Seele an und fühlt sich selbst in glücklichen Verhältnissen unbefriedigt und elend.

Zorn.

Der Thor läßt alsbald seinen Zorn merken, der Kluge verwindet das Unrecht. Als Plato gegen einen Sklaven in Zorn gerieth und schon seine Hand erhob, um ihn zu züchtigen, hielt er ein und sagte: „Ich würde schlagen, wenn ich nicht im Zorne wäre." Besser ist es, in der Wüste wohnen, als bei einem zänkischen, zornmüthigen Weibe, sagt die Schrift. Der beste Mann kann nicht im Frieden bleiben, wenn es seiner bösen, zornigen Frau nicht gefällt. „Durch Heftigkeit ersetzt der Irrende, was ihm an Wahrheit und an Kräften fehlt."

Geht die Sonne über dem Zorn unter, so wird Haß daraus. Bist du gegen deinen Gatten zornig gewesen, so übe auf der Stelle gegen ihn ein Werk der Sanftmuth. Manchmal ist eine heftige Zurechtweisung nicht zu unterlassen, obwohl zu häufig wiederkehrende Donnerwetter die eheliche Luft merklich abkühlen. Schließe daher jeden Verweis stets mit einem gütigen, lindernden Worte.

Eigensinn.

Für das eheliche Glück gefährlich ist es, wenn der Mann immer nachgeben soll. Schon in der Natur liegt hier der Grundsatz der Ungleichheit zu Gunsten des Mannes. Sobald in der Ehe der Kampf um die Autorität begonnen hat, ist die Poesie der Ehe dahin. Was aber das eigenwillige Weib durch Trotz und schmollende Laune nicht erreicht, das erreicht sie durch Sanftmuth und Nachgeben. Die wahre Liebe des Mannes zur Gattin ist nicht weich, sondern voll Stärke, Kraft und Entschiedenheit. Die Natur des Weibes will von dem Manne als ihrem Bildner geformt sein. Darum müssen die Mädchen zur Fügsamkeit und Nachgiebigkeit erzogen werden. Das Streiten mit einer Frau ist dem Manne keine Ehre; das Streiten mit dem Manne der Frau kein Gewinn.

Herrschsucht.

Die Pantoffelherrschaft in der Ehe ist ist ein verkehrtes und sehr zu tadelndes Regiment, bei welchem der Mann unmännlich und das Weib unweiblich erscheint. Aber der Mann sei kein Tyrann, kein Geizhals, kein „Topfgucker." Alleinige Herrscherin in der Ehe sei die Liebe.

Eine wahre Fessel trägt der Mann, dessen Frau stete Kränklichkeit heuchelt.

Es ist widerlich, wenn die Nerven der Frau nach jeder kleinen Unannehmlichkeit in Rebellion und Krämpfe kommen, wenn sie fortwährend den Mann als die Ursache ihrer Leiden bezeichnet. Bei wirklichen Leiden wird jeder edelfühlende Mann Mitleid tragen und die zarteste Schonung beobachten. Uebrigens muß der Ehemann stets Diplomat sein.

In großen Staaten nicht allein,
In deiner Hütte, noch so klein,
Kannst du ein großer Staatsmann sein.

Unduldsamkeit.

Die besten Hausfrauen sind diejenigen, welche ihr Haus so einrichten, daß verschiedene Naturen darin Raum finden und gedeihen können, ohne sich gegenseitig zu stören. Es gibt Personen, welche Alles lächerlich finden, allen Dingen und Menschen durch dreisten Witz überlegen zu sein streben. Wer dem Leben kritisch zu Leibe geht, der muß es mit Gründlichkeit und Verständniß thun. Was du meisterst, dessen mußt du Meister sein.

„Ein Jeder hat sein Steckenpferd,
So war es auch zu Noah's Zeiten;
D'rum, Bruder, lass' ich Jeden reiten,
Wenn man nur nicht von mir begehrt,
Ich soll zu Fuße schreiten."

Frömmeln.

Auch ein Plagegeist in mancher Ehe. Wir tadeln einen Ofen, der alle Wärme in den Schornstein ziehen läßt, statt das Haus zu erwärmen; wir tadeln eine warme Empfindung, wenn dieselbe nicht in die Athmosphäre des täglichen Lebens übergeht, sondern sich in unendlichen Höhen verliert. Es gibt Frauen, die dadurch ihrem Hause ohne Gewissensbisse zu entschlüpfen wähnen, daß sie in die Kirche und in fromme Vereine gehen. Der schönste Frauenverein ist im eigenen Hause.

Mißtrauen.

Das Mißtrauen ist das Vergrößerungsglas der Fehler; die Liebe ist das Mikroskop der Vorzüge.

Eifersucht.

Diese Leidenschaft, welche mit Eifer sucht, was Leiden schafft, ergreift das Frauenherz viel gewaltiger, als des Mannes Sinn. Befriedigung der Leidenschaft, der Untreue dahinter zu kommen und sie zu rächen, ist der einzige Halt, und nach diesem fällt das Weib zusammen.

Verschlossenheit.

Manche knicken und geizen mit ihren reichsten, innersten Schätzen! Sie leben mit inniggeliebten Personen zusammen, die wenige Worte dieser Liebe glücklicher machen würden, als reiche, goldene Gaben. Menschen, die in tiefster Seele einander lieben und verehren, führen mitsammen ein kaltes Leben. Was wäre das für ein schönes Sein, wenn jeder geheime Liebesgedanke zur That würde! Nicht immer sind Liebkosungen die beste Sprache des Herzens, aber es gibt Worte und Blicke, eine Vorsorglichkeit und stille Aufmerksamkeit, die das Herz offenbaren.

Die Liebe ist ein Gewächs, das nur durch Pflege und Wärme wachsen und sich veredeln kann.

Schwatzhaftigkeit.

Frauen haben auf ihrer Zunge Himmel und Hölle, Leben und Tod; aber Frauen sind ebenso Meisterinnen im Hören, als im Sprechen. Die Speise, die in deinen Mund eingeht, prüfst du; warum nicht auch das Wort, das aus dem Munde herausgeht? Wer Geld verschwendet, schadet sich, nützt aber Anderen; wer Worte verschwendet, schadet sich und Anderen.

„Wie Einer schonungslos bei dir von Andern spricht,
So sitzt er über dich bei Andern zu Gericht."

Und:

„Ist das Wort der Lipp' entflohen,
Du ergreifst es nimmermehr,
Fährt die Reu' auch mit vier Pferden
Augenblicklich hinterher."

So mächtig das Wort im Schlechten, so machtlos ist es oft im Guten.

Schweigen ist der beste Herold der Freude. Ich wäre nur wenig glücklich, wenn ich sagen könnte, wie sehr ich's bin.

Unhöflichkeit.

Allzugroße Höflichkeit macht zum Heuchler, allzugroßer Aufrichtigkeitssinn zum Grobian. Der Muth, Unangenehmes zu sagen, wenn es zum Besten eines Andern nöthig wird, ist eine vortreffliche Eigenschaft; aber kein Wort prüfen und glätten, ist in der Welt verderblich und im Hause gefährlich. Auch im Scherze erlaube man sich das nicht, was im Ernste verletzen müßte.

Empfindelei.

In manchem Hause wird mehr gefühlt, als gedacht. Doch sind empfindelnde Menschen nicht immer die gefühlvollsten. „Bei jedem übertriebenen Gefühle," sagt Schiller, „verliert die Seele an Würde. Es thut mir wohl, wenn ich die Menschen stark und fest in sich sehe."

Blaustrumpf.

Ein Mann würde es als Beleidigung ansehen, wenn man von ihm sagen wollte, er habe einen weibischen Geist; warum will manches Weib männisch sein? Frauen haben nur im Handeln Seele und Instinct; ihre Raisonnements sind noch abstracter, schematischer und tyrannischer, als die Reflexionen der Männer. Wirkliche Talente (wie selten sind sie!) ausgenommen, doch in der Verflachung unserer Literatur und Kunst verspürt man viel weiblichen Einfluß. In männlichen Zeiten vertiefte sie der Einzelne in das Einzelne. Die Bildung allein erzeugt keine Treue, kein Gewissen, keine Zärtlichkeit und keine ausdauernde Besserung. Eine Eigenschaft des Weibes dagegen, welche von einem liebenswürdigen und reinen Herzen Zeugniß gibt, ist die Freude an der Natur.

Gefallsucht und Eitelkeit.

Es gehört zu den Tugenden des Weibes, daß es strebe, durch Anmuth und Liebenswübigkeit zu gefallen. Aber diese Tugend wird zum Fehler, sobald die Frau in Selbstgefälligkeit und Ziererei das allseitige Huldigen beansprucht. Die Eitelkeit führt zur Putzsucht, zur Mißgunst gegen schönere, anziehendere und zur Geringschätzung gegen häßlichere oder weniger geputzte Frauenzimmer; dann aber auch zur künstlichen Gezwungenheit, zur Affectation, endlich zur Frechheit.

Im Wörterbuch der heutigen Mode heißt ein Wort „Besatz." Jedes Frauenkleid muß seinen Besatz, seinen Aufputz haben. Das Kleid kann an einem Tage gemacht werden, aber um es zu besetzen, dazu gehören zwei bis drei Tage — und zumeist hat man dann ein geschmackloses Ding.

Unsere Zeit kränkelt vielfach an der falschen Erziehung des weiblichen Geschlechtes. Modelecture, Vergnügungssucht, Luxus! Jede will über ihren Stand hinaus; findet sie nicht Befriedigung, so ist der Unfriede und der Unmuth im Eheleben fertig. Und läßt sich der Ehemann verleiten, so sind die Opfer größer, als die Genüsse.

Geiz und zu große Geldsorgen.

In der Ehe, wenn der rauhe Wind der Wirklichkeit geht, sieht es anders aus, als in den Tagen der bräutlichen Zeit. Oft kommt das tödtlichste Gift der Ehe, die Reue, über das von bitteren Sorgen gequälte Gemüth. Gott Amor ist blind, aber in der Ehe gehen ihm die Augen auf.

Eine Frau kann durch Näschereien, unnütze Ausgaben auf Kleider, Putzsucht und Tändeleien, durch Nachläßigkeit und Unordnung selbst in den kleinsten Dingen nach und nach mehr verbrauchen, als der fleißigste Mann erwerben kann. Wie viel aber weiß eine sorgfältige Hausfrau durch Fleiß und Ordnung zu ersparen!

Falschheit.

Halbe Wahrheit ist gefährlicher, als ganze Lüge; diese ist leichter zu er-

kennen, als jene, welche sich in Schein zu kleiden pflegt, um doppelt zu betrügen. —

Ein edler Mann ist immer ein guter Ehemann, wenn ihm die Frau das Leben auch noch so sauer macht. Auch unter den Eheleuten gibt es Märtyrer und Märtyrinnen, die ihr Fegefeuer schon auf Erden zu bestehen haben.

„Selbst die glücklichste der Ehen,
Tochter, hat ihr Ungemach.
Selbst die besten Männer gehen
Oefters ihren Launen nach;
Wer sich von dem gold'nen Ringe
Gold'ne Tage nur verspricht,
O, der kennt den Lauf der Dinge
Und das Herz der Menschen nicht."

Wer nicht Liebe hat und nicht Liebe bedarf, der nehme sich zur Verwaltung seines Hauswesens, zur Pflege und Gesellschaft lieber einen treuen Diener, denn ein Weib. Er fährt besser. Der Weise wird sich ja niemals einsam fühlen, er hat um sich alle Guten, die lebenden und die todten, und er entsendet seine Seele, wohin er will. Fehlt es ihm an Menschen, so spricht er mit Gott, und er ist nie weniger allein, als wenn er allein ist. — So sagt schon Theophrastus; ist aber ein Wort, das uns heute nicht gelegen kommt. Die Männer wollen ohnehin nicht heiraten, so daß der Staat, der ohne Ehe nicht bestehen kann, schon an Heiratszwang gedacht hat. Oder soll für den Hagestolzen eine Steuer eingeführt werden? Heute, da Alles, was wir besitzen und thun, bereits besteuert ist, wäre es ein Wunder, wenn das, was wir **nicht** besitzen, **nicht** sind und **nicht** thun, nicht besteuert würde!

„Der Erde Paradies und Hölle
Liegt in dem einen Worte Weib."

Zum Ehestand muß man Talent haben, ein Talent, das, nebenbei gesagt, auf dem Lande bei mittleren und niederen Ständen häufiger vorkommt, als in vornehmen Kreisen.

Wir haben Heiratsanträge in Tagesblättern, wir haben Heiratsbureaux. Selbst in der liederlichsten Zeit des vorigen Jahrhunderts wäre ein solcher Hochverrath an der Majestät der Familie undenkbar gewesen. Wer ein solcher Einfaltspinsel ist, daß er seine Frau nicht selber suchen kann, der hat gar kein Recht auf eine solche.

Da heiraten sie aus Habsucht, aus sinnlicher Lust, heiraten, um Bequemlichkeit zu gewinnen und finden ihr Glück nicht. Nur wer die Liebe brautwerben schickt, dem steht selige Zeit bevor.

Ist doch die Ehe auch so reich an guten Geistern.

Da ist der

Humor.

Der Humor gehört zu den größten Wohlthätern der Menschen. Welchen Werth hat das Lachen! Die Ankunft eines Hanswurstes im Städtchen, der Lachen erregt, ist mehr werth, als die Ankunft von zwanzig mit Medicamenten beladenen Eseln.

Gesundheitspflege.

Der sicherste Weg, das Leben zu verlängern, ist, es nicht zu verkürzen. Vor Allem gute Luft; wo die Luft nicht hinkommt, da kommt der Arzt hin. Mäßigkeit im Essen und Trinken. Montesquieu sagt, daß von den Parisern die eine Hälfte am Diniren, die andere am Soupiren zu Grunde gehe. Der Körper bedarf Nahrung, nicht Leckerbissen. Trinkwasser gering zu achten, ist ein Zeichen der Halbcultur. „Der ist nicht werth des Weines, der ihn wie Wasser trinkt," sagt Mirza = Schaffy. Reinlichkeit! Der Schmutz tödtet mehr Leute, als der Hunger. Regelmäßige Bewegung! „Es ginge Vieles besser, wenn man mehr **ginge**," meint Seume. Unser Wohlergehen gedeiht in gesunden und kranken Tagen bei Frauenherzen und Frauenhänden am besten.

Kindersegen.

Schöner, als mit Krone
Und reicher, als mit Gold,
Am Herzen mit dem Sohne
Prangt eine Mutter hold.

Eine römische Matrone, die durch Unglück all' ihre Schätze verloren hatte, trat, umgeben von ihren Kindern, vor den Cäsar. „Cäsar," sprach sie, „Geschmeide habe ich keines, um vor Dir würdig zu erscheinen; meine Perlen und Diamanten, siehe, das sind der Mutter ihre Kinder."

Das Kinderzimmer ist das innerste Heiligthum des Hauses; inmitten deiner Kinder ruhst du von den Menschen aus. Von den Kindern können Große Vieles lernen; vor Allem Aufrichtigkeit. Der erste Vorwurf aus Kindesmund ist der Vorwurf der Lüge.

Erziehungsgabe.

Das Beste, was hier zu sagen: Die Eltern müssen den Kindern ein Beispiel aufstellen, wie sie zu werden haben, und dieses Beispiel müssen sie selbst sein.

Klugheit, Schweigsamkeit.

Sokrates gibt den Rath: „Sage nicht immer, was du weißt, aber wisse immer, was du sagst." Und ein Anderer: „Hast du Etwas wider deinen Nächsten gehört, so laß es mit dir sterben; sei versichert, du wirst daran nicht bersten."

Der Kluge wird sich nie selbst ausgeben. Im Volksmunde heißt Klugheit so viel als Sparsamkeit; sei klug, heißt: sei sparsam mit dir selbst.

Die kecknaiven, überlustigen Menschen machen zwar anfangs der Bekanntschaft einen gewinnenden Eindruck; bald finden wir aber, daß ihnen Geist, Nachdenken, Pietät und Delicatesse gebricht, daß sie leicht übermüthig und unverschämt werden. Im Unglück sind Solche gewöhnlich die verzagtesten.

Offenheit.

Das ist ein starker Geist, der die harte Wahrheit lieber hört, als die süße Schmeichelei.

Auf einem Bregenzer Wirthshause steht geschrieben:

„Wenn der Neid brennen thät, wie das Feuer,
So würde das Holz nicht so theuer,
Und wenn das Lügen so schwer wär', als Mühlsteintragen,
So würde man ehender die Wahrheit sagen."

Charakter.

Charakter ist Gleichheit im Innern bei dem Wechsel im Aeußern. Ein Charakter ist groß in dem Maße, als er fähig ist, Opfer zu bringen für das Wohl Anderer.

Treu sich selber und seinem Ziele, bedächtig in Rath und frisch in der That, ehrlich in der Liebe, ehrlich im Haß, beugsam gegen Vernunftgründe, unerschütterlich gegen Zwang, immer auf eigenen Füssen, nur das Gewissen als Richter. Das ist der Mann, auf dem das Glück einer Familie sich fest begründen kann. Männliche und weibliche Windfahnen thun am besten, wenn sie ledig bleiben.

Friede, Geduld.

Erhebt deine Ehehälfte einen Sturm, so entzünde dein Feuer nicht; schweige und warte, bis er ausgetobt hat; dann läßt sich mit guten Worten reden.

Es ist wohl viel leichter, unter Gottes Hand, als unter Menschenhand zu leiden; am wehesten thut das Leid, wenn es vom Gatten, von der Gattin kommt, es verzehrt die Kraft, wie ein langsamer Krebs. Das Herz wird verbittert, und Bitterkeit ist der Samum des Lebens; wo er weht, da entsteht eine Wüste. Aber Geduld ist gegen solche Uebel der beste Hort. Mache dir dein Unglück durch Ungeduld nicht unerträglich. In dem „Ich muß" selbst schon liegt Beruhigung; kommt noch das „Ich will" dazu, dann ist Alles gut. Jeder ist so beklagenswerth, als er selbst glaubt, daß er es sei.

Geibel tröstet:

„Kommt dir ein Schmerz, so halte still
Und frage, was er von dir will.
Die ewige Liebe schickt dir keinen,
Bloß, daß du mögest weinen."

Kurz und gut ist der alte Spruch:

„Im Glück halt' ein,
Im Unglück halt' aus.“

Aber das gute Weib thut in der Ehe mehr, als gute Sprüche; sie ist dem Manne im Leiden der beste Trost; sie streichelt mit lindernder Hand die Wunden, die ihm zugefügt werden, sie ermuntert ihn, wo er anfängt, an der Ausführung seines Werkes zu verzagen, durch Hinweis auf seine Kraft und seinen Willen. So ist sie die wahre und edle Beherrscherin des Mannes. Die Güte und Sanftmuth der Frau erreicht mehr, als die Autorität des Mannes.

Weitere gute Geister in der Ehe sind Arbeitssinn, Zeitbenützung. („Wer eine Stunde verliert, leidet am Leben Verlust“.) Häuslichkeit, Zärtlichkeit. („Nicht die Gabe des Bietenden, sondern die Liebe des Gebenden macht den Werth aus.“ „Eine liebevolle Frau wird dem feinfühlenden Mann in Vielem an seine eigene gute Mutter erinnern.“) Sittenreinheit. („Ganz nahe der Uebergabe ist eine Festung, deren Befehlshaber sich in Unterredung mit dem Feinde einläßt.“) Liebe.

Die wahre Liebe bleibt beständig, sie sei glücklich, oder unglücklich. Die deutsche Liebe ist nicht flammenheiß, sie ist warm, vertrauend und treu. Je unglücklicher der Mann wird, jemehr ihn die Welt verläßt, desto mehr Kraft wohnt in dem Weibe, desto größer wird ihr Verlangen, dem Manne Alles zu ersetzen und zu sein. Das ist das Geheimniß der Ehe, die Wunder-Oekonomie, die Gott in die sittliche Natur des Weibes gelegt hat. —

Die Ehe ist die Grundlage des Staates. Was die Quelle für den Strom, was das Herz für den Körper, das ist die Macht der heimatlichen Stätte für die Tugenden der Nation. —

Das sind die Grundzüge eines vortrefflichen Buches, betitelt „Studien über das Glück der Ehe,“ von Eugen von ManneshERZ, erschienen bei Cäsar Fritsch in München. Das Buch ist so reich an eigenen Gedanken und herrlichen Citaten, daß dieser Auszug davon nur anzudeuten, aber in keiner Weise zu erschöpfen vermöchte. Es ist ein feiner, bedeutender Geist, der uns in diesem Werkchen unter einem fremden, jedenfalls selbstgewählten Namen entgegentritt, ein Geist, der auch sein Herz nirgends verläugnet, aus dem überall die Liebe zu den Menschen spricht. Reicherfahren und vielbelesen findet er die besten Wege, eindringlich aber auch anmuthend zum Leser zu sprechen. Und so ist hier ein Brevier für Eheleute entstanden, das hoch über alle ähnlichen Schriften emporragt, ein Buch, das es versteht, über eine alte Sache viel Neues, Anregendes und selbst Ergötzliches zu sagen. Wohl ist der Stoff nicht erschöpft worden, sind manche Eventualitäten in der Ehe unbesprochen geblieben, sicherlich mehr aus Discretion, als aus Versehen; nichtsdestoweniger ist das Werk ein abgerundetes. Eine zweite Auflage desselben wird sicherlich einige jetzt vorkommende Wiederholungen schlichten und vielleicht die präcisere Eintheilung oder Zusammenziehung einzelner Capitel besorgen — dann aber haben wir eine Leistung, die zu den allerbesten unserer Haus- und Familienbücher gezählt werden darf.

Aesthetischer Austriacismus.

Von Heinrich Noë.

Ich sitze am Ufer der trüben Kulpa — am Ufer quacken Frösche, wüstes Geschrei hallt durch die übelriechenden Gassen. Im Osten kommt der große Mond herauf und glitzert in Sumpflachen wider.

In solchen Augenblicken geschieht es, daß Gegensätze an unsere Sinne herantreten und Erinnerungen hervorrufen, die mit den uns umgebenden Erscheinungen nichts gemein haben. Das ereignet sich jetzt bei mir. Ich komme mir vor, als stände ich in der Dunkelkammer eines Photographen und hätte die Eisenlösung in der Hand, die er über das Collodium der silbergebadeten Glasplatte hinschüttet, um „hervorzurufen". Es begibt sich alsbald das nämliche Wunder: Aus farbloser Schicht hellt es sich heraus und die Gestalten stürzen Einem entgegen.

Es ist nicht mehr das schlammige Wasser, das der Save entgegeneilt, sondern salzhauchiger Strand, bedeckt mit Schaum und hohen Felsblöcken. Nicht Frösche und Croaten, sondern die Wogen singen ihr Lied und Tannen rauschen ihnen entgegen. Sonderbar — draußen im hellen Glanz rudern rothmützige, halbnackte Fischer, es sieht aus, als ob ein Strand da vor uns läge, wie ihn die französischen Maler des siebzehnten und achtzehnten Jahrhunderts conterfeiten, ein Strand, wie dort, wo die Palmenzweige für Rom gesammelt werden oder Arethusas Quelle fließt.

Aber der nordisch grüne Rasen, die Fichten und Tannen, das Buchengeäst?

Noch einen Becher voll der Lösung über die klebrig träge Platte und siehe! es erscheinen hinter den Tannen Lorbeerbäume so hoch wie diese — so hoch, wie sie von uns nie gesehen worden sind — laurus nobilis, Baum und Baum, ein glänzendes Blatt am andern über tiefem Schatten, in dem Bäche zum Meere rinnen, allgegenwärtig im Sonnenbrand der Hauch vom Baum des begeisternden Gottes — ein endloser Lorbeerwald, hochschäftig und dunkel. Es ist so viel Lorbeer da, um sämmtlichen Poeten unserer goldschnittigen Weihnachts-Literatur damit die Schläfe zu umwinden — wenn dieselben nicht, was sie schier alle miteinander zu thun sich gezwungen sehen, es vorzögen, ihre Lorbeern zu essen. Es ist eine Uferlandschaft, wie sie Eichendorff ahnte, als er bei Lampe und Thee seine Bücher schrieb, die so überspannt sind, wie seine nordischen Landsleute, wenn sie sich aus Schreibstube und Kaserne, aus Pflicht und Amt, durch Dachlucken empor dichten.

Jetzt erkenne ich Abbazia's Ufer, den österreichischen Lorbeerstrand. Draußen dämmert das liedergefeierte Kerk, Veglia, dem Fluthen schwarzen Weines entquellen und dort, hinter grauen Felsen, mündet der kurzlebige, krystallhelle Karst-Strom, zu dem die „weißen Fiumanerinnen" des slavischen Gesanges mit großen Krügen gehen, sein Wasser zu schöpfen. Und zwischen den Blöcken, im Schatten der Tannen und Lorbeern, stehen die fernen Freunde — ach, wären ihre Augen und Reden hier, ich würde nicht die fieberige Mondnacht mir mit Schreiben kürzen.

Ihre Reden! Sie werden mir mit einem Male so deutlich, wie das wache

Traumbild des Strandes. Das eine Mal saßen wir in kühler Stube der Osteria Tomasitsch, das andere Mal auf dem Felsen vor dem einsamen Hause Preluka, das dem reichen Rheder Giovanni Minak gehört und schauten in die weißmähnigen Wellen, auf die Rosse des Poseidon, die Cavalloni, hinaus und sprachen vom herrlichen Oesterreich, dessen See uns hier die Wärme Joniens entgegenhaucht und dessen Berge uns vor dem Winter des Nordens bewahren.

Nichts wäre leichter, als den Inhalt unserer Reden in Gesprächsform wiederzugeben, so, wie man in der Zopfzeit und noch später, klassischen Vorgängern folgend, über Wahrheit und Tugend, über das Schöne und Häßliche, Leute mit gewählten volltönigen Vornamen bauchrednerisches Spiel treiben ließ, indem man den Text des eigenen Vortrages dadurch unterbrach, daß man immer nach einigen Sätzen wieder einer andern Marionette das Wort gab — ungefähr so, wie es neulich du Prel, dem Verfasser des „Kampf um's Dasein am Himmel“, geschah, dem ein Roman-Fabrikant sechzig Seiten seines Buches nachdruckte, daraus aber ein „Gespräch“ machte, in welchem der Fürst“, der „Graf“, der „Herzog“ u. s. w. sich „stritten“, obwohl es immer der eine zusammenhängende Text war, welcher sprach. Ich lasse also den Dialog und vergegenwärtige mir unsere Reden.

Es kann zugestanden werden, daß wir, was in unseren Kreisen nicht allzuhäufig geschieht, zuerst kannegießerten. Ein Preußenfresser hatte gesagt, daß Fürst Bismarck seine Zölle und so weiter nur deshalb durchsetzen wolle, um die Nachbarn, insbesondere Frankreich, so lange zu reizen, bis ein Kriegsvorwand und damit die Hoffnung auf eine neue Milliarden-Beute und die gänzliche Beseitigung der Nachwehen von 1789 heraus geschunden wäre. La belle France.... er schilderte sie uns von sengenden Pommern durchzogen und mitten in den Trümmern von Paris ein Hofbräuhaus mit Wurstüberresten und Rettigschwänzen.

La belle France... Das gab den Toscin für Alles, was später gesprochen wurde. La belle France ist, so hieß es, eine Bezeichnung, wie sie romanische Völker für anmuthige, fruchtbare und einträgliche Landschaften zu verwenden pflegen. Wenn ihr an einem Grunde hingeht, an dem die Halme dicht stehen oder über dem die Trauben in mächtiger Fülle heranreifen und den tief gebogene Fruchtäste beschatten, so wird der Romane in die Hände klatschen und sagen: Oh, que c'est beau, tout cela! oder per bacca, che bellezza! Aber das hat ja mit unserer Auffassung von landschaftlicher Schönheit nichts zu thun. Ich nehme die wilde Küste der Bretonen, manche Thalschlucht zwischen den Kratern der Auvergne und die Hohheit der Alpen oder Pyrenäen aus. Die von unseren schwäbischen Balladendichtern gefeierten Auen der Provence sind langweilig und die Ufer der Durance, „an denen der Minnesang entsprossen“, sind abscheuliche Steinfelder, zwischen denen entweder ein armseliges Wasser sickert, oder wo schlammige, verheerende Hochfluth von den kahl abgeschlagenen Hängen des Gebirges Kunde gibt.

Schön ist Oesterreich. Hier gilt es zu sagen, was der langweilige Lateiner vom leichtsinnigen und schönen Alkibiades behauptete: In eo natura quid efficere possit videtur experta. Welche Gelegenheit zu dichterischem Bombast gäbe selbst ein trockener Syllabus seiner Herrlichkeiten von den heißen Fjords im Süden bis zu den schwermüthig, den Himmel anschauenden Meeraugen der hohen Tatra! Aber das ist ja bekannt. Mir fällt etwas Anderes ein. Als Sophokles das attische Land pries, fing er damit an, die herrliche Flur von Kolonos zu loben, ihre schattigen Bäume und Nachtigallen. Zum Preise Oesterreichs aber

könnten wir immerhin Aehnliches beifügen, was der Dichter seiner Heimat noch hätte nachsagen können.

Wer wollte es leugnen, daß der Vielgestaltigkeit Oesterreichs zu allernächst mächtigste Wirksamkeit in Bezug auf die Nahrung der Mutter alles künstlerischen Schaffens, der Einbildungskraft, zuerkannt werden müsse. Dieß ist die eine natürliche Gabe. Die andere darf aber nicht unverschwiegen bleiben, wenngleich Viele von ihr nichts wissen, sie ableugnen oder beklagen wollen. Es ist dies die augenscheinliche Durchmischung deutschen Blutes mit dem Blute von Racen, die wenig lernen und wenig Schulluft einathmen. Es braucht nicht untersucht zu werden, ob Mischvölker lebhafter sind, als einheitliche Racen — bleiben wir bei der Thatsache stehen, daß dem österreichischen Wesen in Vergleichung mit dem deutschen Wesen Schlenbrian und Schlamperei anklebt, daß aber die Menschen zwischen dem Böhmerwald und der Adria im Allgemeinen rascher und sinnlicher empfinden und denken und leichtblütiger handeln, als ihre gesetzteren Nachbarn.

Da ich bei den Anforderungen und Bedürfnissen ästhetischen Schaffens stehen bleibe, so kümmere ich mich nicht um die klugen Gegenrufe der Utilitarier oder Machtprotzen.

In angesehenen Blättern liest man Aufsätze wie: „Das deutsche Reich und die Kunst", oder ähnliche, und es hat nicht an Propheten gefehlt, welche sich aus den Folgen der Schachzüge des Grafen Moltke und der Ueberlegenheit des Kriegsheeres einen „Aufschwung" in idealer Richtung erwarteten. Wir wissen, wie es damit geworden ist. Langweiliger, goldgieriger, positiver, farbigem Schein abgewandter war das deutsche Volk nie als heute. In Wahrheit haben Machtentfaltung und Regung nach jenen Gebieten hin, in welchen Dschemschids Weltenspiegel glänzt, gar nichts miteinander zu schaffen. Man ist geschäftsernst, nüchtern, hat eine gute Verwaltung, geht ohne zu murren jeglicher Abrichtung entgegen, glaubt, daß Goethe als Soldat ein größerer Dichter geworden wäre — hat ein in Dressur und eisernem Gehorsam unbesiegbares Heer, kauft lieber „Sect" als Bücher, liest in wohlfeilen Wochenschriften die albernsten und langweiligsten Romane, welche die Geschichte der Welt-Literatur (?) kennt, bezahlt die Leistungen seiner Schriftsteller meterweise, hält alles Individuelle für bizarr und nähert sich jenem Staatsgedanken, der unter niedrigen Wesen die Ameisenhaufen und Honigwaben geschaffen hat: aber man entfernt sich von den Voraussetzungen künstlerischer That. Man kann nicht zwei Gebietern dienen. Die Seelenkunde lehrt, daß Licht und Schatten auch in den Grundeigenschaften der Menschen sich wechselseitig herausfordern und der große Dichter legte in den Tagen der größten Armuth und Ohnmacht des deutschen Vaterlandes seinem Teufel die Worte in den Mund, daß er selber solchen Herren kennen lernen möchte, der des Italieners feurig Blut, des Nordens Dankbarkeit u. s. w. in sich vereinigte.

Dem deutschen Volk ist sein Idealismus, wenn ihm solcher innewohnte, geschwunden, und diese Gestaltung seiner Anlage durch die neueste Geschichte viel mehr weiter entwickelt worden, als es irgend Jemand erwartet hätte. Seinen tüchtigen Eigenschaften fehlt — immer die ästhetischen Aufgaben der Nation im Auge behalten — jene flüssige und flüchtige Beigabe, deren Wesen nur empfunden, nicht geschildert wird.

Den Oesterreichern ist die Gunst des schönsten Landes der Erde und der wirksamen Legirung ihres Gehaltes an Metall geworden. Der spiritusversetzte süßliche Trank nordischen „Anempfindens" ist ihnen gleich zuwider, wie die steife Temperamentlosigkeit, die allenthalben mit Tugend verwech-

selt wird. Dort Milch, Dünnbier, Alkohol — hier Wein. Unsern lieben Nachbarn und Stammesgenossen wird in einem Athem vielleicht Gelegenheit geboten, vor mancher unserer hemdärmeligen Sentenzen zurückzuscheuen, alsbald aber zu bemerken, daß, so wie die Einbildungskraft zum Vorwärtsschreiten angeregt wird, ihr bedächtiger Fuß zurückbleibt.

Der Tannenwald im Park von Abbazia und der ihn umdrängende Lorbeer- und Oleander-Hain waren uns damals Sinnbilder dessen, was wir von der österreichischen Literatur erwarten. Schon der Begriff derselben stößt in Deutschland auf Kopfschütteln. Man glaubt dort an Deutsche, Magyaren, Tschechen u. s. w., die innerhalb der Umpfählung Oesterreichs singen und sagen, vermag sich aber nicht vorzustellen, daß dem schwarzgelben Vaterlande die Bodenkraft innewohne, ein eigenes, in gemeinsamen Merkmalen erkenntliches Schriftenthum zur Blüthe zu bringen.

Gleichwohl sind die Bedingungen und Triebe vorhanden. Wir müssen an eine österreichische Literatur glauben, wenn wir Werke haben entstehen sehen, die nur unter den Voraussetzungen des Daseins einer solchen Natur sowohl als eines solchen Gemeinwesens denkbar sind. Unter solche rechne ich die Romane von Alfred Meißner, Moriz Jokai und Theodor Schiff, die Schöpfungen Saar's und Stifter's. Unsere norddeutschen Nachbarn helfen sich freilich mit ihrer, meist von Buchhändler-Commis oder armen Literaten, denen man die zu recensirenden Bücher centnerweise in's Haus trägt, geschriebener Kritik federleicht über so manches Werk hinweg, welches im Lande der Phäaken geschrieben wurde. Saar's wundervolle Novelle „Die Steinklopfer", die auf dem Semmering spielt und in der mehr dichterische Kraft steckt, als in sämmtlichen Zeitschriften-Geschichten, die ich je gesehen habe, fand ich in einer Leipziger Kritik „als ganz niedlichen Reisebegleiter während einer Semmering-Fahrt" abgethan. Theodor Schiff, dessen eben erschienener Roman „Ritter vom Geld" bereits zwanzigmal übersetzt worden wäre, wenn ihn ein Engländer geschrieben hätte, kennt man rundweg nicht — jedenfalls läßt man eine solche Arbeit liegen, um Herrn Freitags staubiges Antiquariat zu besuchen. Den Adalbert Stifter, in dessen Bücher das märchenhafte Land der Libussa, die sonnige Pußta, der tiefdunkle Bergsee hineinschauen — in denen die ganze lebendige Welt des herrlichen Oesterreich lebt, den verstehen sie gar nicht und werden ihn nie verstehen, weil der Leser selbst mit Einbildungskraft begnadigt sein muß, um sinnend vor der Fülle von Poesie zu verweilen. Weiterer Beispiele gibt es eine Menge.

Wir kümmerten uns nichts um Politik und gefielen uns keineswegs darin, zu untersuchen, ob der Kaiserstaat eine europäische Nothwendigkeit sei. Vom ästhetischen Standpunkte aus war und ist er zuversichtlich eine solche. In ihm wird dem Deutschen, durch das lockere Staatsgefüge abgedämmt gegen gesinnungstüchtige Propretät und phantasiefeindliche Strammheit, ein freierer und gestaltungsreicherer Blick geboten, als im Reiche draußen. Der alte Spruch Uhland's, daß er in der Rede des Oesterreichers das Rauschen der Adria höre, kann durch die österreichische Literatur zur Wahrheit werden. Schon hat man, selbst in den Kreisen der Macht, hier und dort diesen Gedanken aufgegriffen — daß es zumeist ungeschickt geschah, ist Schuld der Personen, ändert aber nichts am Zwang und an der Wucht der Dinge.

Vor achtzig Jahren dichtete Schiller eines seiner wunderbarsten Lieder. Es heißt: „An die Künstler". Acht Decennien später ereignete es sich, daß der Leiter der ersten Kunstschule Deutschlands, selbst ein gefeierter Maler, niemals von denen, welchen „die

Würde der Menschheit in die Hand gegeben ist", mehr umworben und mit gekrümmtem Rücken besucht wurde, als unmittelbar nach einer Angeberei, durch welche sein Name unliebsam in Zeitungen umhergeschleift, von oben herab mit gesteigerter Huld begnadigt wurde. Solche Verwüstung ist durch Triumph und Sieg in die ideale Welt des deutschen Volkes gekommen.

Dergleichen hat es in Oesterreich nie gegeben und hunderterlei Dinge, die mit dem Wesen des Staates zusammenhängen, werden solche Möglichkeit verhindern. Es ist Oesterreichs Beruf, eine Großmacht zu sein, ohne der selbsteigenen Entwicklung des Individuums Opfer aufzuerlegen und Schranken anzuthun, durch welche zwar unüberwindliche Heeresmassen geschaffen, aber das Einförmige, Heerdenhafte und Schablonengemäße unter den Menschen befördert wird. Ein Sinnbild solcher Entwicklung im Großen ist die freie Bewegung der Völker selbst, die vielsprachig und vielartig gleichwohl alle neben und durcheinander leben, leben müssen und wollen.

Solches wurde am brausenden Quarnero gesprochen, über welchen die sagenhafte Utschka hereinschaut, Istriens Monte Maggiore, über dem alten „Mitterburg" aufragend. Wer auf ihr steht, der erblickt die beiden Meere, das weiße Alpengebirge, in dem die stürzenden Wasser donnern, die Berge, in welchen noch jene Bajuwaren hausen, welche das Oesterreich geschaffen haben — es erscheint die alte Königin der Meere selbst und der wundersame Karst, über welchen der Dampfwagen rasch zur Kaiserstadt gegen Norden saust. Im Osten steht der Klek, bewohnt von Rehen und Wilas — er schaut mit in's Land Bosnien hinüber. Im Süden ragt das, was von dalmatischem Kalkgebirg die See nicht völlig überwallt, mit seinen Spitzen als Inselwelt aus der Fluth. Im Norden stehen die Wälle, über ihnen Gipfel der Tauern, die auf der andern Seite gegen die Donau abblicken, der sie die eisigen Flüsse zusenden. Auch dort lagerten die wilden Myrthen, aus dem Rund holten die Augen sich Bilder und das Ohr mochte sich da oben, im Gewoge hoher Lüfte, gerne bethören lassen und dort, von den Bergen her, die Zither, aus den blauen Rändern des Ostens die Guzla und von dort drüben über die herrliche Wüste des Karst die Fiebel der Zigeuner aus pannonischem Tieflande vernehmen.

Die Landschaft und die Blutmischung werden stets eigenartiges Kunstschaffen in Oesterreich bedingen. Lassen wir die Beweggründe der Heimatsliebe aus dem Spiel — so ist es überdies noch ein Zug anderer Art, mit dem uns die farbige Pracht des Reiches lockt. Nicht nur das weite Leben, das sich von den Urwäldern Siebenbürgens bis hier, zur überschäumten Felsklippe und zu den alten Tempeln der Cäsaren her, aufrollt, sondern auch das tief innerlich Phantastische, das von der kindlich heiteren Zauberwelt eines Raimund, bis zu den dämonisch anwidernden Gestalten eines Schiff im Gestaltungsvermögen dieses Volkes webt, das Phantastische vom Walzer der Kaiserstadt bis zum Gejauchze der Sennhütte, ja, endlich geradezu das Phantastische, Seltsame, Unwahrscheinliche des Staates selbst — desgleichen es niemals einen in aller Welt gegeben hat.

Wir zweifeln nicht, daß dieser Zug in seiner Wesenheit mit jenem gleichartig sei, von dem sich vor sechzig Jahren die Romantiker bewegen ließen, indem sie sich in dämmerigen Schatten des Katholicismus begaben. Gegenstände, Veranlassungen sind völlig verschieden — gleichwohl ist es das Nämliche.

Wie im Hausrath, in der Weise des Lebens der Deutsche den Luxus aus Temperament und Berechnung meidet, der Oesterreicher ihn liebt, so gefallen Denjenigen, die ich mit mir in Uebereinstimmung weiß, während

ich hier in einsamer Mondnacht das Empfundene schreibe, die vielfachen Ausstattungen Oesterreichs, die ebenso Luxus sind, als Bilder in einer Kirche, wie es die kahlen Wände der Puritaner beweisen. Wir begehen damit eine Sünde gegen den heiligen Geist des modernen Staatsbegriffes, wenn nicht am Ende gar der Freiheit selber, jedenfalls gegen die vom Heiligen entbundene Freigeisterei. Wir haben ihr einst gehuldigt, finden aber jetzt, daß Einmengung von Romantik, sollte sie auch etwas mit Weihrauch versetzt sein, dem Volksbewußtsein, welches die Lehren der letzten zwei Jahrzehente hinter sich hat, nichts schadet. Romantik ist ein arg zerschundenes Wort. Man kann es nicht erklären, es wird nur entstellt und gemißbraucht. Gewiß ist, daß es ohne Romantik kein volles Leben gibt.

Ich glaube schließlich, Folgendes ist in seelischer Bedeutung einerlei: Wir lieben mehr die Fliegenden Blätter (denn die Bajuwaren, deren Zunge wir reden und welche die Ostmark aus einer slavischen zu einer deutschen gemacht haben, gehören ja zu unserem Typus) als den „Kladderadatsch.“ Wir lieben mehr den heiteren Abglanz des Lebens, als das Herumdeuteln an demselben. Wir lieben mehr die Ungebundenheit des Schaffens als die Heranzucht zum Staatszweck. Uns gefällt es zwischen Riesengebirg und Adria besser als zwischen Riesengebirg und Wesermündung. Damit ist Geschmack und Liebe gedeutet — und nun, erlösche, o Lampe, und lasse den Mond einsam leuchten zu mir herein und auf die Stromwellen, welche des Kaisers Flagge zum fernen Pontus tragen.

Weltlauf.

Im Juni ging ein Knabe hin
So durch den grünen Klee,
Da sah er eine Mähderin,
Da sah er eine Mähderin —
So schön wie keine je!

Die Sichel hielt sie träumerisch,
Und über's Aug' die Hand.
Da warf der Knab' ein Küßlein frisch,
Da warf der Knab' ein Küßlein frisch —
Als er schon ferne stand!

Die Sichel hob die Mähderin
Bis an den blanken Hals;
„So thät," war der Geberde Sinn,
„Ich Dir!" war der Geberde Sinn —
„O Knabe, allenfalls!" — — —

— Als reif das Korn im Herbste war,
Im Fasse gohr der Most,
War Knab' und Mägdelein ein Paar —
Da waren Maid und Knab' ein Paar —
Die Sichel war voll Rost!

Alfred Friedmann.

Kleine Laube.

Der versteigerte Schneider.

Eine Erinnerung aus dem Handwerkerleben von P. K. Rosegger.

(Schluß.)

Am Vorabende des Jacobitages gingen wir — der Schweizer Hans und ich — über die Felder, um die Einzelnheiten der morgigen Versteigerung noch einmal zu besprechen und festzustellen. Ich hatte schon Leute dazu geworben und gab der Hoffnung Ausdruck, daß wir eine recht schöne Gesellschaft haben würden.

„Werden die Schönen sich einstelle?“ fragte der Schweizer.

„Alle kommen. Viele nehmen es gar für Ernst. Ich habe gehört, daß die Schleiferdirn seit gestern ihre Kuh mitsammt dem Kalb zum Verkauf ausbietet. Wie die ihre Vieher anbringt, nachher — Hans — nachher geht sie weit mit, nachher bleibt sie obenauf.“

„Die Schliferdirn wäre das größt' Unglück noch nicht,“ meinte er.

Auch erinnere ich mich, daß an demselben Tage ein Weib fragen kam, ob verheiratete Frauen auch mitlizitiren dürften.

„Warum nicht,“ beschied der Schweizer, „wenn ihnen ihre Männer das Geld dazu gent!“

„Der Meine,“ klagte sie dann, „der ist halt gar so viel zuwider auf mich. Ist sonst ein guter Lapp, aber wenn ihm was über die Leber kommt, so laßt er an mir seinen Aerger und Zorn aus.“

„Lieb's Wible,“ versetzte mein Hans, „ischt recht schön von Euch, daß Ihr Eurem Mann lauter Gutes nachsäget. Aber, müssent Ihr wisse: Wenn der Ehemann einmal zerfahre heimkommt und er will sein bitteres Herzli usgießa, vor wem soll er's denn thua, wenn sein treues Hälftli nit sagt: gieß' nur her, wenn Dir nachher leichter ischt — mag's willig ertraga? Bei gutem Humor ischt der Mann überall gern gseha, aber wenn's weh thut da drina und trüb ischt und kalt ischt, da braucht er das gutherzig Frauli.“

Sie ging und ließ sich nicht mehr blicken; vielleicht hat sie die Rede des Schweizers bedacht.

Als wir an demselben Abende gegen den Wald hin kamen, blieb der Hans stehen und drückte mit dem Daumen aus einer Kornähre mehrere Körner, die davonspritzten.

„Den Buer, dem dieses Kornfeld angeht, söllt ma ein Bitzele auf ema Bock spanna,“ sagte der Hans.

„Warum?“

„Ischt die heilig' Gottesgab' schon zitig bis zum Abfalla und der Strolch thut nicht ein Fingerspitzle derglicha, als ob er es einmal wöllt schnida.“

„Ja, das ist anders,“ belehrte ich den Gesellen, „dieses Kornäckerlein gehört der armen Lehmbacherin, die dort unter den Bäumen ihr Häuschen hat. Der ist vor etlich Monaten ihr Mann verstorben und seither kränkelt sie selber und kann ihr Korn nicht schneiden.“

Nach diesem Bescheide kam der Mund des großen Schweizers ganz nahe

an mein Ohr: „Was gilt's Jung', wir zwei stelle heut noch was an?"

Wieso er das meine?

„Mir schnidend der armen Witib hüt Nacht 's Korn!"

„Wir zwei Schneider?"

„— schnidend ihr 's Korn und verratha's nicht. Wird ein Späßli si, morga Früh, wenn sie aufschaut und sieht ihr Korn in Schöberla steha."

Allein, das Kornfeld war nicht allzuklein und es gehörten für eine Nacht wohl vier oder fünf Schnitter dazu. Der Mond versprach zu leuchten, er reckte sein weißes Gesichtlein schon über die Berge herauf. Der Gehilfen wegen sprach der Hans im großen Wandegghofe vor. Der Wandegghofer saß eben bei seinem Jausenkrug, schnitt sich Weißbrot dazu und fuchtelte, indem er sprach, mit dem Messer hin und her. „Was das wieder für Narrheiten sind," sagte er, „könnte mir nicht einfallen. Habe selber noch viel Getreide auf dem Feld und brauch' meine Leut' morgen Früh wieder ausgerasteter Weis'. Gaulen ohnehin viel nächtig herum in der Nachbarschaft — ginge die Dummheit mit Eurem Kornschneiden just noch ab."

„Der arme Witfrau z' Lieb wollt' ich's doch vermeina, daß der reich' Wandegghofer —"

„Das käme mir gerade recht auf," eiferte der Großbauer, „daß man den Schluckern bei der Nacht die Feldfrucht heimse! Und sie selber thäten liegen auf der faulen Haut und sich des Morgens in die Faust lachen, wenn die Arbeit gethan wäre. Müssen Andere auch hart arbeiten, wenn sie was haben wollen. Wer schneidet denn mir die sieben großen Felder, die in der Reife stehen —"

„Wohl wahr, wohl wahr," sagte mein Schneider sanftmüthig, „wöllt's der Wandegghofer nur bedenka: Das Wible ischt krank."

„Hab' ihr genug geschenkt!" rief der Bauer, „mit Händen und Füßen lauft alles Bettelvolk zu mir zusammen. Kurzum, ich geb' nichts und ich thu' nichts. Schneid' Er selber das Korn, brauchts nicht nächtig Weil, wie zu einem Schelmenstuck und —"

„Schon gut, schon gut, Wandegghofer," unterbrach ihn der Hans, „krieg ich kei Schnitter, so bedanke ich mich für de guta Rath."

Wir gingen davon. „Das ischt auch Einer, der da drinna," der Hans klopfte sich auf das Brustblatt der Herzgegend, „ema Geldsack hänga hat!"

Zehn Minuten vom Hause begegnete uns der junge Fanker-Michel. Den ging ich gleich an, ob er uns in dieser Nacht helfen wolle, der Lehmbacherin das Korn zu schneiden.

Der Michel zog mich etliche Schritte bei Seite, daß es der Hans nicht sollte hören können, was er mir vertrauen wollte. Und hierauf gestand er, daß er den Spaß gerne mitmachen möchte, schade nur, daß er sich für diese Nacht schon versprochen hätte.

„Kann mir's denka," sagte hernach mein Schweizer, „was Der Dir hat in's Ohr geblasa: Der hat Säezeit jetzund und ischt zum Ernte nicht zu haba."

Noch wollten wir zu einem andern Bauer gehen, da begegnete uns auf der Straße ein Kobelwagen, der von zwei Maulthieren dahergezogen wurde. Mein Schweizer rief durch ein Loch der faßartig aufgespannten Plache hinein: „Künnen Sie Kornschniba?"

Da wurde es drinnen lebendig. Zuerst kroch ein junger Mann hervor, dann ein alter, dann guckte ein Weib heraus und im Gezelte wimmelte es von Kindern. Die Männer erboten sich; Kornschneiden, das könnten sie. Der Hans war in Freuden und versprach eine Maß Wein zu zahlen — ob nachher, ob im vorhinein — je nach Wunsch. Er rieb sich die Hände: „Das gibt ein Späßle, das gibt ein Späßle!" — Ich trieb Sicheln auf. Der Hans fand noch eine alte Kräutlerin: „Wenn Sie Korn schnida hilft, so kann Sie morga mitlizitire!"

So waren wir — eine wunderliche Rotte mit glitzernden Messern — ver-

sammelt im Walde, zunächst am Lehmbacherhäuschen und erwarteten den Einbruch der Dunkelheit.

Als es auf dem Hausteiner Kirchthurme unten zehn schlug, verlosch im Häuschen der Witwe der Fensterschein; bald darauf gingen wir still an unser Geschäft. Die Sicheln schimmerten im Mondscheine, aber sie rauschten viel zu sehr, sie rauschten weit lebhafter, als am hellen Tage.

Ich — der ich auf meines Vaters Hofe das Kornschneiden regelrecht gelernt hatte — stellte mich auf Anordnung des Schweizers voran. Hernach kam der alte Mann aus dem Kobelwagen, hierauf folgte die Kräutlerin, nach dieser stand der junge Mann aus dem Kobelwagen und endlich war der Hans.

Der Hans ging uns scharf auf die Fersen und er war es auch, der die tiefsten Einschnitte machte und die größten Garben band. Dabei flüsterte er fortwährend: „Nur voran, Leutle und keinen Lärm mache!"

Da that die Kräutlerin plötzlich einen Schrei, der drei- und vierfach im Walde wiederhallte.

„Ihr Leut, was ist denn das!" rief sie, „da ist was aus dem Korn gesprungen — ein wildes Thier und just auf die Hand her! eiskalt über und über — Jesses, Jesses, da ist es schon wieder!" Und sie sprang und tänzelte wie toll auf den Halmen herum.

„Geh' mach' keine G'schichta net!" brummte der Hans, „von wegen ema Fröschle da! Wenn das Hupferle sich vor Dir erschreckt, so mag ich's eher glauba."

Nach diesem Auftritte kauerten wir eine Weile am Korn und regten uns nicht. Erst als wir uns überzeugt hatten, daß unten im Lehmbacherhäuschen und weiter hin in den Höfen Alles ruhig blieb, begannen wir wieder zu sicheln. — Die Heimchen wisperten, die Halme waren thauig.

„Was das für a fröhlichs Schnida ischt in der kühle Nacht!" sagte der Schweizer ermunternd, als er merkte, wie an unsern Helfern Lust und Muth zu erlahmen begannen. Als es zwölf Uhr schlug, gab er das Zeichen zur Rast. Wir setzten uns auf die Garben und trockneten den Schweiß an unseren Häuptern. Drüben im Steghofe schlug der Haushund an.

„Es scheint, dort drüben schläft nicht Alles, was liegt," bemerkte der Alte aus dem Kobelwagen. Ueber den Himmel strich dort und da eine Sternschnuppe.

„Die Engel thue Steinle werfa," sagte der Hans, „und mir werde jetzt wieder Korn schnida."

Damit ging die Arbeit von Neuem an. Allzufein sah es auf den Stoppeln nicht aus, doch der Hans sammelte während des Schneidens und Bindens unablässig die verstreuten Halme und steckte sie in die Garben. Er war der Emsige und Unermüdliche und Eifrige und Alles des „Spaß'swega, wenn die Witib morga uffschaut und meint, das ganze Korn wär' ihr g'stohla."

Um drei Uhr waren wir fertig und die Garben standen in einer Reihe von Schöberchen, hübsch geschichtet zum Trocknen und wohlgeborgen gegen Regen.

Die Gehilfen entlohnte der Hans nach seiner Weise, sie sollten sich beim Hausteinerwirth einfinden zum Weine und im Uebrigen glaube er, der gute Gott würde das, was er im Schweizerlande thue, auch in Steiermark nicht lassen, es wäre ja sein Geschäft, gute Werke zu belohnen. Und ein solches wäre dieses Kornschneiden wohl gewesen, was aber seinen — des Schweizer Hans — Theil an Lohn betreffe, so verzichte er darauf zu Gunsten der vier Gehilfen, ihm selber sei es nur um „das Späßle" zu thun gewesen. „Aber fein schweiga!" schärfte er noch Jedem ein, „der Witib ihr Seliger ischt mit eme Schock Engele dagewese — was solle mer weiter noch reda!"

Als wir beide unserer Wohnung zugingen, stand schon das Morgenroth am Himmel. Wir mochten ein wenig verschlafen dreinlugen und ich gab dem Hans mei-

ner Besorgniß Ausdruck, daß sein schläferiges Aussehen der Versteigerung nicht zum Vortheile sein dürfte.

„O Herrgöttle von Mannheim!" schrie der stämmige Bursche jetzt auf, „hüt werda mer ja versteigerat!"

Der Schelm hatte darauf vergessen.

Das Erste, was er jetzt that, war, daß er sich im Kaltbache, der auch zur Sommerszeit bisweilen über Nacht seine Eiszapfen spann, das Gesicht wusch. Wer kennt die Wirkung des frischen Wassers nicht! Jetzt war er roth und frisch und schaute so munter in die Welt, daß ich ausrief: „Hans, und wenn's ihre Seelen gilt, sie überbieten sich zu todt um Dich, Du prächtiger Hans!"

„Du dummer Buab!" —

Drei Stunden später machten wir uns zur Kirche auf. Der Hans sah aus wie ein Bräutigam.

„Fünf Groscha zum Erschta!" rief er lustig in den Tag hinaus. Da stand an der Thür auf einmal die Lehmbacherin. Sie war noch jung und fein, sie war sonst blaß und abgehärmt, weil man ihr ja den Gatten begraben hatte; aber jetzt waren ihre Wangen fast roth wie zwei reifende Aepfel und aus ihren Augen sprang ein ganz merkwürdiges Feuer, als sie uns beide anfaßte, mich mit der linken, den Hans mit der rechten Hand und die Worte sagte: „Ihr kommt am Besten draus, wenn Ihr's ganz offen gesteht!"

„Was sölle mer denn gstoh in Gotts Morgenfrüh, kaum Einer die Aeugla ufmachet!"

„Na, na, Ihr habt Eure Aeuglein heut lang schon offen," sprach das Weib lebhaft, „Schneider, Ihr habt mir in dieser Nacht mein Korn geschnitten!"

„Kunt mir nit infalla! In der Nacht Korn schnida! Nit im Traum, nit einmal denka!" So rief der Hans unwirsch und wie er jetzt einen Blick auf sie warf, da trat er fast erschrocken einen Schritt bei Seite und murmelte: „Potz dusig, ischt Die noch so jung!"

„Ich kann mir's nicht deuten," sagte die Witwe, „soll ich Euch schelten oder soll ich mich bedanken, ich weiß nicht, wie es gemeint ist. Ich bin kränklich und hätte die Frucht noch lange nicht vom Stoppel gebracht. Und heute, wie ich zum Fenster hinausschau, erschrecke ich hell, da kommt schon die Müllnerin daher und schreit mir's zu, wer es gethan hätt'. Gleich bin ich auf und davon und weiß ich selber nicht, wie leicht ich da bin hergekommen. Schneider, Ihr seid verrathen. Es dank' Euch zu tausendmal Gott, ich kann es nicht!" Sie schluchzte in ihr Vortuch hinein und setzte sich erschöpft auf die Thürschnelle.

Der Hans zupfte mich am Aermel, daß ich mit ihm hinter die Bodenstiege komme. „Du Bürschli," sagte er dort, „mach' mir de Gefalla, gang in's Wirthshaus: sie söllet sich selber nach ema Späßla umthua, versteigera laß' i mi nöt."

Ich habe meinen Auftrag ausgerichtet und weil die Stube schon besetzt war mit lustigen Burschen und Dirndln, so wollte ich den Spaß auf eigene Rechnung üben. — Für den Lehrjung' fünf Groschen zum Ersten! — Wer gibt mehr? —

Keine Einzige bot und so bin ich mir selber geblieben.

Anders der Schweizer Hans. Der hat an jenem Jacobitage die junge Witwe bis an ihr Häuschen begleitet. Vor der Thür wollte er umkehren; sie aber meinte, er hätte sich nach solcher Nacht wohl ein Morgensüpplein verdient.

Wir haben es noch an demselbigen Tage gesagt: „Dieses Kornschneiden führt zu einer Heirat."

Und richtig war's.

Bis zur Hochzeit hat der Schweizer Hans noch bei meinem Meister gearbeitet, dann verkauften sie das Lehmbacherhäuschen und wanderten dem Schweizerlande zu.

In einem Dörfchen bei Appenzell haben sie ihr kleines Haus mit einer Schneiderwerkstatt und einem Kornfeld. Dort habe ich die Leutchen im Jahre 1870 besucht. Der Hans war noch ganz der alte, nur um ein Erkleckliches

dicker. Wir wurden heiter und wehmüthig in der Erinnerung an vergangene Zeiten; aber einen kleinen Jungen hatte er, den schaukelte er, hob ihn mit beiden Armen hoch in die Lüfte und rief: „Mit so ema Burscha da! Ob's uf der Welt noch ein finer Späßli gibt, will ich fraga!“

Unter meinen Kindern.

Wenn am Spiele meiner Kleinen
Meine Blicke froh sich welden,
Muß ich süße Thränen weinen,
Seh' ich meine Jugendfreuden
Alle wieder neu erscheinen.

Lieblich blühen mir mit ihnen
Dann der Unschuld Lustgefilde,
Wo noch nicht die Welt, die wilde
Stört der Träume hold Beginnen,
Und die Lüfte weh'n so milde.

Wenn dann so im süßen Weinen
Meine Blicke froh sich weiden
An dem Spiele meiner Kleinen,
Seh' ich meine Jugendfreuden
Alle wieder neu erscheinen.

Heyret.

Allerseelen.

Traumgedanken von Franz Schnürer.

Allerseelen — wer wohl zuerst den Gedanken gefaßt, allen Denen, die uns gestorben, einen gemeinsamen Tag des Erinnerns zu widmen? „An dem Tage soll man gedenken all' Derer, die uns entrissen worden aus dem irdischen Leben und die uns nahe gestanden durch treue Lieb' und Freundschaft“ — so las ich unlängst in einem alten Evangelien-Buche.

„Die uns nahe gestanden in Lieb' und in Freundschaft“ — die schlichten Worte berühren eigenthümlich. Viel alte, halbvergessene Erinnerungen aus früher Zeit tauchen wieder empor und in dunklen Umrissen erscheinen verschwommene Bilder der ersten Freunde — der Ersten, die uns nahe gestanden „in treuer Lieb'.“

Ich weiß nicht, ob sie noch lebt — für mich ist sie todt; ich glaube, ich habe sie vor einigen Tagen erst gesehen am Arme eines schmucken Jägerofficiers — für mich aber ist sie todt. Ich kann heute, am Allerseelentage, ihrer gedenken wie einer Verstorbenen; ich kann es ohne Groll und ohne Bitterkeit. Die Wunde, die sie damals meinem jungen, thörichten Herzen geschlagen, sie ist vernarbt. Jahre sind hinweggezogen seit der Zeit, da wir beide Kinder waren, junges, frisches, fröhliches Blut...

Die Geschichte ist eigentlich zu unbedeutend, als daß ich sie erzählen sollte. Es hat sie Jeder einmal erlebt, er braucht nur die Namen zu ändern — und ein Stück aus der Geschichte der Menschen liegt, von Einzelheiten losgelöst, vor ihm. Ich war damals in der Sexta des Gymnasiums — sie war ein vierzenjähriges, schelmisch blickendes Mädchen mit langen braunen Zöpfen; so steht ihr Bild vor mir: sie trug kurze Kleider und eine weiße Schürze mit einem Brustlatz. Das sah so bezaubernd nett aus, daß es nicht anders ging, als daß ich mich in sie verliebte. Noch mehr aber als ihr nettes Wesen zogen mich ihre dunklen Augen an, die so hell funkeln und blitzen und gleich wieder so lieblich und sanft in die meinen schauen konnten, daß ich von nichts wußte, als von ihren beiden Augen und nur immerfort hineinstarrte und über und über roth wurde, als sie sich dann zärtlich zu mir herabbeugte und mich leise frug, ob ich denn wirklich so schlimm sei und allen Mädchen nachliefe, wie ihr erzählt worden. Ich glaube, es war schon damals die berechnende Coquette, die so fragte, wußte sie doch, daß ich diesen Vorwurf entrüstet zurückweisen würde und daß ich sagen müsse, daß ich nur Einer nachgelaufen — in Gedanken — den ganzen lieben Tag — und wenn sie dann frug, wer denn diese Eine sei — so war das auch so eigen gefragt, denn sie wußte recht gut, daß ich antworten müsse, das sei ja sie selber....

Es war meine erste Liebe. Man wird vielleicht lächeln, wenn man es

liest — aber warum sollte denn ein angehender Septimaner, der seinen Ovid und Horaz gelesen, nicht auch lieben können? Ich liebte sie wirklich. Und auch sie sagte mir, daß sie mich lieber habe als alle Andern, lieber als Mama und Papa und als ihre große, neue Puppe.

Dann mußte ich fort, zur Universität. Wir wechselten Briefe; in der ersten Zeit der Trennung kam täglich ein Schreiben von ihr — dann schrieb sie allwöchentlich — dann in unbestimmten Zeiträumen — dann blieben ihre Briefe ganz aus. Dafür erhielt ich in einem Schreiben eines vertrauten Freundes aus meiner Vaterstadt die Nachricht, daß sie — ihren Namen will ich nicht nennen — während des jüngsten Carnevals sich eng an den jungen Grafen St. angeschlossen; ich hatte dergleichen erwartet. Aber es that mir doch entsetzlich weh, daß es gerade jener so unsäglich flache Kopf sein mußte, der meine Liebe geerbt. — Ein Halbjahr später erfuhr ich dann von einem Landsmanne, der mich besuchte, daß man in bekannten Kreisen allgemein von einer Verlobung des Hußaren-Rittmeisters H. mit ihr sprach — auch dies zerschlug sich.

Da kam sie in die Hauptstadt.

Ich hatte sie lange nicht gesehen und laut pochte mir das Herz, da sie zum ersten Male mir wieder auf der Straße entgegentrat; ich fühlte, wie mir das Blut in die Wangen schoß und in der nächsten Secunde zum Herzen zurückströmte, daß ich erbleichte. Ich wollte mich bezwingen und kalt und ruhig scheinend sie ansprechen; aber meine Stimme war klanglos und ich zog stumm meinen Hut. Sie neigte lächelnd ihr lockenumwalltes Haupt.

Sie war noch immer schön. Kameraden, die sie auch früher gekannt, behaupteten, sie wäre sogar noch schöner als früher. Mir aber war es, als glänzte ihr Auge nicht mehr so frei und frisch, als da mein Bild sich drinnen gespiegelt, als sei der junggoldige Morgenthau verschwunden, der auf all' ihrem Wesen hellglitzernd geruht.

Oefters sah ich sie nun, und stets grüßten wir uns stumm wie das erste Mal. Da traf ich sie eines Abends am Arme eines ältlichen, behäbigen Herrn von sehr elegantem, fast geziertem Auftreten; ich wollte sie grüßen — sie aber sah mich fremd an und über mich hinweg und lächelte ihrem Begleiter zu. Nun grüße ich sie nicht mehr.

Für mich ist sie todt.

— — — — — — — — — — — —

Allerseelen — die Leute strömen an meinen Fenstern vorüber, zu Fuße, zu Wagen, ein Meer von Blättern und Blumen wird heute hinausgetragen, die Gräber Derer zu schmücken, die wir geliebt.

Ich habe Niemanden auf dem Gottesacker, ich flechte meine Kränze aus Tagebuchblättern und Erinnerungen und feire Allerseelen.

Es ist heute kein Feiertag wie gestern. Steht denn Allerheiligen höher, als Allerseelen? Gilt ein Heiliger mehr, als eine Seele? Und ist denn die Seele auch etwas Heiliges? Und —

Doch wozu fragen? Es wird ja doch Keiner die Fragen beantworten.

So sitze ich beim Fenster und schaue hinab auf die belebte Straße, wo Wagen an Wagen sich drängt und hunderte geschäftigen Fußes vorübereilen — sie haben wohl wenig Zeit und schnell thun sie ihre „Andacht“ ab bei den Gräbern, um bald der lästigen Pflicht ledig zu sein, die die Sitte gebietet.

Ich gehe nicht „zu den Gräbern.“ Ich gedenke Derer, „die mir entrissen worden und die mir nahe gestanden durch treue Lieb'“....

's gstorbn' Dirndl.

's is Schod um den Mon,
Daß er hiazt so weit kummt,
s'is Schod um eahm, daß er
Si gor so valumpt.

Wos war des für a sporsuma,
Fleißiga Bua!
So hondsum und einzogn
Wia der war, sein s' Ilua.

A Dirndl hot er gern ghobt,
Des hotn vadorbn.
Wia so den? So brav war's!
Jo mei, 's is 'n gstorbn.

Na des häts nit thoan suln,
Des hotn so kränkt,
Daß er nix mehr, as wir
Afs gstorbn' Dirndl hot denkt.

D Leut hobn eams guat gmoant,
Hobn an d'Hond druckt und tröst,
Hobn an Onderi zuagfirt,
Hobn an ausglocht af d Leßt.

„Hobts scha Recht, lochts na zua,
Enk hots jo nit troffn.
An Wein her, ös Saggera!
Heind wird amol gsoffn."

Wird gsoffn, bis daß er
In Stroßengrobn sinkt.
Ka Lumperl, mit dem
Er nit Bruadaschoft trinkt.

Und so flott hot ers triebn
Und so weit hot ers brocht,
Bis er z Leßt mitn Bedlmon
Bruadaschoft mocht.

Jo, d'Liab kumt von Gott,
Wird sie z groß, hots a Noth,
's se Dirndl is gstorbn
Und da Bua is vadorbn.

R.

Das Verbrechen.

Ein Nachtbild aus dem Volke.

Der Hof war in Aufregung. Ueber den gefrorenen Erdboden hin und her klangen die Schritte der Bäurin, der Mägde, der Kinder. Der alte „Tata" (Großvater) saß drinnen auf der Hühnersteige beim warmen Ofen, weil ihm seine achtzig Jahre schwer in den Gliedern lagen, aber es war kein behagliches Sitzen zu solcher Stunde, wo der Lärm das Haus umgellte und schrill in die sonst so trauliche Stube drang.

Was ist denn geschehen?

Das kleinste Knäblein, welches zum Gegensatze des Alten noch die ersten zwei Jahre frisch und verhältnißmäßig sauber hinten am Höslein hervorhängen hatte, dieses kleinste Knäblein kam laut weinend in die Stube gelaufen und verbarg sein Gesichtchen in dem blauen Schurz des Tata.

Was ist denn geschehen?

Krampfhaft fest klammerte sich der Junge an die alten Glieder und das ganze kleine Wesen wurde durchwühlt von Angst und Entsetzen. Jetzt kam auch das Zweite, ein Mädchen, zur Thür hereingesprungen. Barfuß war es draußen gewesen, auf dem eisigen Boden und im frostigen Nebel; ach, wer denkt heute an Kälte, wo es Allen so glühend heiß zu Herzen fuhr.

„Hinter dem Stadl liegt sie," schluchzte das Mädchen und verhüllte mit den Händen seine Augen, daß sie jenes gräßliche Bild nicht mehr sollten sehen können.

„Was ist denn geschehen, mein Kind?" fragte der Großvater noch einmal.

„Sie hat kein Leben mehr, Tata, und ist voll Blut — so viel Blut!"

Jetzt hörte man auch die Bäurin schreien: „Wie denn das hat geschehen können! — wie denn so was hat sein können! Just erst ist sie beim Brunnen gestanden und habe ich sie noch über den Hof laufen gesehen. Und jetzt auf einmal! Das Mädel hat noch den Schrei gehört, vom hintern Stadl her, aber hat die Sach' weiter nicht beachtet, denn geschrieen hat sie öfters, sie war so lustig, wenn sie bisweilen in's Freie kam. Und jetzt das Unglück! Wer's denn gethan hat, o heiliger Martinus!"

Wahrhaftig ja, es war ein Verbrechen an dem heiligen Martinus. Nur noch eine Woche auf sein Fest und jetzt, sozusagen vor den Pforten zu seinem Tempel trägt sich das Unheil zu. Und mitten am hellen Tage, nur begünstigt durch den dichten Spätherbstnebel. Noch lag kein Schnee, um die Spuren des Mörders zu verfolgen und der sonst weiche Lehmboden war steinhart gefroren. Wollte denn die Natur das Verbrechen begünstigen? — War die That vorbereitet? Fast schien es so. Sollte es auf einen Raub geplant gewesen sein? Allem Anscheine nach nicht, denn der Leichnam lag des Weiteren unversehrt auf der Stelle, wo das Verbrechen verübt worden sein mußte. Nur ein

nackter Mord, aus Haß? aus Rache? O Gott, wem hätte das gute, arme Wesen was zu Leide gethan? Sie war so munter und harmlos, sie gedieh und berechtigte zu den schönsten Hoffnungen. Wen konnte sie zum Feinde gehabt haben!

Draußen kamen nun vielerlei Stimmen näher — wimmernde, zeternde, fluchende, die Thür sprang auf, der wirre Zug trat in die Stube, trug den Leichnam mit sich — die todte Gans.

Schwer und fett ließ sie den Kopf, die Flügel hängen, sie war gut gestopft und hätte in einer Woche noch vollendeter werden können. Und nun, mitten in der Brust trug sie die Todeswunde. Ein Biß war's, ein einziger, gutgezielter Biß.

Der Bauer umkreiste mit einem Stricke in der Hand den Hof, aber es fiel ihm nichts Verdächtiges auf. Des Nachbars Karo lief ihm lustig wedelnd zu, der kam oft herüber und kannte ihn gut.

„Ja, mein lieber Karo!" rief ihn der Bauer an, „wärest du heute um eine halbe Stunde früher herübergekommen, die Gans lebte noch, bist ein wachsames Thier, du!"

„Einen Haushund sollten wir doch haben," meinte die Magd.

„Werde schauen, daß uns der Nachbar den Karo abläßt," sagte der Bauer, „will ihm ohnehin nicht recht im Hofe bleiben, ich glaube, sie füttern ihn nicht."

„Na, wer schon einmal einen Hund haben will, der soll ihm auch was zu fressen geben," beschied die Magd.

„Das sage ich auch," versetzte der Bauer, „komm', Karo, du kriegst die Knochen von Mittag!"

Das Thier folgte ihm wedelnd in die Stube. Dort aber, als es in der Hand der Bäurin die gemordete Gans sah, duckte er sich, zog den Schweif ein, ließ die Ohren hängen und blickte mit verwirrtem, stechendem Auge um sich.

Da stutzte der Bauer, da stutzte die Bäurin.

„Am Ende hat's dieses Vieh gethan!"

„Wetten mag ich Nichts!" sagte der Bauer, indem er die Hand mit dem Stricke hinter seinem Rücken barg. Sieh, Karo, komm' her da, komm'! da her komm', pst!"

Der Hund legte sich auf den Bauch und zitterte und begann vor Angst zu stöhnen.

Nun war's offenbar. Das böse Gewissen hatte ihn verrathen. Wie ein Salamander, so langsam kroch er leise winselnd vor die Füße seines Richters hin. Diesem zuckte die Hand mit dem Stricke, und was nun geschah, davor verhüllt Klio ihr Haupt. Dem Verbrecher wurde sein Recht angethan. Das Motiv des Mordes ist bis heute noch nicht bekannt worden. Man hat die Vermuthung ausgesprochen, das verthierte, verkommene Subject hätte das unglückliche Wesen gewürgt, um dessen Fleisch aufzufressen.

In wenigen Tagen kam die fette Gans wohlzubereitet auf den Tisch und wurde verzehrt zu Ehren des heiligen Martinus.

Zur Orthographie unserer Geschäftsleute.

Schreiben eines Viehhändlers an den Knochenhauer A. K.*)

Capital-Vieh—Freund habe ich Ihnen aussortirt! Ochsen—Meister bekommen Sie, da müssen sich die Engel im Himmel darüber freuen. Kerls wie die Elefanten sind Sie und gesund wie meine ganze Familie, die herzlich grüßen läßt. Auf Jacobi erhalten Sie das Vieh in zwei Briefen, haben Sie ja selbst den Termin so bestimmt. Unter 14 Louisd'or kann ich mich aber von dem Vieh nicht trennen. Müssen aber auch nicht gar zu genau seyn. Es gibt Ochsen genug in der Welt, aber was für Ochsen? Windhunde, Kanaillenwaaren. — Die ostfriesische Kuh, eine Kuh ganz akurat so wie Ihre

*) Können es uns nicht versagen, diesen Brief wörtlich abzudrucken. Der hinkende Bote brachte ihn aus Frankfurt.
Die Red.

liebe Frau, sie im Mai—Markt bestellt hat, erhalten Sie mit angeschlossen: den Preis weiß Ihre Frau, sonst weiß ihn mein Knecht. Kürzlich sind auch Kälber fertig geworden; können auch schreiben nach Ihrem Begehr. Die Kälber sind ganz honnet und billig, werden noch besser gerathen, weil der Branntwein so wohlfeil ist; Das ist immer so, wenn es viel Branntwein gibt, gibt es auch viele Kälber. Meine fetten Hammel sind dies Jahr sehr mager, weil die Hitze zu warm, und die Trockniß zu dürr war. — In der Wurstzeit können Sie wieder eine Parthie von meinen Gedärmen bekommen. Mit Schweinen gebe ich mich übrigens nicht viel mehr ab. — Schreiben Sie mir nur, ob die Ochsen noch früher kommen sollen, als Jacobi kommt, sonst bleiben sie so lange ruhig auf mein ehrliches Gewissen in Futterung. Der kleine Irrthum mit der Parthie Ochsenhörner auf Ihrer letzten Rechnung, ist nicht meine Schuld. Meine Frau, die die Bücher führt, hatte, ohne mich zu fragen, mir diese Hörner aufgesetzt. Den Spaß hat sie mir schon mehr gemacht. Vermelden Sie viele Grüße an Ihre liebe Frau und Kinder, sie wiegen ca. 2500 ℔, und stehen bei dem Branntweinbrenner Herrn M., wo die Bestien keine Noth leiden, Ihr Freund

Hanns-P.

Bücher.

Dorfgänge. Gesammelte Bauerngeschichten von L. Anzengruber. Zwei Bändchen. (Wien, L. Rosner, 1879.) „Für die Verklärung des Lebens spricht Alles und dagegen nur Eins — die Wahrheit.“ So sagt Ludwig Anzengruber in einer seiner Vorreden zu den „Dorfgängen“. Der Dichter der Wahrheit aber „erspart uns keinen Schrei wehen Jammers, er erspart uns kein Jauchzen wilder Lust. Er stößt das Elend, das um Mitleid bettelt, nicht von der Ecke, er jagt den Trunkenen, der Alle belästigt, nicht von der Straße, Alles, was er bei solchen unangenehmen Begegnungen für Euch thut, ist, sie abkürzen, nachdem Ihr aber doch den Eindruck einmal weghabt. Tugend und Laster, Kraft und Schwäche führen bei ihm ihre Sache in ihrer eigenen Weise. Er will das Leben in die Bücher bringen, nachdem man es lange genug nach Büchern lebte. Er führt Niemand abseits des Lebens, Jeden führt er inmitten der breiten Straße desselben, vorbei an wildromantischen Gegenden, an friedlichen Dörfern, an reichen Städten und armen Ansiedlungen, an traurigen Einöden und an lachenden Gefilden, er erspart Euch keinen Stein des Anstoßes, keine Rauhheiten des Weges, keine Krümmung; nicht um zu ermüden, sondern um Euch die Erkenntniß aufzuzwingen, daß, ob nun mit leichter Mühe oder schwerer Arbeit, allen Wallern der Pfad gangbarer gemacht werden könnte. Darum beugt er nicht aus, darum zeichnet er getreulich jede Wahrnehmung auf, die er an Jenen macht, welche der Straße entlang forthasten. Er zeichnet Alles auf, was er zu hören bekommt, von den ruchlosen Flüchen der Ungeduldigen bis zu den stillen Seufzern der Ergebenen, Alles, was sich seinem Auge einprägt, von der schweißtriefenden Stirne des rastlos Ausschreitenden, bis zu dem fahlen Antlitze dessen, der ziellos forttaumelt, um sterbensmüde an einem Grabenrande zusammenzubrechen.“

Nach solcher Einleitung möchte man wohl auf den derbsten Realistiker gefaßt sein und schnell bei der Hand haben wir den Vorwurf: Seit wann ist die Kunst Chronistin des Elendes geworden? Will sie ihrer Aufgabe, das Leben zu idealisiren, nicht mehr nachkommen, dann fort mit ihr. Sonst haben uns Erzähler nur das erzählt, was wir nicht wußten; das Außerordentliche war Gegenstand ihrer Darstellungen und unseres Interesses. Die Wahrheit hat einen weiten Kreis, wozu gerade das Triviale und Trostlose herausgreifen? Warum nicht lieber das Erfreuliche, Große, das Aufrichtende? Dessen bedürften wir. Das wäre uns doch ein unzeitgemäßer Optimismus, der da meinen könnte, das Leben sei nicht so trostlos, als daß es nicht auch trostlose Dichtungen vertrüge. —

Man liest die „Dorfgänge“ und drückt den voreilig gefaßten Vorwurf sachte hinunter. Das sind keine Erzählungen, deren Stoffe blindlings aus dem „vollen Menschenleben“ herausgegriffen wurden, das sind Stoffe, wie sie der Künstler sucht und bedächtig wählt, um in ihnen eine ihn beseelende Idee zur Gestaltung zu bringen.

Die Sammlung beginnt mit einer kleinen im Jahre 1868 verfaßten Erzählung: „Die Polizze,“ vielleicht die erste literarische Arbeit des berühmten Dramatikers, nichtsdestoweniger verräth sie schon

den Meister. In der „Polizze" schlägt der Held die an ihn herantretende böse Versuchung noch zurück, bewahrt dadurch seinen Seelenfrieden und begründet sein materielles Wohl. In der Geschichte „Diebs-Annerl" und in der Novelle: „Das Sündkind" führt die Versuchung wirklich zur Schuld, aber sie wird gesühnt, und vollends in der „frommen Kathrin'" begegnen wir in der einfachen, opferwilligen Bauernmagd einem Menschenbilde, wie es kein Idealist heller und ergreifender darstellen könnte. In den nicht minder realistisch gehaltenen Stücken „Die Gänseliesel", „Eine Begegnung" und „Der gottüberlegene Jacob" widerleuchtet ebenfalls jener poetische Schimmer, der vom weltgläubigen Idealisten kommt. Ein Erzähler, wenn er sich an die „poetische Gerechtigkeit" auch nur insoferne hält, als der Schuld nothwendig die Sühne folgen muß, er schildert nicht den blinden Zufall, er idealisirt. Anzengruber thut sich selbst Unrecht, wenn er sich ausschließlich einen „Realistiker" genannt wissen will.

In dem kleinen Dorfgang: „Wie der Huber ungläubig ward" wird von einem Manne erzählt, der unmittelbar nach dem Tode seines Weibes beim Lesen von Grabkreuz-Inschriften den Glauben verlor. — Ehrlich bleibt er und braucht dazu kein Gebot. — Der Autor erklärt, daß er dieser Art von Philosophie nicht das Wort reden will. Selbstverständlich. Es wird wohl Niemand sein, der es einem Meister der Dorfgeschichte zumuthen könnte, daß er es auf ein atheistisches Bauernthum abgesehen habe.

Noch ein Wort über das psychologische Prachtstück „Die Diebs-Annerl". Ein Bauernmädchen liefert ein gefundenes Geldstück ab, ohne dafür die gehoffte Belohnung zu erhalten. Da Ehrlichkeit nicht belohnt wird, so wird das Mädchen nun — Diebin. Von wem und wie sie gerettet wird, das erzählt Anzengruber in unnachahmlicher Weise.

Das neueste und das werthvollste Juwel in der Sammlung ist das „Sündkind". Ein Weib läßt die Frucht ihrer Sünde Priester werden, damit derselbe für ihre Schuld büße. Er büßt schreckbar; die Darstellung seines Lebens und Sterbens muß jeden Leser zutiefst erschüttern. Das erinnert an den „Meineidbauer". Es klingt tragisch aus. Doch, wie es unser Dichter niemals vermag, den Zuschauer oder Leser trostlos von dannen gehen zu lassen, so führt er auch hier schließlich noch an das Grab des Unglücklichen die Liebe. —

Jedes der zwei Bändchen beginnt wie zur Vorrede mit einer Plauderei — zwei Essay's, die sich nicht zu strenge an das Buch schmiegen und schon an und für sich höchst lesenswerth sind.

Zu den jüngeren deutschen Poeten der Gegenwart, deren Leistungen noch nicht nach Verdienst gewürdigt sind, gehört Gustav Kastropp. Er ist aus jener Schule hervorgegangen, welche nach Inhalt und Form sich mit Vorliebe vom romantischen deutschen Mittelalter inspiriren läßt, nur in anderem Sinne als unsere deutschen „Romantiker", und in welcher zum Theil Scheffel („Frau Aventiure" u. s. w.), Julius Wolff, Baumbach u. A. so Schönes geleistet haben. Mit der Lyrik Julius Wolff's hat die unseres Kastropp in „**König Elf**" (Stuttgart, Banz, 1877) eine entschiedene Verwandtschaft. Die Lieder dieses Cyklus sind zum großen Theil von überraschender Schönheit, so frisch, zart und sinnig, daß man wieder einmal ausrufen muß: Das ist die echte Lyrik! Mit Glück und Geschick versuchte sich K. auch im Drama. Seine „**Suleika**" (Stuttg., Banz, 1876) ist ebenso bühnenfähig als poesiereich.

Auch „Märchen" haben wir von ihm, und seine Begabung für das Humoristische bewies er durch ein paar freundlich aufgenommene Lustspiele, deren jüngstes, „**Das vierblättrige Kleeblatt**" (Leipz., Webel, 1879), er im Vereine mit Richard Roltsch geschrieben. Dieses Stück, welches Ende des vorigen Jahrhunderts in einer deutschen Universitätsstadt spielt und ein getreues Bild des damaligen originellen Studentenlebens gibt, sollte im ständischen Theater zu Riga zur Aufführung kommen, ist aber von der Oberpreßverwaltung zu Petersburg für den Umfang der russischen Monarchie verboten worden. Dies ist schon eine Empfehlung. Aber von dem originellen Inhalt abgesehen, durchweht das Ganze eine so glückliche Laune, daß Jedermann, sei es als Leser, sei es als Zuschauer, sich dabei amusiren wird.

R. H.

Zum Dessert betitelt sich ein neues Plauderbuch von Oscar Blumenthal (Verlag von Georg Frobeen & Cie. in Bern und Leipzig), das sich in Form und Inhalt den „Allerhand Ungezogenheiten" desselben Verfassers anschließt. Es ist eine bunte literarische Schüssel, die uns der Autor hier zum Dessert anbietet: Plaudereien über modernste Fragen, witzige Silhouetten aus dem Gesellschaftsleben der Residenz, beißende Satiren auf verkehrte Zeitstimmungen, lustige Humoresken und Parodien und zum Schlusse noch ein reizendes kleines Brodkügelchengefecht mit unsern lieben Frauen, denen der Autor manche geistreiche Malice zu kosten gibt. Wie mannigfaltig aber auch seine Stoffe sind, immer erfreut Oscar Blumenthal den Leser durch jenen schillernden Witz und jene liebenswürdige Bosheit, die ihm einen so großen

Leserkreis gewonnen hat und auch diesmal die Lacher auf seine Seite bringen wird.

Selten ist in Oesterreich ein Buch mit solch' allgemeiner Freude begrüßt worden, als das **Vaterländische Ehrenbuch**, herausgegeben von Albin Reichsfreiherrn zu Teuffenbach. (Salzburg, Hofbuchhandlung H. Dieter.)

Das nun schon in vielen Tausenden von Exemplaren verbreitete hochverdienstliche Buch hat beigetragen, an Stelle von Kleinmuth und Zweifelsucht den Geist patriotischen Selbstbewußtseins in Oesterreich zu wecken und zu verbreiten.

In dem soeben ausgegebenen poetischen Theil findet das Vaterländische Ehrenbuch seine Ergänzung. Dieser poetische Theil enthält in einer Reihe von circa 530 Gedichten (von 286 Dichtern), wovon 61 neu, eine poetische Geschichte Oesterreichs, wie sie schöner und erhebender nicht gedacht werden kann. Wir hoffen, daß dieses Buch, welches ein „hohes Lied" von Oesterreich sein soll, durch den darin waltenden versöhnlichen Geist, durch die Ruhmesthaten, die es verherrlicht, durch die großen Männer und Frauen, die es aus allen Schichten und Völkern unseres vielgestaltigen Reiches vorführt, durch das berechtigte Lob, welches darin aus dem Munde vieler berühmter Sänger der verschiedensten Reiche zur Ehre Oesterreich-Ungarns vollkräftig ertönt, die Liebe zum Vaterland kräftigen, steigern und in alle Gesellschaftskreise die Ueberzeugung übertragen werde, daß nur dadurch, sowie durch freudiges Zusammenwirken Aller zu gemeinsamen Staatszwecken der alte Glanz und die Machtstellung unseres Reiches erhalten werden können, daß dann aber der Spruch sich wie bisher, so auch in fernsten Zeiten noch bewahrheiten wird: Aller Ehren Ist Oesterreich voll!

Die Türken in Europa. Von James Baker. Autorisirte deutsche Ausgabe. Mit historisch-ethnographischen Anmerkungen von Karl Emil Franzos und einer Einleitung von Hermann Vámbéry. Zweite Auflage. 1879. Verlag von Levy und Müller in Stuttgart. Dieses in Folge der schwebenden Frage über die Gestaltung der inneren Verhältnisse der Türkei zeitgemäße Werk bietet einerseits, da es sowohl die Türken, wie auch die angrenzenden Volksstämme: Bulgaren, Griechen, Albanesen, Slaven ꝛc. in ausführlicher Weise behandelt, eine Quelle zur Kenntniß und richtigen Beurtheilung der Eigenthümlichkeiten jener Völker, andererseits ist es auch in Folge seiner frischen Darstellungsweise eine unterhaltende und belehrende Lectüre, die jeden Gebildeten befriedigen wird. Der Verfasser, der im Jahre 1876 die europäische Türkei zu Pferde durchstreifte, in der Absicht, da einen größeren Grundbesitz zu erwerben, hielt sich wenig in Konstantinopel, umsomehr auf dem flachen Lande auf und widmete, wie das schon das Motiv seiner Reise erheischte, den politischen und ethnografischen, socialen und landwirthschaftlichen Verhältnissen der Türkei größte Aufmerksamkeit und eingehendes Studium. Nachdem er ein passendes Besitzthum gefunden, lebt und wirthschaftet er seitdem selbst, auf eigenem Grund und Boden, im Lande. Nicht um literarischen Ruhm zu gewinnen, sondern um seinen Erfahrungen und Ueberzeugungen Ausdruck zu geben, hat er dies Werk geschrieben.

Gewähr für die Gediegenheit des Werkes sind wohl die Namen der Herausgeber. Wie Herman Vámbéry sich den Ruf der ersten Autorität in der Culturgeschichte der islamitischen Völker erworben, so gilt Carl Emil Franzos heute als der genaueste Kenner und Darsteller der Zustände der slavischen Völker im Osten und Südosten Europa's. Bezüglich der europäischen Provinzen der Türkei ergänzen sich also beide Autoren in glücklichster Weise.

Bilder aus Kairo. Von Adolf Ebeling. 2 Bde. Verlag von Levy und Müller in Stuttgart. Der manigfaltige Inhalt dieses Ebeling'schen Werkes umfaßt so ziemlich alles Wissens- und Sehenswürdige von Kairo in größeren und kleineren, stets abgeschlossenen Abschnitten. Immer ist es der liebenswürdige und zugleich belehrende Erzähler, der in novellistischer Form kleine amüsante Episoden einzuflechten weiß und uns gewissermaßen Alles miterleben läßt. Ob er in einer prächtigen Vollmondnacht am Fuße der Pyramiden mit guten Freunden eine Bowle trinkt, oder ob er die großen arabischen Volksfeste, die Begräbniß- und Hochzeitsfeierlichkeiten schildert; ob er uns heute auf einen Ball beim Khedive einführt, oder uns morgen die Fatamorgana der Wüste zeigt, oder ob er überhaupt Land und Leute, Sitten und Gebräuche, Einrichtungen und Lebensweise beschreibt — stets weiß er selbst auch den minder bedeutenden Dingen eine anziehende Seite abzugewinnen und sie durch eine feinsinnige und vielfach humoristische Färbung zu beleben. Wir empfehlen die Bilder aus Kairo Denen, die sich über Aegypten in unterhaltender Weise zu belehren wünschen.

Zum Feierabend. Deutscher Kunst- und Handwerksspiegel, das ist Geschichte der menschlichen Kunst- und Handfertigkeit von der Urzeit bis auf unsere Tage. (Leipzig, H. Hartung & Sohn, 1880.) Diese Hefte wenden sich in volksthümlicher Sprache an

den deutschen Handwerker, um ihm durch die Schilderung der geschichtlichen Entwickelung seines Berufes Verständniß und Interesse für die brennende Tagesfrage — die Reorganisation seines Standes — einzuflößen, vermeiden es aber, in eine Erörterung dieser selbst, oder gar eine Parteinahme für einen oder den anderen Lösungsversuch einzutreten.

Ludwig Salomon's Geschichte der deutschen National-Literatur des neunzehnten Jahrhunderts. Erste Lieferung mit 4 großen Porträts auf Kupferdruckpapier: Jean Paul, Ludwig Tieck, Grillparzer, G Ebers. Verlag von Levy & Müller in Stuttgart. Wir freuen uns, ein Buch in die Hände des Publikums gelegt zu sehen, das die geistige Entwickelung unserer Nation seit Goethe's und Schiller's Auftreten an den Dichtungen der deutschen Poeten in klarster und übersichtlichster, zum Theil ganz neuer Weise schildert, das überzeugend nachweist, wie die deutschen Dichter als die Herolde der neuen Zeit überall den schlummernden patriotischen Sinn weckten, wie sie die Herzen entflammten für die Sache des Vaterlandes und wie sie endlich laut predigten, welche Wege zu wandeln seien, um zu nationaler Größe zu gelangen. Ludwig Salomon's Literaturgeschichte des 19. Jahrhunderts ist also auch zugleich die Herzensgeschichte des deutschen Volkes.

Deutsche Rundschau für Geographie und Statistik. Herausgegeben von Dr. Carl Arendts. II. Jahrg. (A. Hartlebens Verlag in Wien.) Wir begrüßen das erste Heft des II. Jahrganges dieser neuen, so gediegen redigirten Zeitschrift mit wahrer Freude. Sie führt dem Publikum rasch und geordnet in fortlaufenden, fesselnden Uebersichten die praktischen und wissenschaftlichen Erscheinungen, Thatsachen, Entdeckungen und Bestrebungen auf geographischem Gebiete vor und wurde bisher von Heft zu Heft nur reichhaltiger und interessanter. Der erste Jahrgang derselben ist mit den vorliegenden 12 Heften abgeschlossen.

Ferner dem „Heimgarten" zugekommen:

Liebe- und Liebesleben in der Thierwelt. Von Prof. Dr. Ludwig Büchner. (Berlin, 1879, A. Hofmann & Comp.)

Die Stützen der Gesellschaft, Schauspiel in 4 Aufzügen von Henrik Ibsen, deutsch von Emil J. Jonas. (Otto Janke, Berlin.)

Vor Jena. Von George Hesekiel.

Wie sie lieben und hassen. Von P. K. Rosegger. (Otto Janke, Berlin.)

Das Fischermädchen. Von B. Björnson. (Otto Janke, Berlin.)

Geschichte einer Mine. B. Brete-Harte. (Otto Janke, Berlin.)

Der Notar von Argostoli. Von A. R. Rhangabé. (Otto Janke, Berlin.)

Ein Familienschmuck. Roman von Golo Raimund, zweite Auflage. (Otto Janke, Berlin.)

Gebrüder Schalding. Erzählung von Golo Raimund, zweite Auflage. (Otto Janke, Berlin.)

Ein deutsches Weib. Erzählung von Golo Raimund, zweite Auflage (Otto Janke, Berlin.)

Bürgerlich Blut. Roman von Golo Raimund, zweite Auflage. (Otto Janke, Berlin.)

Kein Vertrauen. Erzählung von Golo Raimund, zweite Auflage. (Otto Janke, Berlin.)

Va banque. Roman von B. M. Capri. (Berlin 1880, Verlag von Otto Janke.)

Bis zum Bettelstab. Roman von Hans Wachenhusen. (Berlin 1879, Verlag von Otto Janke.)

Kinnor-Lieder. Alt-ebräische Dichtungen in metrischer Uebertragung. Mit erläuternden Anmerkungen. Von Dr. Martin Schultze. (Leipzig, E. Günthers Verlag, 1880.)

Hortus Deliciarum. Für deutschen Humor gepflanzt von Ludwig Eichrodt. (Lahr, M. Schauenburg, 1879.)

Wanderungen durch die österreichisch-ungarische Monarchie. 12.—16. Heft. (Wien, Carl Graeser.) Schluß des Werkes.

Musiker und Biographen. Beethoven von L. Nohl. (Leipzig, Ph. Reclam jun.)

Psychologie der Lyrik. Beiträge zur Analyse der dichterischen Phantasie. Von Dr. Carl du Prel. (Leipzig, Ernst Günther, 1880.)

Lessings Leben und Werke. Von H. Zimmmern. (Celle und Leipzig, literarische Anstalt A. Schulze.)

Die Entdeckung der Seele. Von Gustav Jäger, zweite Auflage. (Leipzig, E. Günther, 1880.)

Haus- und Reisearzt. Eine Anleitung zur ersten Hilfe in dringenden und zur Selbsthilfe in leichten Krankheitsfällen. Von Dr. M. Fiebig. (Gera, Eduard Amthor, 1879.)

Drei Wandtafeln über das diatonische und enharmonische Modulationsverfahren. Für Lehrer-Seminarien, höhere Musikschulen, angehende Organisten, Componisten und Dilettanten. Verfaßt von Carl Mayrberger. (Preßburg und Leipzig, Carl Stampfel, 1880.)

Deutsche Sagen. Herausgegeben von Dr. Heinrich Pröhle. Mit Illustrationen. Zweite, neubearbeitete Auflage. (Berlin, 1879, Friedberg und Mode.)

Heimatskunde des Herzogthums Steiermark. Zum Gebrauche in Lehrer- und Lehrerinnen-Bildungsanstalten und für Volksschullehrer. Herausgegeben von Dr. Carl Hirsch. (Wien 1879, Alfred Hölder.)

April to August. Artless Verses by Edward Grosvenor. (London, T. H. Roberts & Co., 1879.)

Lebens- und Entwicklungsgeschichte der Insecten. (München, Verlag von R. Oldenburg.)

Die Donau von ihrem Ursprung bis an die Mündung. Eine Schilderung von Land und Leuten des Donaugebietes. Von Alex. F. Heksch. (A. Hartlebens Verlag, Wien-Pest-Leipzig.) 1. und 2. Lieferung.

Neuer Kalender für Hessen-Nassau auf das Jahr 1880. (Frankfurt am Main, Jaeger'sche Buchhandlung.)

Der wahre und echte **„Hinkende Bote"**, 1880. (Jaeger'sche Buchhandlung in Frankfurt am Main.)

Chronik der Weltgeschichte. Zusammenstellung des Wissenswürdigsten aus Sage und Geschichte von den ältesten Zeiten bis zur Gegenwart, mit specieller Berücksichtigung Deutschlands und Oesterreichs. Ein Nachschlagebuch zur Belehrung, Orientirung und Repetition. Von Dr. Carl Ruthardt. In ca. 12 Lieferungen 1. und 2. L. Verlag von Levy & Müller in Stuttgart.

Die Dux-Teplitzer Gruben- und Quellen-Catastrophe vom Jahre 1879. Auf Grund verläßlicher Quellen dargestellt von Anton August Staff. (Leipzig, G. Knapp, 1879.)

Der bairische Erbfolgekrieg und der Friede zu Teschen. Denkschrift zum hundertjährigen Jubiläum. Von Carl Radda. (Teschen und Leipzig, E. Schroeder, 1379.)

Achtzehnter Rechenschaftsbericht der „Austria", allgemeine, wechselseitige Capitalien- und Rentenversicherungs-Gesellschaft in Wien. Für das Geschäftsjahr 1878. (Wien, Verlag der Gesellschaft.)

Josef Pitzinger. Ein Tiroler Sängerleben. Von Alfred Moschkau. (Leipzig, L. Senf.)

Iwan Turgéniew's ausgewählte Werke. Aus dem Russischen. Inhalt: Väter und Söhne. Dunst. Neuland. Eine Unglückliche. Erzählungen eines alten Mannes. (Berlin, Verlag von Otto Janke.)

Aus fernen Tagen. Gedichte von Fritz Dannemann. (Bremen, J. Kühtmann, 1880.)

Postkarten des Heimgarten:

Herrn F. v. W., Berlin: Ihre Einsendungen sind so armselig und Ihre Begleitschreiben so anmaßend, daß unsere Geduld ein Ende hat. Die zwei druckfähigen Zeilen sind — ein Plagiat. Und Sie beklagen sich, daß der „Heimgarten" zu zahme Bücherrecensionen bringt! Schreiben Sie ein Buch und wir werden es mit Vergnügen „verreißen".

J. J., Wien: Darüber läßt sich mit Ihnen nicht streiten. Lesen Sie F. Schlögl's „Wiener Blut".

Tell von Tirol: Ist ein Kampf gegen Windmühlen.

Don, Berlin: „Nicht Wissen ist Macht, sondern Gewissenlosigkeit" drucken wir nicht ab. „Ehrlich währt am längsten" gilt auch noch heute.

Fr. Sch. zu Sp.: Verweisen Sie auf das bürgerliche Gesetzbuch § 1266.

K. P., Wien: Im Allgemeinen zu trübselig. Stimmung hat das Herbstlied:

Wohl, die Sonne strahlt vom Himmel,
Nicht ein Wölkchen trübt das Blau;
Doch es sind nicht Frühlingswonnen,
Die mich grüßen in der Au.
Todesahnen — leises Klagen
Durch die dürren Blätter fliegt,
Wie das Weinen treuer Seelen,
Wenn ein Mensch im Sterben liegt.
Wo sind deine Liebesweisen,
Vogellieder, wunderbar? —
Oben hoch, zum fernen Süden
Zieht der lieben Sänger Schaar.
Und sie fliegen immer schneller;
Kennen sie der Auen Noth?
Hat ein Grauen sie ergriffen?
Ahnen sie den nahen Tod?
Lieder sind des Frühlings Kinder,
Darum zieh'n die Vöglein fort,
Ueber Berg und Thal und Meere,
Nach des Frühlings Heimatsort.

Mich ruft Nichts, kein Heim, kein Frühling!
Ganz verlassen steh' ich hier;
Und so, Winter, will ich schließen
Einen Freundschaftsbund mit Dir.
Komme bald und laß' mich schlummern
Tief an deiner kalten Brust,
Daß ich nimmermehr erwache,
Wenn du wieder scheiden mußt.

H. M., Wien, A. C., Wien, J. L. Graz und Anderen: Lesen Sie das Feuilleton der Grazer „Tagespost" vom 4. Oktober d. J., Abendblatt.

A. J., Darmstadt: Leider für uns nicht verwendbar.

Von nun an sind alle Adressen **an die Redaction des „Heimgarten"** wieder nach Graz zu richten.

Druck von Leykam-Josefsthal in Graz. — Für die Redaction verantwortlich P. K. Rosegger.

Heft 3. December 1879. IV. Jahrg.

Das Mirakelkreuz.

Eine dramatische Idylle von **P. K. Rosegger.**

Personen:

Brandsteiner, Besitzer eines Bauernhofes.
Rosel, seine Tochter.
Peter, Großknecht bei Brandsteiner.

Abendliche Gebirgsgegend. Rechts ein dichtverzweigter Baum, an dessen Stamm ein Marienbild in Form der Martertafeln hängt. Im Hintergrunde Wiesengelände, ganz rückwärts Hochgebirge.

1. Scene.

Rosel

(kommt von rechts in schmucker, aber nicht zu bunter Bauerntracht, Rock von blauer Farbe, Schürze braun und weiß gesprenckelt, mit Kopftuch, in Hemdärmeln, welche über den Ellenbogen zurückgestreift sind. Einen Heurechen über der Achsel).

Wär's halt in Gott'snamen wieder Samstag und Feierabend. Und für mich schon gar, für mich hat die Werktagszeit jetzt ein End' und der Feierabend, der anhebt, dauert wer weiß wie lange.

(Man hört einige jauchzende Töne einer Flöte.)

Ja, da steht er wieder beim Zaun und bläst die Seitenpfeifen.

Peter

(aus dem Hintergrunde rechts. In Gebirgstracht: Hohe Bundschuhe, grüne Strümpfe, Lederhosen, hellrothen Brustfleck mit grünem Hosenträger, grünem Hut, in Hemdärmeln, eine Heugabel über der Achsel, die Flöte in der Hand).

Mein tausendliebs Pfeiferl, wenn du einmal jodelst, so tanzen alle Heuschöber, so fangen alle Engel im Himmel zu hupfen an.

(Auf den Baum spähend.)

Meine Drosselschlingen da oben. Leer ist sie. Meinetwegen, der Vogel gehört ja in die freie Luft, dazu hat er die Flügel. Unsereins hat eh' keine Federn. Unsereins — bei meiner Treu, wenn ich der lieb' Herrgott wär g'west, wie wollt' ich aus so einer ellenlangen Wochen kamod sechs funkelnagelneue Sonntäg g'macht haben und den siebenten hätt' ich als Draufgab' geben. — Jegerl, die Rosel! Was guckst denn alleweil in's Gras hinein? Weißt heut' kein saubers G'sangl?

Rosel.

Sollst es gleichwohl wissen, daß es mir die Stimm' verschlagen hat.

Peter (lustig).

Stimm' verschlagen!
Und hätt's mir gleich die Stimm' verschlag'n,
So thät ich blasen und Zithern schlag'n,
Die Samstagnacht, die Samstagnacht,
Wo jede Grill' ihr Liedel singt,
Wo jeder Bua zum Diandl springt,
Wo jeder Heuschreck Musi macht!

Rosel.

Ich bitt' Dich gar schön, hör' mir auf, ich kenn' mich nit aus und ich mag auch

Dein' Seitenpfeifen nit leiden; 's thut mir davon der Kopf so weh und 's hebt mir die Brust zu zittern an. (Für sich): Mein Herz möcht' zerspringen, hör' ich ihn spielen!

Peter.

Nu halt ja, wenn Du schon wehleidig bist, kann's ja lassen!

(Steckt die Flöte in den Hosenträger.)

Aber jetzt in gescheidter Weis, Diarndl hast Dir's überlegt? Schau, laß' mich nit mehr lang fragen und warten, beim Warten kriegt gar der ewige Jud weiße Haar. Schau, Roserl, für was wären wir denn zusammen aufg'wachsen, für was thät ich dienen in Dein' Vater sein' Haus, für was thät ich mein klein derspart Sachel nit glei vertrinken und verspielen, wenn ich nit alleweil auf was G'scheidter's thät warten. Wenn ich Dich nit wüßt', wär' ich schon lang ein Lump! Schau, Roserl!

Rosel.

Red'st aber heut' wieder unbesinnt daher. Hast leicht geschlafen seit Peter und Pauli?!

Peter.

Na, ich glaub' nit!

Rosel.

Und hast es nit g'hört singen von den Spatzen auf dem Dach? Sollst es wohl wissen, ich geh' in ein Haus, wo alleweil Sonntag ist.

Peter (lustig).

Du, Roserl, da nimm' mich mit!

Rosel.

Ja, Du Hupfinsfeld, Du thätst just passen hinein. — Daß ich Dir's sag', Peter, wir haben nichts miteinander zu schaffen — ich muß in's Kloster.

Peter (ironisch).

Geh! In's Kloster willst! Hast Recht, dort brauchst nit zu schwitzen im Heu'n und beim Kornschnitt, dort hast ein' Schatten.

Rosel.

Wärst leicht Du auch mein Feind, der mir das noch schwerer machen möcht', was ich so schon kaum ertragen kann.

Peter.

Wer mehr tragt, als er mag, der ist ein Narr, hat mein Vater gern g'sagt. Wirf's ab, was Dich druckt, gleich ist Dir leichter. — In's Kloster, bei meiner Treu, was die Leut' heutzutag' für närrische Gedanken kriegen! — Schau, Roserl, daß ich Dir's sag', Du bist eine saubere, eine rechtschaffene Dirn, Du arbeitest für drei und denkst für zehn. Wie der lieb' Herrgott Deine Händ' erschaffen hat, da hat er nit gemeint, daß Du mit denselben alleweil den Rosenkranz wutzeln sollst und wie er Dir den Kopf aufgesetzt, hat er an eine rührsame Hauswirthin denkt und wie er Dir Dein Herzerl eingelegt — Roserl, denk nach, was mag ihm dabei eingefallen sein? — Bei meiner Seel', Schad' wär's um Dich!

Rosel.

Meinst ich hätt's nit auch schon bedacht? Aber es bleibt mir kein Ausweg — ich bin verschenkt. Mein Vater hat mich in einer bösen Stund versprochen in's Haus Gottes hinein; wenn er jetzt sein Wort wieder zurücknehmen wollt', so könnt' er leicht Schaden nehmen an seiner armen Seel'. Ich selber will mich nicht fragen, will mir denken, die Kirchenglocken klingen tausendmal schöner als die Kühglocken — — freilich wohl, meine lieben Küh auf der Weid', und gar meine Schecklo — wie ich Dich vergiß, das weiß ich nicht. Wer bringt Dir den Klee, wer wird's bedenken, daß Du den Sauerrampfer nit magst, wer legt Dir die Streu, wie's Dir recht ist!

Peter.

Und meinetwegen schaust leicht gar nit um? 's kann sein, 's hätt' mich mein Vater auch verschenkt — und Roserl, ich geh' mit Dir!

Rosel.

Möcht' wissen, für was Eins Dich brauchen thät!

Peter.

Weißt, Dirn, 's gibt kein Käferl auf der Gassen und kein Steindl auf der Straßen, daß kein Anwerth hätt'. — Zu was Eins mich brauchen thät? — Die Meßnerei studir' ich! Du singen und beten in Deiner Zellen, ich dazu den Glockenstrick reißen von Früh's Morgen bis in die späte Nacht hinein — Du, wir thäten was ausrichten! Spaß und Ernst, Roserl, mich bringst nimmer weg von Dir! So schau, magst mich denn gar nit?

Rosel.

Wennst wegen dem meinst, grad Feind will ich Dir nit sein. Wennst kein dalkerter Bub wärst — ein anderer statt Dein thät das recht Steigl leicht gar noch finden.

Peter.

Blind bin ich auch nit, Gott sei Dank, und Dein Sperreden kunnst justament lassen.

Rosel.

Ein Anderer thät statt mit der armen Dirn — mit'm Vater reden.

Peter (jauchzend).

Das hab' ich ja gewußt, daß Du mein Herzkäferl bist! Mit dem Alten komm' ich schon auf gleich!

(Rechts ab.)

Rosel (allein).

(Ihm nachblickend.) Wenn er zu früh schreit, so fürcht' ich, er wird zu früh heiser. (Sinnend.) Sauber gewachsen ist er — Na, da steh' ich und hab' närrische Gedandanken und vergeß' auf meine Küh. Ich seh's schon, ich taug' nimmer auf d'Welt. — Die Scheckln wird freilich wohl dreinschauen! will ihr's schon auseinandersetzen, sie ist a g'scheidt's Vieh, wird's einsehen. Je, heut sind meine Küh noch all' oben im Waldschlag. Soll ich leicht wieder 's Heimgang-Liedl singen, daß sie mir kommen? Hart an kommt's mir heut das Singen, aber na:

Das Landleb'n
Hat Gott geb'n
So heiter und froh,
Darum preisen
Die Weisen
Das Landleb'n so hoch!

Auf den Bergen,
In den Thälern,
Auf den Wiesen im Grün,
Da fliegen kleine Eng'lein
Mit Röselein hin.

Sie kommen
Wohl her aus
Dem himmlischen Paradeis,
Sie bringen
Die Blümlein
Dem Landleb'n zum Preis.

(Links singend ab.)

2. Scene.

Der Brandsteiner

(tritt von links auf. Hohe Bundschuhe, weiße, grobwollene Strümpfe, verblaßte Lederhose, braune Weste mit grünem Hosenträger, blaues Jäckchen, auf dem schon halb ergrauten Haar eine bunt gestreifte Zipfelmütze, deren Quaste über die Achsel herabgeht. Der ganze Anzug muß abgeschossen aussehen, weil er das Werktagskleid ist. Der Mann ist eine rauhe, derbe Gestalt, die Bewegungen sind ungelenk und sehr langsam. — Er hat ein kurzes Pfeiflein im Munde und schlägt mit Stein und Schwamm Feuer).

(Murmelnd.) Schon eine sakrische G'schicht das! Sein Lebtag zu früh soll sich Eins nichts vornehmen. Wie wenn er mir's z'Fleiß thät, der dort oben! Von morgen ist der reich und angesehen Brandsteiner allein auf sein' Hof. — 's Weib liegt im Freithof, die Dirn ist davon. — Wennst nit brennen willst, so laß's bleiben, bitten werd' ich dich nit!

(Schleudert Stein und Schwamm von sich.)

Die Dirn sagt mir nit ja und nit nein. Irr kunnt Einer werd'n. — Aber er hat Recht, mein Bruder, der Pfarrer, was a Schickung ist, ist a Schickung; gegen unsern Herrgott kommt Einer nit auf, der geht sein' eigenen Kopf nach — alleweil sein' eigenen — und 's wird schon 's Beste sein.

(Man hört von rechts auf einer Flöte ein lieblich-melodisches Lied.)

Blast mir der Bua schon wieder das G'sangl — er kann's halt nit lassen. Weil — (bewegt) weil mir's Wasser in die Augen kommt — was ich einmal nit will. Ich muß mein' Mann stellen. Aber Gott tröst' Dein' Seel', mein lieb's Weibl, 's ist halt Dein G'sangl, hast es alleweil gar so, gar so gern g'sungen.

(Peter tritt auf.)

Hab' nichts dagegen, Bua, wannst das Stückl blast, kann nichts dagegen haben, aber in Ehren halt mir's und nit zum Gspaß und Zeitvertreib brauch mir's! Weißt, Peter, Du wurd'st mir's nit glauben, aber richtig ist's: Das Stückl und Liedl hat mich und mein Weib z'sammbracht vor fünfundzwanzig Jahren und wie oft, wie oft haben wir's nachher gesungen miteinand, bis der Schaufelmann den Takt dazu g'schlagen hat und — (unwillig) ei, geh mir weg, mag gar nit dran denken!

Peter (für sich).

's Eisen wär warm.

Brandsteiner:

In so weit recht, daß D' da bist. (Vertraulich.) Laß was red'n mit Dir, Peter! Hab' Dir sagen wollen, daß Du morgen um eine neue Dirn umschaust.

Peter.

Dirn? Für wen?

Brandsteiner.

Bei wem bist denn? Ich brauch' ein' Dirn für's, Haus, für den Stall. Frag' um, morgen auf den Kirchplatz!

Peter (trotzig).

Das thu' ich nit.

Brandsteiner.

Um eine handsame, fleißige, kennst Dich ja aus bei dem Weibervolk. — Was schaust denn so sauer, hast ein Wespennest g'schluckt?

Peter.

Acht Jahr hab' ich Euch gedient, Bauer, und Ihr seid zufrieden mit mir gewesen. Ich weiß recht gut, was einem Knecht ansteht, heut' aber — Brandsteinbauer, ich verlang' meinen Feierabend, und für den Sonntag laß' ich mir nichts schaffen. Daß ich Euch um eine Dirn umschau, das thu ich nit!

Brandsteiner.

Du Tollpatsch, was hast denn?

Peter.

Weil ich keine find' für die Rosel, weil keine gewachsen ist in der Pfarr' für die Rosel, weil auf der Welt keine mehr aufsteht für die Rosel, weil es eine Sünd' und Schand' ist, Bauer —

Brandsteiner (heftig).

Bist mir still!

Peter.

Nein, ich red'. O, jetzt ist Feierabend, jetzt bin ich mein eigener Herr und nicht Euer Knecht und ich trau' mich wohl, daß ich Euch sag': Wenn Ihr die Rosel in das Kloster schickt, so habt Ihr kein Gewissen und kein Herz im Leib, so betrügt Ihr den Herrgott im hohen Himmel oben, so raubt Ihr Euch selber aus, so bringt Ihr auf eine saubere Manier Eure Tochter um's Leben. Und ich bleib' kein' Stund' mehr in Eurem Haus und ich geh' zum Gericht und verklag' Euch, und ich geh' zum Pfarrer, daß er Euch nit losspricht bei der Beicht, und ich bitt' meinen Namenspatron, den heiligen Petrus, daß er Euch zur letzten Stund' die Himmelsthür versperrt und ich — bei Gott und allen Heiligen, das größte Unrecht ist's auf dem weiten Erdboden!

Brandsteiner
(mit den Händen seinen Kopf haltend).

Sie verfluchen mich! und ich kann's nit ändern bei meiner armen Seel' und wir wissen uns all' miteinander nit zu helfen!

Peter (dumpf).

's ist mir so herausbrochen, Bauer, und wenn Ihr mich niederschlagt und wenn wir zu Grunde gehen all' miteinander — mir schon alles eins. Sagen hab' ich Euch's müssen.

Brandsteiner (milder).

Kunnst leicht mein bester Freund sein, Peter, meinen thäst es nit schlecht, aber versteh'n thust es nit. Ich versteh's ja selber nit, 's ist keiner auf der Welt, der 's wenden kunnt. Schau an dieses Kreuz auf dem Eichbaum, da hab' ich's gelobt, vor fünfundzwanzig Jahren, daß die Rosel in's Kloster geht.

Peter.

So eine Lug reden, Bauer, das steht Euch gar nit gut an. Vor fünfundzwanzig Jahren habt Ihr noch gar keine Rosel gehabt. Ich weiß ihr Alter recht gut!

Brandsteiner.

Schreist auch gleich so herrisch dazwischen, wie ein Unhold. — Weil wir schon reden, laß' Dir's erzählen. Steht Dir gut an, wennst ihm zuhörst, dem alten Mann, hast ja selber noch nichts erfahren. Zu derselben Zeit, wie ich im heiligen Brautstand gewesen bin, da ist unten auf der Bachwiesen, wo Ihr heut' das Heu habt geschöbert, noch der finstere Wald gestanden und die ganz Gegend herum ist eine halbe Wildniß gewesen. Rechtschaffen gern bin ich gangen zu meiner Braut in's Dörfel hinab und oft ist schon die stockfinster Nacht da, wie ich heraufsteig zu mein' Haus. Da ist einmal, kannst mir's glauben, Peter, dieselbe Stund' geht mir mein Lebtag nit aus dem Kopf — ist einmal, wie ich so daher trott, hinterrücks ein ketzermäßigs Pfnausen gewesen — saust mir ein großmächtiger Bär nach. Ich, das weist, heb' Dir an zu laufen, verlob' mich in der Geschwindigkeit auf den Luschariberg, aber das Haus mag ich nit mehr derreichen. Just, daß ich noch zu rechter Zeit den Baum dort derlang — mich hinaufstemm, ist das Schindvieh schon da. Morgen zeig' ich Dir die Schuh, Peter, wo er hineinbissen hat; aber nit grad den Schuh, den Fuß hätt' er auch gern noch dazubeißen mögen. Ich in der Todesangst mach' das heilige Vornehmen: Ein geweihtes Kreuz laß' ich aufrichten auf diesem Baum, daß Jeder, der vorbeigeht, sein Vaterunser betet. Aber der Bär, wild wie ein höllisches Thier, hat brummt und brüllt und seine Augenräder haben gefunkelt, daß es ein Graus war. Gewühlt hat er im Erdboden und gescharrt an der Baumrinden, daß die Fetzen sind geflogen und — Jesus, Peter, wenn Du das gesehen hätt'st! Zu steigen hat er anghebt hinauf nach den Stamm und ich hab' sein gluthheißes Schnauben schon g'spürt in allen Gliedern. Ich wol gleich dem Wipfel zu, aber die Bestie mir nach und alle Aeste haben sich bogen. Herrgott in Dein' Reich! schrei ich, wenn ich Dir schon die heilige Kirchfahrt verricht auf dem Luschariberg, wenn ich Dir schon das Kreuz aufstell' zu Ehr Deines bittern Leidens — was willst Du noch! Was soll ich Dir geben, daß Du mich errettest aus dieser Noth! — Sterben, mein Peter, sterben will halt kein Mensch und doch gar zu bitter wär's im glücklichen Brautstand! Da fällt's mir ein in der höchsten Bedrängnuß: Mein Kind, meinen Erstgebornen schenk' ich Dir, Du himmlischer Herr! — — (Ruhiger): Und schau, wie ich das Wort so hab' ausgerufen, da hör' ich schon die Leut vom Haus wie sie herbei eilen und blitzt schon der Schuß und das wilde Ungeheuer kugelt zusammen. — Das ist der letzte Bär gewesen, den sie in unserer Gemein erschossen haben. — Die Kirchfahrt hab' ich verrichtet, das Kreuz hab' ich aufgestellt an den Baum — jetzt hab' ich noch das Letzt' zu thun.

Peter.

Ihr seid gut an mit unserem Herrgott, Brandsteinbauer, und ich halt, es läßt sich ein vernünftig Wörtl mit ihm reden. Bin der Meinung, daß, wenn Ihr ihm sagen thät's, 's wär Euer einzig Kind; Ihr hättet ihm den Erstgebornen verspro-

chen und nit den Letztgebornen — so wär' ich der Meinung — —

Brandsteiner.

Ja, Peter, wenn ich's wissen thät, daß er nit etwa Unrecht verstund'. — Wenn's ein Bübel gewesen wäre, mein Erstgeborner, nu, so hätt' ich ihn in die Studie geben, wäre ein geistlicher Herr worden, wie mein Bruder, der Pfarrer; das hätt' sich geschickt und hätt' uns Ehr' bracht. Weil's aber ein Diandl hat sein müssen, so heißt's mit ihm in's Kloster hinein. Weiß mir keinen andern Weg.

Peter.

Nu, halt ja. Weil wir denn schon so von der Rosel reden, leicht geht sie ungern fort vom Heim und von ihrem Vater — leicht ist sonst auch noch wer da, den sie nicht gern verläßt — weil's in so einer G'mein allerhand Leut' gibt. 's kunnt sich wunderlich schicken, daß ich selber so Einen wissen thät.

Brandsteiner.

Bist ein herzensguter Bursch, Peter! —

Peter.

Gelt! nu, nachher kunnt ich ihn ja nennen.

Brandsteiner.

Aber zeitweis steckst Du Deine Nasen ein wenig weiter, als sie lang ist. Die Rosel weiß, wie's steht, ist ihr Lebtag ein frommes Kind gewesen und thut's vom Herzen gern.

Peter.

Nu ja, Bauer, hab' halt gemeint, weil ich just dabei bin, daß ich mich ausred' —

Brandsteiner.

Gar nit vonnöthen, Peter. Wenn ich in der Wirthschaft Deinen Rath brauch', so laß' ich Dich schon rufen. Was ich aber mit mir und mein' Kind abzumachen hab', dafür weiß ich meinen Bruder, den Herrn Pfarrer. Der versteht's. 's ist ein Glück für die Rosel, sagt er, wenn sie so der Welt Gefahr entflieht. Und Gottes Braut zu sein, da kann kein Mensch auf Erden höher steigen. Freilich wohl wird's richtig sein. Unsereins hat nit studirt und kann sich die Sach' nit so auslegen.

Peter.

Und Ihr wollt Eure alten Täg in der Einschicht verleben und der große alte Brandsteinerhof soll in fremder Leut' Händ' kommen?

Brandsteiner.

Der Mensch hat sein Leben vom Herrn, hat seine Kinder vom Herrn, hat sein Vermögen und Alles vom Herrn. Ich opfer' das meine wieder auf zu seiner Ehr. Dieselb' Meinung hat auch mein Bruder, der Herr Pfarrer. — Du aber, Peter, laß' Dir kein graues Haar wachsen, wir führen derweil die Wirthschaft fort und das Korn wird geschnitten auch ohne der Dirn. Vergiß auf morgen nit, was ich g'sagt hab'! (Neigt sich, aber nicht auffällig, vor dem Kreuz, rechts ab.)

Peter (allein).

Das Korn wird geschnitten auch ohne der Dirn. — (Sich auf die Stirne schlagend.) Warum, du dalkerter Bub, hast ihm's nit gesagt, was nit sein wird, ohne der Dirn! Warum, du Blödling, hast ihm's nit g'sagt, daß du morgen vom Haus gehst und zu den Soldaten, daß du dich niederschießen laßt auf dem weiten Feld, weil du ja so kein Heimatland hast und keinen Werth, weil keine Glückseligkeit mehr sein soll auf der Welt, weil der Mensch nur z'weg ist, daß das Korn geschnitten wird! (Auf das Kreuz hinblickend.) Das Mirakelkreuz! weil's dahier einen Bären niederbrennt haben. Soll leicht gar noch ein Vaterunser beten davor? Ich brauch' Dich nit! (Spöttisch.) Und boshaft ist er auch noch! Nit nur, daß er das kindisch' Gelöbniß nit hätt' sollen annehmen, schenkt er dem Bauer nur ein einzig' Kind und ein Diandl dazu, damit nur Alles recht in die Quer gehen soll. Ah, meinetwegen! Mag mit dem Herrgott keine Händel anfangen; er wird's schon einmal einsehen. (Ein Geräusch auf dem Baum.) Aha, jetzt hat's Einen! Armes Flederl, g'rad zum Feierabend hat's Dich erwischen müssen. 's mag Eins auf den Erdboden kriechen, oder in den Lüften fliegen, vom Unglück, vom Unglück ist halt kein's frei. Leicht hast gar wollen Dein' Schatz aufsuchen im Laub. Nu wart, Kleiner, für heut' schenk' ich Dir's. Und ein andermal sei gescheidt' und geh' nimmer in die Fallen. (Steigt auf den Baum.)

3. Scene.

(Es beginnt zu dunkeln. Im Hochgebirge des Hintergrundes dämmert nach und nach ein Alpenglühen auf. Man hört von Ferne das Geschelle der heimziehenden Heerde.)

Rosel (tritt links auf mit einem Blumenstrauß).

(Gegen die Coulissen gewendet.) Geh, Schecklo, geh, Alles mußt auch nit haben. Das Sträußl kriegst mir heut' nit, das kriegt wer Anderer. (Zu sich): Hart genug kommt's mir an und bei meiner Treu, ich bin eine kindische Gredl! Aber probirn thu ich's doch. Zu der ich jetzt geh', die hat einen heiligen Namen. Die Trösterin der Betrübten will ich sie heißen, 's kunnt sein, es ging doch gut aus. Für Uebel nehmen kann sie mir's nit. — Scheckl0, leicht bleiben wir nachher beinand. — (Zagend gegen das Kreuz.) Wenn ich wissen thät! — Das

Mirakelkreuz ist's freilich wohl; Herrgott ist auch keiner d'ran. Ja, wenn ich wissen thät! — All' mein Lebtag hab' ich die Red' g'hört, vor einem Kreuz ohne Herrgott thät auch ein sündhaft Gebet was verlangen. — Beim Herrgott richt' ich nichts aus mit meiner Bitt', dem hat's mein Vater versprochen. So schleich ich jetzt zu unserer lieben Frau. — Nein, aber — wenn ich wissen thät! —

(Tritt ganz zum Bilde und beginnt es langsam mit den Blumen zu zieren.)

Weil heut die heilige Samstagnacht, so hätt' ich Dir die Blümlein bracht, Nagerln sind's und Rosmarin und Herzenstrost und Immergrün und Vergißmeinnicht zur schönsten Zier, Du liebe Jungfrau Maria! Nit, daß ich's sag', aber wie Du bist, gibt's gar keine schönere Frau im Himmel und auf Erden. Und die Röselein stehen Dir gar so gut; wer wird sie bringen und wer wird Dich zieren, wenn ich nimmer bin? Ich hätt's gethan mit Sorgen und Freuden, aber ich muß ja fort in's Kloster gehen. Ich hoff' Dich wohl auch dort zu finden, aber so finster ist dasselbige Haus, daß ich mein', 's kunnt Dir leicht lieber sein in der schönen guldenen Welt, unter dem grünen Baum. Wie wollt' ich dableiben bei Dir und zu jeder Samstagnacht ein Kränzlein winden. — Nachher, wenn ich's bedenk', daß mit der Zeit auch mein Vater alt wird und schwach — möcht' wissen, wer ihm beistünd' in seiner Mühsal! — Und deswegen, in's Kloster will ich halt nit gehen. Mein' Vater getrau ich's nit zu sagen, der hat's mit dem lieben Herrgott schon Alles ausgemacht. Und weil mir so angst und bang ist, so komm' ich zu Dir, Maria rein, und thät Dich bitten zu tausendmal, daß Du meinetwegen redest mit Deinem Sohn. Du, wenn Du willst, bringst es leicht zu weg, daß der Handel wieder zurückgeht. Und das soll er bedenken, Dein lieber Sohn Jesus, wenn er schon einmal so viel gethan hat, daß er den Leuten zu Lieb' am Kreuz gestorben ist, so wird er sich wegen meiner Bitt' schon auch nit aufhalten. Er steht auf mich nit an. Ich bin eine einfältige Dirn, beim Beten schlaf' ich ein und bin gar sündhaft noch dazu, und in's Kloster, ich sag's rund heraus — in's Kloster taug' ich nit. Du Maria rein bist die Himmelskönigin und hast das größte Recht; Dein göttlicher Sohn ist ein gutes Kind, der wird Dir Deine Fürbitt' gewiß nit abschlagen. (Stürzt nieder auf die Knie.) 's ist ja nit von Stein, Dein Herz, und Du wirst mich nit verlassen in meiner Noth!

(In der Ferne läutet das Abendglöcklein. Alpenglühen.)

(Leise.) Ist das schon Dein Stimm', Dein Jawort? So bedank' ich mich viel hundertmal, und sag' vergelt's Gott bis in den Himmel hinauf! (Zutraulicher.) Und nachher, Du liebe, gnadenvolle Mutter Maria, weil mir so weit richtig und bekannt sein thäten, so hätt' ich halt noch eine schöne Bitt'. 's ist nur z'wegn dem, weil ich — wenn ich's auch meiner Tag nit will sagen, die Seitenpfeifen gar so von Herzen gern hör' — und — aber für übelnehmen mußt mir's einzig nit, schau Du unsere liebe Frau, daß ich eine kindische Gredl bin, das weißt gleichwohl schon lang — und Dein lieber Sohn auch. Und ich hätt' g'meint, weil ich schon einmal ein Diandl bin, und weil's schon heißt, daß der Herrgott 's Büaberl z'wegen Unsereins g'macht, so wurd er's nit verlangen, daß — 's ist halt just so eine Sach' und ich red' mich rechtschaffen hart! Uh mein, uh mein! (Leise zum Bilde.) Der Peter liegt mir im Sinn! — 's ist nur z'wegen dem, weil ich mich allein nit ausweiß. Treusein, dasselb' thät ich versprechen von Herzen gern —

4. Scene.

Brandsteiner

(der gehorcht hatte, sichtlich bewegt, aber schmollend).

Immer eine Andere thät zu dieser Stund' den englischen Gruß beten! Aber versteht sich, Du mußt extra was haben. Kannst ein saubers Gebeil da, wer hat Dir's denn g'lernt?

Rosel

(nach einem kurzen Kampf mit sich, dem Vater an die Brust fallend).

Mein Vater, zu tausend Gott'swillen, ich weiß mir nimmer zu helfen! Die Brust möcht' mir auseinander springen vor lauter Angst und Weh!

Brandsteiner.

Du kindisch, Du kindisch, jetzt hebst mir auf einmal so an! Was hast es nit gleich g'sagt? Wenn ich weiß, daß Du nit willst fort von Heim, ja so knie ich halt nieder vor diesem Kreuz und bettel dem lieben Herrgott mein Wort wieder ab. Wenn er denn schon meint, es müßt gelöst werden, mein Leben kunnt er ja nehmen dafür. Wenn nur Eins wär', daß ich im Frieden leben und Sterben kunnt, wenn er nur ein Zeichen thät geben bei diesem Baum, bei diesem Kreuz, daß er einverstanden wär' mit meiner Bitt!

(Ein kurzes Rauschen im Baum.)

Rosel (lebhaft).

Vater, ein Vogel ist geflogen!

Brandsteiner.

Sei still, es ist schon dämmerig, 's kunnt eine Fledermaus sein g'west.

Rosel
(gegen das Alpenglühen).

Was das für Zeichen sind, Vater, meiner Tag hab' ich den hohen Steinkogel nit so rosenroth brennen gesehen.

Brandsteiner (für sich).

's ist grad, wie wenn sich das Felsengebirg für mich schämen thät, daß ich dem dort oben mein Wort nit will halten. O, wenn zu dieser Stund' nur Eins von Allen, die heimgegangen sind vor mir, zurückkommen thät auf ein Wörtl, nur auf ein Sterbenswörtl, mit der Botschaft, wie ich d'ran bin!

(Von dem Baume hört man leise das lieblich melodische Lied auf der Flöte.)

Brandsteiner (jauchzend).

Jessas, Jessas, mein G'spiel und mein Brautliedl! Mein herzgetreu's Weib gibt mir's Zeichen! Hast mich denn doch noch verstanden und gibst mir mein Wort wieder z'ruck, Du gütiger Herrgott im Himmel. (Lachend, eine Thräne im Auge). Hab' Dich schon g'sehn, der Peter ist oben! Ist ja alles Eins, meiner Seel, 's ist ja alles Eins — wie der Bot' heißt! Geh, geh, so steig aba, bist schon sicher, heut ist kein Bär nimmer da!

Peter
(hüpft vom Baum herab).

Hätt's auch nimmer ausgehalten länger da oben; ist gar ein verzauberter Baum, jed's Astl fangt zu plaudern an, schier g'freuliche G'schichten. Das ist a Baum!

Rosel
(schämt sich, zu sich).

Mein Eid, jetzt hat er's Alles g'hört. Alles hat er g'hört!

Peter.

Und weil das schon so ein närrischer Baum ist, auf dem allerhand Gelöbnisse wachsen, so hab' ich mir selber gleich auch lustig ein's ababeutelt. Wenn ich die Rosel zum Weib krieg', hab' ich g'sagt bei meiner armen Seel', so zünd' ich alle Samstag zur Feierabendzeit ein gluthrothes Amperl an, da beim Mirakelkreuz. Ja, ein g'weicht's Lichtel muß unser liebe Frau dennoch wohl haben. Und das werd's einsehen, Brandsteinbauer, mit der lieben Frau kann Ein's kein Feindschaft anheben und das Nachtlichtl könnt's ihr nit nehmen!

Brandsteiner (für sich).

Bin selber so gewesen; im Liedl von ihr steht meine ganze Jugend geschrieben.

Rosel (verlegen).

Dasselb' wär' völlig auch mein Gedanken; 's wär' eine Schand' und ein Spott und leicht auch eine großmächtige Sünd', und ich denk', das Nachtlichtl muß man ihr freilich wohl zukommen lassen.

Brandsteiner (lustig).

Nachher ging's aus, nachher wär' ich nimmer allein und — — ich kenn' mich selber nit vor lauter Freud'! — Jetzt muß der Jung' schon gescheidter sein wie der Alt'; ich will kein' Schuld haben und Du magst selber schau'n, Peter, wie Du mit Dem dort oben auf gleich kommst!

Peter.

Ich komm' auf gleich, dasselb' fürcht' ich mich nit. (Gegen Rosel.) Der Erstgeborne taugt für die Leut'; aber ich denk', die Rosel ist nicht die letzt' Erstgeborne auf dem Brandsteinerhof; leicht ist später einmal Einer dabei, der sich besser schickt in's Haus Gottes hinein.

Rosel
(ihm den Mund verhaltend).

Ich bitt' Dich gar schön, thu' nichts versprechen; 's kunnt auch Keiner dabei sein — ging die z'widere G'schicht von Vorn' wieder an.

Brandsteiner.

's ist vorbei — sie geben nimmer nach. — In Gott'snam' in Gott'snam', weil's denn schon ist! Nachher hätt' All's seinen Theil; — aber mein Bruder der Pfarrer — ?

Peter.

Der kommt auf den Ehrenplatz bei der Hochzeitstafel!

(Vorhang fällt.)

Gerettete Ehre.

Novelle von S. Kohn (Verfasser von „Gabriel").

(Schluß.)

Erst nach längerem Bedenken entgegnete Mergentheim: „Herr Graf, Sie sprechen mich heute das Erstemal und haben mich auch da nicht von der vortheilhaftesten Seite kennen gelernt und wollen mir doch hunderttausend Gulden anvertrauen?... Was würden Sie thun, wenn ich die Anweisung auf Rothschild annehme — und morgen Nachmittag nicht zum blutigen Rendezvous erschiene?"

„Darüber bin ich vollkommen ruhig," erwiderte der Graf, „Sie waren mir schon dem Rufe nach bekannt, Ihre Firma ist ja eine der geachtetsten in Süddeutschland, und das, was ich von Ihnen, ohne daß Sie sich belauscht geglaubt, gehört, hat meine gute Meinung von Ihnen noch bestärkt... Sie sind ein Ehrenmann... das was Sie da aussprachen, wäre ein Schurkenstreich und einen solchen können Sie — dafür würde ich meine Ehre verpfänden — wahrhaftig nicht begehen!"

„Ich danke Ihnen, Herr Graf! Ich werde Ihrer guten Meinung entsprechen!" rief Mergentheim lebhaft, die Hand des Grafen erfassend; aber schon im nächsten Momente fügte er hinzu, „wenn ich in der Lage sein werde, Ihren Antrag acceptiren zu können."

„Was kann Sie davon abhalten? ... Ich bin übrigens, wenn Sie es fordern, gerne bereit, meinen Anbot um das Doppelte zu erhöhen."

„Nein, Herr Graf!" rief Mergentheim, während eine flammende Röthe sein bleiches Gesicht überzog, „ich fordere das durchaus nicht! Daß ich mein Leben, das doch auch meiner Familie angehört, verkaufe, ist an und für sich eine unschöne, unmoralische Handlung, aber bei einer so harten Pflichtencollision kann sie damit entschuldigt werden, daß es sich nicht nur um meine, meiner Firma, meines greisen Vaters kaufmännische Ehre, sondern auch um unsere bürgerliche Ehre handelt — die Ehre steht mir und den Meinen höher, als das Leben, jene überdauert ja dieses; — aber in dem Momente, wo zu einem edlen Zwecke die Habsucht, und sei's auch nur zu Gunsten der Meinigen, hinzuträte, wäre der Handel — ein schmachvoller, Herr Graf!"

„Sie sind ein edler, würdiger Mann!" rief Oltheim. „Bei dem lebendigen Gott! Ich wäre glücklich, wenn ich Ihnen diese Summe, deren Verausgabung mich gar nicht genirt, widmen könnte, ohne von Ihnen den Gegendienst fordern zu müssen, der doch vollkommen unschätzbar ist.... also, Herr Mergentheim, acceptiren Sie meinen Vorschlag?"

„Ich habe zwei gewaltige Bedenken — Ihr Gegner wird keinen Remplaçanten annehmen, er will ja seinen Bruder rächen, ein Duell mit einem Andern ist für ihn zweck- und sinnlos!"

„Wenn Sie beim Rendezvous erscheinen, wird er ohne Zweifel annehmen, daß ihm der Obrist Graf Oltheim entgegentritt; — daß ich mich durch einen Andern vertreten lassen werde, oder, daß ein Fremder als Stellvertreter erscheint, liegt so weit

von aller Gewöhnlichkeit und Wahrscheinlichkeit, daß kein Mensch auf diese Idee verfallen wird — und Busch und Müller haben beide mich nie in ihrem Leben gesehen; — aber, Herr Mergentheim, Sie hatten noch ein zweites Bedenken?"

Ein leichtes Lächeln glitt über Mergentheims Züge. „Das zweite war nur für mich... allein, das ist bei reiflichem Bedenken verschwunden... das rasche Aufeinanderfolgen so völlig unerwarteter, tief in mein Geschick eingreifender Thatsachen, hatte mich für einen Moment verwirrt gemacht."

„Wenn es kein Geheimniß ist, wäre ich begierig, auch dieses zu erfahren."

„Ich wüßte nicht, was ich daran zu verheimlichen hätte.... Si duo faciunt idem non est idem, sagen die Lateiner. Wenn Sie, Müller — der darnach lechzt, Sie zu tödten, hiezu ein Recht, nach seiner Anschauung, die Pflicht zu haben glaubt — gegenüberstehen, sind Sie ja in Ihrem vollen Rechte, wenn Sie Ihren Feind zu tödten trachten; — Sie haben das Recht; ja die Pflicht der Selbsterhaltung fordert dies gebieterisch von Ihnen, ihm wenn möglich zuvorzukommen, ihn niederzuschießen... ich müßte es als einen Mord betrachten, wenn ich einen Menschen tödten würde, der mich nie beleidigt, mich nie gekränkt. — Aber es gibt ja keine menschliche Macht, die mich zwingen kann, die Mündung meiner Pistole auf die Brust des Andern zu richten... es versteht sich von selbst, daß ich in die Luft feuern würde.."

„Herr Mergentheim, ich lerne Sie immer höher schätzen... beim allmächtigen Gott! Sie erschweren mir das seltsame, traurige Geschäft, das wir abschließen wollen!"

Mergentheim, der während der langen Unterredung fortwährend gesessen, erhob sich jetzt und durchschritt mehrmals das Zimmer, endlich blieb er vor dem Grafen stehen.

„Abgeschlossen!" sprach er, seine schmale Hand in die ausgestreckte Rechte des Grafen legend, „ich werde mir die Anweisung auf M. S. Rothschild's Söhne, die ich noch morgen Vormittag mit der Post absenden muß, dann die genauen Angaben über den Ort der Zusammenkunft und die Details der Verabredung, erbitten, damit ich mir nicht irgend eine Blöße gebe, die Gegenpartei nicht mißtrauisch werde."

Der Graf setzte sich zum Tische, schrieb zuerst eine Anweisung, dann als Geschäftsmann routinirt, einen Avisobrief an die Firma Rothschild, in welcher er dieser anzeigte, daß er den Betrag von hunderttausend Gulden süddeutsch zur Verfügung des Bankhauses Paul L. Mergentheim in D. gestellt habe; dann schob er beide Schriftstücke vor den Banquier. „Ich bitte beide zu lesen und gefälligst den Avisobrief an Rothschild selbst der Post übergeben zu wollen."

„Ich danke," entgegnete der Banquier, der jetzt seine volle Fassung wiedergewonnen hatte, so ruhig, als wenn es sich um ein alltägliches Vorkommniß gehandelt hätte.

„Ich werde Sie jetzt nicht mehr stören!" sprach der Graf, sich zögernd erhebend, „ich hoffe Sie morgen Früh nochmals zu sehen, mich," er bekämpfte seine heftige Bewegung, „herzlich von Ihnen zu verabschieden... Ich habe an Ihnen die interessanteste Bekanntschaft meines Lebens gemacht und — es wäre ein ewiger Gewissensvorwurf für mich, wenn unser Abschied morgen Vormittag ein solcher für immer sein sollte... aber da wir uns unter den eigenthümlichsten Verhältnissen, die es nur geben kann, kennen lernten, da wir unsere tiefsten Geheimnisse austauschten, da ich Sie hochachten gelernt, und, wie ich hoffe, auch Sie mich Ihrer Achtung nicht für unwerth halten, möchte ich mir doch noch eine

Aufklärung von Ihnen erbitten. — Sie wollen, daß es für Jedermann, ohne jede Ausnahme, also auch für Ihre Familie, daher auch für Ihren würdigen Vater ein Geheimniß bleiben soll, in welch' ungewöhnlicher Weise Sie plötzlich in den Stand gesetzt wurden, die demnächst fällig werdenden Wechsel zu decken; — aber Ihr Vater, der Chef des Hauses, der doch einen klaren Einblick in dessen innere Verhältnisse haben muß, der wird es unbegreiflich finden müssen, daß Sie plötzlich in den Besitz einer solchen Summe gelangten!"

„Sie irren sich, Herr Graf!" entgegnete Mergentheim, „mir ist ein eigenthümliches, nicht einmal ungewöhnliches, in diesem Falle aber unglaubliches Unglück zugestoßen. Ich will Ihnen meine Geschichte kurz erzählen, denn es liegt auch mir daran, nicht in Ihrer Achtung zu sinken. — Unser Haus war, wie das auch Ihnen nicht unbekannt ist, ein uraltes, bekanntes, solides Bankhaus. Den alten Traditionen unserer Vorgänger folgend, hatten wir seit Jahrhunderten unsere Verbindungen vorzugsweise in Oesterreich und seitdem es in Oesterreich Staatspapiere gab, bildeten vorzugsweise diese die Hauptwerthe, in welchen unsere Firma verkehrte. Das vorige, für die Finanzwelt verhängnißvolle Jahr 1848 hat, wie Ihnen vielleicht bekannt sein dürfte, einen großen Coursrückgang der österreichischen Staatseffecten und Noten zur Folge. Wir haben dadurch in doppelter Weise Verluste erlitten, einmal an den Papieren und Wechseln, die in unseren Cassen lagen, anderseits auch durch Verluste bei Geschäftsfreunden, welche selbst harte Einbuße an ihren Effecten erlitten und dadurch zum Bankerott gezwungen waren. Die letzte Jahresbilanz mit Schluß 1848 war eine höchst ungünstige, wir waren aus Millionären vermögenslose Männer geworden und mein alter Vater sagte, nachdem er die Bilanz geprüft: Ulrich wir besitzen kein Capital, ein Bankgeschäft zu betreiben; wären wir weniger redlich und solid, als wir es in der That sind, könnten wir unsern Credit benützen und uns vielleicht — ich möchte fast sagen wahrscheinlich — wieder zu unserer frühern Größe emporschwingen; aber Ulrich, mein Sohn, das wäre nicht ehrlich. Als redliche Männer müssen wir unser Geschäft auflösen und als Ehrenmänner, wenn auch mittellos, von dem Schauplatze unserer langjährigen, merkantilen Thätigkeit abtreten; wir müssen unser Geschäft liquidiren. Wir sind jetzt noch im Stande unsern Gläubigern ganz und rechtzeitig zu zahlen; es ist nicht angenehm, von einer glänzenden dominirenden Stellung abzutreten; aber ich danke Gott tausendfach dafür, daß wir als redliche Männer abtreten können; uns ist's, Gott sei Dank, noch viel besser worden, als vielen Andern, die nicht nur ihr Vermögen, die auch ihre Ehre verloren haben und siehst Du, Ulrich, den Verlust unserer kaufmännischen Ehre hätte ich nicht zu überleben vermocht... für Dich und die Deinen, mein bester Ulrich sorge ich nicht, Du bist ein tüchtiger Mann, jeder wird Dich gerne als Procurist, Buchhalter, Disponenten oder Correspondenten aufnehmen, Du wirst ein auskömmliches Gehalt bekommen, wirst mit Weib und Kind anständig leben können und wahrhaftig auch Deinen Vater nicht darben lassen... Ich führe die Worte meines Vaters unverändert an, damit sie sich über die Art seines Denkens und Fühlens ein Bild machen und meinen durch die Verzweiflung eingegebenen Entschluß richtig beurtheilen mögen. — Wir wickelten unsere Geschäfte langsam ab, lösten allmälig unsere Verbindungen, zogen unsere Ausstände ein und bezahlten, wo wir schuldig waren. Vor wenigen Tagen waren wir so weit gediehen, daß wir nur noch an drei uralte Geschäftsfreunde zusammen eine Summe von

etwa hunderttausend Gulden schuldeten, welcher Betrag durch Staatseffecten, welche wir im Portefeuille liegen hatten, gedeckt war. Ich reiste nach Frankfurt, um diese zu verkaufen und mit dem Erlöse unsere letzten Schulden zu zahlen." Jetzt mußte Mergentheim einen Moment tief aufathmend inne halten, bei der bloßen Erinnerung traten ihm die hellen Schweißtropfen auf die Stirne. „Da geschah mir etwas, was im Leben nicht so selten vorkömmt; aber das in wichtigen Momenten und in so großem Maße, entscheidend auf ein Menschenschicksal einwirken kann.... Ich hatte die Effecten durch einen Börsenmakler verkaufen lassen und dieser hatte die empfangenen Beträge spät am Abende richtig an mich abgeliefert, ich steckte das Geld, das ich in großen Noten erhalten hatte, in eine Brieftasche, die ich schon jahrelang benützt hatte, aber die Uebernahme und die Abrechnung mit dem Börsenmakler hatte eine längere Zeit erfordert, es war schon zu spät geworden, um meine Geschäftsfreunde in ihren Comptoirs aufzusuchen.

Am nächsten Morgen, so bald ich annehmen konnte, die Banquiers schon in ihren Geschäftslocalitäten zu finden, besuchte ich den ersten, ich war zu früh gekommen, der Cassierer, der die demnächst fällig werdenden Wechsel in der Cassa eingeschlossen hatte, war noch nicht anwesend, ich ging zu dem zweiten, dieser hatte die Wechsel begeben und ich konnte sie erst in einigen Tagen bei deren Fälligkeit einlösen; bei dem dritten hatte ich nur eine kleine Zahlung zu leisten und derselbe wohnte von unsern beiden andern Geschäftsfreunden ziemlich weit entfernt und ich zog es daher vor, jetzt nicht hinzugehen, mittlerweile in den nächsten Straßen einige kleine Einkäufe zu machen und traf um eilf Uhr Vormittag wieder bei dem größten meiner Gläubiger ein. Ich hatte schon mit ihm, die bei einem solchen Anlasse üblichen Redensarten; tiefes Bedauern, die langjährige Verbindung mit einem so alten berühmten Hause lösen zu müssen, unverändertes Fortbestehen der alten Freundschaft u. s. f. ausgewechselt und ich wollte nun das Portefeuille aus meiner Brusttasche ziehen, als ich zu meinem tödtlichen Schrecken diese — die Brusttasche nämlich — leer fand, ich hatte das Portefeuille mit den hunderttausend Gulden nicht mehr!... Ich wußte ganz gewiß, daß ich es des Morgens zu mir gesteckt, ich eilte in alle Läden, wo ich verschiedene Kleinigkeiten gekauft, Niemand wollte die Brieftasche gesehen haben; — ich erstattete bei der Polizei die Anzeige und diese erließ eine Kundmachung, worin weder mein Name genannt, noch die Summe genau bezeichnet worden, dem redlichen Finder aber eine sehr große Belohnung zugesagt war; — alles blieb fruchtlos! Ich befand mich in einer Lage, deren Entsetzlichkeit ich Ihnen gar nicht zu schildern vermag — ich, der vorsichtigste Mensch, den man sich nur zu denken vermag, der in seinem ganzen Leben nie einen Gulden in solcher Weise verloren, hatte unsern letzten Vermögensrest, der uns zur Erhaltung unserer kaufmännischen Ehre unumgänglich nothwendig war, verloren, ich besaß keine Mittel, unsere Wechsel einzulösen, unser Bankerott war unausweichlich; und was mir am entsetzlichsten erschien, ich konnte den Abgang des mir in unerklärlicher Weise in Verlust gerathenen Geldes nicht nachweisen; unsere Bücher zeigten, daß unsere Activen unsere Passiven vollkommen deckten; unter solchen Umständen hätte wohl Niemand geglaubt, daß ich hunderttausend Gulden — aus der Tasche verloren — vielleicht sogar nicht mein Weib, die mich bisher mit vergötternder Liebe angebetet, vielleicht nicht mein eigener Vater — ganz gewiß meine Gläubiger nicht!... Ich hätte bei einer gerichtlichen Untersuchung auch meine, meiner Familie, meiner Gattin, meiner unschuldigen

Kinder bürgerliche Ehre verloren — ich mußte als Betrüger verurtheilt werden!“

„Es fällt mir nicht schwer, mich in Ihre Lage zu versetzen, Herr Mergentheim,“ sprach Oltheim, während der Banquier erschöpft in seiner Erzählung inne hielt, „und es ist eine wunderbare Fügung, die uns hier zusammenführte! Was brachte Sie nach diesem kleinen Grenzorte?“

„Ich kam aus dem Elsaß; ich hatte in meiner Verzweiflung drüben in Frankreich Hilfe gesucht, leider vergeblich!“

Der Graf machte keine Miene zu sprechen, das Schicksal Mergentheim's interessirte ihn lebhaft, er hätte gerne erfahren, in welcher Weise dieser in Frankreich Rettung zu finden gehofft, aber er unterdrückte seine Neugierde, der Banquier bemerkte dies und fuhr fort:

„Ich zermarterte mein Gehirn, ob es mir nicht doch möglich wäre, mir das Geld in irgend einer Weise zu verschaffen, und plötzlich kam mir der Gedanke — mir schien er eine Eingebung Gottes — mich an meinen alten reichen Onkel Baron Delaveaux, der jenseits der französischen Grenze wohnte, zu wenden. Meine Mutter war seine einzige Schwester gewesen, und da der Oheim schon lange ein kinderloser Witwer ist, hätte unter normalen Verhältnissen sein kollossales, nach Millionen zählendes Vermögen einst an uns fallen sollen; aber Onkel Delaveaux war ein starrer, hochmüthiger Aristokrat und hatte es meiner Mutter nie verziehen, daß sie gegen seinen Willen, den Mann ihres Herzens, einen Bürgerlichen zum Gatten gewählt und hatte sich seit jener Zeit — es sind dies schon vierzig Jahre — fast ganz von uns zurückgezogen. Er war als junger Mann ein Freigeist gewesen, hatte allen religiösen Satzungen Hohn gesprochen und nicht an Gott geglaubt. Als er nun plötzlich in seiner Familie von hartem Unglück betroffen wurde, — er verlor seine junge, schöne liebenswürdige Frau im dritten Jahre seiner Ehe, kurz darauf zwei hoffnungsvolle Knaben, — hatte er diese Schicksalsschläge als gerechte Strafe für seinen Unglauben betrachtet, war ein religiöser Schwärmer geworden und es war eine allgemein verbreitete und durch seine eigene Aeußerungen vollkommen begründete Ansicht, daß er sein Vermögen an ein Kloster, das in der Nähe seines Schlosses liegt, vererben wolle. In meiner großen Noth wollte ich mich nun an meinen nächsten Verwandeten, an dem Bruder meiner Mutter wenden. Hunderttausend Gulden spielen bei seinem Vermögen, das sich auf Millionen beläuft, eine so untergeordnete Rolle, daß ich mich der Hoffnung hingeben konnte, der Onkel, dessen unberechtigter Groll sich wohl auch im Laufe so vieler Jahre abgeschwächt haben mochte, würde um einer für ihn so geringen Summe willen seinen Schwestersohn, seinen Neffen, seine einzigen Verwandten auf Erden nicht sinken, nicht der Verzweiflung anheimfallen lassen. Ich eilte zu meinem Oheim, ich fand einen vor Alter kindisch gewordenen, geistesschwachen Greis, der mich aber minder unfreundlich aufnahm, als ich zuweilen gefürchtet hatte. Er verstand doch das, was ich ihm erzählte, schien auch meinen Worten Glauben beizumessen, mehr als das, er schien sogar von meiner lebhaften Darstellung unserer Lage ergriffen zu sein, schon hoffte ich, daß er meinen Wunsch erfüllen werde, als er mit wenigen Worten alle meine Hoffnungen vernichtete. Er würde mir, so meinte er, recht gerne helfen, aber er sei jetzt außer Lage, etwas wegschenken zu können, er habe vor wenigen Wochen erst, um kein Testament machen zu müssen, sein ganzes Vermögen gegen eine mäßige Lebensrente an das Kloster, das in seiner Nähe lag, abgetreten… nun ward ich völlig hoffnungslos, ich verzweifelte und als ich von dem Wagen

meines Oheims hierhergeführt, hier meinem Leben ein Ende machen wollte, ward ich von Ihnen daran verhindert."

Es war wieder eine lange Pause eingetreten, es war eine wunderbare Verkettung von Umständen eingetreten, daß sich zwei hoffnungslos Unglückliche treffen und gegenseitig ihr Schicksal erleichtern konnten. Beide fühlten, daß sie gewiß nicht correct handelten, aber, daß es eben so gewiß sei, daß sie in ihrer Lage kaum anders handeln konnten. Es war schon tief in der Nacht; der Graf wußte, daß Mergentheim noch wichtige Briefe, die morgen abgehen mußten, zu schreiben habe und daß er nach den furchtbaren Aufregungen, die er überstanden, der Ruhe bedürfe und sich vielleicht auf's Bett werfen, es versuchen wollte, abzuwarten, ob die Natur nicht ihren Zoll erheben, er nicht in einen kurzen Schlaf versinken würde; und nachdem Oltheim dem Banquier noch genau den Ort des Rendezvous und die Details der Feststellung über die Art des Duells mitgetheilt hatte, trennten sich die Männer; am nächsten Vormittage wollten sie sich noch einmal, vielleicht das zweite und letztemal, im Leben sprechen.

* * *

Es war ein schöner, frischer Herbsttag, auf der Lichtung eines Waldes, ziemlich entfernt von dem nächsten Dorfe, befand sich eine kleine, aus drei Personen bestehende Gruppe. Es waren dies Müller, Busch und ein französischer Arzt. Müller war ein hochgewachsener Mann von etwa fünfundzwanzig Jahren, eine kräftige, athletische Gestalt, das blonde Haar fiel in reichen Locken auf einen Staubkittel, der ziemlich weit herabreichte und von seinem sonstigen Costume fast nichts als ein paar Sommerbeinkleider von hellem Stoffe sehen ließ. Der Hals blieb frei und ein sogenannter Demokratenhut bedeckte sein Haupt. Busch war noch um etwas größer als sein Freund, auch er trug einen leichten Sommeranzug und einen Kalabreser, der Arzt, ein kleiner beweglicher Mann mit dunklem Haare war mit einem schwarzen Ueberzieher bekleidet. Busch saß, ernst vor sich hinblickend, auf einen Baumstumpf und schaute nur zuweilen in der Richtung des Waldweges auf, Müller schritt ungeduldig auf und ab, der Arzt saß auf dem Boden im Grase und durchmusterte sorgfältig das chiurgische Besteck, das offen vor ihm lag.

„Ich fürchte, wir sind vergebens hergekommen", stieß Müller endlich halblaut zwischen den Zähnen hervor; „diese Rasse hat nur en masse, in ganzen Rudeln Muth — wenn es sich um einen Einzelnkampf handelt; — verlieren sie die Courage!"

„Du weißt es Fritz," entgegnete Busch, sich erhebend, „ich bin kein Freund dieser Menschenclasse; aber objectiv muß man sein; — dieser Obrist Graf Oltheim, den ich persönlich gar nicht kenne, soll — das Zeugniß haben ihm unsere besten Kameraden, die ihm im Kampfe gegenüberstanden, gegeben, — ein sehr tapferer Degen sein und sich mit Todesverachtung den größten Gefahren preisgegeben haben ... ah!" unterbrach er sich, plötzlich aufhorchend: „jetzt höre ich das Rollen eines Wagens, vielleicht bringt dieser den Mann, den wir so sehnsüchtig erwarten."

„Ich bin schon neugierig, den Menschen von Gesicht zu sehen," murmelte Müller und die beiden wandten ausspähend ihre Blicke auf den Weg, der durch das Gehölze zur Lichtung führte und in der That ward bald ein Mann sichtbar, der eiligen Schrittes ankam; es war Mergentheim, er war in seiner Reisekleidung, den kleinen schwarzen Hut hatte er tief in die Stirne gedrückt, er langte athemlos an und ohne sich nur Zeit zu nehmen, zu grüßen, den Hut zu lüften, rief er:

„Ich bitte für die unfreiwillige Verzögerung um Entschuldigung, mein Kutscher scheint nicht den richtigen Weg, scheint einen Umweg eingeschlagen zu haben.“

Busch sah auf die Uhr: „Hm... hat nichts zu bedeuten“... meinte er, „acht Minuten zu spät... Das kann leicht passiren... schreiten wir, wenns beliebt, zum ernsten Werke!“

Mergentheim verneigte sich zustimmend und sagte höflich:

„Ich kenne die Herren nicht persönlich, ohne Zweifel sind Sie Herr Busch, jener Herr Müller; den dritten Herrn kennzeichnet schon seine Beschäftigung als Arzt.“

Die drei Männer verneigten sich und Busch sagte mit einigem Widerstreben:

„Ich muß Ihnen noch für das Vertrauen danken, mit dem Sie uns entgegenkommen, Sie sind, wie ich es mit Ihrem Freunde... Herrn Braggen ... Baron glaub' ich, läßt er sich nennen, besprochen, allein gekommen; aber Sie können versichert sein, es mit honneten Leuten zu thun zu haben“... er öffnete einen kleinen viereckigen Kasten. „Hier sind zwei ganz gleiche, geladene Pistolen. Sie haben die Wahl, Sie können sich entscheiden, für welche Sie wollen.“ Mergentheim nahm schweigend auf's Gerathewohl eine der Beiden. „Man pflegt in der Regel noch im letzten Momente einen Versöhnungsversuch zu machen“ fuhr Busch fort, „doch hat das nur da einen Sinn, wo der Geforderte in der Lage wäre, eine entschuldigende Erklärung abzugeben; — in dem vorliegendem Falle erscheint mir ein solcher Versuch als eine leere, nichtsnutzige Formalität, das Duell soll ja unter allen Umständen stattfinden...“ Mergentheim schwieg, aber Müller nickte lebhaft bejahend mit dem Kopfe „also meine Herren, ich messe eine Distanz von dreißig Schritten ab“ — so sprechend that er dies, den Baumstumpf zum Ausgangspunkt wählend. „Sie“, er wandte sich an Mergentheim, „sind allein, ohne Secundanten, es muß daher Ihnen die Wahl überlassen bleiben, ob Sie sich mit dem Rücken zu dem zerschmetterten Baume oder hier an diese Eiche lehnen wollen.“

Mergentheim stand in der Nähe der Letzteren und er entschied sich schweigend für diese, indem er sich an den ihm angewiesenen Ort stellte und Busch fuhr fort:

„Ich werde langsam eins, zwei drei zählen und die letzte Zahl noch dadurch markiren, daß ich dabei in die Hände schlagen werde. Es ist wohl vollkommen überflüssig und erschiene unhöflich, wenn ich darauf aufmerksam machen wollte, daß hierauf genau geachtet werden muß und kein Schuß früher abgefeuert werden darf. Wird das beiderseitig bekannte, beabsichtigte Resultat nicht erzielt, so wird der Pistolenkampf in derselben Weise so lange fortgesetzt, bis einer der Herren geblieben... noch Eins,“ Busch Stimme, die bisher rauh geklungen, ward um eine starke Nuance weicher, „Sie“, er wandte sich an Mergentheim „sind allein ohne Zeugen erschienen; vor einem so ernsten Kampfe pflegt man seine Wünsche für gewisse Fälle auszusprechen, mein Freund Müller z. B. wünscht bei einem für ihn ungünstigen Ausgange am Friedhofe zu F. neben seiner Mutter, die er abgöttisch liebte, zu ruhen... haben Sie etwa ähnliche Wünsche, ohne für deren Erfüllung früher gesorgt zu haben, so bitte ich, sie auszusprechen; sie werden, so weit es an mir liegt, etwa durch eine briefliche Anzeige an ihre Angehörigen besorgt werden.“

Trotz des tiefen Ernstes der Situation überflog doch ein leichtes Lächeln die bleichen, erregten Züge Mergentheims; der ehemalige Burschenschafter behandelte die Angelegenheit mit einer Gründlichkeit, die nichts zu wünschen übrig ließ und Zeugniß dafür ablegte, daß er bei vielen derartigen Ehren-

händeln mitgewirkt und hierbei reiche Erfahrungen gesammelt hatte.

„Ich danke“, entgegnete Mergentheim ruhig, „wenn wir etwas Menschliches arriviren sollte, so bitte ich, sich um meinetwillen nicht zu stören, sich nicht weiter um meine irdischen Reste zu kümmern. Bei Anbruch der Nacht, wo doch jedenfalls unsere Affaire beendet sein muß — werde ich, wenn ich nicht in meinen Gasthof zurückgekehrt bin, hier abgeholt werden.“

Busch mußte unwillkürlich wie befriedigt mit dem Kopfe nicken.

„Wenn's beliebt, an Ihre Plätze meine Herren!“ sprach dieser, sich jetzt seitwärts in der Mitte zwischen Beiden stellend: „Machen Sie sich gefälligst bereit, ich beginne langsam mit einem secundenlangen Intervall zu zählen... Eins... Zwei...“ Busch brach ab, es hatte sich ein Windzug erhoben, „ich muß noch einmal anfangen, wenn der Wind pfeift und die Blätter rauschen, kann doch leicht von Einem oder dem Andern das entscheidende Wort und Signal überhört werden... ich hätte doch einen besseren, vor Wind geschützteren Platz auswählen sollen... nun das läßt sich nicht mehr ändern, es ist zu spät, wir müssen schon bei diesem bleiben; — aber warten wir noch einen Augenblick...“

Müller senkte die Waffe, die er schon schußbereit gehalten, sein Gegner hatte diese noch gar nicht in die Richtung gebracht.

„Also noch einmal!“ begann Busch nach kurzer Pause „jetzt wird's wohl Ernst werden, ich beginne nochmals zu zählen... eins... zwei und... drei!“ Busch schlug die Hände laut schallend zusammen; aber fast gleichzeitig durchpfiff wieder ein heftiger Windstoß die Luft, es knallten zwei Schüsse und Busch und der Arzt riefen, jener „Herr und Gott was bedeutet das?“ dieser „ah! qu'est ce donc?!“ — die beiden Gegner hatten in die Luft gefeuert!...

Es war ein Moment der höchsten Ueberraschung, von der jeder einzelne der vier anwesenden Männer im stärksten Grade erfaßt worden war. Müller schien einen Augenblick fassungs- und wortlos zu sein, selbst Busch, der einen hohen Werth darauf legte, unter allen Umständen eine eisige Ruhe zu affectiren, eilte auf seinen Freund zu und rief, erstaunt von Einem auf den Andern blickend: „Herr Gott von Mannheim! was geht denn eigentlich da vor? .... Was doch der Mensch nicht Alles erleben kann!“ und da Müller nicht rasch genug antwortete, entgegnete Mergentheim:

„Ich halte es für das höchste Unrecht, auf das Herz eines Menschen zu zielen, der mir nichts zu Leide gethan, mich nicht beleidigt hat, im Gegentheile sich selbst, wenn auch mit vollstem Unrechte in seinen heiligsten Gefühlen durch mich verletzt glaubt, der Mann,“ fuhr er mit feinem Doppelsinne fort, „der Ihnen, Herr Müller, jetzt gegenübersteht, hat gar nichts gemein mit jenem Obristen Graf Oltheim, der das Todesurtheil ihres Bruders unterfertigte, der Präsident des Kriegsgerichtes hatte nicht einmal sein Votum abzugeben .... und hat nur seine Pflicht erfüllt.... daß ich in die Luft geschossen, konnte Niemand befremden, aber daß Sie...“

„Ahh!“ rief jetzt Müller, ihn hastig unterbrechend, „der Windstoß, der Ihnen den leichten Hut vom Kopfe riß, kam gerade zur rechten Zeit — es zu verhindern — daß ich dem Lebensretter meiner mir ewig unvergeßlichen Mutter nicht eine Kugel durch's Herz gejagt, — das hätte ich nicht zu überleben vermocht, das hätte mich mit niederschmetternder Wucht getroffen, da hätte ich mir gleich die Kugel durch mein siedendes Hirn jagen müssen.... an der breiten Narbe an der Stirne hatte ich Sie plötzlich erkannt .... Herr! Sie kennen mich nicht mehr! .... Freilich es sind ja jetzt schon fünfzehn Jahre .... aber

wenn's ein Jahrtausend, wenn's eine Ewigkeit wäre, würde ich nicht daran vergessen! He Mann, erinnern Sie sich noch immer meiner nicht? Freilich, ich war damals ein Bub' von zehn Jahren und Sie schon ein stattlicher Bursche von etwa zwanzig, einundzwanzig Jahren .... aber die Schmarre hatten Sie schon damals, die mußten Sie bei irgend einem scharfen Studentenduelle abbekommen haben.... Denken Sie nicht mehr an jene Nacht, wo in M. plötzlich im Wirthshaus „zum blauen Feigenstock" nach Mitternacht ein großes Feuer ausbrach und rasch um sich griff, bevor man noch recht gewußt, ob es brenne?... Denken Sie's noch? O Gott! daran kann ja ein Mensch nie vergessen!... Vor dem Hause stand ein kleiner Knabe, der mit seiner Mutter in die Stadt gekommen war — die Mutter war im Gasthof geblieben, der Knabe bei seinem Pathen, wo er des Abends zu Tisch geladen und dann dort geschlafen hatte, bis er und der Pathe durch den Feuerlärm geweckt wurden, der kleine Junge rang die Hände und weinte bitterlich und flehte Alle an, sein liebes Mütterle zu retten, sein Mütterle, das da oben im zweiten Stockwerk an dem Fenster ihres Stübchens bleichen Antlitzes stand, sie konnte nicht mehr zur Zimmerthüre, nicht mehr zur Treppe gelangen. Rauch und Sprühfunken quollen schon aus dem Fenster, es war für mich, den Sohn, ein grauenvoller Anblick, es anzusehen... wie die geliebte Mutter ... lebendig verbrennen müsse! Alle die ringsum auf dem großen Platze standen, hatten Mitleid; — aber keiner wagte den gefährlichen Gang... Da kamen urplötzlich drei Bursche, die Schläger klirrend nachschleppend, die Straße heruntergeeilt, sie mußten zufällig aus der nahen Universitätsstadt herübergekommen sein; der in der Mitte, das waren Sie, der hatte kaum gehört und gesehen, um was es sich handelt, als er rasch der nächststehenden Frau das große Umschlagtuch vom Leibe riß, es in den Wasserzuber steckte, sich in dasselbe hüllte und trotz aller Abmahnungen die knisternde Stiege in's zweite Stockwerk hinaufeilte,... Aller Blicke folgten Ihnen, — es war plötzlich auf dem weiten Platze vor dem Gasthofe eine Todtenstille eingetreten, man hätte, wäre das Prasseln nicht gewesen, den Tritt einer Fliege an der Wand hören können... ich... ich konnte nicht reden, nicht athmen, nicht denken, ich faltete nur die Hände und lispelte: Gott! ... laß ihn meine Mutter retten!... Und nach langen, langen fünf Minuten — mir dauerten sie eine Ewigkeit — kamen Sie die Treppe herab, die unter ihren Füßen unheimlich knisterte... in Ihren Armen lag meine Mutter ohnmächtig; und Sie hatten kaum meine Mutter sanft auf den Boden gesetzt, ihr Wasser in's Gesicht gespritzt, daß sie erwachte und die Augen aufschlug; — als die brennende Stiege krachend zusammenstürzte — zwei Minuten später — und Sie und mein lieb' Mütterle wären in einem Flammenmeere begraben, wären von den stürzenden Balken jämmerlich erschlagen gewesen!... Ich erinnere mich dessen noch, wie wenn es heute wär'!" fuhr Müller redselig fort, „ich wollte Ihre Hand, Ihren Rocksaum küssen, Sie wehrten mich ab und sagten lachend, mir den Lockenkopf streichelnd: ‚Ei! Du dummes Büble, was hab' ich denn da Großes gethan? ein Mensch muß ja, wenn es in seiner Macht steht, das Leben seines Nebenmenschen retten!'... Und nun eilten Sie weg; und als sich später meine Mutter bei Ihnen bedanken wollte, fand man Sie nicht mehr und als man sich nach Ihrem Namen erkundigte, hieß es, Sie wären ein Student aus der nahen Universitätsstadt, man kenne Sie hier nicht. Mein ganzes Leben lang hatte ich gewünscht, Ihnen nochmals zu begegnen und weiß es Gott! auch in dem Momente, wo ich geglaubt, entweder Sie niederzuschießen oder von Ihnen niedergeschossen zu

werden, fuhr mir auch d e r Gedanke blitzartig durch den Kopf, aus dem Leben oder aus Europa scheiden zu müssen, ohne meinem größten Wohlthäter, dem Lebensretter meines Mütterle, kennen gelernt, ohne ihm gedankt zu haben... und wie ich mir grad' das denk', in dem Moment, reißt Ihnen der Wind den Hut vom Kopf und ich erkenne Sie... Sie stehen mir s o gegenüber... das wär' ein schlechter Dank gewesen, Ihnen die Kugel durch's Herz zu jagen... und ich war glücklich, daß ich sie noch in die Luft senden konnte!"

Müller, der im höchsten Grade sanguinisch war, hatte sich Mergentheim genähert und war schon im Begriffe, seine Hand zu erfassen, plötzlich ließ er seine ausgestreckte Rechte niedersinken und sprach matt und abgeschlagen: „Die Hand kann ich Ihnen doch nicht reichen, die Hand, welche das Todesurtheil meines geliebten Bruders unterfertigte, darf ich nicht drücken!... für meiner Mutter Lebensrettung meinen heißesten, innigsten Dank!... Leben Sie wohl — auf Nimmerwiedersehen!"

So sprechend schwenkte Müller seinen Hut und eilte rasch davon.

Nun traten Busch und der Arzt, die beide vor berechtigtem Erstaunen wie versteinert dagestanden waren, an Mergentheim heran und der Erstere sprach:

„Ich hätte mir, bei Gott! einen solchen Ausgang auch nicht im Traume vorgestellt. Ich bedaure es herzlich, daß unsere politischen Anschauungen so weit auseinandergehen, als Mensch kann ich mir es nicht versagen, Ihnen meine höchste Achtung auszusprechen, — ich gehe mit meinem Freunde Busch nach Amerika... Leben Sie wohl!"

Auch der Arzt, der Müller's längere Erzählung nicht ganz verstanden und den Vorgang daher nicht vollständig aufgefaßt hatte, richtete an Mergentheim halb deutsch, halb französisch einige anerkennende Worte, dann schlugen die Beiden den Weg zu dem Ausgange des Waldes ein, wo sie ein Wagen erwartete.

„Die Ehre gerettet — und ich meiner Familie erhalten! Gott tausendfachen Dank!" rief Mergentheim, als er allein zurückgeblieben und sich aus seiner Betäubung, in welche ihn das unglaubliche, wunderbare Zusammentreffen der Ereignisse versetzt, emporgerafft hatte, dann schritt er der deutschen Grenze zu, die wiederzusehen er nicht mehr gehofft hatte.

* * *

Es ist einer jener herrlichen Herbsttage, wie sie uns das Scheiden jener Jahreszeit so schwer machen und man zählt 1864. Wir befinden uns auf dem prächtigen Landschlosse des Grafen Oltheim. Er sitzt mit seiner Familie an einem runden Tische in einem geräumigen Erkerzimmer, dessen hohe, jetzt geöffnete Glasthüre auf einen Balkon führt, so daß man schon von der Mitte des Zimmers aus einen Fernblick auf die lachende Gegend genießt.

Grafen Oltheim, der mittlerweile General geworden und den Dienst verlassen, sieht man, trotzdem er im letzten Schleswig-Holstein'schen Kriege blessirt wurde und sich beim Gehen auf einen Stock stützen muß, seine dreiundfünfzig Jahre nicht an, er hält sich noch immer stramm und aufrecht. Sein volles Haar, sowie der Schnur- und Knebelbart sind nur stellenweise mit Silberfäden durchzogen, seine Wangen sind noch immer gesund gefärbt, seine frischen rothen Lippen zeigen beim Sprechen zwei Reihen echter, wohlerhaltener Zähne. Neben ihm sitzt seine Gemalin Helene, eine Dame, sich der Mitte der Dreißig nähernd, in der vollsten Entwicklung der Schönheit, drei Kinder, das älteste Ida, ein Mädchen von vierzehn Jahren, der elfjährige Oscar und der fünfeinhalbjährige Wilhelm blicken aufmerksam in eine illustrirte Zeitung

und stecken die Köpfe zusammen, so daß die Locken der schönen Kinder zusammen zu fließen scheinen und die Gruppe, namentlich den Blicken liebender, zärtlicher Eltern einen prächtigen Anblick gewährt.

„Papa," ruft jetzt plötzlich Wilhelm, seinen Geschwistern die Zeitung entreißend, zum Vater hineilend und das Blatt auf seinem Schooße ausbreitend, „schau mal das hübsche Bild, eine Schlacht in Amerika .... wahrhaftig, das ist genau so, wie Du, bester Papa, uns eine solche geschildert hast, wo Du gegen die Dänen commandirt hast .... schau mal, Papa! Der Anführer, der da auf dem Pferde sitzt, sieht Dir wahrhaftig ganz ähnlich" und während der Knabe mit seinem kleinen Finger auf die Figur des amerikanischen Generals tippte, winkte er mit dem andern Händchen die beiden Geschwister als Zeugen für die sprechende Aehnlichkeit des transatlantischen Offiziers mit ihrem eigenen Papa herbei und die beiden, welche das Nesthöckchen unendlich liebten und verhätschelten, winkten — obwohl sich gegen diese angebliche Aehnlichkeit gar manches hätte einwenden lassen — eifrig zustimmend mit den Köpfen, „und schau, Papa," fuhr Wilhelm fort, „wie da ein anderer todtgeschossen vom Pferde herunterfällt, gerad' so, wie Du's von Deinem braven Adjutanten, dem Rittmeister Pannowitz, erzählt hast .... wie der arme todte Mann wohl heißen mag? vielleicht nennt ihn die Zeitung," setzte Wilhelm eifrig fort und offenbar weise die gute Gelegenheit ergreifend, mit seiner großen Fertigkeit im Zusammenlesen zu glänzen, suchte er, mit den Fingerchen die Zeilen herunterfahrend, die entsprechende Textstelle auf; als er sie gefunden, las er sie ziemlich fertig vor, sie lautete:

„Der Ober-Befehlshaber der Unionstruppen, General Siegl, befand sich schon in harter Bedrängniß, er hatte, ohne die Stärke des Feindes genau zu kennen, mit nur wenigen Regimentern den Kampf gegen eine große Ueberzahl angenommen. Seine wenigen Truppen konnten trotz aller Tapferkeit dem Andrange der großen Massen nicht widerstehen, Siegl mußte befürchten, sich bald von allen Seiten umzingelt zu sehen und war daher schon im Begriffe, mit schwerem Herzen den Befehl zum Rückzug zu ertheilen. In diesem kritischen Momente nahte plötzlich unerwartete Hilfe. Der durch seine Tapferkeit und Tollkühnheit bekannte Obrist Müller, welcher mit seinem nur aus Deutschen bestehendem Regimente, der vom Generalissimus Grant erhaltenen Ordre gemäß, auf dem Marsche in südwestlicher Richtung begriffen war, hatte entfernten Kanonendonner gehört und war sofort entschlossen, diesem folgend auf das Schlachtfeld geeilt. Unser Bild stellt den Moment dar, wo Müller mit seinem Regimente von den erschöpften Truppen Siegls mit lauten Jubelrufen begrüßt anlangt und um Siegl von der erdrückenden Wucht der feindlichen Uebermacht zu befreien, einen Bajonettangriff in die linke Flanke des Feindes anordnet und an der Spitze seiner anstürmenden Truppen von einer Kugel tödtlich getroffen zu Boden stürzt.

Müller war einer der tapfersten Offiziere der Unionsarmee, er war ein badischer Freischärler aus dem Jahre 1849 und sein älterer Bruder wurde von einem preußischen Kriegsgerichte zum Tode verurtheilt. Sein Oberstlieutenant und langjähriger Freund Busch, gleichfalls ein Badenser, stellte sich nun an die Spitze des Regimentes; aber auch er fiel schon im nächsten Momente im dichten Kugelregen. Müller's Truppen geriethen nun in namenlose Wuth, von dem Eifer beseelt, den Tod ihrer geliebten Führer zu rächen, stürmten sie unaufhaltsam vorwärts

und in weniger als einer halben Stunde war der Sieg zu Gunsten der Unionstruppen entschieden."

Der Graf hatte sich, während sein Söhnchen las, rasch von seinem Stuhle erhoben, ein leichtes, convulsivisches Zucken durchflog seinen kräftigen Körper und mit vor Aufregung bebender Stimme frug er das Kind: „Wo ... wo steht das?"

„Da, da, lieber Papa!" beeilten sich alle drei Kinder, die Stelle zeigend, zu sagen; der Graf riß ihnen das Blatt aus der Hand und eilte in das anstoßende Kabinet, wohin ihm nach einiger Zeit die Gräfin folgte. Sie fand ihren Gatten, den Kopf in beide Hände gestützt, in das vor ihm liegende Zeitungsblatt starren, als wenn er sich jedes einzelne Wort dieses Journalartikels für die Ewigkeit in das Gedächtniß prägen wollte. Die Gräfin berührte leicht seine Schulter, er zuckte aus seinem Brüten empor.

„Mein lieber, guter Mann!" frug sie mit ihrer volltönenden, glockenhellen, zum Herzen dringenden Altstimme, „was ficht Dich an? Woher diese plötzliche Aufregung?.... Daß zwei Offiziere in der Ausübung ihrer Pflicht, auf dem Blachfelde plötzlich, wenn auch nicht unerwartet, vom Tode ereilt wurden, kann ja einen Mann, wie Du es bist, einen Mann, der dem Tode so oft furchtlos in's Gesicht geblickt, der so oft gute Kameraden und Freunde tödlich getroffen neben sich fallen sah, nicht in so hohem Grade erschüttern!.... Oder sollten Dir die Männer — sie tragen beide in Deutschland sehr häufig vorkommende Namen — früher einmal im Leben näher gestanden sein? Das würde mich befremden. Du hast mir doch dein ganzes, vergangenes Leben so offen vorgelegt, ich glaubte alle zu kennen, zu denen Du je in näheren Beziehungen gestanden!.... Sollte Dich," fuhr die Gräfin nach einer kurzen Pause fort, „gegen mein Erwarten etwas bedrücken?.... Konrad, ich bin Dir fünfzehn Jahre lang ein treues, ergebenes Weib gewesen, und werde Dir's bleiben bis in den Tod, so lange meine Seele lebt.... spreche Dich aus, Konrad! Mittheilung erleichtert" und als der Graf noch immer schwieg, sagte die Gräfin: „ich will mich nicht in Dein Vertrauen eindrängen, nicht Deine Geheimnisse erfahren, ich bin wahrhaftig nicht neugierig, ich beabsichtigte nur, Dir möglicherweise eine Linderung zu verschaffen. .... Ich will Dich nicht länger stören, ich muß Dich wohl mit Deinen Gedanken allein lassen, wenn diese auch zu meinem aufrichtigen Bedauern trübe zu sein scheinen."

Die Gräfin wollte sich nun leise entfernen, aber der Graf erhob sich stürmisch, riß sie an seine Brust und rief:

„Nein, Du trautes, herrliches, edles Weib, — ich will vor Dir gar kein Geheimniß in meinem Leben bewahren, ich will Dir auch das einzige enthüllen, das ich bisher vor Dir verschleiert hielt."

Oltheim öffnete die Thüre des anstoßenden Zimmers, er mochte wohl befürchten, daß in seiner Mittheilung an seine Gattin vielleicht ein im Affect zu laut gesprochenes Wort zu den Kindern dringen könnte, das sie nicht hören sollten; aber diese waren schon in den schönen Schloßgarten hinuntergeeilt und tummelten sich dort lustig herum.

Oltheim mußte sich zuerst sammeln, der Entschluß, seiner Gemalin die Begebenheiten jenes merkwürdigen Tages vor fünfzehn Jahren mitzutheilen, an welchem er ein Duell hätte bestehen sollen und statt seiner einen Remplaçanten gesandt hatte, war so plötzlich in ihm entstanden, daß er im ersten Momente nicht im Stande war, die richtige Form für diese Eröffnung zu finden, erst nach einer längeren Pause konnte er beginnen. Er erzählte Helenen, was er ihr durch anderthalb

Decennien verschwiegen, daß er ein Duell bestehen sollte, zu einer Zeit, wo es seine heiligste Pflicht gewesen, sich ihr und seinem Kinde zu erhalten. Er erzählte alles wahr und treu, nur den Namen jenes Mannes, der für ihn beim blutigen Würfelspiel eingetreten, Mergentheim's Namen verschwieg er, er hatte ihm ja gelobt, sein Geheimniß zu bewahren und hielt getreulich Wort.

Die Gräfin hatte mit wachsendem Interesse die wunderbar klingende Erzählung, die märchenhaft glückliche Lösung dieser so schwer verknoteten Angelegenheit angehört, die Thränen traten ihr in die Augen, als er die schweren Seelenqualen schilderte, die er erlitten.

„Du armer, armer Konrad!" sprach sie, „was hast Du um meinetwillen gelitten, wie kann ich Dir dafür danken, mein lieber, guter, herziger Mann?"

„Du mir danken?" rief der Graf, „Du, die mir mein Dasein ausgeschmückt so wundersam und schön!.... Ich schulde Dir mehr, als ich zu vergelten — o Gott! mehr als ich auszusprechen vermag!"

„Daß Du, der gereifte, ernste Mann, nach einer fünfzehnjährigen, glücklichen Ehe, so schön begeistert von dem Weibe deiner Wahl sprichst, daß, Deiner starken Liebe, das Geringe, was ich Dir aus treuem Herzen bot, so verschönt erscheint, das ist der beste, höchste Dank, den ich mir wünschen kann!"

Es war eine Pause tiefer Rührung eingetreten, die beiden hatten sich unwillkürlich schweigend die Hände gereicht, als wollten sie den vor Jahren geschlossenen Bund der Treue neu besiegeln.

„Aber Konrad," begann nach einer längeren Pause wieder die Gräfin, „der Moment, wo jener Mann, den Du mir nicht genannt, lebendig, frisch und froh vor Dir gestanden, und Dir die wundersame Mär erzählt, wo Du Dich wieder frei gefühlt, ohne daß ein Zweiter für Dich hatte fallen müssen, das war denn doch ein glücklicher Moment, nicht wahr, Konrad?"

„Ein glücklicher Moment?.... ja!" entgegnete der Graf; aber frei gefühlt, — frei gefühlt habe ich mich nicht; von jenem Momente an.... bis heute, bis jetzt, wo ich erfahren, daß die beiden exaltirten Männer Müller und Busch in fremdem Lande auf dem Schlachtfelde ihr Grab gefunden.... jetzt kann ich Dir's gestehen! — .... Vier Menschen nur wußten um das Duell, der Mann, den ich nicht nennen will und darf, Müller, Busch und der französische Arzt. Den Ersten und den Letzten hatte ich nicht zu fürchten, jener ist ein charaktervoller Mann, der mir sein heilig' Wort gegeben, mein Geheimniß zu wahren und mit meinem höchsten Eide würde ich's beschwören, daß der Mann sein Versprechen treu gehalten, — und der französische Arzt, der hatte vielleicht gar nicht meinen Namen recht gehört, was war dem der fremde Deutsche? Er mochte in beiden Gegnern nur zwei Menschen gesehen haben, von denen einer oder auch beide seiner Hülfe bedürftig werden konnten; — aber Busch und Müller, denen beiden wird mein Name wohl bis an ihr Lebens Ende unvergeßlich geblieben sein, wenn diese einst durch irgend einen Umstand veranlaßt — und sei's nach Jahren — nach Deutschland zurückgekehrt, wenn die beiden exaltirten Feuerköpfe mir begegnet wären, mich erkannt hätten und inne geworden wären, daß ich sie damals getäuscht, daß Müller nicht dem Manne gegenüber gestanden, der seines geliebten Bruders Todesurtheil unterfertigt, daß es nicht Graf Oltheim gewesen, der sich zum Duell gestellt, daß der preußische Offizier bei diesem Ehrenkampfe einen Stellvertreter für sich geschickt, das wäre für mich das Gräßlichste gewesen. Müller hätte keine Schonung gekannt, er hätte sich doppelt, für seines

Bruders Tod und für die Täuschung rächen wollen, und das wär' ihm leicht gewesen, er hätte mich ehrlos machen können vor den Augen von ganz Deutschland. .... Das war ein Gedanke, der mich fünfzehn Jahre lang gequält .... bis heute gequält! Die Strafe war hart, — aber sie war wohl verdient!"

„Nun aber sollst Du ganz und voll glücklich sein, Du lieber, treuer Mann! nun bist Du auch von dieser Angst befreit, die wohl auch früher nicht voll begründet war, jetzt sind die beiden Feuerköpfe, wie Du sie selbst genannt, todt, die beiden, wenn sie im Leben vielleicht auch manchen Fehler begangen hatten, haben ihn durch ihren schönen Heldentodt um einer guten Sache gesühnt .... Friede ihrer Asche! .... Und nun ist ja Alles vorüber und Gott hat Alles wunderbar zum Guten gefügt — und wie Du mir erzähltest, wurde ja dadurch auch die Ehre jenes Mannes, dessen Namen Du mir verschwiegen, gerettet. Was Du mir von ihm mitgetheilt, hat meine höchste Achtung für den mir Unbekannten erweckt; — daß er den höheren Anbot, den Du ihm gestellt, energisch zurückgewiesen und nur so viel genommen, als er zur Rettung seiner Ehre bedurfte, hat mir eben so gut gefallen, als daß er von seinem gutem Waffenrechte, dem Recht der Nothwehr, auch dem Manne gegenüber, von dem er erwarten mußte, daß er ihm erbarmungslos die tödliche Kugel durch's Herz jagen wolle, keinen Gebrauch gemacht .... Bist Du dem Manne seit jener Zeit nicht mehr begegnet? Hast Du seit jenem Tage nichts von ihm gehört?"

„Begegnet bin ich ihm seit diesem Tage nie mehr, aber ich habe erfahren, daß sich sein Schicksal zum Guten gewendet hat; noch heuer im Winter erfuhr ich zufällig in Berlin, daß das Bankhaus in größter Blüthe stünde und man erzählte mir noch, daß der ältere Chef des Hauses, der Vater jenes Mannes, noch völlig rüstig und als zweiundneunzigjähriger Greis noch in seinem Comptoire thätig sei. Manchmal erfaßt mich die Sehnsucht, den wackern Mann zu sehen, ihm die Hand zu drücken; — und wenn es angegangen wäre, hätte ich ihn schon einmal aufgesucht."

Das Ehepaar wurde in seinem Zwiegespräche unterbrochen, die beiden Knaben Oscar und Wilhelm kamen athemlos hereingestürzt, es hatte sich zwischen den Beiden ein lebhafter Streit entsponnen und nur der Ausspruch ihrer höchsten Autorität, ihres Papa's, konnte hier entscheiden.

„Papa, Papa!" rief Wilhelm, „sag Du wer hat da Recht.... wer steht höher im Range, ein Obrist-Lieutenant oder ein Major?"

„Der Obrist-Lieutenant," entschied der Vater lächelnd.

„Siehst Du, aber Du bist ja noch ein kleiner, lieber, kluger Knabe, wenn Du so alt sein wirst wie ich, wirst Du alle diese Dinge eben so gut wie ich, ja noch viel besser wissen," tröstete Oscar den Besiegten.

„Ich hab' geglaubt," entschuldigte sich der kleine Wilhelm für seine sechshalb Jahre geschickt genug, „der Obrist-Lieutenant ist der allerhöchste von allen Lieutenants, aber immer noch weniger als ein Hauptmann oder ein Rittmeister, und der steht im Range doch hinter dem Major!"

* * *

Der Wunsch, den Graf Oltheim im Gespräche mit seiner Gattin geäußert, jenen Mann wieder zu sehen, mit dem er einmal im Leben zusammengetroffen, und der eben so entscheidend in sein — des Grafen Schicksal — eingriff, als dieser in seines, ging rascher in Erfüllung, als er es wohl vermuthet hatte.

Einige Tage später saß er mit seiner Gemalin an einem sonnigen Herbstvormittage in einer Laube seines Schloßgartens. Der Graf rauchte aus

einer langen türkischen Pfeife und warf von Zeit zu Zeit einen Blick in die „Kölnische Zeitung," die vor ihm lag. Die Gräfin hatte eben eine Handarbeit weggelegt und die Lecture eines neuen Romanes, den der Buchhändler aus der Residenz gesandt, begonnen, als draußen mehrere Stimmen laut wurden.

„Du brauchst den Herrn gar nicht zu melden, Friedrich" rief der kleine Wilhelm mit seinem Silberstimmchen, „ich werde ihm schon zeigen, wo er den Papa findet, kommen Sie nur, lieber Herr!" und kurz darauf trat ein Mann in schwarzer Trauerkleidung, Wilhelm an der Hand, in die Laube. Der helle Sonnenstrahl drang durch das Epheugewinde, welches die Laube bedeckte und der Graf hatte den Eintretenden sofort beim ersten Anblicke erkannt, er trat ihm rasch entgegen und reichte ihm die Hand.

„Ah, Herr Mergentheim! ich bin glücklich, Sie hier bei mir zu sehen, ich habe mich schon lange darnach gesehnt, Sie wieder zu sprechen. Ich bin Ihnen so außerordentlich verpflichtet, daß ich stets fürchtete, Ihnen meinen Dank nicht genügend ausgesprochen zu haben — o! Worte vermögen dies auch gar nicht, und ich wäre überglücklich, wenn ich Ihnen meine Dankbarkeit durch eine That beweisen, wenn ich Ihnen irgend einen kleinen Dienst erweisen könnte."

Der Graf hielt plötzlich inne, er fühlte die Nothwendigkeit, den Ankömmling und seine Frau gegenseitig vorzustellen „Meine liebe Frau .... ein guter alter Freund, Herr Banquier Mergentheim!"

Die Gräfin erhob sich, der Name klang ihr ganz fremd, aber sie konnte keinen Augenblick daran zweifeln, daß Mergentheim jener Banquier sei, der einst um seine Ehre zu retten, ihre und ihres Gatten Ehre gerettet. Die Ideen-Association entwickelt sich mit einer solchen Raschheit, daß der Mensch sich selbst von der Schnelligkeit seiner Gedanken-Combinationen keinen Begriff machen kann. Helene Oltheim fühlte sich gleichzeitig tief beschämt bei dem Gedanken, daß Mergentheim erkennen mußte, daß sie einst vor Jahren einen Fehler begangen, den ein edles Weib am schwersten sich selbst vergibt — und anderseits auch von dem Gedanken erfüllt, daß sie dem Manne da all' das Glück danke, das sie an der Seite eines geliebten, edlen, allgemein geachteten Gatten, als Mutter schöner, liebenswürdiger Kinder in so reichem Maße genoß, daß sie, wenn der Mann nicht im entscheidenden Momente für ihren Gatten eingetreten, jetzt hätte eben so unglücklich sein können, als sie glücklich war! .... Sie wollte den Fremden ansprechen, aber sie fand keinen passenden Gedanken, den sie zum Ausdruck bringen mochte und ihre bebenden Lippen hätten für einen solchen auch nicht den Laut gefunden. Mergentheim war ein praktischer, lebenserfahrener Mann geworden, das Erglühen der schönen Frau ließ auch bei ihm keinen Zweifel darüber, daß sie die Stellung kannte, die er in ihres Gatten Leben eingenommen, es war eine kleine Pause tiefen Schweigens eingetreten.

Mergentheim war bisher gestanden, die Gräfin rückte nun hastig ein Rohrfauteuille näher und lud ihn mit einer anmuthigen Handbewegung zum Niedersetzen ein. Jetzt bemerkte der Graf, daß Mergentheim in tiefe Trauer gekleidet war und aus Theilnahme und mehr noch, um ein Gespräch anzuknüpfen, sagte er:

„Herr Mergentheim, Sie scheinen in Ihrer Familie einen Verlust erlitten, einen Anverwandten verloren zu haben."

„Mein würdiger Vater starb vor acht Tagen im hohen Greisenalter, er hatte das zweiundneunzigste Jahr überschritten, der Tod war plötzlich, rasch und doch in schönster Weise an ihn herangetreten; nach einer Reihe glück-

lich verlebter Jahre starb er im Kreise seiner Angehörigen, er erlag einem Schlaganfalle, als er am Familientische saß, das Lächeln, das ein heiteres Wort auf seinem freundlichen Gesichte hervorgerufen, vermochte selbst der Tod nicht zu verwischen, er schloß die Augen, sank in seinen Großvaterstuhl zurück und hauchte seine reine Seele aus. .... Daß sich der Spätabend seines Lebens zu einem schönen gestaltete, danke ich Ihnen, Herr Graf! Ich wäre gerne schon früher zu Ihnen gekommen, aber so lange mein Vater lebte, war mir dies unmöglich .... Herr Graf! Ich würde mir eine kurze Unterredung mit Ihnen erbitten."

„Herr Mergentheim," entgegnete Oltheim, „wenn es sich um ein Geheimniß handelt, daß Sie oder einen Dritten betrifft, würde ich Sie bitten, mit mir in den nahegelegenen Pavillon zu gehen, ich habe das Geheimniß Anderer stets bewahrt, aber ich selbst habe vor meiner lieben Frau kein Geheimniß."

Graf Oltheim accentuirte seine Worte nicht allzuauffällig, aber doch so, daß Mergentheim deren Sinn und Bedeutung richtig auffaßte. Das sollte wohl deutlich sagen, meine Gattin weiß, in welcher Lage ich mich einst befunden, und in welcher Weise ich aus derselben erlöst wurde; aber ich habe den Namen des Mannes, der hierbei die Hauptrolle gespielt, nicht genannt.

Die Gräfin wollte sich erheben und weggehen, aber Mergentheim sprach: „Frau Gräfin, ich habe so viel Gutes und Schönes von Ihnen gehört, daß mir, nachdem was der Herr Graf so eben gesprochen, Ihre Anwesenheit bei meiner Unterredung mit diesem angenehm und erwünscht ist. Ich hätte diese Angelegenheit, um deretwillen ich gekommen, auch schriftlich erledigen können, aber ich befürchtete, auf Widerspruch, auf Zurückweisung zu stoßen, und so glaube ich, diese im persönlichen Verkehre unter der Aegide einer feinfühlenden Frau in wenigen Minuten zu ordnen. Es sind zufälliger Weise gerade heute genau fünfzehn Jahre, — es war damals ein eben so häßlicher Herbsttag, als heute ein schöner, freundlicher ist; — als ich mich in der furchtbarsten Verlegenheit, in die ein redlicher Kaufmann versetzt werden kann, befand. Ich hatte unsern letzten Vermögensrest, der zur Begleichung unserer Schulden zu dienen hatte, in unerklärlicher und unglaublicher Weise verloren. Der Ausbruch eines Concurses, in welchem der Vermögensverlust nicht nachgewiesen werden konnte, schien unausweichlich .... Ich war im Begriffe, mir das Leben zu nehmen, als ein glücklicher Zufall Sie Herr Graf in meine Nähe führte; mein laut geführtes Selbstgespräch ließ Sie rasch meine Lage erkennen und ...." Mergentheim mußte eine Pause machen, dem redlichen, sonst redegewandten Manne wurde es nicht leicht, die Lücke in seiner Erzählung, die aus Rücksicht entstehen mußte, rasch zu überbrücken, „Sie setzten mich in die Lage, allen unsern Verpflichtungen nachzukommen; Sie ...." wieder mußte Mergentheim einen Augenblick innehalten, um den passenden Ausdruck zu suchen, „übergaben mir eine Anweisung von hunderttausend Gulden auf S. M. Rothschild's Söhne. Ich remittirte diese Anweisung an den stärksten unserer Gläubiger in Frankfurt mit dem Ersuchen, dieselbe einzucassiren, sich den Betrag für unsere an ihn fällige Wechsel zu nehmen und wenn ich den Rest nicht binnen drei Tagen persönlich bei ihm erheben sollte, unsere Wechsel bei unseren beiden andern Gläubigern einzulösen."

Mergentheim machte eine kurze Pause, in seinen Gedanken übersprang er rasch die bedeutungsvollste Stunde seines Lebens und fuhr dann fort:

„Sie wissen es, Herr Graf, meine Befürchtungen, ich würde nicht selbst in Frankfurt erscheinen können, waren

nicht eingetroffen, ich konnte den Ueberschuß persönlich bei meinem Geschäftsfreunde erheben, und was mir am allerfreulichsten war, ich konnte meinem Vater sowohl das Unglück, den Verlust der großen Summe, als auch die ungewöhnliche Art, in welcher ich sie ersetzen konnte, verheimlichen und mein verewigter Vater hatte diese furchtbare, entsetzliche Episode meines Lebens bis an das friedliche Ende des seinigen nicht erfahren; und das ist auch der einzige Grund, daß volle fünfzehn Jahre verstreichen mußten, bevor ich vor Ihnen erscheinen konnte. Sie wissen es, Herr Graf, ich hatte Ihnen das vor fünfzehn Jahren mitgetheilt, wir waren aus Mangel an Capital, und mehr noch durch unsere strenge Solidität veranlaßt und eben im Begriffe, unser altes Bankgeschäft zu liquidiren. Nun trat aber, wie mehrfach in meinem Leben, ein unerwartetes, die Verhältnisse wesentlich veränderndes Ereigniß ein. Einer meiner großen Frankfurter Geschäftsfreunde, an den ich persönlich unsere Wechselschuld bezahlte, proponirte mir bei diesem Anlasse, uns bei einem bedeutendem Anlehensgeschäfte, das mit einem süddeutschen Staate abgeschlossen werden sollte, in einer Weise zu betheiligen, daß wir weder Capital einzulegen, noch irgend ein Risiko zu übernehmen hatten. Es hatte sich nämlich schon ein Banquier-Consortium gebildet, welches das erforderliche Capital aufgebracht; aber es wurde eine Kraft gesucht, welche die, nebenbei bemerkt, vollständig sicher fundirten Anlehens-Obligationen in erfolgreicher Weise auf den großen Börsen zu Markte bringen sollte, und da hatte unser Geschäftsfreund geglaubt, daß wir bei dem großen Vertrauen, das unser Haus Jahrhunderte lang genossen und durch unsere weitverzweigten Verbindungen, dem Consortium nützlich werden könnten; mit einem Worte, es war für uns nur ein Provisions-Geschäft, das in dieser Form bekanntlich nur Gewinn bringen kann. Es lag kein Grund vor, ein so vortheilhaftes Anerbieten abzuweisen, ich erklärte mich bereit hierzu und schrieb sofort an meinem Vater, daß ich Namens unserer Firma einem neuen, vortheilhaften Geschäfte beigetreten, und wir daher die Liquidation unserer Bankfirma noch verschieben müßten. Das Resultat unseres Geschäftes übertraf meine Erwartungen bei Weitem. Durch geschicktes, von günstigen Conjuncturen unterstütztes Operiren hatten wir in wenigen Monaten wieder ein großes Capital und auch an Bedeutung und Einfluß gewonnen. Wir konnten nun wieder mit voller Beruhigung unsere alte Firma fortführen, mein greiser Vater konnte unverändert in seiner ehrenvollen Stellung bleiben. Von jenem verhängnißvollen Tage an war wieder Gottes reichster Segen mit uns, unser Vermögen stieg mit jedem Jahre und mein Vater konnte am Ende einer würdig durchschrittenen Lebensbahn ruhig sterben, das Vermögen der alten Firma, die nun auf mich allein übergeht, zählt nach Millionen .... Das Alles, Herr Graf, danke ich dem großen Vertrauen, daß Sie mir damals geschenkt hatten, jenen hunderttausend Gulden, die ich von Ihnen im entscheidendsten Momente meines Lebens erhielt. Wenn ich ein unredlicher Mann gewesen wäre, hätte ich diesen Betrag zu unsern Gunsten verwenden können, ohne die daran geknüpften Bedingungen zu erfüllen. — Herr Graf! in dem Momente, als wir heute vor fünfzehn Jahren diesen ...." „Handel" hatte Mergentheim sagen wollen, er faßte sich aber und ergänzte glücklich rasch „diese Vereinbarung abgeschlossen, war ich zu betäubt, um mir ein richtiges Urtheil über das, was ich im Begriffe zu thun stand, bilden zu können. Ich wollte meine, meines Vaters, meines Hauses, meiner Familie Ehre um den Preis meines Lebens retten — das klingt schön, die Ehre steht höher

als das Leben — aber mein Leben, an das auch meine Gattin, meine Kinder Anspruch haben, mein Leben zu verkaufen — das klingt widerwärtig und erschien mir später bei näherem Bedenken unwürdig, häßlich .... Schon als ich glücklich von jenem Rendezvous zurückgekehrt, wollte ich Ihnen erklären, daß ich jene hunderttausend Gulden nicht als unser Eigenthum, daß ich sie nur als ein Darlehen von Ihnen betrachte; aber ich konnte eine solche Verpflichtung für die Firma nicht ohne Wissen und Willen meines Vaters, des Chefs des Hauses, eingehen, und dieser sollte ja von der ganzen Episode nichts erfahren, und ich konnte auch nicht eine Verpflichtung übernehmen, deren Erfüllung, so weit menschliche Voraussicht reichte, damals nicht im Bereiche der Möglichkeit lag .... Ich war schon ein Jahr später in der Lage, die hunderttausend Gulden zurückzuzahlen, aber ich war stets ein guter Sohn gewesen, mein Vater hatte bis in sein höchstes Greisenalter, bis unmittelbar vor seinem Tode, die oberste Leitung des Geschäftes behalten, und wenn die Summe von hunderttausend Gulden in den letzten Jahren auch dem colossalen Vermögen gegenüber, das wir neu erworben, nur eine unbedeutende Rolle spielte, so war ich doch immer nicht in der Lage, einen solchen Betrag aus unserer Cassa zu entnehmen, ohne daß es mein Vater erfahren hätte. Ich hätte allerdings dafür leicht einen Vorwand erfinden, behaupten können, daß ich diesen Betrag zu einem Privatzweck verwenden wolle, — als Mitchef und Miteigenthümer der Firma war ich hierzu berechtigt, — aber ich hatte nie, am allerwenigsten aber meinem Vater gegenüber, eine Unwahrheit ausgesprochen, — das Verheimlichen jener Episode war ja nur ein einfaches Verschweigen, — und ich konnte, so schmerzlich es mir auch fiel, meine Absicht nicht ausführen. Nun aber ist mein guter Vater seit acht Tagen todt, ich bin sein einziges Kind und daher sein einziger Erbe. — Das Erste, wozu ich mich moralisch verpflichtet fühle, ist, Ihnen Herr Graf, jene Summe zurück zu erstatten, die Sie mir vor fünfzehn Jahren gaben und die für mich und die Meinen so glückbringend geworden." So sprechend zog Mergentheim ein Portfeuille aus seiner Rocktasche, nahm aus demselben ein Paquet Noten und legte dasselbe vor dem Grafen auf den Tisch. „Ich betrachte diese hunderttausend Gulden als ein Darlehen von Ihnen, welches ich Ihnen hiermit mit vier Procent verzinst zurückerstatte, die Summe hat sich, wie Sie aus der beiliegenden Berechnung ersehen, durch Interessenanwächse beträchtlich vermehrt."

Der Graf und die Gräfin blickten überrascht auf. Im ersten Momente vermochte Oltheim nichts anderes zu thun, als unwillkürlich den großen Betrag mit einer raschen Handbewegung von sich weg, dem Banquier zuzuschieben, erst nachdem er sich etwas gesammelt, vermochte er zu sagen:

„Aber Herr Mergentheim, welche Idee! Wir hatten damals ein ...." „ein Geschäft" mochte er nicht sagen, das klang doch zu widerlich, „eine Vereinbarung getroffen," sagte er nach kurzem Bedenken, „Sie hatten mir, dem Fremden, Unbekannten den größten Dienst erwiesen, den es im Menschenleben gibt; Sie hatten nicht nur mein Leben, Sie hatten mir mehr, o! weit mehr als das, Sie hatten meine, meines treuen, herrlichen Weibes Ehre gerettet! Ihnen, nur Ihnen allein danke ich es, daß ich als glücklicher Gatte und Vater, als geehrter Mann lebe. Was Sie vor Kurzem in gütevoller, übertreibender Erkenntlichkeit von mir in Bezug auf sich gesagt, gilt in weit erhöhtem Maße und viel richtiger von mir Ihnen gegenüber. Ich und meine Frau, wir danken Ihnen Alles! .... Sie Herr Mergentheim, Sie hätten sich mit Gottes Hilfe doch auf irgend eine Weise

hinaufzuschwingen vermocht. Sie sehen es ja; wie Sie so eben erzählt, waren Sie, nachdem Sie Ihre Verbindlichkeiten erfüllt, ganz mittellos geblieben, und Ihrer von Gott gesegneten Thätigkeit gelang es doch, sich wieder zum mehrfachen Millionär emporzuschwingen .... Aber was hätte ich beginnen sollen? Wenn ich heut vor fünfzehn Jahren nicht Ihnen begegnet wäre, ich wäre entweder ein ehrloser, lebender oder ein todter, ehrloser Mann geworden, der die heiligsten Pflichten nicht zu erfüllen vermochte, der das Wesen, das er beglücken wollte und sollte, so weit es in seiner schwachen Menschenkraft stand, — verdarb, unsäglich unglücklich gemacht! .... Herr Mergentheim, Sie retteten damals meine Ehre — lassen Sie mich — um mich nicht vollends unter der Last unbezahlbarer Schuld der Dankbarkeit erdrücken zu lassen — annehmen, daß es mir damals zum Theil gelungen, durch ein für mich winzig kleines Opfer etwas zur Erhaltung Ihrer kostbaren Ehre beizutragen. Demüthigen Sie mich nicht dadurch, daß Sie mir ...." Der Graf hielt tief bewegt inne.

„Ihre selbstquälerische Befangenheit läßt Sie unser gegenseitiges Verhältniß im unrichtigen Lichte erscheinen" entgegnete Mergentheim. „Bei näherem Bedenken werden Sie kaum behaupten wollen, daß es mir ohne Ihr entscheidendes Eingreifen je hätte gelingen können, mich emporzuschwingen .... Zwei Minuten später wäre ich, ein todter Mann, mit zerschmetterter Hirnschale am Boden gelegen; dann wäre meines Hauses Ehre für immer verloren gewesen, mein alter Vater hätte gewiß nicht die Schmach, mein armes Weib nicht den Schmerz um den geliebten Gatten ertragen können, — wie ich es schon gesagt habe, ich danke Ihnen Alles — und Sie haben mich vor einer That bewahrt, die der Mensch nur im vollen Uebermaße unerträglichen Leides entschuldbar findet, — vor einem Selbstmord! Für mich gab es eine Minute später keine Rettung! .... Streiten wir nicht, sagen wir, wir haben uns gegenseitig einen großen Dienst, sagen wir, den größten, den es im Menschenleben geben kann, erwiesen; Sie retteten mein Leben, mein und der Meinigen Ehre und Lebensglück; — ich rettete Ihr Leben, Ihr und der Ihrigen Ehre und Lebensglück; der gegenseitige Dienst als solcher hätte sich aufgehoben, obwohl selbstredend das Gefühl gegenseitigen Wohlwollens, gegenseitiger Erkenntlichkeit nicht zu erlöschen braucht, aber wenn Sie es genau erwägen, bin ich noch immer der mehr Verpflichtete, mein Leben war, wenn Sie nicht im letzten Momente rettend für mich eintraten, verloren; Sie Herr Graf, Sie hatten noch immer eine gute Chance für sich, — wenn sie ihren Gegner beim ersten Gange niederschoßen und durch einen glücklichen Zufall unversehrt blieben — Sie, Herr Graf, durften von dem Rechte der Selbstvertheidigung Gebrauch machen — waren Sie gerettet!"

„Ah!" unterbrach ihn der Graf heftig, „Sie können das unmöglich glauben, was Sie allzugütig mir selbst glauben machen wollen, ... ich ...."

„Herr Graf, enden wir, wenn es Ihnen beliebt, das Gespräch über diesen Gegenstand, ich versichere Ihnen mit meinem Ehrenworte, daß nichts auf Erden mich bewegen könnte, diese Summe zu behalten; ich wiederhole es: daß ein Mann Alles einsetzt, um seine und eines andern Mannes Ehre zu retten, erscheint würdig, läßt sich vertreten; aber daß ein Familienvater sein Leben für Geld verkauft, erschien mir dann später, bei ruhigem Erwägen schmählich, unwürdig .... Der Gedanke hat mich fünfzehn Jahre lang gequält, aber ich konnte nichts thun, die Verhältnisse hatten mir die Hände gebunden. Ich bin glücklich, mich heute von diesem zu befreien .... wie ich schon gesagt habe, es gibt nichts auf Erden, das meinen

festen Entschluß zu ändern, zu erschüttern vermöchte."

Mergentheim hatte sich lebhaft erhoben, der Graf blickte bedrückt, traurig zu Boden.

„Gestatte mir, lieber Mann," begann jetzt die Gräfin, sich das Erstemal in die erregte Conversation mischend, indem sie ihre schöne Hand wie beschwichtigend auf des Grafen Schulter legte, „meine Meinung über diesen Fall auszusprechen. Du hast es da mit einem obstinaten Gegner zu thun," fuhr sie mit einem anmuthigen Lächeln fort, während ihr gleichzeitig eine Thräne ins Auge trat, „ich sehe es, Herr Mergentheim wird bei seinen Anschauungen beharren, über die ich eben so wenig als Du ein richtiges Urtheil habe, wir sind eben die Betheiligten und daher befangen, und einen Andern", ein tiefes Erröthen flammte über ihre noch immer herrlichen Züge, „kann man nicht entscheiden lassen, das Geheimniß wird wohl mit uns Dreien unenthüllt und unentdeckt zu Grabe gehen. Mein lieber Konrad, es wird Dir wohl nichts Anderes übrig bleiben, als nachzugeben, nicht eigensinnig darauf zu beharren, daß Herr Mergentheim das Geld behalte, wozu Du ihn ja auch nicht nöthigen kannst, es bleibt Dir kein anderer Ausdruck der Erkenntlichkeit übrig, als Herrn Mergentheim für den ..." die Stimme der Gräfin klang jetzt zitternd und leise, und wieder überlohte dunkle Röthe ihr Gesicht, „endlos großen Dienst, den er uns geleistet, Deine Freundschaft anzubieten ...."

„Die nehme ich an", unterbrach sie Mergentheim stürmisch, indem er dem Grafen seine Rechte reichte, in welcher dieser kräftig einschlug.

„Und wenn dieser Betrag wieder in Dein Eigenthum übergehen soll", fuhr die Gräfin fort, „so bitte ich Dich, mir die Verfügung über denselben zu gestatten; so grausam wird unser edler Freund Herr Mergentheim wohl nicht sein, uns bei der Disposition über diesen Betrag tyrannisiren zu wollen.... Bester Konrad bestimme ihn einem wohlthätigen Zwecke und ich habe auch schon diesen gefunden; errichte in D., der Heimat des Herrn Mergentheim ein Asyl für redliche, würdige Kaufleute, die ohne ihr Verschulden zu Grunde gingen. Herr Mergentheim wird wohl die Güte haben, diesen Betrag dem Magistrate seiner Vaterstadt namens eines ungenannt sein Wollenden zu diesem Zwecke zu überreichen."

„Bei Gott! Helene, Du hast auch diesmal wie immer das Richtige, die schönste Lösung getroffen!" rief der Graf. „Damit sind Sie wohl einverstanden? bei der Ausführung dieses Projectes werden Sie uns doch keine Hindernisse bereiten?

„Gewiß nicht", entgegnete Mergentheim lächelnd, „im Gegentheil, ich danke Ihnen herzlichst namens aller jener, die einst durch Ihre Stiftung erfreut werden sollen."

„Ihr feiert heute in schönster Weise den Jahrestag eines merkwürdigen Zusammentreffens, das Gott in seiner Allhuld wunderbar zum Guten gefügt hat!" sprach die Gräfin.

„Und nun lieber Freund Mergentheim!" rief der Graf, „möchte ich Sie bitten, sich unsere Gastfreundschaft längere Zeit gefallen zu lassen, längere Zeit auf unserem Schlosse zu verweilen."

„Es würde mir" fügte die Gräfin hinzu, „das höchste Vergnügen bereiten, wenn es uns möglich wäre, auch Ihre Frau Gemalin, auch Ihre Familie näher kennen zu lernen, wenn auch diese uns zu einem längern Aufenthalte besuchen würde."

„Ich würde gerne Ihre Wünsche erfüllen" erwiderte Mergentheim; „aber ich befinde mich noch immer in einer gedrückten Stimmung, der Tod meines greisen Vaters hat eine große Lücke in mein Leben gerissen, die Wunde ist noch zu frisch, sie muß erst verharschen; ich wäre ein schlechter Gesellschafter,

auch bin ich jetzt kurz nach dem Ableben meines Vaters im erhöhten Maße beschäftigt und es war nur die Dringlichkeit der Angelegenheit, welche so eben durch die Entscheidung der Frau Gräfin in beiderseitig zufriedenstellender Weise erledigt wurde, die mich veranlassen konnte, für kurze Zeit vom Hause wegzureisen und ich muß so bald als möglich wieder zurückkehren. Dagegen erlaube ich mir, Ihnen folgenden Vorschlag zu machen. Sie, Herr Graf, der Sie jetzt, wie ich aus den Zeitungen erfahren, ein freier Mann sind, — Sie haben in Folge Ihrer Wunden einen ehrenvollen Abschied und bei dieser Gelegenheit eine hohe Auszeichnung erhalten, — beehren mich in dem nun bald herannahenden Winter mit Ihrer Familie mit einem längeren Besuche in D.; unser Haus ist groß genug, auch so liebe, werthe Gäste zu beherbergen; dagegen will ich dann, so's Gott beliebt, im Herbste des nächsten Jahres, wo meine Jungens Ferien haben, einige Wochen mit meiner ganzen Familie hier verleben."

„Abgemacht!" rief der Graf, „aber wenigstens bis morgen müssen Sie unser lieber Gast bleiben, dann führt Sie unser Wagen zur nächsten Bahnstation."

„Dieser freundlichen Einladung will ich gerne Folge leisten" entgegnete der Bankier.

„Ich bitte Sie, geehrter Freund, das Geld zu sich zu stecken und in Ihrer Vaterstadt seinem Zwecke zuzuführen und" der Graf sah auf die Uhr „es ist unsere Speisestunde und Sie werden wohl jetzt, nachdem unser Geschäft so zufriedenstellend geordnet ist, empfinden, daß Sie von der mehrstündigen Fahrt vom Bahnhofe in frischer Herbstluft Appetit bekommen haben; ich bitte, meiner Frau den Arm zu reichen — wenn's gefällig ist, gehen wir zu Tische!"

* * *

Im nächsten Frühjahre beim Beginne der Bauzeit, wurde in D. im Beisein der Spitzen der Behörden und aller Honoratioren der Stadt der Grundstein zu einem Asyle für ohne Verschulden verunglückte Kaufleute gelegt.

Ein ungenannter Wohlthäter hatte zu diesem Zwecke durch Ulrich Mergentheim einen Betrag von nahezu zweimalhunderttausend Gulden erlegen lassen. Zuerst hatte die öffentliche Meinung seinen verstorbenen Vater als den Spender bezeichnet; aber als die zahlreichen Stiftungen und Legate, die dieser in seinem Testamente an Humanitäts- und gemeinnützige Anstalten vermacht hatte, zur allgemeinen Kenntniß gelangten, fand man keinen Grund zu glauben, daß er gerade diese großartige Stiftung anonym in's Leben hatte rufen wollen.

Unter den zur Grundsteinlegung Geladenen befand sich Ulrich Mergentheim als Stadtrath und hervorragende Persönlichkeit und er hatte Gäste, die zu Besuch bei ihm verweilten, den preußischen General Graf Oltheim und dessen Gemalin mitgebracht. Bei dem Bankette, das bei diesem Anlasse auf dem Stadthause gegeben wurde, erklärte Mergentheim, er beabsichtige den Fond der heute in's Leben gerufenen Stiftung durch einen Beitrag von sechzigtausend Gulden zu erhöhen, eine Mittheilung, die von den Anwesenden mit lautem Beifall aufgenommen wurde und dem Vicebürgermeister — der Bürgermeister hatte den ersten Toast auf das Wohl des Landesherrn ausgebracht — Veranlassung gab, dem ersten Bürger und der Zierde der Stadt, den würdigen Sohn eines edlen Vaters, Ulrich Mergentheim, nach einer sehr blumenreichen Rede hoch leben zu lassen. — Nachdem die Hochrufe und das Anschlagen der Champagnergläser verklungen, erbat sich der fremde norddeutsche Graf das Wort und während Jedermann

sich auf eine Tischrede gefaßt machte, erfuhren die Anwesenden zu ihrer Ueberraschung, daß die Gräfin Helene Oltheim dem Asyle, das ein ungenannter Wohlthäter in's Leben gerufen, die Ersparnisse ihres Nadel- und Wirthschaftsgeldes, die sich im Laufe von fünfzehn Jahren zu dem schönen Sümmchen von vierzigtausend Thalern herausgerundet hatten, zuwende.

Diese ungewöhnlichen Vorfälle, die von den Zeitungen rasch verbreitet wurden, erregten auch in weitern Kreisen großes Aufsehen, wurden vielfach besprochen und bei dieser Veranlassung wieder die verschiedensten Vermuthungen über den unbekannten Gründer aufgestellt; aber Niemand ahnte, welcher finstern Stunde das schöne stattliche Haus in D. seinen Ursprung verdanke.

Der Fremde im Vaterhause.

Ein Bild aus Tirol von P. K. Rosegger.

Die Thür geht auf, in den Saal tritt der Institutsvorsteher.

„Anderlacher Franz!" ruft er.

„Hier!" antwortet ein zwölfjähriger Junge aus dem Pusterthale. Ja, das war der Anderlacher Franz, der Sohn des Hegers „unter der Alm", den sein Vater nach Innsbruck geschickt hatte, um „geistlich" zu werden.

„Ein Brief!" sagte der Vorsteher.

„O je!" riefen die andern Jungen, „ein blinder — der hat keine rothen Augen!"

Der Anderlacher Franz war fast der Einzige im Institut, der niemals einen jener Briefe bekam, welche durch die fünf rothen Augen des Petschafts den Empfänger so freundlich anlachen. Franzens Vater wußte nicht, daß ein Mensch, wenn er zu essen und zu trinken, ein Gewand und ein Dach hat, auch noch Geld brauchen könne. Sein Bauernhaus lag im Gebirge — für ein Bauernhaus zu hoch, für eine Almwirthschaft zu tief, für ein „Kleingütel" gerade recht. Macht nichts. Wenn aus diesem Hause ein geistlicher Herr hervorgeht, dann hat es mehr, als seine Schuldigkeit gethan.

Nun, der kleine Franz drängte sich freudig zwischen seinen Collegen durch, um den Brief in Empfang zu nehmen. Damit begab er sich eilig hinaus auf den Gang zum Hoffenster; er wollte nicht, daß ihm beim Lesen ein neugieriges Auge über die Achsel gucke. Das Schreiben war zwar von seinem Vater, aber es war doch wieder nicht von seinem Vater — und die Genossen brauchen es nicht zu wissen, daß sein Vater nicht schreiben kann.

Und richtig, der Franz kennt die Schrift sogleich — der Herr Pfarrer von St. Agnes ist es wieder. Der gute, alte Herr hat den Jungen selbst nach Innsbruck gebracht und seitdem schreibt er ihm Alles nach, was daheim vorgeht und was Vater, Mutter, Ahne, Schwester und Bruder ihm sagen lassen.

In dem heutigen Brief steht Folgendes:

„Lieber Franzel!

Ich hoffe, daß Dich diese Worte in guter Gesundheit finden werden, wie Du ja vernünftig bist, dieses größte Geschenk Gottes dankbar zu behüten.

Durch das Semesterzeugniß, welches Du Deinem letzten Briefe beigelegt, hast Du den Deinen und mir eine rechte Freude gemacht.

Besonders freut es mich, daß es mit dem Latein so gut geht; das Rechnen wird sich schon machen. Nur fort so, lieber Franz! Bei Deinen Eltern ist Alles wohlauf; Dein Vater sagte mir, daß die Großmutter schon die Wochen zählt, bis Du auf die Vacanzen kommst. Es sind deren nur mehr neun. Wir wollen dann recht heiter sein und darfst mir nicht jeden Tag auf den Berg hinauf, bleibst im Pfarrhof und bis dahin wird auch die neue Kugelbahn fertig sein.

Bei Deinen Eltern daheim wirst ohnehin keinen Platz haben. Dein Vater, scheint es, will Dir die Sache nicht schreiben, aber ich muß Dir's doch verrathen, was daheim vorgeht.

Vor einiger Zeit — ich glaube, es ist schon drei Monate — haben sie bei Dir daheim Einquartierung erhalten. Es ist unbequem und ganz absonderlich. Ein junger Mensch ist gekommen und der hat sich festgesetzt und läßt sich gar nicht mehr fortbringen. Und das nicht genug, er nimmt das ganze Haus in Anspruch und will bedient sein; ist dazu noch unglaublich wählerisch an Nahrung und Allem, was man ihm aus Güte thut — kurzum, er spielt den Herrn im Hause. Die Leute müssen noch freundlich mit ihm umgehen und allerlei Rücksichten beobachten — ich weiß nicht, ob sich der junge Student mit diesem Menschen wird vertragen können.

Nun, es wird sich Alles thun, Franzel, bleibe nur hübsch brav und vergiß nicht auf Deine Eltern und auf Deinen väterlichen Freund

Josef Paumgarten,
Curat zu St. Agnes."

Dem Briefe beigelegt, in ein feines Papier gewickelt, war ein Guldenschein, über den sich der Knabe den Kopf zerbrach, was der Pfarrer von St. Agnes aus der Stadt dafür geschickt haben wollte. Im Schreiben fand sich darüber keine Bemerkung.

Aber noch mehr Kopfzerbrechens verursachte dem Burschen der Bericht über den seltsamen, fremden Menschen, der in sein Elternhaus gekommen sein soll. Warum ihn nur der Vater nicht fortschickte, wenn er so herrisch und zuhabig ist? Im Hause ist ohnehin nicht überflüssig viel Sach', was soll noch ein Fremder mitschmarotzen! Ob denn der Vater etwa einen Gläubiger hat, der sich so unsauber eindrängt? Ob er nicht gar etwa das Haus an Jenen verkauft hat? — Nein, nein, heimlich, das thut der Vater nicht. Der hat kein Geheimniß vor der Mutter und die Mutter hätte sicherlich Alles schreiben lassen.

Oder? —

Jetzt hatte er's und das war's, das mußte es sein — albern, daß es ihm nicht früher eingefallen. Ein Executions-Soldat. Hatte der Vater nicht so oft erzählt von Executions-Soldaten, die vom Amte dem Bauer in's Haus geschickt werden, wenn der nicht zu rechter Zeit die Steuer erschwingen kann? Werden in's Haus geschickt und bleiben sitzen und lassen sich gut geschehen und spielen den Herrn, bis das Geld erlegt wird. Und da bläht sich hernachen so Einer auf und je mehr er — sagt der Vater — in der Kasern' hat kuschen müssen, desto närrischer stranzt er sich und muß Alles zuweg sein, was er verlangt. — Der Franzel selber hatte einen solchen Schüsselreiter gekannt. Ein Croate war's, konnte auf deutsch nur Braten, Butter und Kuchen sagen und wenn die Mutter nicht jeden Tag damit aufzuwarten vermochte, Etliches auf deutsch gottslästerlich fluchen. Der Vater fand sich beim Steueramt um einige Gulden im Rückstand, weil das für dasselbe Jahr zu verkäufliche Stück Vieh in einen Abgrund gestürzt war. Nun blieb der Soldat so lange im Haus, bis der Anderlacher bei guten Nachbarsleuten das Geld zusammengebracht hatte. Das währte wochenlang, der Croat aß dreimal so

viel auf, als was das Steuergeld ausmachte, lag größtentheils auf der Ofenbank und vernebelte des Vaters Tabak oder er ging im Kuhstalle um und stellte der Magd nach, die vor ihm kreischend davonlief, wie die Henne vor dem Geier. Bis endlich das Steuerbüchel gedeckt war, hatte der Kerl auf gut deutsch fluchen gelernt und ohne „Vergeltsgott" und ohne „Dankdirgott" ist er davon gegangen.

Kein Zweifel, so Einer hält auch jetzt das Elternhaus belagert, so Einer liegt ihnen auch jetzt in der Schüssel auf der Ofenbank und weiß Gott wo sonst überall herum.

In einem nächsten Brief nach Hause stellte der Anderlacher Franz unter Andern die zwei Fragen: „Ist der lästige Mensch noch im Haus und was soll ich dem Herrn Pfarrer für den geschickten Gulden einkaufen?"

Antwortete wieder der Pfarrer: „Der Mensch ist immer noch im Hause und der Gulden, lieber Franzel, gehört Dein. Wenn ich Dir's nicht geschrieben habe, so hättest Du Dir's selber denken können. Heute liegt das Geld zur Heimreise bei; sei vorsichtig. Im Posthause zu Brixen frage dem Hans Halbscheid nach, mit dem fahre bis Bruneck. Wir erwarten Dich mit Freuden."

Ein herzensguter Mann, der Herr Pfarrer — aber diese verdächtige Einquartierung daheim!

Die Vacanzen sind da.

Als der Franzel sein Zeugniß bekommt, muß er an sich halten, daß er nicht laut aufjauchzt; das thäte sich im Lehrsaal doch nicht schicken. Der Franzel ist in seiner Classe der Erste.

„Das gibt noch einen Bischof," scherzte der Professor. „Vor Zeiten zwar hat man den Frömmsten dazugemacht, aber heute steckt man den Gescheidtesten unter die Schnabelhaube. Mußt Dir aber nichts einbilden, Anderlacher."

Bischof hin und Bischof her — der Franzel geht jetzt heim auf die Alm. Da gibt's Vogelfangen zu stellen, Forellen zu fischen, zu reiten auf des Kronenwirths Braunen und die Kugelbahn ist auch fertig! Vielleicht läßt sich sogar mit dem Executionssoldaten was anfangen; leiht er nur sein Gewehr — im Schachen gibt's Spatzen.

Flink packt er seine sieben Sachen in eine Handtasche, hängt um sein graues Jäcklein mit dem Sammtkragen das Seitentäschchen, birgt noch die Reisedecke in den Wagen und den großen Regenschirm. Oh, dieser Regenschirm ist seine Pein; was hat er dieses Schirmes wegen schon für Verfolgung ausstehen müssen! Aber die Mutter hat's nicht anders gethan, hat gesagt, als er fort nach Innsbruck ging, sie hätte keine ruhige Stund', wenn er den Regenschirm nicht mitnehme, man wisse niemals, was für ein Wetter einfalle. So nahm der Junge das Unding, das größer war, als er selber, unter den Arm und trug es in die schöne Stadt Innsbruck. Dort bei den Collegen ging das Gehetze los, sie nannten ihn den Paraplui-Jakel und wenn er den Schirm einmal aufspannte, so drängte sich die ganze, johlende Rotte unter demselben herbei und sie stießen ihn hin und her wie Böcke. Es war keine Ruhe, bis der arme Franzel den Schuldiener bat, das rothe Ungeheuer zu verbergen. Aber wie die Mutter gesagt hatte, daß er den großen Regenschirm mit nach Innsbruck nehmen solle, so hatte der Vater ihm eingeschärft, daß er denselben wieder nach Hause bringen müsse. Darum wählte nun der Student zur Abreise eine dunkle Abendstunde und noch einmal schwang er sein Tuchkäppchen mit dem glänzenden Schildchen zum Scheidegruß der schönen Hauptstadt von Tirol — und fröhlich ging's der Heimat zu.

Was waren ihm die Berghöhen so sonnig und die Morgenschatten so thaufrisch! Was wuchsen ihm an den Füßen die Flügel, gleich dem steiner-

nen Knaben auf dem Hause der Handelsschule zu Innsbruck, was ging ihm das Herz auf!

An der Siller schnitt er sich einen Haselstock, den braucht er unterwegs und kommt er heim, so mag's etwan auch nicht schaden, wenn der fremde Mensch sieht, er bringe so was mit.

* * *

Am Samstag-Abend ist's, vor Jakobi.

Im Hause unter der Alm ist's schon um drei Uhr Feierabend. Der Samstag-Abend gehört unserer lieben Frauen. Der Hausvater läßt die Arbeit im Walde ruhen, kommt hemdärmelig, wie er an Sommertagen stets umgeht, in's Haus. Auf dem Filz hat er immer die Hahnenfeder, die holt er sich gelegentlich selber von der Luft herab. Mit heiler Haut kommt er selten vom Hage heim, hat's an den Kleidern keinen Riß, so gibt's am Finger eine Schramme. Es ist wohl wahr, er ringt mit der Arbeit trotz, wenn er dabei ist. Ihr seht auch kein Fleckel an seiner Hand, an seiner stets luftigen Brust, an seinem Gesicht, auf welchem nicht einmal eine Wunde war. Vernarbt und verwegen sieht er aus, der knorbelige Mann mit dem buschigen Schnurbart; da er jetzt in die Stube tritt, sagt er zu seinem Weibe: „Du Mutter, klenk' (nadle) mir das Leible z'samm!"

Wahrhaftig, das Leible ist arg auseinander, aber die Hausfrau setzt sich auf den Schämmel: „Na, duck' Dich her, Vater!" und bald ist Alles geschlichtet.

Jetzt schickt er sich an, seine Pfeife zu laden — geschnitzt hat sie der Rinleger-Sepp. Und das barfüßige Tonnerle muß mit dem funkelnden Stahlzünglein in die Küche um eine glühende Kohle. Dieweilen kommt schon das Büble gesprungen, klettert auf des Vaters Knie, will „reiten nach Wien, in die Kaiserstadt hin", und das Maidle kettet dienstfertig des Vaters Lendengurt loser und das Kleinste — das erst vor Kurzem seine eigenen Händchen entdeckt hat und wie sie brauchbar sind zum Anpacken — langt nach der Pfeifen-Quaste oder gar kecklich nach dem „Schnautzbart", unter dem von Zeit zu Zeit — der Anderlacher ist haushälterisch im Genuß — ein dünnes Rauchwirbelchen hervorquillt. So sitzt er mitten unter den Seinen und schaut ernsthaft drein — aber inwendig, da schmunzelt sein Herz. Er spricht nicht von Glück, aber er fühlt es.

Warum nur die Weibsleute keinen Feierabend haben?

Der Rinleger Sepp ist ein alter Spintisirer, der erklärt Alles, der weiß auch, warum an Samstagen die Weibsleute keinen Feierabend haben, sondern bis spät in die Nacht in Haus und Scheuer beschäftigt sind, während die Mannsleute schon ihren Vergnügungen nachgehen, oder ihrer Ruhe obliegen. „Denen mit dem langen Haar und mit dem kurzen Verstand hat Gott deswegen die Samstagsrast versagt, weil sie doch nicht thäten rasten, sondern vor dem Spiegel stehen und Haar flechten und Hoffart betreiben. Da ist's gescheidter, Kübeln waschen, Töpfe scheuern und Fußboden reiben. Wollen sie schon was putzen, so ist's von wegen der himmlischen Freud' besser, sie putzen was Anderes, als sich selber."

Das Maidle soll noch mit dem Garnsträhn fertig werden, der über den Haspel gespannt ist; denn wenn über den Sonntag im Hause ein unabgezogener Faden bleibt, sei's am Rocken, sei's am Haspel, sei's am Spullen, sei's beim Nähkorb — so kommt gleich die Maus der Gertrudis und beißt den Faden ab oder webt allerlei Verbruß hinein.

Die Anderlacherin hat eben auch keine Ruh', sie ist ein recht „g'schmackiges," anmuthiges Weibchen, sie schafft an der Wiege. 's ist ein süß' Geschäft, süßer, als Feierabend. —

Das sagt auch die alte Ahndl, (Großmutter) die sich ebenfalls um die Wiege zu thun macht und nicht eher Frieden findet, als bis sie den Platz erobert hat. Der „süße Namen“ JHS, der zu Haupten der Wiege gemalt ist, macht's nicht aus; aber das Büberle, das Lieberle, das drinnen liegt! Geschaukelt will der kleine Martin sein, wenn er den Leuten den Gefallen thun soll, jetzt, da noch die sonnengoldigen Bäume zum Fenster hereinschauen, schon zu schlafen.

„Kindlein haben gut schlafen,“ meint die Ahndl, „Kindlein träumen immer vom Himmelreich.“

Sie schaukelt und singt:

„Nutz Heidl, mein Schatz,
Auf'm Ofen steht die Katz,
Die schwarze und die weiße,
Die will das Büble beiße.

Nutz hei ab, nutz hei ab,
Das Katzl lauft den Steig ab,
Lauft ein schwarzes Hündl nach,
Beißt dem Katzl 's Fußel ab.

Nutz Heidl,
Grüne Stäudl,
Rothe Beerl dran,
's Büble schlaft schon.“

Das alte Mütterlein lullt sich dabei schier selber in den Schlaf, das Martinele hingegen thut die Aeuglein hell auf und zappelt mit den Beinchen unter der Decke und just heut' will es nicht zur Ruh' kommen.

's ist aber auch kein Fried' im Haus — ein ketzerhaftes Poltern vor der Thür und schnurgerade will der Hund von der Kette ab und — sonst doch so ein gescheidtes Thier — bellt er und winselt heute, wie närrisch.

„Geh' Maidle, schau, was draußen hergeht.“

Das Maidle macht kaum die Thür auf: „Herr Jesseles, der Franzel!“

Ein Geschrei durch's kleine Haus: „Der Franzel ist da!“

Ein Herbeistürzen aus der Küche, aus der Kammer, vom Hofe herein. Nur der Vater — so sehr ihm auch die Freude aus den Augen leuchtet — trottet langsam, er weiß, der Junge läuft ihm nicht davon. Die Mutter, schier schämig vor dem Herrn Sohn, wischt mit der Schürze den Arm, daß er tauglich wird zum Willkomm; sie denkt: ein Bissel wird sie wohl schon geweiht sein, seine Hand. Das geschäftige Maidle hat ihm die Reisetasche abgenommen und den Regenschirm — gottlob, diesen Regenschirm! Vom Kronenwirth die Burga bringt den Handsack herein. So kommen sie zusammen...

„Gott Ehr' und Dank, daß Du nur da bist!“ schreit die Mutter.

„Grüß' Gott, Franzel!“ sagt der Vater schmunzelnd.

Der Franz sagt gar nichts, er lächelt nur ein wenig und da hat er richtig noch seine beiden Grübchen hinter den Mundwinkeln! — Man weiß nicht, ob sie sich Alle die Hände gedrückt haben; Kuß hat's keinen gesetzt. So ein Küssen ist nicht der Brauch dort im Gebirge, wo die Tannen wachsen.

Die Ahndl ist im ersten Freudenschreck in den hintersten Ofenwinkel gerannt und an ihre Rockfalte hat sich das größere Knäblein geschmiegt, dem ist diese Rockfalte zu aller Zeit der sicherste Hort. Nun schleicht das Mütterchen mälig hervor und luget unter der Achsel dessen durch, der dort Vater, hier Sohn ist, ihr Kind, das ihr die anderen Kleinen in den Arm gelegt. Sie luget auf den Franzel hin. — „Gewachsen!“ murmelt sie, „gottunmöglich gewachsen!“ Und endlich fällt sie drein mit ihren Herzensworten und hält den schönen, heimkehrenden Enkel zitternd die alten Hände entgegen.

„Und bist heut' schon von Bruneck her?“ fragt der Anderlacher. Drauf ist die Sprache vom Wege und daß er rechtschaffen steil ist und ob der Brunecker Postmeister den Schimmel vom Kronenwirth noch habe? — Was schiert er sich jetzt um solche

Sachen, der Anderlacher, aber er will reden und es fällt ihm gar nichts Anders ein. Das alte Mütterlein kann sich länger nicht mehr halten. „Du Franzel", lispelt sie dem Jungen zu, „jetzt haben wir aber Einen im Haus, den Du noch gar nicht kennst!"

„Ja richtig?" sagt der muntere Student, „der Pfarrer hat mir's geschrieben, hat sich der Kerl noch nicht getrollt?"

Sie schauten sich gegenseitig an.

„Sicherlich wieder so ein Soldat?"

Jetzt wendet sich die Mutter, daß der Blick frei wird auf die Wiege, jetzt hebt sie das kleinwinzige Martinele auf: „Ja, Franz, der ist gekommen, dieweilen du z'Innsbruck bist gewesen."

Da macht der Bursche große Augen: Der!

„Er will Dein Bruder sein," sagt die Mutter.

Der Franz ist still und macht ein merkwürdig herziges Gesicht. — Noch in der Reiserüstung streckt er lächelnd die Arme aus nach dem Brüderchen. Aber der Kleine sträubt sich baß, stemmt das nackte Händchen trotzig gegen des Angreifers Brust, dann halb in Furcht und halb im Vertrauen blickt er ihm wie sinnend in's braune Auge und jetzt will's ihm schier bedünken, dem kleinen Martinele, der junge Mann hätte gute Aehnlichkeit mit dem Tonele, mit dem Maidle und Allen.

Der Maler — Franz Defregger ist sein Name — hat diese liebliche Scene geschaut und in einem Bilde, „Die Brüder" genannt, zu unserer Lust dargestellt. —

Und das kleine Martinele, ein wenig zurückhaltend noch, aber im Ganzen nicht ungern trachtet es hinüber zu Dem, der es so liebherzig anblickt.

Glücklich ist die Mutter und der Vater luget gar stolz und vergnügt auf seine zwei Buben, als wollt' er zu Jedem von beiden sagen: Schau, da hab' ich auch noch so Einen! — Ja Gottlob, die Tiroler kommen nicht ab; unter der Alm stehen sie nach der Orgelpfeife und der Rosenkranz, noch ist er nicht zu Ende! Drauf schielt er so schalkhaft hin, was sich der zwölfjährige Bursch' nur dabei denken mag. — Und dem Großmütterchen wird jetzt warm bis in die Zehenspitzen hinab und sein altes Auge leuchtet noch einmal auf und sein Fühlen ist Segen und nichts als Segen für die Brüder, die sich so gefunden. Wie ihre Arme, so sind nun ihre Leben in einander verschlungen, sie werden zusammenstehen in unlöslicher Brüderlichkeit auf dieser harten Welt. Großmutter sieht den Tag, da steht das Martinele vor dem Altare in der Kirche zu St. Agnes, aber nicht mehr so klein als heute; zu seiner Seite die Braut, rechtschaffen und schön — und aus der Sakristei kommt der Bruder, der geistliche Herr, und gibt treuen, feuchten Auges wie heute dem Martinele das, was er selbst nicht hat — ein liebes Weib.

Aus Goethe's Glaubenswelt.

Von Prof. K. J. Schröer.

Den 24. October 1826 sandte Goethe an Marianne Willemer ein gesticktes Kopfkissen und schrieb dazu:

— Mich denkend sieh es freundlich an,
Mich liebend lehne Dich daran.

Zugleich sandte er ihr einige Blätter seiner Lieblingspflanze Bryophyllum calycinum. Wenn man ein Blatt dieser Pflanze halb in Erde einlegt, so sprießen aus den Rändern neue Pflanzen hervor und wuchern reichlich fort.

Goethe schrieb dazu:

Was erst still gekeimt in Sachsen,
Soll am Maine freudig wachsen.
Flach auf guten Grund gelegt,
Merke wie es Wurzel schlägt,
Dann der Pflänzlein frische Menge
Steigt in lustigem Gedränge.
Mäßig warm und mäßig feucht
Ist was ihnen heilsam däucht.
Wenn Du's gut mit ihnen meinst,
Blühen sie Dir wohl dereinst.

Den 19. April 1830 sandte er ihr wieder neue Blätter und schrieb dazu:

Wie aus Einem Blatt unzählig
Frische Lebenszweige sprießen,
Mögst in Einer Liebe selig
Tausendfaches Glück genießen.

Er nannte das Bryophyllum *eine pantheistische Pflanze, das lebendigste Bild der Morphologie.* Ein andermal sagt er darüber: *Das immerfort wachsende Lebende ist doch ein gar zu hübsches Bild und Gleichniß des Wesens, von dem wir uns kein Bild machen sollen!*

In dem *immerfort wachsenden Lebenden* sieht Goethe das Göttliche, Gott. An die Stirne seiner Morphologie schreibt er als Motto den 11. Vers aus dem 9. Capitel des Buches Hiob: „Siehe, er geht vor mir über, eh' ich's gewahr werde *und verwandelt sich*, eh' ich's merke."

Das Gesetz der Verwandlungen der Organismen ist es, mit dem er, Epoche machend, in den Naturwissenschaften auftritt.

Die Gliederung eines Organismus erscheint ursprünglich als Wiederholung einzelner Theile. Bei den Ringelwürmern und bei ähnlichen einfachen Pflanzen erscheinen die Glieder noch gleichartig. Durch Verschmelzung, Umformung, Verkleinerung, Vergrößerung einzelner Theile werden diese, äußern Einflüssen nachgebend, verschieben und es entstehen höher entwickelte Organismen.

Das Gesetz der Verwandlung der einzelnen Theile eines Organismus in andere Formen, die Aufsuchung der Gründe dieser Verwandlung führt in das Innere, in das Leben des einzelnen organischen Individuums, so wie es zugleich die Entwickelung einer Gattung von Organismen in die andere enthüllt.

Wie mußte Goethe die Pflanze willkommen sein, die in jedem ihrer Theile die Fähigkeit zeigte, ein neues volles Individuum von ihrer Art hervorzubringen und sich gleichzeitig nach allen Seiten hin zu vervielfältigen.

Den 5. Juni 1826 erhielt Boisserée zwei Blätter der Pflanze von Goethe und meldet ihm den 18. Juni: „Nun keimen die jungen Pflänzchen schon ganz lustig aus den Rändern hervor."

Da Boisserée 1830 sich wieder neue Blätter erbat, erhielt er eine frische Sendung den 23. Juli, aber

aus dem botanischen Garten, mit der Bemerkung Goethe's: „Eigene Pflanzen hab' ich so schön von unten herauf gezogen, daß ich es nicht über das Herz bringen kann, eins abzubrechen." Es ist etwas ganz eigenes mit der Freude Goethe's an dieser Pflanze. Wenn auch andere Fettpflanzen ähnlicher Fortpflanzung fähig sind, sowie ja auch andere Pflanzen durch Setzlinge und „Stupfer" vermehrt werden, so scheint dies doch am Bryophyllum, wo zahlreiche neue Pflanzen zugleich aus den Rändern des Blattes hervorsprießen, in besonders reichlicher Fülle sich darzustellen.

Der lebendige, innige Antheil aber, den Goethe an allen Erscheinungen in der Natur nimmt — der Farbe, den Wolken, den Steinen, Pflanzen und Thieren — wovon wir hier nur Ein Beispiel vor uns sehen, läßt uns ihn selbst in seiner geistigen Beschaffenheit als ein unendlich fruchtbares, allseitig lebendiges Wesen erscheinen, wie seine pantheistische Pflanze. Bezeichnend ist, was er im Eingange zu seiner Abhandlung „Bildung und Umbildung organischer Naturen" bemerkt. Bei eingehender Naturbetrachtung wird der Mensch „ein doppelt Unendliches gewahr: (1) An den Gegenständen die Mannigfaltigkeit des Seins und Werdens und der sich lebendig durchkreuzenden Verhältnisse; (2) an sich selbst aber die Möglichkeit einer unendlichen Ausbildung, indem er seine Empfänglichkeit sowohl als sein Urtheil immer zu neuen Formen des Aufnehmens und Gegenwirkens geschickt macht." — Das Gebildete wird sogleich wieder umgebildet und wir haben uns, wenn wir einigermaßen zum lebendigen Anschauen der Natur gelangen wollen, selbst so beweglich und bildsam zu erhalten, nach dem Beispiele, mit dem sie uns vorgeht."

Im Zusammenhange mit diesen Anschauungen verstehen wir erst seine Sprüche:

Willst Du in's Unendliche schreiten,
Geh nur im Endlichen nach allen Seiten."
„Willst Du Dich am Ganzen erquicken,
So mußt Du das Ganze im Kleinsten erblicken."

In den Sprüchen in Prosa sagt er: „Ich glaube einen Gott. Dies ist ein schönes, löbliches Wort, aber Gott anerkennen, wie und wo er sich offenbare, das ist eigentlich die Seligkeit auf Erden."

In diesem Spruche liegt das eigentliche Glaubensbekenntniß Goethes. Er will Gott nicht entbehren, er will sich aber auch nicht vermessen, ihn zu erkennen, doch beglückt es ihn, seine Spur wahrzunehmen in den erhaltenden Gesetzen der Natur.

Im Gespräche mit Eckermann vom 29. Mai 1831 sagt er in Bezug auf die Liebe eines Vogels zu seinen Jungen: überall sei die göttliche Kraft verbreitet und die ewige Liebe wirksam. Und zu dem Modell von Myrons Kuh mit dem säugenden Kalbe bemerkt er, es sei ein Symbol des welterhaltenden Princips, ein Symbol der Allgegenwart Gottes.

In einem frühern Gespräche (vom 20. Februar 1831) sagte er: „Der eine solche Productionskraft in die Welt gelegt hat — daß Krieg, Pest, Wasser und Brand ihr nichts anhaben mögen: das ist mein Gott! Wir dürfen hier an Faust's Glaubensbekenntniß denken: „Wer darf ihn nennen und wer bekennen: ich glaub' ihn? Wer empfinden und sich unterwinden zu sagen: ich glaub' ihn nicht? Der Allumfasser, der Allerhalter, faßt und erhält er nicht Dich, mich, sich selbst? Wölbt sich der Himmel nicht da droben? liegt die Erde nicht hier unten fest? Und steigen, freundlich blickend, ewige Sterne nicht herauf? Schau' ich nicht Aug' in Auge Dir, und drängt nicht Alles zu Kopf und Herzen Dir und webt in ewigem Geheimniß, unsichtbar — sichtbar, neben Dir? Erfüll' davon Dein Herz, so groß es ist und wenn Du ganz in dem Gefühle selig bist,

nenn' es dann wie Du willst, nenn's Glück, Herz, Liebe, Gott! Ich habe keinen Namen dafür! Gefühl ist Alles; Name ist Schall und Rauch, umnebelnd Himmelsglut." —

Die Anschauungen Goethe's von Gott stammen aber aus seiner frühesten Knabenzeit. Er erzählt im ersten Buch von Dichtung und Wahrheit von den Pietisten, sie haben sich Gott durch Christum „mehr zu nähern" gesucht. Er suchte sich ihm zu nähern, indem er ihn in der Natur suchte. „Eine Gestalt konnte der Knabe diesem Wesen nicht verleihen; er suchte ihn also in seinen Werken auf und wollte ihm auf gut alttestamentliche Weise einen Altar errichten. Naturproducte sollten die Welt im Gleichniß vorstellen, über diesen sollte eine Flamme brennen und das zu seinem Schöpfer sich aufsehnende Gemüth des Menschen bedeuten."

Der Erdgeist im Faust ist nichts anders, als Gott in seiner Personification als Geist dieser Erde, und als solcher menschlicher Vorstellung „angenähert."

Nicht verneinend tritt Goethe den herrschenden religiösen Vorstellungen gegenüber; er sucht sie nur zu vertiefen und sich, d. h. einer großen ihm eigenen Anschauungsweise „anzunähern." —

Erwähnt sei hier nur noch Goethe's Aeußerung über einen seiner Freunde aus seiner Leipziger Studentenzeit, über Langer aus Wolfenbüttel im 2. Theil und 8. Buch von Dichtung und Wahrheit: „Er gehörte unter Diejenigen," sagt er von ihm, „denen ein unmittelbares Verhältniß zu dem großen Weltgotte nicht in den Sinn will; ihm war daher eine Vermittlung nothwendig, deren Analogen er überall in irdischen und himmlischen Dingen zu finden glaubte." Hier ist offenbar von einem im Gegensatze zum großen Weltgotte stehenden, für unsern Geist erfaßbaren Gott die Rede, der die uns bekannte Welt beherrscht, dem Erdgeist! Das soll aber nicht ein neben dem großen Weltgotte herrschender zweiter Gott sein, sondern kein anderer, als der große Weltgott, nur so, wie er dem Menschen erscheint, wie der Mensch sich ihn vorzustellen vermag. Der Weltgott in seiner Manifestation als Erdgeist.

Wir sehen, gläubig, im Sinne der Kirche, war Goethe nicht, indem er die Offenbarung nicht hinnahm, wie sie geschrieben steht. Er war aber fromm in dem Sinne, wie er Frommsein in der Trilogie der Leidenschaft definirt. Sein tief in das Wesen der Natur bringender Geist war nicht schnellfertig und glaubte nicht Alles erklärt zu haben, sobald die Dinge sich aus chemischen und mechanischen Bedingungen einigermaßen erklären ließen, er ahnte vielmehr im Hintergrunde des Ueberschaulichen überall die Unendlichkeit der Ideen und Urgesetze, die wir nur ahnen können. Vor ihnen stand er anbetend still und ahnte die Gottheit.

Er entdeckte neue Welten in der Wissenschaft und war seiner Zeit weit voraus. Wir haben ihn noch nicht eingeholt. Namentlich insoferne, als wir die Folgerungen, die sich aus den neuesten Entdeckungen der Wissenschaft ergeben, mit zu beschränkten Geistesmitteln ziehen.

Welche Fülle des Geistes athmet seine Abhandlung: Bildung und Umbildung organischer Naturen, in der er Entdeckungen verkündet, die wir erst jetzt nach und nach erkennen. Wie großartig sind sie im zweiten Theil des Faust zur Dichtung verklärt! Ich will mich kurz fassen. Der Proteus im zweiten Theil des Faust ist die Mythe des Darwinismus.

Homunculus, der ein unkörperliches Geschöpf ist, möchte „werden", d. h. als körperhaft lebendes Wesen entstehen. Er wendet sich an die Philosophen Anaxagoras und Thales, den Vulcanisten und den Neptunisten.

Von Thales, der den Satz ausspricht: „Im Feuchten ist Lebendiges erstanden" fühlt er sich mehr angezogen, und dieser führt ihn zu den Meergreise Nereus, der Homunculus an Proteus weist:

„Fragt den Wundermann,
Wie man entstehen und sich verwandeln kann!"

Proteus, der Hirte des Neptun, der aus dem Wasser Entstandene, der sich in alle Gestalten verwandeln kann, vermag den besten Rath zu geben, wie man „im Feuchten" als ein „Lebendiges" entsteht und von der einfachsten Entstehensform zu höheren und immer höheren Organismen sich entwickelt.

Proteus gibt denn auch den entsprechenden Rath:

„Im weiten Meere mußt Du anbeginnen,
Da fängt man erst im Kleinen an."

Proteus verwandelt sich in einen Delphin und nimmt den Homunculus auf den Rücken, um ihn dem Ocean zu vermälen. Dazu sagt Thales: „Gib' nach dem löblichen Verlangen, von vorn die Schöpfung anzufangen, zu raschem Wirken sei bereit: da regst Du Dich nach ew'gen Normen, durch tausend, abertausend Formen und bis zum Menschen hast Du Zeit!" Also, er soll in der Form eines Urwesens zu leben beginnen und von dieser Form zu immer höher entwickelten organischen Wesen bis zum Menschen sich fort verwandeln, bilden und umbilden. Proteus warnt noch, sich nicht zu sehr mit Verwandlungen bis zum Menschen zu beeilen und sagt: „nur strebe nicht nach höhern Orden! Denn bist Du erst ein Mensch geworden, dann ist es völlig aus mit Dir." Dann ist eine weitere Entwicklung in der Reihe organischer Erdewesen nicht mehr möglich. —

Da kömmt die herrliche, schöne Galathea im Muschelwagen daher gefahren, Homunculus nähert sich, entzückt von der Schönheit und zerschellt am Wagen. Thales sagt: „Jetzt flammt es und blitzt es, ergießet sich schon!" Dazu singen Sirenen: „Welch' feuriges Wunder verklärt uns die Wellen? Die gegeneinander sich funkelnd zerschellen? — Und rings ist Alles vom Feuer umronnen: so herrsche denn Eros, der Alles begonnen!" Eros, der erste der Götter nach Entstehung des Chaos, der Erde und des Tartaros, der Gott der Liebe, der Schöpfer alles Lebens auf der Erde! —

Jetzt erinnere ich mich wieder an den Götzendienst, den Goethe mit seiner pantheistischen Pflanze zu treiben schien. Es liegt darin etwas Kindliches und zugleich etwas Erhabenes, wie der Große, Edle sich frohem Staunen, zugleich anbetender Bewunderung des Waltens der Natur, das hier sich offenbart, hingibt.

Goethe spricht sich in einem Briefe an Zelter (4. October 1831) über neuere Dichter aus. Er vermißt an ihnen etwas, das er „das Aufregende, Tüchtige, das Menschengeschick Bezwingende" nennt.

Was er an ihnen vermißt, ist, daß sie nicht direct Stellung nehmen gegenüber dem Loſe, das dem Menschen beschieden ist, sondern daß sie das Poetische in einer imaginirten, etwa hinter dem Schleier der Vergangenheit als Romantik erscheinenden Welt suchen.

Sie bieten uns daher nicht die Erhebung, die wir beim Dichter suchen, die Erhebung über den Weltschmerz, über Endlichkeit und Vergänglichkeit. Der furchtbare Gedanke der Vernichtung, der den Menschen zu Boden drückt, wurde vom Dichter des Faust, im zweiten Theil, umgesetzt — in gesundes Streben: „Wer immer strebend sich bemüht, den können wir erlösen! Und hat an ihm die Liebe gar von oben Theil genommen, begegnet ihm die selige Schaar mit herzlichem Willkommen." — Man muß in nüchternem Rationalismus nicht soweit gehen, die Poesie dieser symbolischen Ausdrucks-

weise anzufechten. Eine pedantische Anschauungsweise, auch die sich als Freigeistigkeit fühlt, wird den Dichter nie verstehen.

Wie ein Riese ragt Goethe mit dieser Gesundheit unerschütterlichen Glaubens an das Göttliche in uns und außer uns über die Rathlosigkeit der Epigonen hinaus, die er nicht mehr erlebte und die in unfruchtbarem Pessimismus ein Erhabenes sehen. Von der „Angst des Irdischen“ befreit uns nur die Ideenreihe, die seit Leibnitz die fruchtbaren Geister unter den deutschen Denkern erfüllt, die durch Goethe ihren höchsten Ausdruck fand. „Sich Eins zu fühlen mit dem Unendlichen und ewig im Augenblick“ nannte Schleiermacher ihre Tendenz.

Sie erhebt den Menschen zu dem Muth, der ihn auch dann aufrecht erhält, wenn die Tröstungen der Religion ihm nicht mehr ausreichen wollen.

O ja, Du liebes Herz, hast Recht...

O ja, Du liebes Herz, hast Recht
Mit Deinem edlen Grollen,
Die Welt ist nicht so schwarz und schlecht,
Wie sie uns lehren wollen!

Wer wird so thöricht sein, das Licht
Der Sonne zu verneinen,
Weil sich auch tiefer Schatten flicht
In ihrer Strahlen Scheinen?

Wer möchte wohl am Rosenstrauch
Nur auf die Dornen zeigen,
Und von dem süßen Reiz und Hauch
Der vielen Blüthen schweigen?

Was uns erfreut und was uns quält,
Die Wonne und die Plage,
Die Helle und das Dunkel hält
Sich immerdar die Waage.

Ein Balsam ist bereit im Lauf
Der Zeit für jede Wunde,
Es wiegen sich am Ende auf
Die Glücks- und Unglücksstunde.

Und ob auch Zwietracht, Haß und Zorn
Auf Erden grimmig wüthe —
Quillt unversieglich doch der Born
Der Menschenlieb' und Güte.

Darum Du liebes Herz, hast Recht
Mit Deinem edlen Grollen —
Die Welt ist nicht so schwarz und schlecht,
Wie sie uns lehren wollen!

Ernst Rauscher.

Am Weihnachtsbaume.

Von P. K. Rosegger.

— Wollt ihr großen, vernünftigen und verstockten Leute das Christkind wiederfinden? rief der „schwarze Prophet“ einem Manne zu, der eben den Christbaum aufstellte. Laßt das bleiben. Seht, dort draußen im Schneegewirbel geht Einer, dem ist gar nicht wohl. Er ist allzugescheidt geworden und hat sich allzutief verbissen hinein in diese Welt, an der wir alle leidenschaftlich nagen, so bitter auch die Schale ist. Wir meinen aber, die Schale wird doch wohl endlich durchgebissen sein und wir stoßen dann auf den süßen Kern. Der dort im Schneegewirbel hat durchgebissen und gefunden: Das Ding ist eine taube Nuß. Die Zähne hat er sich zersplittert an der harten — den Magen hat er sich verdorben an der bitteren Schale. Jetzt macht er ein „hantiges“ Gesicht und bildet sich ein, der Schöpfer, der Weltgeist, die Natur — so etwas nennt er — habe ihn beschwindelt. Seiner Jahre sind viele und künden: Es ist bald zum Sterben. Der Mann bäumt sich auf: Ich habe ja noch gar nicht gelebt! Nicht gelebt? Hast du nicht deinen Sinnen zu Lieb' alle Weltsünden auf dein Haupt geladen? — Wer? Ich? Aber ich fand nirgends, was ich erwartet habe. Ach, geht mir mit eurer schönen Welt, wo Wahrheit nur in der Enttäuschung liegt!

Diesem Manne lief jetzt ein Kind nach, ein Knabe von fünf Jahren.

„Oheim!“

„Laß mich, laß mich, ich bin krank. In meiner Brust hämmert der Tod.“

„Laß mich horchen, Oheim!“

Und der Knabe legte sein Haupt, sein lichtlockiges mit den blühenden Wangen, mit den hellen, blauen Augen, an des Mannes Brust und horchte. Richtig, er hörte hämmern.

„Das ist ja nicht der Tod, Oheim,“ sagte der Knabe, „das ist Dein Fritzel.“

„Was? Du wärest es? O, Du kleiner Schelm!“

„Du hast ja einmal gesagt, Onkel, ich wäre Dir in's Herz hineingewachsen. In dem meinen ist auch so ein Oheim drin, aber ein ganz kleiner.“

„Du hast mich also lieb, Fritz?“

„So viel lieb!“ und der Knabe hob seinen Arm empor, so hoch er konnte, „noch mehr lieb — bis zu den Sternen hinauf! Bis zum lieben Gott hinauf.“

„So hoch kannst Du nicht, mein armes Kind, der Himmel ist vermauert.“

„Mit Schneewetter?“ fragte der Knabe.

„Ach, Du weißt es noch nicht,“ murmelte der Mann für sich, „daß wir den Himmel verloren haben.“

„Siehe, da fliegt er herab! Siehe, Oheim, da in der Schneeflocke, da ist er drin!“

„Wer?“

„Der liebe Gott.“

In Wahrheit, dieses Gespräch habe ich belauscht!

Das Büblein ging bei seinem Oheim in die Schule und dieser will den Kleinen früh genug vorbereiten für jene Weltanschauung, die er für die richtige hält und die seine eigenen Ideale zu Grunde gerichtet hat.

Aber das Kind läßt nicht so leicht von seinem ererbten Himmelreiche. Sieht es den Himmel nicht, so sind eben die Wolken vor. Und haben die

Naturforscher dem lieben Gott auch die Wohnung gekündet allerorts, — das Kind nimmt ihn auf in die Schneeflocke. Und mit dem zarten Händchen hascht es nach der Schneeflocke, und diese — zerrieselt an der Wärme des menschlichen Blutes, und der liebe Gott — wo ist er?

Mir war ein Mann bekannt, der mußte Mutter, Weib und Kind verlassen und in ein fremdes Land ziehen. Und als die Weihnacht kam, da schloß er sich in seine Stube und zündete am Oelbaume (denn dort gibt es keine Tannen) drei Lichter an: eines der Mutter, eines dem Weibe, eines dem Kinde. So schaute er in die drei Flammen, und gedachte der Seinen, die ihm so ferne waren. — Und als es spät nächtig wurde und er die Lichter auslöschen sollte, um schlummern zu können, da mochte, konnte er von der Mutter, Weib und Kind keines zuerst verlöschen. Er ließ sie verbrennen und verglimmen und hielt die Augen zu, daß er nicht sehen konnte, mit welchem es zuerst aus wurde. — Das ist Sentimentalität, ruft es dort; das ist Liebe sage ich. Die heutige Welt erzieht keine solchen Menschen mehr, und wo derlei noch vorkommt, da ist es unverstanden oder verhöhnt. —

Welch' einer wunderlichen Zeit gehen wir entgegen, wenn nun schon das Kind anfängt zu zweifeln!

Und wäre es ein Wunder? Der „Nickolo" war sein Ideal; wie bald erfährt es: der Nicklo ist erlogen. Das Christkind war seine himmlische Lust; wie bald sieht es: Das Christkind ist erlogen.

Wo ist der liebe Gott?

Da macht ihr Alten eine fromme Miene und belehrt die Kleinen: „Der liebe Gott ist in der Menschenliebe."

Nun fängt das Kind an zu suchen, es sucht auf Gassen und Straßen, es sucht hinter Rosenbüschen und Herbstnebeln, es sucht im Wassertropfen der Thräne, es sucht in der Schneeflocke. Traurig kommt es zurück und frägt: „Wo ist die Menschenliebe?"

Das Kind ist unser Richter. Weil wir vor ihm nicht bestehen können, so müssen wir ihn bestechen; wir müssen sein Herz bei Zeiten satt füttern mit irdischer Frucht, sein Haupt vollstopfen mit weltlicher Weisheit. Dann wird der Richter schweigen.

Wird eine Weile schweigen, endlich aber wieder beginnen zu klagen — sich selbst anzuklagen.

In manchem Hause ist der Liebe Tag, der Weihnachtsabend, ein glänzendes Fest — ein Fest der Heuchelei. Das ist der einzige Tag, an welchem „Geben seliger ist, als Nehmen," weil das der einzige Tag ist, an welchem jede Gabe eine Gegengabe bringt. Und das Kind — sonst gelehrig in der Zweifelsucht der Alten — glaubt heute steif und fest an den heiligen Christ, weil es meint, daß mit dem geäußerten Unglauben das „Christkindel nicht mehr einlegen" würde. Glaubt das Kind aber wirklich noch — ei, was muß das für ein ungerechtes Christkind sein, das nur die reichen Kinder beschenkt und auf die armen völlig vergißt?

Wenn die Welt aller jener Ideale bar ist, an denen unsere Voreltern sich erbaut haben, so ist sie zu bedauern; wenn sie aber dieser Ideale bar sein will, wenn sie mit Gier in Wissenschaft und Kunst nach dem Verneinenden lechzt, dann ist sie nicht zu beklagen, wenn sie in dieser Verneinung wie jener Vogel im Mährchen mit raubgierigem Schnabel sich selbst das Herz aus dem Busen hackt — dann ist ihr kaum das Weihnachtsfest zu gönnen, das sie sich alljährlich aneignet aus jenem Reiche, dem sie entsagt hat. — — —

So erzählte und so redete ein Mensch mit blassem Gesicht, stoppeligen Haaren und einem finsteren Auge. Seine Bekannten hießen ihn den schwarzen Propheten. So redete er zum Manne. der auf dem Schemel

stand und des inneren Glückes voll seinen zwei Kindern den Christbaum aufrichtete. Es war der dichtästige Nachwipfel einer vom Blitze getroffenen, aber immer noch grünenden Weißtanne, jenes Baumes, unter welchem einst der Mann dem Mädchen das erstemal begegnete, das dann die Mutter seiner Kinder geworden war.

An den Zweigen des Bäumchens befestigte Herr Albin zwölf weiße Kerzen — und dann war er fertig.

„Na nu!“ stieß der Schwarze unwirsch hervor: „Hänge! — Hänge Welt hinauf! Nüsse, Aepfeln, aber goldene! Lebkuchen! Gesfunker! Süßigkeiten! Tand! — Ich sehe, Du kannst ja nicht einmal einen heiligen Christ machen!“

„Einstweilen, lieber Alter,“ sagte hierauf Herr Albin und rückte den Tisch, „willst Du mit mir eine Flasche Kerschbacher ausstechen. Das ist ein trefflicher Seelenwärmer.“ Zog die Cigarrentasche hervor: „Und wollen uns Eine anstecken. — So. — Franziska, die Lampe! Das Schneegestöber draußen macht früh dunkel. — Nun wollen wir Eins plaudern.“

„Doch? Ich dächte, Du stecktest heute so tief in der Weihnachtsfreude, daß Du mit Unsereinem —“

„Hat sie guten Zug?“

„Ein Wörtchen zu sprechen nicht Stimmung fändest.“

„Auf Dein Wohl, lieber Junge!“ Sie stießen an. Herr Albin stellte das Glas auf den Tisch und sagte: „Das ist nicht schön von Dir, daß Du uns Weltleute so sehr verleumdest. Du hast doch auch einmal gezecht und geliebt: Schon das allein verpflichtet. Du hast auf hohen Bergen gejauchzt und auf hohen Meeren den Schöpfer gepriesen. Du hast Dich beseelt an Dem, was Künstlerhände Dir geboten, erquickt an Dem, was Freundesherzen Dir gegeben haben. Du hast die Segnungen der Cultur gepriesen, die Siege der Wissenschaft bejubelt, die humanitären Bestrebungen des Fortschrittes gefeiert. Und nun ist Alles vergessen und Du lästerst.“

„Habe ich Unrecht?“ fuhr der Schwarze auf, „ist es nicht wahr, was ich sage?“

„Du nennst nur den Schatten. Würde auf Erden das Unglück so grell sein, wenn nicht daneben sonniges Glück leuchtete? Würde die Schlechtigkeit Einzelner so häßlich sein, wenn nicht unser Begriff von den Vorzügen und Tugenden der Menschen so hoch wäre?“

„Mich dünkt, Du hast mich nicht verstanden,“ sagte der Schwarze, „ich erkenne das Schöne und Hohe ja an und klage nur, daß man nicht daran glaubt, oder daß man es zerstören will heute an allen Orten — ich eifere gegen den Pessimismus — gegen den Nihilismus.“

„Wer die Menschheit, die ewig junge, siegende, jauchzende, immer in Gefahr sieht, von diesen Gespenstern vernichtet zu werden, der ist mir doch kein Optimist zu nennen,“ versetzte der Gastherr. — „Soll ich Dir's sagen, mein lieber Freund, was die Ursache Deiner Verbitterung ist? Du glaubst, Du grollest, weil die Menschheit nicht glücklich sei, ich aber sage Dir, Du grollest, weil Du es selbst nicht bist. Du bist unzufrieden mit Deinen Thaten, weil sie Dir keine sorglose Existenz verschafft, weil sie Dich nicht berühmt gemacht haben. Du meinst nun, die Zufriedenheit der Menschen läge im Glauben an einen persönlichen Gott, weil Du zu jener Zeit, da Du diesen Glauben hegtest, so zufrieden und glückselig gewesen bist. Das war aber nicht der Glaube, mein Freund, das war die J u g e n d. Nun schimmelt sich Dein Haar, Du kennst vielleicht Stunden, da Dein Organismus Müdigkeit und Unlust fühlt. Nun dünkt Dich, die Welt und all' ihre Einrichtungen wären schlecht. — Und was das Christfest anbelangt: neide es uns nicht. Es ist unsere schönste Stunde des Jahres; wir heucheln

nicht; wir wollen an diesem Tage ja nicht frömmer sein, als sonst, nur losreißen wollen wir uns einmal von der Engherzigkeit des Alltagslebens und zurückkehren zu uns und versuchen, ob wir Talent haben für das Reich Gottes — für die selbstlose Freude. Das Weihnachtsfest ist der Jahresbesuch, den die Menschheit sich selber macht. — Du hast keine Familie, die Du lieben, keine Freundeskreise, in denen Du Dich heimisch fühlen könntest, Du kennst das Christfest nicht. Wenn ich Dich einlade, den Abend bei mir zuzubringen —"

„Ich danke Dir! Ich danke Dir!" rief der Schwarze abwehrend, „nirgends heimatloser ist der Heimatlose, als bei einem Weihnachtsbaum."

Er trank sein Glas aus und ging. —

Die Stunde war endlich da. Herrn Albin's Kinder — ein Knabe von sieben und ein Mädchen von sechs Jahren — warteten im Vorzimmer, schlichen auf den Zehenspitzen von einer Ecke zur andern und spitzten die Ohren, ob sie den Flügelschlag des Christkindes nicht schon vernehmen könnten.

„Meinst Du, wird es heuer die Budelhauben bringen?" flüsterte das Mädchen dem Bruder zu. Da war drinnen im Gemache schon ein zartes Klingen, wie das Läuten silberner Glöcklein — und die Thür ging auf.

Auf weißgedecktem Tische stand der grüne Tannenbaum mit seinen zwölf brennenden Kerzen. Sonst war nichts da. Leer der Baum und leer der Tisch; das unsichtbare Glöcklein aber klang über den Wipfel her und die Kinder lauschten entzückt. Der Knabe richtete sein Auge unverwandt auf den Weihnachtsbaum; das Mädchen lugte nebstbei heimlich so in den Winkeln herum. Und siehe, dort, auf einem besonderen Tischchen — war's. Obst, feines Gebäck, Spielsachen, Kleidungsstücke — „Und" jubelte das Mädchen, „die Budelhauben sind auch dabei!"

Sie lief in ein Nebenzimmer. „Kommet nur! Aber so kommt doch geschwind!" flüsterte sie zweien fremden, ärmlich gekleideten Kindern entgegen, welche aus dürftiger Familie hierher bestellt worden waren. Diese waren ganz erschrocken und getrauten sich kaum dem drängenden Mädchen zu folgen. Aber endlich standen sie vor dem strahlenden Baum und Herrn Albin's Kinder huben an, und trugen die Sachen des Nebentischchens herbei und legten dieselben auf die kleinen unbehilflichen Arme der Fremden. Alles gaben sie hin und die grauen Pelzhauben stülpten sie auf die kleinen Häupter, deren Näschen noch jetzt im erwärmten Zimmer die Spuren der Kälte trugen.

Die armen Kleinen wußten gar nicht, wie ihnen geschah, und alle Hände voll sahen sie immer zum Christbaum auf. Die Kinder des Herrn Albin klatschten in die Hände und ihre Gesichtchen strahlten vor Glück.

Hinter all' dem aber stand Herr Albin selbst. Er lächelte, er küßte seine Kinder. — Sie fragten nicht, ob auch für sie der heilige Christ was gebracht habe; sie waren es gewohnt, am Christabend die Gaben anderen, armen Kindern zu überlassen.

Wenn das der „schwarze Prophet" gesehen hätte!

Wohlan, im nächsten Jahre erschien er und sah es und sagte: „Das ist nichts, Albin, Du bist ein schlechter Erzieher. Du willst in den Kleinen den Eigennutz tödten und richtest sie auf diese Weise zu Grunde. Denn ohne tüchtigen Egoismus kann den Kampf um's Dasein Keiner bestehen."

„Du bist ein wunderlicher Kautz," lachte Herr Albin, „komm' und trink Eins!"

Nächstenliebe bei den Thieren.

Nach Ludwig Büchner.

Ohne Zweifel nimmt das Mitleid eine der hervorragendsten Stellen unter den moralischen Gefühlen ein und ist vielleicht die hauptsächlichste, wenn nicht einzige Ursache aller s. g. guten Thaten oder Handlungen. Schopenhauer nennt das Mitleid die einzige echt moralische Triebfeder und die einzige Quelle nicht-egoistischer Handlungen, welche es gibt, während er andererseits die dem Mitleid entgegenstehende Bosheit als Ursache aller schlechten Handlungen ansieht. Die Cardinal-Tugenden Gerechtigkeit und Menschenliebe wurzeln nach ihm nur in dem Mitleid; und nichts empört mehr, als das Gegentheil des Mitleids oder die Grausamkeit. Außer Mitleid und Bosheit kennt er nur noch eine Grundtriebfeder moralischer Handlungen — es ist der Egoismus oder Eigennutz. Hätte der große Philosoph consequent sein wollen, so hätte er leicht beweisen können, daß auch das Mitleid im Grunde nur auf einem verfeinerten Egoismus beruht, indem wir uns, wenn wir Mitleid empfinden, in Gedanken an oder in die Stelle oder Lage eines Leidenden hineinversetzen und nun Dasjenige empfinden oder thun, was wir selbst von Andern in gleicher Lage gehofft oder in Anspruch genommen haben würden. Aber selbstverständlich benimmt dieser Nachweis dem Mitleid selbst nicht das Geringste an seiner hohen moralischen Bedeutung! Es ist und bleibt eine der höchsten und edelsten Regungen der Menschenbrust und ist wahrscheinlich das eigentliche treibende Motiv in den Herzen aller Derjenigen gewesen, welche zu allen Zeiten für das Wohl ihrer Mitmenschen oder der Menschheit als solche gelebt und gelitten haben, ohne für sich selbst dabei Nutzen oder Vortheile zu erhoffen oder zu erlangen. Je feinfühlender und empfindsamer eine Menschennatur für die eigenen Leiden oder Schmerzen ist, mögen diese nun physischer oder moralischer (seelischer) Art sein, um so mehr ist sie es auch für die Leiden Anderer, und um so dringender empfindet sie den Wunsch, für solche Leiden Abhilfe zu schaffen. Verbindet sich damit neben bedeutender Denkkraft ein hoher und thatkräftiger Sinn, Entschlossenheit im Handeln oder im Aussprechen der das eigene Innere bewegenden Ideen, so ist der Heros, aber in der Regel auch der Märtyrer der Menschheit fertig, welcher entweder seine Zeit mit einem gewaltigen Rucke auf dem Wege nach den Zielen der Humanität vorwärts schiebt oder bei diesem Streben und durch dasselbe untergeht. Es dürfte nicht schwer sein, bei allen solchen großen Verbesserungs-Strebern der Geschichte leidenschaftliches Mitleid als ein Hauptmotiv ihres Wirkens nachzuweisen. Sogar der einsame Denker, Weise oder Forscher wird neben der ebenso leidenschaftlichen Liebe zur Wahrheit bei seinen rastlosen Bemühungen zur Erforschung derselben nicht am Wenigsten von dem Wunsche geleitet, seine Mitmenschen jenen zahllosen Leiden und Nachtheilen zu entreißen, welche Unwissenheit, Lüge, Betrug und Irrthum ihnen bereitet haben und fortwährend bereiten. Auch der politische, religiöse oder gesellschaftliche Reformator ist nicht denkbar ohne die ge-

waltige Triebfeder des Mitleides mit denjenigen seiner Neben-Menschen, welche unter geistiger, politischer oder gesellschaftlicher Unterdrückung oder Bevormundung zu leiden haben. Aber auch im privaten Leben gibt es kein besseres Kennzeichen eines edlen Charakters, einer hohen Gesinnung, eines hervorragenden Geistes, als Liebe der Nächsten und werkthätige Hilfe, soweit dieselbe nicht ohne allzu große Benachtheiligung jener Barmherzigkeit, welche jeder Einzelne zunächst an sich und seinen Angehörigen zu üben hat, ausgeführt werden kann; nur stupide Geister bleiben kalt bei den Leiden und Schmerzen Anderer, weil sie selbst nicht fein genug zu empfinden im Stande sind, oder weil die größten Feinde der Menschheit, Unwissenheit und Fanatismus, ihr besseres Gefühl in sclavischer Unterdrückung halten.

Daß bei dieser hohen moralischen Bedeutung eines der besten und edelsten Gefühle der Menschenbrust der Besitz dieses Gefühls von Seiten Derjenigen, welche die Thiere für belebte Maschinen halten, denselben abgesprochen werden würde, ist nicht zu verwundern. Sogar der sonst so vorurtheilslose und mit inniger Theilnahme für seine „vernunftslosen" Mitgeschöpfe erfüllte Scheitlin spricht sich in seiner berühmten „Thierseelenkunde" über den Gegenstand nur sehr zweifelhaft aus und wirft geradezu die Frage auf, „ob in irgend einem Thiere Mitleid sein könne?" Wenn solches vorkömmt, so meint er, könne es jedenfalls nur bei den vollkommensten der Thiere sein. Auch könne es jedenfalls nur ein Mitleid gegen seinesgleichen sein, als gegen Mit-Katzen, Mit-Hunde, Mit-Affen, Mit-Elefanten, gegen Kinder und Gatten. Wie sehr der vortreffliche Mann hierin irrt, wird im Verlaufe dieser Betrachtung dem Leser hoffentlich klar genug werden. Allerdings sind die Beispiele von Mitleid und werkthätiger Hilfe unter Thieren gleicher Art ungleich häufiger, als unter solchen ungleicher Art, aus dem einfachen Grund, weil die Gelegenheit dazu ungleich häufiger ist, und weil auch natürlicherweise die Sympathie unter Thieren derselben Art am größten sein muß. Aber darum fehlt es nicht an den eclatantesten Beispielen eines Mitgefühls weitgehendster Art unter Angehörigen ganz verschiedener Thier-Gattungen. Wenn z. B. eine Katze einen ihr befreundeten Canarien-Vogel aus den Klauen einer andern Katze rettet, oder wenn ein Adler einen ihm zur Beute gebrachten Bussard aus Mitleid am Leben läßt und Freundschaft mit ihm schließt, oder wenn ein Löwe oder Tiger in gleicher Weise mit einem Hunde verfährt, oder wenn ein Pferd seinen Herrn, der den Hund züchtigt, am Rockzipfel faßt und zurückzuziehen versucht, oder wenn Hunde aus eigener Initiative und ohne Abrichtung so oft als Lebensretter für andere Thiere oder Menschen auftreten, und so Vieles dem Aehnliche, so kann doch wohl kein Zweifel darüber sein, daß sich das Mitleid und Mitgefühl des Thieres auch noch weit über die Grenzen der eigenen Art hinaus erstreckt, und daß es darin beinahe den Menschen selbst beschämt, der in der Regel nur Mitleid für die Angehörigen des eigenen Geschlechtes hegt und seinen übrigen Mitgeschöpfen ohne Schonung jede Art des Leidens und der Qual auferlegen zu dürfen glaubt. Ja — bedenkt man, welche entsetzliche Summe von Grausamkeiten und unglaublichen Greueln jeder Art die Menschen sich einander gegenseitig bereits auferlegt haben und noch fortwährend auferlegen, ohne Reue oder Gewissensbisse zu empfinden, so muß man sich billig fragen, ob die Summe der aus Mitleid oder Mitgefühl entspringenden Handlungen jenes mit Blut und Thränen geschriebene Conto auch nur entfernt aufzuwägen im Stande ist, und ob das Samariterthum unter den Menschen (so groß es auch sein mag), wenn man den Unterschied der geistigen oder

seelischen Befähigung in Betracht zieht, dem Samariterthum jener Thiere an die Seite gesetzt werden kann, welche ihre durch Alter, Blindheit oder sonstige Zufälligkeiten ernährungsunfähig gewordenen oder sonst in Noth gerathenen Gefährten mit gemeinschaftlichen Kräften erhalten und unterstützen?

Wie viele Menschen müssen trotz aller Veranstaltungen der Mildthätigkeit, Barmherzigkeit und öffentlichen Wohlthätigkeit noch tagtäglich im Angesicht eines auf das Aeußerste gesteigerten Wohllebens und National-Reichthums und eines erstickenden Ueberflusses an Nahrungsmitteln aus Mangel oder Ungenüge der nothwendigsten Lebensbedürfnisse schnell oder langsam verkümmern und zu Grunde gehen, ohne daß die Gesammtheit sich für verpflichtet erachtet, auch nur dem Beispiel jener Krähen nachzuahmen, welche sehr bald bei Kranken und Hilflosen ihrer Art erscheinen, um sie zu unterstützen und zu füttern, — oder jener Rebhühner, welche, wie jeder Jäger weiß, jederzeit zu verwundeten Mitgliedern ihrer Kette zurückkehren und sich alsdann mit aller Rücksicht auf dieser weiter bewegen — oder jener Pelikane, welche einen alten, erblindeten und darum ernährungsunfähig gewordenen Kameraden so fütterten, daß er übermäßig fett wurde!

Ein Herr Blyth hat Darwin mitgetheilt, daß er gesehen habe, wie indische Krähen zwei oder drei ihrer Genossen, welche blind waren, fütterten, und Darwin selbst fügt hinzu, daß er von einem ähnlichen Fall bei dem Haushahn gehört habe.

Brehm sah, wie eine von ihm flügellahm geschossene Alpenkrähe von ihren Mitschwestern gefüttert wurde, und wie ein Rothkehlchen-Männchen von einem andern, mit dem es vorher stets in Zank und Streit gelebt hatte, auf das Liebevollste gepflegt und gefüttert wurde, nachdem es das Unglück gehabt hatte, ein Bein zu brechen. Selbst seine Leckerbissen, die Mehlwürmer, genoß das gesunde Thierchen nicht mehr, sondern brachte sie seinem kranken Gefährten. Nach der Genesung kamen beide nie mehr in Streit miteinander.

Im Januar dieses Jahres (1879) wurde bei Gelegenheit eines hohen Schneefalles von einem Arbeiter einer der vielen Raben gefangen, welche, um Nahrung zu suchen, sich in den Darmstädter Bahnhöfen umhertrieben. Ein Anderer schoß einen zweiten Raben, ohne ihn zu tödten; doch war sein Schnabel so verletzt, daß er das vorgeworfene Futter nicht aufzunehmen vermochte. Man brachte beide Thiere zusammen und siehe da — der Gesunde fütterte den Kranken ebenso, wie wenn er noch klein und im Neste befindlich wäre!

Fast noch auffälligeren Beispielen solcher Gutherzigkeit und Mildthätigkeit, als in der Vogelwelt, begegnet man bei den Säugethieren.

So berichteten im Jahre 1864 englische Blätter, daß ein Capitän der Cavallerie bei dem Vorstande der Zoologischen Gesellschaft zur Anzeige gebracht habe, daß ein Pferd seiner Compagnie, welches alt war und schlechte Zähne hatte, so daß es Hafer und Heu nicht kauen konnte, von seinen beiden Nachbar-Pferden ernährt wurde, indem sie ihm das Futter kauten und alsdann vorlegten. Die ganze Compagnie habe das Factum beobachtet und könne dafür zeugen.

Dieselbe Samarither-That hat Herr Paul Fuchs, wie er in seinen „Jagd-Erinnerungen aus Ostsibirien" berichtet, an einem Thiere beobachtet, von dem man Derartiges am wenigsten erwarten sollte — von dem Wolf nämlich. „Ich habe zuweilen," so erzählt er, „so alte Wölfe erlegt, daß ihre Zähne ganz stumpf geworden, und daß sie ohne Hülfe anderer Wölfe nicht im Stande waren, die von ihnen erjagten Thiere zu erwürgen. Einst

sah ich einen Wolf, der in der Nähe eines Dorfes ein Kalb festhielt und demselben den Hals nicht durchbeißen konnte. Er warf es zu Boden und legte sich auf dasselbe, bis aus dem benachbarten Walde zwei andere Wölfe herbeikamen, die ihm offenbar helfen sollten, die Beute zu zerreißen. Dieser Anblick setzte mich in Erstaunen, und um den Schlüssel zu dem Räthsel zu bekommen, schoß ich nach dem Wolfe und erlegte ihn. Als ich ihn untersuchte, fand ich, daß ihm fast alle Zähne fehlten, und die noch übrigen Zahnstumpfen kaum aus dem Zahnfleisch hervorragten." Daraus darf man wohl schließen, daß die Wölfe trotz ihres verrufenen Naturells ein hinreichend gutes Herz oder Gemüth haben, um ihre Alten oder ihre Invaliden der Arbeit nicht Hungers sterben zu lassen, während es menschliche Wölfe genug gibt, welche es ganz in der Ordnung finden, daß, wer kein Geld, auch kein Recht zum Leben hat!

Im Angesicht so auffallender Beispiele thierischen Samariterthums wird man auch vielleicht die oft erzählte und ebenso oft in Zweifel gezogene Erzählung oder Beobachtung von Ratten, welche blinde oder alte Kameraden führen oder ernähren, nicht für erfunden erklären wollen.

Jesse (Gleannings in Natural History, vol. III, pag. 206) erzählt, daß Rev. Herr Ferrymann eines Abends in den Wiesen spazieren gegangen sei und einen langen Zug von Wander-Ratten beobachtet habe, worunter eine blinde Ratte von einer Gefährtin an einem Stückchen Holz, das beide mit den Zähnen erfaßt hatten, geführt worden sei.

Auch die Raben, von deren Samariterthum bereits ein schönes Beispiel aufgeführt wurde, sind sehr treue Freunde in der Noth. Wird einer ihrer Gefährten getödtet oder verwundet, namentlich durch Flintenschüsse, so verlassen sie ihn nicht, wie man bei dem Knall eines Feuer-Gewehrs gewiß vermuthen sollte, sondern umfliegen oder umhüpfen ihn mit steten Versuchen, ihm weiter zu helfen. Ist er blos flügellahm und kann sich auf dem Boden fortbewegen, so ermuntern sie ihn durch fortwährenden Zuruf, fliegen eine kleine Strecke vor ihm her und suchen ihn zum Folgen zu veranlassen.

Raben erstrecken ihre Hilfeleistung übrigens nicht bloß auf die eigenen Angehörigen, sondern auch auf andere Vögel, indem sie dieselben theils durch Warnung, theils durch directe Intervention vor irgend einer Gefahr zu behüten suchen.

E. H. Snell hat in dieser Beziehung viele Beobachtungen gemacht, aber die merkwürdigste, wie er schreibt, und zugleich unzweideutigste am 22. Februar 1863. Als er eines Nachmittags von einem Spaziergang heimkehrte, in nordöstlicher Richtung seinem Wohnorte zuschreitend, saß zu seiner Rechten auf einem Baum und auf dem Boden ein Rabenpaar, während einige hundert Schritte nach Osten seine Feldtauben auf einem Stoppel-Acker weideten. Plötzlich stießen die beiden Raben die heftigsten Warnrufe oder Signaltöne aus, welche bekanntlich allen Vögeln verständlich sind und ihnen das Erscheinen eines Hühner-Habichts anzeigen. Gleichzeitig flogen die Raben nach den Tauben hin. Der Herr Berichterstatter eilte nach dem Schauplatz, sah aber keinen Habicht, sondern nur die Tauben in wilder Flucht gegen Norden heimfliegen. Als dieselben fort waren, wendeten die Raben um und flogen gegen Süden. Dort erblickte denn Snell den Habicht in bedeutender Entfernung hoch in der Luft, in östlicher Richtung fliegend. Das nun vollkommen beruhigte Rabenpaar setzte sich wieder nieder, da der Habicht zu weit war und zu schnell flog, als daß sie ihn hätten erreichen können. „Ich kann daher nicht mehr daran zweifeln," setzt der Herr Erzähler hinzu, daß der Rabe mit Ueberlegung und Absicht die kleineren Vögel, insbesondere, die

Tauben, welche der Habicht allen andern vorzieht, vor dem letzteren warnt und zu retten sucht."

Ausgezeichnete Helfer in der Noth sind auch die durch so viele gute Eigenschaften ausgezeichneten Schwalben. Lamark sah, wie ein Schwalbennest zerstört wurde, gerade als das Weibchen Eier legen wollte, und wie nun zehn bis zwölf Schwalben aus der Nachbarschaft herbeikamen, die auf das Eifrigste ein neues Nest bauten und dasselbe in anderthalb Tagen zu Stande brachten, während ein einziges Paar dazu acht bis zehn Tage braucht. Auch Herr H. Kawall in Pussen theilt nach der Beobachtung eines ihm verwandten Pastors in Bessarabien mit, daß, als derselbe ein an einem Fenster seines Hauses gebautes Schwalbennest der Verunreinigung wegen nicht dulden wollte und zweimal nach einander zerstört hatte, andere Schwalben in großer Menge erschienen und gemeinschaftlich das Nest in so kurzer Zeit neu erbauten, daß es erst bemerkt wurde, als es fertig war. Aus Mitleid und Bewunderung ließ nun der Hausherr das Pärchen ungeschoren.

Herr August Fischer in Halle a./S. sah, wie ein Schwalben-Pärchen in einem geräumigen Gartensaale am Plafond ein Nest zu bauen versuchte, was aber trotz vierzehntägigen Bemühens nicht gelang, da das Gebaute immer wieder abfiel. Da erschienen mit Einemmal während der Mittagszeit fünfzehn bis zwanzig Schwalben und begannen nach eingehender Besichtigung der Oertlichkeit gemeinschaftlich den Bau des Nestes, welches in zwei bis drei Tagen fertig war und die Heimatsstätte von fünf jungen Schwälbchen wurde.

Alle Welt kennt die Geschichte jener Pariser Schwalbe, welche sich mit einem langen, um ihren Fuß gewickelten Faden an einem Karnieß des Collège des Quatres-Nations gefangen hatte. Als ihre Kräfte erschöpft waren, hing sie klagend und schreiend am Ende des Fadens, von Zeit zu Zeit einen vergeblichen Befreiungsversuch machend. Alle Schwalben des weiten Terrains zwischen der Tuilerien-Brücke und dem Pont-neuf und vielleicht aus noch weiterer Entfernung hatten sich zu Hunderten um sie versammelt, indem sie durch ihr Schreien Aufregung und Mitleid zu erkennen gaben. Nach langem Tumult und Schreien schien Eine von ihnen das Mittel der Befreiung ausfindig gemacht und ihren Kameraden mitgetheilt zu haben. Man ordnete sich in Reihen, und jede Schwalbe traf im Vorüberfliegen mit einem Schnabelhieb den Faden möglichst an derselben Stelle, wobei die arme Gefangene allerdings schwer leiden mußte. In verhältnißmäßig kurzer Zeit wurde auf diese Weise durch vereinte Anstrengung der Faden zerschnitten und die Gefährtin befreit. Die Schaar blieb darnach noch einige Zeit beisammen, aber ihr Geschrei schien nun nicht mehr Angst, sondern Freude zu verrathen.

Eine sehr merkwürdige und einen hohen Grad von Gutherzigkeit verrathende Art der Hilfe oder des Beistandes zwischen Vögeln verschiedener Art ist ganz neuerdings bekannt geworden, indem Herr Adolf Ebeling gelegentlich einer egyptischen Reise bei seiner Ankunft in Kairo außer vielen andern Vogel-Bekannten aus Deutschland auch einer großen Menge von Bachstelzen begegnete, die sonst bekanntlich wegen ihres kurzen, stoßweisen Fluges das Meer nicht überschreiten, sondern während des Winters nur nach dem südlichen Europa flüchten. Auf sein während der Reise selbst an den Dragoman gerichtetes Befragen über den räthselhaften Punkt erklärte ein alter Beduine, Scheich Ibrahim, mit aller Bestimmtheit, daß diese kleinen Vögel von den großen über das Meer getragen würden, und daß dieses eine in Egypten ganz bekannte Sache sei, die daselbst jedes Kind wisse.

Der Liebesdienste, welche sich Hunde unter einander erweisen, gibt es, abgesehen von den bereits mitgetheilten, gar viele und verschiedene. Watson erzählt von einem Hunde, welcher das gebrochene Bein eines Kameraden unterstützte; von anderen, welche ihre Kameraden von der Kette oder aus dem Stalle befreiten; von einem Neufundländer Hund, welcher, als in Plymouth bei großer Hitze wegen Befürchtung der Tollwuth alle in der Straße frei umherlaufenden Hunde aufgegriffen und eingesperrt wurden, zuerst den Strick durchnagte, der ihn selbst festhielt und dann ebenso mit den Stricken seiner nach Freiheit heulenden Gefährten verfuhr, bis der Wärter eintrat und das Vergehen entdeckte, u. s. w. Herr E. Haussius in Dolzowo besaß, wie er dem Verfasser schreibt, einen großen, weißen Hühnerhund, welcher eine seltene Fertigkeit besaß, sämmtliche Thüren im Haus zu öffnen und welcher einem kleinen Affenpintscher und einem Dachshund, die den Platz am Ofen mit ihm theilten, stets ein treuer Helfer in der Noth war. Wollten die Hunde hinaus, so winselte der Pintscher leise, während der Dachshund einmal anschlug. Sofort kam er herbei und öffnete ihnen die Thür. Hatte er einmal keine Lust oder schlief zu fest, so gingen sie zu ihm hin und strichen ihm leise mit der Pfote über das Gesicht, worauf er ihrem Verlangen willfahrte. Er sprang an der Thüre in die Höhe, legte die rechte oder linke Pfote an die Einfassung und schlug mit der andern auf die Klinke. Thüren mit Schließhaken öffnete er mit der Nase, indem er von unten nach aufwärts fuhr.

Herr C. Mechling in Schwetzingen führte zwei schwarze Pudel zum Baden in einem mit Steinquadern ummauerten Bassin und ließ sie einen Stock aus dem Wasser apportiren. Nachdem sie sich darum gebalgt hatten, schwamm der Besiegte an's Land, während der Sieger mit dem Stock im Maule sich vergeblich bemühte, über die Stein-Quadern heraufzukommen. Kaum sah dieses der andere, als er sich sofort wieder in das Wasser stürzte, den Gefährten im Genick packte und ihm aus dem Wasser half.

Noch großmüthiger als dieser Pudel benahm sich ein Neufundländer Hund, von welchem J. Franklin berichtet. Er war in steten Balgereien mit einem gewöhnlichen Hunde begriffen. Als bei einer dieser Balgereien beide zusammen in das Meer fielen, rettete sich der Neufundländer schnell durch Schwimmen. Als er aber am Lande war und sah, wie sein Gegner vergeblich mit den Wogen rang, sprang er wieder in das Wasser und rettete denselben. Von dieser Zeit an wurden beide Hunde die besten Freunde und balgten nie mehr mit einander!!

Zahlreich und oft beschrieben sind die Thaten der Hunde als Lebensretter von Menschen, bald durch directe Dazwischenkunft, bald durch indirectes Eingreifen, wie Aufwecken schlafender Menschen bei Feuer- und sonstiger Gefahr, Bewachung Verunglückter, Herbeirufen menschlicher Hilfe bei irgend einem Unglücksfall u. dgl.; doch mag hier nur eine Beobachtung mitgetheilt werden, welche der Verfasser der Güte des evangelischen Pfarrers, Herrn Kotschy in Wald in Steiermark verdankt, und welche bei dem kleinen, vierbeinigen Helden des Dramas ebenso viel Herzensgüte, wie kluge Vorsicht und Ueberlegung erkennen läßt.

Herr K. besaß gleichzeitig ein 16 Monate altes Söhnchen und einen ungefähr ein Jahr alten kleinen Pintscher, welche Beide stets beisammen zu sein pflegten. Eines Nachmittags waren die Zwei zusammen allein im Vorhaus, während Herr K. in seinem Zimmer sich befand. Plötzlich hörte er, wie der Hund heftig an die Thüre sprang, kratzte und winselte. Dann

sprang er nach der Treppe, eilte einige Stufen hinauf, kam schnell wieder zurück und winselte und kratzte, wie vorher, immer heftiger an der Thür. Als nun Herr K. dem Thiere folgte fand er, daß das Kind unternommen hatte, die Stiege aufwärts zu klimmen, und bereits auf der siebenten Stufe sich befand. Der Hund eilte sofort, als er den Herrn kommen sah, dem Kinde nach und stellte sich hinter dasselbe so, als ob er es halten und vor einem Falle beschützen wolle. Blick und Miene desselben sprachen sehr lebhaft den Gedanken aus: Eile, eile, wenn du dein Kind der Gefahr entreißen willst! Und wie groß waren erst seine Freude und die Zeichen seiner Befriedigung, als er sein Werk gelungen sah! „Ich denke," fügt der Herr Erzähler hinzu, „noch immer mit Rührung und mit einer gewissen Bewunderung an diesen Fall."

Daß sogar in der Seele des verachteten Schweines das Gefühl des Mitleides mächtig werden und selbst die Oberhand über ursprüngliche Antipathie gewinnen kann, lehrt eine von Herrn J. C. Kühtmann in Bremen dem Verfasser am 26. Januar 1876 mit dem Bemerken, daß er sich für die Wahrheit des Vorganges in allen seinen Theilen verbürge, gemachte Mittheilung. Ein naher, auf dem Lande lebender Verwandter des Erzählers besaß ein schwarzes und ein weißes Ferkel. Das weiße war größer und kräftiger, als das schwarze und im höchsten Grade unverträglich gegen seinen Stall-Collegen, so zwar, daß es beim Fressen nicht allein ihm Nichts gönnte und immer um sich schnaufte, sondern auch bei jeder Gelegenheit ihm einen Puff zu versetzen suchte. Dieses feindliche Benehmen dauerte indeß nur so lange, als der schwarze Genosse munter und gesund war; denn von dem Augenblicke an, als letzterer eines Tages an einem Sonnenstich erkrankte, änderte das weiße Thier plötzlich sein Verhalten, indem es von Stund' an, so zu sagen, die Liebenswürdigkeit gegen den leidenden Collegen selbst war und ihm auf jede Weise seine Freundschaft zu bezeugen suchte. So drängte es denselben sanft zum Troge und schob ihm die besten Bissen mit dem Rüssel hin — freilich ohne Erfolg, da das Ferkel schon zu krank war, um noch fressen zu können. Als aber der Thierarzt erschien und das kranke Ferkel anfassen wollte, drängte sich das gesunde mit aller Kraft dazwischen und wollte die Berührung in dem Glauben, daß dem Kranken etwas Unrechtes geschehen solle, nicht dulden, so daß nichts Anderes übrig blieb, als den übereifrigen Freund für einige Zeit aus dem Stalle zu entfernen. Als nach ein paar Tagen das kranke Thier gestorben war, suchte sein weißer Genosse es durch Anstoßen mit dem Rüssel wieder zum Leben zurückzubringen; und als dieses nicht gelang, war seine Betrübniß so groß, daß er weder fressen noch saufen wollte, wie er denn überhaupt gar nicht mehr an den bisherigen gemeinschaftlichen Trog ging. Erst nach mehreren Tagen, und nachdem man den Trog mit einem andern Gefäß vertauscht hatte, gelang es, das Thier wieder zum Fressen zu bringen.

Eine ganz eigenthümliche Art des Mitgefühls legte ein Affe an den Tag, über welchen Herr Rechtsanwalt Carl Müller in Apolda im „Zoolog. Garten", 1861, S. 185, in einem Briefe an den Herausgeber berichtet. Ein in Apolda wohnender Oekonom besaß einen Affen, welcher sich nur im Kuhstalle, ohne alle Bekleidung, auf einem angenagelten Brett an einer Kette befestigt, stets wohl befand, da die gleichmäßige Wärme des Kuhstalls den Affen erfahrungsgemäß wohl bekömmt. Zuweilen wurde er der Kette entledigt; dann sprang er von einer Kuh auf die andere, legte sich der Länge nach auf den Rücken der Kühe und trieb allerhand Possen. Das Melkgeschäft beobachtete er sehr aufmerksam und versuchte oft

am Euter zu saufen. Am meisten wurde er aber erregt, als er eines Tages zum ersten Mal dem Kalben einer Kuh zusah; während des ganzen Actes schrie er so, als ob er selbst die schwerste Niederkunft zu bestehen hätte; und nach der Geburt des Kalbes untersuchte er nicht nur dieses, sondern er untersuchte dann auch auf eine sehr sorgfältige und höchst komische Weise die andern Kühe. Der Affe war ein castrirtes Männchen und ist später an den Herzog von Coburg käuflich übergegangen.

Ein weiteres, recht hübsches Beispiel von Mitgefühl des Affen, in diesem Falle einem Repräsentanten des eigenen Geschlechts gegenüber an den Tag gelegt, erzählt ein Herr Romanes. In dem Londoner zoologischen Garten befanden sich in demselben Käfig zwei Babuins (mantellose Paviane) und dicht daneben in einer andern Abtheilung ein Hundskopf-Affe (Cynocephalus). Einer der Babuins wollte dem letzteren eine Nuß stehlen, aber derselbe ergriff den Arm des Diebes und brachte ihm eine starke Bißwunde bei. Der Verwundete zog sich in die Mitte seines Käfigs zurück, indem er heulte und seinen leidenden Arm gegen die Brust preßte. Alsbald näherte sich ihm sein Gefährte und nahm ihn, indem er in seine Stimme einen Ausdruck des Mitleids legte, in seine Arme — genau wie eine Mutter, welche ihr Kind in ähnlicher Lage in die Arme nimmt. Unter der Wirkung seiner Liebkosungen wurde der Kranke zusehends ruhiger, seine Klagen minderten sich, und die Art, wie er seinen Kopf an die Brust seines Freundes legte, drückte seine Sympathie oder Zuneigung so deutlich wie möglich aus.

Hier war es also nicht allein das Mitleid, sondern zugleich das werthvolle Gefühl der gegenseitigen Liebe oder Freundschaft, welches die beiden Thiere so innig miteinander verband. Auch die Freundschaft, wenigstens diejenige, welche nicht auf Gemeinsamkeit der Interessen, sondern auf gegenseitiger uneigennütziger und herzlicher Zuneigung oder auf persönlicher Liebe beruht, wird in der Regel mit Unrecht als eine Prärogative des menschlichen Geschlechts angesehen, und sie wird neben der Liebe der Geschlechter als eins der tiefsten und edelsten Gefühle der Menschenbrust betrachtet und poetisch verherrlicht. Hat ihr doch unser großer, von edler Begeisterung getragener Dichter Schiller einige seiner schönsten Strophen gewidmet!

„Stünd' im All' der Schöpfung ich alleine,
Seelen träumt' ich in die Felsgesteine,
Und umarmend küßt' ich sie —
Meine Klagen stöhnt' ich in die Lüfte,
Freute mich, antworteten die Klüfte,
Thor genug! der süßen Sympathie.
Todte Gruppen sind wir, wenn wir hassen,
Götter, wenn wir liebend uns umfassen,
Lechzen nach dem süßen Fesselzwang —
Aufwärts durch die tausendfachen Stufen
Zahlenloser Geister, die nicht schufen,
Waltet göttlich dieser Drang."

Von Ferdinand Kürnberger, dem Menschen.

Von Friedrich Schlögl.*)

„Er hatte Schrullen.“ So schrieben sie fast Alle, die dem todten Löwen einen Nachruf widmeten. Ach, die Herren haben zweifelsohne ebenfalls „Schrullen,“ nur hinterließen sie uns keinen „Catilina,“ keinen „Amerikamüden,“ keine „Siegelringe“ und ähnliche Denksäulen deutschen Geistes.

„Er war schroff und abstoßend und verletzend,“ fügten sie noch hinzu, und war ein Sonderling, der, abseit der gewohnten Heerstraße, einsam seine Wege ging und einsam blieb bis an sein Lebensende. Nun, zugänglich und gesellig im vulgären Sinne des Wortes war er allerdings nicht leicht, aber bot er einmal seine Hand, so war man sicher, die Hand eines Mannes zu ergreifen, der sich als Mann bewährte für und immer, und auf dessen Treue man bauen konnte, wie auf Felsenmauern.

Er war hart und ohne Herz und Gemüth, sagte mir einmal Einer, der jahrelang mit ihm Umgang pflog und vorgab, ihn „genau“ zu kennen. Ich sah ihm mit Kindern spielen und sah, wie ihn die Augen feucht wurden, wenn ihm auf unseren gemeinsamen Wanderungen das Elend in seiner hilflosesten Gestalt entgegentrat und er gestand, daß mit dem Obolus, den er spendete, eigentlich nichts gethan sei, als was die gute Sonne thue, wenn sie dem Armen auch ein Strählchen zukommen lasse, das ihn auf eine Secunde erfreue, dann möge er weiter zusehen, wie er sich erwärme.

Er war stolz, sagten sie, und von ungemessenem Selbstbewußtsein. Ja, es fiel einmal sogar das rüde Wort „Größenwahn.“ Er lächelte dazu. „Weil ich nicht Gemeinschaft mache mit den Sudlern, weil ich Achtung habe vor literarischer Production und den Publizisten nicht als feile Straßendirne, die sich dem Meistbietenden verkauft, betrachtet wissen will, weil ich Respect vor dem Leser haben möchte und sehe, was ihm Alles geboten wird, weil mich Unmuth über die Liederlichkeit erfaßt, mit der das professionelle „Schreibervolk“ arbeitet, und weil ich mich abwende von solchem Treiben, solch' brutalem Gelderwerbe, keine Cameraderie mit dem „Schmiertroß“ kenne, das Cliquenwesen verachte und kein Theilnehmer der wechselseitigen „Lobhubel-Assecuranz“ bin, weil ich schließlich auf „Sauberkeit des Styles“ achte und das, was ich bringe — ich bringe nur dann, wenn ich etwas zu sagen habe — dem Begriff von schriftstellerischer Würde und literarischem Anstande entspricht, weil ich meinen Werth kenne und ihn nicht

*) Wir leihen in dieser Sache unserem geistvollen Mitarbeiter gerne das Wort, uns freuend, daß wenigstens Einer von Allen, die mit Kürnberger verkehrten, von dessen guten Herzenseigenschaften recht zu erzählen weiß. Selten genug, wahrhaftig, hat sie der Dichter in seinem Umgange geäußert, was wohl zum Theile in seiner von Jahr zu Jahr sich steigernden Nervosität, zum Theile auch in den schwachen äußeren Erfolgen, die zum Werthe seiner Schöpfungen in keinem Verhältnisse standen, seinen Grund haben mag. Zu wünschen ist eine nachhaltige Würdigung dieses Schriftstellers, denn die in der Todtenoctav üblichen Verhimmelungen sind bereits verklungen. Die Red.

gering zu taxiren habe, nennt mich die Genossenschaft der Schnellschreiber und Schnellverdiener stolz! Ich müßte mich hassen, wenn ich es unter diesen Bedingungen nicht wäre!"

Er war gallig, stachlicht, beleidigend, sagen sie weiter. Ich sah ihn mit den schlichtesten Landleuten liebevoll verkehren, sah ihn im Kreise treuherziger Menschen, die vielleicht nur „drei deutsche Schulen" durchgemacht und die in ihrer Einfalt den „Geistreichen" gewisser Sorte ergiebigsten Stoff zu „satyrischen Glossen" geliefert hätten, warm und wärmer werden und sah, wie er sich bemühte, dem Fassungsvermögen seiner Hörer verständlich zu werden, und wie er froh und fröhlicher wurde, wenn er bemerkte, wie andachtsvoll man an seinem Munde hing und seinen „populären" Expectorationen dankbarst lauschte. Wie umjubelten sie dann den lieben, freundlichen „g'studirten Herrn," den „guten Herrn Doctor!" Mit witzigen Seichtlingen und seichten Witzlingen, die ihn bei seiner simplen Melange — sein Vesperbrod seit vielen Jahren — aus seinen schaffenden Träumen durch allerlei abgelesenes Zeug und confuseste „Mots" aufscheuchten, that er freilich minder cordial und seine Antworten streiften oft an — Grausamkeit.

Er verletzte die einfachsten Regeln gesellschaftlicher Sitte und gab sich, ohne Rücksicht auf das Terrain, auf dem er sich eben befand, und die Anwesenheit dieser oder jener Person zwang- und fessellos und ignorirte selbst Damen. So erzählte man. Ich war nicht Zeuge solcher Crimina gegen „Ton" und „Sitte," weiß aber dagegen, daß er decennienlang der gern gesehene und vielgefeierte Gast in notablen Familien war und es blieb bis in die letzten Tage. Frauen edelsten Rufes standen an seinem Sarge und weinten die heißesten Thränen um den Todten. Und er soll ungeberdig gewesen sein, und, wie ein nekrologistischer „Plauderer" versichert, nicht selten sogar „unartig?" Vielleicht verstieß er, wenn ihm einzelne Personnagen plötzlich allzu — unsympathisch wurden, gegen die Directiven, die ein Ceremonienmeister à la Hofmarschall Kalb aufstellen würde, vielleicht verdroß ihn Ein und das Andere und übermannte ihn der Unmuth über die Schalheit, Nichtigkeit und Leere, mit der manche Symposien ausgestattet, und er machte kurzen Proceß und signalisirte den absichtlichen Bruch durch ein derbes Wort, eine Geste des Unwillens und er war gefeit vor künftigen ähnlichen Zwangslagen. Ansonst erschien er mir allzeit fast ängstlich vorsichtig und feierlich gemessen in Wort und Haltung und Benehmen.

Man warf ihm ferners seine „rechthaberische Eigenart" vor und wußte die geradezu närrischesten Dinge zu berichten, was seine Zumuthungen betraf, die er an Redactionen stellte, denen er Einsendungen zugedacht. Außerdem drang er darauf, ihm keine Sylbe zu streichen, und soll er „pedantisch" gewesen sein, bis zur — Lächerlichkeit. So schreit ein ganzer Chor von Tageschronisten. Pedantisch? Er war gewissenhaft und haßte die „Schlamperei." Er hatte ferners zuweilen gewiß nicht Unrecht, Cautelen gegen brutale Acte des Unverstandes zu errichten und war besorgt, seinen Namen unter verstümmelten, durch Elisionen oder abschwächende Aenderungen oder gar stylistische „Verbesserungen" zum directen Unsinn gewordenen Arbeiten gedruckt zu sehen. Exempla odiosa! Daß er aber gerechten Vorstellungen zugänglich war und ein willig Ohr lieh und bereitwilligst zu billigen Compromissen sich herbeiließ, wenn sie seinen Anschauungen und seinem eigentlichen Wollen nicht diametral entgegenliefen, habe ich mehr als einmal erfahren, als ich 1872 die Revision einer hervorragenden Wochen-

schrift zu führen hatte und ich die Bürstenabzüge seiner schneidigen Artikel in der „Wiener-Wald-Affaire" unter Herzklopfen lesen mußte. Da schnellte ich allerdings bei manchem pyramidalen Passus entsetzt in die Höhe und sah, die Schweißtropfen an der Stirne, scheu um mich und war froh, wenn ich den „schrecklichen" Autor in nächster Nähe fand. Da packte ich ihn und führte ihn, es war meist um die Mitternachtsstunde, in's Freie und da promenirten wir, wo heute das Schiller-Monument, ein Paar Schritte auf und ab und wenn ich ihm meine wohlmotivirte Besorgniß erklärte, so blieb er einen Augenblick stehen und sagte: „Wenn Sie diese Stelle gefährlich finden, so streichen Sie, was Ihnen beliebt. Damit basta!" Und so rettete ich manche Nummer vor Confiscation. Man mußte mit ihm sprechen können.

Er war borstig und unduldsam, sagen sie auch. „Ich bin kein „Kneipier", und der Tabakrauch ist mir lästig, und der Discurs des platten Pfahlbürgerthums unausstehlich, ich fürchte die Rohheit, die Rohheit der Gesinnung und des Wortes, aber — Ihnen zu Liebe opfere ich gerne ein Stündchen, trinken wir ein Gläschen und plaudern wir zusammen!" Das war so sein gewohntes Präludium, ehe wir — es geschah leider nur selten — in eine Schenke traten, um in Gemeinschaft eine bescheidene Flasche Gumpoldskirchner auszustechen. Er war mäßig wie ein Spartaner und nippte eigentlich nur, so vortrefflich das Naß jeweilig auch gewesen. Die Atmosphäre war erstickend, der Rauch und Duft der brenzelichsten Cigarren gräßlich, der Gesprächsstoff der Umsitzenden der trivialste, aber, der „Borstige und Unduldsame" hielt, wenn auch fortwährend hüstelnd, wacker aus, er ertrug das „Ungemach der Situation," er gab willig Rede und Antwort und lachte hellauf, wenn er erfuhr, daß sein „Stand und Name," um den man ihn gelegentlich frug, in diesen Kreisen völlig unbekannt und dieser oder jener hochangesehene „Stamm- und Ehrengast" feierlichst schwur „sein Lebtag von ein' Kürnberger nix g'hört und nix g'lesen zu haben." „Ich hätte auch ernsthaft protestirt," wispelte er mir bei solchem Anlasse einmal zu, „hier gelesen zu werden!"

„Liest mich den überhaupt Wien?" frug er wiederholt. Ein paar Freunde sind mein Auditorium, das meinen Vorträgen horcht, alles Uebrige folgt dem Rufe der goldenen Mittelmäßigkeit oder watet im Sumpfe des Blödsinnes, der Gemeinheit und Heuchelei. Der „Literat Pöbelsdorfer" ist Souverain über einen Bezirk von unermeßlicher Ausdehnung; er theilt die Herrschaft nur noch mit dem Eitelkeitsfex, der seine Existenz durch unaufhörliches Reclamengeklingel manifestirt. Von einem Ferdinand Kürnberger wissen die Wenigsten, gehen Sie doch den Heerbann der Leser auf und ab und fragen Sie nach meinem Namen! Nicht der Tausendste kennt mich! Bei den Botokuden bin ich bekannter!"

Dies war das Thema, wo er „bitter" werden konnte. „Wien und die Wiener" gaben ihm unerschöpflichen Stoff zu seinen herbsten Klagen. Und dennoch liebte er dieses Wien, den Fleck Erde, auf dem er geboren, wo er seine Kindheit in tristester Armuth, seine Jugend voll rosigster Pläne, seine Mannesjahre voll Kümmerniß und Enttäuschungen verlebte. Er liebte, wie Grillparzer, dieses „Capua der Geister" und konnte von der „Stadt der Phäaken" trotz alledem und alledem nicht lassen. Wie oft floh er sie und wie oft kam er immer und wieder zurück! Steckbrieflich verfolgte man ihn in den Jahren der schlimmsten Reaction und beschrieb ihn als „Vaganten" und „Herumtreiber" und forderte ihn „ämtlich" auf, in die Heimat zurückzukehren und

sich über seine „unbefugte Abwesenheit“ zu rechtfertigen, widrigenfalls u. s. w. Er kümmerte sich nicht um die Concepts-Blüthen des Polizei-Bureaukratismus, er kehrte, als es ihm beliebte, freiwillig zurück, in spontaner Regung seines Herzens, denn, wie es in dem uralten Liede heißt:

— ein Sehnen bleibt,
das uns zur Heimat treibt!

Und so kam er von Hamburg, von Stuttgart, von München, von Bregenz, von Vaduz, von Graz und von Desenzano, wo er überall zu bleiben gedachte, doch hieher zurück, er kam plötzlich und unerwartet und trat mit einem herzlichen Gruße in die Stube, bot leuchtenden Auges die Hand und war sichtbar frohen Muthes. Nun hatten wir ihn wieder! Man kann die Heimat nicht an den Schuhsohlen mitnehmen, rief schon Marat, als es auch diesen trieb, den Boden von Paris wieder zu betreten. Und Kürnberger, der „Schmäher und Hasser“ Wiens, fühlte sich am wohlsten in Wien. Wohl hielt er sich auch hier meist einsam und hatte wenig Verkehr, und horstete wie ein Adler auf schwindelnder Felsenwand in seinen abgeschiedenen Mansarden, die stets im vierten oder fünften Stockwerke lagen, es war in solcher Höhe billiger, und wie er schmunzelnd gestand, für Besucher gewisser Façon — unbequemer, man sollte ihn nicht so leicht überfallen können, er wollte überhaupt schwer zu haben sein, und so war es auch. Also wirklich „unzugänglich,“ im buchstäblichen Sinne des Wortes? Nun, er stieg ja täglich selbst herab von seiner einsamen Höhe — nach gethaner Arbeit — und wandelte gerne durch die Straßen Wiens.

Er kannte „Alt-Wien“ wie Einer. In allen Gassen und Gäßchen der entlegensten Vorstädte und „Gründe“ fand er sich zurecht, blieb sinnend vor diesem und jenem Häuschen, das noch ein altmodisch Giebeldach an der Stirne trug, stehen und wußte Geschichten zu erzählen, gar lehrsam und interessant. Welche Gedanken knüpfte er an das Geschaute! Ein philosophischer Topograph, ein sinniger Chronist seiner Vaterstadt, wie sie noch keinen besaß!

Dann sprach er von den Spielplätzen seiner Bubenjahre und daß er der Liebling seiner Mutter war, die große Stücke auf ihn hielt und sich viel von seiner Zukunft versprach. „Eitles Hoffen!“ murmelte er grollend. „Was erreichte ich? Meine Verleger klagen, daß der Vertrieb meiner Bücher schwer sei, das deutsche Theater will von mir nichts wissen, und was ich in den Tagesblättern verzettele, ist für die Mehrheit ein unverstandenes Gut. Würdigt man mich denn nach meinem Werthe, nach meinem Wollen und Können und Dem, was ich gegeben? Achtlos drängt die Menge an mir vorüber. Trotzdem möchte ich einst in ihrer Mitte, in meiner Heimat begraben sein, man ehrt ja die Todten, vielleicht fühlen sie, wenn ich ausgerungen, was sie an mir besaßen!“ Das schmerzliche Wort wurde von Freundes Munde an seinem Grabe gesprochen, es stammt von dem Heimgegangen selbst.

Aber er soll auch als „unfehlbar“ sich erklärt haben und — „herrschsüchtig“ gewesen sein! Wohl stellte er zeitweilig, wenn er gesprächig wurde, Hypothesen auf, die durch ihre — Barockheit frappirten und im grellsten Gegensatze zu aller herkömmlichen Ideenfolge standen. Wohl vertheidigte er mit glänzendsten Argumenten seine Ansicht, wohl sprang er bei scharfen Gegenreden erzürnt auf und rief donnernd sein beliebtes „Quod non!“ Aber er beugte sich schließlich doch, wenn die Gegenbeweise ihm stichhältig klangen und gestand dem Andern den Sieg zu. Was gab es im Café Troidl oder in der Villa Schöffel zu Mödling mit Rudolf Falb, dem

Schöpfer der „Erdbebentheorie" für anregende Controversen und freundschaftlichst-stürmische Debatten, und wie ritterlich senkte der Angreifer seine Klinge vor dem überlegenen Kämpfer! Sah dies der „Herrschsucht" ähnlich? Doch Brutus sagt, daß er voll Herrschsucht war, und Brutus — ist gewiß ein ehrenwerther Mann!

Aber „störrisch" war er doch? Störrisch? Ich war einmal ein paar Wochen an seiner Seite. Wir wanderten durch Berg und Thal im niederösterreichischen Alpenlande, er „dictirte" anfänglich zwei — dreimal Wege, die sich als unpraktikabel erwiesen und er gab seine „Dictatur" auf und ließ sich leiten wie ein Lamm. Er ertrug alle Unbilden des Beisammenseins in elenden Gehöften, er begnügte sich mit schlechtester Kost und blieb friedfertig wie ein Kind. Es sind unvergeßliche Tage, und wie die Erinnerung an sie zu meinen hehrsten Genüssen zählt, so erfüllt der Gedanke, daß ich dieses herrlichsten Weggenossen für immer verlustig, meine Seele mit Gram und Bitterniß. Wie jauchzte er auf, als wir unter einer mächtigen Schwarzföhre lagen und von luftiger Bergeshöhe einen „gelungenen" Sonnenuntergang betrachteten! Welche Pläne gabs damals für die nächsten Jahre und nun — Alles vorüber! Todt! Todt! Todt! —

Warum ich dies erzähle? Ich wollte von dem Menschen, von dem Freunde sprechen, von dem vielfach Mißverstandenen, selten Erkannten. Man fand es für zweckmäßig, als seine Leiche noch nicht bestattet, sein Sarg noch auf der Fahrt war, brühwarm und in leibiger journalistischer Rivalitätseile „Anekdoten" von ihm zu colportiren, Anekdoten läppischesten Inhaltes. Die centnerschweren Worte, die er im „Poetenwinkel" bei Rosner sprach, verschwieg man, und die hätten doch auch ein Feuilleton „pikant" gemacht und es „aufgeputzt," wenn man aus Eigenem nichts dazu zu geben wußte.

Doch sei es nun, wie es sei; nur noch Eines: Ich handtire wohl auch mit der Feder, aber nach dem mir zukommenden Platze am Fuße des Parnasses habe ich nicht von jenen Geistern zu sprechen, die auf seiner Höhe gestanden und habe von dem Schriftsteller und Dichter Ferdinand Kürnberger und seiner Bedeutung als solchen der Mit- und Nachwelt nichts zu definiren. Wie gesagt: was er als Mensch mir war, wollte ich in ein paar Strichen schildern. Aber Ihr antwortet wieder mit dem oft gehörten Gewinsel: „Er hatte Mucken!" Nun, so hatte er sie denn! Ich denke jedoch, man wird, wenn man so ein halbes Säculum sich mit seinen p. t. Zeitgenossen herumzuschlagen hat, mitunter von so erbärmlichen und albernsten Tröpfen gehuddelt und von solch' erschrecklichen Miserabilitäten gehunzt und geärgert, daß man immerhin ein kleinwenig das Auge nachsichtig zudrücken kann, wenn ein „Heros des Gedankens," ein Mann von solch' lauterem und erhabenem Geistes- und Seelencharakter, wie der Entschlafene — zeitweise moroser Laune war und gewisse „Leute" nicht mit feinen „Glacés" antastete, sondern mit derben eisernen Panzer-Handschuhen. Fühlten sie seinen energischen Griff? Schmerzte sie der gewaltige Druck? Wie sie dann immer erschreckt und scheu in den Winkel krochen! . . . .

Wien, am Tage nach seinem Begräbnisse.

Ein neuer Schienenweg zur Adria.

Von Heinrich Noë.

Die Pontebba-Bahn ist eröffnet worden. Das heißt so viel, als das Schienengeleise hat noch an anderer Stelle, als in den Kreideschichten des Karst, die Südalpen durchbrochen. Dies ist dort geschehen, wo bleiche Gipfel über die am wenigsten besuchten Thäler der ganzen Alpenwelt aufragen, in der Nähe der verschiedenen Wasserscheiden, durch welche die Zuflüsse der Drau von denen des Tagliamento getrennt werden. Man wird zukünftig auf diesem neuen Wege in nahezu der gleichen Zeit das Gestade jenes Meeres erreichen, das ein österreichischer See sein sollte, als es bisher vermittelst unserer Südbahn möglich war. Weiter ist der Weg nicht. Ob er schöner ist, darüber werden Gelehrte und Ungelehrte streiten. Für die erste Zeit wird er es nach der Anziehungskraft des Neuen vermuthlich sein.

Man hört in Oesterreich so viel von zukünftigen „Weltbahnen," daß man von allem Anfang an darauf rechnen konnte, auch diesen neuen Schienenweg als solche vorgezählt zu bekommen. Es ist merkwürdig, als wie beweglich in Eisenbahn-Dingen das durch den amore di campanile gestärkte Hoffnungsvermögen bei uns sich herausstellt, wenn man es mit der starren Schwarzseherei in anderen Angelegenheiten vergleicht. Wo nur irgend ein Uebergang über die Alpen auszuklügeln ist, dort gibt es eine Weltbahn, vom Arlberg angefangen bis zu den Kalkbergen zwischen Unterdrauburg und Cilli. Solche Hoffnungen sind trügerisch. Auch in Bezug auf diesen neuen Schienenweg brauchen wir nicht die Enttäuschungen der Zukunft abzuwarten. Ein Blick auf die Karte lehrt, daß dieser Straße im bedingungsreichen Kampfe der Mitbewerbung um den großen Verkehr eine weniger günstige Lage angewiesen ist, als ihren Nachbarinnen in West und Ost. Weder dem Semmering, noch weniger aber dem Brenner wird so viel von seinen Reisenden und Frachten abgewonnen werden, als es sich der Enthusiasmus nachbarlicher Handelskammern vormalt. Es fehlt nicht an prächtigen Worten, an erhöhter Prosa in den Zeitungen der Provinzen, nicht an Festen und figurenreichen Reden. Sie alle werden die Wegstreckung der Südbahn zwischen der Hauptstadt des Reiches und seinem Seehafen nicht verlängern. Sie werden die drei zwischen Enns und Tagliamento zu überwindenden Wasserscheiden nicht zu einer einzigen, gleich der des Brenner, machen. Sie werden eine sehr vielfach gewundene, cycloidische Linie nicht in eine solche verwandeln, die sich mehr der geraden nähert. Sie werden die geringe Entfernung zwischen München und Verona nicht vergrößern und nicht den modernen Zug des Verkehrs aufhalten, der überall wieder in die großen mittelalterlichen Wege einzulenken trachtet. Die Pontebba-Linie erreicht Italien in seinem äußersten Norden tangentialhaft, während der Brennerweg sofort seinen Mittelpunkt trifft.

Doch ich lasse diese Betrachtungen, welche in kurzer Zeit vom Erfolg bestätigt werden müssen und ergehe mich in landschaftlicher Ausmalerei der eben erschlossenen Strecke. Als allgemeine Bemerkung über die ganze Schienenstraße zwischen der Donau und Udine

setze ich voraus, daß sich dieselbe in Bezug auf Reize allerdings nicht mit den Umgebungen der Eisenbahn zwischen Kufstein und Verona, wohl aber mit denen zwischen Gloggnitz und Triest vergleichen läßt. Hat man auch den Eindruck der ersten Blicke auf die julischen Alpen, der Umgegend von Villach, hier und dort übertrieben, so bleibt immerhin noch genug, um dem sogenannten Touristenstrom hier, für einige Zeit wenigstens, ein neues Seiten-Bett vorhersagen zu können.

Die für uns wirklich neue Strecke heißt Tarvis-Pontafel. Ich werde sie beschreiben und jenseits ihres Endes einen Blick in die venetianische Ebene hinab schicken.

Wenn man eine Eisenbahn sehen will, darf man nicht auf ihr fahren, sondern muß neben ihr her gehen. Das gilt besonders, wenn, wie hier auf italienischem Gebiete, ein beträchtlicher Theil der Schienenstrecke in unterirdischen Rauchröhren zurückgelegt wird.

Fangen wir also an.

Tarvis schaut gegen Süden in ein Längenbild, welches von grauen Kalkbergen ausgefüllt wird, unter welchen der schneebedeckte Mangart am höchsten aufragt. Die kahlen Dolomite fallen auf licht- und dunkelgrüne Vorstaffeln auf, und hart grenzen, scheinbar wenigstens, Wälder und Wiesen an die Steinwüsten. Dies gibt dem Längenbilde vielen Reiz.

Von Tarvis ab — wo das von der Regierung erbaute Gasthaus an den widersinnigsten Ort, der zu finden war, hingebaut worden ist — läuft die Pontebba-Bahn zunächst auf hohen Böschungen hin. Sie hat mehr als drei Kilometer zurückzulegen, bis sie die verschiedenen „Tarvis" hinter sich hat und befindet sich alsbald, in der Richtung gegen Saifnitz hin, von einer Gegend umgeben, die, verglichen mit den Tarviser Veduten, wenig anmuthet. Nur das hohe Heiligthum von Luschari, das zur Linken sichtbar wird, erinnert an die Herrlichkeiten, die uns von langweiligen Halden mit zerschundenen Wäldern verdeckt werden.

Am Anfange und am Ende des langhingestreckten Dorfes Saifnitz (welches, beiläufig gesagt, von dem hochgelegenen Gnadenorte mannichfaltigen und mehrfachen Nutzen zieht) werden Bäche überschritten. Der erste fließt zum schwarzen, der zweite zum adriatischen Meere. Es ist dies sicherlich die unmerklichste Wasserscheide in den Alpen.

Oft überschreitet auch die Straße den Schienenweg, niemals ohne die Tafel mit der bekannten „Warnung", die hier durch „Svarilo" ergänzt wird. Dieses svarilo wäre vielleicht ebenso gut an den Wirthshäusern dieser Straßenstrecke angebracht, wenn nicht schon ihr Aeußeres ein Warnungszeichen darstellte. Das Volk ist hier wendisch — man sieht es vornehmlich an den jämmerlichen Hütten, die nur aus einem Erdgeschoß bestehen. Man bemerkt es aber nicht minder an größeren Häusern — denn den wendischen Kärntnern kommt noch mehr als ihren deutschen Landesgenossen eine unbeschreibliche Begabung dafür zu, daß sie ihre Wohnstätten nieder, dunkel, unwohnlich und gegen Licht und Luft wohl vertheidigt herstellen.

Die Wildbäche und die Schotterhaufen waren die einzigen Schwierigkeiten, mit welchen auf österreichischer Seite der Bahnbau sich auseinanderzusetzen hatte. Auf der italienischen ist es das starke Gefälle und die mitunter schluchtartige Enge des Thales, welche mit allen Mitteln bekämpft und überwunden wurden. Darum lassen sich die beiden Strecken gar nicht vergleichen. Eine einzige Stelle in Kärnten gab zu einem größeren Kunstbau Veranlassung, nämlich einer Art von künstlichem Bett für eine, zeitweilig auch mit Wasser und Lawinenschnee untermengte, ungeheuerliche Steinmuhre zwischen Lußnitz und Leonskirchen an der nördlichen Thalseite. Unter diesem

Bette bewegt sich die Bahn wie in einem Tunnel. Im Uebrigen wendet sie sich, ohne daß ihr Gefälle dem Auge des Laien absonderlich bemerkbar erschiene, mehrmals von einem Thalhang zum anderen.

An der Bahn ist nicht viel zu sehen, desto mehr aber an der allgegenwärtigen Apathie, mit welcher der Kaiserstaat Oesterreich zuschaut, wie ihm seine Länder verheert werden. Obwohl der Wald so kläglich und jämmerlich zugerichtet ist, daß es schier sündhaft erscheint, da auch nur eine Staude herauszunehmen, klappert es hin und hin von Sägmühlen, die ihre Bretter nach Italien liefern, und hört man neben der Straße vielfach die Zahlenrufe der wälschen Holz-Abmesser. Rings herum liegen von den zerrausten und umgewühlten Hängen herabgekollert die weißen Steinhaufen auf Flächen, die einst schöne Wiesen waren. Die Axt hat dem Wasser und den Lawinen ihre jähen Bahnen vorgezeichnet. Anders kann's nicht sein, denn von einer staatlichen Aufsicht über den Wald im Einzelbesitz, welche das Gesetz vorschreibt, ist nur auf dem Löschpapier der Verordnung-Sammlungen die Rede. Dagegen sieht man Diejenigen, welche Solches angeht, in bergsteigerischer Jäger-Maskerade in den Kaffeehäusern der Stadt herum faullenzen. Und zu dem hat die Pflichtversäumniß gar noch einen Verbündeten an der „deutschen Wissenschaft" gefunden. Dr. Josef Lorenz Ritter von Liburnau meint, daß die „chronistische und touristische" Behandlung der Waldfrage „zu viel" beweise. Allerdings führt auch ihn seine „Wissenschaft" zu der merkwürdigen Entdeckung, daß „die Bewaldung an geneigten Ufergehängen die Detritus-Abfuhr vermindere." Er hat Recht — nichts verblüfft den Deutschen mehr und bringt nachhaltigeren Eindruck auf ihn hervor, als wenn ein angestellter Professor zu Gunsten seiner eigenen Stubentheorien über irgend welchen „Dilettantismus" sich lustig zu machen seinen lahmen Styl anstrengt.

Seltsam — weder an der Neigung der Straße, noch an der des Schienenweges verspürt man absonderlich, daß der Boden sehr jähe gegen die Adria abfällt. Aber am Pflanzenwuchse holt sich der Blick Belehrung. Malborghet — dessen Akropolis, die schlachtenberühmte Veste, weithin sichtbar über die Eisenbahn aufragt — liegt etwa zweihundert Fuß niedriger als Tarvis. Während man jedoch zu Tarvis nichts Richtiges sieht von Obst- und anderen Nutz-Bäumen, tauchen von Malborghet ab nach und nach eine Menge von Stämmen und Kronen auf, welche uns sofort das Bild eines milderen Geländes in die Erinnerung bringen. Mächtig überschattet windische Hütten der Nußbaum; zwischen den glänzenden Blättern des Maulbeerbaumes pflücken Kinder die süßsäuerlichen Früchte; gerne rastet der Wanderer in dem tiefen schwarzen, grell ausgezackten Schatten, welcher, von solchem Geäst herab über die blendend weiße Kalkstraße ausgebreitet, wie körperlich greifbar daliegt. Oft erfreut ihn bei dieser Rast der Duft des Cyclamen, welches allenthalben an den Rändern der Alpenstraße emporblüht, der Blume, welche den Kalk liebt.

Malborghet ist ein stattlicher Ort mit mächtigem Mauerwerk, durch dessen Portale sich der Blick gerne im Gartengrün des Hintergrundes verliert — und die anmuthige Größe seiner Umgebung übertrifft alle Berganfichten, deren der Wanderer von Villach bis hierher hat habhaft werden können. Das südliche Gehänge erinnert an das Misocco-Thal, durch welches man zum Bernardino hinauf steigt, das nördliche an fahle Abstürze des Karstes, an die Berge von Salurn und Deutsch-Metz oder an den Abfall des Solstein, Mundi und Tschürgant zwischen Zirl und Imst im schönen Inn-Thal. Das gäbe merkwürdige Bilder: zur Linken eben jene grünen Misocco-Hänge,

ober ihren grünen Matten Schneereste und stille Sommerwolken; vor uns die südlich blendende Straße mit den Schotterhaufen und den weißen Muhren, die ihr von rechts her zukamen; rechts alsdann das heiße Gestein mit kümmerlichen Föhren, unter denen die Arbeiter schlafen, welche die Straße von den Spuren und Aufschwemmungen des letzten Gewitterregens befreien sollen.

Im Westen, über der Studena, erscheinen jetzt abermals Parische Gipfel. Sie tragen Wolken. Hinter ihnen fließen die Quellen des Strabonischen Tilamentum, des Tagliamento. Vor uns aber in mäßig engem Thale, das eine Sackgasse zu sein scheint, breiten sich weiße Häuser aus — noch näher aber ein paar mächtige Bauten, zwischen Dunkelgeb und Büffelbraun und Grau gefärbt, im modernen Glassturzkasten-Styl. Es ist der „Grenzbahnhof Pontafel.“ Die Italiener, auf dem anderen Ufer des Flusses, haben es noch nicht über Rohbauten und Baraken hinausgebracht.

Man hat oft geschildert, wie nirgendwo die Unterscheidungen der Völker, der jähe Uebergang von einer Sitte und Sprache so nahe an die Herrlichkeitsgrenzsteine und Zollsäulen gerückt sei, wie in Pontafel-Pontebba. In der That trennt nur eine Brücke eine vollkommen durch und durch italienische Ansiedlung von einer, wenn nicht deutschen, doch kärntnerischen. Pontafel hat trotz seines „Wastelwirth“ und anderer überaus vaterländisch klingenden Kennzeichen und Eigenschaften wenig Anheimelndes. Es ist da ein Sammelsurium von bajuwarisch-kärntnerisch-windisch-furlanerisch-fuhrmannsrohem Geschäfts- und Straßenpublikum gegeben, das noch dazu nicht ohne wälschen Anflug geblieben ist.

Gleichwohl behaupte ich, daß es in Europa kaum eine Landschaft und eine Scenerie gibt, die sich gleichermaßen in's Gedächtniß einprägt, wie die Brücke zwischen Pontafel und Pontebba. Schauen wir um uns.

Im Westen starren felseneng die kahlen Hochgipfel, aus denen der erste bedeutende Zufluß der Fella hervorbraust.

Rechts die unansehnlichen Häuser von Pontafel mit ihrem halb windischen, halb kärntnerischen Typus, links die Gebäude des Paese di Pontebba, wie alle italienischen Gassen, dem Bruchstück einer Stadt ähnlich — nicht nur in Balconen und Portalen, sondern auch im Treiben der Menschen, im Schreien des Marktes, mit Verkäufern und Plakaten an den Mauern, mit cafeterie, offellerie und aller Ausstattung eines wälschen Borgo. Gemüse, das herüben Niemand kennt, lagert dort haufenweise auf dem Pflaster, Friseure und Negozianti jeder Art treiben ihr Maulaffen-Handwerk. Zu anderer Zeit habe ich hier den (jetzt verstorbenen) dicken Wastelwirth auf seiner Lederbank hinter den Ofen neben der Schwarzwälder Uhr im luftdicht verschlossenen Zimmer, das ein Ofen, der hüttenmännischen Zwecken zu dienen schien, zu einer Gas-Cloake machte, schlafen gesehen — in Pontebba drüben aber lockten mich die hembärmeligen Locandieri fensterloser Botteghe in ihre Räumlichkeiten, wo das offene Feuer auf dem Herd loderte und die prime figure del paese auf hohen Röhrenstühlen sich über dem Pflaster schaukelten, das von der Straße weg in die Bottega sich hineinzieht. So ist Pontafel und Pontebba, fünfzig Schritte von einander entfernt. Und jetzt mitten im Strom das hölzerne Gerüst der völkerverbindenden Eisenbahnbrücke, an dem es ameisenartig wimmelt und von dem her das Getöse der Handlanger und Aexte den Wellensingsang des Torrente überkreischt.

Von Pontebba, wo auf der Bahn Alles noch amerikanisch unfertig in Blockhäusern und Baracken dasteht, abwärts bis gegen Venzone oder wenigstens Moggio hin, hat sich die Fella im endlosen Laufe der Jahrcyclen ein schmales Bett durch die

Kalkwälle gerissen. Schlecht genug mag der mittelalterliche Saumpfad gewesen sein, gleichwohl aber ist es späterhin gelungen, dem Flusse und den Steilwänden noch Raum zu einer Fahrstraße abzutrotzen. Und jetzt kommt gar noch der Schienenweg dazu. Freilich muß er sich oft genug in die Nacht des gesprengten Gesteines verkriechen, öfter, als dem Reisenden lieb ist, der gerne die enge, furchtbare Wildniß genießen möchte. Hat ja bei Dogna beispielsweise sogar die Fahrstraße schon zu einem Tunnel ihre Zuflucht nehmen müssen. Und rasselt der Zug aus einer solchen Röhre heraus, so erspäht man vielleicht in der Ferne einen anderen, der wie ein schwarzer Wurm über weißes Gerölle zu kriechen scheint, ein schluchtartiges Seitenthal mit Schneefeldern im Hintergrunde, wie etwa die Canali von Chiusa oder Resia, opalfarbige Seitenbäche des Tagliamento oder Stürze von grauen Kalktreppen — in Schleier verwehter Wasser. Gegen Norden aber steht dem betrogenen Auge gegenüber die furchtbare Mauer, welche stets der italica gens als ein Wall der Schrecken gegen die Horden voll Schrecken däuchte — die cimbrische Welt-Sperre, und keine Spur will uns mehr zeigen, in welcher Klüftung wir selbst auf den Schienen sie durchbrochen haben.

Zwischen Resiutta und Moggio ist ein Tunnel gebohrt, der den Schlünden entführt. Hinter ihm ist das Thal weit geworden — nichts als spärliche, zertheilte, perlblaue Fluth des Tagliamento und weiße Schotter-Wüste — im Süden aber freier Himmel, Oelbäume, — Flachland, aus dem bald die Thürme des alten Forums der Julier aufragen, Udine's Castell über so vielen Palästen und immergrünen Gärten.

Der Handkuß.

Eine Plauderei von Luise Lecher.

Unter weiberkundigen Männern geht die Sage, jedes Mädchen küsse anders. Man braucht just keine besonders routinirte Kennerin des starken Geschlechtes zu sein, um zu behaupten: Jeder Mann küßt anders die Hand.

Vom unterthänigen Handkuß des Schuhmachers, des Bedienten, bis hinauf zu dem des Freundes und Vertrauten, welch' eine lange Scala dieser heutzutage so ziemlich allgemein üblichen Art der Huldigung.

Denn Huldigung bleibt der Handkuß stets, wenn schon bei gar manchen sonst ganz manierlichen Herren noch viel bedientenhafte Unterwürfigkeit mitlaufen mag. Ich meine, es sei oft geradezu entwürdigend für beide Theile, wenn sich ein schwarzbefracktes Individuum durch eine stattliche Reihe sogenannt befreundeter Damen durchschiebt, Stück um Stück abthuend, allüberall seinen feierlichen Kuß auf die weißen oder taubengrauen Glacé's anbringend. Gibt es doch Höflichkeitsfexen, die beim Kommen und Gehen, nach Tische und nach gewährtem Tanze, auf der Straße und an öffentlichen Orten ihren gedankenlosen, nichtssagenden Handkuß meuchlings zu octroyiren wissen.

Das ginge noch so hin, keines der Betheiligten wird diese Formalität als etwas Anderes denn kalte glatte Artigkeit erfassen. Leider jedoch fühlen manche Männer gar nicht, wenn etwas feinfühligere Frauen in unwillkürlichem Abscheu, so conventionell alltäglich taxirt und abgethan zu werden, den heranziehenden Arm des Handkußsüchtigen zurückhalten und einen warmen Händedruck, dessen Herzlichkeit kein unberufenes Auge wahrnimmt, einer vor aller Welt an alle

Welt mißbrauchten Huldigung vorziehen. Diese Harthörigen meinen dann zuweilen sogar, man halte sich nicht würdig genug, von ihnen das Zeichen der Hochachtung, der Verehrung entgegen zu nehmen oder sei nicht standesgemäß bewußt, was uns Tieferstehende schuldig sind.

Allerdings, zu gering, um von Mannestüchtigkeit kriechende Respectsbezeigung zu fordern, zu hoch hinwieder, um Jeglichem sofort die Gunst eines wirklichen, ernstgemeinten Kusses auf die Hand zu gönnen; da alle Huldigung mittelbar wenigstens eine Gunstgewährung voraussetzt und wäre es sonst keine, als die kühle, simple Annahme derselben.

Es kann daher sowohl Mißachtung sein, wie besondere Hochschätzung, wenn eine Frau im speciellen Falle der ewig wiederkehrenden banalen Höflichkeit auszuweichen strebt. Nur bei vollständig Gleichgiltigen, total Nichtsbedeutenden läßt man die obligate Begrüßungsweise unbeachtet gelten, nur völlige Gedankenlosigkeit vermag vom liebgehaltenen Freunde den nämlichen Gruß, wie von Gevatter Schneider und Handschuhmacher, den ewig wiederkehrenden, bei jeder äußerlichen Gelegenheit verständnißlos gespendeten Handkuß hinzunehmen.

Ob bei den alten Völkern, ob zur Jetztzeit in aller Herren Landen der Handkuß gang und gäbe war und ist als Brauch und Sitte? Ich weiß nur so viel mit Bestimmtheit, daß im Homer nirgend die Rede geht, so Götter als Heroen hätten ihren schöngegürteten Mägdleins und untadelichen Gattinnen diese Huldigung geleistet. Auch bin ich weder befähigt, noch Willens, eine culturgeschichtliche Studie zu liefern, sondern einfach einige Aperçus auszuplaudern über die mannigfache, oft rührend innige, zart leidenschaftliche, ja sogar wahrhaft erhebende Wirkung eines zu rechter Zeit auf rechte Weise angebrachten Handkusses. Was vermag er nicht Alles auszudrücken, errathen zu lassen, zu stammeln, zu gewähren, zu fordern? Ehrfurcht und Bewunderung, kindliches Anschmiegen, scheue Hingabe, zarte Theilnahme, erwachende, verhaltene, entlodernde Leidenschaft, kaltes Verzichten, fromme Ergebenheit, warmes Mitleid und kühles Bedauern, ja sogar Herablassung und Gnade, die beim Manne, dem selbstbewußtesten oder zuhöchststehenden beschränkter Weiblichkeit gegenüber stets eine Spur von Verbindlichkeit, von Ritterlichkeit behalten sollte.

Der Handkuß der Liebe allein, ist er nicht der mannigfaltigsten Nuancen fähig? Eigentlich fängt der Liebeshandkuß da an, wo der freundschaftliche aufhört. Erst ist es nur die Dauer, welche den Unterschied ausmacht, aber diese Dauerhaftigkeit nimmt alsbald Dimensionen an, welche jeden Philosophen stutzig machen könnten, der da behaupten wollte, es gäbe keine Gegenwart, sondern nur Vergangenheit und Zukunft.

Weiter: aus der Verlängerung des gewöhnlichen, allseits erlaubten Zeichens wird bald mehr, wird wirkliche Liebkosung. Es ist nun nicht mehr der Unterschied der Zeit allein, es ist der Unterschied des Ortes. Zwar immer noch die Hand, die kleine, weiße, weiche, denn die Hand der Angebeteten ist immer tadellos in der Phantasie des Liebhabers; aber zum Glück hat jedes Händchen und wäre es noch so winzig, fünf Finger, und die echte Zärtlichkeit wird jeden dieser fünf Rosenfinger einzeln küssen, wohl nach durchlaufener Reihe wieder von vorne beginnen. Damit allein ist's aber noch lange nicht gethan; mit kühner Wendung brennen plötzlich heiße Lippen auf der innern Handfläche und das erst ist der wahre Handkuß, wie Lieb' ihn spendet und gewährt. Das sprödeste Mädchen, die sittenstrengste Frau, wird sie nicht unbewußt des geliebten Mannes Lippen mit sanftem Druck verschließen bei solcher Liebkosung? Anscheinend

Nichts, kann dieser Handkuß Alles sagen, Verhülltes entschleiern, kann Lust und Leid der Liebe in wilden oder geheim schleichenden Flammen entfachen. Ganz unberührten, kühleren oder halb blasirten Naturen ein harmloses Spiel, ist diese Art des Handkusses bei heißblütigeren der Uebergang zu gefährlichen Wendepunkten oder auch die festeinzuhaltende Grenze, die von der Wohlanständigkeit gezogen wird.

Ist die Grenze überschritten, sei es nun auf legitime oder illegitime Art, so wird von da an der Handkuß des Mannes, je nach Feinheit des Bildungsgrades, nach Tiefe der Gemüthsanlagen, noch immer neue Schattirungen aufzuweisen haben. Meist drückt er nun wohl Dank aus, oftmals Bitte, seltener Leidenschaft....

Namentlich Jungverheiratete sind gar erfinderisch, ihren oft schwärmerischen Dank in liebenswürdiger Abwechslung darzubringen; ältere, sauertöpfische Ehemänner hingegen gerathen nur zu bald wieder in jene conventionelle, rein äußerliche Gewohnheit hinein, wo selbst des Gatten Handkuß zur vollständigsten Schablone herabsinkt.

Daß auch Frauen, Mädchen sogar den Handkuß des Mannes erwiedern, ich sollte es eigentlich nicht ausschwätzen, und doch sind die Armen liebeleeren und liebelosen eigentlich zu bemitleiden, die nicht mit seligem Erröthen hier eine Erinnerung, ein stilles Seingedenken überkommen mag. Stürmisch, verwegen, provocirend allerdings dürfte der Kuß des Weibes auf Manneshand niemals werden; soll er doch mehr Verehrung als Zärtlichkeit ausdrücken, wie ja überhaupt bei der Frau die Achtung allzeit die treueste Gefährtin der Liebe bleiben muß; dann hat auch ein solcher Handkuß nichts Demüthigendes, sondern vielmehr eine reinigende, stärkende, läuternde Kraft.—

Doch weiter zu jenen Variationen des Handkusses als Begrüßungsformel, die sich allsammt mit den herkömmlichen Worten: „Ich küß' die Hand," umschreiben lassen; sie theilen sich in den conventionellen, der gar nichts sagt und bedeutet, in den förmlichen, welcher steife, nüchtern prätentiöse, jeder individuellen Auszeichnung baare Galanterie ausdrückt und in den freundschaftlichen, der fast so vieldeutig zu sein vermag wie jener der Liebe.

Zwar gibt es schwarze Pessimisten, die da wissen wollen, Freundschaft, pure, reine Freundschaft zwischen Mann und Weib sei eine Unmöglichkeit. Bedauernswerthe, die wohl auch nie geliebt worden, denn nur der Mann, welcher im Stande ist, Frauenfreundschaft zu theilen, nur der wird den zaubervoll reizenden Unterschied auch fühlen, der so geheimnißvoll die Liebe von der Freundschaft unterscheidet. Das sind jene Repräsentanten des starken Geschlechtes, jene cynischen Zweifler, die schon als Söhne in der eigenen Mutter das gebrechliche, geistesschwache, gealterte Weib verachten, als Brüder für ihre Schwestern keiner kleinen Galanterie, geschweige eines Opfers fähig sind, als Gesellschafter plump und schwerfällig den Frauen tendenziös aus dem Wege gehen, oder sie nur dann suchen, wenn sinnliches Interesse im Spiele ist. Dergleichen Bärenhäuter allerdings begehren nie und nimmer der Freundschaft, kaum der Achtung einer Frau; wüßten sie doch mit einem so subtilen Geschenk nichts zu beginnen. Sie haben kein Bedürfniß, in einem uneigennützig ergebenen weiblichen Herzen gehegt und gepflegt zu werden, Jemand zu wissen, der mit Wohlwollen, mit regem Interesse dem Wege des Ringenden folgt, seine Niederlagen und Enttäuschungen im Kampf um's Dasein mitleidet, dem Schwankenden mit Rath und That zur Seite steht, seinen Muth anfeuert, seine Triumphe bejubelt, sein Glück hütet in nimmermüder Treue und Ausdauer.

Sie Alle, die nicht glauben an solche Freundschaft, sie, die im andern Geschlecht nur das Geschlecht und Nichts als dieses suchen, darum auch

eben sonst Nichts finden, sie liefern entweder ständige Marionetten, die ihren obligaten Handkuß anzubringen streben, so wie ihn der Tanzmeister gelehrt, oder aber bei einigem individuellen Selbstbewußtsein jene Helden der Grobschlächtigkeit, welche ihr aufgeblasenes Mannsthum für arg geschädigt hielten, wenn sie überhaupt den Frauen einige Artigkeit erwiesen. Eine Conversation mit solchen Leuten gehört zu den Unmöglichkeiten, sie wissen sich in Gesellschaft längs den Salonwänden also hinzuschieben, daß sie bei einigem Glück der für ihren Stolz horrenden Demüthigung eines Grußes an die anwesenden Frauen, ja sogar dem an die Hauswirthin zu entgehen wissen. Vom Tanzen natürlich keine Spur; einer Dame den Arm anzubieten, überstiege jedes Maaß der Erniedrigung, und wenn solch ein Ungethüm sich beweibt, dann wird es, je nach Zufälligkeit seiner meist so ungeschickt als möglichen Wahl, entweder zum vorsündfluthlichen Tyrannen oder zum erbärmlichsten aller Pantoffelhelden, in keiner Situation eine beneidenswerthe oder auferbauliche Figur, stets der Spott von Seinesgleichen, merkwürdigerweise aber von den Frauen, die doch sonst nicht ungern in Medisance machen, als absolute Null übersehen und deshalb unbehelligt gelassen.

Wie anders Jene, die schon als Knaben die Mutter mit einem Handkuß zu entwaffnen, zu bestechen vermocht, sich als halbwüchsige Bursche an den Schwestern, bei einiger Anlage vielleicht auch an deren Gespielinnen scherzend, kosend eingeübt, als Jünglinge ältern Frauen schüchtern gehuldigt, als junge Männer Liebe, als ältere Freundschaft zu erwecken, zu bewahren gewußt. Dergleichen Männer küssen einer Dame Hand nur dann, wenn sie sagen möchten, was eigentlich ohne Ueberschwenglichkeit nicht in Worte zu kleiden ist; oft ein Nichts, ein aufwallendes, sofort wieder entflatterndes Gefühl des Antheils, das man nicht aufbauschen will zum wirklichen Gedanken. Sie küssen die Hand einer Frau in Augenblicken des Drangsals, der Kränkung, des Kummers, wo das schwache, zumeist energielose Weib ein Bedürfniß fühlt, etwas zu gelten, sich unterstützt, gebilligt, getragen zu wissen von männlicher Theilnahme und Anerkennung. Solch ein Handkuß macht stolz, erhebt und stärkt; eine Frau, welcher je auf diese Art gehuldigt worden, wird innerlich erschauern bei dem Gedanken, an Hinz und Kunz ein Recht zuzugestehen, das nur Gleichgesinnten, Ebenbürtigen, Geistesverwandten vergönnt sein sollte.

Dann wäre er somit abzuschaffen jener Usus, bei nächstbester Gelegenheit seinen Handkuß anzubringen? — Je nun, es kömmt auf Geschmack an, auf Bedürfniß und Vergnügen unserer Damenwelt, die ja schließlich doch zu guter Letzt den Ton angibt, die Sitte zu adeln, zu verbreiten oder zu unterdrücken vermag. Jedem das Seine, so lautet meine Meinung: der kalten Salonkokette an einem einzigen Abend einige Dutzend Handküsse von ihren Verehrern, der rangstolzen Hofräthin so viel sie einzuheimsen vermag von den Unterbeamten des Gemales, selbst der protzigen Fleischhauerin den pflichtschuldigen Tribut von sämmtlichen Ober- und Unterknechten und der Obristin meinethalben Handküsse vom ganzen Regiment ihres Mannes; der Frau von Herz und Geist die bedeutungsvolle Huldigung von wenig Auserwählten, selten gespendet aber inhaltreich und vielbedeutend; glücklich Liebenden aber ungeschmälert und reichlich alle Wonnen, wie sie niederströmen in ewig altem, ewig erneutem Glanz vom Himmel zur Erde auf Herz und Aug, auf Hand und Mund edel blühender Jugend!

Kleine Laube.

Neue Lieder eines fahrenden Gesellen.

Von Rudolf Baumbach.

Der Liebesbrief.

Wie lieb' du mir, wie gut ich dir,
Ich möcht' es gern dir schreiben,
Doch eh' ich schreibe auf Papier,
Viel lieber lass' ich's bleiben.

Da geh' ich in ein Gartenland
Und mustre Beet um Beet.
Bei Tulipan und Amaranth
Die weiße Lilie steht.

„Frau Lilie, deine Blätter gieb!"
„Für wen? — „Ei, für mein trautes Lieb."
Die Lilie thut sich neigen,
Die Blättlein sind mein eigen.

Du hältst mein Herz in enger Haft,
Ich möcht es gern dir schreiben,
Doch nicht mit schwarzem Tintensaft,
Viel lieber lass' ich's bleiben.

Da schau' ich, wo auf nassem Feld
Der Regenbogen ruht,
Und hab' ich ihn, so wird gestellt
Darunter flugs der Hut.

„Von deinen Sonnenfarben gieb!"
„Für wen?" — „Ei, für mein trautes Lieb."
Da träufelt ohne Ende
Die bunte Farbenspende.

Ich denke dein, mein Herzgespiel,
Ich möcht' es gern dir schreiben,
Doch nicht mit schnödem Gänsekiel,
Viel lieber lass' ich's bleiben.

Da geh' ich an das Himmelsthor —
Der Weg ist freilich weit —
Und lange mir ein Englein vor,
Ob's zappelt auch und schreit.

„Ach Englein, eine Feder gieb!"
„Für wen?" — „Ei, für mein trautes Lieb."
Da hört es auf zu hupfen
Und läßt sich willig rupfen.

Nun pfeif' ich noch ein zweites Stück.

Nun pfeif' ich noch ein zweites Stück
Und geb's den schnellen Winden:
Ich hab' kein Lieb im Augenblick,
Werd' aber schon eins finden.
Wenn Primel blüht und Violet
Und ich im Arm kein Liebchen hätt',
Das könnt' ich nicht verzeihen
Dem Maien.

Ein Rechenmeister ist der Mai,
So fleißig ist kein zweiter,
Er rechnet: Eins und eins macht zwei,
Kommt aber niemals weiter.
Drum schaut man auch die Creatur
Im Blüthenmonat paarweis nur.
Sie tanzt den Hochzeitsreihen
Im Maien.

O lieber Mai, ich fleh' zu dir
In Deinem grünen Tempel:
Geh' nicht vorbei und mach' mit mir
Ein Additionsexempel!
Schick' nur ein Dirnlein schlank und jung —
Die schönste ist mir gut genung —
Dann loben wir zu zweien
Den Maien.

Triftiger Grund.

Dirnlein kommt vom Maientanz,
Hat sich müde gesprungen.
Fragt die Mutter: „Wo ist dein Kranz,
Den ich in's Haar dir geschlungen?"

„Als ich schritt durch die Felder hin,
Kam der Wind gefahren,
Riß mir Myrte und Rosmarin
Ungestüm aus den Haaren."

Macht die Mutter ein ernst Gesicht,
Legt die Stirne in Falten,
„Mädl, hast du zwei Hände nicht,
Fest dein Kränzel zu halten?"

„Mußte mit beiden Händen just
Meinen Friedel umfassen,
Als wir uns küßten nach Herzenslust.
Konnt' ich ihn fahren lassen?"

Vogelsang.

Man fängt die Vögel groß und klein
Am besten an der Tränke;
Mich fing der Wirthin Töchterlein
Beim Weinkrug in der Schenke.

Es war das Netz, das mich bedroht,
Gezwirnt aus blonden Strähnen,
Lockspeise war ein Mündlein roth
Mit schimmernd weißen Zähnen.

Sie hält mich fest, läßt mich nicht heim;
Ich lass' es gern geschehen. —
Es gibt auch Vögel, die auf den Leim
Aus freien Stücken gehen.

Manch einer ist auch unverhofft
Dem Käfig wieder entgangen. —
Zu halten ist weit schwerer oft
Der Vogel als zu fangen.

Guter Rath.

Daß dir die Lieb versagt dein Schatz,
Ist weder schön noch recht,
Doch schimpfe nicht wie im Rohr der Spatz
Darum auf's ganze Geschlecht.

Und spring' auch nicht in einen See
Vor lauter Gram und Pein.
Viel besser ist für Liebesweh
Als schnödes Wasser der Wein.

Geschwind die Kanne herab vom Brett!
Schau, golden rinnt's vom Spund.
Dein Leid ist tiefer nicht, ich wett',
Als deines Bechers Grund.

Die blaue Blume.

Es pflogen einst drei Knaben
Der Ruh' im Waldesraum,
Die Wipfel rauschten droben,
Da hat sie sacht umwoben
Der Schlaf mit einem Traum.

Im Traume sah'n sie blühen
Die Blume himmelblau,
Von der die alten Geschichten
Der Wunder viel berichten;
Sie glänzte im Morgenthau.

Da fuhren aus dem Schlummer
Die Knaben allzumal.
Sie thäten sich trennen und suchen
Im Schatten der Tannen und Buchen,
Auf Bergen und im Thal.

Der erste von den dreien
War wohl ein Sonntagskind.
Er fand in hohler Weide
Ein Kästlein mit Geschmeide;
Das trug er heim geschwind.

Und ließ ein Schloß sich bauen,
Und alles Land umher
Erscholl von seinem Ruhme. —
Der blauen Wunderblume
Gedacht' er nimmermehr.

Der Zweite statt der Blüthe
Ein nußbraun Mädel fand.
Umrauscht von grünen Zweigen
Ward sie im Wald sein eigen
Und gab ihm Herz und Hand.

Er führte seine Traute
Zum frohen Hochzeitsreih'n
Und zeugte Mädel und Buben
Und baute Kohl und Ruben,
Ließ Blume Blume sein.

Der Dritte, ach der Dritte
Kam nimmermehr nach Haus.
Er sucht die Blume noch heute,
Und sehen ihn die Leute,
So lachen sie ihn aus.

Schreiben an den fahrenden Gesellen.

Ihr stellet einen Redacteur auf harte Probe, die er nicht besteht. Er vergreift sich an Eurem Eigenthum; aber ich frage Euch, ob er anders kann? Oder soll er Eure „Neuen Lieder eines fahrenden Gesellen“, welche vor Kurzem bei A. G. Liebeskind in Leipzig erschienen sind, lesen im Stillen und Verborgenen, wie der Geizhals das Gold zählt, ohne davon seinen lieben Lesern mitzutheilen? Es ist ihm bei der Lectüre dieser Lieder ergangen, wie jenem Mädchen, das alle Blumen der Au in seines Vaters Garten heimtragen wollte, ihm dazu aber die Fingerchen zu klein wurden. Ja, Ihr lieber, fahrender Geselle, Ihr habt diese Lieder vorgesungen, Ihr müßt Euch's gefallen lassen, daß man sie nachsingt, allenthalben und auch im „Heimgarten“, wo es gerne lustig hergeht. Es sind ja unsere Lieder; in unserem jungen Blut, in unserem Herzen haben wir sie getragen, aber in die Welt gejauchzt habt Ihr sie, wie es Keiner heller und herrlicher hätte thun können. O, verzeiht, daß einige dieser süßen, anmuthigen Lieder hier abgedruckt wurden; wir wollten in des „Heimgartens“ Weihnachtsfest den Frühling legen.

Seid beglückt, Ihr lieber Mann, auf Euren Wegen, und singet weiter!

Die Red. d. Heimgarten.

Volksherzens Weihnacht.

Drei alte Krippenlieder aus Obersteier.

1.

Rüepl:
He, Bue, daß Dich! das hoaßt g'schlafen;
Reck'n Kopf af d'Höh amal!
Thue a wengerl um'rgaffen!
Los', was is' das für a G'schall?
Han mein Lebtag oft g'hörscht singa,
Pfeifa, geigna wunderbar;
So kunnt's Kaner z'wegen bringa,
Wann's der böste Spielmann war!

Steffl:
Mein, was hast Du für a Säusen?
Rüepl, gib' an' Fried' amal!
Hast e'r allaweil z'kalmäusen,
Machst mir schon a rechte Gall.
Laß es singa, laß es geigna,
Laß's weg'n meiner pfeifen auf!
Wann se gnue habn, wer'n sie schweigen,
Ich will noh Ans schlafen d'rauf.

Rüepl:
Ei Du fauler Bärenhäuter,
Knotz' nit gar so lang in' Bett!
Steh doh auf, und gehn mir weiter!
He, Bur, schamst Du Dih denn nöt?
Laß Dih doh so oft nit hoaßen!
Steig' amahl va'n Nest heraus!
Was hilf da das lange Passen?
Aufsteh', und treib' d'Schafler aus!

Steffl:
Ih wer' hiez d' Schaf' austreiben!
Is' d' Nacht erst halb vorbei;
Das laß ih sauber bleiben,
War' wol a Narretei.
War wol recht unverständi;
Rüepl, da wird nix d'raus;
Morg'n war' ih aller granti,
Hätt' ih nit g'schlaf'n aus.

Rüepl:
Die Nacht mueß sein v'rganga,
Is' um und um All's liecht,
Thuet d' Sunn ja z'schein'n anfanga,
Daß ma' überall hin siecht.
Is' alles liecht va' weiten
Wie sunst ba'n hellen Tag —
Was mueß dös Ding bedeuten?
Ih lauf, daß ih's derfrag.

Steffl:
Ih laß mir's halt nit nehma,
Hab'n in Himmel z'viel g'hazt ein,
Aft is' ob'n Foi'r auskema,
D'rum thuet's so mächti' schein'n.
A so wird's wol sein g'schecha,
D' Engel fliegen schüppelweis';
Schau aufi', wirst es secha,
Was s' haben für a G'säus'.

Rüepl:
Hast wol a narrisch Schwatzen;
Was Dir nit noh einfällt!
Wer wird in' Himmel hazen?
Unsern Herrgott is' nit kalt.
Than mir rund weiter fragen,
Gehn mir af Bethlehem!
Dort wer'n s' üns woh' ansagen,
Daß mir d'Sachen recht v'rstehn.

Steffl:
Was than s' doscht lauter macha?
Wie geht's ba'n Stall da zue?
Das is' an arschtli's Sacha,
Kann mih nit wundern gnue.
Gehn m'r hin und than m'r guggen
Schaun m'r, was das Ding mueß sein;
Der Stall is' voller Lucken,
Kann ma' leicht gaffen ein.

Rüepl:
Geh, schau! da liegt a Kindl
In an Krippel auf'n Heu,
Hat nix as a schlecht's Windel,
Schier zu'n D'rfriesen glei.
Ja, hätt' ih, nur a Döcken,
Ich wicklet's Hascherl ein;
Wurd'n Büeberl's Schlafen schmöcken,
Wurd' schön still und hausla sein.

Steffl:
Siechst'n alten Vater hucken,
Wie er's Kindl g'nau betracht't?
Siechst wie d'Muetter si' thuet bucken,
Wie sie zu den Wuzerl lacht?
Gehn mir inhi, than m'rs grüeßen!
D' Leuteln san ja voller Noth;
Wann m'r ah was schenken müeßen,
Krieg'n m'r an Vergelt enk's Gott.

Rüepl:
Seid's willkema, z'tausend Malen!
Wie habt's doh da g'herbergt ein?
Hant's, was is' enk denn eing'fallen,
Mögt's in kalten Stall da sein?
Lieber Vater, liebe Mueter,
Ei wie geht's enk da so schlecht!
Des nix z'essen, 's Viech kan Fueter —
Ei das Ding is' doh nicht recht.

Stöffl:
Wann's enk halt nit that' v'rdrießen,
Hätt' m'r enk a weng was bracht;
Werdt's damit v'rlieb nehm' müeßen,
Unsern Willen nur betracht't:
A klan's Lamperl und a Kitz'l,
Und a weng a Kletzenbrot,
A par Oar, an Butterstrütz'l —
Nehmt's es an, und g'seg'n enk's Gott! —

2.

Baltl:
Grüeß Dih Gott, mein lieber Peter!
Mein, wie geht's, mit V'rlaub z'fragn?

Peter:
Dank D'r Gott, mein lieber Baltl!
Mueß glei' guet sein, kann nit sagn.

Baltl:
Bue, ich waß a noige Mar.

Peter:
Geh, verzäl' die Wahrheit, Narr.

Baltl:
Sa sitz nieder und los' zur!
Wirst Dich g'wiß verwundern g'nur.

Baltl:
Nachten spat, so um a Vieri,
Is' za mir a Mann herkemm';
Waß nit, is's von Dorf wer g'wesen,
Oder gar va Bethlehem —
Nan, mich ziemt, va Nazaret —
's selbe wisset ih just nöt —
G'wesen is's a Zimmermann,
Haltet um a Herbig an.
Der Mann hat m'r recht d'rbarmt,
Beten hat er so vil schön. —

Peter:
Is' vielleicht derselbe g'wesen,
Hän wol ah Oan' g'sechen gehn,
Wo er mehr Leut beten hat. —

Baltl:
Ja vielleicht die ganze Stadt,
Und hat noh koan Ort bekemm'.

Peter:
O unbarmherzig's Bethlehem!

Baltl:
Ih han nachher hören sagen,
Daß 'r wär' in solchen Fall,
Daß er d'raußt hat müeßen liegen
In an alten z'rissnen Stall.
Ja wol; d'raußten in d'r Höhlen,
Wo die Leut ihr Viech einstellen —
Is' iehn' All'n a rechte Schand
Unsern Bauern mit a nand.

Und der Mann der is' vermälet
Einer Jungfrau auserkor'n:
Und die Jungfrau soll uns haben
Wunderbar a Kind gebor'n,
Draußlen in den z'riss'nen Stall —
Ja, so hört man überall.
S' wird eahn ah nit guet ergehn,
Mög'nt ja ka'm vor Kälten b'stehn.

Is' leicht wol gar der Messias,
Der uns längst v'rsprochen is';
Ih han ah wol hören sagen,
Er soll haßen Jesus Christ —
Ja, Bur! und hiez is' er da!

Peter:
Gott sei Lob, wie bin ih froh!
Ih hätt wol kan' Glabn mehr geb'n,
Daß ih das Ding sollt' derleb'n.

3.

Als ich heunt Nacht nit schlafen kunnt,
Da kam zu mir a Bue —
Is' g'wesen um die eilfte Stund —
Und laßt m'r gar ka Rueh.
A Feuer is' auskemm',
Sagt er, zu Bethlehem;
Das macht an solchen Glanz und Schein —
Sollt' Oaner da nit lusti sein?

Da han ih g'schaut, was das bedeut',
Den ganzen Glanz und Schein;
Da han ih g'sechen noch mehr Leut
Schon auf und lusti' sein.
Aft han ih g'sechen g'schwind
A klan's, a herzig's Kind
In einen Stall auf bloßen Heu,
An Ochs und Esel stand dabei.

Das klane Kind sei unser Herr,
Sagt m'r der Himmelsbot';
Und, was mih wundert noch viel mehr,
Soll's sein a großer Gott,
Maria Jungfrau rein
Soll seine Muetter sein.
Is' Schad, daß's arme klane Kind
Kann bessre Herberg find't.

Ihr Bueb'n, wann's thuets einigehn
Za'n Kind'l, küßt's iehm d' Hand;
Dös müeßt's a G'schenkniß ah mitnehm',
Süst war's enk wol a Schand;
Von Obas was mitbringt's,
Und ja mit Andacht singt's,
Damit das liebe Jesuskind
Verzeihet uns're Sünd!

Ihr Bueben, geht's nur alle mit
Za'n klan'n Kindelein!
Gebt's acht, daß Kaner stolpert nit!
Des müeßt's sein höfli sein!
Nehmt's d' Hüet a', buckt's enk schön,
Und thuet's schön hasen gehn,
Damit das Kindlein kann in Rueh
Die Aeuglen machen zue!

Die Stiefmutter.

Eine Skizze von Heinrich Teweles.

Alle Welt beglückwünschte die junge Frau aufrichtig zu ihrem Manne. Sie war zwar schön, jung und reich, als Mädchen vielumworben; aber auch er besaß Eigenschaften, die ihn vor Vielen seines Geschlechts auszeichneten und ihn seiner Frau würdig machten. Er war ein so trefflicher edler Mann, dessen Fähigkeit, zu beglücken, schon von seinem Angesicht zu lesen war, daß man gar keine Bemerkung über den Umstand machte, daß er Witwer war und ein Kind, ein Mädchen, einen Engel von drei Jahren hatte. Wer das Kind kannte, liebte es; die junge Frau hatte sich und ihrem Manne gelobt, dem Kinde eine wahre Mutter zu sein. Sie hatte das Herz dazu; nicht das leichte Herz junger Mädchen, die sich an Kindern freuen, wie sie Puppen herzten; sie war ein inniges Gemüth, welches das Kind vor der Gefahr der Mutterlosigkeit bewahren wollte. Wie reizend

wußte die Kleine zu plaudern und zu spielen! Wie glücklich blickten ihre Augen auf die neue Mutter, wie hell klang ihr Lachen, wie fröhlich schlug sie in die noch unbeholfenen Händchen über einen Scherz der jungen Mutter, die in der Kinderstube so viel Zeit verbrachte, daß der Ehemann sich darüber fast eifersüchtig beklagte. Sie war nicht gefährlich, diese Eifersucht, denn der Streitgegenstand, das liebliche Kind, wurde von seinem Vater nicht minder geliebt, als von der Mutter.

In glücklichster freudenvoller Ehe floßen einige Jahre. Das Kind wuchs unter der sorgsamen Pflege der Mutter heran; die Liebe der Eheleute zu einander war ungeschwächt dieselbe geblieben, oder sie hatte sich wo möglich noch erhöht, dennoch zeigte sich auf dem bisher ungetrübten Himmel der ehelichen Liebe ein kleines Wölkchen. Alle Welt bewunderte die Schönheit der jungen Frau, die Schönheit des Kindes, und sie horchte nicht ungern auf derartige ungeheuchelte Ausdrücke, die ihr auf dem Spaziergang mit ihrem Stieftöchterchen an das Ohr schlugen. Sie mußte aber noch Anderes hören. „Schade!“ sagte man, „es ist nicht ihr eigenes; sie hat keine Kinder!“

Es klang wie ein Vorwurf; er hatte sie schon gequält, bevor sie noch je von der Meinung der Menge etwas vernommen, er hatte sie zu einem ängstlichen Beobachten der Mienen ihres Mannes gedrängt. Diese blieben die unverändert freundlichen und liebevollen — aber stahl sich nicht manchmal ein leiser Seufzer aus seiner bekümmerten Brust, wenn er sich unbeobachtet wähnte, und seitwärts auf seine Frau blickte, wenn sie gerade mit dem Kinde sich beschäftigte? Zwar ließ sie selbst nichts von ihren Gefühlen merken, nichts von der Furcht, auch nur einem Gedanken ihres Mannes zu begegnen, der einen Vorwurf enthalten hätte. Aber es drückte ihr zuweilen und plötzlich so das Herz zusammen, daß sie das ahnungslose Kind, welches unter ihren Augen spielte, mit finsterem, feindlichem Blicke anschaute.

„Es ist doch nicht mein Blut!“ sagte sie sich. „Wie wollte ich mein Kind erst herzen und pflegen, wie wollte ich mein Leben hingeben für ein eigenes Kind! Bin ich nicht der stärksten, der aufopferndsten Liebe fähig, daß ich nicht gewürdigt werde eines Glücks, dessen sich die ärmsten und elendsten Frauen rühmen? Du erinnerst ihn immer daran, daß ich ihm noch kein Kind geboren habe, daß Deine Mutter ihn glücklicher gemacht hat — Du bist mir ein lebender Vorwurf!“ In ihrer Selbstqual dachte sie gar nicht daran, daß sie ohne das verwaiste Kind den Mangel eines eigenen noch viel schmerzlicher und härter empfinden müßte.

Dann kamen wieder Momente, in denen sie das Kind inbrünstig, gleichsam Verzeihung erbittend, liebkoste. „Was kannst Du, arme Waise, für den Mangel, der mir anhaftet! Was kannst Du unschuldiges Wesen, dafür, daß Du selbst existirst! Ich bleibe Dir Mutter und erfülle die Pflichten, die Du mir ja so leicht als lieb machst.“ Sie nahm das Kind auf den Schooß, preßte es an sich und küßte es, daß das Kind fast erschreckt aufschrie. In einem solchen Augenblick fand sie ihr Gatte. Mit leuchtenden Blicken sah er auf die junge Frau und küßte ihre Hand. „Wie kann ich Dir nur danken, Eugenie, daß Du dem Kinde so zur Mutter wirst! Ich weiß es, Du liebst nicht nur mich in dem Kinde, sondern das Kind selbst, das liebenswürdige, hilfsbedürftige Wesen ist Dir an's Herz gewachsen, daß Du es mit wahrhaft mütterlicher Aufmerksamkeit und Liebe pflegst!“

Das Herz klopfte ihr heftig bei diesen Dankesworten, sie konnte Nichts erwidern und beugte sich erröthend zu dem Kinde nieder. Die weiche Stimmung, der sie sich damals hingab, machte aber bald wieder ernsten Reflexionen Platz. „Konnte er nicht jetzt wenigstens ein Wort des Trostes zu mir

sprechen? Muß nicht gerade sein Schweigen, das er für Rücksicht hält, mich eindringlicher als ein ausgesprochener Vorwurf an meine Glücklosigkeit erinnern? Er liebt mich nicht, er kann mich nicht mehr lieben, nur danken kann er mir noch für die Pflege seines Kindes, das ganz allein in seinem Herzen wohnt. Warum ist es nicht mein Kind? Warum ist es nicht das Kind anderer Eltern? Es war zwischen mich und ihn gestellt, bevor wir uns noch sahen; es war eine unlösliche Fessel, die seine sterbende Mutter dem Gatten vermacht hat, eine unübersteigbare Mauer, die sie zwischen den Gatten und seine zukünftige Frau, ihre glücklichere Nachfolgerin aufgestellt hat!"

Wie giftige Dämpfe aus dem Schlunde eines Kraters stiegen solche Gedanken in ihrem Innern empor und umnachteten und umnebelten ihre Sinne. Was sich zu Anfang nur selten in den Kreis ihrer Gedanken eingeschlichen hatte, das bildete jetzt täglich und stündlich den Inhalt ihres Denkens. Selbst zog die Verblendete ihr Unglück groß, sie ging ihm selbst unaufhaltsam entgegen. Wenn ihr Mann zuweilen doch nicht umhin konnte, sein Befremden über die Umwandlung ihres Wesens, deren Grund er nicht ahnte, auszudrücken, war dies ihrem bedrückten Herzen nur ein neuer Beweis seiner Nichtachtung. Noch aber vermochte sie sich so weit zu beherrschen, daß sie nichts verrieth.

Ihr einst so schönes, heiteres, freundlich-bewegliches Gesicht hatte freilich jenen glatten und harten Ausdruck angenommen, den man bei kinderlosen Frauen zu finden pflegt; auch um die Augenwinkel hatten die trüben Gedanken verdüsternde Runen eingegraben. Wenn sie zuweilen in den Spiegel blickte, seufzte sie über die Veränderung, die mit ihr vorgegangen war, die sie selbst über sich gebracht hatte. „Wie kann er mich jetzt noch lieben? Auch meine Schönheit schwindet, und er muß sich endlich vor der alternden, kinderlosen Frau abwenden!"

Da erkrankte das Kind. Mechanisch widmete sie sich seiner Pflege. Sie saß Tag und Nacht an dem Bette des Mädchens und schaute mit starren Augen in das fieberrothe Gesicht der Kranken. Ihr Gatte trat zuweilen hinzu und bat sie, die Sorge einer Wärterin oder ihm zu überlassen, sie könne das aufreibende Wachen nicht aushalten und müsse auch krank werden. Still aber fest wehrte sie ihm und ließ sich von dem Platze, den sie einmal eingenommen, nicht verdrängen. Ihre Liebe zu dem Kinde war wieder aufgewallt, die Krankheit erschien ihr wie eine Prüfung des Himmels. „Wenn es nur leben bliebe!" betete sie, „daß ich nicht Schuld habe an seinem Tode, daß ich mich nicht anklagen muß, mit meinen Wünschen sein Leben vergiftet zu haben!"

Als die Krisis nahte, horchte Eugenie mit verhaltenem Athem auf die unregelmäßigen Athemzüge des Kindes. Im Hause herrschte die tiefste Ruhe. „Wenn es so jetzt hinüberschlummerte!" Sie schauderte bei dem Gedanken und bedeckte die Augen mit beiden Händen, wie um das Bild des Todes, das vor ihr aufstieg, zu verlöschen. Der Gatte trat ein. „Laß mich jetzt wachen!" bat er. „Ich kann es nicht länger ertragen, zu ruhen, und zu wissen, daß hier Tod und Leben mit einander kämpfen. Begib Dich zur Ruhe. Ich werde aufmerksam sein. Es ist ja mein Kind!"

„Sein Kind!" Es schnürte ihr eisig die Brust zusammen. „Sein Kind!" Mit abgewandtem Gesichte wankte sie aus dem Zimmer. Sie wollte wachen, aber die Müdigkeit überwältigte sie doch, sie hatte ihre Kräfte zu sehr angespannt.

Der Tag leuchtete in das Zimmer, als sie erwachte. Sie griff sich an die Stirn und stürzte aus dem Bett, hinein an das Lager des Kindes. Da lag es — friedlich und ruhig, sanft gebettet auf weichem Kissen, geschlossen die fröhlichen unschuldsvollen Augen, bleich und unbeweglich, die kleinen Händchen über die Brust gefaltet. Der Vater stand

am Kopfende des Bettes, ein krampfhaftes Schluchzen ging durch seinen Körper.

„Todt!!!" schrie sie und warf sich über den Leichnam und raufte sich verzweiflungsvoll die Haare. Fassungslos ergab sie sich ganz den Ausbrüchen eines Schmerzes, dessen Größe der Gatte nicht ahnen konnte, der, obzwar selbst des Trostes bedürftig, das Weib, das ihm in so großer Liebe zu seinem Kinde noch liebenswerther erschien, zu trösten versuchte. Doch er sprach ihr vergeblich zu, denn was ihre Seele niederdrückte, das konnte und wollte sie ihm nicht offenbaren — daß sie der Kleinen gegenüber bald nicht mehr die liebende Mutter, sondern das eifersüchtige Weib gewesen, daß sie oft an ihren Tod auch nur gedacht hatte! Und im Momente der Entscheidung, wo ihr Gemüth die reinigende Umkehr hätte finden können und finden müssen, da war sie von dem Lager des Kindes gewichen, hatte anderen Händen — — gleichviel ob es auch die des Vaters waren — die Pflege des Kindes überlassen!

In dumpfem Hinbrüten verbrachte sie die Zeit bis zum Begräbniß. Auf dem kleinen Grabeshügel warf sie sich noch einmal verzweifelt nieder, die Finger in die feuchten Schollen grabend und den Namen der Kleinen rufend, bis man sie mit sanfter Gewalt hinwegzog und nach Hause brachte.

Wie aber ward ihr, als sie im leeren Hause an der Seite des Gatten saß, der tiefbekümmert die Leidende betrachtete und kein Trostwort mehr wagte — als jenes Gefühl sie überkam, das sie solange herbeigesehnt und das ihr jetzt die heißgewünschten Freuden verhieß! „Zu spät!" rief es in ihr, „du bist des Segens nicht mehr würdig!"

Der glückliche Gatte schrieb ihr seltsames Betragen dem Zwiespalt zwischen Schmerz und Freude zu; ihr aber vermehrte nur den Schmerz, was ihr einst die höchste Freude gewesen wäre. Sie erlangte wohl soweit allmälig die Herrschaft über sich, daß der liebevoll besorgte Gatte in ihrem Antlitz nur noch das Bangen vor der schweren Stunde zu lesen wußte, aber in ihrem Innern ruhte die Selbstanklage keinen Augenblick, und nur der eine Gedanke flog ihr zuweilen wie ein Lichtstrahl durch das Herz: Ihm wenigstens kann ich nun Ersatz bieten, ihn kann ich nun glücklich machen, wenn ich selbst es auch nicht mehr zu werden vermag, wenn ich selbst auch das Glück mitzugenießen verwirkt habe.

Und als der Tag kam, wo der Gatte ein kräftig schreiendes Knäblein in seinen Armen hielt und mit dankbarem Blick zu der schwachen Frau niederschaute, deren Augen sich noch immer nicht zu entschleiern vermocht hatten, da sprach sie mit leiser, vergehender Stimme:

„Sei glücklich, Hermann! Und behüte mir das Kind und gib ihm keine zweite Mutter mehr! Verzeih! — —"

Die Aerzte constatirten trocken, was sich ihrer Wissenschaft offenbarte: daß die junge Frau zu schwach gewesen sei, um die schwere Geburt zu überstehen.

Glücklich der unglückliche Gatte, daß er von dem Seelenschmerz der Unseligen nichts erfuhr und ihr ein verklärendes Andenken bewahren, dem Sohn ihr Bild rein und ungetrübt überliefern konnte.

Prolog-Schmerzen.

Humoreske von Wilhelm Seethaler.

Alljährlich am zehnten November wurde auf der Bühne unseres Städtchens, vorausgesetzt, daß nicht eine zugkräftige Operette am Repertoire stand, eine den Manen Friedrich Schiller's gewidmete Festvorstellung „verbrochen" und einer alten Tradition zufolge mit einem Prologe, der manchmal noch durch schlecht beleuchtete Tableaux „verschärft" war, eröffnet.

Die Gedenktage großer Dichter festlich zu begehen, wird von den Vor-

ständen kleinerer Bühnen nur selten verabsäumt, erstens schon deshalb nicht, weil der „Herr Director" durch solch' eine That in den Geruch eines für classische Werke begeisterten Mannes kommt, zweitens, weil sich bei diesen Vorstellungen einige Gebildete oder doch gebildet sein wollende Zuhörer mehr im Zuschauerraume einfinden, endlich aber — und das ist das Hauptargument — weil man classischen Autoren keine Tantième zu entrichten hat, wie sie zum Leidwesen der Theater-Directoren noch immer für Possen, welche an ersten Bühnen Erfolg hatten und deren Aufführung schlechterdings nicht zu umgehen ist, an mit dem Vertrieb dieser Werke betraute Theater-Agenten bezahlt werden müssen.

Besonders nach dem großen Schillerfeste des Jahres 1859 griff die Verehrung für den Lieblingsdichter der deutschen Nation namentlich unter den Provinz-Theater-Directoren geradezu epidemisch um sich; auch die kleinste Bühne des kleinsten Nestes, in welchem je ein Thespiskarren etablirt war, mußte fortan ihre Schillerfeier haben, selbstverständlich verbunden mit der Aufführung eines großen Schiller'schen Drama's und auch dann, wenn der Director kaum zur Noth die Posse: „Doctor Faust's Hauskäppchen" geschweige denn „Wallenstein" oder „Die Braut von Messina" mit seinem stark reducirten Personale besetzen konnte.

Leiter größerer Provinzbühnen thaten sogar, was die Ausstattung anbelangt, hie und da ein Uebriges; kündete doch sogar der Director einer größeren Bühne Mährens an, daß er den „Fiesco" gerade so großartig wie eine Operetten-Novität ausstatten werde, für welche besondere Werthschätzung der selige Hofrath Schiller noch heute dem Manne zu großem Danke verpflichtet ist.

— — — — — — — — — — —

Also auch wir hatten unsere „Schillerfeier!" Vier Wochen vor dem großen Tage schon theilte uns der Director in der Stammkneipe mit, daß er diesmal den Geburtstag Schiller's mit einer, wie er besonders hervorhob, würdigen Inscenesetzung des „Don Carlos" begehen werde, was bei den über den Personalstatus der kleinen Bühne Informirten einiges Kopfschütteln hervorrief, da man es sich nicht zurechtlegen konnte, wie zwanzig bedeutende Rollen durch circa zehn Personen repräsentirt werden sollten.

Dem Director schien an dieser unserer abfälligen Meinungsäußerung spottwenig zu liegen, er murmelte etwas von unverständigen Laien, welche keine Ahnung davon hätten, wie man sich auch mit untergeordneten Kräften behelfen könne, er schilderte mit beredten Worten das geheimnißvolle Walten einer bühnenkundigen Regie, die aus Nichts Etwas zu schaffen wisse und was dergleichen dramaturgische Bemerkungen mehr waren.

Wir bekamen vor dem Provinz-Laube, der so kunstgerecht classische Dichtungen für den theatralischen Hausgebrauch einzurichten wußte und sie nach seiner Art verbesserte, einen großen Respect, der sich noch dadurch steigerte, als der Director die Erklärung abgab, er werde der Festvorstellung einen Prolog vorangehen lassen, in welchem die Verdienste Schillers um die deutsche Literatur gebührende Würdigung finden sollten.

So nebenher ließ er noch einfließen, daß es ihm nicht unangenehm wäre, wenn Jemand von den Poeten des Städtchens die ehrenvolle Aufgabe übernehmen wollte, den bewußten Prolog zu verfassen und daß er diesem Poem eines heimischen Dichters jedenfalls den Vorzug geben würde, obwohl ihm ziemlich berücksichtigungswürdige Prolog-Offerte von Ludwig August Frankl und Eduard Mauthner vorlägen.

Die Andeutungen in Sachen des Festprologes fielen, wie der Director richtig vorausgesehen haben mochte, auf fruchtbaren Boden, denn auch in dem kleinsten Provinzneste findet sich irgend

ein poetisch angehauchter Auscultant oder ein schöngeistiger Clavierspieler, der es, wenn die Gelegenheit günstig ist, gewiß nicht verabsäumt, seinen Namen an den eines großen Mannes anzukoppeln.

Noch ehe acht Tage verstrichen waren, hatte der Director drei völlig ausgewachsene Festpoeme auf dem Schreibpulte liegen, von welchen zwei den Gegenstand derart gründlich behandelten, daß bei ihrer etwaigen Executirung die „Don Carlos"-Vorstellung jedenfalls bis in die ersten Morgenstunden hinein angedauert hätte.

Auch ich, in dem sich wie „Wippchen" sagt, schon frühzeitig der Pegasus regte, reichte einen Festprolog ein, der vor jenen meiner Mitbewerber den nicht zu unterschätzenden Vorzug bedeutender Kürze für sich hatte.

Welch' besondere Eigenschaften und Tugenden ich dem Schöpfer der „Räuber" angedichtet, ist mir heute nicht mehr erinnerlich, nur soviel weiß ich, daß am Schlusse des Prologs die Völker Deutschlands mit den sattsam bekannten Worten „Attinghausens" zur Einigkeit aufgefordert wurden, auf welche originelle Wendung ich mir bei dem nicht wegzuleugnenden Umstande, daß neun Jahre später die Einigung Deutschlands factisch erfolgte, noch heute etwas zu Gute thue.

Mit leicht begreiflicher Spannung harrte das Poeten-Terzett der Entscheidung.

Der Director blieb wortkarg; auch nicht eine Miene seines Antlitzes verrieth, wem von uns er den heißersehnten Lorbeer reichen, wessen Name am Morgen des zehnten November den Theaterzettel zieren werde. —

Die Festvorstellung rückte näher und näher. Der Theatermeister hatte bereits die „zur glänzenden Beleuchtung des äußeren Schauplatzes" erforderlichen Lampen in Stand gesetzt und noch immer waren wir völlig im Unklaren.

Die Schweigsamkeit des Bühnenleiters involvirte jedoch nicht so sehr einen Act grausamer Bosheit, vielmehr war sie ein feinberechneter Geschäftskniff, um der Schillerfeier ein zahlreicheres Publikum zu sichern.

Wußte er doch, daß von dem Augenblicke der Nominirung des begünstigten Prolog-Autors die beiden anderen in ihren heiligsten Gefühlen getroffenen Poeten sowohl gegen den Glücklichen wie dessen Gedicht Opposition machen werden, während bei beharrlichem Stillschweigen vorzeitigen Conflicten weise vorgebeugt wurde.

* * *

Der Schiller-Abend war endlich da, ohne daß der Autor genannt worden wäre. Nur soviel erfuhr man, daß Frl. X., eine etwas ältliche Dame, welche, einem unverbürgten Gerüchte zufolge, bei der ersten Aufführung der „Räuber" unter den Augen Schillers die Rolle der „Amalia" creirt hatte, den Prolog sprechen werde.

Am Theaterzettel standen bloß die geheimnißvollen Worte: Festprolog von * * *.

Das Theater war ausverkauft. Der Director saß behaglich schmunzelnd an der Casse, die reichliche Abend-Einnahme berechnend, während die Poeten-Trias, die im Parterre Posto gefaßt hatte, sich mit giftigen Blicken maß.

Nach Executirung der Fest-Ouverture hob sich der Vorhang und Frl. X. erschien.

Schon die ersten Worte, welche die Dame sprach, belehrten mich, daß ich der Autor sei.

Meine beiden Concurrenten machten verduzte Mienen.

Doch wehe! Was ist das, das sind nicht mehr die Verse meiner Dichtung, welche sich bisher in Jamben bewegt hatte und nun in Trochäen überging; der zweite Dichter lächelte zufrieden, denn diese Partie rührte aus seiner Feder her. Soll ich noch erzählen, daß das in Hexametern abgefaßte Schlußstück des Prologes den dritten Poeten zum Vater hatte?

Das Publikum applaudirte, es schien befriedigt zu sein. Nicht so wir. Nach

dem Theater interpellirten wir den Director, weßhalb er drei Dichtungen in Eine „zusammengeschweißt“ hatte?

„Ja sehen Sie,“ antwortete er pfiffig lächelnd, „hätte ich Einen Prolog acceptirt, würde ich mir die beiden anderen Herren zu Feinden gemacht haben, so aber darf sich Keiner zurückgesetzt fühlen und was das verschiedene Versmaß anbelangt, so ist das dem hochverehrten Publikum ganz gleichgiltig, wenn's nur klingt und „geklungen“ hat es, so will ich meinen, ordentlich.“

Der Mann sprach diese Worte mit solch' schalkhaftem Humor, daß wir ihm, ob des uns gespielten Streiches nicht gram sein konnten.

Wir waren versöhnt und reichten uns die Hände. Die Aufführung des „Don Carlos“ selbst war eine so elende, daß Schiller sich darob im Grabe umgedreht haben mochte.

Nachdem kurze Zeit darauf eine womöglich noch schlechtere Darstellung des „Fiesco“ folgte, dürfte der arme Schiller wohl wieder in seine frühere Lage zurückgekehrt sein.

Festprologe aber schrieb ich seit jener denkwürdigen Schillerfeier fürderhin keine mehr!

Geisteslaunen

von Huschak.

Wer noch so pünktlich, kann doch in einem kleinen Punkte großartig fehlen.

Weil die Wahrheit nackt ist, schämen wir uns zumeist, mit ihr zu erscheinen, und bemänteln die Natur.

Es wird wenig heimgesucht, wer selbst Heimsuchungen leidet.

Der Lebenswerth ist manchmal nicht des Lebens werth.

Hohle Naturen hohlen andere aus.

Zu Fall bringt auch Zufall.

Den stärksten Mann kann ein schwaches Weib übermannen.

Sei ehrbar, nie Ehr' bar!

Je stärker unser Glück, desto schwächer unsere Nachsicht.

Das Leben ist ein steter Kampf mit dem eigenen Herzen.

Um geschmeidig zu machen, wird oft Geschmeide angewendet.

Reich zu sein ist keine Kunst, wohl aber reich zu werden.

Wilde Jagd.

O — gönnt's dem Knaben, der da selig
Nach bunten Schmetterlingen jagt;
Es kommt die schwere Zeit allmälig,
Wo er mit schalem Wust sich plagt!

Die Jugendzeit, die sorgenlose,
Den Anger grün, die laute Lust,
O, lass't's ihm! Bald im Weltgetose
Umschlingt's, umschnürt's ihm eng die Brust!

Die Liebe lockt, des Goldes Gleißen
In dunkles Labyrinth hinein;
Dämone fassen ihn und reißen
Hinunter gäh' zu Noth und Pein!

Hu — abgrundtief! — Es packt ihn Grausen —
Und wieder treibt's ihn steil hinan;
Verwirrt — in Nacht — rings Sturmesbrausen,
Wohin? wohin? wo rechte Bahn?

Das Haar sich sträubt ob seiner Stirne,
Verhallt des Vaters rathend Wort,
Verzweiflung tobt ihm im Gehirne,
Ach wo — ach wo der Ruhe Port?!

Umsonst! — Der Mensch muß vorwärts weiter,
Hinauf — hinab — durch Lust und Schmerz,
Nach Lebens Hast kommt Rast erst — leider —
Wenn still steht das gehetzte Herz!

Dr. Fr. Groder.

Da Kirchnthurm z Terlan.

Fahrst eini va Bozn af Meran,
So kimst zan an Dörfl — hoast Terlan.
„O Jessas!“ schreist hell auf, „wia dum,
Do follt jo da Kirchnthurm um!“
Er follt nit, er steht nit, er henkt,
Gscheidti Leut moan: da Thurm hät sih gsenkt.

Nau, 's Himelzoagn gfreut'n nit mehr,
Gegn 's Wirthshaus hin steht sei Begehr.
Da Fuhrmon von uns, bleibt nit stum,
Draht sih um:
„Mit dem Thurm, liaba Herr,
Gehts gonz ondersta her.
Kirzngrod is er gstonds vor Zeitn,
Des loßt sih nit bstreitn.
Do geht amol — dreihundert Johr suls scha sein —
Va Bozn noch da Stroßn af Meran hinein
A Jungfrau vabei.
Da Thurm, na versteht sih, der wundert sih frei
Und noagt sih mit Respekt und Ehr
Vor da seltsamen Mär.
Und sidera henkt er und noagt sih fein!
Und d' Leut sogn, bis wieder a Jungfrau rein
Dahergang nochn austrettnen Pfod,
Afs richt sih da Thurm wieda grod. —
Da Fuhrmon is still. A jungfrisches Wei
Huckt doschtn und traut sih am Thurm nit vabei;
Leicht follad er um — war a Graus!
Viel onderi Dirndln gehn ein und aus,
Va da Stodt afs Lond, von Lond in d' Stodt,
Untern Terlaner Thurm, der sih senkt.
Da Thurm, der steht no heint nit grod,
Bleibt henkn, wir er henkt.

P. K. R.

Bücher.

Lessing's Leben und Werke. Von H. Zimmern. Deutsche autorisirte Ausgabe von M. Claudi. (Celle und Leipzig. Literarische Anstalt: August Schulze.) Es fehlt nicht an Schriften über Lessing und seine Werke. (Man denke an die Werke von A. Stahr und Strodtmann.) Aber es mangelte bisher an einer volksthümlich dargestellten Biographie, welche manche schwierige Frage in dieser Sache möglichst einfach und populär wiedergibt. Ein solches nun ist das aus dem Englischen übertragene Werk H. Zimmerns. Es ist ein gelungenes Bild des großen literarischen Reformators. Für den Literarhistoriker bringt es nichts Neues, aber desto mehr empfiehlt sich das Buch allen Freunden der Literatur, die hier in verständnißvoller und liebenswürdiger Weise in das Leben und Dichten des Geistesheroen eingeführt werden. Wir finden in diesen klar und schön geschriebenen Schilderungen nicht bloß den Dichter, wir finden auch seine Zeit. Wir begrüßen und empfehlen das in zehn Lieferungen nun vollständig erschienene Werk auf das Wärmste.

Uarda. Roman aus dem alten Egypten von Georg Ebers. Siebente Auflage, (Stuttgart, E. Hallberger 1879). Seit drei Jahren die siebente Auflage! Was sollten wir noch sagen? In diesen Blättern ist seiner Zeit (II. Jahrg.) von dem Ebers'schen Romane: „Homo sum" die Rede gewesen. Und was dort gesagt war, freudig wiederholen wir es und begrüßen einen Romandichter, dem die Unterhaltung der Leser nicht Hauptsache ist, der diese beliebte Form nur als ein kunstvolles Gefäß benützt, um dem Leser in demselben edelste Belehrung und Anregung zu bieten und den Sinn der Menschen wieder nach dem Idealen zu lenken. Uarda spielt im 14. Jahrhunderte vor Christus! Wer es wissen will, wie man damals in Egypten gelebt hat, im Königspalaste, im Tempel, im Bürgershause und der Hütte der Armen, wie man gebaut, zerstört, Götter verehrt, gesündigt und gesühnt hat, der lese Uarda. Die Geschichte spielt unter Herrschern und Priestern; Alles ist uns anfangs fremd, was da vortritt, aber es sind Menschen, wandelnd auf einer hohen Cultur, zu denen wir über drei Jahrtausende verständnißvoll hinüberblicken.

Liebe und Liebes-Leben in der Thierwelt. Von Professor Dr. Ludwig Büchner. (Berlin, A. Hofmann & Comp. 1879.) Ein für Gelehrte und Laien interessantes Buch. Die Ersteren werden in demselben Beispiele für ihre Theorien finden, den Letzteren wird es interessant und lehrreich sein, zu sehen, daß die Kluft zwischen Menschen und Thier nicht so groß ist, als man geglaubt hat. Wenn man einmal von einer Liebeswerbung, Ehe, Familie, Mutterliebe, Eltern- und Kindesliebe, Nächstenliebe, die sich selbst auf die Menschen erstreckt, und Freundschaft der Thiere sprechen und solches, wie es Büchner gethan hat, mit tausend und tausend Beispielen erhärten kann, dann steht unser Verhältniß zur Thierwelt so, daß wir auf dieselbe auch in moralischer Beziehung Rücksicht zu nehmen haben. An anderer Stelle bringen wir, und zwar mit einer ernsteren Absicht, als die, bloß zu unterhalten, einen Auszug über das Mitleid und die Nächstenliebe der Thiere.

Was Büchners neuestes Werk anbelangt, so vermögen wir mit demselben zwar nicht in allen Punkten einverstanden zu sein, bewundern aber die außerordentliche Gewandtheit und den Fleiß, womit dieses Buch zusammengestellt worden ist.

Kleiner Krieg. Kritische Aufsätze von Fritz Mautner, (Leipzig, Edw. Schloemp). Fritz Mautner als Kritiker gehört, möchten wir sagen, zu Paul Lindau's Schule. Es

ist derselbe prickelnde Geist, dieselbe sarkastische Schärfe, es ist aber auch die unverhohlene Anerkennungsfreudigkeit, welche man jenem streitig machen wollte. Dieses Büchlein bietet eine Sammlung amusanter Aufsätze, z. B. über die Unbestechlichkeit der Kritiker, über die Civilehe, über das Ballet, das Couplet, den Applaus u. s. w. Unter den satirischen und gedankenreichen Besprechungen einzelner literarischer Werke und Schriftsteller zeichnet sich vor Allem eine Arbeit über Ludwig Anzengruber aus, in welcher unser genialer Landsmann zur gebührenden Würdigung gelangt. Ein weiteres Essay befaßt sich mit P. K. Rosegger, in welchem der Standpunkt dieses Poeten kurz markirt wird.

Spruchbüchlein. Von J. Tandler. Zweite, vermehrte Auflage (Preßburg und Leipzig, Verlag von Gustav Heckenast's Nachfolger Rudolf Drodtleff 1880).

„Mir bangt, ob ich mein kleines Buch
gebracht dem rechten Mann,
Da du es bist, der fremden Spruch gar
leicht entbehren kann."

Mit diesen Worten an Paul Heyse, dem das Werkchen zugeeignet ist, beginnt eine Reihe schöner, tiefgedachter Sprüche, die man unmöglich besser empfehlen kann, als indem wir in einer kleinen Stichprobe etliche derselben herausziehen:

Deinen Gästen
Gib vom Besten,
Doch der Dünkel sei verbannt,
Daß sie Besseres nie gekannt.

Mögen Neues wir belächeln,
Es bekritteln, dreh'n und wenden,
Unbemerkt wird doch das Alte
Sacht entgleiten unsern Händen.

Würden Alle, die da straucheln,
Stein vor Stein bei Seite legen,
Gingen wohl nach wenig Monden
Alle auf gebahnten Wegen.

Die Welt
Mißfällt
Gewöhnlich Allen,
Die ihr mißfallen.

Manches Gute bliebe ungethan,
Litten viele nicht an Größenwahn.

Oft gilt für ehrlos,
Der doch nur wehrlos.

Bücke dich nicht zu tief
Unter deiner Last,
Weil du dann keinen Blick
Nach dem Himmel hast.

Hoffe von der Nachwelt nicht
Kränze für dein Thun und Dichten;
Ist der Fortschritt Weltgesetz,
Werden Enkel strenger richten.

Kinnor-Lieder. Alt-ebräische Dichtungen in metrischer Uebertragung. Mit erläuternden Anmerkungen. Von Dr. Martin Schulze. (Leipzig, Ernst Günther, 1880.) Hat denn unsere ungereimte Zeit eine solche Vorliebe für Reime, daß man sogar die Bibelsprüche in moderne Verse übersetzen zu müssen glaubt? Wer es verstünde, die Bibel ihrem Urtexte näher zu bringen, wir würden ihm danken; in dieser Form jedoch ist das alte Wort nicht Fleisch, sondern wässerige Brühe geworden.

Das Erbrecht der Pandekten nach Dr. Arndt's Lehrbuch zur Unterstützung des Gedächtnisses in Reime gebracht und insbesondere als Repetitorium zum Examen eingerichtet von Dr. Rainetholn. (Wien, Manz'sche Hof-Verlags- und Universitäts-Buchhandlung. 1880.) Ein überaus possirliches Büchlein, nicht minder zur Unterhaltung als zum Unterrichte lesenswerth, hat uns der österreichische Gesetzbuch-Verleger hier geboten. Das Buch erklärt und empfiehlt sich am besten durch seine Einleitung, die hier mitgetheilt sei:

Dieweil es unser Schicksal ist,
In's Gras hinein zu beißen,
Hat auch der fromme Romanist
Uns einst'gen Tod verheißen.
Und weil man auch nicht das Geld
Zum Fenster n'aus will schmeißen,
Wird fort allüb'rall in der Welt
Den Erben es verheißen.
Doch hat man schlau auch überlegt,
Daß an die leere Stelle
Dem Todten folg' als Rechtssubject
Wen er dazu bestelle;
Und was die Römer da gemacht,
Ist unser Erbrecht heute;
Es kann sein objectiv gedacht
Und auch als Recht der Leute.
Der Kauz, der sich beerben läßt,
Erblasser wird genennet,
Sei's, daß er etwas hinterläßt,
Sei's, daß er's durchgebrennet.
Und wem die Thräne strömt mit Macht,
Da einer mochte sterben,
Und wer den Bauch d'rum voll sich lacht:
Sie beide nennt man Erben.
Noch kauen an Ideen arm
Wir, was die Alten sungen,
Und immer noch, daß Gott erbarm',
Fortschwitschern so die Jungen.
Was uns jetzt noth thut, fragt man nicht,
Nur was Justinian lehret;
Der neuen Zeiten neues Licht
Dem wird das Recht verwehret.

Man faselt nur von Römerkraft
Und schilt sich selbst Barbaren
Und klammert an sich sklavenhaft
An Dinge, die längst waren.

Doch laßt das sein; in's Erbrecht nicht
Gehören diese Schmerzen,
Was unser alter Arndtus spricht,
Laßt jetzo uns beherzen. —
Damit man's besser überschau',
Ist längst in jeder Fibel
Der Lehre titelreicher Bau
Getheilet in Capitel.
So hier das erste euch erzählt
Von Erbschaft und von Erben;
Das zweite Hauptstück dann enthält,
Wie wir's Legat erwerben.
Die Lehr' vom Notherbrecht sodann
Das dritte euch erschließet,
Worauf mit einem vierten man
Loyal den Band beschließet.

Ibn' Jemin's Bruchstücke aus dem Persischen. Uebertragen von Ottokar Schlechta-Wssehrd, zweite Auflage. (Wien, Manz'sche k. k. Hof- und Universitätsbuchhandlung. 1879). Von Außen besehen hätten wir hier einen neuen Mirza Schaffy — aber einen schwarzen. Der lachende, der lebenslustige ist es wahrlich nicht; seine Poesien und Weisheitssprüche sind ernster, didaktischer und satirischer Natur, ähneln hierin den Rückert'schen Uebertragungen. Er hält nicht viel auf Wein, Weib und Nachtigall, lieber geht er mit Horaz oder indischen Büßern. Seit einem halben Jahrtausend wird Ibn' Jemen im Morgenlande viel gelesen. Sein Verhältniß zu den Menschen stellt er so:

„Jedem, dem Du Gaben spendest,
Dessen König bist Du,
Jedem, den Du flehst um Gaben,
Unterthänig bist Du;
Jeder doch, von dessen Huld
Du nichts willst erreichen,
Sei er Herrscher einer Welt,
Ist nur Deinesgleichen."

Sein Ideal auf Erden ist folgendes:

„Zwei Laibchen Brot aus Gerste oder Weizen,
Zwei Stück Gewand, ob neu sie, oder alt,
Vier Winkel Mauer und darinnen Frieden,
Daß Niemand spreche: „Auf!" hier, und dort „Halt!"
Dies scheint ein Los mir, herrlicher hienieden,
Als aller Fürsten Schimmer und Gewalt."

Wilhelm Waiblinger. **Bilder aus Neapel und Sicilien.** Herausgegeben mit einer literarischen Notiz von Eduard Griesebach. (Leipzig, Richard Eckstein, 1879.) Das sind die an's Tageslicht gezogenen Gedichte eines längst verschollenen schwäbischen Dichters; es ist zweifelhaft, ob sie des Verfassers Ruhm wieder auffrischen werden, die meisten der Gedichte sind sinnig und poetisch, entbehren aber des tieferen Gehaltes.

Heimatkunde des Herzogthums Steiermark. Herausgegeben von Dr. Karl Hirsch. (Wien, Alfred Hölder, 1879). Der erste Theil dieses mit großer Gewissenhaftigkeit und pädagogischem Tact zusammengestellten Buches enthält die kurzgefaßte Geschichte der Steiermark; der zweite Theil bietet die Geographie und Statistik und der dritte die Topographie des Herzogthums. Das Werk ist so gedrängt und übersichtlich als möglich, und daher als Lehr- und Nachschlagebuch für Lehrer- und Lehrerinnenbildungsanstalten, als auch für Volksschullehrer bestens zu empfehlen.

Im Verlage von Franz Slawik in Mähr. Schönberg und Sternberg sind erschienen: „**Schattenbilder.**" (Erinnerungen aus dem Theaterleben) von Eduard de Saint-Privée. Das Werkchen enthält zumeist autobiographische Daten und Betrachtungen über Kunstverhältnisse. Saint-Privée hat den ganzen Jammer des reisenden Komödiantenthums mitgemacht. Sein Schicksalsstern führte ihn auch nach weitem Umwege mit Laube und Strakosch zusammen; die Ideale schienen erreichbar, eine glänzende Zukunft zu winken. Aber nicht Alle, welche mit Strakosch zusammenkommen, werden berühmt; auch Saint-Privée wurde durch Strakosch nicht gefördert, im Gegentheile als talentlos abgewiesen. So kommt es, daß sich fast jede Zeile des Büchleins als eine scharfe Anklage gegen Strakosch darstellt. Eine ernste Kritik der Thätigkeit Strakosch's wird unserem Autor vielfach Recht geben müssen, wenigstens da, wo es sich um solche Dinge handelt, die mit der Bühne im Allgemeinen zusammenhängen. Alles, was uns der Autor über sich selbst erzählt, macht den Eindruck vollster Glaubwürdigkeit; er schont sich selbst nicht im Geringsten, gesteht vielmehr alle seine Fehler mit großer Offenherzigkeit ein. Der Styl ist glatt und nicht mit Phrasen überladen. Es wird Niemand bereuen, die Schattenbilder Privées zur Hand genommen zu haben.

Der Dichter Carl Elmar in Wien ersucht uns, zu constatiren, daß er beim Erscheinen des Kalenders „Neuer Wiener Bote" nicht betheiligt ist. Dieser Kalender sei zwar dem seit elf Jahren erscheinenden, unter Elmar's Redaction stehenden „Wiener Boten" im Format und der Ausstattung auf das Kleinlichste nachgeahmt, habe aber sonst im Text und in den Illu-

strationen keinerlei Verwandtschaft mit dem alten in Waldheim's Verlag erscheinenden und allseitig beliebten „Wiener Boten."

Von der großen Hallberger'schen Prachtausgabe „**Schiller's Werke**", welche von den hervorragendsten deutschen Künstlern illustrirt wird, sind jetzt neuerdings sechs Lieferungen, von Lieferung 56 bis 60, erschienen. Diese Lieferungen enthalten den Schluß von „Demetrius", „den Verbrecher aus verlorener Ehre", „Geisterseher" und das zweite Buch des „dreißigjährigen Krieges". Mit dieser nun demnächst vollendeten Ausgabe hat die deutsche Nation eine alte Schuld an den Dichter abgetragen, indem sie sich zugleich selbst beschenkte.

Obersteirischer Hauskalender für das Schaltjahr 1880, zweiter Jahrg. (Bruck a. d. M., Carl Ilig). Dieses mit hübschen Bildchen ausgestattete Jahrbüchlein bietet außer dem üblichen Calendarium Gedichte, Humoristisches, eine Schilderung des Festzuges und eine Erzählung.

Für Herz und Geist. Ein Jugend- und Volksbuch, herausgegeben von Julius Graefe. Die unterzeichnete, kürzlich gegründete Verlagsbuchhandlung glaubt sich bei dem deutschen Buchhandel nicht besser, als durch Herausgabe einer schon lange sorgsam vorbereiteten Schrift einführen zu können, welche durch tactvolle Auswahl im mannigfaltigsten, planmäßig geordneten Inhalt von Erzählungen, Märchen, Sagen, Skizzen, Naturgeschichtliches, Gedichte, Räthsel, Charakterzüge aus dem Leben großer Männer u. s. w. in hohem Grade geeignet sein dürfte, eine fördernde, anregende Lectüre zu bilden.

(Dierckſen & Wichlein, Bremen.)

„**Die Wunder der Physik und Chemie.** Für Leser aller Stände gemeinfaßlich bearbeitet von Ferdinand Sigmund" nennt sich das neueste Lieferungswerk aus A. Hartleben's Verlag, welches — mit 300 Illustrationen geschmückt — soeben in 20 Lieferungen zu erscheinen beginnt. Es liegen uns die ersten zwei Hefte vor, in welchen der Verfasser als Einleitung eine knappe aber durchaus übersichtliche Geschichte der Physik gibt, die den Leser gleichsam schrittweise mit der allmäligen Entwickelung dieser Wissenschaft und jenen illustren Männern bekannt macht, die durch ihre epochemachenden Entdeckungen sich einen unsterblichen Ruhm erworben haben. Dann folgt der allgemeine Theil, welcher die nöthigen Vorbegriffe, nämlich die allgemeinen und besonderen Eigenschaften der Körper enthält und so den Leser mit jenen Kenntnissen vertraut macht, ohne welche ein Verständniß der übrigen Disciplinen nicht möglich ist. Der specielle Theil beginnt mit der Mechanik und zwar nicht nur der reinen, sondern auch der angewandten Mechanik, die einen überaus mächtigen Einfluß auf unsere ganze Civilisation ausübt, wie wir dies täglich in der Verbesserung unseres Maschinenwesens sehen. Auch dieser Abschnitt ist mit gelungenen Illustrationen geziert, welche das Verständniß des Ganzen wesentlich erleichtern werden.

„**Justament!**" Oelfarbendruck, (Verlag H. Manz, Wien). Gegenstück zu „Just nit." Spiel und Gegenspiel! . . . Heute ist der Zaun übersprungen und sie steht vor ihm und hat capitulirt. Freilich ist's nicht derselbe Zaun bei des strengen Vaters Anwesen drunten, er ist auf der Alm droben, wo sich die reiche Dirn jetzt mehr zu schaffen macht, als sie müßte und dürfte. Das „Just nit" von damals, womit sie den frisch hingelegten Alpenstrauß übermüthig verschmäht, ist dem hübschen Kinde seither theuer zu stehen gekommen. Denn, das weiß ich, den Strauß hat sie doch bekommen; allerdings ganz heimlich hat sie ihn weggenommen, als der Bua' in verliebtem Mißmuth weggeschlichen war. Edelweiß aber, das welkt nicht, wie's wahrhaftige Lieben, wenn's einmal in's Blühen gekommen. Bei des Großbauern Kind aber ist's das Wahrhaftige und sie wird den Liebsten kriegen trotz dem Vater drunten. Das hat sie ihrem Buam gelobt an einem Sommerabend, als noch die bunten Dolden am Rain standen, wo der dicke Kürbis rankt. Da war die Luft so weich und das Heu so im Duft, daß einem ordentlich rauschig um's Herz werden mußte; und da hielt er sie lang umschlungen und sie standen lange Aug' in Aug'. . . . Und da hat sie so recht von Herzen g'sagt: „Fürcht Dich nicht, justament muß ich Dich haben." . . . Was sie will, das will sie, d'rum macht des Großbauern Kind drunten gewiß im Herbst noch Hochzeit. . . Das Alles liest sich so einfach aus dem Bild heraus, wie's der Meister schlicht und einfach hineingemalt hat. So soll ein echtes Genrebild sein, dann ist's Kunst.

Neue Kalender. Im Verlage „Leykam-Josefsthal" in Graz erschienen heuer zum erstenmale höchst nett und geschmackvoll ausgestattete Portemonnaie-Kalender. Dieselben enthalten außer dem Kalendarium dem Kirchenkalender und dem Kalender der Juden, auch eine Genealogie der kaiserlichen Familie, die Ziehungen sämmtlicher österreichisch-ungarischen Lotterie-Effecten, Stempelscalen ꝛc. Außerdem enthält jedes dieser zierlichen Kalenderchen eine Pho-

tographie, z. B. J. M. M. des Kaisers, der Kaiserin, des Kronprinzen, Erherzog Johann, Grafen Meran, Sr. Exc. Freiherrn Kübeck, Dr. Moriz von Kaiserfeld, der Herren: Dr. W. Kienzl, Dr. F. Portugall, Anastasius Grün, Purgleitner, Robert Hamerling, P. K. Rosegger u. s. w. Die Preise der verschiedenen Gattungen sind folgende: in Leder gebunden 40 kr. ö. W., in Metall 36 kr,, brochirt 20 kr. Der Grazer Taschenkalender ist ebenfalls elegant ausgestattet und kostet in Originalleinwandband nur 40 kr.

Das neue Jahr. Illustrirter Volkskalender für 1880. Herausgegeben von P. K. Rosegger. Achter Jahrgang. (Manz'sche Hof- und Universitätsbuchhandlung. Wien.) Inhalt. Kalendarium. Das Biltel. (Eine Hofgeschichte von P. K. Rosegger.) — Das Jubelfest. Feier der silbernen Hochzeit des Kaiserpaares. [Zum Titelbilde.] — Der Festzug. — Tausend holde Dinge. (Gedicht von Robert Hamerling.) — Gott zum Feinde. (Nach einer Begebenheit erzählt von P. K. Rosegger.) — Die Siebenbürgische Landeshymne. „Siebenbürgen, Land des Segens." (Gedicht von M. L. Moltke, Musik von Joh. Hedwig.) — Unsere türkischen Länder. — Ränke und Schwänke: Die Gallbeißerin von Abelsberg. — Aus dem Lustspiel des Lebens. — Eine Eselei. — Eine schöne Empfehlung vom Herrn Oberst. — Ein Blick auf das Leben des menschlichen Leibes. (Nach J. K. Ableitner.) — Der Himmelherrgotts-Wirth. (Eine Erzählung von P. K. Rosegger.) — Steirische Weis': In Bruggnwirth sei letzta Willn. — In da Muader ihrn Gortn. — Der Spieler. (Eine Geschichte, nacherzählt dem lieben Oheim P. Peter Hebel.) — Frauenliebe. (Lieder aus deutschem Herzen.) — Die Schreckensnacht zu Szegedin. — Allerlei Alt und Neu: Die Siebziger-Jahre. — Der Lahnensturz zu Bleiberg. — Einer für Alle — Alle für Einen — Hans, der Erstgeborne oder: Die Gerechtigkeit der gleichen Erbtheilung. — Das Licht der Welt erblicken! (Ueber die Erblindung neugeborner Kinder. — Die brave Stiefmutter. — Ein Pfeiflein zu rechter Zeit. (Erinnerung aus Kindestagen von P. K. Rosegger.) — Gebt Obacht auf das Feuer, auf das Licht. (Allen Arglosen in Erinnerung gebracht von einem alten Volksfreunde.) — Ereignisse des vergangenen Jahres. (Sendschreiben des Neujahrsboten.) — Postwesen. — Worttarif für den inländischen Telegraphen-Verkehr der österreichisch-ungarischen Monarchie. — Zeit-Vergleichungs-Tabelle. — Weg-Maß-Vergleichungs-Tabelle. — Münz-Vergleichungs-Tabelle. — Jahr- und Wochenmärkte. — Preis 60 Kreuzer.

Ferner dem „Heimgarten" zugekommen:

Türkische Erlebnisse und russische Schicksale. Geschichte eines Mitgenommenen von Dr. Adrian Schücking. (Wien. Manz'sche k. k. Hof-Verlags- und Universitäts-Buchhandlung. 1879.)

Ein stummer Musikant. Von Maximilian Bern. (Stuttgart. G. J. Göschen'sche Verlagsbuchhandlung 1880.)

Auf Irrwegen. Erzählungen von Hans Marbach. (Leipzig 1880, Richard Eckstein.)

Die Aesthetik des Häßlichen. Erzählung von Sacher-Masoch. (Leipzig, Richard Eckstein 1880.)

Wilhelm Waiblinger, Bilder aus Neapel und Sicilien. Herausgegeben mit einer literarischen Notiz von Ed. Grisebach. (Leipzig 1879, Richard Eckstein.)

Indien in Wort und Bild. Eine Schilderung des indischen Kaiserreiches von Emil Schlagintweit. Mit circa 400 Abbildungen von bedeutenden Künstlern. (Verlag von Schmidt & Günther in Leipzig.)

Kosmos. Zeitschrift für einheitliche Weltanschauung auf Grund der Entwickelungslehre in Verbindung mit Charles Darwin und Ernst Haeckel, sowie einer Reihe hervorragender Forscher auf den Gebieten des Dawinismus. Herausgegeben von Dr. Ernst Krause. (Leipzig, Ernst Günther's Verlag.)

Sprüchwörtliche Lebensregeln in fünf Sprachen. Deutsch, englisch, französisch, italienisch, lateinisch. Zusammengestellt von J. Hensel. (Berlin, Fr. Kortkampf.)

Magyar Honpolgár. Ungarische Zeitschrift für Deutsche. Herausgeber und verantwortlicher Redacteur: Adolf Poder.

K. Faulmann, **Illustrirte Geschichte der Schrift.** Populär-wissenschaftliche Darstellung der Entstehung der Schrift, der Sprache und der Zahlen, sowie der Schriftsysteme aller Völker der Erde. In 20 Lieferungen. (A. Hartleben's Verlag.)

Unter'm Schnee erblüht. Erzählung von Clementine Helm. (Stuttgart, Richter & Kappler. 1880.)

Grazer Buchdruck und Buchhandel im sechzehnten Jahrhundert, von Dr. Anton Schlossar. (Aus dem Archiv zur Geschichte des deutschen Buchhandels IV., abgedruckt bei B. G. Teubner in Leipzig. 1879.)

Australien. Von Richard Oberländer. Zweite, völlig umgestaltete Auflage. (Otto Spamer, Leipzig. 1880.)

Die Bibel der Natur. Offenbarungen der fortschreitenden Vernunft. Grundrisse einer neuen Weltanschauung von Dr. Adolf Silberstein. Vierte Auflage. (Leipzig, P. Ecderlein, 1880.)

Elisabeth-Bibliothek für die Frauen des österreichischen Volkes. Herausgegeben von Bertha Meyer. 1.—8. Heft (Berlin, Elwin Staude, 1879.)

Das Frauenherz, Lebensbilder und Dichtungen von Hermann Semming. (Leipzig, Verlag von E. Kempe. 1879.)

Der Bote. (Kalender für 1880. Druck und Verlag von C. Flemming in Glogau.)

Im Convicte. Erinnerungen an Kremsmünster von Dr. Ferdinand Krackowitzer. (Linz 1879. Selbstverlag des Verfassers.)

Die Lavantthaler Bahn in touristischer Beziehung. Von M. Freiherrn von Jabornegg-Gamsenegg. (Klagenfurt, Druck und Verlag von Ferdinand v. Kleinmayr.)

Bilder aus dem Cevennenkrieg. Von Dr. A. Ebrard. (Heidelberg. Carl Winter's Universitätsbuchhandlung 1879.)

Die historische Küche. Ein Culturbild von Eufemia von Kudriaffsky. (Wien, A. Hartleben 1880.)

Aus Westmünster Abtei. Von Friedrich Wilhelm Rogge. Fünfte Auflage (Stuttgart, G. J. Göschen'sche Verlagsbuchhandlung. 1880.)

Die Alpenpflanzen nach der Natur gemalt von J. Seboth, mit Text von F. Graf. 15.–17. Heft. (Prag, F. Tempsky.)

Magda. Trauerspiel in fünf Aufzügen von Richard Voß. (Zürich, Verlagsmagazin 1880.)

Gesammelte Werke von Georg Freiherrn von Dyherrn. (Breslau, A. Gosohorsky) 1. und 2. Lieferung.

Topographisch-statistisches Lexikon von Steiermark, mit historischen Notizen und Anmerkungen, herausgegeben von J. A. Janisch. 27. Heft. (Graz, Leykam-Josefsthal.)

Postkarten des Heimgarten:

J. W. Temesvar: Ihre Epigramme abgelehnt, weil nicht mehr Original.

G. F. in Mannheim: Betonen noch einmal, daß wir uns auf das Retourniren unverlangt eingeschickter Manuscripte nicht einlassen können. Dieselben liegen, soferne sie nicht Verwendung finden, in der Redaction zum Abholen bereit.

N. H. Korneuburg: Wird mit Dank verwendet; Dialektgedichte, so frisch wie das „Liabszankel" stets willkommen.

E. Sp. Graz: Mit Ihren Bemerkungen über „Müller und sein Kind" vollkommen einverstanden. Es ist interessant zu sehen, wie alljährlich ein Heer von Spöttern an diesem Stücke nergelt, ohne es ausrotten zu können. Ein unbefangener Beobachter des Raupach'schen Volksdrama's muß finden, daß dasselbe nicht für, sondern vielmehr gegen den Aberglauben spricht, daß eben der Aberglauben es ist, der zum Untergange der handelnden Personen ein gutes Theil beiträgt. Allerdings behandeln die Schauspieler — beeinflußt durch freigeistelnde Intoleranz unfreier Denker — ihre Rollen gewöhnlich mit großer Leichtfertigkeit, um das „Rührstück" zur Posse zu machen. Wir erinnern uns an einen Ausspruch Holtei's: „Ist ein Drama kein Rührstück, so ist es ein Schmierstück." Uebrigens wollen wir den „Müller und sein Kind" nicht protegiren, das Stück hat seine Fehler.

K. B. in L. Jenes Goethe'sche Gedicht ist eines der genialsten Stimmungsbilder, welche große Dichter mit den einfachsten Mitteln je geschaffen haben. — Ueber den Gegenstand Ihrer letzten Frage wissen wir keinen Bescheid; verweisen Sie an Aerzte.

H. W. Passau: Möchten auf Ihre Antwort dasselbe sagen, aber dabei doch gerne höflicher sein, als Goethe es war, da er befragt wurde, was in seinem zweiten Theile des Faust damit gemeint sei, daß Faust an Helena's Seite die Landgebiete an einzelne Heerführer vertheilt? Goethe antwortete freundlich: „Ihr guten Kinder, wenn ihr nur nicht so dumm wäret!"

Druck von Leykam-Josefsthal in Graz. — Für die Redaction verantwortlich P. K. Rosegger.

Heft 4. Jänner 1880. IV. Jahrg.

Sonnenwende.

Was war das eine wunderliche Nacht!
Beim Glockenklingen bin ich aufgewacht,
Die Herzen liebten sich, die Augen glühten,
Und auf den Bäumen sah ich feurige Blüthen.
Es schien, als wär' in winternächt'gen Stunden
Mit einem Mal das Himmelreich gefunden.

Ein neues Regen wogte durch die Welt,
Und selbst die Sonne, tief im Sternenzelt,
Fast müd' und blind, sie kam in weitem Bogen
Verjünget in die Himmel aufgeflogen,
Um wieder neu in ihrem Feuerwagen
Ein Sonnenjahr durch diese Welt zu tragen.

Von dieser Sonne wird der Frühling thau'n,
Die zarte Blüthe weh'n, der Sommer blau'n,
Sie wird den Lebenden die Früchte spenden,
Den Ruhenden auf's Grab die Flocken senden.
O Menschenkind, das neue Jahr ist Dein,
Sei stark und treu Dir selbst! tritt ein.

Digitized by Google

Das Grab ohne Leichnam.

Erzählung von Emil Vacano.

In Pyhra, einem kleinen Flecken in der lieblichsten Gegend Niederösterreichs, da steht ein altes Kirchlein, das freilich neu getüncht ist und neugeputzt, wie ein Mägdlein zur Firmelung. Nur einige alte Grabstellen schauen mit ernsten Augen aus dem frischen Weiß der Kirchenwand heraus. Rittersleute sind auf derselben ausgemeißelt, mit Helm und Schwert, Rittersfrauen mit spröden Körpern, und Kinder, steif wie Kegel nebeneinander knieend und todt vor sich hinstarrend in eine Welt, in der kein Mutterherz mehr für sie schlägt und sorget.

Auf einem dieser Grabsteine, da fiel mir was Absonderliches auf: In der Grabschrift des Ritters, da war Tag und Jahr seines Absterbens genau angegeben. In der Grabschrift der Edeldame aber fehlten die Zahlen nach den Worten: anno domini und die. Dafür ist eine leere Stelle, die noch heute auf das Datum wartet.

Ich fragte hin und her, und hörte da von einem alten Mann die Geschichte eines Junkers, eines Hexenberges der Frau Holla, davon, daß sie ihn mitreißen halen wollen in ihre wüthige Jagd, und wie er gerettet worden sei von der treuen Mutter, die nun bis zum jüngsten Tage mitziehen müsse an seiner Statt: und wenn die wilden Verdammten jauchzen und kläffen und johlen und äffen, da weine und klage die Mutterliebe dazwischen; das höre man deutlich zur Herbstzeit, wenn der Sturm wimmere und brause durch die Wipfel des Waldes. . .

„So finde ich Dich also hier wieder, vieledler Herr Tanhuser? — dachte ich bei mir. „Ich vermeinte, Du seist begraben in Himperg oder führest noch immer Dein unsterbliches Lumpenleben im Hörselberge bei Eisenach?"

In Acten und Documenten dortiger Gegend fand ich ihn aber dann nicht wieder, den Herrn Tanhuser. Wohl erzählten sie mir vom Religionshaß der damaligen Zeit, und von den weltlichen Würden der Ritter, die da begraben waren.

Und was das Volk fabelte und was die Acten docirten, das fügte sich mir nimmer zu einem Ganzen. Der Sargdeckel einer tiefversenkten ägyptischen Mumie mit seinen unentzifferten Hieroglyphen konnte nicht stummer sein, als die Inschrift auf diesem vergessenen alten Grabe aus dem Jahre des Herrn Eintausend fünfhundert neunzig und zwei.

Da saß ich eines Tages in dem Kirchlein. Die Sonne schimmerte durch die Fenster, Maienwind zog durch die geöffnete Thür. Stille war's, und ganz allein war ich. Allein mit den Todten. Und die goldenen Wellen, welche die Sonne auf den Stein ergoß, die murmelten nicht.

* * *

Der Ritter von Greyß war nicht mehr zu retten. Keine Kunst der Aerzte und kein Wiederbelebungsmittel wollte helfen. Man hatte ihn todt gefunden. Von einem Schlagflusse getroffen, wie der Arzt sagte. Nur etwas Sonderliches war dabei. Der Ritter stand aufrecht an einen Baum gelehnt. Der alte Gärtner Romreich hatte ihn so getroffen, und hatte bei sich gedacht:

„Wie starr doch unser gnädiger Herr vor sich hinstarrt! Wie zornig.“ Er hatte ihn darauf angeredet, und da er keine Antwort bekam, so hatte er erst gemerkt, daß der Ritter so sonderbar gelb sei. Und wie er ihn am Arme faßte, da war der Ritter in sich zusammengebrochen, jählings, starr, ohne Bewegung, als ob er von Stein sei. Der Sand kreischte um ihn auf, und Romreich war schreiend nach dem Herrenhause gelaufen.

Man hatte den gnädigen Herrn in's Haus, auf sein Lager gebracht. Die kleinen Junker waren von der Wiese, die kleinen Fräuleins aus ihren Spielzimmern herbeigerufen worden. Die Frau des Ritters selber war die Erste am Lager. Seine getreue Hausfrau, die Einzige, hatte keine Thränen über dem regungslosen Gatten. Jeder wußte, wie sehr sie ihn liebe, und Jeder wußte auch, wie treu und in wie herzinniger Liebe sie miteinander gehaust hatten. Und jetzt keine Thräne! Der größte Schmerz ist manchmal so tiefruhig wie der größte Frieden. Aber rastlos war sie dabei. Rastlos im Anordnen aller Heilmittel, rastlos in der Ertheilung von Befehlen, rastlos in ihrer Wachsamkeit bei dem Regungslosen.

Es war ein trüber Abend — der Wind kalt, die Sonne dunkel. Ein trostloser Abend, feindlich und regendrohend, wo die Natur keinen Trost gibt, und wo die ganze Welt ein Grab zu sein scheint. Der Doctor Liborax, der nicht nur ein berühmter magister medicinae, sondern auch ein Schwarzkünstler sein sollte, von welchem man erzählte, er habe die letzte Pestilenz nach Wien gebracht, indem er an einem importanten Türken Anatomie probirt hatte. Dieser gelehrte Mann, der im Städtlein Pyhra drüben sein Sommerlaboratorium aufgeschlagen hatte, ließ sich in diesem allerschwierigsten Falle sogar die Gegenwart des ganz bescheidenen Dorfbaders Miggelhannes gefallen. Und diese Beiden vereint äußerten sich, daß der Tod des gestrengen Herrn Hans Jacob von Greyß sehr natürlich sei vom Standpunkte der Physika aus, indem er sich als apoplexia cerebralis feststellen lasse. Nur vom Privatstandpunkte aus sei es sonderlich, da Herr Hans Jacob niemalen an congestionis gelitten habe, auch sein modus vivendi nicht derart gewesen sei, noch seine constellatio darauf hingewiesen habe. Auch sei der Umstand sehr merkwürdig, daß Herr Hans Jakob, der doch todt gefunden wurde, in aufrechter Stellung verblieben sei, gleich einem Lebenden. Insofern die Menschen, selbst wenn sie dem höchsten Adel angehören und demgemäß Anrecht auf verschiedene Absonderlichkeiten besitzen, sich gewöhnlich im momento des Sterbens gleich dem letzten niedergehetzten Thiere zur Erde zu neigen pflegen, als seiner letzten Heimat.

Was die Schloßbewohner betrifft, so fanden sie den Todesfall trotz seiner Plötzlichkeit ganz natürlich. Hatte man nicht vor acht Tagen schon das Leichenhuhn gehört, die vollen Nächte hindurch, und just vor den Fenstern des Ritters? Grau, wie halbvermoderte Leichentücher, war's auch über dem Thal gelegen, in langen Falten. Der wilde Jäger war vor drei Tagen mit Hallali und Rübengekläff über die Gegend gesaust und hatte just über dem Schlosse Hallali geblasen.

Grubel, die Magd, hatte vor einigen Stunden mit Entsetzen gesehen, daß der gnädige Herr, wie er an ihr vorbeikam, einen rothen Fleck in Kreuzesform auf der Stirne hatte: gerade so, wie ihre selige Großmutter, ehe dieselbe in der Messe über ihrem Gebetbüchlein eingeschlafen sei für immer.

Und Herr Hans Jakob war und blieb todt.

Wie eigenartig erschien es, daß Alles und Jedes Leben hatte an diesem Tage, nur der Herr dieses Ortes nicht. Die geringsten Knechte konnten die Treppen auf und ab schreiten,

und der gnädige Herr lag auf seinem Lager, ohne die Macht, auch nur das Haupt zu erheben. Das kleinste Thier hatte Leben, und nur der Vater des Hauses nicht.

Die drei kleinen Junker (Junker Chuonrad der Aelteste war im Tafelzimmer unten) und die drei kleinen Fräulein waren in der großen Kinderstube versammelt mit dem Pater Cölestus, welcher die Büblein, und der Madame Portnerin, welche die Mägdchen erzog. Der gute Pater war um das zu dick, was die Portnerin zu hager war. Er war auch um Das zu bequem, was sie zu rührig war. So auch äußerten sich diese zwei würdigen Personen jetzo. Während Cölestus die Hände still gefaltet hielt und ganz verdutzt vor sich hin starrte, redete die Portnerin mit scharfer, wenn auch gedämpfter Stimme in ihn hinein von Allem, was nun erfolgen werde. Die kleinen Junker in ihren braunen Wämmslein, und die jungen Fräulein in ihren steifen Schnürleibern und den Halseisen aus Linnenfalten, waren sehr hilflos, erschreckt und weinten allzusammt.

Der Wiener Chirurgus saß an einem Tische des Todtenzimmers, auf welchem Medicinflaschen, nasse Tücher, Wassertöpfe, Schröpfrequisiten und chirurgische Allotria aufgehäuft waren. Die Hausfrau des Verstorbenen saß neben dem Bette, und ihr Haupt ruhte auf seiner todten Hand.

Sie war von stattlicher Gestalt, aber jetzt war sie wie zerbrochen. Noch immer war keine Thräne in ihren Augen. Sie hatte bis zu diesem Augenblicke versucht, den Todten wiederzubeleben. Jetzt hatte sie davon abgelassen. Die entsetzliche Gewißheit, daß der Inbegriff, das Ziel, der Schutz und der Zweck ihres Lebens dahin sei — dahin und vergangen für immer, war ihrem Herzen aufgegangen.

Und wie sie in die starren Züge gesehen hatte... nicht mehr wie vor einer Secunde mit der bangen, schwachen, scheuen Hoffnung, daß sie sich wieder beleben könnten, so schaute sie jetzt mit einem Blick, in welchem eine herzzerreißende Bestürzung und Hilflosigkeit lagen, auf diese entstellten Züge.

Sie sah sich selber unter jenem Baume, wo er zuerst in ihr Leben getreten war. Frühlingszeit war's gewesen, und der Baum voll rosiger Knospen, noch blätterlos. Braun war noch das Gras des Gartens, noch vorjährig, die Luft noch frisch, aber so voller Duft. Und da war er vor ihr. Von diesem Augenblicke an war die ganze Welt Er gewesen. Sein jugendhelles Gesicht war seit dem schon alt geworden in vielen, vielen Jahren der Kämpfe und der Sorgen, ohne daß sie es bemerkt hätte; für sie war der todte Mann mit dem ergrauenden Haare und Barte stets jung und schön geblieben, viel jünger und schöner als alle anderen Männer der Welt.

Und wie die bleiche Sonne über den todten Zügen lag, da verwandelten sich die Bilder vor den starren, thränenlosen Augen der Witwe: sie sah ihn im Sturme vor der Burg mit fliegendem grünen Helmbusch, das Schwert gleich einem Blitz um sich kreisend, für Gott und seinen Glauben. Sie sah ihn im strömenden Regen heimkommen auf müdem Rößlein, und fühlte leise nachzittern in ihrem Herzen die Freude, die ihre harrende Seele erfüllt hatte bei seinem Anblicke. Und sie sah ihn über die Bibel geneigt des Abends, im Kreise ihrer Kinder, und die guten Worte lesen, welche Tugend und Trost geben Allen, und die sie nimmer, nimmer wieder aus s e i n e m Munde hören sollte!

O Gott! ihr ganzes Wesen erbebte, wenn sie daran dachte, daß ihr fortan die Worte der Bibel keinen Trost mehr geben könnten, nimmer, nimmer wieder! daß ihnen der Sinn fehlen würde. War es denn die erbarmende Liebe Gottes, welche tödtete? Was war die Allmacht, wenn sie mit acht-

losem Fuße ein Leben und ein Menschenglück so erbarmungslos zertrat, wie Blumen auf Wiesen zertreten werden zur Sommerszeit? Die Krallen des Unglaubens drückten sich in ein gläubiges Herz, wie es immer geschieht am Lager eines geliebten, unersetzlichen Todten.

Da regte sich's neben ihr, und ein junges, liebes, blondes Mädchen erhob sich von den Knieen und stahl sich leise fort. Das war die Anne Marie, die elternlose Base der Greyßen, welche in deren Hause erzogen worden war wie das eigene Kind. Ein schwaches, junges Wesen war es, von lieblichen Zügen, aber mit einem merkwürdigen Ernste darinnen, wie er oft auf jungen Menschenkindern liegt, die nicht glücklich werden sollen.

Das Mädchen neigte sich über ihre Muhme und flüsterte ihr leise, bienensummende, abgebrochene Worte des Trostes in's Ohr; aber das Auge der Witwe blieb trocken, starr, ohne Glanz und ohne Licht, als ob es brechen sollte.

Wie Angstschatten legte es sich da über das sanfte Gesichtchen des jungen Mädchens, und sie verließ die Stube, und begab sich durch den Gang und die Treppe hinab, durch die entsetzten, zischelnden Dienstboten hindurch bis zu dem Zimmer, in welchem Junker Chuonrad, der älteste Sohn mit den betreffenden Männern über die Sachen sprach, die bei so traurigen Gelegenheiten gesprochen und angeordnet werden müssen von nächsten Angehörigen.

Chuonrad war ein großer, rothblonder junger Mensch, ganz das Conterfei seines Vaters, und der Liebling seiner Mutter. Und nicht nur ihr Liebling, sondern der aller Leute, die ihn kannten, die ihn sahen. Er war so herzlich brav, so männlich kühn, so kindlich gut, so echt; so jung und so wacker, so lustvoll und wieder so sinnend. Das Schwert führte er lieber als die Laute, aber auch das Ruder führte er gern, wenn er den See durchglitt bis zum Schilfe. In der Kirche stand er gern im Morgensonnenschein, der sein junges Haupt umwob. Halb dem hohen Altar zugewendet, in Demuth vor Gott, und halb den Grabsteinen seiner Väter, im Stolz auf ihre Thaten. Auch sie knieten da in Stein, gerüstet und unbezwingbar, und demüthig und bezwungen die Hände faltend vor dem Einen, der ihnen die Seele schirmte, während sie ihr eigenes Leben schirmten. Und Chuonrad's Gebet lag in seinen klaren Blicken. Für die Eltern, und vielleicht für sich galt es. Vielleicht auch glitt durch das Gebet ein blondes Haupt: aber ob es einem Engel seiner Kinderträume oder einem wirklichen Wesen angehörte? Er wußte das selber noch nicht. Und die Morgensonne um sein Haupt war wie der Wiederschein des Segens von der Gotteshand, die auf seinem unberührten Haupte lag.

Aber in diesem Augenblicke: wie blaß war der neue Herr der Familie, wie matt im Schmerze. Und wie seine kleine Base eintrat, da erhob er sich zwischen den finsteren Männern, denen er ja doch gern das Bestellen der Leiche und die nächsten Schritte überließ, und fragte sie, was es Neues gebe.

„Nichts, Chuonrad. Nur daß ich meine, Du solltest zur Mutter gehen."

„Hat sie nach mir verlangt, Anne? Ich fürchte mich schier, sie zu sehen. Wird es sie nicht erschüttern?"

„Das soll es, Lieber. Ich möcht', daß sie weint. Ich mein' es wär' besser, wenn sie weinte."

„Das thut aber so weh," sagte er, und die Thränen traten ihm in die Augen. Er war eben ein Mann, und den Mann schmerzen Thränen.

„Komm' nur," sagte sie. Und ihre sanfte Hand leitete ihn die Treppe hinan durch den Gang, zwischen der flüsternden und verzagten Dienerschaft hindurch nach dem Zimmer des Todten.

Die Witwe starrt auf, wie sie die Hand ihres Sohnes leise auf ihrem Arme fühlt. Welch' jähe Glut

überkam da ihr Angesicht. War der Todte wieder lebendig geworden? Just so hatte sie denselben in ihren fliegenden Erinnerungen jetzo gesehen: eben so jung, so hoch; ihr Auge flimmerte von diesem wieder erweckten Todten zu dem wirklichen Todten an ihrer Seite, und die ganze Welt und der ganze Himmel und das ganze Dasein schrumpfte ihr zu der einzigen Gewißheit zusammen, die da still und starr neben ihr lag. Und ihre Brust hob sich, als wolle sie sich befreien von einem folternden Panzer, und ihr Mund fing an zu jammern und aus ihren Augen stürzten Thränen, wohlthätige, befreiende, erhaltende Thränen: sie weinte laut, bitterlich, ihre Arme um ihr Kind geschlungen, ihr Angesicht an seiner zitternden Brust, und so zerfloß ihre Seele im stürmenden Weh, damit sie nicht den Körper zermalme.

* * *

Wild brauste der Wind über das Land in diesen Tagen, und die Sonne wollte keinen Schein werfen auf die Gruft, in welche man endlich den Ritter Hans Jacob senkte. Die Kinder schluchzten, der Priester sprach Worte des Trostes und des Wiedersehens, die Orgel klang. Dann schloß sich das Grab. Das Auge der Witwe öffnete sich, als ob sie aus einem schrecklichen Traume erwache. Wer hielt sie? Ihr Sohn. Was sah sie da vor sich? Ihre Kinder. Was klang im Orgelton? Es war ein zürnender, wilder Ton, der nichts von Wiedersehen sprach und nichts vom Frieden des Grabes. Es war ein zorniger Ton. Er verklang grollend wie fernes Gewitterrollen. Wo wird der Blitz flammen, und wen wird er treffen..?

* * *

Maria Magdalena von Lorraine hieß sie. Sie machte am kaiserlichen Hofe zu Prag das Wetter von Gunst und Ungunst. Und es war nicht leicht, an dem Hofe des zweiten Rudolf eine Macht zu sein und Lärm zu machen.

Wie viele schöne Frauen gab es da, alle in die reichen Stoffe der Lukas Cranach-Bilder gehüllt; und es gab da dunkle Geistliche, welche mit ihren leise geflüsterten Worten die Welt bewegten, und mit einer Bewegung das Blut durch die Gassen strömen machen konnten. Es gab da Cavaliere und Abenteurer von allen Farben; Alchymisten als Stutzer verkleidet und Gold und Perlen als Almosen streuend; und es gab lorbeerumkränzte Poeten, die von Ruhm und Unsterblichkeit sangen. Und über dem Allen thronte das kleine, leberkranke, wetterwendische, rapplige Kaiserlein in schwarzer spanischer Sammtgrandezza, wie ein Schatten über dem bunten Mückenschwarm einer Sommerwiese herrschet. All' dieses bunte Gewimmel von Glanz, Adel, Schwindel, Selbstsucht, Tapferkeit, Galanterie, Anmuth, Beutelschneiderei, Frommheit, Unduldsamkeit und Fanatismus hatte aber nicht nur ein Oberhaupt, sondern auch einen Mittelpunkt, und das war Maria Magdalena de Lorraine, die Fürstin Magdalena, wie sie genannt ward. Sie war eine Muhme des Kaisers, wie es hieß. „Eine Muhme aus den Niederlanden", halb spanisch, halb vlämisch in ihrem Blute.

Sie stand den Ersten im Reiche als eine Gleichgeborne gegenüber, da der Kaiser sie „ma cousine" nannte und sich von ihr lenken ließ, „als ob sie ein Cardinal sei". Ein Wort von ihr war so sicher wie die kaiserliche Unterschrift, wie ein Staatsstreich. Mit welcher Liebe der Kaiser sie liebte? Man wußte das nicht einmal gewiß. Der kleine dicke Herr war ja so unberechenbar: konnte er überhaupt lieben? Vielleicht war sein blinder Gehorsam gegen Fürstin Magdalena ein Aberglaube des abergläubischesten aller Imperatoren.

Ihr Palast stand in der Nähe der Loretto-Kirche auf dem Hradschin, sie

selber aber war überall und nirgends. Sie reiste so viel umher, daß man wirklich sagen konnte, ganz Oesterreich sei ihr Palais. Und wirklich, war sie nicht überall souverän, wohin sie kam, wohin die Macht ihres kaiserlichen Vetters reichte? Sie führte überall einen kleinen Hofstaat mit sich: Vorläufer, Kammerfrauen, Lakaien, Köche. Dann und wann sogar Dichter, Maler oder Astrologen. Und die Absicht ihrer Fahrten durch's Land? Dort wollte sie eine schöne Rundsicht genießen, da wieder in eine Gruft hinabsteigen. An dem einen Orte wollte sie mit einem liebenswürdigen Bischof plaudern, an einem andern mit einem Ritter über Religion debattiren, denn die Religion war damals Gesprächsstoff. Man nahm sie ernst. Man stritt für und wider den Himmel. Die neue Lehre Luther's hatte uralte Regirungen wieder aufgerüttelt und den Himmel gleichsam zu einer Lebensfrage gemacht. Der Hauptzweck bei den Irrfahrten Magdalena's war aber ihre Gesundheit. Sie hatte „Grillen im Herzen", wie sie selber lachend sagte; und alle Tractätlein der Hofdoctoren und Quacksalber aus der Goldmachergasse an der alten Schloßstiege waren nicht so wirksam gegen dieses Uebel, wie die Unruhe, die Veränderung. Fürstin Magdalena war ein so leichtherziges flüchtiges, launenhaftes Ding, wie sie selber eingestand. Sie war natürlich römische Katholikin, eine ausgezeichnete Katholikin, das verstand sich von selbst, sonst hätte sie nicht den allerfrömmsten Kaiser der Welt beherrscht. So viel, was ihre Seele betrifft. Und ihre Schönheit?

War sie schön? Sie war ärger. Sie hatte rothblondes Haar von der Farbe der Apfelblüthe. Dabei tiefschwarze Augenbrauen und Wimpern. Ihre Augen waren schillernd wie die Schuppen eines Chamäleons. Ihr Mund war schön, aber so scharf. Man sagte ihr nach, daß sie sich schief halte, wenn sie ohne Mieder und allein sei. Das war bei diesem bezaubernden Weibe nur ein Reiz mehr. Sie verhexte Alles, und sie glich auch einem Hexlein; einem Hexlein voll Wohlgeruch, in der ersten Jugendblüthe und seelenfroh. Ihre Almosen waren eben so zahlreich wie ihre Bewunderer. Der Graf von Waldstein behauptete sogar, sie habe ein Herz. Er wollte einmal gesehen haben, wie sie weinte. Und zwar über ein todtes Schooßhündchen. Carl Screta hatte sie als Santa für die Veitskirche gemalt, und sie selber hatte für die Nonnen auf dem Hradschin ein prächtiges Altartuch gestickt.

In diesem Herbste machte Fürstin Magdalena eine Reise durch die Donau-Gegenden Oesterreichs, überallhin Lärm, Jagden, Frohsinn und jenen unbeschreiblichen feinen Hofduft mitbringend, der die Leute auf dem Lande berauscht. Ueberall mit offenen Augen und offenen Armen aufgenommen von den Edelleuten des Landes, welche damals zugleich sämmtlich Staatschargen bekleideten. Ihr launenhaftes Hierhin und Dorthinschwirren glich ganz einem jener phantastischen Triumphzüge, welche der Sänger Ulrich von Liechtenstein inscenirt hatte, nur daß Fürstin Magdalena die Venus nicht nur der Maske nach war, sondern de facto, und daß sie den Sieg über die Männer nicht durch Speere, sondern durch ihre Anmuth, ihren Geist und ihr blendendes Sein gewann. Sie hatte in Pöchlarn mit dem weisen Astragalus über den Höllenzwang zu reden. In Melk spielte sie gleichsam die Königin Chrimhild, von der ja die alten Lieder sangen, daß sie dort gerastet habe, lange ehe der heilige Leupoldus an dieser Stätte seine milde, gnadenleuchtende Hand über sein geliebtes Ländchen ausstreckte. Nun reiste sie weiter über Santpölten nach Pyhra. Es ward Abend, wie sie sich Pyhra nahte. Von ihrem weißen Zelter aus streckte Magdalena ihre Hand aus gegen das Herrenhaus der Greyßen,

welches sich tiefglühend aus den wie mit Blut überströmten Bäumen emporhob.

„Wie heißt das Haus, und wessen ist es?“ fragte Magdalena den Ritter von Merungen.

* * *

Der Ritter von Merungen war ein hagerer spanischer Galan mit dunkelschauendem Blick und einem absonderlichen Zug um den dünnen Mund; ein Mann von höfischen Manieren, aber mit dem Gesichte eines Fanatikers, war auf Schloß Heuperg seßhaft und in Pyhra wohlbekannt. Er neigte sein Haupt, und wie er wieder aufsah, da ruhten seine Augen mit einem seltsamen Ausdruck auf der schönen Dame.

„Das? Das ist das Schloß der Herren von Greyß.“

Er sagte nicht mehr, aber es mußte viel in diesen Worten liegen. Denn auch die Augen der Fürstin ruhten jetzt mit einem eigenen Ausdrucke auf Herrn Merungen. Ihre Wangen wurden um ein Weniges dunkler. Sie hatte die Eigenart, sehr oft die Farbe zu wechseln.

„Ah!“ machte sie, und ließ dann sinnend den Blick auf den blutigen Bäumen und dem blutigen Hause ruhen. „Es ist kalt,“ sagte sie. Dann fügte sie hinzu: „Das Haus des guten Ritters, der unlängst gestorben ist?“

„Sie wissen es wohl, Ma Donna,“ sagte der dunkle hagere Ritter.

Die Begleitung der Fürstin war weiter hinten. Die Staubwolken, welche die Zelter aufwirbelten, waren glühendroth wie der Hauch der Esse zur Nachtzeit. Ein seltsames Lächeln flog plötzlich über das sinnende Antlitz der schönen Reiterin.

„Es ist eine Witwe da,“ sagte sie. „Und Kinder. Ob die wohl in die Art des Vaters geschlagen haben?“

„Die Kinder sind sämmtlich noch Kinder, bis auf den Junker Chuonrad,“ sagte der Ritter. „Und die Mutter ist eben eine arbeitsame Hauswirthin. Man ist jetzt recht still auf dem Schlosse.“

„Ich liebe die Stille und den Frieden. Ich möchte da rasten.“

„Auch wenn diese Stille von der Nähe eines Grabes herrührt?“ fragte Merungen, und eine Art Bewunderung lag auf seinem Gesichte.

„Eben dann, ich liebe es, die Orte zu sehen, von denen ich gehört habe,“ lachte Magdalena in ihrer launischen, kindischen, mädchenhaften Weise. „Und ich habe von dem Todesfalle und von dem Orte und von den Leuten gehört. Sehen Sie, Merungen, das Roth wird gleich stahlfarben werden, und die Nacht wird über uns hängen. Glauben Sie, daß man mir Rast gewähren wird auf Pyhra?“

„Sie zweifeln doch nicht daran, Ma Donna? Meine Nachbarin weiß ihre Pflicht, und ihr Sohn ebenfalls. Und Niemand weiß es ja, welches Interesse Euer Gnaden an dem Hause genommen haben.“

„Gut. Dann bleiben wir da. Wollen Sie wohl gütigst voraus reiten und für uns sorgen? Ich bin wirklich neugierig auf das alte Haus, und auf die Stille und auf den Frieden.“

So kam es, daß Magdalena bald darauf im Hause der Greyße eintritt mit ihrer kleinen Schaar.

Sonderbar sah es aus, daß, wie sie durch das Thor einritt, die Mauern alle noch einmal von der letzten, stärksten blutrothen Sonne zu brennen schienen. Das Kleid der Reiterin sah wie befleckt und besudelt aus dadurch, und selbst ihre behandschuhten Hände trieften roth. Man erzählt sich, daß die Wunde eines Ermordeten wieder zu bluten anfängt, wenn der Mörder sich der Bahre nähert.

„Wie roth heut die Sonne untergeht!“ sagte Eines der Kinder, wie sie in einer tiefen Nische des Erkerstübchens standen, um die Gäste einreiten zu sehen.

* * *

Die Zeit war dahingegangen über Schloß Greyß und über den Garten und über Gräber von Armen und Reichen. Ueber dem Grabe der alten Spital-Liese hatten die wilden Blumen der verschiedenen Jahreszeiten geduftet, und die Sommerschwalben hatten mit ihrer weißen Brust wie Silberflocken darüber geschimmert; über dem Grabe des Ritters Hans Jakob war der dunkle Schatten der Kirche gelegen. Manchmal hatte sich ein bleicher Sonnenstrahl darauf verirrt, und Millionen Sonnenstäubchen waren in demselben gewirbelt und hatten die Steinfiguren auf dem Monumente gleichsam belebet. Und ein schönes Monument war es, daß die Witwe ihrem gnädigen Herrn hatte setzen lassen. In der Mitte des Bildes in Stein war der Erlöser am Kreuze; und darunter kniete Herr Hans Jacob, getreu nach dem Leben, und hinter ihm seine Söhne. Der älteste Junker an seiner Seite. Ihm gegenüber kniete die Hausfrau, tief verhüllt in den nonnenhaften Schleier der Witwe. Die Töchter hinter ihr. Zu Füßen der Eltern lagen die vier gestorbenen Kinder des Hauses in Gestalt von Wickelkindern: wird ja doch das gestorbene Kind stets zum neugebornen Englein des Hauses.

Unter dem Ritter stand das Jahr und der Tag seines Todes mit der Bitte an den Herrn des ewigen Lebens, seiner am Tage der Auferstehung gnädigst gedenken zu wollen. Die Witwe selber hatte auch unter ihr Bild schon die Grabschrift setzen lassen mit den Worten: Gestorben anno domini... und die... aber ohne daß die betreffenden Zahlen noch beigesetzt waren. Ihre Seele war gestorben an dem Tage, wo man ihren Gatten in die Gruft gesenkt hatte. Aber ihr Körper wartete noch mühsam und ergeben weiter auf den Tag des Verlöschens.

So war die Ordnung und das alltägliche Sein wiedergekehrt in das Haus des Gestorbenen. Junker Chuonrad hatte die Leitung der Geschäfte übernommen, die zu jener Zeit für den Edelmann nicht sowohl in der Verwaltung seines Vermögens bestanden, als in der Herrschaft über alle Hörigen und Gescheerten.*) Junker Chuonrad hatte dabei noch nicht daran gedacht, auch die öffentlichen Aemter seines Vaters zu vertreten. Die Würden am Hofe und im Lande! Er hatte noch die Diplome seines Vaters zurückzustellen dem Herrscher, und dabei zu fragen, ob ihm dessen Gnade dieselben übertragen wolle. Es hatte Zeit damit, wie Junker Chuonrad dachte. Der Ehrgeiz war in seinem Herzen noch nicht erwacht. Er war von ernstem Sinn und von geraden, schlichten Gedanken. Der Hof war ihm zu bunt im Sommer, wo das sanfte Grün von Wald und Feld so wohl that dem Auge, und er war ihm zu ungemüthlich im Winter. Sein Herz war noch jung, so jung wie sein Alter. Blühten schon Rosen in diesem Herzen?

Er wußte es selber nicht.

In einem Briefe aus jener Zeit, der mit wunderlichen Lettern geschrieben ist, stehen die Worte von der Hand der Witwe:

„Und da geschah es, daß mein Sohn die Anne sah, wie sie von der Confirmation aus Wien heimkam, in ihrem weißen Kleide, die Löcklein sorgsam gekräuselt, und über roth auf den Wangen. Das güldene Kettlein um den Hals geschlungen, und im Gürtel ein Röslein. Und da kam mein Junker Chuonrad und blieb so verdonnert vor uns, daß m. gn. H. ihn fragte, ob er denn die Anne nicht wieder kenne. Und m. Junker antwortend: nein, er hätt die Anne nit erkennt. Und darauf m. gn. H. Warum? So redete der Chuonrad darauf

*) Bauern, welche kurzgeschorenes Haar trugen, im Gegensatze zu den langlockigen Edelleuten.

stotternd, es seie von wegen der Rose. Darauf wir alle lachten. Abends nahm ich Annam vor und fragte sie, ob ihr m. Junker das verdeutscht hätt. Ward sie über roth, und sagte, ja, er hätte gemeint, sie habe die Rose bekommen von einem Scherwenzler und hätt sie in Gürtel gestecket.

Ich halt nun davor, daß die Beiden wohl ein was für einander im Herz hegen. Nun, wie Gott will. Ich vor mein Theil sage Amen. Meine aber, daß man nichts dazu thue, hat doch m. Junker selber sein Maul. Will er das brauchen, wohlan."

Also die gute Frau in ihrem Briefe.

Es mag wohl auch ein Stündlein gegeben haben, wo die Sonne über den Sommerrosen des alten Gartens ein lachendes Mädchengesicht gesehen hatte, welches sich plötzlich ernst machte, wie Junker Chuonrad sagte: „Anne, trau ihr doch nicht, der weißen Sternblume da, die Dir sagt, Dein Liebster liebt Dich nicht."

„Ich hab' doch keinen Liebsten," meinte darauf die Anne.

„Möchtest auch Keinen?"

„Das käm' drauf an."

So neigte sich der Junker über sie, und es war, als leuchte ihm die helle Sonne aus den hellen treuen Augen heraus. Und ein Zittern lag auf seinen Lippen, es war, als ob er sich fürchte. Und sagte in ihre Augen: „Weißt denn nicht, daß ich Dich lieb habe, Anne?"

Da fuhr es ihr wie ein Sommersturm durch das Herz, daß sie sich ängstigte, und sie drängte ihn von sich. „Das ist ein Anderes, als was die weißen Blumen meinen. Wir Beide haben uns wohl lieb als Geschwister."

Damit war sie in's Haus. Drinnen lehnte sie sich an die Wand des Vorhauses und weinte, als sollte ihr das Herz brechen; aber nicht aus Leid. So ist der siebenfarbige Bogen über der Landschaft: Thräne und Sonne zugleich.

So stand es im Hause der Greyße zu der Zeit, da die Fürstin Magdalena de Lorraine durch das Thor eintritt, und die Abendsonne erlosch.

Mitten unter ihren Kinder stand die Witwe. Die Lampe brannte über dem Tische, auf dem die Bibel lag. Da trat Magdalena ein: Entgegen kam ihr die Witwe. Dunkel schleppte sie das lange Gewand nach sich, nonnenhaft schlang sich der weiße Schleier um Stirn, Hals und Nacken. Aus dem todtbleichen Antlitze schauten starr die dunklen Augen. Die Kinder standen schüchtern hinter ihr. Das Bild gefiel dem Künstlerauge der Fürstin ganz wohl. Selbst das hübsche, zarte, blonde Gesicht der kleinen Anne im Hintergrunde störte sie nicht. Die offene Bibel auf dem Tische zeigte ihr, daß der Schmerz hier zurückgekehrt sei in die Gottergebenheit. Alles wies darauf, daß die Ruhe wiedergekehrt sei nach dem Sturme. Ruhig leuchtete die Lampe, und ihr Licht strahlte: Friede!

Friede!..

Was war das? Eine neue Figur, die aus dem Schatten hervortrat in den Kreis von Licht, wie bewillkommend. Ein schlanker, großer, hoher Junker mit getreidefarbenen dichten Locken und blondsprossendem Bärtchen. Kraft in jedem Zuge, Anmuth in der Haltung, Ehrlichkeit, Vertrauen und Frühlingsklarheit in seinem Gesichte. Magdalena errieth, daß dieß der älteste Junker sei. Ihr Blick veränderte sich im Nu, wie ihr Sinn. Sie war gekommen, um Leid zu schauen, jetzt sah sie nichts mehr als die Freude des Lebens, die sich ihr immer in ihr selber concentrirte. Es gibt junge Männer, welche die Gabe haben, das Herz der Frauen athemlos zu machen und gefangen zu nehmen mit einem ersten Blicke ihres klaren Auges. Magdalena liebte Chuonrad.

„Willkommen im Hause einer Witwe,“ sagte die Mutter ernst und hart.

Viel und liebenswürdig sprach Magdalena, wie sie auf die Frau zutrat und die Hand derselben ergriff. Diese Hand aber zuckte zurück, und wie eine Flamme schlug es in das blasse Antlitz der Witwe und wie ein Drohen leuchtete es aus ihren dunklen Augen, oder wie ein Schauder und Entsetzen. Das Ganze aber war gekommen und vorüber wie ein Traumbild, über welches die Freundlichkeit und die anmuthige Begrüßung der Fürstin fluthete, und welches in derselben verschwand. Aber nicht unbemerkt verschwand. Das Auge der Base Anne hatte es gesehen, wie oft nur ein einziges Menschenauge die Form eines Wolkenbildes am Himmel ersieht, ehe es zerrinnt und zerfließt auf Nimmerwiederfinden. Dann umrieselte die Fluth der Anmuth und Lebhaftigkeit den Junker, und der athmete schwer auf, und es ward ihm sein junges Herz licht in dieser lichten Nähe. Dann kamen die Kinder an die Reihe, und der Abend wurde noch fröhlich geendet im großen Tafelzimmer des Schlosses, in welchem die Ritter vom Kriege, die Frauen von allem Möglichen sprachen; wo der goldene Wein glänzte und die Speisen würzig dufteten. Allein die Witwe saß fast unbeweglich an ihrem Hausfrauenplatze und gab ihrem Gaste die Ehre, die ihm gebührte, nur kalt und starr.

Eine Sage erzählt von einem Steinbilde, das an einer Festtafel saß unter den Uebrigen, nur bemerkt von einem einzigen Auge.

Die Fenster waren geöffnet, die Sterne funkelten herein, und es war eine herrliche Nacht. „Eija!“ rief Magdalena, wie sie ihr Glas hob. „Wer bringt mir eine Ranke vom Weine, der dort am Fenster wächst? Ich möchte trinken, und es ist so schön, wenn ein grüner Zweig aus dem Becher blüht.“

Flog da nicht der Junker an das Fenster, und neigte sich und brach einen Zweig und zog ihn durch das Wasser im Becken neben der Tafel, und legte ihn in den Becher, den die schöne Frau ihm entgegenhielt. Und sie trank ihm zu, lächelnd, und reichte ihm den Rest, sagend: „Das gebührt dem Spender der Ranke. Nur gebet Acht, daß der Wein Euch nicht zu Kopfe steigt. Man saget, gar sonderbare Kraft liege in der grünen Ranke, und Bachus gebe derselben ein besonderes grünes Blut.“

„Habt Ihr Euch doch nicht gefürchtet?“ — Der Junker.

„O ich, ich trage vielleicht ein Amulet gegen allerlei Hexenwerk und heidnisches Zeug,“ sagte sie zierlich. „Wenn Ihr also nicht versehen seid damit, trinket lieber nicht. Oder seid Ihr fest?“

„Glaubet Ihr, ich sei ein Feigling, der sich mit Passauer Zetteln und Talismanen schützen mag gegen das Schwert eines Feindes?“ rief der Junker.

„O Ihr seid tapfer, für den Leib,“ sagte die Schöne fast ernst. „Aber es gibt auch Wunden für die Seele und das Herz. Auch die Liebe mag schmerzen.“

„Und was kann mir geschehen, wenn auch die Zauberranke wirkt?“ lachte er. „Wer sich vor Wunden fürchtet, ist der Liebe unwerth.“

Und er trank.

„Denkt an Tristan und Isolden,“ sagte sie während des Trunkes langsam, deutlich.

Da hatte sich das Steinbild am Tische geregt. Der Ritter von Lengbach hatte mit ihr gesprochen. Hatte sie seine Worte gehört? Vielleicht nicht. Denn ihr Auge war auf dem Gaste und ihrem Sohne gewesen.

Wie der den Becher an die Lippen gehoben, hatte die Mutter ihren Arm ausgestreckt, als wolle sie ihn zurückhalten. Aber es war zu spät gewesen.

„Ihr glaubt doch an Dergleichen nicht?“ hatte ihr Nachbar sie gefragt, der diese Bewegung ersehen hatte.

„Ich glaube an Tränke, die das Herz verbrennen und den blühenden Menschen zu Staub und Asche verdörren,“ sagte die Witwe. „Ich glaube daran, weil ich an Leute glaube, die Dergleichen brauen mögen. Es existirt Alles, was der Mensch in seiner Bosheit oder in seiner Liebe haben will. Der Mensch kann eben Alles.“

„Und Gott?“

„Gott läßt zu bis zu einer Zeit, die nur Er kennt.“

„Daß Ihr aber hier fürchtet?“

„Was von den Niederlanden kommt, ist nicht gesund für unser Haus. Fraget nur den Ritter Merungen.“

„Der ist nicht mitgekommen zur Tafel. Er ist heimgeritten. Er habe nicht weit nach Hause, sagte er, und er wolle Euch nicht belästigen.“

„Ja. Seht Ihr. Und ich habe ihm doch gesagt, er solle uns die Ehre geben,“ sagte die Witwe mit seltsamem Lächeln. „Es ist doch eigens. Er ist doch der Begleiter der gnädigen Fürstin, und läßt sie im Stiche. Aber morgen wird er wieder kommen, Ihr werdet sehen, und wird bleiben bis zur Mahlzeit. Und dann wird er heim und erst des Nachmittags wieder kommen bis zum Abend. Habet dessen Acht.“

„Aus was für Grund?“

„Habe ich Euch gesagt, ich wolle Euch den Grund sagen? Genug, daß Ihr sehet. Es ist eben nicht Jeder so ohne Furcht vor Gott, wie“ —

Das Auge der Fürstin beendete ihre Rede, nicht ihre Lippen. Und das Auge der Witwe ruhte auf Magdalena, die eben mit ihren weißen Zähnen in einen Granatapfel biß.

* * *

Magdalena de Lorraine blieb länger auf Greyß, als sie gedacht hatte. Es war so bequem da, und es lag so herrlich. „Ille praeter omnia mihi angulus ridet“ hatte sie citiert gleich am nächsten Morgen. Und Jagden gab es da und Falknereien. Hei, gab es ein Zäumen von Zeltern und ein Kläffen von Rüden, denn alle Edelleute der Gegend wetteiferten, um der falconière Ehre zu geben. Junker Chuonrad war stets an ihrer Seite. O die lustigen Frühmahle auf dem Moose des Waldes!

Und dann gab es auch Stifte und Klöster da, Klöster, welche Streitigkeiten hatten mit den Weltlichen, und welche sich an Magdalena wandten, an die mächtige Base des Kaisers. Und Magdalena war ja fromm wie Niemand, und wäre sie nicht in das Getriebe des Hofes geschleudert worden, sie würde ihr Leben sicher in den düsteren Gängen eines strengen Klosters verträumt haben. So blieb sie denn auch der Klöster willen länger da, und stiftete Altartücher und ewige Lämplein.

Dabei war sie so freundlich mit Allen. Nur mit Junker Chuonrad war sie fast streng, und lachte und zankte über seine Thatenlosigkeit, und sprach ihm zu, er müsse bedenken, weß Namens er sei, und was die Pflichten seines Ranges seien. Und er müsse an den Hof und dem Kaiser mit Kindesdank die Diplome und Urkunden seines verstorbenen Vaters zurückstellen: das sei Sitte und Verpflichtung. Verpflichtung auch sei es, zu streben nach eigenen Würden am Hofe. Und da sie wisse, daß er wieder in das Haushockerische verfallen werde, sobald sie fort sei, so solle er sie begleiten auf ihrem Rückwege nach Prag.

Wer konnte da Nein sagen, auf solch' ehrendes Begehren? Und wer hätte es gewollt? Junker Chuonrad sicher nicht. Er dachte nichts mehr als die schöne Frau, und wollte nichts, als was die schöne Frau wollte.

„Eija!“ hatte sie gesagt. „Thut dann was Ihr wollet, — Junker,

wenn Ihr wieder heimkommt, führt den Pflug und streitet Euch mit den Bauernweibern. Aber kommt zuerst nach Eurer Pflicht. So begleitet mich denn als caballero, und in einem Monat seid Ihr wieder daheim und könnt vergessen, daß es eine Magdalena de Lorraine gegeben hat, die einen Augenblick lang Lärm gemacht hat in Eurer Klause."

So kam es, daß Junker Chuonrad als caballero der Fürstin Magdalena aus dem Hause seiner Väter auszog an den Hof des Kaisers. Die Mutter gab ihm den Segen ohne Thränen. Die kleine Anne war nicht im Hofe, wie die gezäumten Pferde wieherten unter den scheidenden Reitern. „Wo ist die Anne?" fragte doch Chuonrad. Aber Niemand wußte es.

Wie er aber am Wege in einer Schenke seine Gürteltasche öffnete, da fand er eine Münze des heiligen Benedictus mit dem mystischen Kreuze; und die Münze hing an einem blauen Bändlein, das Klein-Anne an Festtagen zu tragen pflegte in ihren schlichtgescheitelten lichten Flechten.

(Schluß folgt.)

Klein-Mendele.

Eine Skizze von Karl Emil Franzos.

Die alte Frau erzählte:

Ich könnt' wetten, Ihr lacht schon, wenn ich nur den Namen des Mannes sage, von dem ich Euch heute eine Geschichte erzählen will.

Es ist Klein-Mendele...

Ei sieh! Wie Ihr schmunzelt!

Nun... 's ist aber auch ein närrisch Männchen! Ein Mal steckt er voll von lustigen Schnurren und weiß sie auch prächtig zu erzählen, und dann ist er auch selbst so komisch, der grauhaarige Mann mit der Gestalt und dem Wesen eines Kindes. Den ganzen lieben Tag trällert und tänzelt er, und ganz ruhig hat ihn gewiß noch Niemand gesehen. Er geht nicht durch die Straßen, er hüpft... er spricht nicht seine Rede, er singt sie... und seine Hände scheint er nur zu haben, um auf den Tisch zu trommeln, oder Tact zu schlagen.

Aber .... was thut das? .... Lieber ein lustiger Mensch als ein Kopfhänger!

Mendel Abendstern ist ein braver Mann und ein großer Sänger, und wir können stolz darauf sein, daß er unser „Chasen" ist. Freilich trällert er manch' Mal ein rührend Gebet herunter als wär's ein Walzer und wackelt vor der Thora von einem Bein auf's andere als wär' er ein Tänzer auf dem Theater. Aber unsere Andacht stört das nicht, wir sind an Klein-Mendele gewöhnt seit vierzig Jahren.

Und selbst wenn Einer sich mit Recht über ihn ärgert, so darf er's ihm nicht nachtragen, denn er muß daran denken, wie Klein-Mendele auch ernst sein kann, und wie er ein Mal als armer „Chasen" der Stadt durch seinen Gesang einen größern Dienst erwiesen hat als alle ihre Weisen und Reichen durch ihren Rath und durch ihr Geld. Denn wer von ihnen kann sich rühmen, daß er eine ganze „Gemeinde" gerettet vor großer Trübsal und Verfolgung?

Seht... Klein-Mendele kann sich dessen rühmen!

Ich will Euch erzählen, wie das kam. Es ist eine ganz merkwürdige Geschichte.

Ihr wißt, daß jetzt der Jud' ein Mensch ist, so gut wie jeder andere. Und wenn jetzt ein Edelmann oder ein

Bauer einen Juden schlägt oder bedrückt, so braucht er nur zum Haus zu gehen, wo der große Adler über dem Thore hängt, und der kaiserliche Bezirksrichter, unser Herr Negruse, verschafft ihm schon sein Recht. Aber vor dem großen Jahr, wo der Kaiser alle Menschen gleich gemacht hat und wo die Husaren fort sind nach Ungarn da war das nicht ... da hat der Gutsherr das Recht geübt durch seinen Mandatar, aber dieses Recht war meistens ein großes Unrecht.

Ach, Kinder, das war eine sehr schwere Zeit! Dem Gutsherrn hat der Grund und Boden gehört, dem Gutsherrn die Menschen, dem Gutsherrn das Mark in den Knochen ... sogar die Luft und das Wasser haben dem Gutsherrn gehört. Das war nicht nur auf dem Dorfe so, sondern auch in der Stadt, wenn sie dem Edelmann gehörte und wenn die, welche darin wohnten, nur eben Juden waren.

Ich mag Euch nicht das Herz bedrücken, und will nichts erzählen von der schlechten Behandlung und den vielen, vielen Steuern und Bedrückungen. Kurz ... der Edelmann war der Herr, oder eigentlich sein Beamter, der Mandatar, war der Herr.

Wenigstens bei uns in Barnow war Das so.

Unser Herr, der Graf Lawarowsky, hat immer in Paris gelebt und sich gar nicht um sein Besitzthum gekümmert. Alle Vollmachten hat sein Mandatar gehabt, und der war also unser Gebieter. Und so haben wir immer beten müssen, daß der Mandatar ein guter Mensch sei und kein Judenfeind, denn nur so haben wir ruhig leben können.

Zuerst ist unsere Bitte von Gott erhört worden, und besonders der dicke Herr Stefan Grudza war ein Mandatar, wie wir Juden ihn nicht besser wünschen konnten. Betrunken war er freilich vom Morgen bis zum Abend, aber wenn er betrunken war, war er auch lustig, und wenn er lustig war, hat er nicht gern andere Menschen traurig gemacht. Aber ein Mal war er bei der Mittagstafel besonders lustig, und nach der Tafel hat ihn der Schlag getroffen.

Als er begraben wurde, war große Betrübniß im ganzen Kreise und auch in unserer Gemeinde. Denn erstens war Herr Grudza ein guter Mensch, und dann ... wer konnte wissen, wer sein Nachfolger sein würde?

Die Betrübniß war auch sehr begründet.

Der neue Mandatar hieß Friedrich Wollmann, und war kein Pole, sondern ein Deutscher. Sonst sind die Deutschen milder gegen uns als die Polen, aber der neue Mandatar war eine Ausnahme. Er war ein großer magerer Mann mit schwarzen Haaren und dunklen, blitzenden Augen. Sein Gesicht war finster und traurig, immer ... er hat nie gelächelt. Auf die Wirthschaft und auf die Menschen hat er sich ausgezeichnet verstanden, die Mörder und Gauner hat er zum Geständniß zu bringen gewußt wie kein Anderer, und bezüglich der Steuern hat ihn gewiß Niemand um einen Heller betrogen. Aber uns Juden hat er furchtbar gehaßt und uns jeden Tag gebranntes Leid angethan. Unsere Abgaben hat er verdreifacht, unsere Söhne hat er in's Militär gesteckt, unsere Feste hat er gestört, und hatten wir Rechtshändel mit den Christen, so war unser Wort Nichts und des Christen Wort Alles. Auch die Bauern hat er gewiß streng gehalten — erbarmungslos streng — und die Robot hat seit Menschengedenken kein Mandatar in Barnow so durchgeführt wie er, da war doch noch ein gewisser Plan darin und sogar eine gewisse Gerechtigkeit. Aber sobald es sich um Juden handelte, hörte aller Verstand auf und alles Recht. Da sprach nur der Haß und die Willkür aus ihm.

Und warum verfolgte er uns so?

Man wußte es nicht, aber man ahnte es!

Man erzählte sich, er habe früher Fraim Wollmann geheißen und sei getaufter Jude aus Posen. Er habe aus Liebe zu einem Christenmädchen seinen Glauben gewechselt, aber die Juden seiner Heimat hätten ihn aus Zorn und Empörung darüber so verfolgt und verleumdet, daß ihm die Eltern das Mädchen doch nicht gegeben.

Wer die Kunde unter uns gebracht hat weiß ich nicht, aber wenn man sein Gesicht sah, so klang es nicht unwahrscheinlich, und besonders wenn man sein Benehmen gegen uns sah.

So haben wir damals traurige Tage gehabt, und Wollmann hat uns bedrückt, gleichviel ob wir etwas verschuldet hatten oder nicht. War aber erst wirklich ein Grund da, so war kein Entrinnen mehr aus seiner Hand.

Und so war es im Herbste vor dem „großen Jahr".

Bei uns Soldat zu sein ist nichts Angenehmes, aber in Rußland erst ist es ärger als der Tod, und wenn ein jüdisches Kind dort zum Militär abgestellt wird, so ist es verloren für Gott, für seine Eltern und für sich selbst.

Kann man sich da wundern, wenn die Juden in Rußland Alles thun, um ihre Kinder loszukaufen, oder wenn ein Jüngling, den das Unglück trifft, zu entfliehen sucht?!

Viele solche kommen vor; manche Flüchtlinge werden eingefangen, und denen wäre besser, sie wären nie geboren ... manchen aber glückt es auch ... sie entkommen über die Grenze, nach der Moldau oder zu uns.

So ein Fall ereignete sich auch in jener Zeit. Ein jüdischer Soldat — er war aus Berdicow — kam bei Hussiatyn über die Grenze herein und wurde von da nach Barnow gebracht. Die Gemeinde that für ihn was sie konnte, und ein reicher und mildthätiger Mann, Namens Moses Fränkl, dem das große Haus am Marktplatz gehört, nahm ihn als Pferdeknecht in seinen Dienst.

Die russische Regierung forschte nach dem Flüchtling, und alle unsere Aemter bekamen den Befehl, nach ihm zu suchen. Auch der Mandatar bekam eine solche Schrift.

Sogleich ließ er die Gemeinde-Vorsteher zu sich rufen und fragte sie aus.

Sie erschracken sehr, dann aber faßten sie sich und leugneten, von dem Frembling zu wissen.

Es war gerade am Vortage des „Versöhnungstages" ... wie hätten sie am Abend vor Gott treten können, wenn sie ihren armen Glaubensgenossen an seine Dränger verrathen hätten?! Darum blieben sie fest, ob auch der Mandatar drohte und wüthete.

Als er sah, daß sie entweder nichts zu sagen wußten oder nichts sagen wollten, entließ er sie und sagte nur noch finster:

„Weh' Euch, wenn der Bursch doch in Barnow ist! Ihr kennt mich noch nicht, aber dann — bei Gott! dann sollt Ihr mich kennen lernen!"

Die Männer gingen, und es ist kaum zu sagen, welche Trauer, Furcht und Betrübniß die Kunde in der Stadt verbreitete.

Der Bursche, um den es sich handelte, war ein braver, fleißiger Mensch, und wäre er's auch nicht gewesen, er war ein Jude und man durfte ihn nicht verlassen.

Wenn er in Barnow blieb, so war das sehr gefährlich, denn Wollmann fand ihn doch früher oder später ... diesem Menschen konnte nichts verborgen bleiben.

Wenn man ihn aber fortschickte, so ohne Paß, ohne alle Ausweise, so fingen ihn gewiß seine Dränger einige Meilen weiter.

Man berieth lange hin und her... endlich kam Moses Frankl auf einen guten Einfall.

Er hatte einen Verwandten, welcher Gutspächter in der Marmaros war,

in Ungarn. Dorthin sollte der Bursche gleich in der Nacht nach dem Versöhnungstage abreisen und nur die Nächte zur Fahrt benützen. So konnte er seinen Drängern am sichersten entgehen.

Alle stimmten bei, und erleichterten Herzens nahmen sie die große Mahlzeit ein, welche für das Durchfasten des „langen Tage“ stärken soll.

Dann brach die Dämmerung herein, in der Betschul' wurden die vielen, vielen Wachslichter angezündet, und die ganze Gemeinde eilte dorthin bangen und zerknirschten Herzens, voll Demuth und Reue. Denn das sind ja die schweren Stunden, wo wir zu unser Aller Richter flehen, daß er uns gnädig sei und unsere Schuld vergebe.

In dunklem Gewande gingen die Frauen, im weißen Sterbekleide die Männer. Auch Moses Fränkl und sein Haus gingen dahin, sich vor Gott zu beugen, darunter auch der arme Bursche, der vor Angst an allen Gliedern zitterte.

Als Alle versammelt waren und der Gottesdienst beginnen sollte und Klein-Mendele die Hand flach an die Kehle setzte, um die ersten Töne der „Kol-Nidra“ recht beweglich und zitternd hervorzubringen, entstand eine Bewegung an der Thür. Gräfliche Trabanten besetzten den Ausgang, und an den Sitzreihen vorüber schritt langsam Herr Wollmann vor, bis er an der Thora-Lade stand, hart neben Klein-Mendele.

Dieser wich zitternd zur Seite, die Gemeinde-Vorsteher aber traten demüthig heran.

„Ich weiß, daß der Bursche unter Euch ist,“ sagte Wollmann. „Wollt Ihr ihn jetzt herausgeben?“

Die Männer schwiegen.

„Nun,“ fuhr der Mandatar fort, „ich sehe, mit Güte erreicht man es bei Euch nicht. So werde ich ihn denn fassen lassen, wenn Ihr das Bethaus verlasset. Und nicht nur er, Ihr Alle werdet des Abends gedenken ... Das versichere ich Euch! Doch nun ... laßt Euch nicht stören, betet nur immer zu! Ich habe Zeit, ich will zuhören.

Todtenstille folgte ... nur von Oben, aus der Frauenschul', hörte man den schrillen Angstruf eines Weibes.

Alle waren wie gelähmt vor Entsetzen.

Dann aber faßten sie sich und erhoben die Blicke zu Gott. Stumm kehrten sie auf ihre Sitze zurück.

Klein-Mendele zitterte an allen Gliedern. Dann aber richtete er sich auf und begann die Töne der Kol-Nidra, jener uralt einfachen Weise, die Niemand vergessen kann, der sie ein Mal gehört.

Zitternd und unsicher klang Anfangs seine Stimme, dann aber ward sie immer mächtiger, und klar und voll und herzbewegend klang sie durch den Raum und über die Beter hin und empor zu Gott.

So hat Klein-Mendele nie wieder gesungen wie an jenem Abend.

Eine wundersame Weihe war über die Menschen gekommen. Wie er so sang, war er kein trällernd Männlein mehr, sondern ein gewaltiger Priester, der für sein Volk zu Gott die Stimme erhebt.

Er dachte an die einstige Herrlichkeit und dann an die vielen, vielen Jahrhunderte der Schmach, und in seiner Stimme klang es, wie wir ruhelos gehetzt worden sind über die Erde, die Aermsten unter den Armen, trotz unserer Habe, die Unglücklichsten unter den Unglücklichen! Und wie die Verfolgung noch nicht geendet und wie immer neue Dränger gegen uns den Arm erheben und immer neue Schwerter in unserem Fleische wühlen! All' unser Leid klang in seiner Stimme, unser unsägliches Leid, unsere unzähligen Thränen.

Aber noch etwas Anderes klang darin ... unser Stolz, unsere Zuversicht, unser Gottvertrauen!

O, es ist nicht zu sagen, wie Klein-Mendele sang in jener schweren Stunde ... weinen, weinen, weinen mußte Jeder, und doch mußte er stolz wieder sein Haupt erheben! ...

Die Weiber weinten laut, als er geendet, die Männer schluchzten, Klein-Mendele aber barg sein Antlitz in den Händen, und brach zusammen ...

Wollmann hatte sein Antlitz während des Gesanges der Thora-Lade zugekehrt. Dann aber wandte er sich um. Er war entsetzlich blaß ... seine Knie zitterten ... der starke Mann konnte sich kaum aufrecht erhalten. In seinen Augen flimmerte es seltsam wie von Thränen.

Wankenden Schrittes, gebeugten Hauptes schritt er an dem „Chasen" vorüber und durch die Reihen gegen den Ausgang.

Dort gab er den Trabanten einen Wink, ihm zu folgen.

Was über ihn gekommen, ahnte man wohl, man sprach es aber nicht aus.

Am Tage nach dem Feste ließ er Moses Fränkl zu sich rufen und gab ihm einen unausgefüllten Paß und sagte nichts dazu als:

„Ihr könnt's vielleicht brauchen."

Von da ab war er milde gegen uns. Es dauerte aber nicht lange. Im Frühling des „großen Jahres" haben ihn die Bauern, die er einst sehr gequält, erschlagen.

Das ist die Geschichte von Klein-Mendele's Heldenthat!

Doppeltes Jenseits.

Wer nie zur kühnsten Hoffnung sich vermessen,
Im Traum sich nie der Zukunft Weg gebahnt
Und nie ein höchstes Glück voraus geahnt —
Hat noch kein schönes Glück erlebt, vergessen!

Denn jede Hoffnung ist ein halb Erinnern,
Begehrlich steigend aus dem tiefsten Innern,
Ja, ein Erinnern ist ein jedes Hoffen!

Die Hoffnung, sie ist rückdenkend Gedächtniß!

Wen heut' ein Strahl des Unglücks hart betroffen,
Den lenkt zu fernem Glück die Schicksalsmahnung —
Dort findet er der hellern Zukunft Ahnung.

So ist denn Hoffnung eine Rückkehr dessen,
Was über uns vordem als Wunsch geplant,
Indeß uns Rückblick hoffnungsgleich gemahnt,
Daß wiederkehre, was wir einst besessen!

Alfred Friedmann.

Die besessene Traudel.

Eine Erinnerung von P. K. Rosegger.

In jener Gegend bedurfte man zu jener Zeit für die Kinder keines Barthels, keines Krampus, keines Knechtes Ruprecht, oder wie sonst die Gottesgerichte für die kleine sündige Welt heißen mögen. Da hieß es zur Mahnung und Drohung nur: „Wart, die Traudel kommt!“

Die Traudel kommt! Ich habe in meinem Leben manche Schreckenspost schon gehört, aber so gewaltig wirkte keine mehr auf den Mann, als dazumal auf das Kind der Ruf: Die Traudel kommt!

Das besessene Weib, es wohnte von meinem Heimatshause quer über drei Berggräben hoch oben, wo die Bauerngründe aufhören und die Almhalden beginnen. Wir sahen nur den Schachen, hinter welchem sich das Nest der Besessenen barg. Dieser Schachen stand so friedlich auf der Höhe, wie andere Hutwäldchen auch und seine Wipfel ragten so fein und scharf in den lichten Himmel hinein, als wären sie aus schwarzem Papier geschnitten; aber ich erinnere mich noch, daß mir, so oft ich diesen Schachen ansah, der „höllische Drache“ einfiel. In meinem Kindeshaupte fanden sich mehr solch' unbegründete Bilderverbindungen. So war in unserem Hause eine finstere Rumpelkammer mit alten Möbeln, rostigem Eisen, Lederwerk und dergleichen; und so oft ich in diese Kammer trat, mußte ich an ein beschneites Mühlrad denken, obwohl nichts dort war, das auch nur im Entferntesten an ein solches erinnern konnte. Wenn ich auf die steile Wand der hohen Veitsch hinsah, so fiel mir immer der Name „Michel“ ein; das Geläute der Kirchenglocken zu Hauenstein erinnerte mich an das Milchtrinken u. s. w. Demnach war die Verbindung des Schachens, in welchem die Besessene hauste, mit dem höllischen Drachen eigentlich noch naheliegend.

Ich hatte die Traudel schon mehrmals in der Kirche gesehen; sie stand stets in einem finsteren Winkel nahe des rückwärtigen Einganges, von wo aus der Altar nicht zu sehen war. Seit jenem Tage, da die Traudel bei einer Communion das weiße Tuch vom Speisegitter riß und sich wüthend auch auf den Altar stürzen wollte, wovon sie noch rechtzeitig zurückgehalten wurde, seit jenem Tage stand sie während des Gottesdienstes immer rückwärts im finsteren Winkel. Es war eine schon etwas ältliche Person, die sich in nichts von anderen Weibern unterschied, als daß ihr langes, dunkelblaues Kleid den Erdboden berührte, während die Röcke der Uebrigen kaum über die halben Waden reichten, um aller Nachbarschaft zu zeigen, was sich bei ordentlichen Weibsbildern dahinter befindet, nämlich ein Paar schneeweiße Strümpfe. Die Traudel sah stets blaß aus und hatte kurzgeschnittene Haare; sie trug eine braune Haube, die sich glatt an den Kopf schmiegte und ihr ein kindisches Aussehen gab. Ihre großen Augen schauten bisweilen, besonders, wenn sie sich beobachtet wußte, gar scharf drein, dann schloß sie sie plötzlich, als kämpfe sie gegen einen Schwindelanfall.

In der Kinderwelt von Alpel und Hauenstein ging die Sage, daß die Traudel schlimme Knaben und ver-

logene Mädchen zusammenfange, dieselben mit Semmeln und Nußkernen mäste und dann verzehre. Die Erwachsenen wußten, daß sie von Milch, Brot und Kraut lebte und daß sie sich ihren Bedarf ehrlich erwarb. Sie ging in's Tagewerk aus, aber man hatte sie nicht gern, weil es geschehen konnte, daß sie plötzlich, und zumeist ohne Ursache, in ein fürchterliches Toben ausbrach und Alles um sich gefährdete. So blieb sie die meiste Zeit in ihrem kleinen Hause unter dem Schachen und beschäftigte sich mit Spinnen; die Leute lieferten ihr gerne Arbeit, boten ihr mitunter auch Almosen, wollten aber des Näheren nicht viel mit ihr zu thun haben. Außer ihren wunderlichen Anwandlungen von Tobsucht, welche in sehr ungleichen Zwischenräumen eintraten, war die Traubel von sanfter, weicher Gemüthsart; aber man nannte sie die „Besessene," obwohl in der Gegend nicht fünf Menschen lebten, welche im Ernste glaubten, daß sie vom Teufel besessen sei. Nur von einem Einzigen weiß ich es ganz bestimmt, daß er ob der wahrhaftigen Besessenheit dieser Person nicht den geringsten Zweifel hegte — und das war ich. Bäuerliche Idealisten machen sich gerne mit Gott und Teufel zu schaffen und ist ihnen besonders der Letztere interessant. So ward ich nicht müde, überall wo sich Gelegenheit bot — aber stets von einer gewissen Entfernung — die Traubel, dieses zweibeinige Reitpferd des Teufels, anzuglotzen.

Als ich dann in's Handwerk trat, mag ich wohl schon etwas vernünftiger gewesen sein, zum mindesten kam mir bei der reichen Abwechslung im Verkehre mit Menschen die Traubel ein wenig aus dem Gedächtniß. Wie erschrack ich aber, als eines Tages mitten im Winter — als ich im dritten Jahre in der Lehre war — mein Meister zu mir sagte: „Ich werde in dieser Woche beim Pfarrer nähen und Du wirst zur Schachen-Traubel hinauf müssen; sie tribulirt (drängt) mich schon so viel lang um einen Schneider."

„Das Weibergewand kann ich nicht!" schrie ich auf.

„'s ist Mannsgewand, 's ist Mannsgewand," beschwichtigte der Meister.

Das war nicht ehrlich von ihm. Er wußte es recht gut, daß ich nicht das Weibergewand, sondern dieses Weib fürchtete. Hatte doch auch er selbst sie immer die besessene Traubel genannt. Er geht in's Pfarrhaus und ich soll da in die unheimliche Schachenhöhle hinauf! — Indeß, ich hatte nun fast drei Jahre ohne die geringste Widerrede meinem Meister gehorcht, ich war stets bereit gewesen, für ihn in's Feuer zu gehen, nun schickte er mich dahin. — Wohlan!

Meine Werkzeug-Tasche an der Seite, das große Biegeleisen in der linken, die Elle als Stock in der rechten Hand, so stieg ich in Schnee und Nebel den Berg hinan bis zu jenem letzten Hause unter dem Schachen. Dort lebte die besessene Traubel mit ihrem einäugigen Bruder, der noch älter war als sie, und dem ich das Lodengewand machen sollte. Das Haus hatte gar kleine Fenster, war inwendig recht düster, aber ganz wohnlich eingerichtet. Ueber dem Tische, wo ich, ohne viel zu fragen, meine Werkstatt aufschlug, hing ein Muttergottesbild, das mich außerordentlich beruhigte. Außer den beiden Geschwistern wohnte in diesem Hause keine Seele, wohl aber eine schwarze Katze, die mit ihren grünen Augen hinter dem Ofen verdächtig auf mich herfunkelte.

Sonst, wenn wir in ein Haus auf die Ster gekommen, war das Erste, was uns der Bauer brachte, die Lodenrolle, und die Bäuerin kam mit dem Zwirn. Hier jedoch war das Erste, daß der geschäftige Alte ein Lederkissen auf meine Sitzbank legte und die Traubel mit einer blumigen Porzellanschale kam, aus der frischer Kaffee dampfte. Beide waren über die

Maßen gütig und leutselig und dabei so bescheiden, sie bedienten mich und suchten es aus meinen mißtrauischen Augen zu lesen, was ich etwa noch wünschen mochte. Ich verlangte ziemlich trocken nach der „Arbeit,“ dann maß ich dem Einäugigen Rock und Beinkleid an, wobei er mehrmals sagte: „Nur nicht zu klein, thät' ich bitten, lieber ein Eichtl zu groß.“

Traute er mir nicht zu, daß ich es gerade recht machen sollte können?

„Wie wird's?“ fragte ich, „nach dem Alten (nach alter Mode), oder wie sie's jetzt tragen?“

„Ist nicht heikel,“ meinte er, „ich denk' nach dem Alten, aber halt nicht zu klein.“

Während dem hatte mein Faden seinen Körper nach allen Richtungen hin durchforscht und zur Markung der Länge, Breite, Tiefe schlang ich im Faden die Knoten. Viel später habe ich erst von dem unerhörten Raffinement erfahren, nämlich, daß es auf dieser Welt Schneider gibt, die mit zifferirten Maßbändern messen und die Nummern in's Büchel schreiben. Wir haben das, was die Knoten an den verschiedenen Stellen des Fadens bedeuten, im Kopfe merken müssen, und das war bei den Fäden, die oft dutzendweise uns um den Nacken hingen, keine kleine Aufgabe.

Nun kam auch die Traubel, steckte mit dem Zeigefinger die braune Haarlocke, die ihr über die Stirne ging, hinter das Häubchen und sagte schüchtern, sie thäte halt auch was kriegen — ein Winterjöppel. Da sah ich wohl ein, daß an ein baldiges Entkommen aus diesem Hause nicht zu denken war. Ich arbeitete mit vieler Emsigkeit, gleichwohl mir mein Meister an's Herz gelegt hatte: „Nur nit schleudern! für die Geschwindigkeit laßt sich der Taschenspieler zahlen; g u t mußt es machen.“

Gesagt war's leicht; hätte er's nur selber gethan und wäre da oben bei der Besessenen eine Woche lang gesessen, alle Augenblicke in Gefahr, von der Wüthigen zerrissen zu werden! Zwar, von einer Tobsucht merkte ich an der Traubel in den ersten Tagen gar nichts; nur entging mir nicht, daß das Weib beim Spinnen — sie saß nahe an meinem Tisch — bisweilen, wenn der Faden sich knotete oder die Schnur vom Rade flog, so seltsamlich aufzuckte und die geballten Fäuste aneinanderschlug. Dann war's wieder gut.

Und einmal flüsterte mir der Einäugige, ihr Bruder, zu: „Schneider, wenn etwan mit meiner Schwester da jäh was sein sollte — Du weißt ja — so schrei mich geschwind in's Haus, ich thu' draußen beim Stall Streu hacken.“

Aber Alles war wie in jedem andern Haus und bei andern Leuten, nur daß ich hier viel höher estimirt wurde, als anderswo; sie waren so dankbar, daß ich zu ihnen gekommen, daß ich ihnen Gewand machte, daß mein Gesicht immer offener und gutmüthiger auf sie hinschaute und daß ich bisweilen sogar ein frohes Liedchen sang.

Das Beste, was dieses kleine, nicht eben so ärmliche Haus bot, wurde mir dargebracht, und mit Liebe und Herz dargebracht, daß ich dem Meister nur gratuliren konnte, wenn es ihm im Pfarrhofe so gut ging, als mir im Schachenhause. Von der Zeit an, als die Traubel merkte, daß ich Strubelkrapfen ausnehmend gern esse, brachte sie mir jeden Tag Strubelkrapfen auf den Tisch, und dieselben schmeckten mir jeden Tag besser. Mein Bett wurde aus blüthenweißer Leinwand bereitet; des Abends luden sie mich bald zur Ruhe ein, denn, „ein junger, wachsender Mensch schlaft gern,“ sagte der Bruder Einaug. Des Morgens stand die Traubel um eine Stunde früher auf, als ich und schlich diese Zeit auf Zehenspitzen herum, daß sie mich nicht wecke; wohl ein seltsamer Gegensatz zu anderen Ar-

beitgebern, welche uns Schneider sonst so früh als möglich wachpolterten, und Abends so spät als thunlich zur Ruhe kommen ließen, damit wir unsern Taglohn wohl auch gründlich abdienten.

So hatte ich es hier gut, war aber fort und fort von einer Ahnung gepeinigt, als müsse mir in diesem Hause etwas Unerhörtes widerfahren. Draußen war kein Nebel mehr, wohl aber ein undurchsichtiges Schneegestöber, welches die Fenster verlegte, so daß es in der Stube bis Mittag Morgendämmerung und von Mittag an Abenddämmerung war, und welches mich über die Weihnachtstage im Schachenhause einzuschneien drohte.

Eines Tages kam die Traudel nicht in die Stube und auch ihr Bruder machte sich viel bei ihr in der Küche zu schaffen. Und als ich mein Biegeleisen hinaustrug, um es in's Herdfeuer zu stecken, da sah ich, wie die Traudel auf dem Boden lag, der Einäugige neben ihr kauerte und mit seinen kräftigen Fäusten ihre zuckenden Hände geknebelt hielt. Ich stürzte in meine Stube zurück und blieb vor Schreck mitten in derselben stehen und wollte um Hilfe rufen, wäre nur ein Nachbarshaus in der Nähe gewesen. Wenige Minuten später traten die beiden Geschwister in die Stube, deckten den Tisch zur Mahlzeit, machten Bemerkungen über den argen Schneefall und thaten, als ob gar nichts Außergewöhnliches geschehen wäre. Die Traudel war nur etwas blässer als sonst; aber so blaß als das geängstigte Schneiderlein war sie gewiß nicht.

An demselben Tage kam durch den hohen Schnee ein Bote dahergewatet, der rief dem Einäugigen zu: „Schachner, du mußt auf den Friedhof.“

„Du auch,“ gab dieser zurück.

„Nicht so, Nachbar, nicht so!“ sagte der Bote; „alle Männer müssen eilends zusammen von der ganzen Gemein, auf dem Friedhof ist was geschehen. Geh' geschwind mit mir.“

Die beiden Männer gingen davon, ohne daß uns Näheres offenbar wurde. Die Traudel und ich blickten ihnen aus den Fenstern nach, so lange sie im Gestöber zu sehen waren.

„Um des lieben Gottes Willen!“ sagte die Traudel und faltete die Hände über ihren Schooß, „was mag sich haben zugetragen!“

Es ließ sich gar keine Vermuthung aussprechen. Am Abende hörte das Schneien auf, der Blick in's Thal wurde frei und wir sahen dort, wo der Kirchhof liegen mußte, mehrere Lichter hin und herzucken. Die ganze Nacht hindurch sah man die Lichter und ich schloß kein Auge.

Der Schachner kam auch am nächsten Tage nicht nach Hause, die Traudel war wo möglich noch aufmerksamer und gütiger gegen mich. Zu jeder Viertelstunde fast prüfte sie mit der aufgehobenen Hand die Luft in der Stube und fragte mich, ob es mir doch nicht etwa noch zu kühl wäre, und schob stets Scheit um Scheit in den Ofen. Mit meiner Arbeit kam ich nahe zu Rande; da hub das Weib plötzlich an, aus der Küche die Töpfe und Thonschüsseln und allerlei anderes Geschirr zu mir in die Stube zu schleppen. Sie that das mit einer seltsamen Hast, und dann hob sie in der Küche auch die Glasfenster aus und lehnte sie in der Stube um den Ofen herum, während in der Küche der kalte Wind die Asche des Herdes auseinanderblies. Endlich schleppte sie den vollen Milchtopf herein und stellte ihn neben mir auf die Bank, that einen Laib Brot dazu und brachte mir die Gebrauchsanweisung bei: „Das Gelbe obenauf im Topf, dasselb fein auf die Brotschnitten streichen; die Milch hernach, dieselb dazu trinken, oder das Brot einbrocken, wie es der Schneider halt am liebsten mag.“ So gütig schaute sie mich dabei an, daß ich dachte: besessen mag sie sein, aber von einem Engel.

Sie selbst sperrte sich dann in die Küche ein.

Mir war plötzlich überaus unheimlich und es gelang mir nicht, durch Arbeit meine Bangigkeit zu zerstreuen. Der Bruder Einaug kam nicht heim — was mochte unten auf dem Kirchhofe vorgehen? Warum hatte sich die Traubel zurückgezogen? Ich hörte aus der Küche mitunter etwas, wie Schnaufen und Stöhnen. Dann war wieder Alles so still — so öde und still, als säße ich, der kleine Schneider ganz allein mitten in der trüben, schneienden Welt.

Auf einmal aber wurde es mir laut genug. In der Küche erhob sich ein Poltern, Krachen und Schreien, als ob Räuber eingebrochen wären. Balken und Scheiter wurden hin und her geworfen und dabei Fluchen und Hilferufen. Ich sagte zu mir: Schneider, nur jetzt sei kein Schneider! Da ist wer in Lebensgefahr. — Brachte aber die Thür nicht auf. Und wieder die Stimme der Traubel: „Daß mir Keiner mehr nahe kommt! Ich erwürg' euch! O du verdammter Schneider, ich will Dir helfen!" — Und sie rüttelte mit Gewalt an der Thür, die zu meiner Stube führte.

Ich — nichts vergessen — laß' Alles im Stich, laufe davon.

Laufe durch Schnee und Wetter thalwärts, bis mir da der Einäugige begegnet. Er frägt mich erschrocken, ob sich denn auch auf dem Berg etwas Absonderliches begeben hätte? Ich wollte mit der Farbe nicht heraus.

„Ist leicht meine Schwester arg worden?" fragte er.

„Das ganze Haus wirft sie zusammen," antwortete ich, und weit wird's nicht gefehlt sein, wenn ich sage, es sind mir dabei Augen und Mund übergelaufen. „Nicht eine Stunde bleibe ich mehr da oben."

„Du Lapp, wirst mir doch mein Gewand fertig machen. Geh' nur wieder mit, Schneider, 's wird Alles gut sein. Lauft sie herum?"

„Eingesperrt hat sie sich."

„Nachher ist's schon recht. Geh', Schneider, geh'. Schau, ich wollt' ja früher heimgangen sein; sind Tag und Nacht fleißig gewesen, haben nicht früher können fertig werden."

„Was ist denn geschehen?"

„Eine Schneelahn ist vom Berg niedergangen und gerad auf dem Friedhof liegen blieben," berichtete der Schachner. „Jetzt ist aber vor etlichen Tagen der alte Alpegger gestorben und wartet auf sein Bett. So haben wir halt mentisch müssen schaufeln."

Das Eine wußte ich nun, aber das Andere noch nicht. Ein gerader Michel, der ich war, fragte ich nun den Einäugigen kurzweg, wieso es käme, daß die Traubel besessen wäre?

Der Mann blickte mich eine Weile so von der Seite an und entgegnete endlich: „Die Leut sagen, Du wärest nicht dumm, kleiner Schneider. Aber gescheidter wär' es, wenn Du noch gescheidter wärst. Wenn Du das Besessensein so verstehst, als daß ein böser Zustand oder eine Krankheit auf meiner Schwester sitzt, so hast Recht; aber nachher kunnts leicht sein, daß wir Alle besessen wären. So was Ungutes, das ihm angeboren, oder von sich selber angethan worden ist, hat Jeder, sonst wären wir lauter Engel. Die Leut' sind alle — alle besessen."

Ich bat ihn, daß er nicht böse sein möge. Das wäre er nicht, versicherte er, und während ich mit ihm wieder zurück in's Schachenhaus ging, erzählte er mir die Geschichte, wieso es kam, daß die Traubel besessen war. Es ist eigentlich keine Geschichte, die sich abspielt, es ist ein Schicksal, das erlebt wird. Vielleicht erscheint irgend ein gelehrter Herr — solcher gibt es heutzutage auf allen Gassen und Straßen — und will dieser Schilderung die Wahrheit absprechen. Nun, sei es drum, ich sage, was ich weiß. Lustige Geschichten mag man erfinden; traurige zu dichten, das wäre doch ein trauriges Geschäft.

Die Mutter der Traudel, das war die alte Schachnerin, soll ein jähzorniges Weib gewesen sein, und zumal, da sie das zweitemal gesegnet ging, gerieth sie jeden Tag über irgend etwas in Wuth, und fluchte und schlug um sich und rasete und tobte, daß es ein Gräuel war. Ihr Mann ließ sie gewähren und wich einfach aus, wenn sie wüthete, weil er der Meinung war, Weiber in „solchen Umständen" müsse man gewähren lassen, sonst schade es ihnen. Als sie aber in einem Zornanfalle dem dreijährigen Söhnlein das Auge ausgeschlagen hatte — so daß aus diesem Söhnlein mein guter einäugiger Schachner heranwachsen mußte — erschrack sie überaus und die Natur kürzte die Zeit ab und führte das Töchterchen plötzlich an's Tageslicht. Die Mutter suchte sich von nun an zu bezähmen, aber der Jähzorn war im Kinde. Anfangs machte die Untugend den Eltern Spaß, denn sie war an dem zappelnden Wesen so possirlich; allmälig gewöhnten sie sich dran, und der Teufel lebte sich ein. Ja, es war, wie ein wahrhaftiger Teufel, es brach hervor ohne Grund und tobte fürchterlich. Sonst war das Mädchen sanft und zart; gerieth es aber in irgend eine Aufregung und Gemüthsbewegung, so war der Teufel los. Sie kannte ihren Zustand gar wohl, ja es gelang ihr sogar, die Aufwallung manchmal zu bemeistern; besonders bei wirklichen Anläßen zum Zorn wußte sie sich zu bändigen, während bei anderen Aufregungen sie der plötzliche, unvorhergesehene Ausbruch übermannte. So ging sie höchst selten mehr unter die Leute und auch daheim verstand sie es, sich unschädlich zu machen, indem sie manchmal im Vorgefühle eines Ausbruches alle zerbrechlichen Gegenstände von sich entfernte und sich einschloß, bis die Entladung vorüber war.

So stand es mit der Traudel. Der böse Zustand hatte sie verhindert, zu heiraten, gleichwohl ihr ein alter Arzt als einziges Mittel gegen ihre „Besessenheit", einen braven Mann verschrieben hatte. Sie hielt es für einen Spaß und hat sich das Recept nicht zu Herzen geführt. Auch ihr Bruder heiratete nicht, weil er fürchtet, Weib und Schwester könnten sich gegenseitig unter solchen Verhältnissen leicht Uebles zufügen. Er blieb bei ihr und sie besorgten mitsammen das kleine Hauswesen und trugen geduldig, was sie zu tragen hatten. —

Als wir in das Haus zurückkamen, saß die Traudel erschöpft und blaß auf der Ofenbank.

„Mein lieber Schneider! sagte sie und hielt mir die gefalteten Hände entgegen, „thu' mir's nicht für Uebel halten. Ich kann halt nicht anders, ich kann halt nicht anders!"

Jetzt konnte ich's nimmer verhalten, ich begann aus Erbarmen zu weinen, wie ein Kind, und wir weinten alle drei.

Dann aber blieb ich im Schachenhause sitzen und arbeitete meine Ster auf. Als ich fertig war, ließ ich Beiden das neue Gewand anprobiren. Bei der Traudel saß es; beim Einäugigen schlotterte die Joppe, schlotterten die Hosen, als hingen sie auf Zaunstecken. Mein Schreck war groß, aber der Schachner sagte: „Das ist brav, daß ich jetzt endlich einmal einen Schneider gefunden hab', der mir das Gewand recht macht. Nächst Jahr mußt uns wieder kommen."

Aber nächst Jahr kam ein anderer Schneider in's Schachenhaus, dieser maß der Traudel ein Kleid aus Fichtenholz.

Von einem steierischen Volksliederdichter.

Von Dr. Anton Schlossar.

Im Sommer des Jahres 1879 war es, da hat der Verfasser dieser Zeilen sein Reiseköfferlein gepackt, seine Tasche umgehängt und seinen Regenschirm genommen, und ist hinaus gefahren in den purpurdurchglühten Morgen, den schönen Bergen der Obersteiermark immer näher und näher, bis sie ihn ganz umrungen und umschlossen hatten und ihn nicht mehr so leicht losließen, woran dem Landfahrer aber auch gar nichts gelegen war. Just als wüßten es die Vögel in den Zweigen und in den Felbern und Wiesen, just als wüßten sie es, was der Wandernde vor hat, sangen sie ihm ihre schönsten Lieder und Weisen zu und schlugen ihre schönsten Triller. Es war nämlich eine Wanderfahrt ganz eigenthümlicher Gattung, der Reisende ging daran, die ganze schöne Steiermark zu durchziehen und nach Gold zu graben in den Thälern und auf den Bergen, dieses Gold aber war das Gold des edlen Sanges, das noch so vielfach versteckt ruht zwischen den Felsen und Tannenwäldern und auf den Almen des Oberlandes, mit einem Worte, es war eine Forschungsreise nach den Volksliedern der Steiermark, die ich damals antrat und von der ich mir wenn nicht reiche, so doch manche Ausbeute versprach. Denn das Volkslied — ich hatte schon einmal Gelegenheit, darüber hier Einiges anzudeuten — ist eben wie der Vogel in der Luft, bald hier und bald dort, und ebenso schwer zu haschen wie dieser, oft meint man, man hat ihn schon, husch ist er davon geflogen und vielleicht entschwunnen auf Nimmerwiederkehr. Und oft, wo man es kaum vermuthet, ist solch' ein Liedermund zu treffen in einer Almhütte oder in einem Bauernhäuschen, aber leider geschlossen, und wie schwer wird es, ihn zum Sange zu öffnen. Mancher biedere Jäger, Landmann oder Hirte hat wohl auch irgend welche alte „G'schriften", Lieder, die sein Großvater oder sein Vater aufgeschrieben und nach langem, langem Bitten und Fragen zieht er sie wohl auch endlich hervor mit heiliger Scheu, und dem wirklichen Forscher und Sammler darf dann nicht bang sein vor dem schwarzen, fettglänzenden Aeußern des Heftes, das oft aussieht, als ob es jahrelang im Rauchfange gehangen hätte, nicht bang sein darf Einem auch vor der entsetzlichen Orthographie, deren Entzifferung oft wahre eingehende Studien erfordert. Hat man alle die Schlacken hinweggeschafft, so findet man dann aber auch bald hier, bald dort ein Korn edlen Goldes und der Eifrige wird endlich das Beste doch gefunden haben.

Die Ausbeute, welche auch ich auf diese Art zu jener Zeit machte, war reicher, als ich erwartet habe, die Vögel sind mir freilich nicht von selbst zugeflogen, ich verfolgte sie oft bis auf die Höhen der Berge, wo die letzten Sennhütten stehen, bis in die Tiefe der Forste und was minder angenehm war, ich suchte sie auf in dunkeln, düstern Bauernhütten fernab vom Wege, deren Bewohner sich oft lange bedenklich den Kopf rieben, bevor sie die Kenntniß alter Lieder oder gar den Besitz eines Liederheftes auch nur zugaben. Schließlich wurden doch alle Bedenken besiegt und das Gewünschte war in meinem Besitz. Ueberall war die Sache nun freilich nicht so verwickelt; würdige Pfarrherren, freundliche Schullehrer,

liebenswürdige Bürgermeister und Gemeindevorsteher fanden sich auch, und ihnen habe ich manche poetische Gabe zu verdanken, die, dem Munde des Volkes entstammend, vielleicht gerade vor dem Untergange gerettet wurde. Daß man bei solchem Sammeln vorsichtig sein muß, ist natürlich; oftmals fand ich ein Lied, das bald hier bald dort gleichsam in der Luft umherschwirrte, das im Ennsthale klang und im obern Murthale, im Mürzthale wie im Thal der Salza, und wenn ich mich dessen recht gefreut, so kam ich schließlich darauf, daß es einem bekannten Dichter entstammte, daß es Castelli oder Joh. Gabriel Seidl zum Verfasser hatte oder den Oberösterreicher Anton Schosser oder einen andern Dialektdichter, dessen Lied wohl volksthümlich geworden war, das aber doch der Kunstdichtung zugehörte. Hat mich oft baß geärgert dergleichen. Der Ton, der echte, innige, rührende oder kräftige Volkston in kernigen Worten und Versen war oft so gut getroffen in den Liedern und es klang Alles so ursprünglich und ungekünstelt. Dies gilt besonders von den Gesängen Schosser's, ich fand sie verbreitet im oberen Ennsthale, im Salzathale, in Mariazell und in dessen Umgebung, ich fand Schosser's Lieder verbreitet in Thälern und Bergen, in den Bauern- und Sennhütten, bei Hirten, Jägern und Schwaigerinnen, den Namen des Verfassers hat kein Mensch gekannt, wohl aber das Lied und die Weise, und Mancher hat sich auch die Verse und Strophen ein wenig anders zurechtgelegt, es war aber doch immer dasselbe Lied des Sängers, der seinerzeit nicht geahnt hatte, wie tief alle seine Gesänge in's Volksgemüth eindringen würden. Ein Lied Schosser's aber kennen alle Länder der österreichischen Alpen, insbesondere aber kennen es alle Steiermärker, alle „echten und g'rechten Steirerleut'", es ist dies das „Heimweh" überschriebene, das mit den Zeilen beginnt: „Wo i geh' und steh', thuat mir's Herz so weh", das, ein echtes Volkslied geworden, in der nördlichen und südlichen Steiermark so bekannt ist, wie etwa nur noch die Volkshymne, ein Beweis, daß der Steirer neben seinem Kaiser sein Land und seinen Herzog Johann am meisten geliebt hat und noch liebt. Wären auch nicht beinahe alle Strophen und Verse, die Schosser gedichtet, in die Herzen des Steirervolkes eingedrungen, wäre es auch nur dieses einzige „Heimweh", das er verfaßt und das nie mehr verklingen wird im Alpen- wie im Rebenlande der Mark, das Tausende und aber Tausende singen, ohne zu wissen, wer dies Lied gemacht, ja ohne daran zu denken, daß es überhaupt von Jemandem gemacht wurde, so müßte doch dem Freunde des volksthümlichen Gesanges der Name des Dichters lieb und werth und Etwas über sein Leben zu erfahren von Interesse sein. So ging es auch dem Verfasser dieser Zeilen, der sich Mühe gegeben, die Geschichte dieses Dichterlebens kennen zu lernen, sie ist schlicht und einfach und sei in wenigen Worten erzählt, und zum Schlusse sei noch ein Blick auf die Lieder selbst geworfen, die den Dichter zum Verfasser haben.

Anton Schosser ist kein Steiermärker, nur der Grenze nahe liegt sein Geburtsort. Nicht ferne von der schönen, durch ihre herrliche Lage, wie durch die großen Eisenwerke und Fabriken berühmte Stadt Steyr in Oberösterreich, von der auch die Mark Steier ihren Namen hat, neben dem Dorfe Losenstein oder eigentlich mit demselben zusammenhängend liegt die Ortschaft Stiebelsbach; die prächtigen Ruinen des Schlosses Losenstein blicken auf die Ortschaften hinab und unfern davon zur linken Hand rauschen die klaren Fluthen der grünen Enns. Der Dichter des Volkes ist auch ein echter Sohn des Volkes, denn hier in Stiebelsbach war sein Vater Nagelschmied und hier wurde Schosser am 7. Juni 1801 geboren. Der meist kränkliche Knabe verrieth

schon in der Jugend Talent und auf Anrathen eines Pfarrherrn, seines Firmpathen, kam er in's Gymnasium des berühmten Stiftes Mölk, seine Studien setzte er später in Klagenfurt fort, mußte sie jedoch plötzlich unterbrechen und in die Heimat zurückkehren. Er wurde Schullehrer, denn die Studien wieder aufzunehmen, verboten die ungünstigen Vermögensverhältnisse des Vaters; bald war er Schulgehilfe in Leonstein, einem kleinen Orte seiner Heimat, nicht lange darauf Lehrer in Kleinreifling. Daß seinem strebenden Geiste die Schulmeisterthätigkeit nicht genügen konnte, ward er bald inne, er gab sie daher auf und lebte kümmerlich, indem er Unterrichtsstunden gab u. dgl. Später reiste er im Lande umher, und da er sich mit Mathematik und Geometrie schon früher eingehender beschäftigte, so wurde er — der Dichter — eigenthümlich genug, als Ingenieur beschäftigt, als welcher er auch bei der Grundvermessung in Verwendung stand. Eine eigentliche feste Anstellung hat er aber nicht erreicht und vielleicht gar nicht gesucht. Später waren es die herrlichen Ufer des Traunsee's, besonders Gmunden, an denen der Dichter weilte und wo er auch eine gar vornehme Bekanntschaft machte.

Es geschah dies im Jahre 1846. Schon damals war Gmunden von Naturfreunden besucht, freilich nicht überfüllt wie heutzutage; viele der dort Weilenden benützten das Städtchen als letzten Ruhepunkt auf der Fahrt nach Ischl. Damals herrschte aber auch ein gemüthlich heiterer Ton in dem prächtigen Orte am Traunsee, man sah keine großen Hotels und noch reihte sich nicht eine kostbare Villa an die andere. Dafür fanden sich gemüthliche Gasthäuser mit behaglichen Stuben, aus denen Sonntags Gesang und Zitherklang ertönte, daß Einem das Herz im Leibe lachte. Ein hoher Gast aber war es, der damals das liebe Seestädtchen besonders gerne aufsuchte, es war ein Waidmann und selbst ein trefflicher Pfleger der Zitherspielkunst, ein Kenner und Förderer des Volksgesanges wie kein zweiter, nämlich der Herzog Maximilian in Baiern, der in Baiern und Oesterreich verehrte Vater unserer erhabenen Kaiserin Elisabeth, der Schwiegervater des Monarchen Franz Josef I., des Kaisers von Oesterreich. Herzog Max ist heute noch in dem schönen Baierlande so volksthümlich, wie der Prinz Johann in der Steiermark, er verkehrte unmittelbar mit dem Volke, durchstreifte Thäler und Berge Baierns und kam gerne auch in das schöne Oesterreich herüber, er spielte selbst mit Meisterschaft die Zither und seit dem Erzherzog Johann hat es keinen so hohen begeisterten Anhänger des Alpengesanges gegeben, als den Herzog Max in Baiern, der selbst ein Bändchen „Oberbayrische Volkslieder mit ihren Singweisen", die schon in zweiter Auflage erschienen sind, und vor wenigen Jahren jene reizende illustrirte Sammlung von Posthornweisen aus dem Reiseleben der guten alten Zeit herausgab, welche unter dem Titel: „Posthornklänge" erschien. Auch während seines Aufenthaltes in Gmunden folgte der fürstliche Freund des Gesanges und der Musik aus den Alpen mit Interesse allen Productionen, Vorträgen u. dgl., die dort stattfanden und Schosser, der seine Dichtungen in eigenthümlicher charakteristischer Weise mit Musikbegleitung vorzutragen pflegte, erweckte die Aufmerksamkeit des Herzogs; der hochgestellte Kenner und Förderer des Gesanges munterte den Dichter auch zur Herausgabe einer Sammlung seiner bis dahin noch nicht gedruckten Lieder auf.

Es waren rechte Lichtblicke in dem, wie wir gesehen, nicht allzu freudigen Leben Schosser's, jene Tage, in denen er sich des Umganges mit dem Herzoge erfreuen durfte. An diese Tage erinnert auch sein Gedicht: „Unsere Sehnsucht", das seine Freude bei der Ankunft des geliebten Herzogs kund-

gibt, der im Dampfer mit den blau-weißen Fahnen naht und dessen Ankunft ein hohes Fest für den Dichter ist wie für das Volk, bei dem er so gerne weilt, Schosser ruft in den letzten Strophen seines Gedichtes jubelnd aus:

Holt's d'Zithern, bringt's d'Geign her,
Ruaft's d'Sänger g'schwind z'samm!
Und nehmt's eng recht z'samm mehr,
Denn die Ehr! —
Macht's nur was Gmüatlich's heut,
Da bringt's die meist' Freud!
Der Herzog Maximilan is 's,
Is schon was G'wiß!

Kommt von dem schön' Bayern,
Wo d'Kunst hoch florirt;
In Bergen und Mäuern
Zu feiern —
Gemüthlich das Alpenfest,
Das hat uns gleich g'tröst. —
D'rum jubelt's, was s'Herz vermag,
Heut' ist der Tag! —

Und kurze Zeit darauf, nachdem dieses Lied gedichtet war und dem verehrten Fürsten entgegenhallte, erschien auch das Büchlein, welches Schosser's Namen weithin bekannt machen, welches ihn mit einem Male den besten Dichtern im österreichisch-bairischen Dialekte gleichstellen sollte und welches er auch dem „Herzog Maximilian" zueignen durfte. Es trug den bescheidenen Titel: „Naturbilder aus dem Leben der Gebirgsbewohner in den Grenzalpen zwischen Steiermark und dem Traunkreise." Nach dort üblichen Arien in Liedern und Declamationen, dargestellt von Anton Schosser. (Steyr. 1849. 2. Aufl. 1850.) Und damit war auch die literarische Thätigkeit des Dichters geschlossen, während seinen Lebzeiten ist keine Zeile mehr von ihm erschienen. Die letzten Jahre seines Lebens verbrachte Schosser wieder in seiner Heimat, er wohnte in einem Häuschen seiner armen Schwester, er war viel kränklich und lebte ganz und gar zurückgezogen, nur sein Freund Lindemayer besuchte ihn ab und zu. Als er damals von dem Herzog, der ihn nicht vergessen hatte, für die Dedication seiner Naturbilder eine schöne goldene Medaille erhielt, brach der arme Mann in Freudenthränen aus. „Siehst Du Freund", sprach er zu Lindemayer, „so ist das Künstlerleben. Seit acht Tagen habe ich keinen warmen Bissen gegessen und jetzt bekomme ich eine goldene Medaille." Es mag wohl die große Schüchternheit und Bescheidenheit des Dichters gewesen sein, welche ihn veranlaßte, nicht aus seinem dürftigen zurückgezogenen Leben hervorzutreten. Gönner und Unterstützer des so begabten Mannes würden sich bald gefunden haben, seine Existenz würde ihm gesichert worden sein. Aber Schosser wollte keinen Ton der Klage weiter hinausdringen lassen. Mehrere österreichische Cavaliere, der Abt Benno von Admont und andere hervorragende Persönlichkeiten erwiesen sich sehr herzlich und freundlich dem Dichter gegenüber. Nicht viel ist mehr über dies einfache traurige Leben zu berichten. Schosser begab sich, mit schwerem Herzen sein Heimatsthal verlassend, um Nahrung und Erwerb zu suchen, in die Stadt Steyr, aber schon am 26. Juli 1849 wurde der kränkliche Mann daselbst durch ein Lungenübel dahingerafft und dort im Angesichte der herrlichen Berge, in denen er gelebt, im Kirchhofe zu Steyr ruht auch die irdische Hülle des vielgeprüften Dichters. Alexander Julius Schindler, den die deutsche Literatur längst unter dem Namen Julius von der Traun kennt, hat es unternommen, eingehend den Lebenslauf Schosser's zu schildern und die letzten seiner Gedichte nebst den Nationalmelodien zu allen Liedern, die er gedichtet, herauszugeben. Es geschah dies etwa ein Jahr nach des Dichters Tode.

Seitdem ist viel Gras gewachsen auf dem Grabhügel im Kirchhofe zu Steyr im Angesichte der herrlichen Berge, aber über die Lieder Schosser's ist kein Gras gewachsen, die leben frisch und munter im Liedermunde des Volkes. Und gerade Steiermark ist es, außer dem heimatlichen Oberöster-

reicherlande, wo sich diese Lieder immer mehr und mehr eingebürgert haben und zu echten und rechten Volksliedern geworden sind, deren Verfasser kaum ein Mensch von jenen kennt, die sie am meisten singen. Im Enns- und im Mürzthale hört man diese Lieder von Hirten und Jägern, von Haltern und Sennerinnen singen und sie tönen unter Zither- oder Hackbrettbegleitung hinaus in die reine Alpenluft. Am allerbekanntesten ist, wie schon oben erwähnt, das „Heimweh", dessen Natürlichkeit, Innigkeit und echte Volksthümlichkeit es zu einem der verbreitetsten Alpenlieder überhaupt gemacht hat. Dieses Lied ist geschrieben zu Schärding im Jahre 1830, der Volksmund hat darin, wie er es im Liede so gern thut, allerlei verändert, bald hinzugefügt und bald ausgelassen, wie es aber der Dichter verfaßt und auch in seinen Naturbildern abdrucken ließ, lautet dieses Lied folgendermaßen:

Wo i geh und steh, thuat mir's Herz so weh,
Um mein Steiermark, das glaubt's mir g'wiß,
Dort, wo's Stutzerl knallt und der Gamsbock fallt,
Wo mein guater Herzog Johann is.

Wer die Gegend kennt, wo man's Eisen z'rennt,
Wo die Enns daherrauscht durch das Thal,
O, vor lauter Lust schlagt am da die Brust,
Wie Alles lebt so lusti überall!

O ich sieh mich noch recht vergnügt und froh
In mein Gamsberg auf die Almer geh'n,
Mit an frischen Muath in mein Steirerhuat
Aft schön stolz in Kogl oben steh'n!

'S ist a wahre Freud, glaubt mir's liebe Leut,
Wann der Bua schön dudelt auf der Woad,
Wann der Hirsch umspringt und die Schwagrin singt,
Daß 's in Mäuern hallet weit und broat.

Auf der Felsenwand in ein Steirerg'wand,
Wann i da mein Herzog Johann siag,
Is a wahre Freud, glaubt mi'rs liebe Leut,
Und kein Wunder, wann ich's Hoamweh griag!

Auch in fernen Ländern wurde dieses Lied bekannt, denn die steirischen Alpensänger, welche gleich den Tirolern weit weg von ihrer Heimat umherzogen und Lieder ihrer Heimat vortrugen, haben nirgends vergessen auch dieses Lied, eines der schönsten, daß sie kennen, zu singen und dabei den reichsten Beifall geerntet.

Aber auch fast alle andern Gesänge, die wir Schosser verdanken, hallen nieder von den steirischen Bergen. Viel hat dazu beigetragen, daß der Dichter seine Verse den im Gebirge heimischen Nationalmelodien anpaßte und somit die dem Volke geläufige Melodie zum Texte schon vorhanden war. Und dieser Text! Er klang so recht aus dem Herzen des Alpenvolkes, er wußte die richtigen Saiten darin anzuschlagen und klingen zu machen, er pries das Glück der Liebe, die Sehnsucht und die Trauer, er jauchzte mit dem Jäger auf der Alm, der sein „Gamserl" erlegte, und er rief die übermüthige Freude des Burschen in's Thal hinein.

Wer kennt in der obern Steiermark nicht das schöne Lied von „Schwoag'n gehn":

Wann der Schnee weggeht und der Schildhahn falzt,
Und der Brandvogel wispelt a,
Wann der Gamsbock ob'n auf der Mauer steht,
Nachher wird's auf'n Almern rar. (hübsch.)
u. s. w.

Oder wem wären die tiefsinnigen Verse des Liedes daselbst unbekannt, welches beginnt:

Da steh i auf'm Kogel, um's Herz is mir bang,
Mir is um mein Reserl die Zeit gar so lang,
Die Vögel than singen, da Gugu, der schreit,
Doch ich bin verlassen, hab' nirgends a Freud.

und die ergreifende Schlußstrophe enthält:

Sogar meine Federn sand weg jetzt vom Hut,
I will keiner gfall'n mehr, bin keiner mehr gut!
Da steh ich auf'm Kogel, schau hin dort mit Schmerz,
Und denk mir, für mich schlagt jetzt nimmer kein Herz.

Beide Lieder sind von Schosser, beide im ganzen Steirerlande verbreitet.

Dasselbe gilt vom „Almfahr'n“:

Wann's ön Fink hört's, kimmt da Auswärts,
Geht die Luft schon wieder liabli her durch's Thal.
Kommen d'Schwalben an, singen d'Lerchen schon
Wird's zum Almfahr'n endli do a Mal.
u. s. w.

und von dem prächtigen „Gamsjagern“, das jeder richtige Gemsjäger der steirischen Felsberge kennt:

Wir müssen heut noch in's Biri geh'n,
Rührt sich kein Luft, is der Himmel schön,
D'Mäuer sand a gar so hell und klar,
Schöner wird's kaum mehr das Jahr!
Gamsen gibt's nach der Zahl,
Heut g'rath's uns g'wiß amal,
Sechs sand heut gar nit viel,
Wann's es thoan will.

In diesem Liede steckt zugleich eine poetische Beschreibung des „Gamsjagers“, eine Schilderung von einer Lebendigkeit und Frische, die so packend nur im echten ungekünstelten Volksliede vorzukommen pflegt.

„Die kranke Schwoag'rin“:

Schwoagrin steh auf,
Schau, es singen schon d'Schwalm,
Deine Kuherl'n, die grasen schon
Hin über d'Alm.

hat sich in den Almhütten nicht minder heimisch gemacht.

Ebenso ist dem Volksliedermunde vertraut das „G'heimniß“:

Beim Bergerl dort stengen zwa Tannenbam,
Daneben steht a Häuserl, a kloan's,
Dorten is eng a Dirndl, ma glaubert's kam,
So schön gibt's unmögli no oan's!

oder „d'Almwirthschaft“:

Kann a lustiger's Leben
Auf der Welt nimmer geb'n,
Als herob'n auf Almer'n,
Frei d'Brust thut's am heb'n!

Haben ganz and're Kräuter
Und d'Luft is so g'sund,
Und d'Wasser und d'Leut sand
Viel frischer wie unt!

Doch genug mit diesen Proben. Diese Lieder sind mir als echte und rechte Volkslieder allüberall in den steirischen Bergen begegnet, freilich mit manchen Varianten, mit hier und da etwas geänderter Mundart, mit einzelnen kleinen Abweichungen, wie sich's ja dieser oder jener Sänger selbst oft zurecht legt, damit es ihm paßt, aber es waren überall die schönen gemüthlichen Lieder Schosser's, die in Berg und Thal ihren Wiederhall fanden. Noch enthalten die „Naturbilder“ manches Stück, das in den Bergen Oesterreichs und Steiermarks nicht minder verbreitet ist und jedes einzelne der Lieder ist im Heimatlande des Dichters wohlbekannt.

Kommt Dir aber, lieber Leser, ein solches Lied vor, so gedenke seines Verfassers, dessen Liedermund für immer geschlossen ist, dessen schönstes unvergängliches Denkmal diese Lieder sind, die in das Herz und Gemüth seines Volkes eingedrungen und darin bleiben werden, so lange dieses Volk in den herrlichen Bergen und Thälern seiner Heimat leben, so lange es seine Freude hinausjubeln und seinen Schmerz hinausklagen wird im Liede.

Geister=Ahnungen.

Von Heinrich Noë.

Ich ging in einer Gesellschaft, zu welcher Kinder gehörten, an einem Sommer=Abend die schwülen Wege durch die Weingärten Bozens. Plötzlich sah ich, trotzdem es fast schon dämmerte, die Gesichter der Genossen geröthet. Als ich umherblickte, gewahrte ich, daß solches der Abglanz sei von der Gluth, die auf dem Rosengarten lag. Der Rosengarten ist ein hohes Gebirge, welches im Osten aufragt, durch die Luft gemessen wenige Stunden entfernt. Es ist bleich und kahl. Vor undenklichen Zeiten soll es als ein Korallenriff aufgebaut worden sein. Damals brandete eine laue See gegen die Madreporen, gegen die scharfen Klippen.

Das Meer verschwand und die Palmen, gegen welche der Schaum sprühte. Die Erde veränderte ihre Oberfläche, wie ein Apfel, der nach und nach runzelig wird. Sie erkaltet, wird kleiner und, wie beim Apfel, sind später Oerter, die sonst in einer Ebene neben einander lagen, durch Senkungen getrennt. Berg und Thal sind Runzeln. Jetzt starrte das Riff in die blaue Luft empor. Aber wundersamer Weise siedelte sich in seinem Innern ein Heer von Zwergen an. Ihr König war Laurin. Die Gelehrsamkeit sagt, jener Laurin und seine Schaar bedeute nichts anders als die rhätischen, etruskischen — oder noch früheren — Ureinwohner, welche sich vor dem eindringenden Messias=Glauben und neuer Gewöhnung geflüchtet und ins wildeste Gebirge gegangen seien. Der Volksmund habe alsdann in späteren Zeiten wilde Leute, Riesen, Unholde, Zwerge und anders seltsames Volk aus ihnen gemacht.

Sie mag Recht haben. Aber den Kindern, die mich mit großen Augen fragten, was dort oben so glänze und wie es mit dem Rosengarten bestellt sei, wollte ich von solchen Dingen nichts sagen.

Was hätten sie davon gehabt, wenn ich bei dem Text der Bücher stehen geblieben und ihnen gesagt hätte, die Rosen, welche der Zwergkönig im Innern des Berges hütet, seien nichts als ein Sinnbild der goldenen Schätze, die man den verschwundenen Wolken zuschrieb?

O nein, die Rosen sind in der Einbildungskraft der Menschen entstanden, welche den Berg in der Abendröthe so glühen sahen, wie wir. So glühen Rosen, wenn die Sonne des Brachmonates ihnen leuchtet. Die Kinder fanden auch keine Schwierigkeit es zu begreifen, wie ich ihnen erzählte der Berg sei durchsichtig und leuchte von dem mächtig großen Rosenhaine auf, den der Zwergenkönig in seiner Tiefe hütet.

„Wir möchten einmal den König und seine Rosen sehen!“ sagten sie jubelnd.

Bald darauf trat die volle Dämmerung ein und der hohe Felsen wurde fahl, wie ein Leichenstein. Ich dachte an etwas, das den Kindern erst nach Jahrzehenten beifallen konnte: an das Verblassen der Erscheinung mit den sinkenden Abend des Lebens. Man muß die Kinder im Glauben an eine Wunderwelt und damit in der Fähigkeit des Staunens erhalten, man darf sie nicht vorzeitig klug machen. Von allen Besitzthümern, die den Menschen zufallen können, ist die Gabe des sich Verwunderns die höchste. Sie ist,

Dank unserer Erziehung, zumeist auf die Jugendjahre beschränkt. Dichtern bleibt sie die ganze Zeit ihres Lebens über. Aber auch den Vielen, welche nicht zu den Sonntagskindern gerechnet werden, konnte sie nicht völlig abhanden kommen, wenn es nicht als Weisheit gelte, Rosengärten als todte Felsen hinzustellen.

Am Morgen und am Abend werden solche Felsen in Zaubergärten verwandelt. Im Frühschein unseres Daseins glauben wir an Reiche, in denen wunderbare Blumen blühen, und in seiner Neige erscheinen uns, traumhaft umglänzt, wie ein Abendroth, liebevolle Gestalten, die uns winken und in Fernen von unbeschreiblichem Lichte fortlocken möchten.

Es ist so wie auf dem alten Bozener Korallenriff, nachdem es in der Dämmerung lange Zeit ganz bleich gewesen war, glühte es urplötzlich noch einmal auf. Es ist wie die freudevollen Züge des Menschen auf seinem Sterbebette. Kurz vor seinem Hinscheiden geht es über das blasse Gesicht noch einmal hin wie ein Leuchten. Die Visionen der Jugend kommen wieder und im Traum des verrinnenden Lebens wird der Wanderer noch einmal in den hellen Garten geführt, wo ihm die Liebe des Vaters und der Mutter und eine vielfarbige Welt entgegenglänzte.

Menschen, die wir vor vielen Jahren geliebt haben, behalten in später Erinnerung einen Schein, der ihnen etwas Ueberirdisches gibt. Ihre Unvollkommenheiten sind verschwunden — wir sehen nur noch ihre seelenerfüllten Augen und ihr liebereiches Lächeln. Sie gleichen alle mehr oder weniger jener Fee Cheristane, die im Zauberspiel dem ergrauten „Verschwender“ ebenso entgegentritt, wie er sie gesehen hatte, als er selbst noch von Jugend begnadigt war. Oft weht es den müden, von Runzeln bedeckten, von Schwäche gekrümmten Mann, wenn er am Winterabend einsam hinter seiner Lampe sitzt, an wie ein Hauch aus jenem Reiche. Es geschieht, wenn er im vergilbten Tagebuche blättert oder ein schier unkenntlich gewordener Gegenstand aus jenen Jahren ihm in die zitternde Hand geräth. Das ist ein Alpenglühen und es zeigt, daß der König der Geister seine Rosen zu hüten gewußt hat.

Jeder Mensch sollte einen Antheil an diesem Rosengarten haben. Irgend wann hat der Aermste durch eiserne Gitter hindurch einen Blick in ihn werfen können und ist sein Gesicht vom Abglanze geröthet worden — er thut gut daran, jenen sonnigen Augenblick festzuhalten. Jedem ist die Fähigkeit der Erinnerung gegeben, durch welche er sich, wie durch eine magische Laterne, das Bild auf die Wand des dunkelsten Gemaches zurückrufen kann.

Den alten Goethe, der sein Leben lang sich mit der Fülle der Sinnenwelt abzufinden wußte, ergriff die Sehnsucht nach „jenem stillen Geisterreich“. Unser hartes und kluges Geschlecht, dessen Trachten nicht über das Körperliche hinausgeht, liebt es, über dergleichen Anwandlungen seinen Spott ergehen zu lassen. Gleichwohl bemerkt man auch in ihm schon die Gegenwirkung der menschlichen Natur, die ja nicht nur aus Verstand, sondern auch aus Gemüth besteht und sich schließlich unter die Schemen einer unsichtbaren Welt flüchtet, nachdem sie aus den unterirdischen Gebieten der Märchen und aus dem Himmel des Glaubens sich längst hat vertreiben lassen. Am hellen Tage wird über freundliche Geister gedruckt und geschrieben und die Anzahl der Spiritisten in den „positivsten“ Ländern läßt sich nur mehr nach Millionen zählen.

Ich habe ein „Psychologisches Sonntagsblatt“ in der Hand — ein kleines Bruchstück aus den Bergen von Büchern, welche über das Leben der Geister seit wenigen Jahren sich aufgehäuft haben. Darin ist über die „letzte Erscheinung des Geistes Katie King“ so trocken berichtet, wie sonst

in einer Zeitung über Hoffeste oder soldatische Aufzüge. Und in dieser Geschichte thun nicht Schwärmer und Lotterieschwestern, sondern Männer mit, wie Wallace, der berühmte Zoologe, Varley, der Director des atlantischen Kabels, Crookes, der Entdecker des Thalliums und Erfinder des Radiometers. Sie alle helfen, wie sie selbst sagen, zusammen, um „die Frage der Unsterblichkeit durch verbürgte Thatsachen zu lösen."*) Hinzufügen möchte ich, daß im gleichen Blatte eine Darstellung des Vorganges enthalten ist, wie von besagter Katie King bei elektrischem Lichte ein photographisches Bild abgenommen wurde.

Nicht minder merkwürdig sind die Aeußerungen der berühmtesten „Professoren der natürlichen Magie", eines Robert Houdin, Bosco, Bellachini über die Dinge, welche sie da zu sehen bekommen hatten. Sie Alle lächelten über die Meinung, daß hier ihre eigenen Künste wirkten und was Bosco anbelangt, so ist derselbe als überzeugter Spiritist gestorben.

Der Geisterglaube ist eine Macht geworden. Soll man nun mit Humboldt sagen, daß vornehm thuende Zweifelsucht, welche Thatsachen verwirft, ohne sie ergründen zu wollen, fast noch verderblicher sei, als unkritische Leichtgläubigkeit? Soll man in diesen Versuchen, deren Ergebnisse der Kirche wie dem Materialismus gleich feindlich entgegen treten, die Religion der Zukunft erblicken? Soll man, wie in den ersten Zeiten des Christenthums, wo die Weisen des Tages den neuen Glauben als ein Aergerniß den Juden, als eine Thorheit den Griechen hinstellten, die Apostel der „vierten Dimension" für Betrogene und Betrüger erklären? Wird es der „exacten Wissenschaft" gelingen, mundtodt zu machen?

---

*) Man vergleiche Crokees' physikalische Experimente über Gewichts-Veränderungen bei Anwesenheit von „Medien".

Ich weiß es nicht. Doch will ich meinen Wunsch nicht verleugnen, der darauf gerichtet ist, daß in der That sinnlich dargethan werden könne, wie hinter dieser Welt des Scheines sich noch eine uns unbekannte Reihe von Wesen und Kräften bewegt. Wäre diese Ueberzeugung zu schaffen, so hätten wir eine unabsehbare Umwälzung der Gedanken vor uns. Die Moral, welche der Materialismus, der sich allmälig an die Stelle der alten religiösen Ueberzeugung vordrängt, trotz aller seiner Sophismen logisch und consequent nicht begründen kann, würde alsdann sofort neue Grundlagen finden. Denn alle Diejenigen, welche ihre religiösen Ueberzeugungen dem Atomismus aufgeopfert haben, handeln inconsequent, wenn sie Sittlichkeit bethätigen.

Ich bleibe beim Standpunkt des Poeten stehen.

König Laurins zauberhaftes Reich, welches zerfiel, als die Leute des Tages einbrachen, hat in der drückenden Schwüle des Etschlandes oft meine Blicke, sowie meine Gedanken angezogen. Es muß vielen Menschen ähnlich ergehen. Denn überall hört man Mären, daß, den Sinnen entrückt, irgendwo Wesen walten, auf denen das tyrannische Gesetz von Ursache und Wirkung nicht lastet und die in Unbekümmertheit und Freiheit dem Genusse des Schönen obliegen. Jene wandeln dort zwischen ihren Rosen und sehen in die verborgenen Brunnen der Erscheinung — in lichten Hallen, deren regenbogenfarbige Bogen über ihnen zusammenstreben, ohne Schmerzen, Mühe und Tod. Sie quält nicht, was ich auf meiner heutigen Wanderung gesehen: Dort ist kein Haus, in dem bleiche Leute ihr Sumpffieber stöhnen, dort wischt sich Niemand im Sonnenbrand den Schweiß von der Stirne, dort folgen nicht klagende Rufe dem todten Kind. Es gibt viele solche geträumte Reiche, wie das des Königs Laurin. Man hat sie

in die Wolken, in die Tiefe der Gewässer, in das Innere der Berge verlegt. Es sind Gebilde, welche die Sehnsucht nach Freiheit erzeugt hat. In den Worten, welche davon erzählen, vernimmt man das „Seufzen der Creatur". Daß sie aber überall auftreten und wie eine Fata Morgana im Gesichtskreise der Menschen schweben, deutet in seelischer Beziehung auf das Bedürfniß eines „vierten Raumverhältnisses". Es ist ja nicht undenkbar, daß unsere Sinnesausrüstung, die gewiß nicht das letzte Wort der physiologischen Entwicklung überhaupt ist, als Vorläufer Ahnungen hat, welchen allgemach im Laufe der Aeonen die weitere Ausbildung nachhinkt. König Laurins' Reich ist ein Traum. Die Freiheit und Schönheit in ihm sind wesenlos wie Wolkengebilde. Wundersam aber bleibt es doch, wie der ungelehrteste, ärmste, zu scheinbar bedeutungslosen Kämpfen verurtheilte Mensch an allen Orten und Enden der Erde sich solche Reiche aussinnt, von denen seine Erfahrung ihm keine Kunde überliefert haben kann. Ist es ein unbewußtes Band, das uns mit einer andern Weltordnung zusammenknüpft, ist es eine verwehte Ahnung von Verwandtschaft, oder — bei der Idealität der Zeit — ein Verspüren anderer Daseinsbedingungen, die uns bevorstehen? Das sind bis jetzt noch müssige Fragen. Die Rosen aber, die dort in den Eingeweiden der Erde blühen, wollen wir in unser eigenes Gemüth verpflanzen und zur festlichen, einsamen Stunde, weit ab vom Lärm des Tages, sie pflegen und mit einem Goldfaden gegen die Welt abfrieden, wie es Laurin thut, der König der Geister.

Das Fremdenbuch.

In einem Fremdenbuche
Da les' ich immer gern,
Da steh'n gar bunte Namen
Verschied'ner Frau'n und Herrn.

Da les' ich klar und deutlich
Der Welt Verschiedenheit:
Den Einen fein bescheiden,
Den Andern groß und breit.

Sie schreiben nur die Namen
In Bücher ein geschwind
Zum Zeichen, daß sie waren
Und jetzo nimmer sind.

Denn kaum das Sein begonnen,
Um's zu genießen recht,
Schon folgt uns auf dem Fuße
Ein jüngeres Geschlecht.

Und von des Menschen Treiben
Der Welt nichts übrig bleibt,
Als etwa was mit Strichen
Man auf's Papierlein schreibt.

D'rum schreibe Deinen Namen
In's Buch, o fremder Gast,
Daß Deine Enkel wissen,
Daß Du gelebt einst hast.

Wir sind als arme Wandrer
In dieses Sein gestellt,
Und Alle sind wir Fremde
Im großen Buch der Welt.

Koloman Hornsburg.

Die großstädtische Krankheit.

Von Prof. Max Haushofer.*)

Der Gegensatz von ländlicher und städtischer Bevölkerung ist so auffallend, daß ihn Statistik und Culturgeschichte von jeher betonen. Es ist aber ein Gegensatz, auf welchen man von Zeit zu Zeit immer wieder zurückkommen darf, so wichtig sind die Einflüsse dieses Gegensatzes auf das leibliche und wirthschaftliche, wie auf das geistige und moralische Befinden und Gebahren der Gesellschaft. Um so rascher aber wird man auf diesen Gegensatz zurückkommen dürfen, wenn er in einem Volksleben so energische Veränderungen zeigt, wie jetzt bei uns.

Daß eine gewisse Concentration des Volkes an einzelnen Punkten zu aller höheren Culturentwicklung nothwendig ist, wird — mit Ausnahme communistischer Phantasten der extremsten Richtung — jeder Vernünftige zugeben. Nur wo eine größere Menschenmenge in raschen wohlfeilen Wechselverkehr treten kann, mag das geistige, wirthschaftliche und politische Leben sich voll entfalten. Je zerstreuter die Bevölkerung eines Landes in großen Räumen lebt, je theurer, mühsamer, zeitraubender und gefährlicher ihr Wechselverkehr ist, um so mehr muß sie in rohen Culturzuständen befangen bleiben. Wenn in einer großen Stadt hunderttausend Menschen rascher Kenntniß vom gewöhnlichsten Gegenstande des Tagesklatsches erhalten, als auf dem Lande tausend Menschen über irgend ein hochwichtiges Ereigniß unterrichtet werden, so ist das nur eine, aber bezeichnende Thatsache für die weitreichende Wirkung dieses Gegensatzes von Stadt und Land.

Im Leben der heutigen Culturvölker hat freilich die städtische Concentrirung der Volkskräfte einen Grad erreicht, welcher anfängt Bedenken zu erregen. Die Gegensätze ländlicher und städtischer Bevölkerung werden bis zum Krankhaften gesteigert.

Das deutsche Reich enthält zwölf Großstädte mit je über 100.000 Einwohnern. Diese zwölf Großstädte erlebten in dem Zeitraume von 1871/75 eine Zunahme ihrer Bevölkerung um 14,8 pCt. Die 88 Mittelstädte (von 20.000—100.000 Einwohnern) erfuhren eine Bevölkerungszunahme von 12,4 pCt. Die Bevölkerung der Kleinstädte (mit 5000 — 20.000 Einwohnern) wuchs um 10,7 pCt.; jene der Landstädtchen (mit 2—5000 Einwohnern) um 5,7 pCt. Die eigentliche Landbevölkerung dagegen, die in Dörfern, Weilern und Einzelansiedelungen lebt, hat nur eine Bevölkerungsvermehrung von 0,8 pCt. zu verzeichnen.

Dies sind nur einige von jenen Ziffern, welche Aufschluß über das Wachsthum der Städte gegenüber den Landdistricten geben. Und nicht allein im deutschen Reiche, sondern fast ausnahmslos in allen Cultur-Ländern verzeichnet die Statistik dürr und theilnahmslos dieselbe Erscheinung.

Der kurzsichtige Bewohner einer Großstadt wird geneigt sein, die rasche Bevölkerungszunahme seiner Stadt schlechtweg als einen Beweis ihres

*) Diesen anregenden Aufsatz entnehmen wir der bei Otto Janke in Berlin erscheinenden „Deutschen Revue", einer der gediegensten und interessantesten Monatsschriften Deutschlands.

Aufblühens anzunehmen, ebenso wie der kurzsichtige Landbewohner sie ohne Weiteres beklagen wird. Der aufmerksame und ernste Beobachter des Völkerlebens aber hat allen Grund, die Genesis dieser Erscheinung, ihre Grenzen, ihre Ursachen und ihre möglichen Wirkungen zu prüfen und sich endlich zu fragen, wie weit es der Wohlfahrtspolitik unserer Rechts-Staaten möglich ist, auf sie einzuwirken.

Haben wir es mit einer wirklichen Krankheit des Völkerlebens zu thun oder mit einer naturgemäßen Entwicklung? Haben wir eine Hypertrophie des Städtelebens zu beklagen oder mit Genugthuung die Beschleunigung des Culturgangs durch die städtische Concentration zu verzeichnen?

Es ist niemals constatirt worden und wird wohl auch nie constatirt werden, welches Verhältniß zwischen ländlicher und städtischer Bevölkerungszahl das richtige ist. So vielfache Analogieen sich auch zwischen dem Volke und dem einzelnen Individuum finden: in einer Hinsicht besteht eine grundsätzliche Verschiedenheit jedenfalls. Für den gesunden Durchschnittsmenschen gilt Maß und Gewicht. Wir kennen die Grenzen, innerhalb welcher die Größe und das Gewicht der einzelnen Theile des menschlichen Organismus bleiben müssen, wenn der letztere ein normaler sein soll. Bezüglich der verschiedenen Theile des Volkskörpers aber fehlen uns solche Maße; Statistik und Culturgeschichte sind zu jung, um sie geben zu können. Und wie uns diese Normalmaße fehlen für das Verhältniß von städtischer und ländlicher Bevölkerung, so fehlen sie uns auch für die Gruppirung der Bevölkerung nach Berufsclassen und nach politischen Parteien.

Wenn nun auch die Frage nicht entschieden werden kann, ob die Ziffer der städtischen Bevölkerung in unseren meisten Culturländern, jetzt schon eine ungesunde ist oder noch innerhalb der normalen Grenzen sich bewegt: darüber kann doch kein Zweifel bestehen, daß die bisherige Progression eine ungesunde ist, daß ein Fortschreiten auf dem jetzt eingeschlagenen Wege zu den bedenklichsten Zuständen führen müßte. Die Städte dürfen nicht lange in diesem Maße fortwachsen, sonst ist es um das gesunde Volksleben geschehen.

Die schädlichen Folgen einer dauernden Hypertrophie der Städte lassen sich leicht einsehen.

Die eigentlichen Landdistricte und die Landorte, welche ununterbrochen Theile ihrer Bevölkerung an die Großstädte abgeben, leiden offenbar hierunter. Ihren Schaden zu messen ist freilich nicht möglich, weil man auch für den Culturwerth des einzelnen Menschen keinen Maßstab hat. Aber die von Zeit zu Zeit laut werdende Klage der Landwirthschaft über Mangel an Arbeitskräften gibt schon Kunde von diesem Leiden. Und diese Klage wird von ernsten Thatsachen begleitet. Nur wenige Jahre sind verflossen, seit die Statistik des Deutschen Zollvereins uns sagen konnte, daß wir mehr Getreide ausführen, als einführen. Seitdem ist bekanntlich ein großer Umschwung hierin eingetreten. Das deutsche Volk lebt nicht mehr vom eigenen Brote, sondern arbeitet zum großen Theile als Fabriksarbeiter für das Ausland, welches einen Theil unserer Industrieproducte mit Nahrungsmitteln bezahlt. Nur ein einseitiger Industrialismus kann sich über diesen Umschwung freuen. Hätten die landwirthschaftliche und die industrielle Production annähernd gleiche Fortschritte gemacht, dann wäre Grund zur Freude vorhanden. Aber eine in so wenigen Jahren sich vollziehende Störung der wirthschaftlichen Functionen ist beklagenswerth.

Und in welchem Zusammenhange steht dieser Umschwung mit dem Vertheilungsverhältniß städtischer und ländlicher Bevölkerung? Ist der Rück-

gang der landwirthschaftlichen Production gegenüber der heimischen Industrie, eine Folge oder eine Ursache des krankhaften Zugs der Bevölkerung nach den Städten? Wohl Beides zugleich.

Daß durch die Hypertrophie der Städte den Landbezirken Arbeitskräfte entzogen werden, ist sicher. Bei dem heutigen Nahrungsmittel-Verkehr, welcher die landwirthschaftlichen Producte Osteuropa's und Amerika's weit wohlfeiler nach europäischen Absatzmärkten bringt, als dies durch die deutsche Landwirthschaft mit ihren Producten geschehen kann, ist aber eine gesteigerte landwirthschaftliche Thätigkeit jener Arbeitskräfte nicht gut denkbar. Von einem einseitig privatwirthschaftlichen Standpunkte aus wäre es ganz vernünftig, wenn die auf dem Lande überschüssig gewordenen Arbeitskräfte nach den Städten ziehen, um dort in bessere wirthschaftliche Verhältnisse überzugehen.

Aber ein einseitiger Erwerbsstandpunkt darf hier nicht maßgebend sein. Wie beim einzelnen Menschen körperliche Entwicklung, Erwerb, Entfaltung der geistigen Kräfte und moralische Durchbildung harmonisch von Statten gehen müssen: so auch beim Volke. Es ist immerhin noch fraglich, wie groß jener Theil der ländlichen in die Städte strömenden Bevölkerung ist, der wirklich damit in bessere Erwerbsverhältnisse übergeht. Und selbst wo letzteres der Fall ist, bleibt es noch fraglich, wie weit die verbesserte wirthschaftliche Lage aufgewogen wird durch andere, üble Errungenschaften.

Es liegt nur ein ganz ungenügender Trost in dem Gedanken, daß die ländliche Bevölkerung ja auch zunimmt, wenn auch in einem weit geringeren Procentsatze. Absolut nimmt sie freilich noch zu; aber gegenüber dem riesenhaften Wachsthume der Großstädte verliert sie immer mehr von der erhaltenden, ausgleichenden, ergänzenden Kraft, die im ganzen Volksleben unaufhörlich wirken soll. — Für die Großstädte selbst ist ihr rapides Wachsthum gleichbedeutend mit einer fortwährenden Vergiftung des Volkskörpers. Die nach den Städten strebende Land-Bevölkerung geht in schlimmere sanitäre Verhältnisse über. Die städtische Bevölkerung pflegt zwar im Allgemeinen eine lebhaftere Heiratsfrequenz und ein günstigeres Geburtenverhältniß zu zeigen; aber sie hat dafür — und das ist wohl das Entscheidende — eine weit ungünstigere Sterblichkeit.

Der ziffermäßige Nachweis dafür wäre freilich sehr complicirt. Mit der einfachen Thatsache nämlich, daß die Sterblichkeit der Städte eine größere ist, als jene der Landbevölkerung, ist dieser Nachweis noch keineswegs ganz geliefert. Es ist zu berücksichtigen, daß die Bevölkerung, namentlich der größeren Städte, ungemein beweglich ist. Diese Städte nehmen immerfort von Außen her, und zwar nicht bloß vom Inlande, sondern auch vom Auslande, Bevölkerungstheile an und geben wieder welche ab. In den allgemeinen Sterblichkeitsziffern aber ist nicht mehr unterscheidbar, wiefern die vom Lande nach den Städten zugewanderte Bevölkerung den letzteren entweder gesundes Blut zuführt oder aber empfänglicheres Material für die physische Verderbniß des Stadtlebens. Wahrscheinlich wird Beides der Fall sein. Denn nach den Städten wandern bekanntlich vom Lande sowohl arbeitskräftige Individuen in den besten Lebensjahren, als auch — angezogen von mancherlei klinischen Instituten — Kranke, sowie alte Leute, welche als Pensionisten und Rentiers, umgeben von städtischem Comfort, ihr Leben dort beschließen wollen. — Andrerseits geben auch gerade die Großstädte Bevölkerungs-Material an das Land ab, welches geeignet ist, die Sterblichkeit des Landes zu erhöhen, diejenige der Städte zu verringern: die zahlreichen in den

ersten Lebensjahren befindlichen Kinder nämlich, welche aus den Städten auf das Land in Pflege gegeben werden.

Alle diese Thatsachen aber dürften zwar geeignet sein, die Thatsache der größeren städtischen Sterblichkeit ein wenig zu modificiren, im Allgemeinen bleibt sie für sich bestehen. In einzelnen Fällen erscheint der Gegensatz zwischen ländlicher und städtischer Sterblichkeit geradezu tragisch. In den Niederlanden z. B. berechnet sich für die Städte eine mittlere Lebensdauer von 30,31, für das Land dagegen von 38,12 Jahren. In Liverpool leben von 100.000 dort geborenen Knaben nur 44.797 bis zum Alter von zwanzig Jahren; in der Grafschaft Surrey dagegen, welche vorzugsweise Landwirthschaft treibt, 70.885. Betrachtet man die Sterblichkeit ganzer Provinzen, so stellt sich dieselbe dergestalt, daß sie in den ungünstigst gelegenen Landestheilen (europäischer Staaten) 1 : 21, d. h. ein jährlicher Todesfall auf je 21 Einwohner beträgt, in glücklich situirten Provinzen dagegen bis zu 1 : 67 sich verringert, während sie in den Städten zwischen 1 : 14 (Perm) und 1 : 44 (Genf) sich bewegt. Der Altmeister der Statistik, Quételet, präcisirt diesen Gegensatz schon dahin, daß die Sterblichkeit in Stadt und Land wie 4 zu 3 sich verhalte und alle späteren Vergleichungen ergaben fast ausnahmslos die weit ungünstigere Sterblichkeit der Städte gegenüber den Landdistricten.

Mag man nun über den Werth der sog. allgemeinen Sterblichkeitsziffer denken, wie man will; mag man — wie dies die neuere Statistik thut — insbesondere davor warnen, die Gesundheitsverhältnisse verschiedener Städte untereinander nach ihrer allgemeinen Sterblichkeitsziffer abzustufen: die Ziffern über die Sterblichkeitsdifferenz zwischen Stadt und Land sind zu so imponirenden Reihen angewachsen, daß darüber kein Zweifel mehr obwalten kann. Die Großstädte verzehren das Leben; sie verzehren das Leben der Kinder, welchen die reine Luft, die naturgemäße Verpflegung mehr oder weniger mangelt; und sie verzehren die Kräfte der Erwachsenen, welche durch ein Arbeits- und Genußleben gehetzt werden, das mehr und mehr von den natürlichen Formen und Schranken sich entfernt.

Die Schädigung der nach den Städten einströmenden Landbevölkerung ist aber nicht allein eine physische, sondern auch eine moralische. Und in dieser Hinsicht sind es besonders die Großstädte, welche den schwersten Vorwurf verdienen.

Proletariat bildet sich zwar auch in den kleinen Städten und, wo kein geschlossener bäuerlicher Grundbesitz existirt, sogar auf dem Lande. Aber dieses zerstreute Proletariat ist bei weitem nicht so gefährlich, als das in den großen Städten sich ansammelnde. Niemals bilden sich auf dem Lande und in den kleinen Städten solche Brutplätze des Lasters, solche Hochschulen der Volksverderbniß, wie unter dem Proletariat der Großstädte. Die criminelle Classe findet auf dem Lande und auch in den kleinen Städten wenig Gelegenheit, sich zu recrutiren, weil ihr die Verlockungsmittel fehlen; aber in den Großstädten findet sie diese Mittel und benützt sie in ausgiebiger Weise.

Die Großstädte sind die Schule der Nation: aber leider keine solche Schule, wo die eingetretenen Schüler unter dem dräuenden Zuchtstöckchen eines gewissenhaften Schulmeisters fein säuberlich in ihren Bänken sitzen und die Wohlthat eines geordneten Anschauungsunterrichts genießen; sondern eine lehrerlose Schule, wo in wüstem Tumult die wohlgerathenen Söhnchen guter Häuser zwischen dem süßen jungen Vorstadtpöbel sich umherwälzen, daß die Bänke krachen und der dicke Staub aufqualmt. Da nimmt freilich Einer vom Andern an und Jeder

lernt von allen Uebrigen — aber was? Immer und überall ist die Verführung der Volksseele von den Großstädten ausgegangen, der Verfall der Sitten in ihnen zuerst verspürt worden. Die Todsünden alle sieben tanzen bei Tag und Nacht ihren Reigen durch die Riesenstädte der Culturvölker; durch die Marmorpaläste, in welchen der hochgesteigerte Luxus blühender Wirthschaftsperioden schimmert und prangt, wie durch die Spelunken, wo das Elend auf jämmerlichem Strohlager schnarcht. Wohl steht, das eherne Schwert in der Faust, das Gesetz auf der Wacht — ihm wird es stets schwerer, Fühlung mit dem tausendfältig getrübten und gefälschten Volkscharakter zu erhalten. Wohl labet die Kunst zu reinen und adelnden Genüssen — ein kleines Häuflein Auserlesener folgt ihr; aber die große Masse schreit „panem et circenses!" und berauscht sich in dem, was ihr gewissenlos von anderer Seite geboten wird. Wohl fegen Ordnung und Wohlfahrtspflege bei Tag die Gassen — die Nacht läßt aus tausend und aber tausend finstern Winkeln eine freche und unvertilgbare Brut wieder hervorkriechen. Wohl laden stille prächtige Dome das Volk zur inneren Einkehr — leichtsinnig rauscht es daran vorüber und auf den Treppen jener Dome wendet die Tugend beleidigt den Blick vor dem frechen Gesicht der Verderbniß. Was nur die Unschuld verführen, den Fleiß tödten, die Sparsamkeit lähmen, das Recht betrügen, das Gewissen ersticken, die Vernunft verwüsten und die Ehre zertreten kann: das wird in den Großstädten gezeugt und saugt sich groß am Marke der alternden Völker.

Der schädliche Einfluß des übertriebenen Wachsthums der Großstädte äußert sich aber nicht allein auf dem Gebiete des physischen, des wirthschaftlichen Lebens und der Volkssitte, er äußert sich zuletzt auch im politischen Leben der Völker. Denn die Staatsformen, welche von den Großstädten ausgebrütet werden, sind entweder die plutokratische Republik oder der Cäsarismus — offen oder verschleiert.

Wenn die Städte schon die Tenbenz der Vergrößerung haben, so lange die Territorien ihrer Staaten gleiche Größe behalten, so muß diese Tendenz offenbar ganz immens gesteigert werden, wenn die Staatsterritorien sich vergrößern. Es liegt aber im Wesen des Staats, nach Vergrößerung zu streben und deshalb ist die Entwicklung und stetige Vergrößerung der Städte und namentlich das erst allmälige, später immer auffallendere und raschere Aufsteigen einzelner Großstädte ein ganz unvermeidlicher historischer Proceß. Mit ihm zugleich aber vollzieht sich der Proceß der allmäligen Umgestaltung alles politischen Lebens. Die kleinen Städte kleiner Staatswesen gestatten noch die Thätigkeit der ursprünglichsten Staatsformen: der patriarchalischen Despotie, des Wahlkönigthums, der antiken Republik. Je mehr das Wachsthum der Städte zunimmt, um so mehr wenden sich diese einfachsten Staatsformen nach der plutokratischen Republik oder dem Cäsarismus. Die Riesenstädte der altasiatischen Staatswesen hatten ihre Despoten; das alte Rom konnte seine republikanischen Bürgertugenden wahren, so lange es klein blieb, und verfiel der Plutokratie und dem Cäsarismus, als es groß geworden war; und das Staatswesen der Athener fiel dem Macedonier in die Hände, als es seine alten Bürgertugenden vergessen hatte. Am auffallendsten zeigen zwei andere Großstädte des Alterthumes, Alexandria und Byzanz, wie wenig die Großstadt an sich geeignet ist, nationalen Geist, nationale Tugend und Kraft zu wecken und zu hegen. Sie waren aber auch nie die Krystallisationspunkte nationalen Geistes gewesen, wie Rom und Athen, sondern theils durch die Gunst des Welthandelszugs, theils als Schöpfung prachtliebender Fürsten entstanden.

Von den mittelalterlichen Großstädten waren einige der bedeutendsten als Welthandelsplätze groß geworden; sie sanken zurück, als der Welthandelszug andere Richtung nahm. So Venedig und Brügge. Andere Großstädte des Mittelalters, die in steter Selbstverjüngung zu Großstädten der neueren Zeit geworden sind, konnten die Stürme der Zeit nur deshalb siegreich überdauern, weil sie neben hochentwickeltem Wirthschaftsleben zugleich das politische und geistige Leben großer Culturvölker als deren Mittelpunkte in sich faßten. Ihre Geschichte ist noch nicht abgeschlossen.

Die Hauptstadt eines Landes soll politisch und gesellschaftlich die Kraft und Blüthe des Volkes in sich vereinigen und in lebhafte Berührung bringen. Hier soll der Herzschlag des nationalen Lebens fühlbar sein. Das wird indessen vielfach erschwert durch den Bildungsproceß der modernen Großstädte. Dieselben ziehen eine Masse von nicht nationalen Elementen an sich; sie sind deshalb weit kosmopolitischer als die ganze Nation, der sie angehören. Handelt es sich vollends um Staatswesen, welche verschiedene Nationalitäten umfassen, so verlieren ihre Großstädte noch mehr an nationalem Charakter. Dann vollzieht sich zumeist in den Großstädten der für das Staatsleben so wichtige Vorgang der unablässigen gegenseitigen Reibung und Abschleifung der verschiedenen Volks-Bestandtheile. In den Landdistricten liegen die nationalen Eigenthümlichkeiten kantig und scharf ausgeprägt vor, wie sie durch die Geschichte vieler Jahrhunderte herauskrystallisirt sind; in den Großstädten werden sie wie in einer Schleifmühle umgetrieben und abgeglättet. Von dem kosmopolitischen Standpunkte aus, der in der friedlichen Berührung, im buntgemischten Zusammenwirken der Nationen die wichtigste Bedingung der allgemeinen Civilisation erkennt, ist das nur erwünscht. Aber leider gibt jener Abschleifungsproceß viel Staub. Und dieser Staub wirkt als zersetzendes Ferment im gesammten Staatsleben.

Hat man all' diese Gefahren der großstädtischen Ueberwucherung erkannt, so ist wohl jeder echte Patriot veranlaßt, sich zu fragen, ob dieser hypertrophische Proceß so fortwähren darf, bis er von selbst irgend ein Ende findet, oder ob es nicht vielmehr Sache derjenigen Factoren sei, welche die Geschicke der Völker zunächst bestimmen, das Fortschreiten dieses Processes durch Präventivmaßregeln zu verhindern?

Die Beantwortung dieser Frage ist nicht einfach. Denn es handelt sich darum, die verschiedenen Ursachen zu erkennen, welche den Großstädten stets neue Bevölkerung in solchen Massen zuführen, und bei jeder dieser Ursachen zu prüfen, ob sie in sich selbst eine Schranke finden muß oder ob sie die Kraft hat, ungeschwächt fortzuwirken, bis ihr von außen eine Grenze gezogen wird. Wo das Letztere nöthig sein sollte, müßten endlich auch die Mittel in Betracht kommen, welche geeignet wären, den Schwerpunkt des Volkslebens wieder mehr nach den Landdistricten zu verlegen.

Die sämmtlichen Ursachen, welche jenen ununterbrochenen Bevölkerungsstrom nach den Großstädten treiben, lassen zwei Hauptgruppen unterscheiben. Es ist theils das Streben nach Erwerb, theils der Wunsch nach den großstädtischen Genüssen.

Das Streben nach Erwerb, die Hoffnung, rasch und ohne sonderliche Mühe sein Glück zu machen, das ist der eine hauptsächliche Beweggrund, der den Einzelnen nach der Großstadt treibt oder in ihr festhält. Dieser Beweggrund ist insofern ein gerechtfertigter, als ja in der That die Nachfrage nach Arbeitskräften in den Großstädten eine weit stärkere und mannigfaltigere ist, als auf dem Lande. Aber — und darin liegt die Kehrseite — der Einzelne bedenkt nicht, daß dieser Nachfrage auch ein

entsprechend stärkeres und concentrirteres Arbeitsangebot gegenübersteht. Er bedenkt dies deshalb nicht genügend, weil die liebe Selbstsucht ihm stets sein eigenes Ich und seine Leistungen viel zu sehr in den Vordergrund rückt. So kommt der Besitzer eines beschränkteren Standpunktes nur zu leicht zu der Anschauung, er sei der Einzige, der auf diesem oder jenem Felde brauchbar sei, und es müsse ihm deßhalb glücken. Ueberdies ist es natürlich, daß, weil in den Städten das Erwerbsleben viel concentrirter ist, auch die Beispiele von solchen, die ohne Mühe zu einiger Wohlhabenheit gelangen, in unmittelbarer Nähe, und deßhalb viel verführerischer wirken. Und der große Mittelschlag von Menschen ist jedenfalls so geartet, daß er es vorzieht, saure Anstrengung durch wohlfeile Hoffnungen zu ersetzen — wenn nur irgend ein Anhaltspunkt hiefür vorhanden ist.

Die Aufklärung der Menge bezüglich dieses Irrthums kann wohl nicht künstlich herbeigeführt werden. Sie muß von selbst kommen. Von selbst und nach mancher bitteren Erfahrung muß sich im Volke die Einsicht verbreiten, daß wohl Derjenige, der in irgend einem Fache etwas wirklich Tüchtiges gelernt hat, in der Großstadt rascher Gelegenheit findet, seine Kraft zu verwerthen; daß aber Derjenige, der gar nichts oder nur das gering Mittelmäßige gelernt hat, weit besser thut, in Kreisen zu bleiben, wo er möglichst wenig Concurrenz findet. Aber selbst der intelligentere Theil der Bevölkerung soll und muß mit der Zeit zu der Einsicht kommen, daß keineswegs in den Großstädten allein sich ihm das Feld für eine ersprießliche Thätigkeit darbiete. Diese Einsicht kann indessen, wie erwähnt, durch keinerlei Mittel künstlich geschaffen werden. Jedes Volk muß eben seine Erfahrungen machen, und wenn es mehr Zeit hierzu gebraucht, als der Einzelne, so hat es dafür auch weit länger Zeit, diese Erfahrungen zu verwerthen. Und von Denjenigen, welche als Opfer dieser Lehrzeit zermalmt unter den Tritten der Millionen verschwinden, tragen die meisten selbst die Schuld ihres Untergangs. Es sind dies größtentheils jene Glücksjäger unterster Classe, welche, mit beschränktem Verstande und beschränkten Mitteln ausgerüstet, aus den Landdistricten nach den Städten ziehen, ohne irgend einen bestimmten Beruf vor Augen zu haben. In dem großen Gebiet der werthlosesten Berufsarten, der einfachsten Dienstleistungen, der niedrigsten Aemter finden sich immerhin genug Beispiele von solchen, die ohne Kenntnisse und ohne Anstrengung ein erträgliches Dasein fristen. Solche Beispiele müssen verführerisch auf die Faulheit wirken. Und das ist weit schlimmer, daß sie den Glauben an die eiserne Nothwendigkeit des Fleißes erschüttern, als daß sie trügerische Hoffnungen erwecken, welche entfliehen, wenn der Getäuschte, in der Großstadt zwischen Hunderttausenden doch allein und verlassen steht und im Elend verkömmt.

Es ist schwer zu entscheiden, ob der Erwerbseifer oder ob die Genußsucht durch das großstädtische Treiben stärker angelockt wird. Insofern sind die Lockungen des großstädtischen Genußlebens jedenfalls gefährlicher, als sie nicht so schmerzlich täuschen können, wie die Erwerbshoffnungen. Was die Großstädte an Genüssen bieten, das versprechen sie nicht bloß, sondern sie geben es wirklich; sie geben es in tausendfacher Auswahl, zu allen erdenklichen Preisen, in allen Qualitäten. Oder ist es nicht reizend für den Besitzlosen, wenn ihm die Großstadt alle jene Genüsse unentgeltlich oder um einen ganz bescheidenen Preis bietet, die sonst nur dem Reichen zugänglich sind? Die Bier- und Kaffeepaläste der Großstadt bieten ihm für die wenigen Pfennige seines Consums strahlend erleuchtete Salons; die Pferde-Bahnen befördern ihn auf

sammtenen Polstern für ein Bettelgeld von einem Ende der Stadt zum andern; zum Lustwandeln laden ihn Gärten ein, wie sie kein König prächtiger besitzt; in den Theatern kann er, umgeben von der feinsten Gesellschaft, die Sitten derselben mühelos studiren; in den Museen, Kunstsammlungen, Bibliotheken alle jene reinen und erhabenen Genüsse unentgeltlich finden, welche die gebildete Welt begeistern. Und selbst wenn ihn die Spirituosen überwältigen, wenn er trunken im Straßengraben liegt, richtet ihn die milde Hand der großstädtischen Polizei wieder auf, um ihn in Sicherheit zu bringen. Und wie kitzelt die Sinne des seichten Genußmenschen die beständige Abwechslung all' dieser Genüsse, dieser Schaustellungen, Theater, Feste, Tingeltangel u. s. f. Wie leicht findet derjenige, der zu unselbstständig ist, um die Genüsse des Daseins auf eigene Faust aufzusuchen, Gelegenheit, sich an Andere, an Erfahrene anzulehnen!

Und diesem ganzen tollen Zauber gegenüber steht als einziger eigenartiger Genuß des Landbewohners die Freude an der unverfälschten Natur. Selbst diese Freude wird ihm durch die langen Winter unseres Klima's stark beeinträchtigt. Aber dem Menschen, der überhaupt inneren Fond besitzt, wiegt diese Freude doch schwer genug, um ihm die Dutzendgenüsse der Großstadt zu ersetzen. Und ist die geistige Anregung, welche die ländliche Bevölkerung empfängt, auch nicht so mannigfach — es kömmt ja doch nicht so sehr darauf an, wie viel der Mensch an Anregung empfängt, als vielmehr darauf, wie er empfangene Anregung geistig verarbeitet.

Eins freilich ist, was selbst der an Geist und Gemüth reich ausgestattete Mensch auf dem Lande und in der Kleinstadt schmerzlich entbehrt: die Gelegenheit für die Bildung der Kinder. So viel auch heutzutage zur Verbesserung des Landschulwesens geschehen ist: in dieser Hinsicht ist die größere Stadt unersetzlich.

Bei den im modernen Staate geltenden Principien der Freizügigkeit und Gewerbefreiheit, bei der Lockerung und Auflösung alter Berufs- und Standessitte ist das rapide Wachsthum der Großstädte ein Vorgang, der absolut nicht ganz aufzuhalten ist. Eine Grenze findet er nur dann, wenn die den Großstädten eigenthümlichen Nachtheile einen so hohen Grad erreichen, daß derjenige Theil der Bevölkerung, der hierzu in der Lage ist, die Großstadt flieht; wenn ihre Luft gründlich verpestet, ihre Umgebung auf Meilen hinaus verdorben, ihre Bevölkerung theils übersättigt und ermüdet, theils in trockener Erwerbsthätigkeit gründlich prosaisch geworden, theils in proletarischem Elend verkommen ist. Diese Grenze steht bei manchen europäischen Großstädten nicht mehr in weiter Ferne; bei anderen, die durch glückliche landschaftliche Lage, durch großen durchschnittlichen Wohlstand, durch künstlerische und geistige Lebenskraft sehr ausgezeichnet sind, wie vor allem das ewig junge Paris, ist sie wohl noch weit entfernt. Es wird Alles darauf ankommen, inwieferne die moderne Technik und der fortschreitende Verkehr im Stande sein werden, den riesenhaft gesteigerten Ansprüchen der Großstädte in Bezug auf Wasserversorgung, Reinigung, Zufuhr ungefälschter Nahrungsmittel u. dergl. zu genügen; inwieweit ferner der Verkehr dazu beitragen kann, ländlichen Wohnsitz mit städtischer Erwerbsgelegenheit, städtischem Comfort und städtischer Bildung zu vereinigen. In all diesen Beziehungen stehen wir vor Dingen, die sich entwickeln und können heute nicht entscheiden, ob unsere Urenkel aus den großen Städten fliehen werden, halberstickt von einer Atmospäre des Lasters und des Elends, oder ob das gealterte Europa noch Lebenskraft und reines Blut genug besitzt, um eine Reihe von Millionen-

städten zu ertragen, strahlend in neuen Schöpfungen einer gigantischen Technik, einer stets sich läuternden und verfeinernden Gesellschaft, einer stets sich verjüngenden Kunst.

Die mächtige Expansionskraft unserer Städte war offenbar lange Jahrhunderte hindurch von veralteten Banden festgehalten. Erst seit Freizügigkeit und Gewerbefreiheit jene Bande zerbrachen, seit überdies die Eisenbahnen es möglich machten, die Hunderttausende täglich mit den nöthigen Nahrungsmitteln zu versehen, konnte diese Expansionskraft wieder voll thätig werden. Hierzu kam, daß unsere Großstädte geflissentlich zu Knotenpunkten des Verkehrs gemacht wurden, indem man allenthalben die Eisenbahnnetze so zu spinnen suchte, daß ihre Linien in den Großstädten zusammentrafen. Auch in anderer Hinsicht ward nach Möglichkeit centralisirt. Bildungsanstalten, Gerichtshöfe und andere Aemter, große wirthschaftliche Unternehmungen wurden aus kleinen Städten in größere gelegt; neue derartige Anstalten überhaupt nur noch in größeren Städten errichtet. Die Magistrate der Städte selbst betrachten mit einer Art Eifersucht das gegenseitige Wachsthum. Sie vor Allem hätten die Gelegenheit gehabt, auf die Art dieses Wachsthums einzuwirken. Es wäre rathsam gewesen, nicht in jedem Bevölkerungszuwachs schlechterdings ein Zeichen von Prosperität zu erblicken, sondern mehr auf die Qualität des Zuwachses zu achten. Die städtischen Verwaltungen hatten es ja einigermaßen in der Hand, durch die Handhabung mancher polizeilichen und finanziellen Maßregel bis zu einem gewissen Grade auf die Qualität des Bevölkerungs-Zuwachses Einfluß zu nehmen. Statt dessen suchten sie in vielen Fällen, den eifersüchtigen Blick auf die Nachbarstädte gerichtet, jede Art von Zuwachs zu befördern, ohne Rücksicht darauf, ob damit der Durchschnittswerth ihrer Bevölkerung stieg oder nicht.

Durch das eben Gesagte ist schon auf gewisse Maßregeln hingedeutet, welche geeignet wären, das Tempo des großstädtischen Wachsthums zu verlangsamen. Ein Sistiren des Centralisationsganges im Gebiete der Staatsverwaltung und eine größere Aufmerksamkeit der städtischen Verwaltungen auf die Qualität des Bevölkerungszuwachses wären die Hauptprincipien solcher Maßregeln. Auf der anderen Seite kann noch viel, sehr viel geschehen, um die Intelligenz, die Arbeitstüchtigkeit, die Capitalbildung, und die Ausdehnung des Comforts in den Landdistricten zu fördern. Für die Hebung des Schul- und Medicinalwesens, für die Verbesserung des Verkehrswesens auf dem Lande haben die Regierung und die Gemeindeverwaltungen schon Verständniß gewonnen; vielleicht gewinnen sie dasselbe auch noch für die ästhetische Läuterung und Verschönerung des Landes. Es ist freilich nicht möglich, aus jedem Bauernhofe einen Edelsitz, aus jedem Taglöhnerhäuschen eine Villa, aus jeder schmutzigen Dorfgasse eine Promenade, aus jeder verlassenen Dungstätte einen Park und aus jeder bäuerlichen Gemeinde eine Gesellschaft liebenswürdiger und feingebildeter Landwirthe zu machen. Aber daß es in dieser Richtung gewisse Ideale gibt, welchen in unserem deutschen Vaterlande etwas lebhafter nachgestrebt werden dürfte, ist sicher. Es würde beitragen zur Kraft und zum Glücke der Nation.

Das Quellwasser in den Alpen.

Von Prof. Dr. Mitteregger.

Welcher Tourist hat nicht schon auf seinen Bergfahrten das peinigende Gefühl des Durstes, und darnach die Wonne eines köstlich erfrischenden Trunkes aus sprudelnder Quelle empfunden? Und wo entquillt das Wasser, dieses Lebenselement, klarer und frischer und reiner dem Busen der Natur, als in unseren Alpen?

Neben der frischen reinen Luft ist unstreitig das gute, gesunde Wasser der Hauptmagnet für die Sommerfrischgäste, welche, seit die schnellfüßigen Dampfrosse allseitig unsere Thäler durcheilen, in immer größeren Schaaren aus Süd und Nord in die Alpen ziehen, um dort auf einige Wochen das Auge zu weiden am milden Blau des Himmels, am sanften Grün der Flur und des Hains, am spiegelnden See, am strahlenden Silber des Gletschers, zu athmen die reine würzige Luft des Waldes, sich zu laben am köstlich erquickenden Quell. Haben wir Alpenbewohner daher nicht alle Ursache, das Quellwasser, diese kostbare Perle, zu schätzen und ihr unsere vollste Aufmerksamkeit zu widmen? Gewiß sind die Gebirgsquellen einer näheren Betrachtung auch in diesen Blättern würdig.

Von der Oberfläche der Erde steigt fortwährend Wasser in Form des Dampfes in die Luft auf. Dieser Vorgang findet nicht nur bei Bächen, Flüssen, Seen und Meeren statt, sondern dasselbe geschieht auch an der Oberfläche des feuchten Bodens und der Pflanzen.

In diesem Wasserdampfe finden wir die Ursache der atmosphärischen Niederschläge, durch welche das Wasser, die Quelle des Lebens auf unserem Planeten, in Form von Thau, Nebel oder Regen in flüssiger, oder als Reif, Schnee oder Hagel in fester Form auf die Erde zurückkehrt, um von Neuem seinen Kreislauf zu beginnen, indem ein Theil der Niederschläge, der die Erde befeuchtet, in kürzerer Zeit wieder verdunstet, ein anderer Theil in Bäche und Flüsse allmälig abfließt, und wieder ein anderer Theil durch Erd- oder Steinschichten in die Tiefe unseres Erdkörpers eindringt, bis undurchdringliche Ablagerungen den weiteren Lauf hemmen und so zu Wasseransammlungen Veranlassung geben, die dann, wenn diese Schichten an einer tiefer gelegenen Stelle zu Tage ausgehen, wieder einen Weg zur Oberfläche finden und an dieser als Quellen zum Vorschein kommen. Oder das Wasser bringt durch Risse und Spalten der Gebirge mehr oder weniger tief ein, füllt alle damit in Verbindung stehenden Spalten an und steigt in diesen nach gewissen Gesetzen wieder zur Oberfläche auf.

Die Quellen sind also die Wirkung eines Druckes höher gelegener Wasserbehälter. Diese einfache Erklärung über die Entstehung der Quellen ist sehr alt; schon Aristoteles, Seneca und Vitruvius haben sie aufgestellt.

Das Auftreten der Quellen steht mit der Natur der Gebirgsart, der Structur und Lagerung im innigsten Verhältniß. Je mehr im Allgemeinen das Gestein nach allen Seiten hin zerklüftet und zerrissen ist, um so günstiger werden die Verhältnisse für das Entstehen der Quellen sein, aber

eben nur dann, wenn die Spalten auf lange Strecken hin miteinander zusammenhängen, so daß also die Wurzeln der Quellen auf der breitesten Grundlage ruhen, d. h. sich über weite Flächen ausdehnen und sich überdies noch reichlich verzweigen. Anderenfalls kommt das eingedrungene Wasser sehr bald wieder zu Tage und bei mangelndem Regen kann eine Erschöpfung von Vorräthen eintreffen, sogenannte Hungerquellen.

Im wildzerrissenen und tiefgespaltenen Kalk- und Dolomitgebirge dringt das atmosphärische Wasser in große Tiefen ein und findet meistens erst im Thalboden einen Ausweg, wo es dann oft in zahlreichen, mächtigen Quellen von köstlicher Frische hervorsprubelt und die wundervoll gefärbten, blauen und grünen Gebirgsbäche der Kalkalpenthäler nährt. Daher wir auf den Abhängen und Höhen dieser Gebirge so selten Quellen antreffen, ja und auch diese im Thal versiegen zumeist im Juli oder August, wenn nämlich die sie ernährenden Schneemassen durch die Sommerwärme abgeschmolzen sind. Ein wohlzubeachtender Wink für Kalkalpenbesteiger.

Im sanftansteigenden Schiefergebirge mit seinem geschichteten, leicht verwitterbaren Gestein, findet das Wasser, die Schichtenflächen verfolgend, überall leicht einen Ausweg, daher auch in diesen Gebirgen zahlreiche Quellen den Wanderer erfreuen, und meistens schon wenige Schritte unter der Spitze oder dem Kamm eines Glimmerschiefer- oder Chloritschiefergebirges findet der Besteiger einen fast nie versiegenden Born.

Die Wassermenge der Quellen ist abhängig von der Menge der Niederschläge, von der Größe der Sammelfläche und von der Bewaldung. Diese letztere namentlich steht in innigster Beziehung zur Ergiebigkeit der Quellen. Der Wald saugt wie ein Schwamm das Regen- und Schneewasser auf und gibt es nur allmälig wieder ab an die Quellen, so daß diese niemals vertrocknen. Mit der Entwaldung der Gebirge bleiben auch meist alle Quellen aus, und nur bei stärkeren Regengüssen wälzen die von keinem Wald mehr zurückgehaltenen Gewässer ihre schlammige Fluth verheerend in's Thal.

Die Temperatur, ein wesentlicher Factor zur Beurtheilung eines Quellwassers, steht im innigen Verhältniß mit der mittleren Jahrestemperatur des Ortes, und mit der Tiefe, aus welcher sie hervorkommt.

Quellen, die ihr Sammelbecken in einer Tiefe von etwa 20 Metern haben, das ist in der Schichte der unveränderlichen Temperatur, haben die constante mittlere Jahrestemperatur des Ortes, also in den Thälern der Alpenländer, je nach der Lage, 6 bis 8° R. Liegt das Sammelbecken in größeren Höhen der Gebirge, so hat die Quelle die mittlere Jahrestemperatur dieser Höhen. So z. B. hat die berühmte Fuscherquelle in einer Meereshöhe von 1180 Metern eine Temperatur von 5° R., die Katharinenquelle beim Miklauzhofe in Unterkärnten, 480 Meter Meereshöhe, 6° R., die Quelle unter dem Sattel des Krimmlertauern 2° und die Quelle am Timmlerjoch gar nur 1° R.

Solche Quellen haben Sommer und Winter eine constante Temperatur, oder wie man gewöhnlich sagt, sie sind im Sommer kalt, im Winter warm, weil die Temperaturdifferenz zwischen Luft und der Quelle im Sommer und Winter eine auffallende ist.

Nachdem erwiesen ist, daß die Temperatur der Erde nach innen von der Schichte der unveränderlichen Temperatur an gerechnet, nach je 30 Metern um 1° zunimmt, so ist es auch erklärlich, daß das Wasser, wenn es genöthigt ist, auf seinem unterirdischen Laufe in größere Tiefen einzudringen, um auf der anderen Seite wieder zur Quellenmündung em-

vorzusteigen, um so wärmer ist, aus je größeren Tiefen es hervorbringt. So entstehen die warmen und heißen Quellen, in den Alpen z. B. Villach und Gastein.

Quellen, die aus geringer Tiefe kommen und unter der Oberfläche fortfließen, nehmen die mittlere Temperatur der Jahreszeit an, und sind im Sommer lau und im Winter eiskalt, daher von geringem Werthe.

Wenn auch das niederfallende Regenwasser, außer den luftförmigen Bestandtheilen, die es aus der Luft aufnimmt, als vollkommen rein anzusehen ist, so ist doch das aus der Erde oder aus dem Felsen hervorquellende Wasser niemals ganz rein.

Auf dem oft langen unterirdischen Laufe kommt das Wasser mit den mannigfachsten Mineralien und Gesteinsarten zusammen, wovon es verschiedene Mengen auflöst. So ist es wohl erklärlich, daß das Quellenwasser niemals ganz reines Wasser ist, sondern die mannigfachsten Stoffe und in verschiedenen Mengen gelöst enthält, je nach der Beschaffenheit des Gesteins, durch welches dasselbe geflossen. Schon bei Plinius lesen wir:

Tales sunt aquae, qualis terra, per quam fluunt.

Insbesonders ist es die Kohlensäure, welche das Wasser schon als Regen aus der Luft aufnimmt und sich beim Durchsickern durch die Dammerde mehr oder weniger damit sättigt, und daher in jedem Quellwasser vorhanden ist. Kohlensäurehältiges Wasser löst hingegen Substanzen, wie kohlensauren Kalk, Magnesia, Eisenoxidul, sowie gewisse Alkaliverbindungen auf, welche reines Wasser nicht zu lösen im Stande ist. Gewisse Salze, wie Chloride, schwefelsaure Alkalien und Gips sind schon an und für sich im Wasser löslich, ebenso gewisse organische Zersetzungsproducte.

Daher finden wir in größerer oder geringerer Menge diese Stoffe fast in jedem Quellwasser gelöst. Wenn wir auch hin und wieder, besonders in höheren Gebirgsgegenden, Quellen finden, deren Wasser eine so geringe Menge fremdartiger Bestandtheile enthält, daß die gewöhnlichen Reagentien darin keine Veränderungen bewirken, so sind dies doch nur Ausnahmen.

Alle Quellwässer hinterlassen beim Verdunsten einen erdigen Rückstand von den darin aufgelösten festen Substanzen, gewöhnlich 200—400 Milligramm im Liter. Ein Wasser, wovon ein Liter einen Abdampfrückstand von 1 Gramm und mehr hinterläßt, nennt man ein Mineralwasser. Gewisse Gesteine, wie Glimmerschiefer, Chloritschiefer und Sandstein, enthalten fast gar keine löslichen Bestandtheile, daher die Quellen des Schiefergebirges oft nicht einmal einen Rückstand von 200 Milligramm geben, und als die reinsten Wässer zu bezeichnen sind. Das Wasser der Dolomit- und Kalkgebirge gibt immer einen stärkeren Rückstand und enthält größere Mengen Kalksalze und Magnesia.

Eine gewisse Menge gasförmiger, namentlich Kohlensäure, und fester Substanzen muß aber jedes gute Trinkwasser bis zu einem gewissen Grade enthalten, aber nicht mehr als 200 bis 300 Milligramm Abdampfrückstand im Liter, um als wohlschmeckend zu gelten. Der Kohlensäure, den kohlensauren Salzen und wenigen anderen Bestandtheilen verdankt eben das Wasser seinen erfrischenden Geschmack, und sie sind auch dem Trinkwasser durchaus nothwendig, indem sie die Verdauung befördern und nöthigenfalls der Körper die zur Knochenbildung nothwendigen Materialien daraus entnimmt. Ganz reines Wasser würde uns bei aller Frische nicht munden, es schmeckt fade und weich.

Hingegen wirkt ein Wasser, welches viel Kalksalze, kohlensauren Kalk und Gyps, über 300 Milligramm im Liter, enthält, verstopfend, schwefelsaure Salze wirken purgirend und gelöste organische Substanzen sind als

Fäulnißproducte durchaus schädlich und ungesund.

Gewisse Trinkquellen haben wegen ihrer Klarheit, Frische und wohlthätigen Wirkung ihren Ruf seit Altersher. Die poesiereichen Griechen bevölkerten die noch heute berühmten Quellen Griechenlands und Kleinasiens mit Nymphen und Najaden, und auch in unseren Tagen spricht man noch oft von einem wunderthätigen Brunnengeist — ein Beweis, in welchem Ansehen von jeher eine gute Quelle gestanden ist und noch steht. Die nüchterne Wissenschaft hat den Quellen den Reiz der Poesie genommen und an dessen Stelle die minder poetische chemische Analyse gestellt.

Zur Beurtheilung der Güte eines Quellwassers ist jedoch die chemische Analyse nicht immer unumgänglich nothwendig. Ist das Wasser vollkommen klar, farb- und geruchlos, von angenehmem Geschmack, frisch, Sommer und Winter von gleicher Temperatur, höchstens 8° R., wenn es beim Stehen in einem Glase zahlreiche Luftperlen an den Wänden ansetzt, durch Seife nur sehr schwach getrübt wird und wenn man davon mit Genuß mehrere Gläser hintereinander trinken kann, ohne ein unangenehmes Gefühl der Ueberfüllung zu empfinden, so kann es als ein gutes Trinkwasser angesehen werden. Ist es hingegen reich an Kalksalzen, so wird es durch Seife stark getrübt und scheidet bei mehrtägigem Stehen, noch schneller beim Kochen einen weißen Bodensatz oder eine Kruste ab, den sogenannten Pfannenstein. Ein solches Wasser heißt hartes Wasser, weil es Hülsenfrüchte nicht weich zu kochen im Stande ist. Dieses ist als Trinkwasser nicht Jedermann zuträglich. Solche Quellen zeigen nicht selten bei ihrem Ursprunge bedeutende Kalkausscheidungen in Form von Kalktuff oder Incrustationen. (Tuffquellen). Daß ein solches Wasser auch zum Waschen unbrauchbar ist, kann nicht befremden, weil die Seife durch den Kalk zersetzt und unwirksam wird.

Ein Wasser, welches organische Substanzen enthält, nimmt bei mehrtägigem Stehen einen widerlichen, fauligen Geruch an und gibt beim Verdampfen einen Rückstand, der sich beim weiteren Erhitzen bräunt oder schwärzt.

Enthält das Wasser schwefelsaure Salze und organische Substanzen, so nimmt es beim Stehen in vollen, luftdicht verschlossenen Flaschen einen Geruch nach faulen Eiern an.

Auch der Ort, das Gestein, aus welchem die Quelle hervorbricht, gibt in vielen Fällen einen Fingerzeig für die Güte derselben, sowie die im Laufe des Jahres sich ändernde Temperatur. Im Kalk- und Dolomitgebirge findet man häufiger harte, im Schiefergebirge, im Granit und Sandstein mehr weiche Wässer. Quellen, die im sumpfigen Boden ihr Sammelbecken haben, enthalten viel organische Substanzen und sind sehr ungesund. Quellen, die im Sommer warm und im Winter kalt sind oder gar zufrieren, sind im wahren Sinne des Wortes nicht weit her, das heißt sie kommen nur aus geringer Tiefe, fließen unter der Oberfläche fort; es fehlt ihnen durchwegs das erfrischende Element, die Kohlensäure, und sind noch überdies oft mit Verwesungsproducten gesättigt.

Aber auch das beste Wasser kann durch unvernünftige Behandlung gänzlich verdorben und ungenießbar gemacht werden, nämlich durch ungeschickte Fassung der Quelle und schlechte Leitung des Wassers. Die Quelle muß, wenn sie nicht directe aus dem Felsen kommt, an ihrem Ursprung sauber von allen verwesenden organischen Stoffen gereinigt und freigehalten werden, der Boden werde mit reinem Sande bedeckt und die Quelle mit einem verschließbaren Steinbau überwölbt, damit alle absichtlichen oder zufälligen Verunreinigungen unmöglich sind. Die Leitung kann, wenn das Gefälle stark ist, aus lärchenen Röhren gemacht

werden, welche aber mindestens einen Meter tief und womöglich mit Schotter umgeben, nie aber bloß auf der Oberfläche oder durch sumpfige Strecken gelegt werden. Ist das Gefälle schwach, so sind eiserne Leitungsröhren das einzig Richtige. Ist eine gute Quelle in der Nähe und es geht aus verschiedenen Gründen nicht gut an, dieselbe zum Orte, zu den Wohnungen zu leiten, so baue man wenigstens einen guten Fußweg dahin, umgebe dieselbe mit schattigen Bäumen und Ruheplätzen, und die Sommergäste werden es dankbar anerkennen.

Auch in diesem Punkte können wir vom classischen Alterthum lernen. Nicht nur daß gute Quellen von den Dichtern besungen wurden, sondern man errichtete über denselben kostbare Hallen und Tempel, umgab sie mit dem Zauber einer üppigen Vegetation, und leitete ihr Wasser in langen kostspieligen Aquäducten in die Städte, um deren Bewohner mit gesundem Trinkwasser zu versorgen.

Wanderer und Schnitterin.

Wanderer:
Allweil so fleißig noch
Schnitterin?
Ist über'n Hügel doch
Längst schon die Sonne hin!
Komm', unter'm Lindenbaum
Dorten am Wiesensaum,
Sitzend im Dämmerschein
Halten wir Rast!

Schnitterin.
Kann do nit feiern geh'n,
Weil no die Aehren stehn —

Wanderer.
Wenn du kein' Zeit nicht hast,
Schau doch nur auf zu mir!
Mädel, sei g'scheidt!

Schnitterin.
Weg die Hand!
Oder die Sichel schneid't!

Wanderer:
Blitz und Brand!
Ist das ein Augenpaar!
Meinst wohl, ich fürcht' mich gar?
Meiner Seel' — nein!
Laß Deinen Zorn
Aus nur am Korn —
Eh' noch ein Sternlein blinkt,
Eh' noch der Nachtthau sinkt,
Bist Du doch mein!

Schnitterin.
Glabst, daß i Liab' und Treu'
Alle Tag' wechs'l neu?

Wanderer.
Hast einen andern Schatz?
O, das verdrießt mich frei.

Schnitterin.
Prahler, hast Recht,
Du wärst mir viel z'schlecht.

Wanderer.
Freilich verdrießt mich das.
Aber Du, sag' mir an:
Der, den Du gern hast,
Was ist er denn, was?

Schnitterin.
Er is Soldat.
Morgen a Jahr is' grad,
Daß er marschirt is' — weit
In die Türkei —
War nur der Krieg bald aus!
Steh' ihm der Himmel bei,
Daß er die ganze Zeit
G'sund bleib', und wieder z'Haus — —
Aber was red' i da —
Geht Di das Alles ja
Do gar nix an! —

Wanderer.
Soll i des Teufels sein,
Wenn i mi schlau und fein
Länger verstellen kunt,
Kennst mi denn richtig nit?

Schnitterin.
Michel! — Wia g'schiecht mir denn,
Daß i Dei' Stimm' erkenn'
Jetzt erst? — Geh' her!
Mei liaber Bua!
Hätt' i das früher g'wußt! —
Michel, nach Herzenslust
Küß' mi nur zua!

Ernst Rauscher.

Wie die Völker tanzen.

Eine Studie von Ernst Keiter.

I.

„Ach, wie ungereimt!" werden Sie vielleicht ausrufen, mein schönes junges, von den süßen Zauberklängen der kurz zuvor vernommenen Ballmusik noch halb und halb berauschtes und begeistertes Fräulein, wenn Ihnen diese Zeilen absichtslos und zufällig etwa unter die Aeuglein kommen. „Welch' ein undankbares Thema für einen Autor, während der fröhlichen Zeit des Dreikönigstages und dem aschgrauen Mittwoch, dem ersten Festtage der officiellen Geigenklänge und dem der marinirten Aale und Häringe, dem Leser, mindestens der jungen tanzlustigen Welt, ein Capitel über den Tanz zu unterbreiten, uns zuzumuthen, über den Tanz zu lesen, wo uns doch nur die Seligkeit des Dahinschwebens auf glattem Parquet eben ganz und voll erfüllt!"...

Und wie sehr auch diese Apostrophe dazu angethan ist, mir die Feder zu entziehen, so halte ich nichtsdestoweniger diese Zeitperiode für nicht gar so ungeeignet, um nicht den Versuch zu wagen, mit einer kleinen bescheidenen Abhandlung in diesen Blättern über den Tanz und seine Geschichte zu dociren...

Wenn wir, allerdings ein wenig weit ausholend, uns etwa fragen, wer der erste Tänzer, oder wenn wir so sagen dürfen, der Erfinder des Tanzes gewesen, so wird die einzig treffende Antwort darauf wohl lauten müssen: der erste Tänzer sei kein Anderer als der erste Mensch gewesen... Ein Entzücken, ein freudiges Fühlen und Aufflammen der ahnungslosen Seele, das urplötzlich über ihn gekommen, hat ihn wohl zu einer Reihe erregterer Bewegungen seines Körpers, seiner Arme, zu wenn auch wenig kunstmäßigen Sprüngen seiner Füße veranlaßt, hat ihn für mehr oder minder langdauernde Momente aus dem früheren Zustande der Ruhe gebracht, hat ihn mit heiterer seliger Stimmung beglückt, ganz im Gegensatze etwa zu jener, die ihn erfaßte, da er aus irgend einem Grunde Widerwärtiges erfahren hatte. Und war dieses rasche Sichbewegen, dieses freudige Hüpfen oder Emporspringen auch noch weit entfernt, ein Tanz zu sein, so war es doch der erste Schritt hiezu; denn beide Bewegungen entsprangen ja einem und demselben Gefühle: einer wonnigen Erregung...

Der Tanz war, in seiner ersten unvollkommenen Gestalt schon, ein Bedürfniß des Naturmenschen und soweit wir auch in der Geschichte des Lebens aller Völkerschaften zurückblicken mögen, überall finden wir, wenn auch zumeist ohne die geringste ästhetische Form, denselben vorhanden. Der Eine, der Wilde, tanzte nur aus unbewußtem innerem Triebe, der Andere, der Gebildete, im Bewußtsein des künstlerischen Werthes, mit Schönheitssinn. Daher finden wir schon in der Urzeit, bei den ältesten Menschenstämmen und Völkern, wenn auch nur als Ausdruck der Naturkraft, den Tanz vertreten. Mit der Musik vereint gehört die Kunst des Tanzes zu den ersten und ältesten Künsten... Allerdings zieht sich ein endlos langer Weg von diesen Uranfängen bis zum heutigen rhythmischgeregelten, wohlgepflegten Kunsttanz, und es wäre vielleicht so ganz ohne

Interesse nicht, dieser Entwicklung einige Beachtung zu schenken...

Wie wir aus den alten Schriftstellern ersehen oder uns sonstige Ueberlieferungen vermelden, war der Tanz im Alterthum weniger ein Vergnügen der Tänzer selbst, als vielmehr eine Art dargebrachten Opfers, eine religiöse Pflicht und ein Theil des Cultes, oder auch wohl eine Art Schauspiel, welche durch eigens hiezu bestellte und gewählte Individuen zur Unterhaltung und zum Ergötzen der Gäste und Zuschauer überhaupt veranstaltet wurde. Die Aegypter z. B. nennen Thaut, der die Zahlen, die Rechenkunst, die Meß- und Sternkunde, sowie die Buchstaben erfunden haben soll, den Erfinder des Tanzes und ihre Priester, von deren religiösen Lehren, Hantirungen und wissenschaftlichen Kenntnissen uns so Vieles dunkel geblieben ist, führten bei den festlichen Aufzügen und Processionen ernste pantomimische Tänze auf; während hingegen bei der großen Feier im Tempel des Phtha zu Memphis, der Einführung des diesem Gotte geheiligten Stieres Apis, freudige Tänze unter rauschender wilder Musik producirt wurden, welchen das von allen Länderstrecken herbeigeströmte Volk freudigst zujauchzte. Auch bei Beginn des Anschwellens des Nils wurde unter endlosem Jubel getanzt. So gaben in dem, an den Tempel des Phtha angrenzenden Gemache, das der höchste Verehrung genießende Apis inne hatte, begeisterte, oder besser, verzückte Knaben unter leidenschaftsvollem Tanzen Jenen Auskunft und Antwort, welche den schwarzen Stier um sein Orakel befragt hatten. Selbstverständlich von wesentlich anderer Art waren die Trauertänze, welche bei Leichenbegängnissen gebräuchlich waren. Auch auf der Wallfahrt nach dem reizend inmitten der Stadt vertieft gelegenen Tempel der Bubastis, der über den Voll- und abnehmenden Mond waltenden und gebietenden Tochter des Osiris und der Isis, zu Bubastos, welche Feier (sacra Bubastia) noch unter der Herrschaft der Römer begangen wurde, führten die dahinziehenden Weiber unter schallender Musik und von frivolen Scherzreden begleitet, rohe üppige Tänze auf. Hier gab es auch stets eine große Zahl sogenannter Kunsttänzer, welche so viel wie ein Gewerbe daraus machten, ihre bejubelten Leistungen vor der Menge sehen zu lassen. Und die ältesten Denkmäler der Aegypter weisen schon, bald einzelne Figuren, bald wieder ganze Gruppen, mit und ohne Musikinstrumente, frei und miteinander verschlungen, tanzend auf, die uns also wohl auf das Bestimmteste Zeugniß dafür ablegen, daß der Tanz schon in den grauesten Zeiten des Alterthums bekannt und geübt war...

Und wenden wir uns nach den Ländern des heiligen Ganges, nach dem alten Indien, darinnen die gottgeweihte Lotosblume in aller Pracht erblüht und die frommen Brahmanen, die Abkömmlinge und Priester des obersten lebeneinhauchenden Gottes, dem ersten der dreieinigen Gottheit Brahma-Wischnu-Schiwa, bei vernichtender Dürre hinabziehen zu den segenspendenden Wassern des Stromes, um durch ihre den Göttern so wohlgefälligen Gebete befruchtenden Regen herbeizuflehen; — so finden wir auch hier den religiösen Tanz, schon bis in die älteste Zeit hinaufragend, vor, ja, wir sehen sogar, wie uns Lucian's Schrift Περὶ ὀρχήσεως versichert, daß ihre Götter im Himmel ihre eigenen Tänzerinnen haben, welche durch ihre entzückende Kunst jene Allmächtigen selbst zu ergötzen und zu berauschen vermögen. Eine ihrer hervorragendsten und nationalsten Gottheiten, Indra, der „Bezwinger", der im Pantheon der Hindu's abgebildet ist mit vier Armen und vier Händen, von denen zwei eine Lanze tragen, die dritte den Donnerkeil, die letzte aber leer ist, Gott Indra selbst hat seine Lieblings-

tänzerin, die oberste Göttin des Tanzes, die Rhambé. Und wie in den längst verrauschten Tagen Alt-Indiens, so werden auch heute noch dortselbst in allen Tempeln Mädchen, die Devabasis, nunmehrigen Bajaderen, gehalten, welchen keine andere Aufgabe zufällt, als bei feierlichen Umzügen und Processionen während des Lobgesangs und der preisenden Aufzählung der ausgeübten guten Thaten des Gottes, vor dessen zur Schau getragenem Bilde einher zu tanzen...

Diese „Tänzerinnen der Gottheit" sind eine für uns Abendländer so hochinteressante Kaste, daß ich nicht zu widerstehen vermag, an dieser Stelle einige näher darauf eingehende Zeilen einzuschalten. Zwischen den Bajaderen, welcher Begriff eben alle jene Mädchen umfängt, herrscht ein wesentlicher Rangesunterschied vor. Die höchstgestellten sind dem Dienste der großen Tempel zugewiesen, die, welche den niederen Gottheiten ergeben sind, werden auch zu Profan-Festlichkeiten gerufen und erheitern dann die Gäste bei vornehmen Tafeln u. s. w. theils durch die oft berückende Kunst ihres feengleichen Tanzes, theils aber auch, indem sie ihre Reize, nicht allzu eifersüchtig hütend, Dem oder Jenem, der ihr Wohlgefallen namentlich durch ein kostbares Geschenk zu erringen versteht, bedingungslos preisgeben. Oft ziehen sie auch in Gruppen im Lande umher, von dem mitunter reichlichen Erträgnisse lebend, das ihre zwiefache Kunst abwirft. Doch dies gilt, wie erwähnt, nur von den Devabasis, welche den „kleinen" Gottheiten dienen; die höherer Ordnung sind den strengsten Gesetzen unterworfen, deren geringste Verletzung ihnen Verstümmelung des Körpers und Verbannung zuzieht, ja, in den ältesten Epochen selbst den Tod eintrug. Man scheert ihnen dann unbarmherzig den reichen lockigen Haarschmuck ihres Hauptes glatt ab, schneidet ihnen die zierlichen Ohren ab und geißelt sie zu allem Ueberflusse noch in mörderischer Weise auf offener Straße, vor dem Tempel, um so die beleidigte Gottheit zu versöhnen. Eine Devabasi muß ein Engel an Schönheit, an Liebreiz sein, ihr Gesicht, ihre schlanken, feinen, gelenken Glieder müssen das Entzücken jedes Kenners hervorrufen; außerdem darf sie weder das mannbare Alter erreicht, noch sich bereits verlobt haben. Nicht uninteressant sind die mannigfachen Ceremonien, welche bei Einführung dieser für den bevorzugten Stand der Bajaderen auserwählten Mädchen in den Tempel Platz greifen. An der Pforte desselben empfangen die künftigen Gefährtinnen ihre neue Schwester, im heiligen Weiher, dessen Fluthen mit Gangeswasser besprengt sind, nimmt die Novizin sodann ein Bad, worauf sie mit einer aus weißem Mousselin gefertigten Tunika bekleidet und mit den funkelnden und schimmernden kostbaren Tempelkleinodien geschmückt wird. Jetzt erst erfolgt die feierliche Weihe durch den Brahmanen. Von nun an bleibt die der hervorragenden Klasse der Devabasis Angehörige der Außenwelt für immer entzogen. Doch gar so schlimm steht es mit der strengen Clausur dieser Jungfrau nicht! Es bleibt ihr nämlich unbenommen, sich zur Gesellschaft, außer ihren Mitschwestern, auch einen — Geliebten zu wählen, den sie dann in den beiden ersten Hindukasten gar leicht findet. Gewöhnlich weiß sich einer der Herren Tempelpriester, einer der weisen Brahmanen, diese Gunst zu erringen. Die Bajaderen der großen Tempel und großen Götter müssen es sich mit diesem einen Exemplar von Verehrer genügen lassen (zwar nicht eingeweiht in die Tempelgeheimnisse Indiens sagt mir jedoch eine innere Stimme, daß es auch dort vielleicht einen „Wechsel alles Irdischen" gäbe) während die zweiter und dritter Ordnung, wie Bismarck das Geld, ihre Liebhaber nehmen dürfen, wo sie sie finden. Die Tänze dieser „gott-

geweihten Kinder" stellen fast immer, unter Musikbegleitung, eine Göttersage, einen Liebeshandel oder Aehnliches dar, und das Publikum zeichnet sie selbst und ihre Leistungen nicht selten in wahrhaft überschwänglicher Weise aus. Nach dieser Abschweifung möge nur noch erwähnt sein, daß die alten Indier auch der Sonne ihre Reverenz durch einen schwungvollen und graziösen Tanz ausdrückten; still und feierlich tanzten sie sowohl beim Auf- als auch beim Niedergang der großen Spenderin alles Lebens ...

Bei den assyrisch-phönikischen Völkern waren es ganz besonders die Hierodulen, die sich den Tempelbesuchern gegen ein der Gottheit gewidmetes Geschenk selbst preisgebenden Tempeltänzerinnen, welche, während der als reines Feuer verehrten, im Bilde mit dem Stierkopfe sich präsentirenden, jungfräulichen Kriegs- und Siegesgöttin Astarte gehuldigt wurde, üppige Tänze mit unzüchtigen Geberden und Gesten aufführten. Der arg berüchtigte griechische Kordax, ein durch seine absonderlich ausartende Wildheit bekannter Tanz, soll, nach Meursius': „De orchestra etc.", seinen Ursprung in Kleinasien, besonders in Lydien gehabt haben.

In Phrygien wieder war es die Secte der Korybanten, die dem Cultus der Kybele oder Rhea Ergebenen, welche ihren heiligen Dienst durch in Waffen ausgeführte Tänze documentirte, bei denen es unter wüthender Begeisterung, unter wildem Geschrei und tollem Lärmen, von ohrenzerreißender Musik begleitet, nahezu fanatisch ausschreitend herging ...

Auf unserer beflügelten Wanderung zu den alten Völkerschaften des damals bekannten Erdkreises gelangen wir nunmehr auch zu dem weitverzweigten Stamme der Hebräer. Hier finden wir desgleichen den Tanz, in erster Linie der „Gottheit" (Elohim), dem „Herrn" (Adonai) gewidnet. Erzählt uns nicht schon das „Buch der Bücher", die Bibel, von dem Tanze um das goldene Kalb, der allerdings selbst noch in unseren Tagen, wenn auch nur figürlich genommen und nicht am Berge Sinai, wieder neu auflebte. Aber auch im Familienleben, bei Privat-Feierlichkeiten, bei Volks- und Naturfesten verwerthete sich der Tanz in hervorragender Weise. Hier waren es vorzüglich Jungfrauen, welche theils sich im Kreise drehend und mit den Händen in den Lüften fegend, theils senkrecht emporspringend und hüpfend, bald einzeln, bald wieder in vollen Reihen, einander mit den Armen umschlungen haltend, vom eigenen oder auch dem Gesange eigens dazu bestellter Sänger und Musiker begleitet, der Kunst des Tanzes huldigten. An Gelegenheit hiezu fehlte es nie. War es nicht das häusliche Fest eines Begüterten oder das der Weinlese, so mochte es der Einzug eines siegreich heimkehrenden Kriegshelden sein oder irgend eines, das der Cult vorschrieb. Daß es selbst Feldherrn nicht verschmähten, mit tanzlustigen Weibern gemeinsame Sache zu machen, erzählt uns ja das alte Testament; war es doch Mirjam, der nach dem glücklichen Durchzug durch das sich so freundlich theilende Rothe Meer an der Spitze aller Weiber einen ausgelassen-freudigen Fest- und Triumphtanz, gewiß eine Art hebräischen Cancan, aufführte. Wie sehr auch Moses seine Stimme, namentlich gegen die Ausschreitungen des Tanzes, erheben mochte, die oft zur Tanzwuth gesteigerte Tanzlust endete nicht; im Gegentheile, späterhin begannen sogar die Männer und zwar mit einem gewissen Fanatismus, dem Tanzen zu obliegen, allerdings abgesondert von der schöneren Hälfte des Menschengeschlechts. Bei der festlichen Einholung der Bundeslade, bei der religiösen Jahresfeier zu Silo, versäumten sie nicht, ihre tollen Sprünge zu produciren.

Auf der höchsten Stufe der Beliebtheit stand der Tanz aber bei den

Hebräern erst viel später; zur Zeit der syrischen Herrschaft, wie uns Zeltner in seinem „De choreis veterum Hebraeorum", Renz u. A. erzählen. Welch' bedeutende Rolle spielten da nicht der nächtliche Fackeltanz am Laubhüttenfest (eine quasi Abart desselben hat sich bis auf unsere Zeit vererbt, freilich in weit anderer Form), die eigenartigen Weinbergtänze am Versöhnungstage, die allwärts cultivirten Freudenreigen, welche am Passahfeste in Aegypten, zum Andenken an den Untergang des Königs Pharao und seines Volkes im Rothen Meer getanzt wurden, die endlose Zahl der freien ausschweifenden, wüsten Tanzweisen, die noch gebräuchlich, gar nicht gerechnet. Die Israeliten wurden in diesen Zeiten vielleicht zum tanzlustigsten Volk der Erde. Mit ihnen schließt sozusagen die erste große Periode des Tanzes ab. Eine neue Welt öffnet sich, ein Bild zieht vor unseren Blicken auf, das in seinem Charakter, in seinem ganzen Sein ein wesentlich anderes Gepräge trägt.

Wenn wir uns der intellectuellsten Völkerschaft des Alterthums, den Griechen jener Periode, nähern, so wissen wir auch bereits, daß wir die Tanzkunst dort auf einer bis dahin unerreichten Höhe der Vollkommenheit, der Veredlung, der Durchbildung finden werden. Auch hier ist sie zum Theil noch der Verherrlichung des Cultes, aber auch und zum größeren Theile schon, dem Vergnügen geweiht. Pflegten doch ihre Götter selbst den Tanz, wie sollten die Menschen, welche diese Götter verehrten, diesem nicht hold sein! Ziehen nicht die neun Schutzgöttinnen der schönen Künste und Wissenschaften, die Musen selbst, tanzend den Helikon hinan, um dort auf jenen lichten Höhen dem allgebietenden Zeus zu opfern? Drehen sich nicht die der Freude huldigenden Götter oben im Olymp, alle, alle, die Charitinnen und die Horen, Aphrodite an ihrer Spitze, bei den heiteren Klängen der Zither, bei den losen Schalmeien der Hirtenflöte, die Apollo und die Musen meistern, im wechselnden Reigen und werden nicht Apollo, der „Goldgelockte", der ferntreffende „Lichtgott" und Terpsichore, die die Lyra und das Plektron führende „Tanzfrohe" geehrt als die Schirmer und Beschützer der edlen Tanzkunst?... Und Homer, der mythenhafte Sänger, erzählt er uns nicht an mancher Stelle seiner Epopöe, wie der Tanz, vereinigt oft mit mimischem Ausdruck, zum Vergnügen der Griechen geworden im profanen Leben?...

Auch sie hatten eigene Tänzer, die es durch die seltene Höhe, auf der ihre Kunst stand, zu Berühmtheit gebracht. Singt der hellenische Barde nicht in seiner Odyssee durch den Mund Alkinoo's, des Phaiaken Herrschers:

„Auf denn, phaiakische Meister des schöngeordneten Tanzes,
Spielt vor uns, daß der Fremdling verkündige seinen Geliebten,
Wann er zu Hause gekehrt, wie weit wir ragen vor Andern
Als Schifflenker und Läufer und fertig im Tanz und Gesange.
Auch dem Demodokos möge man schnell die klingende Harfe
Bringen, die irgendwo hängt in unserer stattlichen Wohnung..."

Und wieder:

„Auch die Wärter des Kampfs erhuben sich, neun in Allem,
Oeffentlich auserwählt, in dem Kampfspiel Jedes zu ordnen,
Ebneten Raum dem Tanz und dehnten den zierlichen Schauplatz..."

Und hundert Verse weiter berührt Homer mit einer neuen Stelle Tanz und Tänzer also:

„Aber Alkinoos hieß den schönen Laodamas jetzo
Einzeln mit Halios tanzen; denn Niemand wagt' es mit Jenen.
Sie nun nahmen sogleich den zierlichen Ball in die Hände,
Welcher aus Purpur ihnen von Polybos künstlich gewirkt war.
Siehe, da schwang ihn Einer empor zu den schattigen Wolken,

Rücklings gebeugt; und der Gegner, im Sprung von der Erde sich hebend,
Fing ihn behend in der Luft, eh' der Fuß ihm den Boden berührte.
Jetzo, nachdem sie den Ball g'radauf zu schwingen versuchet,
Tanzten sie leicht einher an der nahrungsprossenden Erde
In oft wechselnder Stellung; und andere Jünglinge klappten
Stehend im Kreise dazu; es stieg ein lautes Getös' auf.
Dann zu Alkinoos sprach der göttergleiche Odysseus:
‚Weit gepriesener Held Alkinoos, mächtigster König,
Siehe, Du rühmetest Dich der trefflichen Tänzer auf Erden,
Und Du behauptest den Ruhm; mit Staunen erfüllt mich der Anblick!'..."

... In späteren Tagen war der Tanz in Griechenland ein unerläßliches Bildungsmittel für jeden Freier geworden und selbst Männer, bis zum 30. Jahre, mußten darin Unterricht nehmen und sich öffentlichen Prüfungen über das Gelernte unterziehen. Der Tanz galt — und gilt wohl auch heute noch bei uns — als eine hohe Schule für den äußeren Anstand, für würdevolle Haltung, für verfeinerte Tournüre und Grazie, gewiß aber auch wird er, der edle Tanz eben, zum Bringer einer inneren Harmonie, eines geistigen, seelischen Gleichmaßes... Gläser in seinem prächtigen Werke: „Cantus et saltatio apud Graecos" schreibt u. A., daß in jenen Tagen ganz besonders die Dorier die Tanzkunst gepflegt hatten, daß in Sparta schöne Knaben in rhythmischen, dem Auge des Kunstfreundes so wohlgefälligen Bewegungen und zwar nackt und jeden Moment bestrebt, ein anderes, immer plastisch hübscheres Bild zu bieten, tanzten und durch lebendige, aber edle Geberden einzelne Kämpfe und das Ringen der Krieger gar treu darstellten...

Die Zahl der beliebten und im Schwunge befindlichen Tänze war nicht gering. Von außerordentlicher Wirkung war der gymnastische Tanz, Bibasis genannt, bei dem Knaben und Mädchen ihre große Meisterschaft im Aufwärtsspringen documentiren konnten. Im Frühlinge, wenn die Kraniche ihre Wanderzüge aufnahmen und die ganze Landschaft durch ihr Erscheinen nahezu einen andern Charakter erhielt, die Natur selbst durch ihr neuerwachtes Leben zum Tanze aufforderte, dann zog auch, Arme und Hände in einander verschlungen, die Jugend Hellas' hinaus in die Fluren, zum Bibasis-Tanze... Heftig und ungestüm gaben sich die dionysischen Tänze, die, der gottesdienstlichen Verherrlichung geweiht, an Alter und Ausbildung sicherlich den ersten Rang unter den Tänzen der Griechen einnahmen, während die dem Apollo zugeeigneten, der Lyrik des einschmeichelnden Liebes entsprechend, sanft und süß, linde und traut waren. Einen der apartesten Tänze, der späterhin, da er so viel Ursprüngliches und Wahrhaft-Schönes in sich barg, in kunstgerechte Formen eingedämmt wurde, hatten die Winzer, den sie Epilemios nannten und der uns insoferne erhalten ist, als die aufgefundenen pompejanischen Wandgemälde uns seine Attitüden vor Augen bringen. Die tanzenden Paare waren in nahezu bacchischer Art aufgeputzt und sind von ihrem originellen flotten, weindurchseligten heiteren Tanz manche Einzelzüge in die Tarantella des heutigen Italiens übergegangen, die gewiß auf jeden nordischen Zuschauer elektrisch wirkt. Für die theatralischen Vorstellungen hatten die Griechen ihre strenge Auswahl an Tänzen getroffen und es kam nie vor, daß ein Tanz, der nur in der Komödie erscheinen durfte, auch in einer anderen Schauspielart verwendet wurde. Die Emmeleia ward nur in der Tragödie, der Kordax nur in der Komödie und im satyrischen Drama nur die Sikinnis, eine oft hochkomische und treue Nachahmung des Tanzes der Landleute und zwar von dem Chore ausgeführt, begleitet von erklärender Musik und von Ge-

sang. Späterhin bildeten sich aus einzelnen plastischeren Tänzen, welche die Heroensagen wiederzugeben suchten, die mimischen Vorstellungen, in denen zumeist allerlei bunte und turbulente Scenen dargestellt wurden; Hirtenleben und Hirtentreiben, Sclaventhum, ja selbst Episoden und Bilder aus der spitzbübischen Welt der Diebe gab es da zu sehen. In keinem guten Rufe standen die bei den großen Gastmählern, den Symposien, üblichen so lärmenden sicilianischen, noch übler angeschrieben aber waren die sybaritischen und ionischen Tänze.

Ein recht drolliges Spiel, eine komische Augenweide bot den Gästen jederzeit der phrygische Tanz, der in rhythmischer Form das Umhertaumeln, Lallen und Wanken trunkener Bauern unter gleichzeitiger sprechender und charakteristischer Musik zu vollem und heiterstem Ausdrucke brachte. Es berührt gewiß eigens und bleibt immerhin vielleicht ein vorahnendes Zeichen ihres Verfalles im Allgemeinen, daß die Griechen, die als ein Culturvolk ersten Ranges die Tanzkunst auf eine so hohe Stufe zu bringen verstanden, in späteren Tagen dieselbe immer mehr und mehr verkommen ließen. Es zogen da Künstler mindern Grades, in Weiberkleider gehüllt, durch die Lande und producirten ihre zweideutigen Spiele, ein verwerfliches und unanständiges Treiben, das den Niedergang der Tanzkunst wie mit Riesenschritten beschleunigte...

In der zweiten gewaltigen Völkerschaft, welche ich dieser Periode meiner Studie anreihe, der latinischen Race in Italien der ältesten Epoche, war es, wie überhaupt bei allen Völkern, auch der religiöse Tanz, der, ohne Musik und ohne Gesang, höchstens von den Lauten einer Flöte begleitet, diese Kunst einführte, introducirte.

Die Tänzerkaste der „Histri“ war in Etrurien eine ganz specielle, sich ausschließlich dem Tanze widmende Menschenclasse und soll die Veranlassung zur ersten Einführung dieser gottgeweihten Tänze, etwa 390 v. Chr., eine das Land verheerende Pestseuche gegeben haben. Man versuchte mit jenen den Zorn der Götter in der alten Roma zu sänftigen, diese wieder zu versöhnen, und bei allen Opferfesten waren von da an die etruskischen Tänze gebräuchlich. Die in drei Abtheilungen erscheinenden Tänzer — es gab da Knaben, Jünglinge und Männer — trugen Tuniken aus Purpur, Eisengürtel um die Mitte und sonstigen reichen Kriegerschmuck. Jedem einzelnen der Chöre schritt ein Führer voran, der die Tanzweisen, die Bewegungen und Gesten anzugeben hatte und welche streng zu beachten waren. Diesem folgten Musiker, zumeist nur Flötenbläser, seltener auch Citharspieler. Der Charakter dieser Tänze war ausschließlich religiös-kriegerisch und in späteren Tagen, als das Weihevolle dieser Götterhuldigungen schon ein wenig von seinem hochernsten Charakter eingebüßt hatte, verspottete die leichtlebige, leichtsinnige Jugend der Tiberstadt dieselben, parodirte sie, so, daß die einst so heiligen Zwecken gewidmeten Tänze zur Grundlage der altrömischen Satyre wurden.

Eine eigenartige Institution von Tänzern war das Priestercollegium der Salier, der „Tanzenden“; der tiefernste religiöse Waffentanz dieser Secte reichte noch weiter in die Vorzeit zurück. Ihr Cult war einem der Fruchtbarkeits-Götter, dem Mars Gradivus, geweiht. Ihre Kleidung war prächtig: die goldgestickte Tunika mit der ehernen Brustdecke darüber, die mittelst Eisenspangen aufgeschürzte Toga prætexta, die helmartige Kopfbedeckung, zur Linken das mächtige Schwert, eine Lanze und Metallstäbe in beiden Händen. Sie hatten ihren eigenen Festtag, an dem sie in feierlicher Weise die Stadt durchzogen, sangen, musicirten und tanzten und ließen es sich am Schlusse dieser Aufzüge bei einem reichlichen und wegen seiner

unerreichten Trefflichkeit sprichwörtlich gewordenen Mahle wohl geschehen. Erst in der Kaiserzeit erreichten die Salier und ihre Festlichkeiten ein Ende...

Der Tanz war, wie bei den Griechen, auch bei den Römern ein Bildungsmittel, ein geselliges Vergnügen der Jugend; nicht nur Jünglinge mußten die Kunst des Tanzes lernen, auch die angesehensten Frauen gaben sich dem Tanze hin, ohne getadelt zu werden; nur war für diese der Kunsttanz verpönt, jener Tanz, welchen die eigens hiezu bestellten Tänzer, die Histrionen, cultivirten. Wie wir bei den Hellenen, im Homer, von Meistern des Tanzes, von ruhmvoll genannten Tanzkünstlern vernahmen, also gab es auch in Rom zur Zeit des Augustus z. B. zwei gefeierte Tänzer: Bathyllus und Pylades, der erste als komischer, letzterer als seriöser Tänzer hochgeschätzt... Aber auch über Rom kam die Periode jenes Niederganges der Tanzkunst und Griechenland, das den Latinern soviel Kunst und Wissenschaft, Cultur und Unsterblich-Großes sandte, gab ihnen seine nichtswürdigen, frivolen, ausschweifenden Tänze, führte zur Zeit der Sittenverderbniß die edelsten jungen Römer und Römerinnen, Frauen wie Mädchen, nach den verrufensten Tanzstätten, den Spelunken der Lascivität, der hohen Schule der Verrufenheit, und Römer wie Römerinnen strebten da um die Wette darnach, diese ausschweifenden Tänze zu lernen und fruchtlos blieb aller Feuereifer, mit dem Männer wie Scipio und Cato ihre Landsleute durch Wort und That dem Pfuhle zu entreißen suchten...

Vom Pferd auf'n Esel.

Eine Geschichte von Fritz Reuter; in die steirische Mundart übertragen von P. K. Rosegger.

An olter Montel sitzt wärmer, as wia de neumodischn Umschlagtüacher; an olter, ehrlicher blauer Rock laßt besser, as wia de sakramentischn Dinger, de s'heuntzutag trogn — hintn nix, voron nix. Und in a Por oltn Stiefeln geht ma leichter, as wir in an Por neugn — und wann ma Heaneraugn hot, scha gor! Und Heaneraugn hot heuntzutog scha glei an Jaba, Dan drukn s'durt, Dan drukn s'do.

So denk i heuntzutog in oltn Togn. Aba, wir i a so a Bua mit a zwölf Johr bin gwest, han i, wia die Kiner scha sein, ollaweil wos Neugs wölln hobn. Hon i an neugn Toschnveidl kriagt, oder a neugi Pfeilbirn, so trog i's a drei a vier Tog mit mir um, as wia wanns mir ongheirat't worn war, glei drauf loß i's wo liegn oder i verluis's (verliere es), oder i verwantschl's (vertausche es), so hon i doh wieda wos Neugs kriagt. Va lauta Neugierigkeit hon i gleichweg Lust ghobt zan Wantschln, und von Wantschln hät i leicht zu noh wos Schlimmern kinna kema, wann unsa Herrgott nit an Einsehn ghobt und mir va mein oltn Vettern zu rechta Zeit a por Maulschelln schenkn lossn hätt.

Zan an iada richtin Wantschlarei ghörn Zwoa — a Gscheidter und a Dumma; für an Jadn konn d'Soch schlimm ausfolln; dan Gscheidtn biagt sih's Hackerl scha bi Zeitn zan Spitzbuabn, dan Dummen zan Bettler. Nau, i derf mi wul, ohne daß i's wohrgnoma hon, a kloans wengerl af die letzt Seitn bogn hobn, hobn mi jo ollaweil gern zu die Dummen zählt; und wann i meine Vamögens-Umständ onschau, so konn i in Leutn grod nit Unrecht gebn. Mei Freund, der Goll-

raber Wirt sogt: „Is däs wia da Wöll, Dei Maulschelln host kriagt und nochn liabn Recht muaßt sie bholtn."

Wegn wos i s'oba kriagt hon, däs is so hergonga:

I hon an wunderschön Kiniglhasn-Bock mit an weissn Blasl (Stirnfleck); den hätt mei Kamerod, der Reischl-Fritz, gern ghobt. Der Reischl-Fritz und i, mir hobn mitanonder ollaweil wos z'wantschln ghobt und i hon von eahm ollahond schöni Sochn kriagt — na Schod, daß i nit recht gwißt hon, wos i damit onfonga sult. Na, däsmol hot er mir für mein Kiniglhasn ocht Schachmandln wölln gebn, nochha no drei ausblosni Heanroar (Hühnereier) und a holbadi (halbe) Liachtputzschar und nochha hätt i no a Jungs von seiner Rumppel-Moam ihrn Hund kriagn sulln, wos oba, wir i's nochträgli inne bin worn, nit leicht sein hätt kinna, weil da Hund a Mandl is gwest. War Olls so weit recht, oba die holbad Liachtputzschar, de will ma nit in Kopf gehn. So sog i zan eahm: „Fritzl," sog i, „wos sull i dann mitn holbadn Ding do onfonga?" „U je!" sogt er, „de hon i gfundn, wir i gestern aufn Bohnhof bin niedagfolln, Du konnst leicht die onderi Hälft ah noh findn und nochha d'Liachtputzn um ocht Groschn vakafn. „Freili kunnt i's; ober i bin mei lebertog schon oft niedagfolln, und hon nix dabei gfundn. Däs hot ma nit recht wölln zsommgehn, so sogt er: „Fritzl," — i hoaß ah Fritzl, „schau amol, Fritzl, mei Voder is a gmoana Schmied und Dein Voder is a Burgermoaster, worum sullst Du nit so guat wos findn, as wir i?" Na, dos is jo wohr, da Hondl is obgmocht gwesn und er geht.

Und wir er mit mein Kiniglhasn ban Gortnthürl aussi geht und i dosteh und meini ocht Schachmandln und meini drei ausbloßn Heanroar und mei holbadi Liachtputzn onschau — schwips! schwaps! — hon i die zwoa Maulschelln. Wir i umschau, steht mei Muader ihr Bruada, da Hiasl-Vetter hinter mir, der hot in gonzn Hondl gsechn.

Mei Vetter is an olta Soldot gwest und hot narrische Modn ghobt, hot ollamol zerst gschlogn und erst nochha gsogt, wegnwos, as er gschlogn hot. Er is in Ungarn und Puln gwest, hot d'Welt gsechn und viel Gschichtn von ihr zan dazähln gwißt. 's Schlimme da sein Gschichtn is gwest, daß s'ollamol a Nutzonwendung hobn ghobt. De hätt i eahm gern gschenkt; ollamol, wann er zu der kemmen is, hots auf mein Kopf a Merkstabl gsetzt, daß ich ma die Gschicht besser mirkn hätt sulln.

Wir i mei Maulschelln ghobt hon, setzt sih da Hiasl-Vetter auf die Bonk untern Opfelbam und sogt: „Woaßt, Bua, zwegn wos Du n'Denkzedl host kriagt?"

„Na," sog i, „Vetter, Du host jo noh koan Gschicht dazählt."

„De kimmt scha noch," sogt er. „Den Denkzedl host Du vawegn Dein Wantschln. Na, kimm her und los zua. — Wir i noh z'Pederwardein bei den Hulanern bin gstondn, hobn ma da da Schwadron an kloan Rittmeista ghobt, a Kerl mit an kloan Vadruß zwischn an Schultern, zwida und brumi is er gwest, hot ollaweil wos Neugs müassn hobn und Launen ghobt so viel, as wia der Esl grawi Hor, und wann der in an Rinstoan is gfolln, hot er nit eh an Fried gebn, as bis er gonz im Grobn is glegn. Und hot er heunt Stiefel on, so müassn's morgn Schuach sein und übamorgn Potschn. Dabei is de Ungeburt reich gwest, und die Dumheiten, de sein Rappelkopf eingfolln sein, hot sei Geldbeutel ausgführt — wenigstens a zeitlong.

Konnst da s' denkn, daß da Rittmeister immer an gonzn Schipl hungriger Kamerodn um sih hot ghobt, de wia die Klettn an eahm ghenkt sein, de wia d'Egl an eahm zuzlt hobn und hinter sein Ruckn brav ausglocht — de Spitzbuabn. Na guat,

und do is da der saubern Bruadaschoft Oana dabei, der plauscht n on, da größti Gspoaß af da Welt müaßt sein, in a Gloskutschn zsitzn — Oana hintn obn, Oana vorn obn und mit vier Rösser über d'Londstroßn bergauf und tholob. Däs gfollt in Rittmeister, däs hot er no nit probirt, däs war noh wos Neugs und — wia da Schuasta Foltl z'Birkfeld gern sogt: fulglicha Weis — wird die Gloskutschn mit die Mihrna ongschofft und da größti Gspoaß af da Welt nimmt sein Onfong. Ober ah bold sein End! Wir unsa Wipwup von an Rittmeister in da Gloskutschn sitzt und von oan Fensta zan ondern hupft, as wia da Teufel in da Medrizinfloschn, do stehn olle Leut still und lochn, as wia wan s'an Ofn sehatn.

Noch drei Togn war n däs Zeug olt, hotn neama gfreut. Is a rechts Glück gwest, daß sih der Oberst von Regiment a jungi Frau hot gnoma und daß er sih grod an Gloskutschn mit vier Rösser — Oana hintn obn, Oana vorn obn — in Kopf hot gsetzt. Der Oberst hot oba nix zan zuasetzn ghobt und hot zu die schön Feirobndstundn gern s' schöni Liad gsunga: „Die Traktamenta, de seind gar zu klein!“ Hot ober ollaweil trocht, daß er seini Einnohmen kunt verbessern und so hot er drei Tog vor seiner Hochzeit von an ungarischn Grofn an Galeschwogn und zwoa Rösser aufgnomma. Va die Rösser is oans dumm gwest.

So geht er zan guatn Rittmeister und mocht eahm vor, wia däs prächti sein müaßad, wann Oana Kutscher wurd und sih selber that führn. Hiazt is banonda gwest, wos zan a richtign Wantschlerei ghört: a Gscheidter und a Dummer; so wird da Hondl glei obgmocht. Die gnädigsti Frau Obristin kriagt die Gloskutschn und Oan hintn obn und Oan vorn obn, und mei Herr Rittmeister kriagt in Galeschwogn mitn Dummen.

Und gach amol — ka Mensch denkads — setzt sih mei guata Rittmeister auf sein neugn Galeschwogn und fohrt da Frau Obristin mit da Deixel und in Dummen in d'Fenster eini. Hiazt is da Teufel los und wos in Herrn Obristn sein Adjudant sein full und leicht da Frau Obristin ihrer wern kunnt, der kimmt raus und frogn, ob er bsessn wär.

„Na,“ moant da buglad Rittmeister, „i nit, ober d'Schindmihrn.“ Nau, sie redn drüber, redn hin und her und aus n'Redn wird a Hondl, und aus n Hondl wird a Wantschlerei, und der Adjudant, däs is ah so a Fuchs gwest, der eahms onschickn hot kimma, daß nix Schlechts in sei Lein kimt, und mei liaba Rittmeister kriagt für sein Galeschwogn und die zwoa Mihren a Reitpferd, an Griasschimmel, der wann er voron so gwest wär, wir hintn, nit besser hätt sei kinna.

I hon den Griasschimmel guat kennt, hon an s' Johr davor aus da Bukowina ghult. Und wann in Rittmeister seine zwoa Mihrna oan Teufel gsessn is, so sein in dem Griasschimmel zehn glüathhoassi Teufel und Feurfresser gsessn, und auf da Reitbahn is er mit die Sondsäck mit olli vier Füaß zgleich hell in d'Luft gsprunga und war rein zu nix zbrauchn, as wir in Stoll zstehn, Hobern zfressn und n Stolleutn s'Schienboan ausanonda zschlogn.

Na guat. Den Griasschimmel hondlt der liabi Rittmeister ein und s'nachstmol setzt er sih drauf, reit't über d'Stroßn, reit't aus Pederwardein und reit't aufs weiti Feld. Und die zehn Teufel reitn mit — schlofn oba. Da Schimmel, der trodelt daher und thuat nix dasgleichn. Mei buglada Rittmeister reit't und denkt nix; dem kimmt a Jaga voraus mit an Hund, so denkt er long drüba noch, zwegnwos dann selbn da Jaga gang, und zwegnwos da Hund gang, und zwegnwos da Hund dann mitn Jaga gang und da Jaga mitn Hund, und denkt sih richti so weit eini in die Umständ, daß er drüber klor is, zwegnwos da

Jaga mitn Hund gang und da Hund mitn Jaga, do reibn sih die zehn Teufel d'Augn und wern munta — bauz — ligt da Rittmeister in Grobn.

„Und derowegn, mein Sohn!" sogt mei Hiasl-Vetter zu mir, „derowegn . . . ." „Na," denk i mir, „hiazt kimmt de sakermentische Nutzonwendung," und i duck mi. „Na," sogt er, „noh nit. Die Gschicht is no nit aus. Derowegn hoaßts in Rathsel: Wonn kemmen Berg und Thol zsomm! Und d'Ontwort: Wann a Buglader (Bucklicher) in Grobn follt.

Der sikramentischi Griasschimmel, der lauft ollaweil noh um an Fleck um und um, wo der Herr Rittmeister liegt und schlogt hint und vorn aus und schnauzt und wiherzt und die zehn Teufel in eahm hebn in Schwoaf hoch auf d'Höh. Mei guata Rittmeister klaubt seini Knochn zsomm, speipt Feur und Flommen, reißt n Jager die Bixn aus da Hond und schreit: „Wort, Kanalli, mir sein noh nit ausanonda!" und will in Schimmel todtschiassn. Da Jager fongtn bHond ob und er sul s'Thier doh verschonn, wär an unvernünftig Vieh und hätt koan Vastond. Da Rittmeister schreit, wann er das Vieh lebn lossad, so kunnt er sei leppa (Lebtag) in Schinder nit vor Augn tretn vor Schond und Goll; und däs sull er ah nit, moant da Jaga, und er wullt eahm sein Jogdhund dafür gebn.

's is richti, da neugi Hondl wird gschlossn. Hiazt is mei liaba buglada Rittmeister mit seina Wantschlerei aufn Hund kemma. Ober er sull noh weita kemma.

Da Rittmeister hot von da Jogd grod so viel vastondn, as wia die Kua von Sunntog. Ober in brannscheckadn Köter zgfolln wird er a guata Jager, schliaft in a Por eslhofti Wossastiefel, druckt und schnolzt an gonzn Morgn ban Schloß va sein Doppelgwihr herum und schiaßt sih vor da gonzn Schwadron a doppelts Loch durch seini Huatkrempn. Drauf mir nix, Dir nix auf d'Heanerjogd.

I ols Wochtmeister und Muata va da gonzn Schwadron mit an Knopf auf mein Beutel, hon in Herrn Offizirn donn und wonn a Geldl pump, dafür nehmen s'mih immeramol mit auf d' Jogd — i bin dumm gnua und lauf mit und hon nix davon ghobt, as wia die müadn Füaß.

Na, mei guata Rittmeister und i, mir gehn mitanond und i bin pfiffi gnua gwest, daß i n'ollaweil a por a drei Schriat hon vorausgehn lossn, hon ma denkt: meini Wadl, und wos drauf sitzt, sein nit seini Huatkrempn. Und mei Rittmeister, der ruast sein Hund und pfeistn und schnolztn, und tatschltn und prügltn, und reibtn d' Ohrwaschl und loßtn suachn und apportirn, und treibt Sochn mit eahm, daß sogor an wohrn Engl von an Hund Geduld und Vastond ausgehn müassad. Da Pontl wird richti noch und noch so tamli, daß er glaufn is, wonn er stillstehn hätt sulln und daß er still gstondn is, wann er lauffn hätt müassn. Und da Herr Rittmeister knollt links und rechts vabei, und ollamol hot da Hund d'Schuld und er willn daschiassn. — 's Vieh dabormt ma und i sog: Herr Rittmeister, sog i, da Hund is noh jung, er is noh nit gnua obglernt; lossn S' mir in Hund, i gib Eahna dafür mein Pfeifnkopf. Sehn's, do is die berühmt Stodt Knittelfeld drauf gmoln, däs do, links sull in Kirchthurm bedeutn und däs Punktirti, däs sein die Berg.

Hiazt hot er ober a grossi Sommlung von Pfeifnköpf ghobt und däs hon i gwißt; drauf is Wean gmoln gwesn, Pest und Ofn, Triest — wos woaß i, oba Knittelfeld hot er no nit ghobt. So is er neugieri gwest und hot gwantschelt.

Mir sein drauf hoamgonga und er hot gracht aus sein neugn Pfeifnkopf. Und hiazt, wia ma zan Thor von Peterwardein kemmen, kitzlts mi so long, bis i sog: Herr Rittmeister, wissn S' ah, aus wos S' eigentli rachn?

Er schaut mi on und sogt: Na, i denk wul, aus an Pfeifnkopf. — Ah na, sog i, aus da Gloskutschn mit vier Rössern, Oana hintn obn, Oana vorn obn. — Und holtn sei Wantschlerei vir. Drauf nimmt er die Gloskutschn mit vier Rössern, Oana hintn obn, Oana vorn obn und n Galeschwogn mitn Dummen und n Griasschimmel mit die zehn Teufel und n jungen Hund und n Pfeifnkopf mit da Stodt Knittelfeld, schmeißt olls auf an Stoan hin: So brauch i däs Glump ah nit! —

Und so lebt er furt, bis er nit amol mehr a Glump auf an Stoan zschmeissn hot — und sei gonzes Unglück is va da Wantschlerei herkemma."

So hot da Vetter-Hiasl dazählt, is aufgstondn und wir i mi wieda buck vawegn da Nutzonwendung, sogt er: „Na, däsmol will i Dirs schenkn. Oba beguck da Dein Glump, däs Du für Dein Kiniglhasn kriagt host — und wos 's Jungi von da Rumppel-Moan ihrn Hund betrifft, so mirk da s'Sprichwort: Wos nochkimmt, beißt da Wulf." — Drauf is er in sein Gortn gonga.

I steh do und schau meini Herrlikeitn on und follt mir ein, daß i a grossa Schofskopf gwest bin. Und va der Stund on hon i neama gwantschlt. Oba mit da Lust nach imma wos Neugn hots noh long daurt — long, long! Aus den Oar (Ei) sein viel Dummheitn und Norrheitn krochn — gonz fiati bin i noh nit: Nu druckn mi die neugn Stiefel, nu zwickt mi da neug Rock, nu qwälln mi die neugn Gsichta. I wullt, i saß wieder untern Opfelbam, hörad wieder die oltn Gschichtn und mei Hiasl-Vetter gab mir wieder an Denkzebl — nu wullt i mi danoch richtn.

Er will mich nicht verstehen.

Er will mich nicht verstehn.
Und wenn ich ihm nicke
Mit glühendem Blicke
Den Morgengruß zu;
Und wenn ich ihm pflücke
Ein Röschen, und schicke
Ein Bändchen dazu;
So frägt er mich: Warum?
Und will mich nicht verstehen!

Er will mich nicht verstehen.
Und wenn ich die lose
Und blühende Rose
Auf's Mündchen auch küß;
Und ich ihm dann sage
Halb klage, halb frage:
Ist Küssen nicht süß!
So frägt er mich: Warum?
Und will mich nicht verstehen!

Er will mich nicht verstehen!
Und sag' ich auch innig:
Ich habe so sinnig
Geträumt von Dir;
Als hätt' ich am Raine
Das Häuschen das kleine
Bewohnt mit Dir!
So frägt er mich: Warum?
Und will mich nicht verstehen!

Er kann mich nicht verstehen.
Und wenn ich die Arme
Ihm reich', Gott erbarme!
Er ist viel zu blöd'! —
— Ei, wärest Du, Mädchen,
Des Nachbars jung' Gretchen,
Er thäte nicht so spröd';
Er fragte nicht: Warum?
Er würde Dich verstehen!

Hans Malser.

Kleine Laube.

An mein Vaterland.

O sei gegrüßt, du herrlich' Land,
Du grüner Strauß in Gotteshand;
Du Kranz, gar reich belaubt!
Als er sich mit der Erde getraut,
Da setzte er seiner lieblichen Braut
Den Kranz auf's holde Haupt.

Die Erde, als Gottes Bräutchen rein,
Die sollte nun auch Königin sein
Und strahlen im Feiergewand,
Ein Diadem, aus Felsen gezackt
In stolzer Pracht zum Himmel ragt, —
Das bist du, mein Alpenland!

R.

Der Silberbaum.

Eine ganz kleine Neujahrsnachtgeschichte von P. K. Rosegger.

In der Neujahrsnacht zu 1863 fiel es mir ein, ich sollte doch aufstehen, zum Haselbauernhof hinübergehen, mich an's hintere Kammerfenster stellen und der Agathel ein glückseliges Neujahr wünschen. Es war zwar überflüssig, einem solchen Mädchen konnte es nicht fehlen — so jung, so schön, so herzig! Man konnte ihr nur Eines wünschen: daß sie in diesem nächsten Jahre ihren liebsten Buben zu eigen kriegen sollte. Zu eigen, denn anders hatte sie ihn schon, oder hätte ihn wenigstens leicht haben können. Aber ganz zu eigen! Damit hat es eben ein eigenes Bewandtniß, wenn der Vater einen eisernen Kopf und das Kammerfenstee ein eisernes Gitter besitzt. Indeß, mitunter handelt sich's nur um Letzteres und müßte das eine matte Liebesgluth sein, die nicht einmal ein Fenstergitter zu schmelzen vermöchte.

Auf keinen Fall konnte aber ein tüchtiger Glückwunsch in der Neujahrsnacht schaden. Und einen blatternarbigen Urlauber, der eben Feldwebel worden war und daher zweifach keck den Mädchen nachjagte, und an dem sonst nicht viel war, als die graue, knappgehaltene Montur und der braune, martialische Schnurbart, einen solchen wird ein schlanker Jüngling etwa noch ausstechen.

So stand ich auf und ging in die mondhelle Winternacht hinaus. Für's Erste schaute ich nach, ob über den Sternenhimmel nicht ein Zaun gezogen sei, den der Mond um zwölf Uhr überhüpfen müßte. Aber der Himmel schien keinerlei Neujahrsfeier veranstalten zu wollen, um so nothwendiger müssen es die Menschen auf Erden thun und ich beschleunigte meine Schritte.

Da begegnete mir mein Freund, der „doppelte Karl". Der war um Vieles älter, als ich, aber wir zogen uns gegenseitig an und standen zusammen, wie der Meister und der Schüler. Wenn ich sagen wollte, was Der mir Alles gelehrt hat! Verblenden und Hexen hat er können und hat mir insgeheim Alles vertraut; mir ist es nur stets mißrathen, weil ich zu ungeschickt und auch viel zu jung war. Bevor der Mensch großjährig ist, will der Teufel keinen Contract mit ihm eingehen, weil ein solcher doch keine rechtliche Giltigkeit hätte. Indeß, das Schatzgraben soll auch dem doppelten Karl ein paarmal mißlungen sein; es ist nichts schwerer, als von den hunderterlei Dingen, die

dazugehören, keines zu übersehen, und so grub der gute Karl gewiß allemal dort ein, wo nichts drinnen war. Es war mit ihm so unterhaltsam! der Mann dachte und gab zu denken, und das ist bei Bauersleuten immer schon etwas. Den doppelten Karl hießen sie ihn aus doppeltem Grunde: erstens weil er im Sommer der Almhalter-Karl und im Winter der Kohlenbrenner-Karl war, und zweitens, weil ihm einmal, als sie spät vom Wirthshaus heimgingen, ein Kamerad, der hinter ihm hertorkelte, zugerufen haben soll: „Wie stellst denn das an, Karl, daß Du heut' so doppelt dahergehst?“

Dieser doppelte Karl begegnete mir nun in der Neujahrsnacht. Zuerst wollte er mir ausweichen, als er mich erkannte, fragte er ganz zutraulich, wohin ich denn so spätnächtig noch ginge?

Da ich vor ihm niemals ein Geheimniß gehabt hatte, so antwortete ich, daß ich neujahrwünschen gehe.

„Zu Welcher?“ fragte er.

„Zu der Haselhoferischen an's Fenster.“

„Das ist nicht dumm,“ antwortete er, „das ist gar nicht dumm. Wie alt mag sie denn sein?“

„Kunnts nit sagen.“

„Halt in dem Alter, wo sich der Liebhaber drum noch nicht zu kümmern braucht.“

„Magst Recht haben, Karl.“

„Bursch,“ sagte er, „Du könntest mir heut' einen Gefallen thun.“

„Gern, wenn ich kann.“

„Einen größeren Gefallen, als ihn ein Bauer mit sechs Ochsen im Stande wär'. — Ich thät heut' Eine brauchen, die noch in den ersten tausend Wochen ist.“

„Wie meinst Du das?“ fragte ich.

„Ganz anders, als Du etwan glaubst. Es wird nicht Dein Schaden sein und auch der ihrige nicht, wenn Du sie heut' um Mitternacht — aber noch ehvor Du ihr neujahrwünschest — zum weißen Kreuz hinaufschickst.“

„Was hast denn wieder Willens?“

„Es tragt Geld, muß ich Dir sagen.“

„Sie wird nicht so dumm sein,“ meinte ich, „wird ihr warmes Nest verlassen, in die kalte Nacht hinausgehen und zum alten Kirchhof hinauf, wo das Gespensterkreuz steht.“

„Und Du wirst nicht so dumm sein, und ihr davon abrathen, wo so viel Geld zu kriegen ist, daß ihr auf der Stell' das Eckhoferhaus kaufen und beinfest zusammenheiraten könnt.“

„Geh', geh', Karl, laß das Schatzgraben sein,“ rieth ich.

„Narr,“ lachte er, „das lass' ich freilich sein, ich wart', bis der Schatz selber aus der Erden wachst.“

Ich schüttelte den Kopf so heftig, daß es auch in der Dunkelheit leicht bemerkbar war. So sagte der Karl: „Mußt nicht gar viel in Deinem Kopf haben, weil er sich so leicht beuteln laßt. Wenn man keinen Schatz anbaut, so wird freilich keiner wachsen, so gescheidt bin ich selber. Solltest Du vom Silberbaumsetzen noch nichts gehört haben?“

„Silberbaumsetzen?“

„Merkt man wohl, daß Du noch so viel jung bist“, flüsterte er, „gehen wir, ich erzähl' Dir's unterwegs. Da schau — greif' einmal, da ist er drinnen!“ Er tupfte mit dem Finger auf seinen Leibelsack. „Da ist er drinnen, der Fraunbildlthaler, wo die liebe Frau das Kind auf der rechten Seiten hat. Just so einer muß es sein. Der Thaler muß Dir wachsen wie ein Zwetschkenbaum! Schau nach, wenn die neun Jahre aus sind — Zwetschken, daß die Aeste krachen; kost' eine, beiß' Dir aber am Kern keinen Zahn aus; in jeder Zwetschken steckt ein Fraunbildlthaler drin! Gelt jetzt schaust!“

Wer da nicht schauen sollte!

„Das ist der Silberbaum!“ sagte der doppelte Karl.

„Wo soll er denn wachsen?“ fragte ich dann.

„In einem Topf mit Erden soll er wachsen. Aber —“ jetzt zog er mich

ganz nahe an sich, „Friedhofserden muß es sein und in der Sylvesternacht. Und dazu möcht' ich die Haselhoferische haben, daß sie mir die Erden ausgräbt."

„Aber das ist doch sehr einfach, doppelter Karl," meinte ich, „das wirst ja leicht selber thun können. Zu so einem Geschäft paßt ein Mannsbild allemal besser, als wie eine junge, leichtgeschreckte Dirn."

„Zu so einem Geschäft," erwiderte jetzt der Karl, „paßt ein Mannsbild gar nicht; sogar von den Weibsbildern die allerwenigsten. Wenn die Friedhofserde fruchten soll, so muß sie eine reine Jungfrau heben. Verstehst?"

Das war doch leicht zu verstehen.

„Und dazu willst Du die Agathel haben?" war meine Frage.

„Dazu will ich die Agathel haben," war seine Antwort. „Aber noch vor Deinem Neujahrwünschen, Bursch, ganz gewiß noch vor Deinem Neujahrwünschen!"

„Ich kann gar nichts versprechen," sagte ich.

„Denk' auf's Zwetschenschütteln," murmelte er, „ich laß' Euch Beide helfen."

„Laß' mich jetzt gehen," drängte ich, „will sehen, was sich machen läßt, aber versprechen will ich nichts."

Er schärfte mir noch mancherlei ein. Als ich in die Nähe meines Zieles kam und an der Kirche vorüber, gewahrte ich, wie der Zeiger immer höher emporstieg, und sein vergoldetes Scheibchen glänzte im Mondlicht ganz nahe an Zwölf.

An ihrem Fenster waren Eisblumen. Ich mußte die wärmsten Worte darauf hinhauchen, bis so viel frei wurde, daß ich in die Kammer gucken konnte. Es war Licht darin. Die Agathel hatte mich noch nicht bemerkt; in einem Kleide, das etwas zuversichtlich für die Eisblumen berechnet war, stand sie vor ihrem Tischchen und that — Bleigießen. Auf dem Löffel ging es schon heiß her und die Flüssigkeit zitterte nicht weniger, wie die Hand, die den Stiel hielt. Jetzt prasselten die heißen Tropfen ins Wassertöpfchen und jetzt — was war drinnen?

„Ein Mann!" rief sie jubelnd aus „also doch! also doch!"

„Ich strengte meine Augen an, vermochte aber die Form des Bleistückes nicht zu unterscheiden. Sie hielt das Ding in der Hand und sagte ein um's anderemal: „Aber schau, aber schau! — Ein wahrhaftiger Schnurbart!" —

Ich vermag heute noch nicht, es zu beschreiben, wie sehr ich damals über dieses Wort erschrocken bin. Ich gebe zu, daß aus einem Stücke Blei ein Schnurbart herausgelesen werden kann, wenn man dazu — den guten Willen hat, aber ich muß auch zugeben, daß meine neunzehnjährige Oberlippe so glatt war, wie ein gegärbtes Kaninchenfell und für den Lauf des angehenden Jahres noch keine großen Hoffnungen rechtfertigte.

Den bleiernen Schnurbart preßte sie an ihren Mund, dann losch sie, spät genug, die Lampe aus. — Ich ließ das durch meinen bluteigenen Athem aufgethaute Scheibchen am Fenster wieder vereisen und schlich davon. Auf dem hohen Stege, der über den Haselbach führt, begegnete mir der Feldwebel. Wir mußten des schmalen Weges wegen so nahe aneinander vorüber, daß sein bereifter Schnurrbart meine Wange strich. Aber wir haben kein Wort mit einander gewechselt, kein „Gute Nacht," kein „Gutmorgen". Er hatte es auch ohne mein Wünschen.

Als ich an der Kirche vorüberging, sank der Zeiger nieder auf Ein Uhr. Das neue Jahr war da.

Als ich am weißen Kreuz vorbeischlich, rief mir der Karl zu: „Na, was ist's? bringst sie?"

„Sie paßt nicht," murmelte ich und ging meines Weges. Der Doppelte hat schrecklich geflucht, hat mir die Schuld gegeben, daß er in dieser Nacht seinen Silberbaum nicht pflanzen konnte.

Im nächsten Jahre soll er ihn unter Beihilfe eines blühenden vierzehnjährigen, im übernächsten Jahre unter Assistenz

eines höckerigen, schielenden sechzigjährigen Mädchens gepflanzt haben, aber er ging nicht auf. Da hat er den Muth verloren und den Glauben — aber nicht an den Silberbaum, sondern an das Mädchen, welches allein im Stande ist, die geeignete Friedhofserde zu heben.

Und die Haselhoferische?

Heute nach siebzehn Jahren gießt sie wahrscheinlich wieder Blei. Sie wünscht, daß kein Schnurbart werde, sondern ein Herzlein. Wir wünschen ihr — aber ohne daß der doppelte Karl mißtrauisch zu werden braucht — ein glückseliges neues Jahr . . .

Der Zitherspieler.*)

Die Blätter von den Bäumen fallen,
Des Sommers Schwüle ist dahin,
Und in des Waldes dunklen Hallen
Verstummt das Lied der Sängerin.

Da ziehet fröhlich in die Weite
Der Herzog Max von Baierland;
Die Zither hanget ihm zur Seite,
Den Körper hüllt ein schlicht' Gewand.

Dort auf den Baumstumpf sitzt er nieder,
Er nimmt die Zither nun zur Hand,
Er läßt erschallen heit're Lieder
Hinein in's liebe Baierland.

Jetzt über das Gebirge wallen
Lebheitere, frisch und frei,
Und da der Zither Klänge schallen,
So lauschen sie der Melodei.

Der Herzog hat das Spiel beendet,
Er will nun fröhlich weiter zieh'n,
Da tritt der Kühnste vor und spendet
Dem Fremden Lob und fragt: „Wohin?"

„Willst, Landsmann, Du nicht heute spielen
Im Wirtshaus unten Eins zum Tanz?
Du wirst, so wahr ich leb', erzielen
Manch' Geldstück wohl von hellem Glanz!"

Schon führen sie den hohen Fremden
In's Wirthshaus; man erkennt ihn nicht.
Die Lust der Bauern will nicht enden,
Als jetzt für sie der Tanz anbricht.

Sie singen, jubeln, hüpfen, springen,
Der Herzog ist vergnügt gar sehr.
Sie wollen Bier und Wein ihm bringen
Und auch manch' Geldstück, blank und schwer.

Das Spiel verstummt. Die Bauern sehen
Verwundert d'rein. Der Herzog spricht:
„Nun, Kinder, laßt mich heim auch gehen,
Bevor die finst're Nacht einbricht."

„Ei was", ruft einer von den Bauern,
„Spiel' noch vom Herzog Max den Tanz.
Es kann ja wohl nicht lange dauern,
Und 's ist doch just der schönste Tanz."

Der Herzog spielet und sie freuen
Auf's Neue sich beim Zitherklang.
Dann scheidet er und mahnt die Treuen,
Stets froh zu sein ihr Leben lang.

Kaum ist er fort, und wie von Sinnen
Der Wirth ruft: „Wißt Ihr, wer gespielt?
Der Herzog Max war's!" — Was beginnen?
Ihm nachzueilen man befiehlt.

Und alle laufen, und man holte
Im Fluge nun den Herzog ein,
Und bat ihn knieend jetzt, er sollte
Es ihnen gnädig doch verzeih'n.

Und lächelnd sich der Herzog wendet:
„Ich hab' mich mehr gefreut als Ihr.
Das Geld, das Ihr mir heut' gespendet,
Ich nehm's als lieben Lohn mit mir."

Ferd. Thomas.

*) Der Herzog Max von Baiern, der Vater der Kaiserin von Oesterreich ist bekanntlich einer der ausgezeichnetsten Zitherspieler. Die hier erzählte historische Begebenheit fällt in das Jahr 1854.

Der Hans Michel beim Pastor.

Beitrag zur Charakteristik der Bauern.

In einer Abendgesellschaft heiterer und geistesreger Menschen, wo das Gespräch frisch von einem Gegenstand auf den andern wogte, kam es auch auf die Dorfschaft. Das Dorf ist ein allzeit dankbarer Gesprächsstoff. Die Kenner desselben wissen ihm stets interessante Seiten abzugewinnen, während die Nichtkenner mit den gehörten Phrasen ausreichen und hier ein Thema vor sich zu haben glauben, über das sich mit Ueberlegenheit und vornehmer Herablassung geistreich sein läßt.

In vorerwähnter Gesellschaft galt nur Ersteres — das von den Kennern. In der Versammlung befand sich auch der berühmte Zoologe Dr. Brehm.

Dieser sagte, er wisse von seinem Vater her eine Bauerngeschichte, welche den Bauer überaus treffend charakterisire. Er wolle sie erzählen.

Wo Brehm spricht, da verstummt jeglicher Mund, da öffnen sich alle Ohren. Und der Naturforscher, der seine zoologischen Beobachtungen auch auf jenes Geschöpf, das an der Spitze des Thierreiches steht, auszudehnen weiß — der Erzähler begann: „Ich bitte, meine gnädigen Frauen, nicht zu erschrecken, wenn ich vorausschicke, daß ich einer alten Ketzerfamilie entstamme. Mein Vater war nämlich Priester. Er war Pastor in einem thüringischen Dorfe und seine Gemeinde erwählte ihn stets zum Rathgeber und Anwalt in ihren Anliegen. So geht eines Morgens recht langsam die Thür auf und der Eintretende klopft erst an diese Thür nachdem sie schon halb offen ist.

„Ah, der Hans Michel," sagt mein Vater, „grüß Gott! Was führt Euch zu mir?"

„Ja," meinte der starre, hagere Alte, der halbgekrümmt dastand, weil er sich tiefer nicht bücken wollte und gerade aufrecht nicht mehr stehen konnte. Er sprach natürlich in der Thüringer Mundart, und Brehm erzählte dem Bauern in der Thüringer Mundart meisterhaft nach, was aber dem Nacherzähler dieser Geschichte leider nicht möglich ist.

„Ja", meint der Hans Michel und knittert an seiner Haube herum, denn so machen es in ähnlicher Lage alle Bauern, die eine Haube haben. Die anderen zerknittern den Hut und ist auch ein solcher nicht zu Wege, so krauen sie sich hinter den Ohren. Dabei macht der Hans Michel aber ein sehr bissiges Gesicht.

„Nun," sagt der Pastor, „setzt Euch einmal in den Ledernen und erzählt, was ihr Neues wißt."

„Ja," brummt der Hans Michel, „es ist wohl was Neues, Herr Pastor, 's ist wohl was Neues. Mein Traugott will sich verändern" (verheiraten).

„Der Tausend," sagt mein Vater, „das ist ja gar schön."

„Mit Verstattung, Herr Pastor, da bin ich anderer Meinung. Daß mir der Bub heiraten will, das leid' ich nicht!"

„Ich dächte," sagt der Pastor, „es dürfte Euch nur angenehm sein, Euch zur Ruhe setzen zn können, Ihr habt Euch Euer Lebtag wahrlich geracert und gehaust genug."

„Ist wohl wahr, Herr Pastor, ist wohl wahr, ich habe mich geracert und geschunden genug und 's thät mir taugen, wenn ich einmal ablegen könnte."

„Und der Traugott, meine ich, ist schon im Alter. Ich theile ihm achtundzwanzig Jahre zu."

„Ist dreißig," sagt der Bauer, „der Schlingel ist schon dreißig."

„Nun also ist das Heiraten nicht mehr zu früh."

„Das ist's auch nicht, aber die Gauschöpper Liese soll er mir nicht haben. Die will ich nicht, und das ist eine höllische Trotzigkeit von meinem Jungen, daß er just die Gauschöpper Liese haben will!"

„Ihr meint vielleicht, daß sie ihn nicht nimmt?"

„Herr Pastor, was Sie nur glauben! Sie haben sich gern, wie die Tauben, zum Fressen gern, mit Verstattung."

„Also, Ihr habt gegen die Person Einwendungen, Hans Michel?"

„Laß' sich der Herr Pastor eine Geschichte erzählen. Wie ich jung bin gewest, hätte ich des Bachwirths Christine haben mögen. Herr Pastor, das war ein sauber Mädel! Ich bin in sie vernarrt gewesen, daß ich nur so traumhapig im Dorf herumgetaumelt bin. Und die muß ich haben und keine Andere, das war mein Begehren. Hab's aber nicht gekriegt, Herr Pastor. Hab' drauf eine Andere genommen und ist auch gut gewesen. Und der Traugott muß mir auch eine Andere nehmen."

„Was habt Ihr denn für Gründe gegen die Gauschöpper Liese?" frägt

mein Vater, „sie ist vielleicht noch gar zu jung?“

„Na, das just nicht. Acht Jahr hat sie weniger, als wie der Traugott.“

„Oder sollt' sie nicht brav sein?“

„Darüber keine Klag; man kann ihr soweit nichts nachsagen. Sie ist auf ihre Vatersleute gut, hat sonst noch keinen Liebsten gehabt, ist auch in der Wirthschaft fleißig und sparsam. Da müßt ich lügen, wenn ich anders wollt' sagen.“

„Ei, ei, Bauer,“ sagt mein Vater, „da hat sie Euch sicherlich zu wenig Vermögen?“

„Gar nicht, Herr Pastor, sie ist das einzige Kind vom Haus; ihre Scheunen sind voll Korn und Schmalz und Speck, daß ich's gerade noch nirgends so gefunden habe. Im Stall stehen sechs paar starke Ochsen und nicht weniger Kühe und Kalben. Hernachen im Schafstall, Herr Pastor, das ist schon eine Freude, ihrer sechzig Stück mitsammt den Widdern, und lauter feinwollige. Und erst die Säue, Herr Pastor, die Säue! Mein Lebtag hab' ich noch nichts Schöneres gesehen, als diese feisten Thierlein. Gerade die Zähn' werden Einem lang, wenn man sie anschaut.“

„Nun also,“ sagt mein Vater, „so lasset den Traugott doch gleich dreinbeißen. Oder ist Euch die Verwandtschaft nicht recht auf dem Gauschöpperhof?“

„Möcht' nichts Schlechtes sagen, Herr Pastor, sind lauter brave Leut.“

„Oder geben ihre Eltern die Heirat nicht zu?“

„Zu tausendmal gern!“ flüstert der Hans Michel, „denen gelüstets nicht viel weniger als wie der Jungen nach meinem Traugott.“

„Nun so ist ja Alles in Ordnung, mein lieber Hans Michel, und Ihr werdet wohl ja sagen.“

„Nein,“ knurrt der Hans Michel.

„Ja, warum denn nicht?“

„Weil's mir nicht taugt!“ Das Wort nagelt er mit der Faust auf den Tisch.

„Wozu kommt Ihr hernach zu mir?“ frägt mein Vater, „glaubt Ihr, ich werde Euren Starrsinn unterstützen? Glaubt Ihr, ich werde gegen die Verheiratung der beiden jungen Leute sein? Das ist zu toll! Ich werde ihnen zu dieser Heirat behilflich sein, hört Ihr! Und wißt Ihr, daß Ihr eigentlich gar nichts dreinzureden habt — der Traugott ist großjährig.“

„Weiß ich Alles, Herr Pastor.“

„Nun, Hans Michel, wozu seid Ihr nur zu mir gekommen?“

„Um das Aufgebot zu bestellen, Herr Pastor.“

Wird Er gehn?!

(Nach Karl v. Holtei.)

Die Hanerl sogt zum Knecht:
„Wird Er gehn?!
Er is ma just da Recht'.
Wird Er gehn?!
Vol holtst es mit der Oan,
Mit da Großn, mit da Kloan.
Wird Er gehn?!

Do sogt da Knecht, da Hons:
„I bleib stehn!
Du bist a dumi Gons.
I bleib stehn.
Wann i glei a bisserl schmier
Mit Drei, meintswegn mit Vier,
I bleib stehn!

Du nimmst mi do zum Mon:
I bleib stehn!“

Do schreit s' n noh amol on:
„Wird Er gehn?!“

So liegns die längsti Zeit
In Streit, die jungen Leut,
Bis s'vor da Kirchn stehn.
Wird Er gehn?
Er bleibt stehn.

Aus dem Wienerwalde.

Ein Landwirth aus dem Wienerwalde, Herr Philipp Vogler, veröffentlicht eine sehr bemerkenswerthe Broschüre über Land und Leute im Wienerwalde, deren Haus und Hof, Sitten und Ge-

bräuche — eine in vieler Hinsicht lehrreiche landwirthschaftliche Culturstudie der Gegenwart und zugleich ein verläßlicher Leitfaden für Colonisten. Das Büchlein, welches der landwirthschaftliche Bezirks-Verein in Neulengbach herausgegeben hat, macht uns bekannt mit dem Waldbauern und der Waldbäuerin, mit der Bauernmoral, der Bauernreligiösität, mit dem Verhältnisse des Wienerwaldbauers zur Schule und mit der Waldbauernwirthschaft. Sehr treffend schildert der Verfasser des Durchschnitts-Bauern Verhältniß zur Kirche. Er sagt:

Den Satzungen der Kirche folgt der Bauer willig; eigentlich religiös ist er aber bei alledem nicht, er sucht eben in der Form, in dem Aeußern die Religion, ein inneres Erheben ist ihm fremd, sowie er auch der ganzen Schöpfung gegenüber geistig passiv bleibt. Ihn läßt eine prachtvolle Fernsicht, an denen der Wiener Wald so reich ist, eben so unberührt, als er einen herrlichen Sonnenaufgang einfach selbstverständlich findet; es muß mit seinem „Ich" zusammenhängen, wenn er einmal zum Denken aufgerüttelt werden soll.

Allsonntäglich, bei einigermaßen erträglichem Wetter, wandert Jung und Alt, Dienstboten und das übrige Gesinde abwechselnd, zur Kirche. Freilich übt da das Wirthshaus, das meistentheils in deren Nähe liegt, keine geringere Attraction aus, aber — er erfüllt doch als Christ seine Pflicht. Nicht minder streng hält er gebotene und selbst abgeschaffte Feiertage in Ehren; da ist die Definition schon weniger schwer zu treffen, ob er dieses der Ruhe — oder der Feier wegen thut. Auch an Wallfahrten und Bittgängen hält er fest; ob da die Abwechslung, die solche Umzüge mit sich bringen, keine Rolle spielt, wollen wir nicht untersuchen; öfter einmal von der Arbeit auszureißen, geht dem Bauern über Alles!

Wie schon früher erwähnt, fehlt in keiner Bauernstube irgend ein „Heiligenbild", wenn auch unter dem „Haussegen" regelmäßig der egyptische Traumbogen mit seiner hirnverbrannten Auslegung Platz findet. Uebrigens begegnet man solchem gedruckten Blödsinn bei dem Bauern nicht allein. — Das Rosenkranzbeten ist bei ihm stark in der Uebung; doch fällt dieses vornehmlich dem Alter zu, dem es weniger an der Zeit gebricht, das Vaterunser in Zahlen aufzulösen. Die österliche Beichte und Communion wird strenge von ihm eingehalten, ebenso stirbt selten ein Familienglied, ohne der Tröstung der Kirche theilhaftig geworden zu sein.

Die Leichenfeierlichkeit ist meist weniger pomphaft als der übliche Leichenschmaus, bei dem es sich oft ereignet, daß der Ersatz für den oder die „selig in dem Herrn Ruhenden" schon mit zu Tische sitzt. Bewegt und lustig geht es bei den Hochzeiten zu, deren Feier von Seiten der Kirche sich auf die bekannte Form beschränkt, hingegen im Essen und Trinken unerhörte Leistungen fordert. „Toll und voll!" ist da die beste Bezeichnung.

Ist eine Pfarrgemeinde noch so arm, auf den Schmuck seiner Kirche nimmt der Bauer gerne Bedacht und manches gute Heiligenbild hat solchem Pietätsgefühl seinen dauernden Standort zu danken. Besonderes Gewicht legt er, nebst einer reichen Ausstattung im Innern seines Gotteshauses, auch auf eine gute Kirchenmusik; Trompeten und Pauken dürfen an einem hohen Festtage nicht fehlen, soll der Gottesdienst ein solenner sein und es ist wahrhaft rührend, wie sich manchmal so ein würdiger Dorfschulmeister abzappelt, um „Dei gloriam", eine alte, hübsche Messe, zur Aufführung zu bringen. Was da singt und geigt, bläst und trommelt, ist frisches, fröhliches Bauernblut, welches er sich zu solchen Zwecken sorgsam herangedrillt. Wird dann bei derartiger Gelegenheit auch öfter einmal umgeworfen, ist das noch lange kein Unglück. „Schön war es doch!" sagen dann im Heimgehen die ehrbaren Kirchenältesten zu einander.

Der Priester einer Bauerngemeinde genießt in der Regel große Achtung, namentlich wenn er seine Leute zu nehmen weiß; ist er dabei ein Prediger pro domo, kann er auch ab und zu seine Gemeinde tüchtig herunterkanzeln, ohne dabei die geringste Einbuße zu erleiden. Verstehen will der Bauer und verstanden sein, dann — ist mit ihm friedlich zu leben und in solchem Falle vermag die Kanzel Alles! „Wenn der Pfarrer will, geht ihm der Speck nicht aus!" sagt ein altes Sprichwort und das ist dem Bauer gegenüber ein wahres Wort. Wenn auf Alles vergessen wird in einer Gemeinde, an den „geistlichen Herrn" wird sicher gedacht, ihm fehlt es nicht leicht an des Leibes Nothdurft und Nahrung.

In Bezug auf die Bauernwirthschaft im Wiener Walde behauptet der Verfasser, daß der Pflug den Bauer geschädigt habe. „So paradox dieser Ausspruch lauten mag, war es doch nur dieser, der dem Bauer die falsche Richtung gab; er ist der Zerstörer der natürlichen Grasnarbe geworden, auf der allein seine Zukunft beruhte. Der Pflug wies ihm jene Bahn, die ihn sowohl, als auch seinen Boden der Verarmung zuführte. Es ist ein unglückseliger Irrthum, der den Waldbauer gefangen hält: daß er sein Brod nur durch den Kornbau zu erlangen vermeint; eine Wirthschaft ohne diesen ist ihm absolut nicht denkbar. Ununterbrochen wühlt er daher den Boden auf und sucht ihm die karge Körnerernte abzugewinnen. Daß dieser vorwaltend kalte Thonboden solche nicht begünstigt, ein Körnerbau sich nicht lohnt, hätte ihn längst die Erfahrung lehren müssen, aber unbekümmert um diese, liegt er fortwährend im Kampfe mit seiner Scholle, der eines besseren Sieges werth wäre. Man sollte annehmen, daß ihn das eigene Nachdenken schon längst bestimmt haben müßte, ein Verfahren aufzugeben, welches den Aufwand an Arbeit, den solches erfordert, nie bezahlt! Doch nein! auf Leiten und Hängen, auf Höhen und in Schluchten dominirt der Pflug, zerreißt dort den bindenden Rasen, wo dann der Regen das Seine thut, von der nun blosgelegten Erde die geringe Humusschichte in die Tiefe zu tragen. Was dieser übrig läßt, besorgt dann der Sturm, der namentlich im Winter mit der schneelosen, durch den Frost pulverisirten Ackerkrume sein Spiel treibt, diese hinwegfegt. Daß sich unter solchen Elementareinflüssen Hungerland bilden muß, ist unanfechtbar; diesem vermag der kohlenstoffarme Laubdünger, der, wenn es gut geht, alle drei Jahre einmal in dünner Schichte aufgefahren wird, schließlich auch nicht mehr zu helfen, da er noch obendrein als das Product kärglicher Fütterung und der erwähnten nachlässigen Behandlung, seinen Nährwerth an Dungsalzen bereits eingebüßt hat. Was jedoch das Wesentlichste ist: der Viehstand des Waldbauern steht bei solcher Bewirthschaftung in gar keinem Verhältnisse mit dessen Grundfläche.

Ein unverzeihlicher Fehler, den der Waldbauer mit dem Landbauer gemein hat, ist das Abfließenlassen der Jauche, welche durch förmliche Abzugsgräben in den Bach geleitet wird. Der Werth der Jauche — es ist unglaublich! — ist dem Bauer unbekannt.

Da das Ackerland*) sämmtlichen durch die unsinnige Vernachlässigung verschlechterten Dung absorbirt, geht naturgemäß das Grasland immer mehr zurück, verschlechtert sich von Jahr zu Jahr, versauert und vermoost; was dann?!

Wie ganz anders hingegen stünde sich der Waldbauer, wenn er die weiten

*) Durch meinen häufigen Verkehr mit den Waldbauern, kam oft die Sprache auf diesen — ich möchte sagen gewaltsamen Feldbau; ich hatte bei solchen Anlässen dann immer das Genugthun, in meiner steten Opposition gegen diesen die Antwort zu erhalten: „Sehen Sie, auf dem Acker da hat mein Vater seinerzeit X Mandl Frucht aufgestellt und derselbe Grund gibt mir heute kaum mehr die Hälfte." Wenn ich dann auf Grundlage solcher Mittheilung dem Bauern

Grasflächen, die er sein eigen nennt, in den Bereich seiner vollen Thätigkeit einbeziehen würde und den so schlecht lohnenden Feldbau gänzlich fallen ließe! Wenn er allen Fleiß, alle Mühe und Arbeit, die er an diesen so zwecklos vergeudete, nunmehr einer Cultur widmete, die ihm durch die local-climatischen Verhältnisse förmlich aufgedrängt wurde! Welch' reiche Zinsen zahlt das Grasland allein schon bei einer Ueberdüngung oder Ueberpuddelung mit verdünnter Jauche?! Mit einem verhältnißmäßig geringen Aufwand von Asche, Kalk oder Mauerschutt lassen sich stark bemooste Wiesen in ertragreiche umwandeln, wenn nicht gar das Substrat derselben als willkommenes Streusurrogat Benützung finden sollte.

Wird dabei einer rationellen Ent-, eventuell Bewässerung die gebührende Beachtung geschenkt, nebstbei durch Anlagen von Composthaufen, Fanggruben in den Wäldern ein weiteres Dungmaterial für die Wirthschaft gewonnen, so resultirt daraus: daß der Viehstand progressiv sich heben würde, als das Grasland an Ertrag zunimmt, und daß bei diesem die Zunahme wachsen muß, als die Düngung eine intensivere wird, oder mit kurzen Worten: der Viehstand des Waldbauern ließe sich leicht auf das Dreifache erhöhen, wenn er seinen so widernatürlichen Feldbau gänzlich aufgeben wollte. Und nun:

„Wer hat dich, du schöner Wald,
„Ausgehau'n so hoch da droben!?"

An Nichts in der weiten Welt ist mehr gefrevelt worden, als an dem Wald, „dem deutschen Wald"; doch nicht nur seines Holzes wegen allein — Laub und Nadeln, grün und dürr, werden ihm entrissen; wie gekehrt ist sein Boden, dem man auch noch die Wurzeln aus seinen Weichen reißt. Die Rinde, das Harz, der Bast und sein Splind, sein Moder und seine Schwämme, seine Beeren und seine Früchte, sein Honig und seine Nester, seine Vögel und sein Wild, Alles, Alles muß er hergeben, wird ihm enttragen, genommen, geraubt, mit List oder Gewalt, bis zuletzt selbst seine Dammerde, die Nährmutter und Pflegerin seiner Jugend, dem Spiele der Winde, dem Regen des Himmels zum Opfer fällt.

Der Verfasser schlägt die Ausdehnung der rationellen Viehzucht vor und deutet an, daß nur der Großgrundbesitz den angeführten Mißständen mit Erfolg entgegenwirken könne.

verständlich zu machen suchte, daß gerade darin der Beweis läge, daß der Boden in solchen Höhelagen, trotz aller Mühe und Arbeit, durch Witterungseinflüsse sich naturgemäß allmählig verschlechtern müsse, ward mir öfter die Erwiderung: „Daß eben der Acker nicht mehr tragen wolle". Der Bauer denkt sich denselben etwa wie einen stützigen Gaul, der seinen Kopf aufsetzt; nach solcher Bemerkung brach ich dann auch regelmäßig meine Missionsversuche ab, denn „gegen Dummheit kämpfen Götter selbst vergebens!"

Zur Aesthetik der Civilehe.

Eine Plauderei von Fritz Mauthner.

Unsere Frauen sind bekanntlich die freiwilligen Agenten jeder herrschenden Kirche. Wo der Priester weder durch Gründe noch durch Bibelsprüche zu überzeugen vermag, da siegt das Weib mit seinen triftigeren Argumenten, mit Bitten, Thränen, mit Trotzen, Schmeicheln und Schmollen.

Hier liegt ein Katholik im Sterben. Der Kaplan versucht vergebens ihm die Nothwendigkeit der letzten Ceremonie begreiflich zu machen, da naht die Gattin, das Taschentuch vor den rothgeweinten Augen.

„Thu's mir zu Liebe!" —

Und der mit Gott, vielleicht sogar mit dem Papste und allen Heiligen zerfallene Mann wendet den letzten Gedanken gutmüthig der Religion zu.

Auch die Geburt männlicher Kinder hat in gewissen Confessionen gewisse Consequenzen, welche in den Augen des Vaters vielleicht nur ein Andenken an barbarische Zeiten bedeuten, der Mutter

jedoch ein Anlaß zu vergnüglicher Feier mit Kuchen und Süßwein sind.

Und nun erst die Vermählung!

Die nüchterne Meinung der Juristen und anderer Männer, daß nämlich die Ehe durch eine gesetzlich geordnete Willensäußerung vor dem Beamten rechtskräftig geschlossen werde, weisen die Frauen allesammt als eine irrige zurück. Die unentbehrlichen Erfordernisse zu einer Trauung sind nach ihrer Vorstellung: eine hellerleuchtete Kirche, ein Paar ziemlich mitgenommene Teppiche, einige mehr oder weniger mitgenommene Brautjungfern, ein Schleier, ein Myrthenkranz und eine schöne Traurede, über deren unvermeidliche kleine Mißgriffe man sich nachher zu Hause lustig machen kann.

Woher stammt diese Feindschaft der Frauen gegen das Standesamt?

Sollten wirklich die Damen, die sich doch im Grunde nicht berufsmäßig mit der Erforschung der philosophischen oder theologischen Begriffe: „Gott, Freiheit und Unsterblichkeit“ — abzuquälen pflegen, ein so ausgebildetes religiöses, d. h. übersinnliches Bedürfniß haben? Schopenhauer selbst hätte doch über diese Frage herzlich gelacht. In Wahrheit sind heutzutage unseren Frauen religiöse Fragen ziemlich fremd geworden und dennoch überfällt sie bei der Forderung einer blos standesamtlichen Eheschließung sofort ein vorübergehender religiöser Fanatismus und dennoch fühlen sie sich beinahe pränumerando in ihren ehelichen Rechten gekränkt, wenn der Bräutigam auch ohne Brautkranz und Prediger glücklich zu werden hofft. „Nur einen ganz kleinen Prediger,“ bittet die Braut so lange, bis der bescheidene Wunsch gewährt wird und dadurch die eigentliche, von dem Staatsbeamten vollzogene Eheschließung zu einer stimmungslosen Formalität von untergeordneter Bedeutung herabsinkt.

Das Schlimmste an der Sache ist, daß die Frauen — wie gewöhnlich — vom richtigen Gefühle geleitet sind. Was die meisten Bräute aus den gottlosen höheren Ständen auf dem Standesamte vermissen, ist — weiß Gott! — nicht das Amen der Kirche, sondern das tausendfache Brimborium, mit welchem guter alter Volksgebrauch den ersten Schritt auf dem Wege begleitet, den das junge Mädchen an ihrem Hochzeitstage unternimmt.

Das sinnigere Weib will sich bei der wichtigsten Entscheidung ihres Lebens nicht mit der trockenen Rechtsform begnügen, sie verlangt nach einem Symbol, — nach dem Brautkranz.

Wie sich nun die Dinge bisher entwickelt haben, fehlt dem Standesbeamten die Poesie, die der Brautkranz in Anspruch nimmt, sein Frack schlottert nicht weihevoll genug, sein Halstuch athmet nicht jenen Hauch des Ueberirdischen, der von den glattgeplätteten Bäffchen auszugehen vermag, kurz, der Brautkranz erscheint nur in der Kirche am Platze, der Prediger ist für die Braut wie eine Allegorie ihres Myrthenkranzes, und da sie den Kranz nicht missen will, so fordert sie auch die Allegorie.

Sollen wir wirklich vom Staate verlangen, daß derselbe seine Beamten durch Bäffchen und andere Herrenmodeartikel für die Bräute wohlgefälliger gestalte?

Ein solches Verlangen wäre unbillig und gefährlich.

Manche Aenderungen der bestehenden Formen wären jedoch ausführbar, ohne daß deshalb ein neues Gesetz geschaffen werden müßte. Manche freundliche Rücksicht auf das Gefühl fein empfindender Mädchen könnte genommen werden, ohne daß sich der Staat etwas vergäbe.

Ja, wenn man genauer zusieht, so ist es im Wesen der Sache begründet, daß der Staat auf seinen Standesämtern einen größeren Unterschied mache zwischen den Fällen, in welchen die Anmeldung von Geburts- und Todesfällen erfolgt, und jenen, in welchen eine Ehe vor dem Beamten ge-

schlossen wird. Man gestatte mir, mich möglichst unkörperlich auszudrücken.

Wenn der Hausvater oder andere wohlwollend betheiligte Personen den zweifelhaften Wartesaal des Standesamtes betreten, um die Geburt eines jungen Staatsbürgers zu verkünden, so ist das Ereigniß selbst bereits vollendet. Das Kind hat zu Hause „die vier Wände angeschrieen“ und die gesetzlich geforderte Meldung wird die Existenz des neuen Menschen vorläufig nicht weiter berühren; das Kind wäre auf der Welt, auch wenn die Meldung unterblieben wäre. Aehnlich verhält sich das Verhältniß von Amt und Anmeldung bei Todesfällen. Wenn man den Tod dadurch verbannen könnte, daß man die Todesanzeige unterläßt, ihn dadurch herbeiführen, daß man den Kranken todt sagt, — die Sterbelisten würden sehr unregelmäßig geführt werden!

Zu ganz anderer Bedeutung erhebt sich das Standesamt, wenn ein Brautpaar auf demselben die verhängnißvollen Fragen vorgelegt bekommt.

Das ist keine bloße Anmeldung mehr, das ist das Ereigniß selbst.

Der Mann, der Tod oder Geburt anmeldet, verzeichnet nur eine statistische Notiz, — das Brautpaar, das die Ehe schließt, will selbst die Statistik in mehreren Punkten verändern; das Geburts- und Sterberegister enthält nur Quittungen über ordnungsmäßig erfolgte Leistungen, — der Heiratscontract stellt eine Anweisung aus.

So verschieden wie diese Papiere, sind auch die Stimmungen der Betheiligten. Man empfängt eine theuer bezahlte Quittung nicht mit demjenigen Hochgefühle, mit dem man eine Anweisung entgegennimmt. Das Brautpaar schreitet zur Eheschließung mit Empfindungen, wie sie im Leben nicht ein zweites Mal wiederkehren. Festlich sieht es in den Herzen aus, festlich verlangen diese auch die Umgebung. Schon der Wagen, der das Pärchen abholt, muß den Vorübergehenden sagen: „Seht, ich führe glückliche Menschen!“

Das Brautpaar, so eilig es auch später die Einsamkeit suchen mag, will jetzt möglichst viele Zeugen seines Glückes um sich sehen. Und nun: die Zeugen begleiten das Paar zum Bureau des Standesbeamten, der schmutzige Flur verletzt, die hohen Treppen ermüden die Braut und die Brautmutter, das entsetzliche Wartezimmer ist überfüllt.

Neben der Braut nimmt ein unvollkommen gereinigter Vater Platz, der ziemlich kleinlaut die freudige Nachricht bringt, daß ihn seine Alte mit dem neunten Jungen beschenkt habe. Neben ihm weint eine Mutter, der das einzige Kind gestorben ist. Drüben zankt eine resolute ältere Braut mit einem jüngeren Manne, weil derselbe bereits zum dritten Male die Papiere zu Hause vergessen haben will, welche das Aufgebot endlich ermöglichen würden.

Und am Ende des Zimmers endlich drückt sich ein Brautpaar herum, welches mit begreiflicher Ungeduld den Act der Eheschließung herbeisehnt; denn der junge Mann wird bald wiederkommen, um den Geburtslisten des Standesamtes eine Anzeige zu machen.

Schon ist die Braut aus dem siebenten Himmel in einen minder hohen herabgesunken, da führt man sie in das für Eheschließungen bestimmte Local. Ein besseres Bureau — aber am Ende doch nur ein Bureau. Der Standesbeamte hat wohl eine feierliche Miene aufgesetzt; die kleinen amtlichen Fragen und Berichtigungen beschränken sich wohl auf ein geringes Maß, man weint wohl auch ein bischen, wenn die Brautmutter zugegen ist.

Doch weder die kleine Stube, noch die Rede des Beamten, noch die Zahl der Zeugen entspricht dem Bedürfnisse der Braut nach Mitfreude und Symbolik; nach der Trauung fliegt, wenn sie nicht das Ideal einer jungen Frau ist, ein kleines Wölkchen über ihre Stirn und sie flüstert: „Du wirst mir doch die erste Bitte nicht abschlagen,

lieber Mann! Nur einen ganz kleinen Prediger!"

Und der Mann schlägt die erste Bitte nicht ab, der wirklichen Eheschließung folgt eine rechtlich völlig bedeutungslose kirchliche Feier, deren seit Jahrhunderten eingeübter Pomp die Phantasie freundlich berührt und für die Erinnerung der Braut dasjenige bedeutet, was sie später ihre Hochzeit nennt.

Der Staat hat an den Brautkranz vergessen; die Kirche aber kennt das Frauenherz, sie bietet die Myrthe dar und versteht durch Kranz und Schleier die Braut an sich zu locken.

Die ganze Frage mag nur nebensächlich sein und gegenüber den großen Gegensätzen, aus welchen der Culturkampf hervorgegangen ist, verschwinden, gleichgiltig ist sie dennoch nicht für das Verhältniß zwischen dem Staate und seinen Bürgern.

Mit Gesetzen allein kann man keine bestimmte Neuformung des Lebens erzwingen, Volksgebräuche sind lebenskräftiger als Gesetze.

Wie die alte Kirche, als sie zu den germanischen Heiden kam und ihre Gebräuche nicht zu besiegen vermochte, die Sitten des Heidenthums in ihren neuen Gesetzen beibehielt und den neuen Wein klüglich in die schönen alten Gefäße füllte, so wird der neue Leviathan Staat die Gemüther nicht erobern, bevor er nicht in seinen neuen Gesetzen für Volksgebräuche eine Stelle schafft. Das Bureau und die Braut — das sind die Gegensätze, die auszugleichen sind; manche förderliche Einrichtung, manche nützliche Anstalt der viel zu gering geschätzten Gesetzmacher wäre vom Volke sogleich freudiger aufgenommen worden, hätte man niemals an den Myrthenkranz vergessen.

An die Zweite.

Lasse fern von deinen Blicken,
O du friedlos Kind der Welt,
An Erinnerung mich erquicken,
Wo ihr Grabmal aufgestellt.

Laß' beweinen mich ihr Sterben,
Meinen Irrthum mich verfluchen,
Daß ich durch ein zweites Werben,
Sie noch einmal wollte suchen.

Sie, die ungesucht erschienen,
Unersetzlich mußt' verschwinden,
Wie ein Sternenstrahl den Sinnen
Eines sonnendurstigen Blinden.

Meinem Wahnwitz nun ein Büßer,
Quält der bittere Gram die Brust,
Selbst der Schmerz um sie war süßer,
Als mit dir die eitle Lust.

Weltkind, laß' am Grab der Güte
Weinen, weinen mich und beten,
Wenn dein Dämon meiner Hütte
Stillen Frieden hat zertreten.

S. Holm.

Steirerabend.

Der Verein „Almbrüder" in Graz, welcher durch seine alpine Tendenz, besonders durch seine „Steirerabende" die alten heiteren und urdeutschen Sitten, Trachten, Lieder und Mundarten der Steirer zu bewahren und aufzufrischen trachtet (siehe den Aufsatz über Steirerabende, „Heimgarten", III. Jahrgang, Seite 387), hat soeben wieder die Einladung zu seinem am 31. Jänner d. J. stattfindenden Steirerabend versandt. Diese volksthümlichen Tanzfeste, so anspruchslos sie sich geben, haben ihre tiefere Bedeutung, sie sollen das Fremde, wenn es aufdringlich aber nicht gut ist, verdrängen, das Heimische, wenn es gut ist, fördern. Das vollzieht sich leider nicht von selbst. Die Steirerabende haben Manches wiedergewonnen, was noch vor zehn Jahren verloren schien. Möchten sie ihrer Sache stets wachsam bleiben und nicht — wie Gefahr in Verzug ist — zu gewöhnlichen Faschingsmaskeraden herabsinken!

In Hinblick auf das Interesse, welches heute alle Welt an der alpinen

Sache nimmt und bei den sich mehrenden Anzeichen, daß man auch draußen im Flachlande, an der Donau, an der Elbe, am Rhein und an der Ostsee sich für das Volksthümliche unserer Alpenländer erwärmt, sei diese harmlosgemüthliche Einladung zum ländlichen Carnevalsfeste in der Stadt, gewissermaßen als Nachtrag zu dem oben erwähnten Aufsatz hier mitgetheilt:

In Schickbuabn sein Ousproch.

I bin ols Schickbua bikonnt, geh in Lond umanond; i frog noch koan Untaschied, Stond oda Rom, i suach die lustign Leut zan Steirerobnd zsom.

Zerst kim i zan Pforrer und lodn an zan Steirafest ein. „Steirafest?" sogt er, „däs steht nit in Kirchnjohr drein; oba denna noh gehn ma. — Da Pforra wird kema.

Da Schulmoasta loßt mir auf d Einlodung wissn: „Er kamad scha gern, oba d Housn wär zrissn." I that eahm d Ontwort drauf schickn: Sei Weib sullt eahms flickn. Drauf schreibt er: „Däs is nit a sou! mei Housn — ban Sock hots a Louch." Hiaz hon i n vastondn; däs Ding hot ma freili nit gfolln; für s Leutl wär holt a Guldn Eintritt zahn zohln. Mir wölln oba nit eppa schindn, vielleicht daß in Schulhaus — ma woaß s zwor nit voraus — an olti, urzeitlichi Bradlgeign zfindn, de kunnt er mitbringa, kunnt aufspieln und singa stoansteirische Gsangln; mir wulltn scha lousn — und nix schenirt s Louch in da Housn. Drauf moant er: di Geign, wanns scha war, kunnt er nehma. — I denk, er wird kema.

Da Baur auf da Höh is a narrischa Monn, wir i sog: „Bin da Steirabout", lauft er davan. Und wir i n dawisch und eahms ausleg, de Sochn, do hebt er on z lochn und sogt: „Hon vastondn da Steuerbout, bin a wenk taub, i." — Na, däs glaub i. — „Is s wia da Will," sogt er, „'s lustigi Gspiel," sogt er, „loßt si da Steira nit nehma." — Da Bauer auf da Höh, er wird kema.

D Wirthin von Unterschwond — däs is a Bond! De loßt mi frogn: „Du Steirerobnd-Bout, wia viel Fuhr Werch muaß i schickn in d Stodt — zan Wadln ausstoupfn." (Däs Mensch sul ma schoupfn.) I bin nit faul, loß ihr drauf sogn: Noch unseri Stodtwadln hät sie nix zfrogn, sie sull na gwiß ihri mitnehma! — D Wirthin wird kema.

A sou is s ma gonga und sou bin i gonga, und überal hobn s mi freundli empfonga. Drum werds ah Ös mein Gruaß mit Güatn aufnehma, und zu da Lustborkeit kema. — I loub enks nit on und i red enks nit o, an Jada, wir er will. I sog nur so viel: Wanns kems, wird s uns gfreun, und enk wirds nit greun.

Liebesgetändel.

Frage.

Mädchen, wenn ich sehnend flehe;
Hörst Du nichts?
Mädchen, wenn das Aug' Du senkest;
Siehst Du nichts?
Mädchen, wenn ich sterben gehe,
Willst Du nichts?
Mädchen, wenn Du mein gedenkest,
Fühlst Du nichts?

Weißt Du, Mädchen, daß ich sterbe?

Weißt Du, Mädchen, daß ich sterbe,
Sterben muß an Deinem Blicke,
Wenn er weg von mir sich wendet?
Weißt Du, Mädchen, daß ich sterbe,
Daß Dein Mündchen mich vergiftet,
Wenn es keinen Hauch mir sendet?
Weißt Du, Mädchen, daß ich sterbe,
Und an Deinen Armen sterbe,
Wenn mich diese nicht umschlingen?
Mädchen, schenke mir mein Leben,
Daß ich Dir dasselbe schenke,
Soll das Deine ich erringen!

Der Stern im See.

Ein schöner Stern
Gar warm und licht,
Erglänzt im See so wunderlich.
— Ein Mädchen lacht
So süß und spricht:
Ich liebe Dich!

Gib Acht, gib Acht,
Der See ist kalt
Er spiegelt nur
Das Himmelslicht —
Ein falscher Stern,
Ein falsches Herz;
Vertrau' ihm nicht!

Vertrau' ihm nicht,
Wenn es zu bunt
In fremder Pracht will blühen,
Ein echtes Herz
Darf flunkern nicht,
Muß tief und still erglühen.

H. M.

Bücher.

Vom künstlerischen Schaffen.

Der Streit ist alt. Der Kritiker sagt: Du Künstler, Du hast Deine Werke zu schaffen, wie es mir recht ist. Der Künstler wiederum sagt: Ich mache meine Werke, wie es mir angeboren ist. Darauf entgegnet vielleicht der Kritiker: Pah, angeboren! Der Mensch muß lernen, lernt er nichts, so kann er nichts. Der Künstler — wie solche Leute schon empfindsam sind — ist nun pikirt und frägt, wer zuerst auf die Welt gekommen wäre, der Gelehrte, oder der Künstler? — Nun ist der Kritiker in der Sackgasse. Antwortet er, der Gelehrte wäre vorerst dagewesen, so hält ihm der Gegner die Entwicklungslehre vor, nach welcher das Erstere immer das weniger Edle ist und nach welcher der aus den Principien des Gelehrten hervorgegangene Künstler nun über dem Ersten stünde. Antwortet er, der Künstler wäre älter als der Gelehrte, weil der Gelehrte ein Produkt der Cultur sei, so bedankt sich der Andere für die Auskunft und sagt: wenn der erste Künstler den Kritiker nicht benöthigt hätte, so würde ihn der letzte auch nicht benöthigen.

Mir gefällt der Streit nicht. Der Künstler hat zu schweigen, zu schweigen und zu schaffen, und nur das, was für sein Schaffen ersprießlich ist, sich anzueignen. Das sei nicht so zu verstehen, als ob sich der Künstler aus Hochmuth oder Trotz der Kritik verschließe. Der wahre Künstler wird der gelehrten Kritik verständnißlos gegenüberstehen, er kennt nur eine Kritik, die sein Kunstgefühl trifft. Wenn sich der Künstler und der Gelehrte in einer Person vereiniget, wie das z. B. bei Goethe war, so ist das eine außerordentliche Erscheinung, wird aber keine so großen Resultate aufweisen können, als wenn der Künstler und der Gelehrte in zwei Personen geschieden sind. Wo Goethe der große Dichter ist, da verräth er nichts von dem Einflusse des Gelehrten, und jene Schöpfungen, aus denen der Gelehrte guckt, sind nicht seine besten. Alle menschliche Kraft gewinnt durch das Wissen, nur das schöpferische Können nicht, das ist im Ursprung fertiges Naturprodukt *). Ich spreche hier vom Genie, ein solches wird durch das Lernen eher verdorben, als vervollkommt, ihm ist das Wissen unnützer Ballast. Das Talent hingegen muß lernen, sich ausbilden und wird es auf diesem Wege dahin bringen, daß seine mit Berechnung ausgeführten Werke — Schöpfungen ähnlich sehen.

In der Kunst sind aber nur die wahren, naiven Schöpfungen maßgebend; die Kritik hat wohl mit ihr zu thun, aber sie nichts mit der Kritik. Der schöpferischen Kraft kann keine Schranke gestellt sein — sie schafft. Die Aufgabe der Kritik aber ist, die künstlerischen Schöpfungen zu analisiren; sie hat nicht dem Künstler Gesetze zu geben, sondern von demselben Gesetze zu empfangen. Der Kritiker ist Naturforscher im Reiche der Kunst; nach den Erfahrungen mag er seine Theorien bilden. Große praktische Erfolge darf er sich jedoch von solcher Lehre nicht versprechen.

Wie unvergleichlich mehr treiben wir Aesthetik, als die alten Griechen, und wie unvergleichlich weniger vermögen wir zu leisten. Unser Bestes sieht aus, wie Nachahmung der Alten, und noch gut, wenn's so aussieht.

Die große Mehrzahl unserer heutigen Kunstübenden ist ein Product der vorgetragenen Aesthetik — ein Surrogat, mit dem man sich begnügen muß und fröhlich begnügt, sobald das Echte fehlt. Wenn jedoch heute ein Shakespeare, oder ein Dante oder ein Calderon aufstünde, so würden unsere Schablonenästhetiker verlangen, daß er für's Erste einen Stoff wähle (denn die Herren wissen nichts davon, daß sich bei künstlerischen Naturen der Stoff selbst aufdrängt und den Künstler, den Dichter begeistert, bevor dieser Zeit hat, darüber nachzudenken), für's Zweite müßte er den Stoff haarklein abwägen und messen, hübsch gleichmäßig auseinanderziehen, wie die Köchin den Strudelteig, nebenbei fleißig im ästhetischen Kochbuche nachschlagen, wie viel Löffel voll Schöngeistelei und Sentimentalität dazu kommen muß, wie viel Kant'sche oder Schopenhauer'sche Philosophie, wie viel Unzen Darwinismus u. s. w. Shakespeare oder

---

*) Wäre doch zu bestreiten. Zugegeben, daß der „geborne“ Künstler einer normalen Schulung, wie gewöhnliche Leute nicht bedarf, so müssen doch andere Momente auf ihn bildend einwirken. Ein Homer, ein Phidias, ein Shakespeare gingen nicht aus den Wildnissen hervor, sondern reiften im Lichte ihrer Cultur.

Die Red.

Calderon dürfte heutzutage nicht schaffen, sondern er müßte machen.

Beim Dichter sind die besten Gedanken die ungewollten, die plötzlich, wie eine Eingebung kommen, die keine Rechenschaft ablegen, warum sie da sind.

Aehnliches ist der Grund, aus dem ein bedeutender Denker — Carl du Prel — seine „Psychologie der Lyrik", Beiträge zur Analyse der dichterischen Phantasie (Leipzig, E. Günther) aufbaut. Das Buch ist höchst anregend für Jeden, der an dichterischem Schaffen ein Interesse hat. Der erste Abschnitt des Buches handelt von der unbewußten Production und thut dar, wie die größten Poeten der Zeiten ungeschult und unbewußt das Größte geleistet hätten. Ferner spricht der Verfasser von der Traumphantasie der Dichtkunst, sowie von der dichterischen Phantasie im Traume. Aus bestehenden Meisterwerken erläutert er hierauf das Schöne in der Form, sowie in Gedanken, spricht von der „Lyrik als paläontologische Weltanschauung", schließlich von der Naturbelebung, von den Naturformen und von der Naturbeseelung und betrachtet die landschaftlichen Elemente der modernen Lyrik, welche sich von der bildlichen alten Mythe allmählig den uns umgebenden Naturobjecten zugewendet hat. **A. H. M.**

Unser Vaterland. Die Herausgeber dieses Prachtwerkes, Gebrüder Kröner in Stuttgart, haben den Steirern eine schöne Ueberraschung geboten, die wir nachträglich zur Besprechung der Abtheilung „Steiermark" (Octoberheft 1879) nicht unerwähnt lassen dürfen. Außer den in den Text gedruckten 96 Bildern, die in jener Besprechung theilweise angeführt worden sind, wurden nun noch 26 mit wirklich künstlerischem Schwunge ausgeführten Vollbilder nachgeliefert. Jetzt finden wir von der an schönen Punkten so reichen Steiermark die schönsten der landschaftlichen Bilder hier dargestellt. Was aber dieses Werk doppelt werthvoll macht, das sind dessen sich an den Text schließenden bildlichen Darstellungen aus dem Volksleben, nicht bloß aus den Gesellschaftsspielen und Belustigungen aus dem Cultus der Steirer, wie z. B. Jagdbilder, Tanz, das Maibaumsetzen, nächtlicher Besuch auf der Alm, auf dem Wallfahrtswege, im Gebete, sondern auch aus den Werktagen des Volkes, als Holzhauer bei ihren Arbeiten, Knechte und Mägde beim Kukurutzschälen, das Grasschnaten u. s. w. Um eine Bevölkerung kennen zu lernen, ist es lange nicht genug, dieselbe auf ihrer Kirchweih zu beobachten, man muß sie bei ihrer Arbeit aufsuchen. Dieses Werk ist nach all' diesen Richtungen hin in Wort und Bild ein treuer Führer.

An Steiermark schließt sich als zweiter Theil des Bandes Kärnten an, dessen gründlicher und schwungvoller Text von Fritz Pichler und A. V. Rauschenfels verfaßt ist und dessen Bilder von Püttner, Pausinger, Binzer, Nestel, Willwider, Schuster, Schmid, Kirchner, Kolb und Frauz an Meisterschaft jenen aus Steiermark gleichkommen. Der Einband dieses Bandes selbst ist ein kleines Kunstwerk.

Wir können uns zu diesem unsere herrlichen Alpenländer so würdig darstellenden Prachtwerke gratuliren. **R.**

Gedichte von Auguste Hyrtl. (Zwei Theile, Wien, Braumüller 1875—1880.) Anfangs der Siebziger-Jahre erschien ein zierliches Bändchen, betitelt: „Gedichte einer Frau". Die Publikation war nicht für die große Oeffentlichkeit bestimmt; in bescheidener Weise sollte es nur eine Liebesgabe für „Freunde, Bekannte und Verwandte" sein und nur die Eindrücke widerspiegeln, die „Natur und Leben" auf einen sinnigen Geist, auf ein empfindend Herz, auf ein still beschauend Auge ausgeübt. Das Bändchen machte den Empfängern viele Freude, man rieth hin und her, um die Verfasserin zu entdecken, bis sich als solche die edle Gattin des großen Gelehrten und Anatomen — Frau Auguste Hyrtl, die geräuschlose Wohlthäterin der Armen, der schützende Genius der Bedürftigen, die eifrige Fürsprecherin alles Schönen und Guten, entpuppte. Nun ging man erst recht an die Lectüre und erkannte, daß man es hier mit einer wahren Poetin zu thun habe, die nicht tausendmal Gesagtes in leerem Reimgeknatter, banalem Phrasenkrame und abgeblaßten Bildern — wenn auch in goldberändertem Gewande — bringt, sondern daß ein gebildeter Geist die lautersten Herzensstimmungen, wahrhafte „Bekenntnisse einer schönen Seele" uns enthüllt. Klingt es uns aus diesen Blättern nun auch oft wie düsterer Grabgesang entgegen, und sind es meist Seufzer tiefster Schwermuth, die eine fühlende Brust hier aushaucht, so tönt doch auch wieder der hellste Laut lebensfreudigsten Entzückens in den zartesten dieser Lieder, die der „Schönheit der Natur" gesungen werden. Die Blumen allein fanden nie eine wärmere, sinnigere Verehrerin. Und somit seien diese Gedichte, wovon das zweite Bändchen erst dieser Tage ausgegeben wurde, allseits bestens empfohlen.

Wien im December 1879. **F. H.**

Der stumme Musikant. Die Geschichte einer Künstlerliebe von Maximilian Bern. (Stuttgart, G. H. Göschen'sche Verlagshandlung. 1880). Maximilian Bern hat

uns stets Gutes geboten; diese neue Novelle überragt noch seine früheren. Ein junger Musikant, der von seiner Geliebten verlassen wird, der die Menschen von einer unangenehmen Seite kennen gelernt und die Erfahrung gemacht hat, daß den meisten des Nächsten Wort ganz gleichgiltig ist und Jeder sich am liebsten selbst sprechen hört, faßt den Entschluß, den Stummen zu spielen. Nur draußen in der Natur, wo er sich unbelauscht glaubt, geht ihm das Herz auf. Die Schilderung des durch eine ideale Erziehung durchaus begründeten Charakters ist reich an psychologischen Feinheiten. Eine meisterhafte Form ist bei diesem Autor wohl selbstverständlich.

Harte Kämpfe. Roman in drei Büchern von Franz Zistler. Mit einer Vorrede von Doktor Leopold Ritter von Sacher-Masoch. (Leipzig, Schulze & Co., 1880). Das ist der Roman einer Sängerin und ihres Kindes. Derselbe besitzt in hohem Grade das, was man spannend nennt, wer die ersten Blätter liest, der ist gefangen. Behagen wird er an diesen Gestalten und Vorgängen nicht finden, der Dämon der Neugierde wird ihn festhalten bis zur letzten Seite. Die Erzählung ist frei von allem, was dem Romanleser par Excellenze überflüssig scheint, als etwa Naturschilderungen, philosophischen Betrachtungen, Phrasen u. s. w. u. s. w. Sie bleibt bei der Sache und dem Leser ist zu Muthe, wie dem Reiter auf scheugewordenem Pferde, das gerades Wegs dem Abgrunde zueilt. — Die Vorrede von Sacher-Masoch paßt für dieses Buch nicht, sie hat nur literarisches Interesse, während ein solches vom Leser des Romanes kaum vorausgesetzt werden kann. Das soll für letzteren nichts weniger als Tadel sein; glücklich ein Publikum, das sich noch naiv der reflexionsfreien Erzählung hingibt, und zu gratuliren einem Autor, der ein solches Publikum zu befriedigen weiß. **R.**

Nichtig und flüchtig. Skizzen von Ferdinand Groß. (Leipzig, Heinrich Pfeil). Ferd. Groß, der uns durch seine von feinem Humor getragenen, das Leben zumeist in scharfgezeichneten Detailbildern wiederspiegelnden Feuilletons seit Jahren schon bestens bekannt ist und dessen Erstlingswerk „Kleine Münze“ fürwahr seinem Titel auf das Eclatanteste gerecht geworden ist, indem das lustige und prickelnd durchgearbeitete Buch faktisch wie „Kleine Münze“ in Aller Hände überging, überall die beifälligste Aufnahme einheimsend, hat uns nun mit einer neuen Sammlung, mit einer neuen Serie gehaltvoller, von einem Sprühregen von heitersten Witz gesättigten Essays beschenkt, die desgleichen wieder Gemeingut aller Leser werden dürften, welche jener leichten echtfranzösischen Manier, die Groß als tüchtiger Franzose eben ganz und voll beherrscht, huldigen. Und welcher Leser wollte jenen gewandten, graziösen, flüssigen Styl etwa vermissen, der uns bis ans Ende fesselt und von einem Kapitel sozusagen ins andere treibt. Theaterwelt und der Markt des Lebens, lustige Geschichten, Genrebilder von bezwingender fascinirender Humoristik, oft von einem Hauche Saphir'schen Geistes umflattert, bieten sich uns in bunter reicher Abwechslung dar. Jeder, welcher das amusante Skizzenbuch zur Hand nimmt, wird es nur als getreuer Anhänger des fesselnden und durchaus eleganten Autors aus der Hand legen. **E. K.**

Märchen für Jung und Alt. Von Franz Groder. (Wien, Wallishauser, 1880.) „Ich nahm dieses Buch zur Hand, um es zu prüfen, ob selbes meinem achtjährigen Söhnlein vorgelegt werden dürfe. Es fesselte mich, ich las es von Anfang bis zu Ende und empfehle Ihnen, das Gleiche zu thun. Sie sind auch ein großes Kind; ihre Zeitschrift hat vielleicht Leser, die es ebenfalls sind. Haben die Großen gelesen, dann mögen die Kleinen d'ran, das Buch paßt für Alle — ich mache Sie darauf aufmerksam.“

So lautet ein uns zugekommenes Schreiben, das wir beherzigen.

Der Atheismus. Von Dr. C. Schaarschmidt. (Heidelberg, C. Winter'sche Universitäts-Buchhandlung, 1879.) Dieses Schriftchen kehrt sich gegen den durch die Popularisirung der Naturwissenschaft verbreiteten Atheismus, gegen jene ebenso unvernünftigen als intoleranten Geister, welche für die Bekenner Gottes nur Hohn und Spott haben. Es thut bündig und kurz dar, wie die Gottesidee dem mit normalen Verstandeskräften begabten Menschen ein Bedürfniß ist und wie selbst der Naturforscher allzubald an jene Grenze gelangt, wo er sich mit seinem Wissen und Forschen nicht mehr zu helfen weiß. Darüber hinaus sollte doch neutraler Boden sein, auf welchem sich Theisten und Atheisten nach Herzenslust herumtummeln könnten. Insoweit geben wir der Schrift Schaarschmidt's Recht. Wenn nun aber mitten im Fluße milder Duldsamkeit plötzlich gesagt wird, daß das Christenthum als die wahre Religion die wahre Vorstellung von Gott habe, so spricht uns hier nicht mehr der Philosoph, sondern der Dogmatiker. Dogmatische Ansichten sind subjective Sachen, die wir dem Einzelnen

unangefochten lassen, aber auf die philosophische Lehrkanzel gehören sie nicht.

Aus Westminster-Abtei, von Friedrich Wilhelm Rogge. Fünfte Auflage. (Stuttgart, Göschen'sche Buchhandlung, 1880.) Die fünfte Auflage eines lyrischen Gedichts? Aber der Inhalt ist so anregend, die Form so gefällig, daß wir dem kleinen Buch auch noch eine sechste Auflage prophezeien. An den Königsgräbern der Abtei wandelt der Dichter vorüber. Der Stoff erscheint ein wenig dürftig und eintönig, aber wie mannigfaltige und tiefe Betrachtungen weiß der Dichter an jedes Grab zu knüpfen. Nicht mit jeder Aeußerung und Meinung sind wir einverstanden, man begegnet in dem so gedankenreichen Gedichte einzelnen störenden Widersprüchen. Einmal sagt der Dichter:

„So hofft der Glaube, der an Gräbern steht,
Und selig Alle, die aus ihm geboren,
Die, wenn die See des Lebens stürmisch geht,
Die Richtung nach den Sternen nicht verloren!
Thor, wer da wähnt, ihm ward es anders kund!
Er, der nicht seines eig'nen Leibes Meister,
Weist aus dem All' hinweg die Welt der Geister,
Als säß' er an des Daseins Quell' und Grund."

Und ein anderesmal:

„Ja, wähnt euch nur in eurer Götter Hut!
Mir aber scheint, ihr konntet längst es lernen,
Daß sich kein Gott befaßt in jenen Fernen
Mit dieser unglückseligen Menschenbrut."

Das läßt nun der Dichter nicht etwa verschiedenen Personen sagen, sondern er sagt es selbst. Wie also?

Literarische Neujahrsnotizen.

Anthologie für die Kinderstube, herausgegeben von Maximilian Bern. (Stuttgart, Wilhelm Nitzschke.) Kommt Einem doch selten ein so herziges Buch vor, wie diese Anthologie für die Kinderstube! Die schönsten Kinderlieder des deutschen Volkes, eine Auswahl von Ammenscherzen, Spielversen, Puppengedichten, Räthseln, Fabeln, Neckmärchen und Kindergebeten, bereichert mit Beiträgen moderner Sänger, sind hier gesammelt und mit vortrefflichen Holzschnitten — 105 an der Zahl — geziert, daß es selbst für Erwachsene eine Freude ist, das Werk durchzublättern. Wir wüßten für Kinder von 4 bis 10 Jahren kein passenderes Lieder- und Bilderbuch unter den Weihnachtsbaum zu legen. R.

Hallbergers Pracht-Ausgabe von **„Schillers Werken"** (Stuttgart) liegt jetzt mit dem Erscheinen der letzten Lieferungen 61 bis 65 vollendet vor und wir haben nun einen Schiller, wie das deutsche Volk ihn lange entbehrt hat. Diese letzten Lieferungen enthalten den Schluß des dreißigjährigen Krieges und Herzog Alba zu Rudolstadt, mit Bildern versehen auf jene historischgetreue, gediegene und geistvolle Art, die an den vorhergegangenen historischen Abschnitten dieses Werkes uns so überraschten durch die Fülle von Culturgeschichtlichem, interessanten Porträts und lebensvollen geschichtlichen Scenen, welche eingehendes Studium und die Kunst der Maler uns hier sichtbar vor Augen hingezaubert. Mit diesen Lieferungen sind die vier Bände des Prachtwerkes fertig, welche in ihren eleganten und geschmackvollen Einbänden sich so verlockend als Festgeschenke präsentiren. Ueberblicken wir diese Pracht-Ausgabe von den Gedichten an bis zum Schluß, so drängt sich uns der Gedanke auf, daß diese Illustrationen nicht nur ein künstlerischer Schmuck, eine schöne Verkörperung der Schöpfungen unseres nationalsten Dichters sind, sondern auch zugleich die eindrucksvollste und tiefste Erläuterung zu Schillers Werken, welche selbst bändereiche Erklärungen nicht so geben können. Das große und doch so bequeme Format der vier Bände, der herrliche Druck, die phantasievollen Bilder und Verzierungen und die prächtigen Einbände vervollständigen den Eindruck eines Festgeschenkes für das Leben, den diese Werke Schillers in so hohem Grade besitzen.

Alruna. Der Jugend Lieblings-Märchenschatz. Familienbuch der schönsten Haus- und Volksmärchen, Sagen und Schwänke aus aller Herren Länder. Herausgegeben von Franz Otto. Vierte vermehrte und verbesserte Auflage. Mit 150 Text-Abbildungen und einem bunten Titelbilde. Der Reichthum dieser Volks- und Kindermärchen, Volkssagen, alten und neuen Geschichten, Schnurren und Schwänken bestehenden Sammlung erhellt aus nachfolgender Zusammenstellung. Es sind behandelt und bearbeitet, nicht aus anderen Sammelwerken nur abgedruckt, sondern neu erzählt: 18 deutsche, 2 holländische, 12 slavische, böhmische, mährisch-wallachische, 3 russische, 7 finnische und magyarische, 6 dänische und skandinavische, 4 englisch-irische, 3 französische, 3 orientalische Volksmärchen

und Sagen ꝛc. ꝛc., nebst Schnurren und Schwänken.

Reisen bei Sonnenschein und Regen. Aus dem Bade in die Heimat. Von Sophie Traut. Mit 80 Text-Illustrationen und zwei Tonbildern. In gefälliger, anziehender Form führt die geistreiche Verfasserin ihre Leserinnen durch eine anmuthigen Erzählung in das unerschöpfliche Getriebe des Naturreichs ein.

Robertine. Erzählung für die reiere weibliche Jugend. Von Frau von Bawr. Nach dem Französischen frei bearbeitet von C. Michael. Spannender Inhalt, elegante Stoffbehandlung und geschmackvolle Ausstattung sichern diesem Büchlein dieselbe freundliche Aufnahme, deren sich die illustrirten Jugendschriften Otto Spamer's stets zu erfreuen gehabt haben.

Die durch ihre zahlreichen Jugend- und Volksschriften vortheilhaft bekannte Verlagsbuchhandlung von Otto Spamer in Leipzig und Berlin hat mit diesem Jahre ein größeres literarisches Unternehmen von volksthümlicher Bedeutung begonnen. Es ist eine unter dem Titel: „**Nach der Arbeit. Otto Spamer's Neue Volksbücher**" erscheinende, auf nicht weniger als 500 Bände berechnete Volksbibliothek, welche sich auf alle Gebiete des menschlichen Wissens erstreckt und, in allgemein verständlicher Sprache gehalten, die Verbreitung wahrer Volksbildung auf's Emsigste fördert.

Der vorgeschichtliche Mensch. Ursprung und Entwicklung des Menschengeschlechts. Für Gebildete aller Stände. Ursprünglich herausgegeben von Wilhelm Baer. In zweiter, gänzlich umgearbeiteter Auflage herausgegeben von Friedr. v. Hellwald. Mit 500 Text-Abbildungen, sechs Tonbildern ꝛc. Die wichtige Frage nach dem Ursprunge des Menschen und die Entschleierung der Urgeschichte der Menschheit befindet sich in Folge der rastlosen Arbeit und der preiswürdigen Leistungen der Naturwissenschaft seit Jahren auf der Tagesordnung und bildet fortwährend einen Gegenstand hochwichtiger Erörterungen. — Die zweite Auflage dieses bei seinem ersten Erscheinen so überaus beifällig aufgenommenen Werkes zeigt ein gänzlich verändertes Antlitz. Stand die erste Auflage noch unter dem damals herrschenden Dogma des Dreiperiodensystems, so haben die seither dagegen deutscherseits geführten wuchtigen Angriffe in dasselbe eine solche Bresche gelegt, daß der Bearbeiter der zweiten Auflage es unternehmen konnte, in dem vorliegenden namhaft erweiterten Bande ein ausführliches Gemälde der Vorgeschichte im Rahmen der neuen Anschauungen zu entwerfen. Obwohl populär in der Fassung, wendet es sich in erster Reihe an alle Durchforscher der Ur- und Vorzeit sowie an die Freunde der Archäologie, welchen es den dermaligen Standpunkt dieser Disciplin zu vermitteln strebt. Seinem Gehalte nach darf es wohl auch auf die Beachtung der Fachmänner rechnen.

Bei R. Jenni's Buchhandlung (H. Köhler) in Bern ist soeben ein Spiel erschienen, das Beachtung verdient. „**Abenteuer auf einer Reise durch die Schweiz. Ein Würfel- und Pfänderspiel**" nennt es sich. Es ist ein großes lithographisches Tableau mit 60 Abbildungen, welche naturgetreue Ansichten von Schweizerstädten, Naturschönheiten ꝛc. darstellen und allerliebst ausgeführt sind. Auch die „Abenteuer auf der Reise durch die Schweiz" bieten in Knittelversen in humoristischer Weise die nöthige Erklärung und die letzte Seite des Textes dient als Wegweiser beim Würfel- und Pfänderspiele.

Brevier der Eleganz. Plaudereien und Enthüllungen aus dem Toilettenzimmer und Salon, Rathgeber am Putztisch und in Gesellschaftsfragen. Zur Vervollständigung ihres Mode- und Toiletten-Breviers, herausgegeben von Johanna von Sydow. (Leipzig, Otto Spamer.) — Inhalt: Einleitung. — Das Toilettenzimmer. — Etwas Kosmetik. — Die Stoffe. — Die Kunst in der Toilette. — Von den Farben. — Der Schmuck. — Spitzen. — Die Toilette nach ihren Aufgaben. — Receptschrein. Wir können dieses, auch in seiner äußeren Ausstattung die „Eleganz" repräsentirende Buch jeder Vertreterin der Eleganz empfehlen. Ein reizenderes Festgeschenk für die gebildete Damenwelt möchte kaum anderswo zu finden sein!

Neue Gedichte. Von Wilhelm R. v. Ratzenhofer (Wien, L. Resner, 1879). Es sind Lieder, Sonette, Octaven, Elegien, Epigramme und auch „größere Dichtungen", zumeist in gewandter, anmuthender Form, welcher der Inhalt nicht immer entsprechen will.

Vogl-Silberstein's Volkskalender, 36. Jahrgang (Wien, Carl Fromme). August Silberstein's Volksgeschichte: „Das Liedl der Singerin" ist meisterhaft, was ergreifende, spannende Darstellung des Lebens und der Natur, aber auch edle Kunstform in schlicht schönem Vortrage betrifft. Von weiteren

Beiträgen nennen wir: „Eine Rundreise in Oesterreich" mit einer großen Anzahl reizender Bilder. — Eine Erzählung von F. Frank: „Der Weg zum Glück". — J. Schnitzer's ungarisches Bild: „Der blinde Laczy". — A. Schlossar's: „Steirische Volkspoesien". — Grandjean's Humor über „Ehe und Eisenbahnen". — Reinhard's: „Belehrungen über Augenkrankheit". — Silberstein's ernste und heitere Gedichte. — Reichillustrirte „Rückblicke auf das Jahr 1878/79" und ein vielseitiges Nachschlags- und Auskunftsbuch zum Kalendarium, mit Notizblättern.

Fromme's Kalender gehen alljährlich in einer Anzahl von mehr als einer halben Million durch die Welt. Und wenn ein Verlag jetzt im Stande ist, für jeden hervorragenden Beruf und Zweck, sowie für Haus, Geschäft, Salon und Comptoir einen Kalender, zusammen mindestens siebzig verschiedene Ausgaben, herauszugeben, so muß die entschiedene Vorzüglichkeit, wie die Schönheit und Billigkeit derselben dem Publikum allmälig so deutlich geworden sein, daß Fromme's Verlagsfirma genügt zu dem sichern Vertrauen, von ihr nur in jeder Beziehung das Zufriedenstellendste zu erhalten.

So möge nach dem Volksbuche, in der wahrhaft edelsten Bedeutung des Wortes, **Vogl-Silberstein's Volkskalender**, die Reihe der Berufs-Kalender folgen, als: **Börsen-, Brauer-, Clerus-, Feuerwehr-, Forst-, Garten-, Handels-, Jagd-Wand-, Juristen-, Landwirthschafts-, Lehrerinnen-, Professoren-, Studenten-, Medicinal-, Montan-, Musik-, Pharmaceuten-, und Telegraphen-Kalender.**

Zudem sind noch für Geschäft, Haus und Gebrauch zu nennen: **Auskunfts-, Einschreib-, Geschäfts-Notiz-, Brieftaschen-, Taschen-, Blatt-, Bloc-, Salon-, Toiletten-, Wand-** und der billige **16 Kreuzer-Kalender.**

Die alte Brieftasche ist auch verschwunden und an deren Stelle das unvergleichlich schöne wie inhaltreiche **Notiz-Taschenbuch „Elegante Welt"** gekommen, dem noch ein für alle Jahre verwendbares **Notiz-Tagebuch** an die Seite geht. Und wahre Bijoux, voll Lieblichkeit und Nützlichkeit, die man ebenso gern sich selbst, wie Anderen zu allen passenden oder festlichen Gelegenheiten des Jahres spendet, sind die **Portemonnaie-Kalender.**

Ein herziges Ding ist auch der Fromme'sche **Mignon-Bloc-Kalender,** welcher in Bezug auf seine originelle Construction als Tafel- und Buchkalender besonders Erwähnung verdient.

Schließlich sei noch eines Unicum gedacht, des prachtvoll in Gold und Farben gedruckten, unter dem Titel **Fromme's Wiener Festzug-Kalender,** als Wandkalender für 1880 erschienen Gedenkblattes an die Festfeier der silbernen Hochzeit unseres Kaiserpaares.

Allzusammen heißt die Losung des Fromme'schen Kalender-Verlages: Entgegenkommen den Bedürfnissen und vollständiges Befriedigen des Publikums.

Ein für gesellige Winterabende zu empfehlendes Werkchen ist das bei Max Müller in Breslau erschienene **„Illustrirte Buch der Patiencen"** (dritte Auflage), welches nicht weniger, als 60 unterhaltende Patience-Spiele enthält. Hübsch ausgeführte Abbildungen veranschaulichen die Lage der Karten. Nebst der deutschen ist von diesem Werke eben auch eine französische Druckausgabe erschienen.

Vor Kurzem ist bei Dunker & Humblot in Leipzig die dritte vermehrte Auflage der **„Juden von Barnow"** von Karl Emil Franzos erschienen. Dieser Auflage entnehmen wir das reizende Stückchen: „Klein-Mendele" und verweisen unsere Leser des Weiteren angelegentlich auf das interessante Buch, das so Vieles, was dem deutschen Lesepublikum wirklich neu ist, in vollendeter Form zu erzählen weiß.

Ludwig Salomon's Geschichte der deutschen Nationalliteratur des neunzehnten Jahrhunderts. Dritte Lieferung mit 3 großen Porträts auf Kupferdruckpapier: Adalbert v. Chamisso. Ed. v. Bauernfeld, Felix Dahn. (Verlag von Levy & Müller in Stuttgart). Wir haben von der soeben erschienenen dritten Lieferung des prächtigen Werkes Einsicht genommen und wollen nicht verfehlen, auf die von uns bereits rühmend anerkannten, zahlreichen Vorzüge desselben hiermit nochmals hinzuweisen. Die der 3. Lieferung beigegebenen trefflichen Porträts auf Kupferdruckpapier — Chamisso, Bauernfeld, Dahn — gereichen dem Ganzen zur besonderen Zierde. An Freunden kann es einem solchen in jeder Hinsicht ausgezeichneten Werke, das uns die zeitgenössischen Heroen deutscher Literatur in eigenartigem, interessantem Lichte vorführt, nicht fehlen und wir wünschen nur, daß dasselbe auch überall, wo nur die deutsche Zunge klingt, das ihm mit Fug und Recht gebührende Heim finden möge.

Bis auf's Würzele. Gedichte in schwäbischer Mundart von Hyazinth Wäckerle. (Augsburg, Lampert & Comp.) Es ist das die gänzlich umgearbeitete und sehr ver-

mehrte zweite Auflage des „Gau, Stau, bleiba lau!“ Es enthält viel Anmuthiges, aber auch manches Flache und Triviale. Von Ersterem zu nennen das stimmungsreiche „Früehling“, das lustige „Fert und huir“ und das gemüthvolle „In's Klaubholz“. Die beste Charakteristik dieses, dem Altmeister der mundartlichen Dichtung, Franz von Kobell gewidmeten Büchleins gibt der Verfasser selbst, indem er zum Abschiede sagt:

Adies, ihr Leutla lieb und werth!
Wie ist's, wie stat's [1]) im Mägle?
Die Vers sind zwar it b'sonders fei,
Es ka' it All's so zuckrig sei, —
Am End sind's doch erträgle.

Wer Hagebutza,[2]) Doeraschleh[3])
Verdaut hat in sei'm Maga, —
I moi', der könn' a solche Speis,
Und wär's au z'letzt nu löffelweis,
It gar so schwer vertraga.

Und wem die Versla g'falla hand,[4])
Der soll zum Nachbar laufa
Und saga Nachbar! wie? Jetzt gang,
Studier und zweifle nu it lang,
Die Versla muešt du kaufa!

Adies! Und nix für u'guet jetzt,
I woiß scho, manchmal stupfets;
Dös thuet ja nix, ma' nimmts halt mit,
Es geit so Leut, di merket's it
Und And're — überhupfets!

Ferner dem „Heimgarten“ zugegangen:

Sämmtliche Werke von Fritz Reuter. Volks-Ausgabe in sieben Bänden. Mit Reuter's Bildniß. (Wismar, Hinstorf'sche Hof-Buchhandlung.)

Gräfin Helene. Novelle von Friedrich Bodenstedt. (Stuttgart, Richter & Kappler, 1880.)

Der Bernsteinsucher. Roman von H. Rosenthal-Bonin. (Leipzig, Bernhard Schlicke, 1880.)

Kaiser Max von Mexiko. Trauerspiel in 5 Acten von Anton Roth. (Wien, Jakob Dirnböck, 1880.)

Lebensmärchen. Drei Novellen von Alfred Friedmann. (Leipzig, Philipp Reclam jun.)

Aus niedrigem Stande. Zwei Geschichten von Anton Ohorn. (Kassel, J. Bacmeister.)

Läuterung. Gedichte von G. A. Ressel. (Bremen, J. Kühtmann.)

[1]) stehts; [2]) Hagebutten; [3]) Dornschlehen; [4]) haben.

Rohitscher Brunnencur. Gedichte von Dr. Faust Pachler. (Selbstverlag, Kärnthnerstraße 45, Wien.)

Deutsche Unterrichtsbriefe. Von Karl Schiller. Populär-wissenschaftlicher Unterricht in der deutschen Sprache in systematischer Stufenfolge vom Ursprunge der Wörter bis zur Anwendung derselben in Schrift und Rede. In 24 Lieferungen. 1. und 2. Lieferung. (Wien, A. Hartleben.)

Winterflora, oder Anleitung zur künstlichen Blumenzucht und Treibcultur in Glashäusern und Zimmern im Winter. Nebst Culturangabe und Beschreibung der schönsten, naturgemäß im Winter blühenden Pflanzen. Von H. Jäger. (Vierte Auflage.) (Weimar, Bernhard Friedrich Voigt, 1880.)

Deutsche Rundschau. Herausgegeben von Julius Rodenberg. December-Heft. (Berlin, Gebrüder Paetel.)

Frauenblätter. Centralorgan für das geistige Leben der Frauenwelt. Herausgegeben von Karl Schrattenthal. Nr. 1. (Wien, I., Schellingg. 5.)

Thymian. Thiermärchen für sinnige Leser von K. Trebitz. Mit Illustrationen von Waldemar Friedrich. (Wolfenbüttel, Julius Zwißler, 1879.)

Frühlingsblumen. Skizzen und Märchen von Jenny Bach. Zweite Auflage. Mit Titelbild und Farbendruck. (Wolfenbüttel, J. Zwißler.)

Robert Griepenkerl, der Dichter des Robespierre. Biographisch-kritische Skizzen von Dr. Otto Sievers. (Mit mehreren bisher ungedruckten Gedichten und Briefen.) (Wolfenbüttel, J. Zwißler.)

Atlantis. Ein Epos in neun Gesängen von Wilhelm Fischer. (Leipzig, Wilhelm Friedrich, 1880.)

1870—1880, Kornblume und Eichenblatt. Ein Kaiser-Gedenkkranz von F. A. Feddersen. (Hamburg, J. F. Richter, 1880.)

Diemelgrand un Emschersand. Geschichten ut Hessen un Westfalen von A. Lechleitner. (Bremen, J. Kühtmann's Buchhandlung, 1879.)

Geschichte der deutschen Nationalliteratur des neunzehnten Jahrhunderts von Ludwig Salomon. 3. Lieferung. (Stuttgart, Levy & Müller.)

Maier-Rothschild, Handbuch der gesammten Handelswissenschaften für ältere und jüngere Kaufleute, sowie für Fabrikanten, Gewerbetreibende, Verkehrsbeamte, Anwälte und Richter. Zweite, neu bearbeitete Aufl. 2 Bde. (Wien, A. Hartleben.)

Postkarten des Heimgarten:

Gr. in Gr.: Ueberlassen es dem lustigen „Hortus delicarum“ von L. Eichrodt (Lahr, bei M. Schauenburg), Ihren Mann zu besingen:

Ich hab' eine Loge im Theater,
Ich hab' auch ein Opernglas;
Ich hab' Equipagen und Pferde —
Meine Mittel erlauben mir das!

Ich rauche die feinste Havanah
Zur Verdauung nach dem Fraß,
Ich liebe das ganze Balletcorps —
Meine Mittel erlauben mir das!

Ueber Lumpen, wie Kepler und Schiller,
Rümpf' ich nur verdächtig die Nas',
Ich bin ein vollendetes Rindvieh —
Meine Mittel erlauben mir das!

O. M. Leipzig: Für den „Heimgarten“ zu übermüthig, für den Papierkorb zu flott, für die „Postkarten“ gerade recht:

Jammerschrei.

Die ich am Liebsten hatte
Ist jetzt gute, deutsche Gattin,
Aeußerst lieb hat sie ihr Gatte
Und auch sie, die Holde, hat ihn...

Auch die Andern waren treulos —
Alle sind sie nicht mehr ledig
Und der Frevel ging auf's Neu' los —
Gott sei ihren Männern gnädig!

Und die Letzte, die per Post ich
Fragte, wie ich mit ihr dran sei,
Schrieb vom Kloster ziemlich frostig,
Daß ihr: „Gott der liebste Mann sei...“

Ach! ich wollt' sie gern erdulden,
Der verschmähten Liebe Qualen —
Hätt' ich nur nicht so viel Schulden
Ihretwegen zu bezahlen!!!

C. E., Wien: Jene Dichter herrlicher Volkslieder, deren Anonymität Sie beklagen, blieben unbekannt, weil sie von ihrer hohen Begabung keine Ahnung hatten, während heute jeder Versschmied seine aus ästhetischer Besonnenheit geschöpfte technische Fertigkeit für Genialität und sich für einen verkannten Dichter hält.

C. W., Wien, J. F., Berlin: Wohl erhalten, aber nicht verwendbar.

R. v. F., Salzburg: Wird dankend verwendet.

Bohemus: Wird gelegentlich verwendet.

E. R., Graz: Der Dichter C. G. Ritter von Leitner wurde geboren am 18. November 1800, vollendet also erst am 18. November 1880 sein achtzigstes Lebensjahr.

J. S., Dobern: Nicht ohne Stimmung, aber viel zu wenig lustig für den Heimgarten.

E. L. von L., Graz: Für eine kürzer gefaßte Widerlegung bewußten Artikels würden wir dankbar sein; in eine ausgedehnte Polemik in dieser kaum jemals ganz zur Entscheidung gelangenden Frage könnten wir uns nicht einlassen.

Prof. H., Linz: „Das Erste ist ein Hund, das zweite ist ein Junge; das Ganze ist aber schlimmer, als ein Hundejunge“. Es gilt, wir geben diese Charade den Lesern auf.

P. F., Linz (Rhein): Glauben Ihnen am besten zu entsprechen und anderen uns lautgewordenen Wünschen gerecht zu werden, wenn wir in diesem Hefte die witzige Plauderei über die Civilehe aus Fritz Mauthner's „Kleiner Krieg“ (siehe Heimgarten, IV. Jahrg., Seite 235) reproduciren. Sehen Sie sich das lustige Büchlein näher an.

E. Weiß, Wien: Sie gaben uns wahrlich keinen Anlaß zu einer derben Philippika, daher werden Sie auf eine solche wohl verzichten müssen. Wir bedauern nur, von Ihrem liebeswürdigen Talente diesmal keinen Gebrauch machen zu können. Manuscript wird sorgfältig aufbewahrt.

J. Mentor: Anlage recht hübsch, aber Stoff veraltet.

R. R., Wien: Die Zuverlässigkeit des Datums steht in Zweifel. Später Bestimmtes. Freundliches Prosit!

Druck von Leykam-Josefsthal in Graz. — Für die Redaction verantwortlich P. K. Rosegger.

Heft 5. Februar 1880. IV. Jahrg.

Die Bucklige.

Novelle von Luise Fecher.

Mutter und Tochter.

Der Salon ist in jeder Beziehung tadellos. Goldleisten längs der mattgrauen Tapeten, ein vielarmiger Luster strahlt sein Licht auf bunte Teppiche und dunkle Sammtfauteuils, Originalgemälde moderner Berühmtheiten zieren die Wände und es fehlt nicht der stylisirte Marmorcamin, nicht der pompöse Concertflügel, noch die mannigfachen Albums auf den zierlichen Tischplatten, kurzum, selbst die prätentiös gelangweilte Hausfrau, welche, ihrer Gäste harrend, gedankenlos in einem Prachtwerke mit römischen Architekturen blättert, fügt sich der charakterlosen Schablone landläufiger Elegance durchwegs ein.

Ueber dem nahezu kahlen Scheitel der Dame sitzt ein überreiches Geflecht kastanienbrauner Zöpfe, einige blutrothe Camelien heben den mattgefärbten Teint, meergrüne Seide umwogt etwas steiffaltig eine geschickt adjustirte Büste und kühngebildete Hüften, ja man dürfte sogar beim ersten Anblick dieser blendenden Aeußerlichkeiten nicht unberechtigt eine Spur von Geist hinter den gesenkten Lidern der mandelförmig geschnittenen Augen vermuthen. Aber schade, sobald der Vorhang sich hebt, da weht ein eisiger Hauch unendlicher Leere aus diesem nichtssagenden Blick hervor, ein Frost, der kalt zu machen vermag bis tief in's Herz hinein.

Aehnliches mochte auch die liebliche Mädchengestalt empfinden, die jetzo auf der Schwelle des tadellosen Salons erscheinend, scheutrotzig nach der gestrengen Mama hinüberschielte.

Mit dem letzten Rest von backfischlicher Unbeholfenheit kämpfte schon siegreich das Selbstbewußtsein des seine Macht innewerdenden Weibes. Schlank noch und herb die sich rundenden Formen, zitterndes Ahnen künftiger Daseinsbestimmung in dem unruhigen Flackerspiel der seltsam dunklen Augen,

eine noch rührende Hilflosigkeit ernstlich bedroht von den widerstreitenden Gefühlen kaltberechnender Coketterie und jungfräulich zarter Wallungen: so stand die Mädchenknospe da, des ersten Sonnenstrahles zu vollster Entfaltung harrend.

Daß doch jegliches Mutterherz, eingedenk der eigenen Blüthezeit, den kritischen Moment feinfühlig erspähte und aus dem bisher unmündigen Kinde, eine ebenbürtige Freundin zu gewinnen verstände! Wehe der zwiefach Verblendeten, die da mit engherziger Besorgniß abwehren und hemmen will, wo Jugend und Natur im reizendsten Bunde nach Entfaltung, nach Bethätigung vollgiltigster Triebe drängen.

Der Groll, welcher um die festgekniffenen Lippen und energisch geschwungenen Nasenflügel der Tochter lagerte, bewies zur Genüge, daß von hier aus schon oft, leider jedoch vergeblich an das Herz der Mutter appellirt worden war.

„Tritt näher heran, Clara, noch näher, so, in's volle Licht. Ach horreur, wie Du nun wieder aussiehst. Streiche mir doch diese vordringlichen Löckchen glatt und ich glaube wahrhaftig, Du hast Dein Kleid wieder hinter meinem Rücken heimlich verlängern lassen. Ich verbitte mir dergleichen Extravaganzen. Ein Mädchen muß heutzutage schon im fünfzehnten Jahre beginnen, sich für jünger auszugeben, und je länger Du dies glückliche Alter zur Schau trägst, je besser für Dich."

„Aber Mama, ich stehe nun schon über zwei Jahre auf diesem fünfzehnjährigen Standpunkt; gelegentlich mußt Du schon klugheitshalber der Zeit einen bescheidenen Weiterruck gestatten."

„Da seht mir den frivolen Naseweis! Mademoiselle sparen Sie mir Ihre Schlagfertigkeit für englische Vocabeln. Weißt Du, daß mir neuerdings Klagen zukamen von Madame Boucisé? Du seiest faul, zerstreut, höchst vorlaut und was ich besonders tadeln muß, äußerst uncollegial gegen einige charmante Mädchen aus wirklich adeligen Familien, deren Intimität sehr schmeichelhaft für uns wäre."

Schnippisch, wegwerfend meinte Clärchen: „Ach, diese blaublütigen Pensionats-Ungarinnen und Polinnen sind oft weniger werth als manches simple Bürgerkind, Mama. Und dann, ich finde wahrhaftig das Vergnügen so enorm nicht unter uns Mädchen, Tanzkränzchen mit einem „„pompösen Cotillon und Blumenspenden"" zu arrangiren."

„Da höre ich es nun selbst aus Deinem Munde, was ich kaum glauben wollte. Schade, wirklich schade, daß dies wunderbare Bekenntniß ohne Zeugen geblieben. Du kämest leicht in den Verdacht, es sei Dir beim Tanzen um die Männer als solche zu thun."

Die arge Beschuldigung ward mit der ganzen sittlichen Entrüstung der in ihrem gedankenlosen Gleichgewicht erschütterten Salondame hingeschleudert, aber mit total naiven, unsalonmäßigem Staunen entschlüpfte es dem Mund der Angeklagten: „Ja, um was denn sonst, Mama?"

Alsbald hätte sich Schön-Clärchen die Lippen blutig beißen mögen, ob des unbedachten Ausrufes, aber es war zu spät. Zum Glücke verhinderte das Erscheinen der ersten Gäste alle weiteren Auslassungen zwischen Mutter und Tochter. Das junge Mädchen wand sich flink und schmeidig durch die umschlingenden Arme einiger überdicker Tanten und klappernddürrer Cousinen bis zur Thüre, durch welche es entschlüpfte, die Verwandtschaft den herkömmlichen Begrüßungsformeln Mama's überlassend.

Das Gemach, in welches Clara sich geflüchtet, war nur erst matt erleuchtet; an dem halbgedeckten Speisetisch machte sich ein kleines, arg verwachsenes Frauenzimmer mit Tellern und Gläsern zu schaffen. Aus tiefdunklen Augen blickte die Bucklige auf das erregt hereinstürmende Mädchen.

„Du hast es ja wohl mit angehört, Alma, wie man mich in's peinliche Verhör genommen. Glaubst Du es nun endlich auch, daß ich bis zu meiner Mündigkeit dem Flügelkleide nicht entwachsen soll?"

Ernst und mißbilligend schüttelte die Andere das edelgeformte Haupt, das auf so mißgestaltetem Körper saß.

„Du bist zu ungestüm, Clara! Laß Dich besänftigen; ist es doch die eigene Mutter, gegen welche Du tobst, das bedenke!"

„Desto schlimmer, Schwester, desto trauriger für mich. Du magst Dir leicht zum Troste sagen: „„Was bin ich ihr? Meine Mutter ruht im Grabe und ich dulde Hartes von der Fremden."" Aber ich, ich bin ihr Fleisch und Blut und sie mißgönnt mir die Rosen, die auf meinen Wangen blühen. Geh doch, geh; das ist bitterer, als Alles, was Dir geschehen."

„Meinst Du?" fragte Alma mit einem tiefen, tiefen Seufzer.

Doch Clara fuhr in ihrer vehementen Weise fort: „Doch sei gewiß, ich werde mich rächen und nicht sanftmüthig dulden, wie Du, Du Arme. O, ich weiß, wie sie zu treffen ist; ich kenne die Stelle, wo sie verwundbar. Gott sei Dank, es gibt Leute, die es trotz meines kurzen Röckchens wohl bemerkten, daß ich ein erwachsenes, ein schönes Mädchen bin. Mir ist es so ziemlich Eins, Er oder ein Anderer, aber ihr, ihr wird's wohl nicht das Gleiche gelten. Sei gewiß, ich kenne den Weg zu seinem Herzen und breche damit das ihrige."

Hastig, mit beklommener Stimme flüsterte die schöne Clara der buckligen Stiefschwester diese Worte in's Ohr und enteilte rasch nach den innern Wohnräumen.

Erbleichend sah ihr Alma nach. Sie preßte die magern Finger auf die ungeformte Brust und stöhnte leise vor sich hin: „Ihr Herz? Als ob die etwas dergleichen im Busen trüge. O, in dem Gemüthe wohnt nur Eitelkeit und wieder Eitelkeit. Doch wer die verletzt, ist ihr Feind und ihn träfe all' ihre Rache. Das soll und darf nicht sein. Das machte meine ganze Voraussicht zu Schanden. Clara ist just in der Stimmung, eine Tollheit anzuzetteln und er — o, er liegt längst im Banne des übermüthigen, unwiderstehlichen Geschöpfes. Mit Angst und Bangen sah ich's keimen, reifen, nicht hindern konnt ich's und war gefaßt, auch hier meinen Theil zu tragen; aber mehr als ein Spiel sollt' es ihr bedeuten, mehr als das — —"

Die Falten auf Alma's Stirne wurden drohender und manch' schwere Thräne fiel nieder auf die weißen Damastservietten, die sie mechanisch auf dem Tische ordnete. Ja ohne die Hilfe des alten Dieners, der sich endlich zu dem Fräulein gesellte, wäre wohl heute die Tafel nicht mit der gewöhnlichen Accuratesse gedeckt worden. Den Hans schien es nicht eben sehr zu befremden, daß Alma's Augen tropften an einem Abende, der dem Vergnügen gewidmet war, gerade so wenig, als er sich darüber zu verwundern schien, daß die älteste Haustochter hier Magddienste verrichtete, indeß von drüben her das Gewoge und Gesumme der eintreffenden Gäste lauter stets und lärmender herüberdrang.

Das mißgestaltete Stiefkind, die vater- und mutterlose Waise mit dem ewigen Vorwurf in den wehmüthig umflorten Augen, sie hätte ja doch nicht recht hineingepaßt in den tadellosen Salon, neben die glänzende, forcirt jugendliche Hausfrau, die nur zu leben schien, um zu genießen und nur dann Genuß fand, wenn sie Triumphe der Eitelkeit zu feiern wähnte.

Frau v. Reimar, seit drei Jahren Witwe von Alma's Vater, verstand es wie selten eine Evatochter, den zweideutigst duftenden Weihrauch in vollen Zügen einzuathmen. Alles, was wie Bewunderung aussah, galt ihr als vollgiltig. War das Compliment noch so trivial, der Schmeichler noch

so abgeschmackt, seine Huldigung fand Gehör und Dank.

Freilich zu schmeicheln wußte keine der beiden Töchter, weder Alma noch Clärchen. Die Letztere aus verstocktem Trotz und Gleichartigkeit des Temperamentes, aus tiefer wurzelnder Antipathie die Andere. Trug doch das sanfte, stille Geschöpf eine Bürde, die mit jedem Jahre schwerer auf seiner Jugend lastete und, an einem jammervoll verfehlten Dasein rüttelnd, die angeborene Seelengüte des bedauerlichen Mädchens mit Wallungen von Haß und Neid zu untergraben drohte.

Und bitter, recht wermuthbitter waren auch jetzo die Thränen, welche den Augen des buckeligen Mädchens entströmten.

Drüben ging's recht lustig her, feierte man doch das Namensfest der schönen Witwe; man sollte heute tanzen, lachen und scherzen, wohl gar lieben und werben und hier im dunklen Winkel drückte sich Eine beiseite, die nie als jung gegolten, die nie gewußt, was Lebensfreude sei.

Alma lauschte hinüber, ob sie etwa der Schwester helle Silberstimme aus dem Gesumme der durcheinander Redenden vernähme. Es war aber unmöglich, Bestimmtes zu unterscheiden. Dann trat sie zur andern Thüre, welche nach den Schlafzimmern führte. Von dorther klang erst leise, immer deutlicher jedoch unterdrücktes Schluchzen und zwischen hinein abgebrochene Worte des Trostes von tiefer, sympathischer Männerstimme gesprochen.

Plötzlich trat tiefe Stille ein.

Die Lauscherin zuckte zusammen, ihr Athem flog, die sonst so sanften Augen traten starr aus den Höhlen.

Mit einem Satze stand Alma im anstoßenden Gemache vor dem überraschten, doch keineswegs erschreckten Paare.

Ein großer, junger Mann hielt Clara's beide Händchen an sein Herz gedrückt und beugte sich vertraulich nach des Mädchens Ohr. Die Art und Weise, wie sein Flüstern sich zum wortlosen Hauch verdämpfte, sein Blick mit überquellender Zärtlichkeit an den blonden Flechten, den runden Wangen hafteten, verrieth mehr als den schlechthin theilnehmenden Freund und Tröster.

Verfügt doch der Mann dem weinenden Weib gegenüber meist über ein einziges, ewig wiederkehrendes Mittel der Beschwichtigung: was man da sagen könnte, sollte, möchte, es scheint weggeschwemmt von den beredtesten Lippen, das erlösende Wort versagt — doch drängt und treibt es aus tiefstem Innern nach Mittheilung und siehe da, ehe das aus spontaner Regung enteilende Gefühl den Weg zum Kopfe gefunden, ist die noch nicht gedachte Absicht schon That geworden.

Auf Clärchens Mund brannte, sichtbar, schier greifbar für eifersüchtige Augen das Trosteswort, das ungesprochen geblieben und Alma preßte dumpf hervor: „Du thust nicht Recht, Vetter Fritz, Du thust nicht Recht."

„Willst Du unser Verräther werden?" schmeichelte Clärchen, die Schwester zärtlich umhalsend, während der ertappte Sünder eher drohend, denn zerknirscht auf die leidige Störerin niedersah.

Alma fühlte die Feindlichkeit des Blickes, doch wiederholte sie tapfer mit muthigem Augenaufschlag: „Ihr thut beide Unrecht, ich fühl's und sag's. Auch prophezeih' ich Euch bösen Verbruß."

Fritz stampfte wild mit dem Fuße: „Altjungfermucken! Komm' Clärchen, ich trotze Allen, und gerade weil man uns scheel ansieht, tanzen wir den ganzen Abend nur mit einander."

Damit schob er den Arm seines anmuthigen Bäschens in den seinen und schritt erhobenen Hauptes durch das Speisezimmer dem Salon zu, von wo die ersten Töne eines Walzers herüberklangen.

Alma blieb zurück. Ihre Kniee wankten, sie sank auf den nächsten Sessel, stöhnend wie ein zu Tode

getroffenes Reh. Wie lange sie so gesessen in physischer und seelischer Qual, sie wußt' es nicht; vermißte doch Keiner die Bucklige beim Tanz, kam doch Niemand nach ihr zu sehen, sie aufzufordern. Erst wenn es zu Tische ging, begann die Thätigkeit der ältesten Haustochter. Auch fuhr sie kurz vor Mitternacht instinctiv aus ihrer Lethargie empor, klapperte, wie um sich an die Pflicht zu gemahnen, mit dem Schlüsselbund, strich die Haare vor dem Spiegel glatt und ging daran, wie sonst ihres Amtes als Beschließerin zu walten.

Als endlich Alles geordnet war und vorbereitet zum Beginne des Soupers, schlüpfte Alma leise und unbemerkt in den Salon.

Hier war es ziemlich leer, denn selbst die älteren Herren und Damen drängten sich in dem geräumigen Nebenzimmer um die Tanzenden zusammen.

Eben flog Clärchen, strahlend und frohgemuth in Fritzens Armen an der Thüre vorbei. Almas Augen folgten dem schlanken, hochgewachsenen Paare; sie schien es wie beruhigend zu empfinden, daß die Zwei zusammengehörten in Jugendkraft und Jugendschöne.

Aber noch zwei andere Augen schossen eigenthümlich stechende Blitze nach den Beiden, die weder rechts noch links auslugten und so recht ausschließlich Eines im Andern aufgehend, der Lust des Tanzes, dem Glücke berechtigter Liebe hingegeben schienen.

Und die Polka nahm kein Ende. Und Fritz und Clara ermüdeten nicht.

Da trat Frau v. Reimar in plötzlichem Entschluß und eben nicht ganz salonmäßigem Ungestüm auf den Clavierspieler, einen armen Verwandten des Hauses, zu und gebot: „Endigen Sie doch diesen rasenden Tanz; die jungen Leute springen sich ja eine Schwindsucht in den Leib."

Betroffen sah der Musiker empor. Sonst, wenn die schöne Hausfrau selbst dahinflog, umspannt von den kräftigen Armen ihres Neffen, da waren der unermüdlichen Tänzerin die Weisen des gemächlichen, alten Herrn eher zu schleppend, denn zu rasch gewesen. Doch verbeugte er sich stumm vor dem Befehle und schloß mit ein paar Accorden.

Nun aber stürmte die Jugend an das Piano heran: „Bester Herr Müller, da capo, noch einmal, da capo."

„Onkelchen, einen flotten Galopp und bitte, recht schnelles Tempo."

„Bravo, bravissimo, einen Galopp, einen Galopp!"

Fritz, sein Mädchen an der Seite, war's, der am lautesten drängte und bat. Da zischelte eine scharfe Stimme zwischen Beider Ohren: „Ihr tanzt mir keinen Schritt mehr mit einander. Wollt' Ihr zum Gerede der ganzen Gesellschaft werden?"

Krampfhaft preßten die magern Finger der Mutter den runden Arm der Tochter. Doch zuckte es nur desto entschiedener um Clärchens rosigen Mund; — sie trat einen Schritt zurück und erwiderte mit scharfer Betonung: „Ganz wie Du befiehlst, Mama."

Die Galoppade begann.

Fritz und Clärchen aber waren die Ersten, welche in den Reigen traten.

So war offener Krieg, ein Krieg auf's Aeußerste zwischen Mutter und Tochter.

Eine Bitte frei.

Trübe brach der nächste Morgen heran.

Frau von Reimar fühlte sich unwohl und blieb auf ihrem Zimmer; Clärchen im ostentativem Fleiße war nach kaum dreistündigem Schlafe in's Pensionat gegangen und Alma, die Nimmermüde, schaffte rührig in den Gesellschaftszimmern, dieselben nach des gestrigen Festes Aufruhr in die gewöhnliche Ordnung zu bringen.

Fritz, der seit des Onkels Tod ein separates Zimmer im oberen Stock-

werk inne hatte und als ehemaliger Hausgenosse jederzeit bei seinen Anverwandten verkehrte, erschien gegen Mittag mit erbärmlich schlaftrunkener Miene und begehrte von der Base ein recht ausgiebiges Frühstück, die nächtlichen Strapazen wettzumachen.

Gefällig servirte Alma einige Ueberreste von den Delicatessen des Souper's eigenhändig. Vetter Fritz war nie ganz unempfindlich für dergleichen kleine Aufmerksamkeiten und heute mußte ihn überdies sein gestern hingeschleudertes hartes Wort zu besonderem Dank veranlassen; er küßte Alma's schlanke Finger und fuhr ihr mit brüderlicher Liebkosung leicht über das Haar: „Bist Du noch böse, Cousinchen; willst Du mir verzeihen?"

„Launische, alte Jungfern vergeben nie etwas."

„Geh doch, gerade darum sollst Du es mir beweisen, was für ungereimtes Zeug ich oftmals schwatze."

„Nur schwatzest? Das ging noch hin. Wenn Du nur nachher nicht auch tolle Streiche vollführtest!"

„So arg ist's ja wohl nicht; das bischen Revolte gegen die Tyrannei der Tante war sogar wohl berechnet und gar nicht übel angebracht. Einmal muß sie ja doch erfahren, wie es um mich und Clara steht."

„Nie hätte sie's auf solche Weise dürfen. Sie wird rasen."

„Alma, Du siehst wie immer Alles viel zu schwarz. Ich habe übrigens die Absicht, noch heute mit der Tante zu sprechen."

Alma verfärbte sich leicht. Sie fragte mit merklich zitternder Stimme: „Ja, sag' mir nur lieber Fritz, was Du eigentlich willst?"

Fritz machte große, verwunderte Augen. „Was ich will? Großer Gott, das fragst Du mich? Was kann ich denn wollen, als mein Clärchen so bald als möglich heimführen. Die Stelle am Realgymnasium ist mir gewiß und als Professor bin ich wohl im Stande, eine Frau zu ernähren."

„Eine Frau mit Clara's Ansprüchen? Armer Freund, täusche Dich nicht. Und hältst Du es überhaupt für möglich, daß Mama in die Heirat willige?"

„Was kann sie schließlich dagegen haben? Ewig kann Clara doch kein Schulmädchen bleiben. Glaube mir, die Tante wird zuletzt ganz zufrieden sein, ihr allzu reizendes und darum für die Alternde unbequemes Töchterlein auf solche Manier los zu werden. Clärchen's Schönheit ist der Mutter ein rechter Dorn im Auge, das habe ich längst bemerkt."

„So, wirklich? Und das ist Alles, was Du bemerktest?"

„Ist das nicht genug?"

„Fritz, Du bist sehr naiv."

„Und Du, Du siehst hinter jedem Baum ein Gespenst, in jedem Menschen einen Feind. Doch in mir sollst Du's nicht. Du wirst noch Deine Freude an uns erleben, Herzens-Alma. Du mußt mit uns kommen, unser Mütterchen werden und unsere Kinder erziehen helfen. O, ich mal' es mir so herrlich aus unser Zusammenleben, ohne der anspruchsvollen, ewig nergelnden Tante. Ich weiß, es ist recht undankbar, so über sie zu reden. Hat doch die sonst so Geizige mich noch nach des Onkels Tod aus ihrem Eigenen unterstützt, sorgt sie ja theilweise noch für mich, den Fremden. Kaum begreif' ich recht warum. Und wie nachsichtig, wie freundschaftlich war sie in letzter Zeit gegen mich. Nein, nein, sie kann meiner Werbung nicht entgegen sein. Und dann, in letzter Instanz bau' ich auch auf Dich, Alma; Du sollst mein Anwalt sein bei Deiner Stiefmutter. Widersprich nicht, ich weiß wohl, es gibt ein Geheimniß zwischen Dir und ihr. Du bist nicht ohne Einfluß auf sie, gebrauche ihn jetzt, diesen Einfluß und verhilf mir zum Besitz meines Mädchens."

Ob es nun wohl recht war, daß der junge Mann die unförmlichen

Hüften Alma's schmeichelnd umfaßte und ihr Kinn zu sich empor hob, die Beantwortung seiner Bitte in des Mädchens Augen zu lesen? Wußte er, was er that? Welche Macht er brauchte — mißbrauchte? Diesmal wagte man nicht des Vetters Dreistigkeit zu schelten, ihm zu sagen, daß er Unrecht thue. Alma's Blick strahlte ihm verklärt entgegen, ihr Mund lächelte, sie lehnte das feine, zarte Köpfchen einen Augenblick an seine Brust; aber nur einen Augenblick. Dann machte sie sich frei und sprach mit weichem Tonfall: „Und bist Du überzeugt, Dein Glück, das Glück eines langen, reichen Lebens im Besitze meiner Schwester zu finden? Sie ist ein Kind, ist das Kind ihrer Mutter. Dünkt es mich doch, als sei Clara unvermögend zu fühlen, was Liebe sei, wie heiß und süß, wie tödtlich weh sie zu brennen vermag."

Fritz trat erstaunt einen Schritt zurück. Der angeschlagene Ton war ihm so neu, als befremdend. Doch dem reinen Strahl in Alma's Blick begegnend, meinte er mit der ganzen eigensüchtig befangenen Grausamkeit wahrer Leidenschaft: „Du arme, kleine Freundin; Du sprichst von der Liebe, wie ein Blinder von der Sonne. Clara jedoch ist ein Kind des Lichtes, geboren, Glanz und Glück zu verbreiten, durch ihr bloßes Erscheinen zu blenden, zu verzaubern, zu bethören. Wer so schön ist wie mein holdes Lieb, der braucht nur zu verlangen und zu nehmen, nicht selbst zu geben, denn er gibt schon das Höchste durch sein bloßes Dasein."

„Wunderbar! Du schwärmst ja ganz anziehend. Nur will mir ein Umstand nicht einleuchten. Um dies Feenkind, diesen Paradiesvogel zu haschen, gebrauchst Du eines so häßlichen Nachtgeschöpfes, wie ich eines bin? O pfui doch, pfui! Wie paßt das zusammen, Ich bin ja gar nicht werth in der Nähe von so viel Licht und Glanz zu vegetiren. Freilich, als ich noch Flügel hatte und auch Flaum daran, da — da gab es einen wilden Jungen, der mir dieselben süßen Namen schenkte, wie er sie nun einer Anderen gibt. Weißt Du Vetter, wie der Junge hieß?"

Alma's Reden aus offenem Hohn in weiche Wehmuth umschlagend, schienen dem Fritz keineswegs zu behagen. Unsicher tastete er an der Theekanne herum und sprach nach längerer Pause zögernd: „Du warst ein schönes, ein holdes Kind, bevor — —" Er stockte.

„Bevor — o sprich es nur vollends aus; ich kann's ja hören und bin's gewöhnt. Muß ich sie doch schleppen, die qualvolle Last, auf meinen gebrechlichen Schultern."

Stöhnend barg das mißgestaltete Mädchen sein Haupt in den Händen.

Fritzens Unbehagen wuchs; nach neuerlicher Pause begann er tröstend:

„Alma, er ward Deinem Leben zum Fluche jener Unfall — —".

„Wirklich ein Unfall, nur ein Unfall, mein zärtlicher Freund?"

Ihre sanfte Stimme war heiser geworden und auf den bestürzt fragenden Blick des jungen Mannes erwiderte sie zischelnd: „Wie dann, wenn es ein Verbrechen gewesen wäre, wie dann?"

„Alma, Du frevelst!"

„Ich? Bewahre! Das thaten Andere an dem mutterlosen Kinde; Leute mit feinen zuckersüßen Manieren, eine Dame, so weltgewandt — —"

„Kind, Kind! Werde nicht ungerecht in Deiner Verbitterung. Sei gewiß, Deine Stiefmutter hat gethan, was menschenmöglich war, Dich zu retten. Wohl kenne ich das häßliche Gerücht, welches das Gegentheil wissen will; der alte Hans ist auch an mich herangekommen mit seinem sinnlosen Verdacht und ich begreife nur Eines nicht, warum die Tante dem schwatzhaften Trunkenbold nicht längst den Laufpaß gegeben, da doch sonst allzu große Nachsicht mit der Dienerschaft keineswegs in ihrem Charakter liegt. Wohl, wohl, sie ist eine herrschsüchtige,

eine eitle und zuweilen arg geradezu bornirte Frau, doch nicht gewissenlos. Was hätte sie damals für Ursachen gehabt, Dir die nothwendige Pflege vorzuenthalten? Folge mir Alma und grüble nicht Dingen nach, die nun nicht mehr zu ändern sind; wende Deinen Geist ab von solch' desparaten Grillen."

Alma blieb stumm; der böse, drohende Ausdruck ihrer Züge verfinsterte sich jedoch mehr und mehr.

Mit warmem Eifer fuhr Fritz fort: „Denke auch nicht Liebe, ich entsänne mich nicht gerne jener harmlos glücklichen Zeit, da man mich hier im Hause aufgenommen gleich einem Sohne. Wie gut, wie lieb waren Deine Eltern zu mir. Freilich dauerte die Lust nicht lange. Deine edle Mutter starb; bald freite der Onkel wieder und wir Kinder waren übel daran. Die junge, feinerzogene Tante mochte weder mich, noch Dich gerne leiden; weiß Gott, wodurch ich in ihrer Gnade stieg, daß sie nach Deines Vaters Tod fortfuhr, für mich zu sorgen. Doch Du, Du magst Dich wohl kaum jener Tage erinnern, da wir zusammenhielten und der verhaßten neuen Gebieterin manchen Possen zu spielen wußten."

„Doch, doch," rief Alma bei der letzten Wendung mit völlig erheiterter Miene. „Was Du ein wilder, unbändiger Bursche gewesen, dessen höchstes Vergnügen schien, mich zu foppen und zu necken und den ich doch lieber hatte, als alle Anderen. O und weiter zurück reicht mein Gedächtniß. Ich seh Dich vor mir, als man Dich nach dem so plötzlich erfolgten Tode Deiner Eltern zu uns brachte. Erst saßest Du im Garten in der Geisblattlaube und weintest, daß es einen Stein gerührt hätte, um wie viel mehr ein kleines, dummes Mädl, wie ich. Von fern sah ich Dir zu und konnte mir gar nicht zusammenreimen, daß ein großer, starker Bube so kindisch flennen mochte. Da plötzlich nahmst Du mich wahr hinter dem Geranke der Laube, zogst mich heran, hobst mich auf die Schulter und ranntest mit mir durch den Garten. Ich schrie vor Furcht und Scheu und Du fingst an hellauf zu lachen über meine Zaghaftigkeit, während Dir noch die hellen Thränen an den Wangen klebten. Das Alles und vieles Andere steht klar und deutlich vor mir. Nur die Zeit meiner entsetzlichen Krankheit, die ist wie weggewischt aus meiner Erinnerung."

„Siehst Du, und willst urtheilen, willst gar verdammen; das ist doch sonst nicht die Art meiner milden, sanften Alma."

Fritz reichte seine Hand über den Tisch herüber, aber das Mädchen zögerte einzuschlagen.

Wieder flog ein dunkler Schatten über Alma's Stirne, doch entgegnete sie mit ruhigem Ernste: „Gut, halten wir zusammen wie damals in fröhlicher Kinderzeit! Lassen wir sie ruhen, meine sogenannten Grillen. Ich will reden, will werben für Dich bei meiner Stiefmutter und hoffe Dir die Schwester zuzuführen."

Fritz lachte: „So zuversichtlich jetztund? Erst hast Du behauptet, nie werde die Tante einwilligen, mir Clärchen zu geben."

Alma blickte sinnend zu Boden. Dann hob sie die tiefdunklen Augen zu dem jungen Mann empor. An den langen Wimpern hing eine Thräne, aber um den lieblichen Mund spielte ein anmuthiges, herzinniges Lächeln. Die noch immer hingestreckte Hand Fritzens ergreifend, sprach sie mit feierlicher Betonung: „Von langeher hab' ich eine Bitte frei an meine Stiefmutter, eine Bitte, die sie mir erfüllen muß. Sie, nur sie allein weiß, daß ich nichts Geringes fordern werde, ihr Wort einzulösen. Mir selbst dürften im Leben kaum mehr allzu begehrenswerthe Wünsche keimen und so will ich von meinem inhaltsschweren Rechte Gebrauch machen für Dich und Dein Freiwerber sein. Aber unter einer Bedingung. Laß' mich nach meinem Gutdünken verfahren. Die Osterferien sind

vor der Thüre; benütze dieselben zu einer kleinen Reise. Es wird Sturm geben zwischen mir und ihr, der soll vertoben bis Du rückkehrst. Versprich mir deshalb ruhig abzuwarten, bis ich Dir schreibe: „„jetzt ist es Zeit!““ Willst Du das?“

Fritz zögerte einzuschlagen. „Mich wundert Deine Sicherheit nunmehr. Du, das zurückgesetzte, kaum geduldete Stiefkind, getraust Dich so viel? Das will mir nicht recht zu Sinn.“

Immer noch lächelte Alma. Fritz meinte das feine Gesichtchen sei nie so schön gewesen, wie unter diesem Lächeln. Es war wie ein unerwartet farbenglühender Scheideblick der untergehenden Sonne aus schwerem, trüben Gewölk.

Sie sagte: „Habe ich je mit falscher Macht geprahlt, falsch geschworen, oder falsch gehandelt? Du forderst meinen Beistand. Ich gelobe Dir zu thun, was ich vermag und es ist nicht wenig. Sind die paar Tage Frist eine zu harte Probe Deinem Liebesfieber?“

Fritz zog Alma's Hand an die Lippen. Ihre Zuversicht hatte ihm Vertrauen eingeflößt. „Ich reise nach Pest, meine Verwandten zu besuchen; ich will gehorchen und abwarten.“

„Auch meine leichtsinnige Schwester zu keiner Unbesonnenheit verleiten?“

„Auch das nicht. Ist mein weiser Mentor nun zufriedengestellt?“

Alma nickte, aber ihr Lächeln war geschwunden. Als sich die Thüre hinter dem Vetter schloß, da sah sie so traurig drein, als wäre es vorbei für sie mit allem Sonnenschein für immerdar.

Liebe ohne Gegenliebe.

Der alte Hans hat die Obliegenheit, Fräulein Clara allmorgens auf dem Gange zur Pension zu geleiten; doch kömmt der mürrische Kauz dieser Verpflichtung nur säumig nach. Hans krankt an einem permanenten Durst und liebt einen würzigen Frühtrunk über die Maßen. Wenn nun seine Schutzbefohlene geruht, dem Biedermann einen Zwanziger in die Hand zu drücken, so verschwindet der Wackere auf halbem Wege im nächstbesten Wirthshaus und Schön-Clärchen hat freies Spiel für allerlei unschuldige Abenteuer, von denen sich weder die sittenstrenge Mama, noch der vertrauensselige Fritze etwas träumen läßt.

Gewiß, Clara ist am selbigen Morgen, etwas übernächtig zwar, aber im Allgemeinen voll der zärtlichsten Gefühle für den braven Fritz zur Schule gewandelt und es war purer Zufall, daß eben heute der junge Kaulheim, den am gestrigen Abend die Eifersucht verzehrt hatte, an der Ecke auftauchte, seine Begleitung antrug und unterwegs eine so flammende Verehrung an den Tag legte, daß Clärchen es dem Unwiderstehlichen doch nicht abschlagen durfte, ein Gedicht anzunehmen, worin der treffliche Jüngling das schöne Mädchen als seine Göttin und Muse pries.

Im Bewußtsein solcher Erfolge war es die baare Unmöglichkeit, sich vier Stunden mit grammaticalischen Regeln und der Memorirung von Jahreszahlen zu befassen und Madame Boucisé, die Directrice, hatte wieder arge Klagen von den verschiedenen Classenlehrern über Fräulein Reimar entgegenzunehmen.

Fräulein Reimar aber trug heute aus dem Pensionat verschiedene kühne Pläne mit nach Hause, dem lästigen Schulzwang und Mama's Tyrannei ein- für allemal zu entgehen.

Doch ward die Emancipationslüsterne daheim alsbald mit dem strengen Gebot aus Mama's Mund empfangen: „Du gehst auf Dein Zimmer und rührst Dich bis auf Weiteres nicht von der Stelle.“

Das war hart für eine sogenannte Muse und Göttin, umsomehr, als Alma, deren Stübchen nebenan lag, bei der Stiefmutter in der Vorderfront beschäftigt war und Schön-Clär-

chen vor total tauben Wänden lamentiren, poltern und zetern mußte.

Denn Frau v. Reimar war krank, entschieden krank. Sie lag im reizendsten Negligé, blaßgelb mit ponceauroth, auf einer chaise longue und ließ sich Eisumschläge auf die Stirne legen. Aber Alma schien nicht die rechten Eigenschaften zur Pflege zu besitzen; seufzend erklärte die Patientin, es gäbe nur Einen, der es verstehe, ihr das feuchte Tuch zart und lindernd auf die Schläfen zu drücken. Dieser Eine sei zwar ein Undankbarer, ein toll verblendeter Junge — — aber was verzeiht ein hilflos Erkrankter nicht dem unentbehrlichen Wärter und Pfleger?

„Fritz möge herunterkommen, man bedürfe seiner," lautete bald nach Erlaß von Clärchens Verhaftsbefehl der Bescheid der gefährlichen Kranken.

Doch Hans, ungeschickt wie immer, brachte die Botschaft, der junge Herr sei ausgegangen.

„Wie rücksichtslos," jammerte seine Tante, „auszugehen wenn ich leide."

„Mama, er hat ja keine Ahnung von Deiner Erkrankung," betheuerte Alma.

„Und war doch Vormittag hier? Ich hörte seine Stimme im Salon. Ja sogar recht lange ward da gewispert. Natürlich, Ihr hattet Wichtigeres zu verhandeln als mein Befinden. Und denken zu müssen, daß ich für diesen Menschen sorge wie eine — eine Schwester, daß meine Wohlthaten — —"

Alma fiel mit fester Stimme dazwischen: „Du weißt wohl Mama, daß ich auf mein Erbtheil verzichtet habe, um es Dir möglich zu machen, den Fritz auch nach meines Vaters Tod fernerhin zu unterstützen, und will ich auch nicht, daß er ja etwas davon erfahre, so solltest Du doch mir gegenüber nicht prunken."

„O herrlich! willst Du mir etwa Eines predigen oder gar wieder drohen? Du bist ja seine Vertraute, hast ihn wohl auch hineingehetzt in diese thörichte Liebelei mit dem Kinde. Aber ich will dem Handel rasch ein Ende machen. Schickt um Dr. Stingl."

Da war vor der Hand nichts zu machen. Jetzt etwas erwähnen von Fritzens Wünschen und Plänen, hieße Oel ins Feuer gießen. Alma ging still von dannen und schickte um Dr. Stingl.

Der Mann war seit Jahren ärztlicher Rathgeber in der Familie. Es gehören ganz eigenthümliche Qualitäten dazu sich als Hausarzt zu behaupten bei Damen vom Schlage Frau von Reimar's. Da heißt es denn vor Allem jedes wirkliche Leiden oder Gebrechen strenge zu verheimlichen, dafür aber jedes Eingebildete mit Aplomb an die große Glocke zu hängen. Wehe dem Pfuscher, welcher es umgekehrt anstellte. Einen vorübergehenden Husten zur Lungenentzündung, einen verstauchten Fuß zum Beinbruch zu stempeln und die jugendlich elastische Natur der interessanten Patientin als alleinige Ursache einer phänomenalen Wundercur auszuposaunen, die Launen der capriciösen Kranken zu studiren und ihre oft räthselhaften Wünsche zu errathen, ein guter Gesellschafter, wo möglich ein schöner Mann zu sein: das sind die nothwendigsten Eigenschaften des Hausarztes par exellence.

Dr. Stingl entsprach leider nur zum Theil diesen Anforderungen; oder richtiger gesagt, er wollte denselben nur insoweit entsprechen, als absolut nothwendig war, vor den Augen der Welt seiner Stellung der Dame des Hauses gegenüber den Schein gewünschter Intimität zu geben. Auch war der Doctor sozusagen das äußerste Mittel, nach welchem Frau v. Reimar in heiklen Situationen zu greifen pflegte.

Heute schien jedoch der Arzt merkwürdiger Weise ungemein disponirt, den Andeutungen der Heilsbedürftigen

Gehör zu schenken. Keine Viertelstunde war er da und wußte ziemlich genau, wohin man zu steuern begehre.

„Sie brauchen Zerstreuung, meine Gnädige, unbedingt Zerstreuung."

„Ach, gehen Sie mir doch mit Ihrem abgebrauchten Recept. Theater und Concerte, Soireen und Bälle sind mir ein Gräuel. Ich schmachte nach Ruhe, lechze nach Frieden. Hinaus ins Grüne möcht' ich ziehen. Ach warum ist im März nichts grün in unserm rauhen, trüben Norden?"

„Wenn es weiter nichts bedarf, gnädige Frau, Ihren Muth zu heben, so möchte ich Ihnen eine Reise nach Italien vorschlagen."

„Welch' herrlicher Einfall. Ja, ja; Sie haben Recht. Niemals wäre ich selbst auf die Idee verfallen. Im Süden, da müssen wohl gar schon die Citronen blühen?"

„Und die Goldorangen, meine Gnädige, gewiß auch die Goldorangen. Sodann der milde Wind, vom blauen Himmel wehend, und andere stadtkundige Annehmlichkeiten Wälschlands werden ihre Wirkung thun. Also frisch eingepackt, schon der nächste Eilzug kann Sie entführen."

„O weh', lieber Doctor, da fällt mir etwas ein. Seit meines armen Mannes Tod habe ich keine Reise mehr gemacht, und ich kann doch nicht ohne männliche Begleitung — —"

Boshaft bestätigte Dr. Stingl: „Natürlich nicht. Daß ich alter Esel immer wieder Ihrer großen Jugendlichkeit vergesse, gnädige Frau."

Pikirt bemerkte die schöne Witwe: „Das beiseit gelassen, so ist doch jedenfalls meine Gesundheit zu schwankend, um in dieser Jahreszeit allein zu reisen. Soviel werden Sie mir doch als Arzt zugestehen?"

„Nun, so nehmen Sie Ihre Tochter mit."

Jetzt hatte es der Doctor vollends verschüttet mit seiner Patientin. Sie rief spitz: „Clärchen? Wo denken Sie hin? Das Kind darf den Unterricht keine Woche unterbrechen; es ist mir ohnedies zu frühreif, zu cokett und genußsüchtig. Nein, nein, ehe ich ohne männlichen Schutz aufbreche, eher gehe ich hier zu Grunde!"

Der Doctor war edel genug, dies traurige Zugrundegehen zu verhüten. Er liebte den Frieden, selbst mit seinen Feinden, er war großmüthig, selbst gegen Besiegte. Von langeher hatte er in einem traurigen Fall unbeschränkte Macht erhalten über Frau v. Reimar, aber seinem Sinne lag es ferne, diese Macht je zu mißbrauchen. Darum sagte er nach kurzer Pause schmunzelnd: „Warum wollen Sie sich nicht von Ihrem Neffen Fritz begleiten lassen, gnädige Frau? Ein bis zwei Wochen der Erholung werden auch ihm nicht schaden."

Nun war's in Ordnung, und die Dame rief erfreut: „Wie ich doch so kopflos bin, daß mir der Fritz gar nicht eingefallen. Freilich kann er mir das kleine Opfer bringen, mir, die ich so viel für ihn gethan. Wie, oder glauben Sie Doctor, Jemand könnte es etwa unpassend finden, wenn wir beide — allein — —"

Dr. Stingl war malitiös genug zu bemerken: „Ihre Furcht scheint nicht ohne! Der Fritz ist eine ganz auffallende männliche Erscheinung, besonders seit er einen Vollbart trägt. Je nun, Sie werden für sein junges Weibchen passiren, und er wird's ja wohl zufrieden sein. Uebrigens, unbeschadet Ihrer anerkannten Jugend, meine Gnädige, kann bei so naher Verwandtschaft und langjähriger Hausgenossenschaft Niemand etwas einzuwenden haben."

Das meinte Fritzens Tante auch, und der wider Erwarten gefällige Arzt ward mit der huldvollsten Miene entlassen, nachdem er noch vorher versprochen, alle Welt von der absoluten Nothwendigkeit des getroffenen Arrangements zu überzeugen.

Durch das Vorzimmer schreitend stieß Dr. Stingl auf Alma. Sie war

noch bleicher als sonst, die Augen, blau umrändert, sahen trüber darein als je. Doch reichte sie dem Arzte die Hand mit einem Versuche zu lächeln. Er schlug fehl; ihr Lächeln glich einem Krampf.

Der sarkastische Zug, welcher bisher des Doctors Lippe umspielt, wich dem Ausdruck unsäglichen Mitgefühls beim Anblick des verkrüppelten Mädchens. Alma schien Willens, mit flüchtigem Gruße dem besorgt fragenden Blicke des Arztes zu entschlüpfen, der aber hielt die Eilende fest und sprach, nach deren Stirne deutend: „Es ist etwas nicht in Ordnung da drinnen. Sie leiden, Alma, und zwar seit Längerem. Meinen Sie denn, ich sei blind?"

Die Angeredete schwieg; ihre Augen mieden Dr. Stingls Blick. Doch, ohne sich durch solche Verlegenheit verschüchtern zu lassen, fuhr er fort:

„Schon seit Längerem warte ich auf ein erklärendes Wort und wollte mich meinem lieben Schützling nicht aufdringen. Kenne ich doch Ihre kräftige Natur und weiß, daß es nicht Geringes ist, wenn die nachgibt. So warte und warte ich umsonst und muß, wie schon mehrmal, Ihr Vertrauen beinahe erzwingen. Lassen Sie hören, beichten Sie, wie schon so oft, Ihrem erprobten Freunde. Man quält, überbürdet Sie mit Anforderungen. Man ist neuerdings d'rauf und d'ran, zu vergessen, was geschehen und meine Alma ist zu edelmüthig, zu klagen, geschweige zu drohen. Aber ich durchschaue Alles und kann Ihnen auch ohne Ihre Mittheilungen betheuern: ich habe demnächst die erbärmliche Comödie satt."

Der Doctor hatte während dieser Rede des Mädchens Arm in den seinen geschoben und an Seite Alma's deren Stube betreten. Dort nahm er unaufgefordert Platz und zog die arg Verlegene sanft neben sich auf das Sopha nieder.

Umsonst suchte Alma nach einem Worte der Entgegnung, der Abwehr; sie konnte das Rechte nicht finden. Jetzt endlich hauchte Sie mit stockendem Athem: „Sie sind im Irrthum, diesmal wirklich im Irrthum. Ich bin nicht krank und auch Mama hat sich mir gegenüber durchaus nichts zu Schulden kommen lassen."

Des Arztes Miene zog sich wieder stark in's Höhnische: „O bewahre, davon bin ich überzeugt; eine so gewandte, feine Dame hat viel zu viel Tact um das Wort „Schuld" in ihr Sprachregister aufzunehmen. Und wenn Thaten geschehen, die das gemeine Weib des Volkes den Gerichten überliefert, so — —"

Mit angstvoller Geberde unterbrach Alma: „Um Gott, lassen Sie die Vergangenheit, die schaudervolle Vergangenheit einmal ruhen. Was geschehen, ist geschehen und kein Gott und kein Weltgericht gibt mir zurück, was ich verloren."

Dr. Stingl sprang auf und durchmaß das Zimmer mit großen Schritten. Dann blieb er vor Alma stehen und sprach sanft und wehmüthig:

„Sehen Sie Kind, das weiß ich, und darum auch schwieg ich und wollte weiter schweigen, selbst als ich die Niedertracht ganz durchschaut. Aber glücklich, so weit Sie es noch sein kann, wollt' ich meine Alma wissen, mußt' ich sie wissen, sonst ward ich selbst zum Verbrecher an ihr. Glauben Sie mir, Kind, längst hätte ich diesem Hause vollends den Rücken gekehrt, gäbe es nicht ein kleines Mädchen hier, das ich ob seines großen Unglückes in die Seele geschlossen habe, ein bescheiden genügsames Kind, das wunschlos durchs Leben wandert, und keines Freundes, keiner Hilfe, keiner Theilnahme mehr zu bedürfen scheint."

Hart kämpfte Alma zwischen magdlicher Scheu und dem Drange nach Mittheilung bei diesem herzlichen Zuspruch. Daß sie litt, unsagbar litt,

die Aermste zauderte ja selbst vor dem eigenen Bewußtsein, die unsinnigste und hoffnungsloseste aller Neigungen zu bekennen; und nun sollte sie's schildern mit dürren, kalten Worten, was sie durchwühlte? Ein Wahnsinn, so geheim als markverzehrend, ein Brand, so heiß als unlöschbar, eine Leidenschaft, tödtlich und todtbringend mit süß gefährlichem Taumel alle Kräfte umspinnend, zerstörend, auflösend.

Matt lehnte sie nun doch das Köpfchen an die Brust des bewährten, des einzigen Freundes, ließ den Thränen freien Lauf und schluchzte ihn aus, den langverborgenen Jammer einer unglückseligen Liebe: „Warum haben Sie mich damals nicht sterben lassen und verderben, als ich mit zerbrochenen Gliedern unter ihren unbarmherzig barmherzigen Händen stöhnte. Sie thaten nichts Gutes mit dieser Rettung. Was soll ein Weib ohne Schönheit auf dieser Welt des Scheines? Alles haftet an der äußeren Form und ist dem Reiz der Sinne unterthan. Was nicht reizt, ist todt und ich, ich bin für den Geliebten todt bei lebendigem Leibe. Bester, einziger Freund, geben Sie mir ein Gift, ein raschwirkendes, das mich und die Welt von dieser ekeln Hülle befreit und ich will Sie sterbend noch segnen für diese edelste That Ihres Wirkens."

Mit beklommenem Herzen streichelte Dr. Stingl des erregten Mädchens Wangen. Längst hat er es kommen sehen, was kommen mußte. Und nun steht er da, der Mann der Wissenschaft und hat nicht ein linderndes Pulver, kein Kraut und keine Tinctur, die sie kühlte, die zum Himmel lohende Gluth einer unerwiderten Liebe!

Er beugte sich hin über die Weinende, er, der Ruhigbedächtige fing an zu hadern mit dem Schicksal, das also waltete und dachte bei sich: Du armes Kind mit der Feuerseele in dem verkümmerten Leibe. Du bist verloren und dem Tod geweiht auch ohne Gift. Liebe ohne Gegenliebe ist ein Frevel der Natur, ein Bruch mit ewig wirkenden Normen, eine offenstehende Frage, wie jene nach Zweck und Ziel des Lebens. Sie, die Alles umfassende, Alles durchdringende, bedarf solcher Widersprüche. Tausend und aber tausend Keime und Triebe gehen verloren in dem wunderbaren Haushalt trotz Einheit und Gesetzmäßigkeit — um viel seltener nur verhallt der bange Schrei eines zutiefst getroffenen Menschenherzens in der Harmonie der Sphären. Und so ist sie eigentlich noch gnädig die Mutter alles Lebens dem fiebernden Pochen in der Brust ihrer Kinder!

Arme geopferte Seele, für Dich gibt es keine Hilfe, der Brand ist tödtlich der Dich verzehrt! — —

„Ach Doctor, bestes Doctorchen, widmen Sie doch zwei Minuten einer verzweifelnden Kranken, einer Gefangenen, Verleumdeten, Geopferten. Kommen Sie hier herein, ich habe Hausarrest, strengen Hausarrest auf Mama's Befehl und gehe thatsächlich zu Grunde. Fühlen Sie nur meinen Puls, meine Schläfen, da, wie mein Herz hämmert, ach ich ertrage dies Leben nimmer, ich fühl's, ich werde sterben."

Die jugendfrische Silberstimme Schön-Clärchens stand im grellem Contrast zur Tragik dieser Lamentationen. Mit unendlicher Anmuth streckte die angebliche Todescandidatin ihre weißen Patschhändchen mit den niedlichen Grübchen durch die Thüre, ohne die Schwelle ihres Kerkers zu überschreiten. Schmeichelnd zog sie den Arzt zu sich hinein, drückte den Allerweltsvertrauten in einen bequemen Lehnstuhl, kauerte zu dessen Füßen nieder und begann nun einen endlosen Bericht unerhörter Leiden und Bedrängnisse vor ihm auszukramen. Das Ende der Litanei aber war, daß die holde Unschuld rundheraus erklärte, sie fühle eine unbezwingliche Sehnsucht zu heiraten und also der mütterlichen Tyrannei ein für allemal quitt

zu werden und sie rechne zur Verwirklichung dieser Pläne auf die energische Unterstützung Dr. Stingls.

Der war heute schon auf's Aeußerste gefaßt und kam wenigstens nicht aus dem Geleise als er humoristisch blinzelte: „Also das nämliche Lied, wenngleich in anderer Form. Was so ein einziger Vollbart unter einer männerlosen Frauenschaar für Unheil stiften kann! Lassen Sie mal hören Kindchen, wie muß er denn aussehen der angehoffte Erlöser und Messias. Groß, schlank, dunkeläugig, mit schwarzem Haar und Bart, leicht gebogener Adlernase —"

Clara wehrte lachend mit beiden Händen: „Sie meinen den Fritz? O gewiß recht gerne nähme ich ihn, denn er betet mich an, der goldene Junge; aber sagen Sie selbst Doctor, darf heutzutage ein halbwegs kluges Mädchen seinem Herzen folgen? Die besten Jahre als Braut verschmachten, dann fluggs eine Stube voll Kinder bei mäßigem Einkommen in obscurer Stellung — — nein, nein, nur keine falsche Sentimalität, nur nicht in veralteter Romantik duseln. Zeitgemäß lieben und freien, das sei meine Devise! Ich fühle mich geboren, zu herrschen, zu brilliren, etwas in der Gesellschaft zu bedeuten. Mama ist eine Stümperin, viel zu philiströs, zu wenig originell, keiner eigenen Gedanken, keiner interessanten Caprice, keiner unerhörten Extravaganz fähig. Da werde ich anders wirthschaften. Ich komme in die Mode, darauf können Sie Gift nehmen. Der Lindau muß mich auf die Bühne bringen, der Makart wird mich malen und der Mauthner meinen Toiletten alljährig ein Feuilleton widmen. Ich denke selbst ein wenig zu schriftstellern, sehr viel zu tanzen, ab und zu bei Wohlthätigkeitsparaden zu singen, überall mitzuthun, wo man Bazars arrangirt oder lebende Bilder stellt, und vor Allem meine Garderobe nur aus Paris zu beziehen. Oh es soll ein Leben werden, wie es sich eine Frau nicht herrlicher träumen mag, nur rasch den Crösus geliefert, den ich brauche; ob schön, ob häßlich, alt oder jung, Jud oder Christ, das gilt mir gleich. Sie sehen ich bin das anspruchsloseste Mädchen, das man finden kann." —

Der Doctor schaute d'rein, als wolle er hadern, recht eindringlich hadern mit der Vorsehung: er sah durch die offengebliebene Thür ein Mädchen verzweiflungsvoll in die Ecke gedrückt, ein unglückseliges Kind mit einer Welt von Liebe im Herzen; er sah vor sich ein Geschöpf, schön wie keines, geboren zu beglücken durch äußeren Reiz wie keines, und nicht ein winziger Funke des himmlischen Strahles sollte da zu zünden, zu verklären, zu läutern vermögen? War diese junge Brust leer und hohl, wie die der Mutter, oder nur verhärtet durch unnatürliche Erziehung und Unterjochung im prangenden Alter jungfräulicher Entfaltung?

Des Doctor's Gefühl neigte sich unstreitig nach Alma's Seite. Mit recht verbittertem Humor versprach er dem schönen Clärchen im Fortgehen: „Mein Ehrenwort, ich schaffe Ihnen das Ideal eines Ehegemals, wie Sie ihn träumen — dann aber —"

Es war ein eigenthümlicher Gedanke, der bei diesem Versprechen in Doctor Stingls Seele aufstieg. Er spann ihn fort, als er sich zu Fuß auf den Heimweg machte. Herbkräftig strich die Märzenluft um seine Stirne und der strenge Mann der Wissenschaft murmelte in ganz unwissenschaftlich elegischer Stimmung: „Liebe ohne Gegenliebe ist ein Frevel der Natur!"

(Schluß folgt.)

Das Grab ohne Leichnam.

Erzählung von Emil Vacano.

(Schluß.)

Die Blätter rauschten dichter und dichter hernieder, die Büsche wurden dürr und die letzten Astern waren erloschen, wie dereinst die Sterne erlöschen vor dem großen Weltwinter.

Grau war der Himmel und dunkler und dunkler wurde es in dem Hause. Im entlaubten Garten sangen die Vöglein nicht mehr und es kam ein Tag, wo die ersten kleinen Schneeflocken durch die Luft wirbelten, ganz unerwartet, im Fallen schon schmelzend, aber doch schon Schnee. Die Witwe war in der ganzen Zeit sehr thätig gewesen. Sie hatte geordnet, gesorgt für Alles, wie auf lange Zeit im Vorhinein. So, als ob zu erwarten stünde, daß ein leitendes Frauenauge fehlen würde und so, als ob die Vereinsamung des Hauses bevorstehe.

Klein-Anne hatte oft gesagt: „Muhme, wie sorgt Ihr doch für Dinge, die für sich selber sorgen, so lange Ihr da seid?"

Darauf die Witwe: „Wir Alle stehen in Gottes Hand. Ueber Nacht kann kommen die Hand des Todes über uns, wer weiß es? Hab's gesehen an meinem seligen Herrn."

„Wer wird so sprechen!" meinte Anne fast vorwurfsvoll. „Den Tod zu oft nennen, heißt ihn rufen. Da Ihr doch in guter Gesundheit seid und noch weit vom Ende, mit Hilfe unserer lieben Frau. Und wo doch auch Chuonrad da ist, mein herzlieber Vetter."

„Er ist da? Wo ist er denn?" fragte dann wohl die Witwe bitter.

„Nun, jetzt ist er wohl am Hofe seines kaiserlichen Herrn, der ihn so huldvoll aufgenommen hat; aber wie lange wird's dauern, da kehrt er wieder heim," meinte Anne und schaute sorglich durch das Fenster auf die Raben, die in immer größeren und lauteren Schaaren um die kahlen Bäume kreisten.

Die Witwe aber schüttelte den Kopf und sprach: „Es ist besser, daß besorgt wird, was geschehen muß. Das Auge einer Mutter, Anne, sieht Dinge, die nicht da sind für gewöhnliche Augen. Denn die Liebe ist stark im Ahnen, sowie sie stark im Glauben ist. Und die Mutterliebe ist die höchste Liebe, weil sie nie das Ihre sucht. Sie steht unserem Herrgott am allernächsten, der ja seine eigene Mutter zur Königin aller Himmel gemacht hat. Die Liebe ist es, Anne, welche Alles erräth, weil sie Alles fürchtet: nicht für sich, sondern für den Geliebten. Die Liebe ist es, welche den Himmel erkannt hat, weil sie seiner bedarf, für den, den sie verloren hat, und für den, den sie zu verlieren fürchtet. Ohne die Liebe hätte der Mensch nimmer und nimmer gesehen, wie viel Schaaren der Engel um den Thron des Höchsten stehen und welche Wonnen denen bereitet sind, die sie liebet. Ohne die Liebe hätten wir nie gehört den Lobgesang der Himmlischen und nie erkennet das Licht, das herabgestiegen ist in unsere Finsterniß. Die Liebe ist es, die fürsorgt, die den Schutzengel sieht an der Seite des Lieblings; wie könnte sie ihn sonst wohl ziehen lassen in die Fremde, zwischen die Feinde und zwischen die Selbstsucht, unbeschützt und unbewacht? Sie müßte verzagen. Ihr Auge ist

aber klar, die Hand des lieben Gottes hat sie berührt und sie erschaut den lichten Engel, der seine Fittige breitet über den Liebling. Die Liebe ist es, Anne, die das Gebet ersonnen hat, und nicht die Angst für sich selber. Und mein Herz ist voll der Liebe, Anne, und es sieht. Und deshalb laß mich sorgen."

So sorgte sie. Sie sorgte, daß die Kinder in die Klöster der Gegend vertheilt wurden; die Knaben zu den Lehrpriestern, die Mädchen zu den Schulfräuleins in Sanct Pölten. Und sie sorgte, daß das Gut ganz unter die Obhut eines treuen, alten Meiers komme. Und daß sie recht that, das sah sie aus dem Briefe des Junkers, welcher da schrieb:

„Nicht los kann man kommen vom Hofe eines so allergnädigsten Kaisers. O Mutter, wie ist es so herrlich, sich geehrt und stolz zu fühlen in der Gnadensonne eines so hohen Herrn... Und wisset Ihr wohl, wer das Feuer selbiger brennender Sonnen fürnehmlich entzündet und geschüret? Ei, wer anders als unsere liebwerthe Prinzessa von Lotharing?.. Bin installieret als Oberjagdmeister von austria inferiora und Landschafts-Verordneter, wie mein Vater selig gewesen ist. Meine liebste Prinzessa will auch noch ermachen für mich den Titul und Dignitatem eines kais. röm. Raths..."

Wie dieser Brief im Hause ankam, da sagte die Witwe zu Anne: „Jetzt ist es Zeit."

„Zeit, wozu, Muhme?"

„Das sollst Du heute hören."

* * *

Abends war es. Da saß die Witwe in ihrem Kämmerlein. Die Lampe brannte und zu den Füßen der Frau saß Anne auf dem Schemel. Auf dem Tische aber stand ein wohlverschlossenes Kästchen mit Klammern und Nieten. Daneben lag aufgeschlagen das gute Buch, just wo Sanct Matthäus saget: So gebet Ihr auch Zeugniß über Euch, daß Ihr Kinder seid Derer, die die Propheten getödtet? Ihr Schlangen, Ihr Otterngezüchte, wie wollt Ihr der höllischen Verdammniß entgehen?..

Und so redete jetzt die Witwe: „Amen. Höre nun, Anne, was ich Dir zu melden habe. Außer den Kindern bist Du mir das Liebste auf der Welt. Mein Junker ist an einem schlimmen Orte. Du, Anna, hast ein braves, muthiges Herz, bist nicht furchtsam und bist getreu. Auch weiß ich, daß Du meinen Junker liebest in Züchten. Nein, sprich nicht. Seit Wochen und Wochen sehe ich das aus Deinen blassen Wangen und Deinen trüben Aeuglein. Was birgst Du das Gesicht? Brauchst Dich nicht zu schämen Deines Gefühles. Und jetzt kann ich's sagen: Der schönste Wunsch meiner Seele ist es gewesen, daß Du die Hausfrau meines liebsten Junkers geworden wärest. Und leicht hätt' es sein können, denn der Chuonrad hat Dich auch lieb gehabt, ehe er fortgezogen ist — das weiß ich."

Daß Chuonrad sie lieb gehabt, das machte das Herz des Mädchens pochen wie in flügelmatter Freude; und daß das Etwas sei, was vergangen war, das machte sie weinen, daß ihr ganzer zarter Körper zitterte und erbebte, wie ein junges Maienbäumlein im ersten rauhen Sturme des Frühjahrs.

Tiefes Erbarmen lag in der Weise, wie die Hand der Witwe hinabglitt über das lichte Köpflein des Mädchens und wie die leise Stimme dazu sagte: „Sei ruhig, Anne, sei ruhig, Anne, Gott wird Dich nicht verlassen."

Und als das Mädchen dann ruhiger geworden, da fuhr die Witwe fort, leiser noch und rascher. „So höre weiter, Anne, und verwundere Dich nicht. Ich reise morgen fort, ich reise nach Prag."

Anne konnte doch nicht anders, als erschrecken und sich verwundern. „An den Hof des Kaisers, Muhme?"

„Nicht an den Hof des Kaisers. Horch! Mein seliger Herr ist todt und gestorben, aber nicht an dem Zufall einer Krankheit, sondern durch den Willen böser Menschen. Er ist vergeben worden.“

„Heiliger Gott!“

„Er ist vergeben worden, sage ich Dir, ich habe die Gewißheit davon. Ich wußte auch, was ihm drohe, und konnte es nicht hindern.“

„Er ist ja aber todtgefunden worden im Freien, stehend, als habe ihn die Apoplexia getroffen!“

„Das eben stimmt. Wo hätte ihn der Feind treffen können daheim, in seinem Hause, wo sein treues Weib an seiner Seite war? Du weißt nicht, daß es Gifte gibt, die man einathmen kann aus Blumen, aus einem Tüchlein. Hast Du nicht gehört, wie der Alchymist Benther, dem sein Kaiser und Herr von wegen Betruges drohte, sich selber getödtet hat in seinem Laboratorio? Es stand ihm die peinliche Torquierung bevor, wenn er nicht binnen 24 Stunden eine Regulam fertige, daraus Gold würde. Man gab ihm auch einen Helfer und Adepten bei. So machte also Bentherus ein Feuer an und schickte den Helfer in die Nebenstube, um eine Ingredienz zu holen. Als der zurückkam, fand er den Goldmacher ohne alles Bewußtsein, aber aufrecht stehend. Er war todt. Und ebenso starb der Popel Lobkowitz, der in des Kaisers Ungnade fiel. Als dieser erfuhr, daß er verbannt werden solle, goß er aus einem kleinen Gläschen einen Liqueur auf sein Fazolett und hielt das an das Gesicht, als ob er sich die Stirne kühlen wolle und blieb also ganz starr und todt stehen. Nun, ein solches Gift hat mein seliger Herr bekommen.“

„Aber von wem?“

„Von wem? Horch weiter. Am kaiserlichen Hofe da lebt mir ein guter Freund. Einer, der nun auch schon graues Haar haben mag, gleich mir und den ich seit vielen, vielen Jahren nicht wieder gesehen habe, seit einem Tage, wo ich selber noch jung gewesen bin und wo er zu mir gesprochen hatte: „„Herzliebe, wollt' Ihr nicht meine Hausfrau werden?““ Ich hatte immer gekannt, daß er mir gut war; er war ja in unserem Hause erzogen worden und hatte mir stets Anhänglichkeit bewiesen. Aber ich konnte nicht Ja sagen, denn ich hatte bereits meinen seligen Herrn gesehen. Und so sagte ich ihm denn Alles und er ging in die weite Welt. Ich habe ihn seitdem nicht wieder gesehen, aber von ihm gehört. Er kam an den Hof und stieg in Gnade und ist heute einer der ersten Räthe der Krone. Es ist der kaiserliche Rath Herr Willehalm von Loosdorf. Der schrieb mir nun vor einiger Zeit einen Brief. Er redete darin nichts von alten Zeiten. Aber aus jedem Worte schaute seine Treue mich an mit klaren, blauen Augen. Er schrieb mir, daß er meinen gnädigen Herrn warnen wolle vor Gefahr. Viele Ketzer und Abtrünnige gebe es jetzt überall, wie ich wohl wisse und überall gähre es gegen unsere heilige Religion durch Sectierer und Wiedertäufer. Diese Höllendiener hätten überall Gesandte und Proselytenmacher in allen Ständen: im Volke, unter den Lanzknechten und am Throne. Am Hofe müßten sie sich freilich verkappen und hielten die Maske des frömmiglichsten Papstthums vor. Diese Leute würden von ihren Führern „todte Seelen“ benennet, weil sie in blindem Gehorsam für die unheilige Sache wirkten und derselben ihr Gewissen und ihr Leben und ihr Blut verschrieben hätten. Eine solche thätige und gefährliche todte Seele sei aber die Muhme des Kaisers selber, die fromme Magdalena de Lorraine. Ein Zufall habe ihm das verrathen, aber es nütze nichts, davon zu sprechen, da kein Beweis vorliege und der Kaiser blind an sie glaube. Nun geschah es, daß die Wiedertäufer alle treuesten und standhaftesten Anhänger des lieben

Herrn Jesu und unserer lieben Frau aus dem Wege räumen wollten, damit sie beim Ausbruche des Weltenkrieges, der bevorsteht, in unseren Reihen fehlen. Und manches tapfere Haupt sei schon heimtückisch aus dem Wege geräumt worden durch Fehden, durch Verleumdung oder durch meuchlerischen, heimlichen Mord. Auch mein gnädiger Herr sei in solchen Bann gethan, von der Fürstin de Lorraine, für seine tapfere Vertheidigung des Glaubens. Wohl drohe ihm der meuchlerische Tod und wir sollten auf der Hut sein. Also der getreue Herr Wilehalm. Ich theilte meinem seligen Herrn die Warnung mit, der sagte: „„Ich stehe sammt meinem Hause in Gottes Hand. Er weiß, was uns zum Heile ist und Ihm zum Ruhme. In Seine Hände!““ — Du, Anne, weißt, was darauf folgte. Und wie man meinen seligen Herrn fand, da wußte ich auch, wie er gestorben war und wer seine Mörderin sei: Magdalena de Lorraine.“

„Unmöglich! Sie war ja doch nicht hier!“

„Ist denn der Dolch der Mörder, und nicht vielmehr derjenige, welcher dem Dolche die Richtung gibt? Du weißt, wer meinen seligen Herrn zuletzt lebend gesehen hat? Unser alter Wärtel, der Lorenz. Und was hat der erzählt? Mein gnädiger Herr war auf der Feldstraße draußen dem Ritter von Merungen begegnet, unserem finstern Nachbar. Mit dem sprach er und dabei gingen sie eine Strecke miteinander und blieben stehen; und der Merungen zeigte meinem Herrn Briefe und dieser las und gab sie zurück. Dann ritt der Merungen weiter und mein gnädiger Herr wollte in's Haus zurück durch den Garten und verschwand an den Büschen, keines Menschen Auge hat ihn fürder lebendig gesehen. Und daß ich nicht gegen die Mörder sprach? Wo hatte ich Beweise gegen die Macht und das Geheimniß? Oder sollte ich zu meinem Junker sprechen, daß er im übermüthigen Zorne der Jugend handle gegen die Freunde des Kaisers und selber als Opfer falle? So schwieg ich. Aber wie jene Jesabel hereintrat, frech und sorglos, in das Haus, dessen Schatten sie war, da wußte ich auch, daß Unglück gekommen war. Und sie hat mein Kind gelockt vom Herde des Hauses und von der Seite der Mutter; Woche um Woche verging und es ist nicht wiedergekommen, der Kaiser hat es an sich fesseln müssen und jetzt wird mein Junker der Gatte werden des Weibes, dessen Hand mit dem Tode seines Vaters befleckt ist. So wird es kommen, denn ich sah ihre Blicke auf meinen Junker und ich hörte den Ton ihrer Stimme, der ihm erklang, süß wie der Sang von welschen Lippen. Sie ist die heidnisch' Göttin und hat meinen Sohn bestrickt und wird sein Gemal, wenn nicht die Mutter dazwischen tritt. Und drum ist es Zeit, daß ich hingehe und ihn rette vom zeitlichen und ewigen Verderben.“

„Und wie wollt' Ihr das, Muhme? Wollt' Ihr das Schreckliche entdecken?“ sagte Anne zitternd.

„Nein, das wäre sein Verderben. Nicht zu ihm werde ich kommen, sondern zu ihr. Was ich ihr sagen werde? Ich weiß es nicht. Aber zu jener Stunde werde ich Hilfe haben und werde mein Werk vollbringen.“

„Und wer wird Euch helfen?“

„Gott!“ sagte die Witwe groß. Und sie stand dabei aufrecht und ihr Antlitz war gegen Himmel gekehrt und ihre Arme waren gegen Himmel erhoben.

Die Bücher der Kirchenväter erzählen von der heiligen Mutter Augustini. Und wie ihr Sohn mitten in den Lüsten des Lebens verloren war. So muß der Blick Monicas gewesen sein, da sie zum Herrn gebetet hatte: „Hilf mir, o Herr!“ Und wie dann ihr Blick, noch ganz trunken von Vertrauen auf das Himmlische wieder auf ihr Kind fiel, da verflogen die Sünden aus seiner Seele wie aufgescheuchte

Vögel im Frühlingswehen und die Lust der Welt fiel wie Staub von seinen Füßen und er erkannte den Herrn.

„Und Du, Anne, behüte ihm sein Haus."

* * *

Am Hofe des Kaisers zu Prag gab es zur Zeit mehr Lärm und Festivitäten als sonst. Die ganze Welt sprach davon, es werde bald Hochzeit geben zwischen Magdalena de Lorraine und dem Ritter Chuonrad von Greyß. Man wußte schon, daß der Kaiser selber es wünsche, und daß die Verlobten einander liebten wie die Engel des lieben Gottes. Sonst hatte nur noch die Mutter des Junkers ein Wort zu sprechen, und die bat der Sohn in seinem Briefe: „So bitte ich Euch, vielliebe Mutter, daß Ihr mir freundlich gesinnt sein möget, wenn ich nun heimkomme, um Euch zu bitten, daß Ihr mir die Hausfrau segnet, die sich mein Herz gewählet . . ."

Dieser Brief traf die Witwe nicht mehr zu Hause. Sie war schon auf ihrer Reise. In Prag angekommen, ging sie nicht zu ihrem Junker, sondern in das Haus der Frau von Liechtenstein, ihrer Verwandten. Und dort erfuhr sie, daß schon am nächsten Abende eine Art Verlobung ihres Kindes gefeiert werden soll in den Gemächern kaiserlicher Majestät. „Ich bin nicht gekommen zu einem Feste", hatte die Witwe gesagt in ihrer festen Weise. „Und ich bitte Euch, Muhme lieb, nichts zu sagen meinem Sohne und den Leuten, daß ich hier bin. Sehet an, dieses Witwenkleid, ob es paßt für ein Hoffest? Ich bin hiehergekommen, um eine Pflicht zu erfüllen, die mir mein seliger Herr noch aufgetragen hat. Fraget mich heute nicht, und fraget auch nicht, wenn ich Euch unvermuthet verlassen sollte, sondern seid beruhigt."

Mit so seltsamen Worten entfernte sie sich wieder aus dem Hause der Liechtensteine. Sie ließ sich in einer Sänfte tragen bis auf den Hradschin. Dort sandte sie die Diener zurück und verschwand in dem schmalen Gassengange, welcher zu dem Kloster der Benedictiner, zur Kirche der Lauretana und zu den Palästen der Hofdamen führte.

Die Diener sahen noch eine Weile die in dunkle Schleierfalten gehüllte Gestalt im Abenddämmern. Dann war sie zwischen den Mauern verschwunden.

* * *

Es war eine düstere Stunde, wo Magdalena de Lorraine mit fragender Miene plötzlich die Mutter des Junker Chuonrad vor sich sah. Es war in ihrem eigenen behaglichen Gemache, inmitten der Spiegel aus venezianer Glase, welche ihre Schönheit zurückstrahlten. Die Welt war so seltsam und neu, schön geworden um die Fürstin herum in diesen Tagen. Alles lächelte ihr zu und sie liebte. Sie liebte wenigstens in der Art, in welcher sie lieben konnte und sie fühlte sich dadurch schöner und reicher als je. Rosenfarbene Kerzen strömten sanftes Licht aus, und üppige Früchte lagen auf funkelnden Platten.

Da wurde dem schönen Weibe die Mutter ihres Geliebten gemeldet. Dem Erstaunen folgte ein Lächeln und Magdalena eilte der Witwe entgegen. „Ihr hier, in Prag! Es ist wie ein Traum!" sagte Magdalena. „Und hier bei mir, und in so später Stunde . . . Welch' unerwartete Freude." So rief sie, aber ihre Stimme wurde schwächer mit jedem Worte und ihr Lächeln wurde blässer unter dem kalten, ernsten Blicke der Witwe.

„Ich bin hier, weil ich mit Euch reden muß. Ihr sollt die Braut meines Junkers werden, oder seid es wohl schon."

„Und Ihr bringt uns Euren Segen, den wir uns bei Euch holen wollten? Wie schön das ist!"

„Nicht um zu segnen komme ich. Und Chuonrad weiß nicht, daß ich hier bin."

„Er weiß nicht . . ."

„Nein. Ich bin gekommen, daß Ihr mir in diese Hand gelobet: „Ich lasse Euern Sohn frei!"

Magdalena wurde todtenblaß. Sie liebte wirklich. Mit einer dunklen Liebe vielleicht, die nichts Sanftes, nur Seltsames hatte. Sie konnte nicht gleich antworten. „Was sagt Ihr da?" hauchte sie zuletzt.

Die Witwe trat ihr näher. Keine Strenge, keine Härte und kein Groll lag mehr auf ihrem Angesichte. Es handelte sich um ihr Kind. „Magdalena de Lorraine", sagte sie, „Ihr wollet die Hausfrau meines Sohnes werden. Das ist eine Ehre für den Namen, weil Ihr die Base des Kaisers seid. Aber kann die Base des Kaisers jemals eine Hausfrau sein? Bedenkt das wohl?"

„Mein Gatte wird nicht in einsamen Burgen morschen, sondern in Palästen wohnen. Und da bedarf er keiner Hausfrau, sondern nur einer Frau. Und für alle Eure Kinder wird gesorgt durch uns in der Gnade des Kaisers, o liebwerthe Mutter!"

Die Witwe schien gleichsam größer zu werden. „Mein Sohn liebt Euch auch wohl nicht."

Scharf und jäh wurde Madonna Magdalena. „Das weiß Er wohl besser, als Ihr!"

„Und wenn er liebt, so kann's nicht die echte Liebe sein. Es wäre gegen sein Glück. Ach, wißt Ihr denn was Glück ist, Frau Fürstin?"

„Wie wunderlich Ihr fragt!" sagte Magdalena hochmüthig, „Glück ist das, was uns freut. Glück kann das Kleinste sein für ein enges Herz und das Höchste für ein hohes."

„Was uns freut?", sagte die Witwe, „dann könnte ja auch das Böse Glück sein? Denn Gott hat es zugelassen, daß es Menschen gibt, die sich erfreuen am Bösen. O, glaubet mir, glaubet darin einer Frau, die weise geworden ist durch ihren Schmerz. Das Böse kann nie Glück sein oder Glück geben. Denn das Glück ist ja himmlisch: es ist das Beste, was die allerbarmende Güte ausstreuen mag auf dieser dunklen Erde in arme, verschmachtende Menschenherzen. Wenn Ihr glücklich seid, fühlt Ihr Euch Gott so nahe in Dankbarkeit, so himmelumwebt. Nein, das Gefühl kann nie in Selbstsucht wurzeln, nie durch Sünde erkauft werden, nie aus einer Schuld blühen. Glaubet mir, denn ich war glücklich. Glück ist erfüllte Pflicht und getheilte Freude. Es ist nicht allein das Höchste, es ist auch das Beste. Und mein Kind möchte ich gerne glücklich sehen!"

„Und Ihr glaubet nicht, daß ich ihm Glück geben kann?" fragte Magdalena und richtete sich auf wie drohend.

„Nein! Ihr könnt ihm kein Glück geben. So schön Ihr seid, oder so hoch Ihr seid, mein Kind hat ein schlichtes Herz, eine biedere Seele. Er mag Euch wohl ersehnen mit seiner ganzen unerfahrenen Jugendfrische, die nur mit den Augen sieht. Aber die Dauer des lauten, oberflächlichen Lebens wird sein braves Herz welk machen. Ihr seid stolz und ehrgeizig, er ist tapfer und sanft. Die Stunde wird kommen, wo Ihr Eurer Laune genug gethan habet und Ihr werdet dann wahr und hart sein mit ihm. D'rum tretet zurück. O, schaut mich nicht so zürnend an. Denkt, es ist eine Mutter, die so zittert und sie spricht für ihr höchstes Gut: Gebt mir meinen Sohn wieder, meinen Junker, mein Kind!" Und sie faltete die Hände in Demuth.

„Ich zürne Euch nicht. Aber ich verstehe Euch auch nicht, so wie Ihr uns nicht verstehen möget, alte Dame. Das Alter vergißt die Liebe. Und Chuonrad liebt mich, wie ich ihn."

„Er liebt Euch?" brach jetzt die Witwe aus, „Ja, vielleicht, aber nur, weil er nicht weiß . . ."

Magdalena machte einen Schritt zur Frau und faßte sie rauh am Arme. „Was weiß er nicht? Nehmt Euch in Acht!“

„Er weiß nicht, wie sein Vater starb. Aber ich weiß es.“

Magdalena wurde weiß wie Schnee. Nur ihre Augen loderten. „Ich verstehe Euch nicht“, murmelte sie.

„O, Ihr verstehet mich gar wohl!“ flüsterte die Witwe. „Ah! wenn ich mich vor Euch gebeugt habe, wenn ich gebeten habe, wo ich fordern konnte, so geschah es, weil ich Euch dieses Erblassen habe ersparen wollen. Aber Ihr sehet jetzt doch ein, nicht wahr, daß es eine Ungeheuerlichkeit wäre, wenn mein Sohn Eure Hand berühren wollte am Altar? Ihr seht doch ein, daß Ihr ihn freilassen müßt — und für immer?!“

Die Lippen Magdalena's bewegten sich. Aber was sie sprach, errieth die Witwe mehr an der Bewegung dieser Lippen, als an dem erloschenen Tone. „Sagt mir nur Eins“, flüsterte Magdalena, „Chuonrad weiß von Nichts?“

„Er soll es nie erfahren, wenn Ihr ihn freilasset. Ein Wort zu ihm hätte ihn ja gerettet; aber er hätte dann Rache nehmen wollen an Euch und das hätte ihn in's Verderben gestürzt. Denn Euer Haß ist kaiserlich.“

Magdalena wurde sonderbar ruhig. Sie legte ihre Hand unaufgefordert auf das Weihbrunnkreuzlein an der Thürenwand und sagte, indem sie das Wasserkeßlein aufspringen ließ: „So soll er gelöst sein!“

Dann benetzte die Witwe ihre Finger und bekreuzte sich, sagend: „Und so soll der Haß gelöst sein und die Rache begraben. Gott vergebe Euch!“

So trennten sich die Frauen. Magdalena de Lorraine geleitete die Witwe durch die Vorgemächer bis in die Vorhalle des Hauses.

Die Witwe verließ den Palast und ging dahin unter den dichten Baumgruppen des Wildparkes, welcher damals zwischen dem Palast Lorena und dem Loretto-Kloster lag.

* * *

Am anderen Abende war das intime Verlobungsfest in den Gemächern des Kaisers, mit heidnischen Allegorien und christlichen Mystizismus verzieret, wie es die kaiserliche Majestät liebte.

Zuletzt brachte Junker Chuonrad seine Braut in ihren Palast zurück. Der Morgen schimmerte im ersten rosigsten Glanze durch das Gemach, in welchem sie einander „Auf Wiedersehen!“ sagen sollten, zum erstenmale als Verlobte. Da träumen wohl Liebende eine Secunde hindurch Herz an Herz das Glück, welches ihnen bald dauern soll. Dieser Kuß im entzückensvollen Alleinsein ist ja eine Wonne, die in ihrem Herzen noch nachzuzittern pfleget bis in die ferne Stunde ihres Todes.

Wie der Morgenmond über die Dächer hereinschimmerte in das stille Gemach, da wollte Chuonrad seinen Arm um die Geliebte schlingen. Ihre brennenden Augen sagten: Ja. Aber da geschah etwas Sonderbares. Unwillkürlich wandte sich ihr Blick nach den Wipfeln des Wildparkes; und wie sie ihm wieder in die Augen sah, da — überkam es ihn mit unerklärlicher Macht, wie Angst und wie Schrecken, und wie Grauen vor ihr, der Schönen, der Geliebten. Was spiegelt sich in dem Sterne ihres prächtigen Auges? Können Gedanken Gestalt annehmen?.. Ihr eigenes Haupt neigte sich zurück, wie entsetzt über seinen Ausdruck, als sei Alles verrathen. Und ihm war es unmöglich, ihre Lippen zu berühren. Ein Etwas stand zwischen ihnen, gestaltlos und namenlos, aber unabweisbar. War es ein Schwindel? Er wußte es nicht. Er wußte nur, daß er seiner Braut nicht nahen könne. Er sprach Etwas, er verbeugte sich wie im Traume und verließ das Gemach, das Haus. Sie hielt ihn nicht. Sie schaute ihm nur starr nach. Sie

wußte es, was zwischen sie getreten war. Und sie fühlte, daß Junker Chuonrad nie und nimmer mit ihr am Altar stehen, daß seine Hand nimmer wieder die ihrige berühren würde. Eine todte Hand hatte sie gezeichnet — für ihn. Sie hatte nie Etwas gefürchtet und nie Etwas geglaubt; aber jetzt fühlte sie, daß es einen Gott gebe, dessen Wille in dem Hauche eines Lüftchens sich mittheilt den Creaturen: Denn sie liebte. Sie liebte zum Einzigenmal in ihrem Leben und ihr verzagendes Herz pochte in langsamen Schlägen: Er ist mir verloren! —

* * *

Manchen Tag blieb Frau Maria Greyßin verschwunden und ihr Schicksal unbekannt. Die Liechtensteinin vermeinte, ihrer Worte denkend, sie sei wieder abgereist, wie sie gekommen. Ihren Sohn befragend, erfuhr sie, daß er seine Mutter gar nicht gesehen.

Da fand man eines Frühmorgens im Thau im Wildparke etwas Entsetzliches: Die halbverweste Leiche einer Frau, gehüllt in lange, durch die Fäulniß gründurchfeuchtete Schleier. Sie lag auf dem Angesichte, vom Wege abseits im Gebüsche. Eidechslein krochen über den zerfallenden Leichnam. Die Spur einer Verletzung war nicht sichtbar. Ein zufälliger Tod hatte sie wohl getroffen auf ihrem Wege. Wann? Wohl vor manchem Tage schon. An einem Ringlein wurde erkennet, daß es die Leiche der edlen Frau Maria Greyßin sei. Auf dem Ringlein standen die Worte: „Amor manet."

Sie war desselbigen Todes gestorben wie ihr seliger Herr. Manches Herz wurde gerührt über diesen Zufall. Es gab viele, die den Leichnam beschauten gleich in der Stunde, da er gefunden wurde. Der Kaiser bekam davon ein Grausen.

Der Ritter von Loosdorf aber blieb lange sinnend vor demselben stehen und wie er in der Menge den Meister Tonerius, den berühmten Bildner, erschaute, da zog er ihn bei Seite und sagte zu ihm: „Man bildet die Todten Schlafenden gleich auf ihren Marmorsärgen, man sollte sie aber bilden, wie sie aussahen im Tode. Das wäre eine bessere Warnung für den Hochmuth, eine bessere Reue für Den, der rauh und böse gewesen ist gegen den Lebenden, eine bessere Mahnung für den Lieblosen und ein besserer Gewissensbiß für manchen Mörder, der an dem Sarge seines Opfers betet."

Die Leiche wurde beigesetzt im freundlichen Bogengange des Loretanischen Klosters. Und die Inschrift auf dem schlichten Steine lautet:

„Mors mysteriosa clausit vitam claram."

Dieser Todesfall schob die Heirat hinaus; die Trauerzeit verwischte dieselbe endlich. Im Herzen des Junkers war das berauschende Verliebtsein in Magdalenam wie gestorben seit jener Stunde, da sich's wie kalter Tod zwischen ihn und sie gelegt hatte. Er sah jetzt das Weib wie es war, da der Schleier seiner Verliebtheit nicht mehr über demselben wogte. Er hörte jetzt die freien Worte der Galane, sah die Schärfe ihres Lächelns, die unheimlichen Lichter ihrer Augen.

In Ordnung fand man es, daß er vom Kaiser den Urlaub erbat. Mußte er doch jetzt sorgen für Haus und Geschwister. Und da er schied vom Hofe, da sagte ihm Magdalena de Lorraine mit stolzer Miene: „Ich gebe Euch frei!"

Er fragte nicht warum. Er entgegnete: „Das sagt mir, daß Ihr frei sein wollt."

Und wie sie wieder allein war, da sank sie gleichsam in sich zusammen und sagte: „Jetzt ist das Grab geschlossen für immer. Wer weiß es nun?!"

* * *

Junker Chuonrad kehrte auf Schloß Greyß zurück. Er ordnete und fing an, sich daselbst als Herr einzuwohnen. Er bestätigte, was seine Mutter über die jüngeren Geschwister beschlossen hatte. Und Anne waltete still im Hause. Der Winter ging dahin und der Frühling kam und es kam der Sommer. Und es kam der Tag, wo die Rosen wieder blühten. Da sprach Chuonrad von der Vereinsamung des Heims und von dem Walten einer Gattin.

„Die solltest Du auch einführen in das Haus", sagte Anne in ihrer einfachen Weise.

„Willst Du es nicht werden, Anne?" fragte Chuonrad innig, und es war wie vor langer, langer Zeit.

Anne schaute ihn ernst an. Und es glänzten ihr die Augen. Sie nahm seine starke, liebe Hand in die ihre Beiden und sagte: „Weißt Du, Chuonrad, ich habe es erwartet, daß Du mir das eines Tages sagen werdest. Du bist ja so gut zurückgekommen aus der bösen Welt und so — frei. Und ich habe Dich einst recht, recht lieb gehabt — das weiß die Mutter. Ich sage Dir's Chuonrad, weil ich mich dessen nicht schäme. Aber jetzt..."

„Aber jetzt? Was habe ich denn gethan, daß es anders geworden sein sollte?"

Sie nahm seinen Arm und sie gingen in das Kirchlein zum Grabsteine seines Vaters. Und da war auch schon die Grabschrift der Mutter darauf, aber ohne Datum. Und da sagte sie: „Weiß man, wann diese da starb und wie? Man weiß nur, daß sie todt ist; gestorben allein, ohne eine Hilfe gehabt zu haben; berührt vielleicht von rauher, grausamer, liebloser Hand, unbemerkt. So ist es oft mit Etwas, was uns im Herzen gelebt hat: heilig und hoffnungsreich und süß. Ich bin ein guter Todtengräber gewesen; jetzt bin ich eine gute Schaffnerin in Deinem Hause und werde einst eine gute alte Jungfer werden. Alles Andere liegt außer meinem stillen Wege. Das ist mein letztes Wort, lieber Chuonrad, lieber, lieber Bruder."

* * *

Die kleine Anne wurde alt und Junker Chuonrad ebenfalls. Er heiratete in späteren Jahren eine Schloßnachbarin. Er hatte keine Kinder. In seinen Würden folgten ihm nach und nach jüngere Brüder. Das ist das friedstille Ende mancher stürmischen Geschichte. Das ist der dürre Herbst nach manchem blühenden Sommer.

Und wie Magdalena de Lorraine zu Ende ging? Sie wurde rastloser als jemals. Ihr Vetter, der Kaiser, verlor seine Krone. Von dieser Zeit an war sie wie verändert. Sie lief nun häufiger noch in die Kirche.

Eines Abends, wie sie aus dem Dome in ihren Palast zurückkehrte, begegnete sie im Abenddämmern einem Leichenzuge, das heißt, einem kistenartigen Sarg, den drei Männer trugen und dem gleichsam als Trauernder der Ritter Willehalm von Loosdorf nachschritt.

Sie hielt unwillkürlich an und fragte, wen man da begrabe?

Herr Willehalm von Loosdorf blieb eine Secunde stehen und sagte: „Die Witwe des Herrn Hans Jacob Greyß."

Dann schritt er weiter.

Magdalena de Lorraine starrte ihm nach. Dann lachte sie vor sich hin. Sie war schon alt, bleich, gebückt geworden.

Aber tapfer schritt sie über diesen Scherz hinweg in ihren Palast, der jetzt öde war, verlassen von Höflingen und Schmeichlern. Und wie sie dort in ihre Wohnstube trat, da erblickte sie etwas Schreckliches: Den Leichnam der edlen Frau Greyßin in Stein gehauen, gerade so, wie man ihn im Hirschgraben gefunden hatte: Mit dem Schleier, der Fäulniß.

Magdalena de Lorraine kam in ein Kloster. Man sagt, als Irrsinnige. Aber das Volk wußte es zuletzt besser;

denn wie man sie eines Tages todt fand, war ihr Gesicht ganz schwarz, denn sie war am Fenstergitter erhenkt. Sie hatte zuletzt „zu viel geglaubt", weil sie früher „zu wenig geliebet" hatte. Man sagte, der Teufel habe sie geholt. Und sie kam in weihelose Erde. Der Hof war ja nicht mehr in Prag.

* * *

Der alte Mann, den ich über den Grabstein in der kleinen Kirche frug und über die Sagen der Gegend, erzählte mir mit seinem zahnlosen Munde: „Ja, das ist wahr: der Herr, der dort in der Kirche auf dem Grabsteine ganz vorn neben seinem Vater knieet, der ist nach dem Tode von diesem Herrn Vater, da er keine Aufsicht mehr gehabt hat, in einen Berg hineinkommen, d'rin hat eine schöne Hexe ihren Sitz gehabt. Das ist dieselbe Hexenfrau, die immer den Flachs auf den Rocken von unseren Dirndeln verrüttet. Frau Holla heißt sie. Die fahrt in der Nacht daher, mit ihrem wüthigen Heer, über Kreuz und Quer. Eine Eul' fliegt ihr voraus, voller Kreischen und Graus, das ist die Urschel und der Herr Hachelberg, das ist ihr Ehmann. Und die wollen alle Menschen in den Berg locken. Unser Herrgott aber hat doch ein Einsehen, und so laßt er den alten Eckardi Heinzel vor dem Berg steh'n. Aber nit immer steht der alte Eckardi: bei dem Jungherrn war's seine eigene Frau Mutter, die hat ihm abgewunken. So ist er halt am Thor zurückgewichen und draußenblieben und hat ehrlich begraben werden können, wie ein Christenmensch. Aber seine Frau Mutter, die muß seither mitzieh'n mit der wüthigen Jagd und d'rum steht ihr auch auf dem Grab kein Datum, weil sie noch gar nicht gestorben ist. Und wenn die Jagd über die Gegend saust und Sie hören's, gnädiger Herr, dann beten's halt ein' Vaterunser für die arme Mutter, die jetzt mitzieh'n muß und es doch gern thut, seit den vielen, vielen hundert Jahren, hat sie doch ihren Sohn errettet, so wie mein Weib unser Kind errettet hat in seiner letzten Krankheit, weil sie sich nach Maria Taferl verlobt."

* * *

O, die alte, alte Sage! Das alte Leid und das alte Lied.

Der Adonis der Griechen, der bei der Proserpina weilet in der Unterwelt und um den die Sonne trauert: Wo ruht *seine* Asche? Im Schädel Homer's.

Balder, der in die Unterwelt zog, wo ruht dessen Leib? In den Hünengräbern von Island.

Und Tanhuser, der büßende Ritter Urbani des IV.? Sein Grab zeigt man in einem stillen Kirchengange Himperg's.

Und der Jungherr Chuonradus, der ruht in einem vergessenen, namenlosen Grabe des Kirchhofes, von dem ich sprach. Und all' die mythischen und historischen Gestalten sind doch ein und dieselbe sich stets erneuernde Figur: es ist überall dasselbe Verirren und dasselbe Erretten. Wenn man lange auf die Figur des Jungherrn Chuonrad schaut, wie der auf dem Grabbilde an der Seite des gestrengen Vaters, der verschleierten Mutter gegenüber kniet, da ist Einem, als athme die steinerne Brust manchmal schwer auf, wie in Angst und immer noch pochet das Herz der Mutter um ihn und die Hände der Mutter sind gefaltet für ihn. Denn die Mutterliebe stirbt nicht. Amen!

Der Thürmer von Münsterwald.

Eine Erzählung von P. K. Rosegger.

In der Thurmstube des Stiftes Münsterwald saß ein alter, betrübter Mann.

Die unten wohnten, beneideten ihn um den Fernblick. Was sah er denn? Die schneebedeckten Dachgiebel des Städtchens und matten Sonnenschein darauf. Mit der Sonne geht's scharf abwärts zu dieser winterlichen Zeit; alle Thäler und Hügel schimmern im Schneeglanz, und es ist doch wie eine Dämmerung und der Tag ist kaum so lang, daß sich die Leute in demselben für ihre Abende vorbereiten können.

„Der liebe Hergott verbrennt viel Sternlein jetzt," meint ein armes Weibchen, das wohl weiß, wie theuer im Winter die Beleuchtung kommt. Kaum da oben die Sterne angezündet sind, spinnen sich die Menschen in ihre Häuser ein. Sie verrichten allerlei kleine Arbeiten, singen Lieder, erzählen Geschichten und der Michel meint: „Heute wär's draußen gut Ketten lecken!" Um Gotteswillen, kleiner Wastelbub', probir's nicht! Dein Zünglein bliebe unselig kleben am Kettenglied, thät' in der leidigen Kälte anfrieren auf der Stell'. Mancher ist diesem Bauernspaß schon auf den Leim gegangen. Da ist das Kartenspiel in der warmen Stube unterhaltlicher. Im hohen Sommer ginge nach so langer Dunkelheit schon die Morgenröthe auf; jetzt schlägt der Hammer auf dem Thurm erst die neunte Abendstunde. Sie gehen zu Bette; Keiner denkt daran: wie wird sich der Thürmer die Zeit vertreiben? — Jetzt liegen sie neun Stunden lang, da weckt sie die Glocke zur Rorate auf. Ueber der Welt noch immer die stille, schwere Nacht, daß Einem hart wird um's Herz und der Gedanke kommt: Wenn's finster bliebe!

Der Thürmer läutet das Ave-Maria. Süß und hoffnungsreich klingt es hin über die Menschenwohnungen, bis hinaus, wo die Wälder stehen. Verlange dir nicht am Quell' der heiligen Töne zu stehen, die schmetternden Hammerschläge zerreißen dir das Ohr; der Thürmer weiß nicht, wie schön seine Glocken klingen.

Der einsame Mann leitet den Schein seiner Lampe auf das Buch, in welchem die uralten Träume der Menschheit aufgeschrieben sind; er sucht die Sprüche des weisen Salomon, die Psalmen des Sängers David, die Worte der Propheten. Aber er bringt nur auf die todten Blätter, nicht tiefer; sein Mund murmelt:

„Die Lust hat uns verbunden,
Die Schuld hat uns getrennt." —

Das stand nicht in der Bibel, das las er aus seiner Vergangenheit. Er war nicht in der Gegend geboren. Als entfernter Verwandter eines nun längst heimgegangenen Prälaten von Münsterwald hatte er einst die Stelle eines Thürmers und Wartes überkommen. Was war dieser Mann einst lebenslustig gewesen! aber da hat sich eine Geschichte zugetragen, und seit dieser Geschichte lebt er wie ein Einsiedler auf seinem Thurm, bedient von einer Magd, die nichts hört und gerne schwätzt. Die bringt ihm alle Nachrichten aus der Welt herauf — aber er kehrt sich nicht viel d'rum. —

Jetzt war ein Tag, da mußte der Alte eine Stunde lang mit allen

Glocken läuten. Ein Heil war im Anzug, eine Gnade für Münsterwald. Der Thürmer zog seelenlos an den Stricken, hörte seelenlos das erzene Knallen der Tönen — er wußte es wohl: Wenn der Menschenzug, der die Straße heran dem Münster zuwallt, endlos wäre, wenn sie Alle kämen, die Heil und Gnaden hätten, oder beladen wären mit Fluch und Schande — der Eine wäre doch nicht dabei, den lockt kein Glockenklang von Münsterwald.

„Die Lust hat uns verbunden,
Die Schuld hat uns getrennt.“ —

In's Städtchen zogen, von der Bevölkerung der Umgegend begleitet, drei Missionäre ein. Die Stiftspriester fühlten sich dem weltlichen Sinne ihrer Sprengel nicht mehr gewachsen; die Leute wollten den Kanzelsprüchen Jener, mit denen sie kartelten, kegelten und krügelten, keinen großen Ernst beimessen. Und so hatte das Stift Apostel herbeigerufen, von denen es hieß, daß sie aus weiten Landen kämen, unter ihren Mänteln Geißelhiebe freiwilliger Casteiung und unter ihren breiten Hüten bereits einen leichten Anflug von Heiligenschein trügen.

Einer von den Fremden war blaß und hager; dem sah man's an, wie ernst er es mit Hölle und Teufel nahm; der Zweite, Behäbigere mochte sich schon etwas mehr an den Himmel halten, ob der nun in jener oder dieser Welt zu finden sei. Der Dritte hatte einen langen schwarzen Bart, sein Gesicht war rauh, sein Auge war herb; er schaute beim Einzug so seltsam scharf an den Häusern umher, auch zu den Giebeln und Thürmen auf. — Amern, Spatzen, Schneemeisen, sonst, lieber Mann, fliegt in dieser Jahreszeit bei uns nicht viel herum!

Der leise Spott, mit dem die Einziehenden empfangen wurden, verwandelte sich bald in Lob und Bewunderung. Auch die Leute von Münsterwald waren aus Fleisch und Blut gebaut, waren empfänglich für das schmetternde Wort, für die grellen Bilder erhitzter Phantasie, für geheimnißvolle auf die Sinne wirkende Zeichen, und sie erlagen daher den merkwürdigen Experimenten und Demonstrationen der Jesuitenmission gar bald.

Besonders der Schwarzbärtige, der Pater Christoph! Wenn der predigte, da wurde die Kirche zu klein — und das will in Münsterwald was sagen! Der Mann predigte ganz anders als seine beiden Genossen, die mit Allem so übernatürlich thaten, und wie der Kirchweihzauberer unter dem Dache Wetter machten und sogar Blitze in die Menge warfen, welche die Einen brannten, die Anderen blendeten. Der Schwarzbart that nicht desgleichen, wenn er auf der Kanzel stand, er schrie nicht einmal, aber es waren Brusttöne, in denen er sprach. Es war etwas Warmherziges in der rauhen Stimme, es schien immer, als denke er weniger an seine Worte, als an seine Hörer, und der Mauthner vom untern Thor flüsterte einmal dem Nachbar zu: „Der predigt fast, wie ein Mensch.“

Der Ruf dieses Predigers drang auch auf den Thurm. In der lieben Christnacht war's, als der alte Mann weinte. Da ruft er die Leute zum Gottesdienst, und er selber hört keine Predigt und keinen Orgelklang, er muß zu den Fenstern hinausschauen, ob in dieser lichterreichen Nacht nicht irgendwo ein Unglück auflodere. Wer frägt nach dem alten Thürmer? Sie vergaßen es längst, was ihm einst widerfahren.

Auf der kleinsten der vier Glocken, die zusammen ein so herrliches Geläute gaben, daß man weit und breit in den Hügeln und selbst in den Bergen drinnen vom Musikspiel zu Münsterwald sprach — auf der kleinsten dieser Glocken stand mit Kreide geschrieben der Name „Valentin.“ Es war längst schon Staub darüber, aber der Thür-

mer wischte ihn an dieser Stelle nicht weg, aus Furcht, die Buchstaben zu verletzen. Wie oft hatte er seit jenem längstvergangenen Tage, da das Söhnlein von der Schule heimkehrend mit der Kreide auf dem grauen Metall seine neue Kunst erprobte, diese Glocke geläutet! Der Name Valentin schwang und klang mit, wenn die Glocke ein Brautpaar zum Hochzeitsamte rief und er schwang und klang mit, wenn der Glockenton eine Bahre hinausbegleitete zu ihrem Grabe. Ihn hat wohl weder zum Einen noch zum Andern ein christlich Geläute geführt! — Da ist ein junges Menschenleben vergangen und verloren. Durch wessen Schuld? — Zu Allerseelen macht der Thürmer stets um einundzwanzig Züge mehr an der Glocke, als die Ordnung war, denn einundzwanzig Jahre zählte Valentin. Nun stand der Alte da und schaute den Namen aus Kreide an — und das war sein Weihnachtsfest.

Am nächsten Frühmorgen stieg er hinab in die Kirche und sah den bärtigen Missionär, den Pater Christof, als dieser seine Messe las. Er sah sein Gesicht und dachte: „Zu dem hätte ich Vertrauen; wollte mich gerne einmal aussprechen. Mit jedem Glockenzug schreie ich's in die Welt, wie mir ist, aber sie verstehen anders.“ So ging er nach der Messe in die Sacristei. Als ihn der Priester sah, stolperte derselbe und fiel dem Alten fast in den Arm. Das war diesem ein gutes Vorbedeuten und er trug dem Missionär seine Bitte vor. Von den Predigten könne er nichts gewinnen, weil er als Thürmer soviel schwerhörig geworden sei, so möchte er zum Beichtstuhl kommen.

Der Schwarzbart stand da, wie eine Bildsäule, so ernst; dann sagte er: „Wenn Ihr schwerhörig seid, so ist der Beichtstuhl nicht der rechte Ort. Wenn es recht ist, so will ich Euch in Eurer Stube besuchen.“

Da wurden dem Thürmer die Augen naß und er sagte: „Ja, der hochwürdige Herr ist wohl ein guter Hirt, der die Sünder aufsucht, aber ich komme schon selber zu Ihm, wenn's verstattet ist?“

„So kommt Nachmittag, wenn Ihr gespeist und Euch ausgeruht habt, in den Pfarrhof.“

Als der Alte in seinen Thurm hinaufstieg murmelte er: „So wie Der kunnt er jetzt sein. Was wäre das für mich ein schönes Leben und Sterben, Du heiliger Gott!“ —

Und Nachmittag, als zur Vesper geläutet war und die lichterstrahlende Kirche sich mit Menschen und Leuten (das ist auch in Münsterwald zweierlei) gefüllt hatte, saßen die beiden Männer im abgelegenen Zimmer. Der Priester spielte mit einem schwarzen Kreuze, daß ihm über der Brust hing und hörte dem Thürmer zu. Der Thürmer sagte: „Ich habe mir's überlegt, hochwürdiger Herr, beichten will ich jetzt nicht. Ich fürchte mich allzuviel, daß ich nicht kunnt absolvirt werden. Ich bin kein armer Sünder, wie die Anderen, die jetzt in der Kirche dutzendweise vor dem Beichtstuhl stehen; ich sag's gleich, ich habe mein Kind umgebracht.“

Der Priester sprang auf; aber gelassener setzte er sich wieder auf seinen Platz — und schwieg.

„Darf ich jetzt anfangen?“ fragte der Thürmer.

„Erzählt, erzählt, was Euch drückt. Ich sage Euch in Voraus, Gott ist gütig.“ So der Priester und that, als wollte er die Hand des Alten fassen.

„Mir war er's nicht, mein geweihter Mann“, sprach der Thürmer, „so schreckbar ist es, sein liebes, bluteigenes Kind verfluchen zu müssen. Ach, das Neugeborne schon ist eine Sünde gewesen — aber eine Sünde, Pater, wie deren auch die Leute in der Kirche d'rüben zu beichten haben. Die Mutter starb, dem Kleinen sang

ich's an der Wiege: Die Lust hat uns verbunden! — Als er größer wurde, hatte mein Valentin Schick für's Lernen, haben ihn die geistlichen Herren auch zum Ministranten gern gehabt und ist dem Herrn Prälaten der Gedanke gekommen: Wollen einen Priester aus ihm machen. Hätt' dazu wohl taugen mögen; Altar und Predigtstuhl, das ist fort sein Treiben gewesen. Und hat doch nicht dazu getaugt. O Herr, so ein gottverlassener Mensch, wenn der Priester worden wär'! Ein Dieb, der Bursch. Ja, nicht wahr, da fahren jetzt der geistliche Herr in die Höh'! — Hat brav studirt, der Herr Prälat hat Alles für ihn gethan und bezahlt. — Wie er in seinem einundzwanzigsten Jahr von der achten Schul' auf Vacanzen heimkommt, und uns das Semesterzeugniß hat gewiesen, hab' ich vermeint, ich müßt' in die Wolken fahren vor lauter Freud! Ist der Erste gewesen in seinem Jahrgang! Und was das bei ihm selber für eine Lust war. Wie ein junger Hirsch springt er euch in der Gegend um, und vom Kirchthurmfenster aus hat er mir einmal einen Jauchzer gethan in die Stadt hinab, daß die Leute gar gesagt haben: Wenn solche Kirchenglocken läuten, da wollten sie auch wieder fromm werden. Unser Herr Prälat hat's zum Glück nicht gehört; das war ein strenger Mann! Und ich für meinen Theil hab' vermeint, die Jugend müßt' sich ausjauchzen, und schon gar, wenn der Mensch später einzig nur mehr beten und beten soll. Daß auf Vacanzen die Ersparniß zu wenig wird, mag auch dem Valentin passirt sein, gleichwohl er mir niemals davon was hat merken lassen. Auf einmal in der Morgenfrüh, ich weiß es noch, als wie wenn es gestern wär' gewesen, der Maria-Himmelfahrtstag war's — werde ich eilends von meinem Thurm gerufen, auf den Kirchplatz hinab, und da ist ein Leuthaufen beisammen und mitten drin haben sie — mit einem Strick die Hände gebunden — meinen Valentin. Beim unteren Thor hat dazumal der Wantschel-Moses, wie wir ihn geheißen haben, sein Häuslein gehabt. 's ging das Gered', daß der Moses viel Geld hätt' besessen und nur deswegen in Münsterwald geduldet gewesen, weil ihm allerlei Leute schuldig waren. Bei diesem Juden hat der gottvermaledeite Theologus einbrechen wollen. O frommer, geistlicher Mann! Was das ist, wenn Einem das eigene Kind auf einmal als Dieb und Räuber vorgeführt wird! Was das ist! Tausend Jahr' lieber im höllischen Feuer brennen, als das erleben! — Nichts weniger als Solches hätt' ich an meinem Sohn vermuthen mögen; ein Starrkopf ist er oft gewesen, und jähzornig, wie ich jähzornig bin, sonst war er brav. Und jetzt auf einmal das! — Daß mich der Schlag nicht hat getroffen am selbigen Himmelfahrtstag! Getroffen hat er mich freilich, nur allzuböse, geistlicher Herr, nur allzuböse! — Geleugnet hat er's, der Schandbub', wo sie ihn doch im Fenster haben gefangen. Geleugnet hat er's, wo doch aller Beweis ist dagelegen, daß es nicht anders gewesen sein kann. Daß ein lustiger Student Geld braucht, ist nichts Neues, aber daß er deswegen dem Juden zum Fenster hineinsteigen muß, wird der Pater noch nicht gehört haben. Der Prälat hat's auch niemalen gehört und hat nichts zum ganzen Handel gesagt, als wie: Wenn der junge Mann beim Juden Geld sucht, so braucht er vom Stift kein's. — Und aus ist's gewesen. Alles hat ihn verhetzt: Dieb! Dieb! sonst hat man nichts gehört auf dem ganzen Platz. Der Valentin hat bei mir wollen Schutz suchen. — Einbrecher! schrei ich voll Schand' und Zorn, mir kommst nimmer vor die Augen! und stoß ihn mit der Faust zurück. — Jetzt haben sie ihn geschlagen und gerissen, haben ihn aus der Stadt gehetzt, die staubige

Straßen fort — und seit dieser Stund' hab' ich meinen Sohn nimmermehr gesehen."

Der Priester legte seine Hand auf die zitternden Arme des Alten; er zitterte selbst. Der Thürmer fuhr fort: „Der Zorn ist freilich wohl bald vergangen, aber da ist die Reue gekommen, und die ist noch viel fürchterlicher. O, sagt mir doch: Wenn ihn Gott selber verlassen hat, ist es denn unrecht, wenn ihn auch der Vater verläßt?"

„Das himmlische Gesetz, wie das irdische sprechen den Vater frei, sein Kind zu richten", sagte der Missionär. „Und gesetzt, Ihr wäret der Richter Eures Valentin gewesen, hättet Ihr nicht die Thatsache auf das Strengste untersuchen müssen, bevor Ihr ein Wort in sein Herz geschleudert, das alle Kindesliebe im Augenblick vernichten mußte? Ihr habt nichts untersucht, Ihr habt nicht an's Kind gedacht; die Schande, die Ihr auf Euer Haupt fallen sahet, der leidige Zorn war's, weswegen Ihr Euren Sohn verstoßen habt. Valentin ist an dem Verbrechen unschuldig gewesen!"

„Jesus Maria!" rief der Thürmer und rang die Hände — aus Verzweiflung — aus Glückseligkeit? Dann setzte er mit starrem Blicke bei: „Wie wißt Ihr denn das?"

„Könnt Ihr Euch an den Juden Moses noch erinnern?"

„Er ist bald darauf aus der Gegend gezogen. Ich weiß nur, daß er so häßlich als geizig gewesen ist."

„Häßliche Juden haben oft hübsche Töchter", sagte der Geistliche; „sollte der Moses keine solche gehabt haben?"

„Ja, 's ist schon recht, er hat eine gehabt, deretwegen hat er ja fortmüssen, weil sie die Burschen von ganz Münsterwald verhext haben soll."

„Und könnte sie Euren Valentin nicht auch verhext haben?"

Da horchte der Alte auf.

„Könnte er nicht in die Kammer der jungen Jüdin haben steigen wollen?"

„Heiliger Gott?" rief der Thürmer, „Ihr sagt es doch, warum hätte er das selber nicht gesagt?"

„Meint Ihr, daß Euer Sohn nicht so albern gewesen sein könnte, aus Furcht vor dem Prälaten und der Entziehung von dessen Gnaden den Besuch bei der Jüdin zu verschweigen?"

„Nein, nein, sagte der Alte, „solcher Dinge wegen, so wichtig sie für meinen Sohn waren, opfert man den ehrlichen Namen nicht."

„Oder meint Ihr nicht, daß Euer Sohn so ritterlich gewesen sein konnte, die Ehre des Mädchens mit seiner eigenen zu erkaufen?"

„Was sagt Ihr da?" fuhr der Thürmer auf, „seid Ihr, Mann Gottes, seid Ihr allwissend? Ja ja, so war's, so mußte es gewesen sein, nicht anders! O, ich unseliger Mensch, daß mir erst jetzt ein Licht aufgeht!" Da schrie er zornig auf: „Und warum hat er mir's nicht vertraut? Sag' mir Einer, warum hat er es seinem Vater nicht vertraut?"

„Hat er nicht zu Euch flüchten wollen? Ihr habt sein Herz getroffen. Ein vom Vater als Dieb und Einbrecher verstoßener Sohn kann nicht mehr zurückkehren."

„Ich bitt' Euch, habt Erbarmen und martert mich nicht zu Tode. Um Gotteswillen sagt, wo habt Ihr ihn gesehen? Lebt er? Wo ist er? Ich such' ihn auf, ich muß meinen Valentin wiedersehen."

„Er ging über das Meer. Er hat sich dazumal vorgenommen, nicht eher in seine Heimat zurückzukehren, als bis seine Ehre wieder hergestellt ist, und sein Vater den Fluch zurückgenommen hat. Käme er heute nach neunzehn Jahren, was meint Ihr? Er würde noch zu früh kommen."

„Kommen! kommen soll er, ehe ich alter Mann von dieser Welt fort muß! Ich bin von seiner Unschuld nun auf einmal überzeugt, o Gott, erst heute! erst heute! Ja, die Jüdin, es kann

nicht anders sein. Kommen soll er, sehen will ich mein Kind wieder!"

„Beruhigt Euch, guter, armer Mann", sagte der Missionär, „er wird wohl kommen. In Münsterwald ist er vergessen; das ist der beste Segen für einen ehrlos Gewordenen: vergessen sein. Wenn es aber plötzlich heißt: der Sohn des Thürmers ist wieder da, so werden Einige fragen: der alte Thürmer, hat denn der einen Sohn? Ja, werden Andere sagen, das ist der Dieb, der Einbrecher beim Wantschel-Moses. Ihr müßt von der Geschichte damals ja gehört haben. — Und so wird's wieder lebendig."

„Ich will es vom Thurm ausrufen, daß er unschuldig ist," sagte der Alte.

„Das ist nicht nöthig. Euer Sohn gehört nicht mehr zu Denen, deren Glück und Frieden davon abhängt, was die Leute über ihn sagen. Der Beruf den er gewählt, gibt Beweis, daß er nicht der Mann ist, der des Mammons wegen beim Juden einsteigt. — Valentin hat in einem katholischen Priesterhause Nordamerikas seine Studien vollendet, dann stieg er hinab in die ungeheuren Landstriche westlich des Lorenzostromes, um jenen wilden Völkern menschliche Gesittung zu verkünden. Wie oft hat ihn das Heimweh angepackt, das Andenken an den Vater gepeinigt! In den ersten Jahren hat er Euch brieflich seine Unschuld betheuert aber es kam die Antwort nicht zurück."

„Ich weiß von keinem Brief!" sagte der Thürmer.

„Ihr habt ihn eben nicht erhalten, erst viel später habe ich erfahren, daß jenes Schiff, welches das Schreiben am Bord hatte, auf hohem Meere zu Grunde gegangen war. So ist es gekommen, daß Ihr von Eurem Sohne nichts mehr gehört habt. Vierzehn Jahre lang hat Valentin mit seinen Genossen in Canada gewirkt, bis sie in Entbehrung aller menschlichen Bedürfnisse fast selbst zu Wilden geworden waren. Ohne Erfolge, nur mit dem Bewußtsein in der Brust, ihre Pflicht erfüllt zu haben, kehrten sie zurück und ich schloß mich aus Sehnsucht, mein Vaterland wieder zu sehen, einer nach Europa abgehenden Missionsgesellschaft an."

„Wer? Ihr?" fragte der Thürmer, „ja, waret Ihr denn dabei?"

Da faßte der Priester die beiden Hände des Alten und sagte: „Vater, wollt Ihr Euren Valentin denn gar nicht mehr erkennen?!"

— — — — — — — — — — — —

Am selbigen Christabende soll zu Münsterwald das Ave-Marialäuten so seltsam geklungen haben. Die Glocken hatten einen überaus hellen Ton, so daß die Leute sagten: „Es wird das Wetter umschlagen." Und als es eine Viertelstunde fort gegangen war, hoben sie ihre Gesichter gegen den Thurm und riefen: „Na, hört er denn heute nicht auf zu läuten?"

Der alte Mann läutete und läutete — vergaß in der Freude auf das Aufhören. —

Die Missionspriester blieben noch einige Tage in Münsterwald. Immer größer wurde der Andrang zu ihren Predigten und ihren Beichtstühlen. Spät Abends noch stieg der Schwarzbart täglich in den Thurm hinauf. Die Leute meinten, der Pater sei sicherlich ein Sterngucker und betreibe von den Thurmfenstern aus seine Studien.

Einmal, es war am vorletzten Tage der Mission, kletterte auch ein Anderer die finstere Stiege empor, der wohl in seinem Leben nicht gedacht haben mochte, daß er einmal einer gar absonderlichen Angelegenheit wegen auf den Münsterwalder Kirchenthurm sollte steigen müssen. Es war der Korbflechter Martin aus Grabendorf, welches Dörfchen als Vorort von Münsterwald gilt. Der hatte heute mit dem Thürmer zu sprechen. Es ging aber ungelenk, denn der Thürmer war schwerhörig und der Korbflechter heiser.

Es sprach sich ungern aus, was ausgesprochen werden mußte. Unten durch das Beichtstuhlgitter hatte es sich so leicht hineinflüstern lassen, denn das wußte der Martin, was man dem Beichtvater sagt, das sagt man dem Grab. Aber diesmal saß der Schwarzbart drinnen; der war sonst der Gütigste und jetzt auf einmal der Strengste, der verweigerte dem Beichtenden die Absolution.

„Zu Dir hat er mich herauf geschickt, Thürmer," berichtete der Korbflechter Martin, „Dir soll ich es beichten und wenn Du mich lossprechen könntest, so wollte er es auch thun. Das ist hart für mich; es hat mir ja schon lange kein Gut gethan da drinnen, schon lange hätte ich Dir's gern anvertraut, aber Du kannst plaudern, Dir verwehrt's Niemand, und dann hetzen mich die Leut' aus, wie sie den armen Valentin ausgehetzt haben. Ich will Dir's sagen, mein lieber Thomas, Du kannst unchristlich sein und einen armen Familienvater zu Grunde richten, aber darum wird Dein Sohn doch nicht mehr zurückkehren; im Himmel wirst ihn wieder sehen, wenn Du mit mir barmherzig bist!"

„Was weißt Du denn für eine schreckbare Sach', daß Du einen so großen Anlauf nimmst?" fragte der Thürmer.

„Dir mag's vielleicht nicht schreckbar sein, wenn ich Dir sag', daß Dein Valentin dazumal ganz unschuldiger Weis' fortgejagt ist worden?"

„Das sag'st Du mir nicht mehr, mein lieber Martin."

„Weißt Ein's, ist's gut; aber das Andere weißt Du doch nicht!"

Jetzt hob sich in der Glockenstube knarrend der Hammer. Der Korbflechter zuckte zusammen, aber der Thürmer sagte: „Es wird Dich doch nicht erschrecken, wenn die Uhr schlägt!"

„Oh, seit vielen Jahren kann ich das Uhrschlagen nicht mehr hören", versetzte der Martin, „ich fürchte mich vor der letzten Stunde. Ich sag' Dir's, Thomas, das Geheimniß möchte ich nicht mehr länger tragen: daß Dein Sohn als Einbrecher ist ausgeschrieen worden, das kommt von mir!"

„Was ist das?" rief der Thürmer, „jetzt muß ich aber doch unrecht verstanden haben. Ach, was man taub wird! Sag's noch einmal."

„Ich habe den Valentin in Verdacht gebracht," sprach der Korbflechter, „der jungen Jüdin wegen ist's hergegangen, der Tochter des Moses wegen. Die hab' ich oftmalen aufgesucht, und just das, hab' ich vermeint, wird mir der Beichtvater nicht verzeihen mögen. Aber das ist noch wundersleicht gegangen; wie ich ihm jedochhalben das Letztere habe erzählt, daß ich auf den Thürmerssohn Valentin, der sich auch ein Weniges an die Jüdin gemacht hat, eifersüchtig bin gewesen, daß ich ihm in derselbigen Nacht bei dem Judenhäusel aufgepaßt habe und Leut' zusammengerufen und ihn abfangen lassen und ausgeschrieen: des Juden Geld hätt' er sich holen wollen — da ist der Beichtvater mit seinem Latein zu End' gewesen."

„Du hast gewußt, daß es nicht um's Geld? — daß er sich beim Mädel wollte anmelden?"

„Das hab' ich freilich gewußt. Und just da ist er mir im Weg gewesen."

„Martin!" murmelte der Thürmer, „hättest Du — wenn Du schon schlecht hast sein können — ihn beim Prälaten verklagt; der dürfte die Liebschaft zwischen dem Theologen und der Jüdin schon verhindert haben."

„Wer weiß es?" warf der Martin ein, „höchstens, daß er den Valentin nicht weiter hätte studiren lassen; da wäre der Valentin in Münsterwald geblieben und mir erst recht im Weg gestanden. Sie hat ihn lieber gehabt, als wie mich. Wie mir's dazumal ist gewesen, Thomas! — heut' versteh' ich's ja selber nimmer, wie der Mensch

so sein kann — aber wie es mir dazumal ist gewesen, so hab' ich mir keinen andern Rath gewußt, als den: du mußt ihn sicher machen."

Jetzt drehte sich der alte Thürmer ein wenig, schaute den Korbflechter an und murmelte: „Wie Du dastehst, noch alleweil hübsch bei Person und soweit in Ansehen — hättest Du vorig' Jahr nicht beinah' Gemeindevorstand von Grabendorf werden sollen? — so sieht man Dir's bei Gott nicht an, was Du für ein grundschlechter Mensch bist."

„Mußt nicht so, Thomas, mußt nicht", sprach der Andere und hielt seine Hände bittend zusammen, „denk' Dir, ich bin verblendet gewesen in meiner Begier' und hab's nicht wissen können, daß mein Spitzbubenstreich so grob für den Valentin sollt' ausfallen. Nun, wie ich gesehen, was angerichtet worden ist, da hab' ich nicht mehr die Corrage gehabt, daß ich's laut gemacht hätt: Er wäre der ehrliche Mann und ich der Schurk. O, mein Gott, wenn Du wissen könntest, Thürmer, was ich wegen dieser Geschichte schon ausgehalten hab'! Kein aufrichtiges Beten und kein ruhiges Schlafen die langen Jahre her und so oft ich vom Thurm eine Glocke hab' gehört, ist's mir gewesen: jetzt schreit sein Vater wieder zum gerechten Herrgott auf. Was hab' ich umhergewurmt, daß ich doch einmal etwas vom Valentin hören sollt'; ich habe nichts von ihm gehört; Du auch nicht — gelt und jetzt weißt, warum ich Dich so oftmals hab' gefragt, ob Du von Deinem Sohne nichts mehr hättest vernommen, bis Du mich auf Einmal angefahren, was ich mich so viel um den Lumpen zu scheren hätt'! Da hab' ich genug gehabt, hab' nicht mehr gefragt — aber still ist's in mir nimmer geworden. — Und jetzt auf Einmal, mein Thomas, jetzt ist mir so leicht, daß ich Dir möcht' um den Hals fallen, wenn ich nicht müßt' vor Dir auf's Knie und bitten: „Verzeih' mir's, verzeih' mir's!"

Da lag der Mann vor dem Alten auf dem Boden; der ließ ihn nicht lange liegen.

„Mir selber hat erst vor etlich' Tagen Einer verziehen", sagte der Thürmer, „so verzeih' ich Dir auch. Geh' zu Deinem Beichtvater und sag' ihm's; vielleicht kann er Dich absolvieren."

„Aber jetzt," murmelte der Korbflechter, seine Augen waren naß, „jetzt kommt freilich erst das Schwerste. Du wirst es den Leuten sagen wollen, wie's steht; ich kann Dir's auch nicht verdenken — Du wirst Deinen guten Namen und das Andenken Deines Valentin wieder weißmachen wollen, Du hast ja Recht, und das thät' Jeder, aber — was wird aus mir armem Teufel werden, aus meinem Weib und Kindern?"

Der Thürmer schaute in die Glockenkrone auf, in der erst vor Kurzem wieder das Lied vom heiligen Christ geklungen war und dann nahm er den Martin an der rechten Hand und sprach: „Sei ohne Sorgen. Wenn ich gesagt habe, ich verzeihe Dir, so ist Dir verziehen und vergessen. Es wird keine Rede mehr davon sein. Die alte Zeit ist vorbei, die Leute haben an der neuen genugsam zu schaffen, so sei Alles begraben."

„Thomas!" sagte der Martin, „wie bist denn? — Als in der heiligen Nacht diese Glocken gerufen, da haben die Kinder gesagt: Die Engel thäten läuten! 's ist keine Mähr', Du bist ein Engel!"

„Laß das sein, mein lieber Martin, was ich Dir versprochen hab', das kommt mir leichter an, als Du glauben magst. Geh' jetzt heim zu Deinen Kindern!"

„Wirst sehen, Thürmer, was ich noch thu'!" rief der Korbflechter und knarrte die Stiege hinab.

Am nächsten Tage stieg der Schwarzbart noch einmal in den Thurm hin-

auf, um von seinem Vater wieder Abschied zu nehmen. — Niemand sollte wissen, wer sich hier gefunden hatte, Niemand sollte ahnen, daß in diesem Pater Christoph, der vor neunzehn Jahren wegen Einbruch ausgehetzte Valentin stecke.

Und als Vater und Sohn in der Thurmstube noch beisammen saßen und sich bemühten, etwas Wein zu trinken, der da war, um die Betrübniß des Abschiedes zu mildern, entstand unten auf dem Kirchplatz plötzlich eine Bewegung, ähnlich der am Himmelfahrtsmorgen vor neunzehn Jahren. Ob das wahr wäre? riefen die Stimmen. „Wir wollen den Thürmer sehen!"

Bevor dieser noch geholt werden konnte, stürmten sie schon die Stiege hinan und in die kleine Wohnung des Thomas.

Die Münsterwalder hatten auf Valentin nicht vergessen, nur aus Rücksicht für den Alten die Geschichte liegen lassen. Nun war Alles wieder lebendig, und sie schrieen es dem Alten in's Ohr, was damals der Korbflechter Martin gethan habe.

„Wer hat Euch's erzählt?" fragte der Thürmer.

„Der Martin selber. O, Gott, der Valentin!" riefen sie nun, „Wie mag's dem armen, jungen Mann ergangen sein. Der hat sich gewiß aus Verzweiflung das Leben genommen!"

„Nein!" sagte Pater Christoph, „seid Ihr doch wunderliche Leute, kaum Ihr ihn von einer Schuld freisprecht, klagt Ihr ihn der andern an. Ein Mord — und der Selbstmord ist auch einer — läßt gar nicht besser, als ein Einbruch. So vertheidige ich den Valentin, er hat sich nicht umgebracht, er steht vor Euch."

— — — — — — — — — —

Stand vor ihnen und ging zur selben Stunde wieder von ihnen fort. Sein letztes Wort an die Leute von Münsterwald war die Bitte, dem Korbflechter Martin nichts Schlechtes nachzutragen — das freiwillige Geständniß hätte Alles gelöscht.

Der alte Thomas blieb auf seinem Thurme und blickte den abziehenden Priestern nach, so lange er sie sehen konnte.

Der Steinmetz.

Vorüber ging die Sommernacht,
Die Hähne kräh'n, der Tag erwacht,
Laut schall'n der Vögel Weisen;
Da tritt aus seines Hauses Thor
Der rüst'ge Steinmetz rasch hervor
Mit Schurz und Winkeleisen.

Er meißelt einen Leichenstein,
Der Stahl blinkt hell im Sonnenschein,
Laut hallt es durch die Lüfte;
Des neuerwachten Lebens Kraft
Weiht er des Todes Dienst und schafft
Ein Bild zum Schmuck der Grüfte.

Albert Moeser.

Ball-Gespräche.

Von Robert Hamerling.

I.

Ist es Galanterie oder Scherz, daß Sie den Frauen so entschieden den Vorrang vor Ihrem Geschlechte einräumen?

Weder das Eine noch das Andere, mein schönes Fräulein; ich spreche meiner Erfahrung und innersten Ueberzeugung gemäß.

Und doch wüßte ich nicht, was wir Frauen eigentlich vor den Männern voraushaben sollten; es müßte nur dies sein, daß wir etwas gewissenhafter sind und uns Vieles als Verbrechen anrechnen lassen, was die Männer oft nur allzu leicht zu nehmen pflegen.

Allerdings stehen die Frauen in der Moralität weit höher, als das starke Geschlecht. Jedoch nicht aus dem Grunde, den Sie, mein Fräulein, so eben angaben, sondern vielmehr darum, weil die Frauen schon seit uralten Zeiten begriffen, daß, genau genommen und wohl verstanden, „Sei schön!“ der oberste Grundsatz aller Moral ist.

Wie viel aber muß das Weib dem Manne zugestehen, worin eben nur er sich zu bethätigen und auszuzeichnen ein Recht hat?

Das wäre?

Z. B. im Kriege, als Eroberer, als siegreicher Held.

Sie machen mich staunen, mein Fräulein; ich wußte nicht, daß die Frauen in der Eroberungskunst etwas zu wünschen übrig lassen. Und was die „siegreiche Heldenschaft“ anlangt, so bitte ich doch nicht zu vergessen, wie viele Barbaren die zarte Hand der Frauen gezähmt, nachdem die Eisenfaust der Helden erfolglos an ihnen erlahmt war!

Ich habe von einem Römer gelesen, der seine Hand in's Feuer streckte und verkohlen ließ, ohne eine Miene dabei zu verziehen. Wo fände sich je bei einem Weibe ein solcher Muth, eine solche Standhaftigkeit in der Ertragung von Schmerzen?

Was ist die That jenes Römers gegen den Heroismus, mit welchem die Frauen zuweilen ihr Herz im Feuer verzehrender Liebe verkohlen lassen? Auch sah ich einmal ein Mädchen, das nicht etwa seinen Arm, sondern sein „Liebstes auf Erden“, die Haarlocke des einstigen Geliebten, auf Begehren ihres Bräutigams in's Feuer hielt und verknistern ließ, ohne eine Miene dabei zu verziehen.

Ich glaube gar, Sie fallen bereits aus der Rolle und werden satyrisch! Um so sicherer ist mir der Sieg in diesem Streite. Sagen Sie mir doch gefälligst, sind nicht alle wichtigen Erfindungen von Männern gemacht worden?

Nicht alle. Gerade die einflußreichsten und wirksamsten rühren von Frauen her.

Die wären?

Das Schmollen, die Migräne, die Koketterie, die Kunst, in jedem beliebigen Augenblicke einen gelinden Strom von Thränen zu vergießen...

Spötter! Am Ende geben Sie uns auch noch in der Gelehrsamkeit den Vorzug?

Warum nicht? Die Frauen sind geborne Philologen; denn abgesehen von einer gewissen natürlichen Beredtsamkeit und Sprachgewandtheit, die man ihnen mit Recht zuschreibt, besitzen sie z. B. eine erstaunliche Kenntniß der Augensprache, ohne jemals eine Grammatik derselben in Händen gehabt zu haben. Was die Physik betrifft, so weiß Jedermann, wie gut sie sich namentlich auf die magnetischen

und electrischen Wirkungen verstehen; als Heilkünstlerinnen thun sie bekanntlich Wunder und in der Astronomie haben sie sich namentlich durch den Eifer ausgezeichnet, mit welchem sie sich dem Studium des Mondes widmen. Ja, noch mehr: die tiefsten Geheimnisse der Magie, unerfaßt vom heutigen Wissen der Männer, bewahren die Frauen noch immer und üben sie mit zarten und doch kräftigen Händen. Im Mittelalter, als nur Alte und Häßliche sich mit dieser Kunst befaßten, verbrannte man diese als Hexen; seit aber die Jungen und Reizenden sich ihr zugewendet, pflegt man die Sache nicht mehr so strenge zu nehmen.

Ich erkläre mich noch lange nicht für geschlagen. Die großen Räthsel der Welt und des Lebens, über welchen so viele Weise gebrütet und noch brüten — wie wenig haben sich an ihrer Lösung die Frauen betheiligt!

Verlangen Sie eine solche Betheiligung nicht, mein Fräulein! Die Frauen haben es fürwahr nicht nöthig. Auf das ewige „Woher?" der Philosophen finden sie eine sehr nahe liegende Antwort. Sie sehen gar nichts Wunderbares im Wesen und Wirken der Natur; das Geheimniß derselben wiederholt sich in ihnen selbst so schön, mit so vergeistigtem Reiz umkleidet, daß sie an keine weitere Fragen denken. Das Ei des Welträthsels ist für sie von keiner Kalkschale umgeben, die sie erst zu bebrüten und zu durchbrechen hätten.. Doch, Vergebung, ich verliere mich da schon ein wenig in's Mystische...

So viel verstehe ich doch, daß Sie mich aus allen meinen Verschanzungen drängen wollen. Werden Sie nicht wenigstens zugeben, daß es weit mehr Künstler und Dichter, als Künstlerinnen und Dichterinnen gegeben hat?

Alle Kunst der großen Maler, Bildhauer und Architekten verschwindet gegen die der Frauen: sich selbst zum Kunstwerke zu machen. Nicht mehr wie Künstler an rohem, äußerem Stoffe, sondern am eigenen Leibe verkörpern sie, wie selige Götter, das Ideal der Schönheit. Und was die Poesie betrifft, die Gabe, poetisch zu empfinden und wunderbare Gemüthstiefen in holder Rede zu offenbaren, da sagen Sie mir ja nichts mehr, mein schönes Fräulein, von einem Vorrange der Männer. Denn bei diesem Punkte müßte ich den letzten Anhauch von Scherz und Ironie abstreifen und meine Bewunderung der Frauen müßte doppelter Ernst werden. Ich kannte ein Mädchen, das nach langem Weinen über den Verlust des Geliebten, der sie verlassen, sich endlich mit den Worten tröstete: „Wenn er auch nicht so oft an mich denkt, wie ich an ihn, zuweilen wird er doch an mich denken!" Dieses einfache Wort entzückte mich so sehr, daß ich alle meine Liebeslieder — und jeder Poet hält doch etwas auf seine Liebeslieder — recht gerne darum gegeben hätte.

Mag sein, daß wir Frauen das besitzen, was Sie Gemüthstiefe nennen; ganz gewiß aber fehlt uns der Witz der Männer, die schönen Gedanken und geistreichen Einfälle, worin diese, namentlich Damen gegenüber, sich überbieten, freilich oft auf Kosten der Wahrheit.

Nicht einmal das kann ich Ihnen zugeben, mein Fräulein. Ein junges Mädchen hatte mir eine Rose geschenkt. Nach einigen Wochen sagte ich ihr: „Ihre Rose blüht noch immer. Wissen Sie warum?" — „Nun?" — „Weil sie von Ihnen ist." — „Nein," sagte sie, „weil sie bei Ihnen ist!" — Auf diese Rede ging ich nach Hause, warf Rahel's Briefwechsel, Bettina's Schriften, Jean Paul's sämmtliche Werke und ein Dutzend der geistreichsten Poeten in's Feuer und beschloß, die nächsten tausend Ducaten, die ich erübrigen würde, als Preis für Denjenigen auszusetzen, der in der gesammten alten und neuen Literatur einen hübscheren Einfall nachwiese, als

derjenige war, mit welchem jenes Mädchen mich überraschte. —

II.

Ach, Sie wollen mich außer Athem tanzen!

Um Gotteswillen, nichts weniger als das, mein liebes Fräulein! Im Gegentheile, ich wünschte nichts sehnlicher, als daß Ihr Athem noch ein volles Jahrhundert fortfahre, die zarte Woge Ihres Herzens so anmuthig zu heben und zu senken, wie er es heute thut.

Ein volles Jahrhundert? Nein, das wünschte ich nicht!

Auch dann nicht, wenn gütige Götter den Liebreiz des jugendlichen Alters der Matrone bewahrten?

Was nützte mir das, wenn doch mein Herz alterte und das, was etwa von Verstand mir der gütige Himmel beschert hat?

Ich habe oft sagen gehört — und namentlich alle älteren Frauen behaupten es, meist im Tone elegischer Rührung — das Herz der Frauen altere niemals. In Betreff des Verstandes erlauben Sie mir nur darauf hinzuweisen, wie sehr ohnehin die zweideutige Naturgabe kühlen Verstandes gegen das Himmelsgeschenk nie welkenden Reizes in Schatten treten würde! Das Beste, was der Verstand vermag, ist doch nur dies, seinem Besitzer den Weg zum Glücke zu bahnen. Das thut aber beim weiblichen Geschlechte viel besser und sicherer die Schönheit. Das liebenswürdige weibliche Wesen also . . .

Bedarf des Verstandes nicht? — Danke! — Man kann nicht galanter und ungalanter zugleich sein!

Bitte! ich gebe mich gern überwunden und streiche die Segel vor einer Schönheit, welche den Verstand zum Bundesgenossen hat! Wenn Sie es verlangen, will ich gerne den Verstand anbeten: mit Ihnen vor Einem Altare zu knieen, kann unter allen Umständen nur ein hohes Vergnügen sein. — Aber wollen wir uns nicht wieder in den Strudel des Tanzes stürzen?

Entschuldigen Sie; ich bin noch sehr erhitzt. Meine Pulse schlagen.

Sie wollen also nur mit kaltem Blute tanzen? Sie tanzen vielleicht überhaupt nicht gern?

O, leidenschaftlich gern!

Doch? — Nun, ich verstehe — es ist wieder der kühle, unerbittliche Herrscher Verstand, der sich in die Sache mengt, und dem Sie nun einmal, für diesen Abend wenigstens, Treue geschworen zu haben scheinen! — Das arme Herz — wie müßte es seufzen unter dieser dauernden Alleinherrschaft seines Gegners!

Unter dieser Herrschaft ist noch Niemand unglücklich geworden.

Aber auch noch Niemand glücklich! — Wie viele Freuden gibt es denn, zu welchen der Verstand nicht eine griesgrämige Miene macht?

Sie haben Recht: So ist's z. B. gleich beim Tanze! Man tanzt am Ende herzlich gern, aber der Verstand sagt: Bei Lichte besehen ist's doch kindisch und eine Thorheit. Man betrachte nur einmal diese zwecklosen Schritte und Sprünge und Bewegungen! Ist das ganze Gebahren nicht eigentlich zum Lachen?

Um des Himmelswillen — nicht weiter in diesem Tone, Fräulein! Sollten denn die Schritte und Sprünge und Bewegungen das eigentliche Wesen des Tanzes sein? Besteht die Lust des Essens in der Bewegung der Kiefern, die Wonne des Fliegens im Regen der Fittige? Nein! Die im Tanzschwunge bewegten Glieder sind nur Organe eines innerlich-thätigen Lebens, eines höheren Genusses; Organe des „holden Wahnsinns", der himmlischen „Mania," die Platon zuerst beschrieb und die erhab'ner ist, als aller irdische Verstand — Mutter des Glaubens, der Hoffnung, der Liebe, der Poesie, der Lust!

Ich verstehe Sie nicht!

Wie unverständig muß ich also gesprochen haben! Ach, Fräulein, lehren Sie mich Ihren Verstand!

Wollen Sie mich dafür Ihre platonische „Mania“ lehren?

Ich nicht, Fräulein; meine Sache ist das nicht. Ich kenne nur Einen, der diese Sache zu lehren weiß. s'ist einer mit goldenen Fittigen und mit scharfen, in süßes Gift getauchten Geschossen.

III.

Aber warum verlangen Sie denn gar so dringend, daß ich die Maske ablege?

Aus keinem anderen Grunde, schöne Dame, als weil mir das ganze Maskenwesen ein Gräuel ist. Ist es nicht erschrecklich, unter lauter „Larven“ zu wandeln mit dem fühlenden Herzen in der Brust? Kann es einen unglücklicheren Einfall geben, als daß ein paar hundert hübsche Gesichter sich hinter schnöde Masken verstecken, so daß einem nun überall statt warmen frischen Lebens, eine schauerlich todte Welt aus Pappendeckel entgegenglotzt? Ist das menschliche Gesicht nicht schon an sich Maske genug? Muß auch noch eine zweite darüber kommen?

Sie sind ja ganz entsetzlich aufgebracht! Und vielleicht mit Unrecht. Muß denn die Maske immer nur Schönes verbergen? Bedenken Sie doch, wie Sie vor manchem Gesichte erschrecken würden, wenn es sich Ihnen plötzlich enthüllte!

Seit ich im Breton de los Herreros die Geschichte von jenem Spanier gelesen, der durch voreiliges Erschrecken bei Gelegenheit einer Demaskirung sein bestes Glück verscherzte, würde auch ein häßliches Gesicht, hinter der Maske hervortretend, mir nicht so geschwinde die Fassung rauben. Und so kann ich denn wirklich nicht umhin, verehrte Dame, Sie wiederholt und dringend zu bitten . . .

Halten Sie ein, mein Herr! Bevor von irgend etwas Anderem die Rede sein kann, muß ich Sie bitten, mich erst die Geschichte von dem Spanier wissen zu lassen, der, wie Sie sagten, durch voreiliges Erschrecken bei Gelegenheit einer Demaskirung sein bestes Glück verscherzte . . .

Habe ich Ihre Neugier rege gemacht? Also Neugier gegen Neugier? Das freut mich herzlich und ich eile, Sie zu befriedigen. Denn für die Nichterfüllung unserer heißesten Wünsche gibt es keinen süßeren Trost, als den, wenigstens seinerseits einen Wunsch der Grausamen erfüllen zu können. Vernehmen Sie also das Schicksal des unglücklichen Spaniers. Er verfolgt eine reizende Maske und bestürmt sie, sich zu demaskiren. Nach langem Bitten gibt sie nach und nimmt die Larve ab. Der Jüngling aber prallt entsetzt zurück, denn aus einem lieblichen Gesichtchen starrt ihm nur um so widerwärtiger eine unförmlich große Nase entgegen, so häßlich, daß ihm die Sinne schwinden und er wie toll, mit einer mühselig gestammelten Entschuldigung, von dannen rennt. Nach einiger Zeit verfügt er sich an's Büffet, um durch ein Glas feurigen Weines die peinliche Erinnerung hinwegzuspülen. Da nähert sich eine Maske und nimmt dicht an seiner Seite Platz. Verstört blickt er auf . . . und siehe da, die wohlbekannte, fatale Nase ragt ihm wieder entgegen! Lächelnd lispelt die Dame: Ist das Eure Galanterie, Ihr Männer? — „Um des Himmels willen,“ ruft der Entsetzte, verzeiht mir, meine reizende Donna! Ihr seid liebenswürdig, sehr liebenswürdig, aber, offen gesagt . . . diese Nase . . . ja, diese Nase . . . bei allen Heiligen, ich ertrage den Anblick nicht!“ Und damit wollte er neuerdings hinwegstürzen. Da versetzte aber die Dame: „Wenn Euch nur meine Nase ein Dorn im Auge ist, so fahre sie hin!“ Und mit diesen Worten nahm sie die häßliche Nase aus dem Gesicht und präsentirte sie dem Erstaunten; an ihrer Stelle aber zeigte sich ein kleines und höchst liebenswürdiges Näschen, welches die reizende Dame sofort mit spöttischem Lächeln rümpfte, während

sie mit einer leichten Verbeugung sich entfernte und den Verblüfften, die lange Nase in der Hand, stehen ließ.

Da sehen Sie nun, was bei hartnäckiger Verfolgung von Masken am Ende für Unheil sich ereignen kann!

Allerdings lehrt die erzählte Geschichte, daß man leider nicht immer ahnen könne, was einem bei Verfolgung von Masken Seltsames begegnen mag. Dafür gewährt sie aber auch den lehrreichen und unschätzbaren Trost, daß man sich vor einer häßlichen Nase nicht gleich zu entsetzen braucht, weil man nicht weiß, ob nicht etwa der Eigenthümer sie plötzlich herunternimmt und in den Winkel wirft.

Es wäre zu wünschen, daß diese tröstliche Lehre auch außer dem Ballsaale Verbreitung fände. Die Menschenkenntniß und Menschenliebe könnte dabei nur gewinnen.

Allerdings. Ich für meine Person habe mich schon öfter in der Lage jenes Spaniers befunden. Gar oft stieß mich irgend eine Aeußerlichkeit an einem Menschen ab, und wenn ich vertrauter mit ihm geworden, da war mir's, als legte er jenes Häßliche ab, wie die Maske des Spaniers ihr Nasenfutteral, und strahlte mir entgegen in mangelloser Liebenswürdigkeit. Die Alten, mein schönes Fräulein — ich sage „Fräulein“, denn Ihre Stimme klingt mir entschieden mädchenhaft und sogar auch ein wenig bekannt — die Alten also . . . aber Sie hören es vielleicht ungern, wenn ich von den Alten spreche? Verzeihen Sie, wenn ich einen Anlauf nahm, pedantisch zu werden . . .

Was sollte ich denn gegen die Alten haben?

Ich meinte nur . . . als junges Mädchen . . . Sie haben also nichts gegen die Alten?

Nicht das Geringste . . . so lange sie mir nicht etwa einen Heiratsantrag machen!

Sehr wohl! Die Alten also, mein schönes Fräulein, hatten Bildwerke, die von außen lächerliche und häßliche Figuren darstellten, innerlich aber schöne Götterbilder enthielten, und mit einem solchen Götterbildfutterale verglich man den häßlichen, aber weltweisen Socrates.

Sehr sinnreich! Auch die frühere Erzählung von der Doppelmaske gefällt mir. Sie machen einem wirklich Muth! Ich nehme also die Maske ab, um so dringenden Bitten nicht länger zu widerstehen, und wenn Sie hinter der Maske etwas finden, was Ihnen nicht gefällt, so nehmen Sie freundlichst an, daß es — eine zweite Maske ist!

Fräulein Irene? Ich dacht' es halb. O tausend Dank für die holde Gewißheit!

Sie verzeihen mir also, daß ich nicht auch die zweite Maske ablege? Es ist mir leider nicht möglich!

Es gibt einen Magier, der diese letzte Demaskirung der wahrhaft Schönen an Allen mit größter Leichtigkeit vollzieht.

Und wer ist dieser Magier?

Der Blick der Liebe! Vor dem Blicke des Liebenden entschleiert sich das Götterbild, und, genau genommen, sieht eigentlich nur er die innere wahre Gestalt der reinen Schöne, während der kalte und oberflächliche Blick der Andern an der Maske haften bleibt!

Sehr richtig; aber . . .

Kein Aber, mein schönes Fräulein, und überhaupt nichts mehr über diesen Punkt. Wenn uns Jemand belauscht hätte, so würden wir tüchtig ausgelacht werden, daß wir in einer Ballnacht platonische Dialoge commentiren. — Es ist erschrecklich heiß im Saale! — Ich gehe; soeben kommt der Herr Studiosus Quirl heran, ohne Zweifel um Sie zu fragen, wie Ihnen die letzte Spritzfahrt der „Cerevisia“ gefallen hat. — Auf Wiedersehen!

Goethe als Märchenerzähler.

Von K. J. Schröer.

Wie viele unserer geneigten Leser sind wohl noch so glücklich, sich aus der Kindheit an Erzählungen zu erinnern, die, für's ganze Leben unvergeßlich, einen Einblick gewährten in echte, alte Märchenwelt? Jene uralten, heimlichen, wunderbaren Erzählungen, die nicht wie unsere Sagen an geschichtliche Zeiten, Orte oder Personen sich anknüpfen, sondern durchaus in eine Wunderwelt führen, in der Alles mit überirdischem Maße gemessen wird! — Die Welt des Aberglaubens nennt man diese Welt; sie war einst die Welt des Glaubens. Ist ja der Aberglaube nichts anderes als der Rest des Götterglaubens unserer heidnischen Vorfahren. Wie frommen Bildern der christlichen Zeit und Götterbildern des Heidenthums der Glaube der Künstler die höchste Weihe lieh, so sind die Märchen gläubiger Erzähler in ihrer Art wohl unvergleichlich. Kein buntfarbiges Bilderbuch aus O. Spamer's Verlag vermag den Eindruck hervorzubringen, den ein gläubig erzähltes Märchen macht. Heinrich Heine schildert diesen Eindruck im Wintermärchen, indem er von seiner Amme spricht: „Sie war geboren im Münsterland und wußte in großer Menge Gespenstergeschichten grauenhaft, und Märchen und Volksgesänge. Wie pochte mein Herz, wenn die alte Frau von der Königstochter erzählte, die einsam auf der Heide saß und die goldenen Haare strählte! — —"

Das fühlten die großen Brüder Grimm, als sie mit ihrer Märchensammlung hervortraten und zeigten, daß diese Märchen um so schöner sind, je echter sie sind, je weniger die moderne Bildung hinzu gethan. Erdichten lassen sich solche Märchen nicht. Andersens sinnige Kindergeschichten sind alles Preisens werth. Sie geben Geschichten einer kindlichen Lebensanschauung, voll zarter Empfindung; Märchen sind es nicht, das heißt Mythenmärchen, wie unsere echten Volksmärchen.

Es muß uns bei solchen Anschauungen daher nicht wenig anziehen, einmal zu erwägen, wie denn Goethe sich als Märchenerzähler verhält. Er schrieb ja auch einige Märchen. Dazu veranlaßt uns eine anziehende Untersuchung*), an deren Hand wir Einiges darüber unseren geneigten Lesern vorlegen wollen.

Goethe erzählt nicht etwa volksmäßige Märchen in seiner Weise um, wie z. B. Musäus, er versetzt sich nicht in die Anschauung kindlicher Unschuld wie Andersen. Er knüpft an die nächste Wirklichkeit an und hebt uns unmerklich von ihrem Boden empor in eine Phantasienwelt, die uns durch die Kunst der Darstellung anzieht und zu innigem Antheil hinreißt, so daß wir dahin gerne zurückdenken, wenn er uns in der nüchternen Wirklichkeit wieder entläßt, zu der wir erwachen, wie aus einem lieblichen Traum. Dazu bedient er sich wohl bekannter Märchenmotive, aber sie sind nicht die Hauptsache; die Hauptsache ist der Held, der Dichter selbst oder der Erzähler, der uns lebendig gegenüber steht und unsere Theilnahme für seine Märchenwelt erweckt, indem

*) Goethe's Märchendichtungen von Friedrich Meyer von Waldeck. Heidelberg, C. Winter, 1879.

er uns verlockt, ihn dahin zu begleiten und an seinen Erlebnissen Antheil zu nehmen. Dies gilt von Goethe's Jugendmärchen „der neue Paris" und „die neue Melusine". Wir haben von ihm aber noch ein drittes Märchen, „das Märchen von der schönen Lilie" in den Unterhaltungen deutscher Ausgewanderter. Dies unterscheidet sich nun völlig von den beiden andern, als ein ganz freies Spiel der Einbildungskraft, das sich weder in der Wirklichkeit, noch in der überlieferten Mythenwelt unserer Märchen bewegt, sondern eine ganz neue Welt schafft, die ihre Gestalten freilich der Wirklichkeit entlehnt, ihnen aber Eigenschaften beimißt, die märchenhaft sind. Wenn diese Eigenschaften auch den Naturgesetzen zuwiderlaufen, so sind sie doch so erfunden, daß die träumende Einbildungskraft sich solche Unterstellungen gefallen läßt; entsprechen sie nicht dem Wesen der Gestalten, so entsprechen sie doch ihrem Anscheine.

Dieses Spiel aber diente Goethe hier dazu, verborgene Gedanken im Bilde auszusprechen. Er hofft, wie er dies in einem Briefe an Schiller ausspricht, die achtzehn Gestalten des Märchens sollen als soviel Räthsel dem Räthselliebenden willkommen sein und läßt lächelnd Schiller und andere Freunde rathen, ohne den Schleier zu lüften. Und wir rathen noch immer und müssen Chamisso zustimmen, der dies Goethe'sche Märchen ein „wunderbares großes Ding" nannte, das sich in vielfache Ahnungen auflöst, das man aber nicht im Stande ist, mit bestimmten Deutungen zu erklären. Entstanden sind die drei Märchen, merkwürdigerweise in umgekehrter Reihenfolge als die ist, in der er sie niederschrieb, „der neue Paris" entstand etwa 1758 bis 1760, „die neue Melusine" 1770, „die schöne Lilie" 1795. Niedergeschrieben wurde „die schöne Lilie" zuerst 1795, „die neue Melusine" 1807 und „der neue Paris" zuletzt 1811. Daraus erklärt sich schon zweierlei. Erstens, daß „der neue Paris" und „die schöne Melusine" gelegentlich in unbewußter Schaffenslust der Jugend entstanden sind, indem das Märchen, „die schöne Lilie", dessen Entstehung in das sechsundvierzigste Lebensjahr des Dichters fällt, also nicht mehr der naiven Jugendzeit angehört, von Anfang an einen tiefen Gedankengehalt aussprechen will; zweitens, daß die in höherem Alter niedergeschriebenen Jugendmärchen im Rückblick auf jene Zeit ihrer Entstehung eine Zugabe oder Umgestaltung erlitten, die ihnen einen ganz anderen Charakter gaben, als sie ursprünglich haben konnten.

Aus Goethe's Knabenzeit wird die Erzählung Bettina's, die sie von des Dichters Mutter hatte, immer zu den auf Wahrheit beruhenden Schilderungen gezählt werden, wie die Mutter dem Knaben erzählte: „Da saß ich und da verschlang er mich bald mit seinen großen schwarzen Augen und, wenn das Schicksal irgend eines Lieblings nicht recht nach seinem Sinn ging, da sah ich, wie die Zornader an der Stirne schwoll und wie er die Thränen verbiß. Manchmal griff er ein und sagte, noch eh' ich meine Wendung genommen hatte: Nicht wahr, Mutter, die Prinzessin heiratet nicht den verdammten Schneider, wenn er auch den Riesen todtschlägt? Wenn ich nun Halt machte und die Katastrophe auf den nächsten Abend verschob, so konnte ich sicher sein, daß er bis dahin Alles zurecht gerückt hatte und so ward mir denn meine Einbildungskraft, wo sie nicht mehr zureichte, häufig durch die seine ersetzt."

Es ist uns nun höchst anziehend, in Dichtung und Wahrheit zu lesen, wie der Dichter in seiner Knabenzeit sich bei seinen Gespielen beliebt machte, indem er ihnen Geschichten von seiner Erfindung vorerzählte, in denen er selber der Held war. Der Dichter verkennt auch keinen Augenblick das Be-

denkliche, das darin liegt, daß er so schön gelogen und sagt dazu: „Wenn ich nicht nach und nach diese Luftgestalten und Windbeuteleien zu kunstmäßigen Darstellungen hätte verarbeiten lernen, so wären solche aufschneiderische Anfänge gewiß nicht ohne schlimme Folgen für mich geblieben.“ Um ein Beispiel zu geben, theilt er dann das Märchen „der neue Paris“ mit, „welches mir,“ sagt er davon, „da ich es meinen Gespielen oft wiederholen mußte, noch ganz wohl vor der Einbildungskraft und im Gedächtniß schwebt.“ Darnach können wir wohl annehmen, daß etwas von dem Knabenmärchen, wie wir es kennen, in dem Mitgetheilten doch mit erhalten ist. Es hat auch das Märchen Etwas, das ganz an den frühreifen Knaben Goethe erinnert. Nur die Ausführung des Ganzen, die eine Deutung auf des Dichters Beruf hervorruft, ist natürlich Zugabe.

Es ist nun köstlich, wie der Knabe erzählt, wie Gott Mercur ihm am Morgen erschienen sei und ihm drei hellfarbige Aepfel überreicht habe, mit dem Auftrage, sie den drei schönsten Jünglingen der Stadt zu überreichen, die darnach, jeder nach seinem Lose, die schönsten Gattinnen erhalten sollten. — Die Aepfel verwandeln sich in Mädchengestalten in des Knaben Hand und verschwinden. Es erscheint eine vierte, kleine Mädchengestalt, er will darnach haschen, erhält einen Schlag und versinkt in Betäubung, aus der er erst erwacht, als es höchste Zeit ist, sich anzuziehen. — Es ist Sonntag, er zieht seine schönen Kleider an, auch die Weste aus Goldstoff, aus des Vaters Bräutigamsweste geschnitten, und geht aus. Indem er an der schlimmen Mauer in Frankfurt hingeht, entdeckt er eine Pforte, die er nie früher bemerkt hatte. Er betrachtet sie näher, sie öffnet sich und ein Mann, wie ein alter Grieche gekleidet, tritt ihm entgegen und fordert ihn auf, einzutreten. Er kömmt in einen Wundergarten. Um dessen innerste Geheimnisse sehen zu dürfen, muß der Knabe auch griechische Kleidung anziehen. Er kommt in einen Tempel und dort trifft er leibhaftig in Menschengröße die weiblichen Wesen, die ihm am Morgen als Vision erschienen! Die vierte gefällt ihm am Besten und mit ihr spielt er dann mit herrlichem Spielzeug, kleinen griechischen Kriegern und Amazonen, geräth in Streit mit ihr, erhält eine Ohrfeige von ihrer kleinen Hand, küßt sie aber dafür und wird aus dem Zaubergarten verbannt. Der alte Grieche will ihn strafen, er aber erklärt, er sei ein „Liebling der Götter“ und ihn zu strafen habe man sich wohl zu hüten, da das Schicksal Anderer von ihm abhängt.

Loeper sagt zu dem Märchen: Goethe lasse den Knaben in demselben das Vorgefühl seines Dichterberufs aussprechen. „Die nur dem dichterisch erregten Gemüth sich öffnende und schwer wieder zu findende Pforte, welche aus der Tageswelt in das Reich der Dichtung führt, erschließt sich ihm.“

Von der Geschichte des trojanischen Prinzen Paris ist wenig in Goethe's Märchen übergegangen. Paris soll von drei Göttinnen der schönsten den Apfel reichen; der neue Paris erhält drei Aepfel, die er drei Jünglingen reichen soll, die dadurch Frauen erhalten. Noch weniger hat Goethe's zweites Märchen, „die neue Melusine,“ mit dem alten Melusinenmärchen gemein. — Die neue Melusine ist keine Wasserfee, sondern gehört einem Zwergenvolke an. Sie kann Menschengröße annehmen und gewinnt so die Liebe eines Mannes. Sie ist unter den Zwergen die Tochter des Königs und bewegt ihren Geliebten, Zwergengestalt anzunehmen, um mit ihm die Ehren ihres hohen Standes zu theilen. Die Zwergengröße wird ihm verliehen durch den Ehering. — Er wäre nun vollkommen glücklich

gewesen, als Prinz bei dem Zwergenvolk. Doch quälte ihn Etwas. Er sagt: „Nun begriff ich zum erstenmal, was die Philosophen unter ihren Idealen verstehen möchten, wodurch die Menschen so gequält sein sollen. Ich hatte ein Ideal von mir selbst und erschien mir manchmal im Traum wie ein Riese." — Er feilte an seinem Ringe bis er sprang und er plötzlich wieder zu seiner natürlichen Größe emporschnellte. Damit war denn das Märchen zu Ende.

Dieses Märchen hatte nun Goethe 1770 in Sessenheim erzählt. Als er es 1817 drucken ließ, sagte er in einem Vorworte dazu: „Leider werde ich es jetzo in seiner ersten unschuldigen Freiheit nicht überliefern; es ist lange nachher aufgeschrieben worden und deutet in seiner jetzigen Ausbildung auf eine reifere Zeit, als die ist, mit der wir uns dort beschäftigen."

Wir besitzen also auch dieses Märchen nicht in seiner ursprünglichen unschuldigen Gestalt. In der Gestalt, in der wir es besitzen, ist eine Andeutung enthalten, die ein Anachronismus ist. Die Veränderung, die der Dichter mit dem Märchen vornahm, liegt also in jener Andeutung. — Nach der Erzählung in Dichtung und Wahrheit trug der Dichter das Märchen bei seinem ersten Besuche in Sessenheim vor. Das war also in der Zeit unschuldig, unbedacht und sorglos aufflammender Liebe. Das Märchen ist aber jetzt so erzählt, daß es zur Erklärung wird für die im nächsten Jahre erst erfolgte gewaltsame Losreißung des Dichters von Friederiken. Der heute noch im Pfarrhause zu Sessenheim waltende würdige Pfarrer Philipp Ferdinand Lucius war es, der in seinem Buche über Friederike Brion (1877) diese Andeutung, die in dem Märchen liegt, herausgefunden. Was war es, wenn er auf einmal 1771 schreibt, er sei zu sehr wachend, um nicht zu sehen, daß er nach Schatten greife? Daß also seine Friederike, seine Liebe ein Schattenbild und nicht das wirklich sei, was er sich eingebildet? Es war das Gefühl seiner Entwickelung, seines unaufhaltsamen innern Wachsthums. Shakespeare, die deutsche Baukunst, Götz von Berlichingen, Faust arbeiteten in ihm.

Wenn er mitten in dem Drang an Friederiken draußen auf dem Lande in Sessenheim dachte, so mochte er wohl wünschen, klein zu sein und sich ihrer Welt zu assimiliren, aber er konnte nicht, es trieb ihn gewaltsam empor! Er durchfeilte den Ring.

Wenn nun diese beiden Märchen von Goethe selbst auf bedeutsame Momente seines Lebens bezogen werden, das ganz phantastische Dritte verbirgt ohne Frage allgemein menschliche, weltgeschichtliche Anschauungen.

Goethe wandelte einst bei Jena an den Ufern der Saale. Da hörte er Gesang vom jenseitigen Ufer. Dort wandelte eine Schaar Frauen, unter ihnen die Sängerin im weißen Kleide. In der Nähe diesseits wohnte ein Fährmann. Es kamen Studenten und ließen sich überfahren. — Diese Situation wurde im Geiste des Dichters zum Märchen. Dort jenseits wohnt Poesie, sie ist uns ein Jenseitiges. Heitere Jugend fährt sorglos gelegentlich hinüber. Warum führt keine Brücke über den Strom, die unsere schale Wirklichkeit mit jener idealen Welt verbindet? — Noch herrscht sinnloser Despotismus über den Völkern, statt der Ideale des Schönen, Wahren und Guten. Wenn ihr Tempel diesseits auferstehen und jene düstere Willkürherrschaft zusammenbrechen wird, dann wird auch die Brücke erstehen und das Leben der Menschheit, in steter Verbindung mit jenem idealen Land der Poesie, sich völlig umgestalten! — So mußte der Dichter das poetische Bild weiter bilden und deuten. — Das Freundschaftsverhältniß zu Schiller stand in schönster Blüthe (1795)

und konnte ihn ermuthigen, zu erkennen, daß die Zeit gekommen, jener Tempel erstanden ist! — Er feierte dies Ereigniß in seinem Märchen, das wir nun zu lesen unsern geneigten Lesern überlassen. Es endet mit der Lösung des traurigen Geschicks, das auf den einzelnen Gestalten desselben lastete und schließt mit den Worten: „Die Brücke wimmelt von Wanderern und der Tempel ist der besuchteste auf der Erde.“ — Wer nun über Entstehung und über alle möglichen Deutungsversuche dieser Märchen Auskunft wünscht, den können wir das genannte Buch, in dem sie alle drei mit solchen Zugaben vollständig enthalten sind, auf das Beste empfehlen.

Religiöse Entwicklungsphasen.

Ich war ein frommes gewissenhaftes Kind. Mein Lehrer lehrte mich den Katechismus und die biblische Geschichte kennen. Den ersteren lernte ich auswendig, ohne etwas dabei zu denken, die letztere, namentlich der erste Theil, unterhielt mich. Niemals fiel mir ein, daß die ehrwürdigen Patriarchen eigentlich mitunter nichts weniger als ehrwürdig waren, z. B. daß Abraham doch ein recht schlechter Kerl und echter Pantoffelheld war, da er Hagar und den noch unschuldigern Ismael in die Wüste hinausstieß. Daß Noah sich betrank, gefiel mir zwar nicht sonderlich, aber in meiner kindlichen Anschauung verdammte ich doch nicht ihn, sondern entsetzte mich pflichtschuldigst vor dem ihn verhöhnenden Sohne. Daß die alttestamentarischen Juden einander betrogen, wo sie konnten, wie z. B. Jacob, als er des Vaters Segen erschlich, und Laban, als er dem letzteren die Lea aufoctroyirte und ihn um weitere sieben Arbeitsjahre brachte, fiel mir ebenfalls nicht besonders auf. Das neue Testament las ich mit großer Andacht, ohne mir darüber klar zu sein, daß alles Vorhergehende dem Helden desselben ja nur zur Folie diente. Es war mir, als geriethe ich darin in bereits bekannte Gegenden; hatte mir doch meine gute Großmutter schon früher so viel von dem göttlichen Lehrer und Dulder erzählt! Sie war es auch, die in frühester Kindheit schon mir die Hände falten und Abends und Morgens, so wie vor jeder Mahlzeit ein Gebet sprechen gelehrt hatte. So tief eingeprägt hatte sie mir die Pflicht zum Gebete, daß mir gewiß nicht ein Bissen geschmeckt hätte, daß ich nie ruhig hätte einschlafen können, ohne zuvor gebetet zu haben.

Da ich bis zum Gymnasium häuslichen Unterricht genoß, ging ich das erstemal nach langer Vorbereitung, zerknirscht, voll Reue und redlichstem Vorsatze zur Besserung, mit meinen Eltern zur Beichte. Ich weiß es noch heute, wie man mich im Morgengrauen weckte und ich mich zitternd vor Kälte und innerer Aufregung ankleidete, mein aufgeschriebenes Sündenregister noch einmal durchlas und dann mit den Eltern schweigend den wichtigen Gang antrat. Wir gingen durch die Kirche in die Sacristei, der Kirchendiener benachrichtigte den Herrn Pfarrer von unserer Anwesenheit und dieser, mit den Eltern befreundet, erschien bald darauf, grüßte freundlich und setzte sich in den, im dunkelsten Winkel der Sacristei stehenden Beichtstuhl.

„Willst Du zuerst geh'n?“ flüsterte mir die Mutter zu, die wohl Mitleid mit dem zitternden Knaben hatte.

„Ach, nein!“ bat ich, und der Vater ging voraus.

Es machte einen eigenthümlichen Eindruck auf mich, den Mann, den ich stets als höchste Autorität vor mir zu sehen gewohnt war, demüthig dort in der finsteren Ecke knieen zu sehen. Er erhob sich bald und nun — kam ich daran.

Mit zitternder Stimme, die Zähne klapperten mir förmlich aneinander, sagte ich all' die gut auswendig gelernten Formeln und dann meine Sünden her. „Du bist ein recht braves, frommes Kind!" sagte zu meinem Erstaunen der gute alte Pfarrer, als ich geendet hatte, „ich sehe das aus Deinen Bekenntnissen, bleibe stets gewissenhaft wie bisher und betreffend — —" nun kamen einige ernsthafte Ermahnungen und ich war entlassen. Voll Seligkeit schwebte ich leichten Schrittes mit dem Vater in die Kirche hinaus, wo inzwischen die Frühmesse begonnen hatte. Als ich mein Gebetbüchlein öffnete, lag das geschriebene Sündenregister darin, das ich in der Dunkelheit des Beichtstuhles nicht hatte lesen können. Als ich es jetzt noch einmal durchsah, ward ich mir bewußt, eine Sünde nicht gebeichtet zu haben. Welch' ein Schrecken! „Wer eine Sünde durch eine oder mehrere Beichten verschweigt, der begeht 2c." Ach, nur zu deutlich sah ich die schrecklichen Worte vor mir! Weg war im Nu all' meine frühere Seligkeit und ich hatte keinen anderen Gedanken mehr, als: „Wie mach' ich's gut?" Endlich faßte ich einen heroischen Entschluß. Ohne, daß es der Vater merkte, schlüpfte ich in die Sacristei zurück und kam eben, als meine Mutter sich erhob und der Herr Pfarrer dasselbe thun wollte.

„Was ist denn geschehen, Du bist ja ganz blaß?" frug die Erstere mich erschreckt. „Ich habe etwas vergessen," flüsterte ich erregt und kniete schnell nieder, damit Se. Hochwürden ja nicht früher aufstehe. Der alte Herr mochte wohl lächeln über meinen kindischen Einfall, belobte und tröstete mich aber, weil ich doch nicht wissentlich die Sünde verschwiegen hatte und entließ mich. Jetzt erst war ich ganz ruhig und kniete voll heiliger Scheu auf dem Altarstufen nieder, um die Communion zu empfangen, wie es der Herr Pfarrer erlaubt hatte.

Fast vergingen mir die Sinne, als das Glöckchen ertönte, der Priester die Hostie emporhob und ich mich tief herab beugte, inbrünstig an die Brust schlagend, in der das Herz zum Zerspringen klopfte. Im nächsten Augenblicke jedoch war mein Sinnen nur noch darauf gerichtet, daß ich ja nicht die Hostie niederfallen lasse, oder mit den Zähnen berühre. Doch es ging Alles gut, und als ich mit den Eltern zur Wohnung des Herrn Pfarrers hinauf stieg, in dessen Händen sie stets nach verrichteter Andacht ein kleines Scherflein für die Armen zu hinterlassen pflegten, da war ich gewiß das glücklichste Kind der Welt.

Freundlich kam uns der Herr Pfarrer entgegen. War er mir unten wie eine Art heilige Autorität erschienen, so war er jetzt blos ein guter alter Herr, der heiter und scherzend mit den Eltern sprach und zum Schlusse die Hand auf meinen Kopf legend, feierlich sagte: „Ich gratulire Ihnen zu diesem Kinde, möge es Ihnen Gott gesund, fromm und so rein erhalten, als es jetzt ist." Wie oft habe ich seitdem dieser Worte gedacht. So fromm und rein wie damals zu bleiben — war das möglich?

Noch zweimal ging ich von nun an zu dem guten Pfarrer zur Beichte. Mein Sündenregister wurde mannigfaltiger und länger, aber stets beichtete ich voll Zerknirschung und machte die besten Vorsätze, die freilich nur einige Zeit nachhielten. Der Beichttag hatte für mich noch gar nichts von seinem Nimbus verloren, als ich mit dem zehnten Jahre in's Gymnasium kam. Die Großmutter betete schon lange nicht mehr mit mir, aber ich vergaß nie darauf, bevor ich in's Bett stieg, niederzuknieen und dem Schöpfer al=

ler Dinge zu danken, ihm anzuvertrauen, was mir am Herzen lag und ihn zu bitten um eine friedvolle ruhige Nacht. Nun da ich in die Schule und früher aufstehen mußte, machte ich's nur kurz mit der Morgenandacht, zog mich eiligst an, goß den Frühstückkaffee herunter und eilte wie ein echter Neuling eine halbe Stunde früher als es nöthig, vom Hause fort. In der Schule war mir Alles neu und ich schämte mich oft im Stillen meiner Unbeholfenheit und Verblüfftheit, wenn ich die nachlässige, ruhige Sicherheit der, das Schulleben bereits lange gewöhnten Cameraden sah.

Unser Katechet war ein strenger Mann und wenn er mich aufrief, befiel mich jederzeit ein Zittern, trotzdem ich gerade in seinem Gegenstande, Dank sei es dem Unterrichte meines bisherigen Hauslehrers, sehr fest war. — Dies fand der Herr Professor auch bald heraus und wurde milder und freundlicher mit der Zeit. Nur einmal, als er auf seine Frage, wer mich früher in Religion unterrichtet habe, erfuhr, daß es ein Laie gewesen, schüttelte er mißbilligend den Kopf und fand bald darauf, daß mein Wissen doch einige Lücken aufweise.

Eines Tages, nachdem er uns durch einige Wochen Beichtunterricht ertheilt hatte, sagte er: „Morgen Nachmittags ist Beichte, übermorgen Communion."

Mich versetzte diese Ankündigung zuerst in förmliche Bestürzung, dann in die ernsteste Stimmung. Auf meine Mitschüler machte sie nicht den geringsten Eindruck. Lärmend stürmten sie, wie gewohnt, die Stiege hinab und lachend und plaudernd versammelten sie sich am anderen Tag in der Schule. Von dem, was die nächsten Stunden in ihrem Schoße bargen, sprach keiner ein Wort. Ich hatte mich gewissenhaft vorbereitet und die Eltern und die Großmutter um Verzeihung gebeten. Die Letztere machte mir das Kreuz und sagte, als sie ihre welken, kalten Lippen auf meine Stirne drückte: „Geh' mit Gott und verrichte Deine Andacht recht gut."

Staunend sah ich, wie manche meiner Mitschüler noch an ihren Sündenzetteln schrieben. Wahrscheinlich, so sagte ich mir, haben sie das Register verloren, oder darin noch etwas nachzutragen. Wie konnte ich ahnen, daß die Gottlosen an eine Erforschung des Gewissens gar nicht gedacht hatten und nun aufschrieben, was ihnen eben einfiel. Still und feierlich gestimmt schien Niemand, Alle plauderten und flüsterten mit einander, bis es hieß: „In die Kirche!" Dort saßen in allen vorhandenen Beichtstühlen Priester, bereit, die Beichte entgegen zu nehmen. Jeder konnte gehen, zu wem er wollte.

„Nur nicht zum Katecheten," flüsterten sie um mich her und Einer stieß den Anderen, damit er ihn zuerst gehen lasse . . .

Bald waren die Beichtstühle rechts und links von flüsternden, unruhigen Gruppen umstellt, aus deren Mitte Einer nach dem Andern vortrat, niederkniete und einige Minuten darauf in die Schaar zurückkehrte. Ich sah und staunte; alle Andacht, alle Sammlung war verschwunden, ich mußte mir erst in's Gedächtniß rufen, daß es höchste Zeit war, auch meinerseits an einen Beichtstuhl heranzutreten. Dort in der Ecke warteten nur Wenige, ich trat zu ihnen.

„'s ist der Katechet zwar," sagte man mir, „aber bei den Anderen muß man zu lange warten und er wird es doch wohl auch nicht länger machen."

Natürlich machte er's nicht länger, sonst hätte er ja bis Mitternacht hier sitzen müssen; und als ich daran kam und gewissenhaft Alles gesagt hatte, da schien es mir, als hätte er nicht ein Wort davon gehört. Was er mir sagte, hätte für Jeden gepaßt und eh' ich mich's versah, hatte er mir die Absolution ertheilt und langte nach dem mit meinem Namen versehenen Beichtzettel. — Seltsam, mir selbst unbegreiflich war die Stimmung, in

der ich nach Hause kam .. So gar nicht wie sonst. Das war wohl, weil ich noch nicht communicirt hatte und nun hieß es aufmerken, auf daß ich nicht heute noch eine neue Sünde beging.

Alle Augenblicke vergaß ich auf das Vorgefallene und ertappte mich, wenn auch nicht auf sündhaften, so doch auf recht unpassenden, leichtfertigen Gedanken. Auch traute ich mich kaum zu sprechen, damit mir ja kein garstiges oder lügenhaftes Wort entschlüpfe. Endlich kam, Gott sei Dank, die Nacht, wo ich kaum mehr Gefahr lief, eine Sünde zu begehen. Bei der Communion ging es selbstverständlich ebenso fabriksmäßig zu, wie Tags vorher. Nach einer Rede des Katecheten rückten wir in Reihen vor und säumten die Einfriedung des Hochalters. Rasch eilte der Priester murmelnd die Reihe entlang, alle Rachen erwarteten weit geöffnet die Himmelsspeise, die kaum hineingeschoben war, als man sich auch schon erhob, um Anderen Platz zu machen.

Mir war elend zu Muthe. Umsonst wartete ich auf das Gefühl wonniger Befriedigung, das mich sonst erfüllt hatte. Ich hätte darum weinen mögen, wie um ein verlornes Paradies; mir war, als hätte die ganze Andacht keine Geltung, als hätte Gott meine Reue und Buße gar nicht angenommen; und doch war ich mir bewußt, keine Schuld dabei zu haben. Die Anderen alle schienen lustig und glücklich zu sein, sie verließen die Kirche sehr heiter — warum war denn ich nicht vergnügt wie sie?

Drei Monate später wiederholte sich dasselbe. Mir war es nun nicht mehr so neu und überraschend, bennoch nicht minder widerlich, besonders, nachdem ich ein Gespräch zweier Secundaner belauscht hatte.

„Du," sagte ein blonder, keck aussehender Bursche zu einem ärmlich gekleideten, blassen Knaben, — „wie wär's, wenn Du mir das Beichten ersparteſt. Zwanzig Kreuzer geb' ich Dir, wenn Du mir einen Beichtzettel abgibst."

Der Andere nickte und kniete bald darauf links an dem nächsten Beichtstuhle. Ich hatte voll Entsetzen auf all' meine eigenen Sünden vergessen und alle meine Aufmerksamkeit auf den Blassen gerichtet, der nach kurzer Zeit zurück kam, von dem Blonden den Beichtzettel übernahm und darauf um den Pfeiler herum, nach der rechten Seite schlich, wo ich ihn aus den Augen verlor. Sehr begierig war ich zu sehen, ob Beide am anderen Morgen bei der Communion erscheinen würden. O, Vermessenheit und Sünde ohne Gleichen! Beide traten mit kecker Stirne an den Tisch des Herrn. Mir war, als müßte sich etwas Besonderes ereignen, als der Priester sich ihnen näherte, als müßte die Decke einstürzen, oder der Arm, der die Hostie hielt, plötzlich erlahmen; aber es geschah nichts dergleichen. Der Priester ahnte nicht, welch' ein Mißbrauch hier mit dem Heiligsten getrieben wurde. Hätte ich es verrathen, aufschreien, „Halt!" rufen sollen? Dieser Gedanke quälte mich noch tagelang nach jenem Morgen. Statt erhaben und getröstet, kam ich verwirrt und unzufrieden nach Hause. Und als nach drei Monaten abermals die Beichte angesagt wurde, da hatte ich ein so widerliches Gefühl, eine solche Abneigung gegen diese „Comödie," wie es einer meiner Collegen genannt hatte, daß mein noch unverdorbenes Gemüth darob erschrack.

„Ich weiß nicht," sagte meine Großmutter ahnungsvoll, „mir ist aber, als wärst Du nicht mehr so ernst und fromm wie früher, bei Deiner Beichtandacht."

„Im Gegentheil," antwortete ich leichtfertig, „ich bin viel frommer, ich gehe statt einmal, viermal des Jahres zur Beichte, ist das nicht genug?"

Der guten Alten gefielen diese Worte wohl nicht recht, sie war aber wahrscheinlich nicht schlagfertig genug,

darauf zu antworten und schüttelte nur mit dem altersschwachen Kopfe.

Bald darauf wurde sie zwar nicht krank, aber so schwach, daß der Arzt sagte, es werde mit ihr nicht mehr lange währen. Sie fühlte es selbst und verlangte nach geistlichem Troste. Unser gute Pfarrer besuchte, tröstete sie, nahm ihr die letzte Beichte ab, und versah sie dann im Beisein der ganzen Familie und aller Dienstleute.

Dieser Vorgang machte auf mich einen sehr heilsamen Eindruck. Mit der alten frommen Begeisterung kniete ich da und betete, wie schon lange nicht. —

Als Alles vorüber war, rief mich die Sterbende zu sich. „Sei nur immer recht brav und fromm", sagte sie mit schwacher Stimme, während ich mich schluchzend auf die dürre, mit großen blauen Adern durchlaufene Hand beugte, „laß' Dich nicht vom rechten Wege abbringen und von bösen Beispielen nicht in's Verderben ziehen. Sieh', wer stets den lieben Gott vor Augen hat, der kann nie ganz irre werden. Und verfehlt er auch manchmal ein wenig den rechten Weg, so findet er sich bald wieder zurecht. Ein frommer Mensch kann nie ganz unglücklich werden, wenn ihm auch manch' Böses zustößt; er hat immer einen Trost und Halt und kommt's zum Sterben, je nun (ein Lächeln verklärte die schmalen, zitternden Lippen), Du siehst, wie mir's leicht wird. Ich fürcht' mich gar nicht davor und ist mir auch leid, daß ich Euch Alle verlassen muß, so freu ich mich doch wieder darauf, zu ihm zu kommen, der mir nie fremd geworden ist und stets mein bester Freund war. Nein, nie ist mir Gott fremd geworden" — murmelte sie nur noch wie im Traume und verfiel in einen Schlummer, der vielleicht schon der Tod war. Ich weiß es nicht, denn mich führte man fort, wahrscheinlich, damit mein lautes Weinen die letzten Augenblicke der Sterbenden nicht störe.

„Komm' zu mir, Emil," sagte Tante Emma, mir Hut und Rock reichend und ich that willenlos, was sie wollte.

Tante Emma war mir früher stets als etwas undefinirbar Schreckliches erschienen. Sie war Ausländerin und Protestantin und deshalb in meiner streng katholischen Familie als eine Art Paria angesehen, obschon man ihr dieses ihrer unabhängigen Stellung und stets werkthätigen Freundlichkeit wegen, nicht geradezu merken ließ. Nur kein rechtes Vertrauen, keine Liebe trug man ihr entgegen, wenn man auch so viel Rücksicht walten ließ, daß man mit ihr nie über den Gegenstand des Anstoßes sprach. War aber von ihr die Rede, so sprach man stets in Ausdrücken des Mitleids und Bedauerns. Ich hatte mich in Folge dessen von ihr stets ferne gehalten und dies mochte auch sie veranlaßt haben, sich um den dummen Jungen nicht weiter zu bekümmern. Heute aber war das anders. Sie war gerührt und ich in Schmerz aufgelöst. Diese weiche Stimmung bildete die Brücke zur Verständigung.

In ihrer Wohnung angekommen, wo ich aber heute weder die vielen Curiositäten, noch die kleine Vogel-Colonie beachtete, fühlte ich doch die Behaglichkeit und Stille der schönen Räume günstig auf mich wirken. Tante Emma sagte mir, ich würde am Abende und die kommenden Nächte ihr Gast sein und ging hinaus, um wohl deshalb Anordnungen zu treffen. Ich ließ mir ihre Fürsorge gern gefallen und fing an, darüber nachzusinnen, ob wohl Protestanten auch so gut sein konnten, wie katholische Christen; denn ich hielt damals Gläubigkeit und Güte für eng verbunden und folgerte: Guter Glaube, gutes Herz, — Schlechter Glaube, schlechtes Herz. Waren nicht meine Eltern und meine Großmutter so gut, weil sie so fromm waren? Fühlte ich mich in letzterer Zeit nicht um so viel

schlechter, weil ich nicht mehr so fromm war wie sonst?

Ob wohl Tante Emma auch so ruhig sterben könnte, wie die Großmutter? frug ich mich und dieser Gedanke beschäftigte mich so lebhaft, daß ich endlich an den Nähtisch der Tante herantrat und sagte: „Glaubst Du nicht auch, Tante, daß die Großmutter so ruhig starb, weil sie so fromm war?“

„Gewiß,“ antwortete sie fest und entschieden.

„Und Tante,“ fuhr ich zögernd fort, „würdest Du auch so sterben können?“

Sie sah mich erstaunt an und entgegnete nach einer Weile: „Wenn Du meinst, mit so ruhigem Gemüthe, so kann ich das jetzt nicht sagen; erstens bin ich noch nicht für des Lebens Freuden so abgestorben und dann weiß ich ja auch nicht, ob ich so vorbereitet sein werde, wie sie es war.“

„Du meinst, wenn Du ohne Beichte sterben würdest, nicht wahr?“

„Seltsame Frage, wir Protestanten haben keine Ohrenbeichte, deßhalb aber machen wir dennoch unseren Frieden mit Gott!“

Also das war's! Ja freilich dann — indessen war mir das Beichten in der Schule so zuwider geworden, daß ich fast die Protestanten darum beneidete, daß sie es nicht thun mußten. Aber wie machten sie den ihren Frieden mit Gott, wie Tante sagte, ohne Bekenntniß und Buße, welches doch die Bedingungen der Verzeihung waren. Gerne hätte ich auch darüber gesprochen, aber das Mädchen kam, um den Tisch zu decken, brachte die Lampe und bald darauf das Abendessen, dem ich trotz meines Schmerzes doch alle Ehre anthat. Ebenso schlief ich auf dem Divan des Speisezimmers die ganze Nacht so gut und fest, wie alle Tage.

Am anderen Morgen führte mich die Tante nach Hause, wo ich allerlei Veränderungen vorfand. Die Großmutter war im verschlossenen Salon aufgebahrt, dessen Thüre ich mit geheimer Scheu betrachtete; das von ihr bewohnte Zimmer, durch das ich in das kleine gehen mußte, war gelüftet und aufgeräumt. Alle waren mit der Vorbereitung zum Begräbnisse beschäftigt, ich war im Wege, sonach sandte man mich Nachmittags wieder in die Schule.

Am dritten Tage wurde die Großmutter begraben. Ich weinte ihr aufrichtige Thränen nach und nahm mir vor, ihre letzten Worte zu beherzigen und stets zu trachten, daß Gott mir niemals fremd werde. Von diesem Vorsatze erfüllt, warf ich die drei handvoll Erde auf ihren Sarg und betete nun an allabendlich für ihre arme Seele.

Als knapp vor den Ferien der vierte Beichttag herankam, nahm ich mich zusammen und mir fest vor, das Meine gewissenhaft zu thun, ohne mich um die Anderen zu kümmern. Ich blickte nicht rechts, nicht links, um ja nicht wieder etwas Ungehöriges zu sehen oder zu hören, was meine Andacht stören konnte und bedauerte nur, als ich aus dem Beichtstuhle trat, daß nicht unser guter alter Pfarrer darin gesessen hatte.

In den Ferien, der ersten, die ich überhaupt hatte, winkte mir eine große Freude. Einer meiner Mitschüler, dessen Eltern ein Gut besaßen, lud mich ein, einige Wochen bei ihm zuzubringen. Die Eltern hatten es nach reiflicher Ueberlegung zugegeben und wir sollten in Begleitung eines älteren Bruders meines Collegen, eines Sextaners, nach R. reisen. Glücklich angekommen und freudig empfangen, begaben wir uns in unser gemeinschaftliches Schlafzimmer zur Ruhe. Der Sextaner, der uns kleine Jungen natürlicherweise bevormundete, sagte, das Licht auf den Tisch stellend, und die Glieder streckend: „Gott Strambach! wie bin ich müde von dem Gerüttel in dem holperigen Waggon und der dreistündigen Fußwanderung! Seht zu, daß Ihr bald

in's Bett kommt! Jungens, ich selbst werde im Nu d'rin sein und lösche dann das Licht!"

Und wirklich hatte er sich mit unglaublicher Schnelligkeit sämmtlicher Kleidungsstücke entledigt und auf's Bett geworfen, ehe wir es uns versahen.

„Wird er denn nicht beten?" dachte ich in meiner Unschuld. „Er hat's wohl in seiner Müdigkeit vergessen, oder sollte er's im Bette abthun?"

Aber der gottlose Mensch dehnte und reckte sich, daß das Bett unter ihm in allen Fugen krachte, pfiff eine Melodie und unterbrach diese Beschäftigungen nur, um uns zur Eile zu mahmen.

Auch mein Mitschüler war, ohne gebetet zu haben, in's Bett geschlüpft; nur ich machte mir, unschlüssig, was ich thun sollte, noch Manches zu schaffen.

„Nun?" sagte der Sextaner schroff.

„Gleich bin ich fertig, bitte nur das Licht zu löschen", sagte ich.

Das Licht war ausgeblasen, aber die Dunkelheit, auf die ich gerechnet hatte, trat nicht ein; der Mond schien so hell in's Zimmer, daß man jeden Gegenstand darin erkennen konnte. Was sollte ich thun? Mich zum Spotte der beiden Andern machen, indem ich, wie ich's gewohnt war, vor dem Bette knieend, meine Abendandacht verrichtete? Schon wollte der gute Geist siegen, da erklang abermals die rauhe Stimme des Sextaners: „Na, Sie kleiner Primaner Sie, was fielen Sie denn noch herum?"

Erschrocken sprang ich in's Bett, hüllte mich in meine Decke, faltete darunter die Hände und begann leise ein Gebet, das mir aber gar nicht wie ein rechtes Gebet vorkam. Nach und nach gewöhnte ich's aber, nur daß mir die beiden Anderen oft keine Ruhe ließen, indem sie sangen, pfiffen und Fragen an mich stellten, die ich mitten aus dem Gebete heraus beantwortete. So geschah es endlich einmal auch, daß ich gänzlich auf's Beten vergaß. Als ich mich am Morgen darauf erinnerte, erweckte ich Reue und Leid und beschloß, da es gerade Sonntag war, in der Dorfkirche recht andächtig das Hochamt zu hören. Die beiden Anderen gingen mit mir, aber sie hielten nicht lange aus und konnten es nicht begreifen, wie ich im Stande sei, den gräßlichen Geruch, den all' die Bauernkittel ausströmten, nebst der fürchterlichen Musik, die der Herr Lehrer fabriciren ließ, bis zum Ende auszuhalten. Ich hatte mich um Beides nicht gekümmert; nächsten Sonntag aber fand ich, aufmerksam gemacht, wirklich die Sache unerträglich und beschloß, nächstens blos die Frühmesse zu hören, das ich auch ausführte, — wenn ich nicht verschlief. Im Ganzen kam ich recht frisch und wohlaussehend, aber in meinem Gemüthsleben arg verwildert von diesem Ferienausflug nach Hause.

Seit dem Todestage der Großmutter war ich Tante Emma, der Ketzerin, viel näher getreten. Ich konnte ihre Güte von damals nicht vergessen und suchte sie seitdem gerne auf. Sie war mir schon längst nichts Schreckliches mehr, sondern eher ein interessantes Räthsel, dem ich gern auf den Grund gekommen wäre. Gespräche, wie wir eines an jenem denkwürdigen Tage geführt hatten, vermied sie jedoch absichtlich, wie mir schien; so oft ich religiöse Fragen an sie richtete, wich sie aus und sprach von anderen Dingen. Ob meine Eltern an meinen kleinen Besuchen bei Tante Emma Gefallen fanden, weiß ich nicht; sie sagten nichts darüber und wußten wohl auch nicht, wie häufig dieselben waren.

Je älter ich ward, desto weniger behagte mir der Religionsunterricht in der Schule. An die Beicht-Comödie hatte ich mich indessen bereits so gewöhnt, daß ich sie fast mit derselben Gleichgiltigkeit durchmachte, wie die Uebrigen. Bei den Ausführungen des Katecheten mochte ihn wohl öfters

mein ironisches Lächeln aufgefallen sein; er nahm mich sehr häufig auf's Korn und ich mußte, wollte ich mir das Zeugniß nicht verderben, fleißig Religion büffeln. Das Auswendiglernen der Schriftstellen 2c. erschien mir immer langweiliger, geistestödtender und widerwärtiger. Alles lernte ich gern, nur Religion nicht. Die Abneigung gegen den Gegenstand erstreckte sich bald auch auf den Professor und alle Religionsübungen, zu denen er uns anhielt. Ich versäumte keine der Letzteren, denn ich war noch immer pflichtgetreu. Fromm war ich schon lange nicht mehr. Wie kindisch erschienen mir meine früheren Gewohnheiten! Ich war denselben längst entwachsen, sagte ich mir und gewöhnte mich nur allzu bald über Alles zu spotten, was mir früher heilig war. Gerade, wenn der Katechet sich recht bemühte, uns ein Dogma durch Schriftstellen und allerlei andere Gründe zu erklären und zu beweisen, waren meine Gedanken auf nichts Anderes gerichtet, als mir deutlich zu machen und zu untersuchen, wie unhaltbar seine Beweise waren. Bald war ich unter den Collegen berühmt, durch meine sogenannten „Einwendungen," die ich ihnen nach jeder Religionsstunde zum Besten gab. Freilich bot in dieser auch Vieles reichlichen Stoff zum Spotte und trotzigen Widerspruch. Der Schluß aller meiner zersetzenden Ausführungen war: Man soll nichts beweisen wollen, was nie begreiflich ist. So etwas muß man blos bona fide annehmen; beweisen und einreden läßt sich's nicht. Eines Tages besprach der Religionsprofessor zu Ende der Stunde den Darwinismus und sagte, ganz ohne sich weiter in Discussionen darüber einzulassen, apodictisch: „Der Darwinismus ist weder wohlthätig noch wahr, folglich ein Unsinn."

Hiermit ging er und der Professor für Naturgeschichte bestieg das Katheder. „Sie werden," begann er, „wohl von der geistreichen Lehre Darwin's gehört haben; sie verbreitet sich täglich mehr und mehr und findet immer zahlreichere Anhänger."

Wir konnten ein lautes Lachen nur mit Mühe unterdrücken und das Ende der Stunde kaum erwarten, um uns über den Widerspruch in den Worten der beiden Professoren gehörig lustig zu machen.

Nach und nach gewöhnte ich mich, Alles, was sich auf religiöse Gegenstände bezog, zu bekritteln und zu bestreiten. Ich schoß eine Bresche nach der andern in das Gebäude meines Glaubens, bis schließlich kein Fleckchen mehr ganz war und Schutz bot.

Das Beten hatte ich längst verlernt. Während des Gottesdienstes am Sonntag präparirte ich mich, oder ich las aus einem mitgebrachten Buche zur Unterhaltung. Was hätte ich auch sonst thun sollen? Was der Katechet auf der Kanzel sagte, war für mich nichts als geistloses Geschwätz, das ich nun, noch so und so oftmal anzuhören genöthigt war. Trotz und Bitterkeit erfüllten mich, wenn ich daran dachte, daß ich etwas mußte. „Einmal auf der Universität, sieht mich die Kirche nicht wieder, das weiß ich," sagte ich mir zum Troste.

In solcher Stimmung kam ich einst zu Tante Emma. Bei ihr wollte ich mein Herz erleichtern. Ich sagte ihr lachend, daß ich nun tolerant geworden sei, daß ich einsehen gelernt hatte, wie so Vieles, was ich früher geglaubt, Unsinn sei, spottete über die Verehrung der Heiligen, über die Sacramente und schloß damit, daß ich erklärte: „ich würde mit Freuden zum Protestantismus übertreten, wenn mich die Rücksicht auf die Eltern nicht zurückhielte."

Ich weiß heute nicht mehr, was ich mir für Wirkung von diesen Bekenntnissen versprach, jedenfalls aber eine andere, als sie in Wirklichkeit hatten.

Tante Emma erhob sich. Ihr sonst so gutmüthiges, heiteres Auge flammte

voll zorniger Verachtung, als sie es jetzt fest auf mich richtete und ihre Stimme klang seltsam gepreßt und gedämpft, als sie sprach: „Ob es Dein aufrichtiger Wunsch ist, in die protestantische Gemeinde einzutreten, lasse ich dahingestellt; das aber weiß ich bestimmt, daß die Letztere sich hüten wird, einen Menschen, der sich, wie Du, alles Glaubens entschlagen, der sich allem Guten und vor Allem Gott entfrembet hat, in ihren Schoß aufzunehmen."

Sie wandte sich ab und ging aus dem Zimmer.

In einem jämmerlichen Gemüthszustande blieb ich eine Weile wie erstarrt auf meinem Platze; dann schlich ich mich davon; aus dem Hause und aus den Straßen der Stadt. Ich mußte hinaus in's Freie und allein sein. —

„Der sich allem Guten und vor Allem Gott entfrembet hat" — wiederholte ich mir und die Worte der sterbenden Großmutter zuckten plötzlich im hellen Lichte, wie ein Blitz, in meinem Gedächtnisse auf.

Es war einer jener schönen Apriltage, wo die Sonne so warm scheint, daß fast zusehends unter ihrem Strahle die Knospen an Baum und Strauch „anschwellen und springen" und es rings umher, im üppig grünen Wasen und Feld, wie aus der frischen würzigen Luft herab, in Thier- und Pflanzenwelt von Auferstehung predigt.

All' das im Vereine mit der Erinnerung an meiner Kindheit harmlos frohe Tage, wirkte mächtig auf mein verwildertes Gemüth, machte mich weich und empfänglich für Erkenntniß und Reue und diesen Tag zu einem Wendepunkte in meinem Leben. Ich untersuchte mit Ernst und aufrichtigem guten Willen, was wohl von meinem Kinderglauben bei mir noch unversehrt geblieben war und jubelte, als ich in meinem Herzen sprechen konnte: ich glaube an Gottes Allmacht und Jesu göttliche Sendung, die uns gelehrt, wie wir leben sollen, um hier unseren Zweck zu erfüllen und dort unser Ziel zu erreichen! Was hat der Allweise damit zu thun, wenn einige, die sich seine speciellen Diener nennen, nicht den richtigen Weg einschlagen, seine Macht und Größe zu verkünden, und warum soll mir der Verkehr mit ihm verleidet werden, weil die Art, wie man denselben zu pflegen anbefahl, mir unwürdig scheint? Kann Mißbrauch des Guten uns das Gute verleiden? Ach, leider ja, so lange man nicht im Stande ist, einzusehen, daß Gold, auch wenn man es im Staube beschmutzt erblickt, ein edles Metall bleibt, das man blos zu reinigen braucht, um es wieder glänzend zu machen.

Solche Gedanken verarbeitend, reinigte auch ich den guten Kern in mir von den garstigen Schlacken, die er jahrelang angesetzt hatte und kam wunderbar getröstet und erheitert nach Hause. Ich hatte festen Grund, ich hatte Gott wieder gefunden und betete am Abende, zum Sternenhimmel emporblickend, als hätte ich es alle Tage gethan.

Seitdem auch bin ich nie mehr, weder in guten, noch in bösen Tagen, Gott fremd geworden und hält man mich vielleicht auch nicht für fromm im gewöhnlichen Sinne, so bin ich es doch, wenn ich auch still und unbemerkt meinen Gottesdienst betreibe.

Nachgedacht aber habe ich oft darüber, wie es sich thun ließe, meine Kinder vor dem Irrwege zu bewahren, den ich zu meinem Schaden gewandelt bin, auf den fast alle jungen Leute gerathen, wenn sie öffentliche Schulen besuchen und schlechte Beispiele vor sich haben. Späteren Generationen wird es vielleicht beschieden sein, die Art des katholischen Religions-Unterrichtes zu ändern und zeitgemäßer umzugestalten, ich selbst kann nichts thun, als beschließen: meine Knaben in diesem so wichtigen Gegenstande

nie ganz sich selbst und der Schule zu überlassen, sie stets zum Meinungsaustausch darüber aufzumuntern, damit die wirren Gedanken eine Richtung, die schwankenden Grundsätze einen Halt bekommen, sie abzuhalten, das Kind mit dem Bade auszuschütten und wahre Religiosität mit der Carricatur derselben zu verwechseln.

Vielleicht gelingt es mir so, sie über die gefährliche Zeit, über die nicht zu vermeidenden Klippen der stürmischen geistigen Entwicklungsjahre ungefährdet hinüberzuleiten.

Wie die Völker tanzen.

Eine Studie von Ernst Reiter.

II.

Das erste Volk, von dem uns von einem religiösen Tanz, aus welchem sich nachher der Volks- und Kunsttanz entwickelt hätte, nichts berichtet ist, ist das unserer bärenhauttragenden Voreltern, der Germanen. Ihre rauhen nur der Jagd zugethanen Stämme tanzten nur zu eigenem oder höchstens zum Vergnügen der Zuschauer; die sich um die Tänzergruppe lagerten. Meist waren es Jünglinge, welche ihre große Gewandtheit sich zu drehen und zu wenden, zu springen und zwischen kunstvoll aufgestellten Lanzen und Schwertern hindurchzutänzeln und zu voltigiren, zum Besten gaben, den Beifall der Menge erntend. Aber auch in Reihen, unter dem Gesange lustiger Lieder, tanzten sie und auch Rundtänze waren bei ihnen schon Gebrauch, zu deren Begleitung mitunter wohl auch die Harfe ertönte. Im hohen Norden, in Scandinavien z. B., tanzten Männer und Frauen schon nach Art des heute üblichen Tanzes, indem sie sich an den Händen erfaßten und bald vorwärts, bald wieder nach rückwärts beugten und dabei, was heute für uns leicht erschöpftes Völkchen die Musikcapelle besorgt, ihre rhythmischen Bewegungen mit eigenem Gesange begleiteten. Späterhin vervollkommneten sie diese Tanzart, indem die Paare bald etliche Schritte nach vorne, bald wieder zurück machten, bald wieder nach der Seite sich wendeten und drehten, einen Moment stille standen und dann wieder ihre Tour vom Neuen begannen. Ich glaube man wird darin nicht unschwer verschiedene unserer heute gebräuchlichen Tänze wiedererkennen können. Und zur Illustration derselben drückte man den Inhalt und die Bedeutung des dabei gesungenen Liedes meist durch ausdruckvolle Gesten, Mienen oder Geberden aus, an dessen Statt wir nun allerdings etwa ein süßes Liebes- oder Schmeichelwort unserer Tänzerin zuflüstern, sofern sie eben die erwählte Dame unseres Herzens wäre. Und so wie wir heute beispielsweise unter den Volkstänzen, namentlich in den Alpenländern, Spotttänze und Spottlieder besitzen, in denen bald dieser und Jener gehänselt und irgend einer Ursache wegen geneckt wird, so kannte man auch bei jenen nordischen Völkern schon ein ähnliches Vorgehen. In Schweden kommen übrigens auch heute noch die Spottgesänge beim Tanze vor und wird dann der also Verhöhnte sogar in den Kreis der Tänzer eingeschlossen. Es würde gewiß, wenn es auch immerhin von Interesse wäre, die Grenzen dieses Aufsatzes weitaus überschreiten, wollte ich hier jede Etape auf der langen Heerstraße, welche sich auf dem Gebiete des Tanzes durch alle germanischen Lande zieht, eingehender berücksichtigen; es sei nur noch erwähnt, daß auch Waffentänze, bei

einem so kriegerischen Volke nichts Erstaunliches, bis in das 16. Jahrhundert herauf, gebräuchlich waren. Wie sehr der Tanz in das Leben und den Charakter der alten Deutschen eindrang, dafür wird uns ja der sprechendste Beweis darin, indem wir den Tanz selbst in das Geisterreich, in die mythenhafte Welt der Feen, Elfen und Dryaden verwebt und verlegt finden. Führten diese nicht im Mondenscheine auf Wiesen und Matten ihre berückenden Reigen auf, bei denen der arme sinnverwirrte Erdensohn, in jene Kreise gerathen, zu Tode getanzt wurde? Und die winzigen Bergmännchen, die Berggeister und Kobolde, führten sie nicht selbander, zu großen Ketten verschlungen, ihre schwindelerregenden Tänze auf, bei denen ein sterblich Kind ebenso schlecht wegkam? Und die Sage vom Venusberg, berichtet sie uns nicht von den wenn auch sinnlichen Tänzen, welche da unten aufgeführt wurden, der Hexentänze, welche auf den Höhen des Blocksberges in der Walpurgisnacht ihre Orgien hielten, gar nicht zu erwähnen? . . . Als die christliche Zeit heraufzog ließ man, namentlich im 3. Jahrhundert, noch viele der heidnischen Bräuche, die Tänze voran, unberührt, duldete sie stillschweigend, behielt sie sogar bei religiösen Gebräuchen der neuen Kirche bei, um so eben mehr Heiden für das Christenthum zu gewinnen, wie es auch weise Herrscher mit dem Cult der eroberten Völkerstämme heutigen Tages noch halten. Ja einige Kirchenväter machten dem doch heidnischen Vergnügen des Tanzes die weitere Concession, daß sie den Tanz sogar in den christlichen Himmel zuließen und dort den Engeln die Beschäftigung zuwiesen, den ehrwürdigen Heiligen etwas vorzutanzen. Die Folge dieses Entgegenkommens aber war, daß der Tanz ausschreitende Dimensionen annahm, zum Unfug wurde, bei allen kirchlichen Festen die erste Geige spielen wollte, ja, daß schließlich sogar auf den Kirchhöfen, auf den Gräbern, und in der Kirche selbst getanzt wurde. Nun schritt man selbstverständlich zu Decreten und Bullen und dämmte die Tanz-Ausschreitungen gebührend ein. Dies war im 7. und 8. Säculum. Auch andere christliche Secten mußten aber dem Tanze einen Platz in ihrem Cultus anweisen, um sich Anhänger zu erwerben, so z. B. die Wiedertäufer; denn Johannes von Leyden ließ ja stets den Nachmittagsgottesdienst zu Münster mit öffentlichem Tanze beschließen. Im 14. Jahrhundert nahm die Tanzlust oder Tanzwuth wahrhaft riesige Dimensionen an. Wer hätte von den **Johannistänzern** noch nichts vernommen? Es waren religiöse Schwärmer am Niederrhein, welche zu Ehren des St. Johannes ihren Tanz aufführten, aber in einer Weise, welche selbst in unserer heutigen so „decolletirten" Zeit kaum passiren dürfte. Männer und Frauen, nahezu in einem paradiesischem Costüme, mit Blumen reich bekränzt, in einander mit den Händen verschlungen, tanzten da, bald in größeren Reihen, bald zu Zweien, auf Gassen, Plätzen, in Kirchen und Häusern, beim einförmigen Gesang oder unter wildem lärmenden Zuruf und so lange ihre ausschweifenden Sprünge fortsetzend, bis sie erschöpft und wie leblos zu Boden sanken. Jetzt stellten sich convulsivische Zuckungen am ganzen Leibe, Schmerzen im Unterleibe, ein, welche erst wieder zu verschwinden begannen, nachdem man die Unglücklichen, in Tücher eingehüllt, mit Faustschlägen und Fußtritten auf den Leib in oft unmenschlicher Weise tractirt hatte. Es handelte sich da hauptsächlich um Visionen, prophetische Gesichte und Erscheinungen, welche dem also behandelten Johannistänzer werden sollten. Selbst bis Belgien und Frankreich hinein erstreckte sich diese Tanzwuth. Groß und Klein, Alt und Jung entlief da der Heimstätte, Kinder ihren Eltern, Männer, Väter, Brüder den Ihren und schlossen

sich dem Abschaum ganzer Länderstrecken an. Tags über wurde getanzt, überall, an profanen oder geweihten Orten; die Nacht gehörte sinnlicher Ausschreitung schlimmster Art. Die Kirche verachteten sie ... Es blieb vollkommen ungelöst dieses Räthsel; entsprang diese Tanzwuth mehr einer physischen oder mehr einer moralischen Pestseuche, kein „Weiser“ vermochte darüber triftigen Aufschluß zu geben ...

Die Tanzkunst und der Tanz aber waren nahezu bedeutungslos geworden; von einem edleren Vergnügungstanze konnte in diesen Zeiten kaum mehr die Rede sein. Da war es im 15. Jahrhunderte Italien, welches der civilisirten Welt des Abendlandes mit soviel anderem Herrlich-Schönen ein neues Erwachen des Tanzes bot. An den zahllosen Höfen der kunstbegeisterten Halbinsel gab man Bälle, welche den Tanz in so edler und ehrenhafter Weise cultivirten, daß selbst die höchsten Würdenträger der Kirche Roms Zeugen des Vergnügens der Adelsgesellschaft sein konnten. Man erhob da kaum den Fuß vom Boden, man hüpfte und sprang nicht; die Cavaliere hielten nur mit der Rechten die Damen, denn die Linke hielt den zusammengefaßten Mantel, der nicht abgelegt wurde, den Degen und das Barett, geradeso, wie heutigen Tages noch auf unseren Hofbällen in voller Armatur getanzt wird. Die Damen aber trugen lange, bis an den Hals geschlossene und unten die Füße vollkommen bedeckende Roben ... Auch das Italien des Mittelalters hatte seine Tanz-Koryphäen. Wohl die zwei berühmtesten mögen Chirampinus und Chiappinus gewesen sein; sie waren auch schriftstellerisch thätig und haben uns Kataloge über alle damals gebräuchlichen und bekannten sicilianischen, römischen und venetianischen Tänze hinterlassen, von denen wieder die hervorragendsten wohl die Tarantella, der Saltarello, der Sicilianer und die Forlane, ein lustiger Bauerntanz in Venedig (was den alten Griechen die Sikinis war) gewesen sein mögen ....

Vielleicht eines der tanzlustigsten Länder aber war wohl Hispanien, ja die ganze iberische Halbinsel. Schon der um 29 vor Christus nach Italien kommende griechische Geograph Strabon erzählt in seinen Schriften von den heiteren Tänzen der Bastintaner in Lusitanien, von ihrem Nationaltanze, von den gaditanischen Tänzerinnen und ihren lebhaften Gesticulationen, von dem eigenartigen Schall der Castagnetten, der ihre Tänze begleitet, und der Ueppigkeit ihres Charakters. Im Mittelalter gab es vielleicht nirgends so viele Arten von Vergnügungstänzen, als gerade in Spanien, denn auch von der Maurenherrschaft her waren manche, sehr beliebte, zurück geblieben. Die Gibadina, der Turdion, Viedegibao, die Madama Orliens und die Pavana, sie und noch manche andere wurden unermüdlich gepflegt. Es würde eben zu weit führen, jeden einzelnen hier in seiner Eigenart zu erklären. Ich kann nur vorübergehend noch erwähnen, daß die Spanier, die auf religiöse und kirchliche Gebräuche und Feste nicht wenig hielten, den Tanz auch zu diesen Feierlichkeiten benützten und daß namentlich bei den Processionen am Frohnleichnamstage der Tanz eine große Rolle spielte. Daß die Spanier, als ein so feuriges, gluthenhaftes, reges und liebesdurstiges Volk sich auch der frivolen, oft lasciven Tanzart hinneigten, bedarf vielleicht kaum der speciellen Erwähnung. Eine Reihe von tollen Tänzen dieser Gattung haben festen Fuß zu fassen verstanden, so der Zapateado, Polvillo, Canario u. v. a., während auf den weltbedeutenden Brettern des Theaters ganz besonders die Sarabande im Vereine mit anderen Tänzen sogar die unsterblichen Werke Calderons und Lope de Vega's zieren durfte. Das pomphafte Ballet der Madrider Bühnen verdrängte zwar den ursprünglichen Nationaltanz nahezu vom

Ende des 17. Jahrhunderts an, aber namentlich in der Mancha, der Heimat des „sinnreichen Junkers“ Don Quixote, den Cervantes in unsterblicher Weise allen Völkern der intellectuellen Welt überliefert hatte, lebte seine Eigenart doch, immer gepflegt, fort und die dortigen Landbewohner begleiteten denselben, die köstliche Seguidilla, mit Guitarre und Gesang. Kinder der Seguidilla sind der ihr ähnliche Fandango und die Tirana des himmlischschönen Andalusiens. Erst im 18. Jahrhundert ersteht den Hispaniern der zärtliche, decenten Character tragende Bolero, der mit eigenthümlich rhythmischen Accenten in seinen Bewegungen der altfranzösischen Menuet gleicht ....

Wir wenden uns nunmehr einer Nation zu, welche der Kunst des Tanzes wohl eine durchaus neue, bis dahin fast ungeahnte Epoche eröffnete und dieselbe in allen Zweigen auf die Höhe größter Vollendung zu bringen verstand. Ihre Herrscher und Herrscherinnen selbst nahmen die Ausbildung derselben in die Hand; denn nur so konnte der Tanz jene feinen, graziösen, edlen, würde- und reizvollen Formen erlangen, die er eben in Frankreich sein unantastbares Eigenthum nannte. Was der mit den bestechendsten Gaben des Geistes und Körpers ausgestattete Franz I., was die große Katharina aus dem glorreichen Hause der Medici, die erste Bewohnerin des Louvre-Palais, für die Veredlung des Tanzes thaten, erzählen uns nicht nur die schönen Werke von Bourdelot („Histoire de la danse sacrée et profane etc.“) und Cahusac (Traité de la danse ancienne et moderne“), es steht auch aufgezeichnet in den Blättern der Geschichte. Katharina berührte mit ihrem Zauberstabe die dem Tanze geweihten Hallen der königlichen Prachtbauten und wie auf den Wink einer holden Fee wandelten sich die Toiletten der Damen in die berückendsten, reizvollsten Trachten. Die unvergleichlichen früher so neidisch verhüllten Reize der Tänzerinnen begeisterten jetzt Alt und Jung zu einer Welt von neuen Tänzen und erzeugten wahre Künstler im Ausklügeln von ungekannten Pas-Arten. Die jungen Herren machten Sprünge und die kurzen, oft auffallend kurzen Röcke der Damen waren zu keinem anderen Zwecke eingeführt worden, als damit man den Tanzschritt derselben controliren konnte. (! ?) Die Mode hielt jetzt mit dem wechselnden Modetanz selbst gleichen Schritt, man tanzte förmlich durch Paris, durch Frankreich, durchs Leben. Nicht nur im Centrum des großen Reiches, auch in der Provinz führte der Tanz das Scepter, schwang er die klappernde Pritsche des Lustigmachers, daß es wie ein einziger Tanzsaal sich den Blicken des stilleren Beobachters darbot. Auf der Bühne und im Ballsaal tanzte man die Passepieds der Niederbretagner, die Bourrées der Auvergner, die Tambourins und Rigaudons der Provençalen, die Gavotten derer aus der Dauphiné und im prächtigen Nationalcostüme sogar, im maßvollen Gleichschritt, die Menuets der Anjouer ... Bis zum 3. September 1667, an welchem Tage vom Parlament diesbezüglich ein Verbot erging, war der Tanz in Frankreich auch ein nicht geringer Theil der kirchlichen Feste. Nicht nur, daß man sogar Ausländer, namentlich Italiener, berief, um die Tanzkunst zu veredeln, man errichtete sogar u. zw. durch den „Vater aller Tanzmeister“, durch Charles Beauchamps, eine hohe Schule für dieselbe, die 1662 eröffnete königl. Academie de l'art de la danse, welche den Kunsttanz von allen Auswüchsen und Fehlern reinigen sollte. Im 17. und 18. Jahrhundert — und man war im Erfinden von neuen Tänzen, wie erwähnt, unermüdlich thätig — brachte ein solches Tanzgenie, Pécour mit Namen, die „galanten Tänze“ auf's Tapet, die „Mariée“, die Contredanse,

den Rigaudon des vaisseaux u. v. a. Lully, der Director der großen Oper u. s. z. allbeliebter Operncompositeur, führte den Nationaltanz des Volks auf die Bühne und die Menuet des Theaters in die Gesellschaft und Kammer ein. Ludwig XIV. brachte mit den „Ceremonienbällen", die sich durch ihren gravitätischen steifen Charakter kennzeichneten, einen ganz aparten Geist in den Tanz seiner Tage. Daß es zwischen den diversen Hof- und Volkstänzen jener Zeit und dem heute draußen am Tanzboden des lateinischen Viertels so sehr beliebten Cancan eine ganze Reihe von Tanzarten und Abarten gibt und gegeben hat, wird mir der Leser sicher auf's Wort glauben, nur würde es zu weit führen, dieselben alle hier notiren zu wollen . . . .

Das Mittelalter brachte den deutschen Landen eine ungezählte Menge oft ganz aparter Tänze, welche sich so recht im Volke in einzelne Schichten desselben oder des Gewerbestandes festsetzten und selbst heute, freilich nur mehr als Antiquität, als Curiosum und aus Pietät für längst verrauschte Zeiten, an gewissen Festtagen getanzt werden. So wird der Schäfflertanz, jener springende originelle Tanz der zu Gesellen ausgerufenen Böttcherlehrlinge, noch gegenwärtig in manchen deutschen Städten, wie Nürnberg, Frankfurt a. M. u. s. w. gepflegt und in Ehren gehalten.

Bei Turniren gab es den sogenannten Schreit- oder Schleiftanz, der sehr beliebt war. Der Tänzer hielt da zumeist gar zwei Tänzerinnen an der Hand und es ging dann mit schleifenden Schritten durch den Saal. Im Springtanz mußten die Tänzer wieder ihre besondere Agilität, ihre Gelenkigkeit und Fertigkeit im Hochspringen zeigen, ein Tanz, der wohl zumeist im Grünen, draußen im Freien getanzt wurde. Noch heute wird am preußischen Hofe bei Hochzeiten, wie wir wissen, der sogenannte Fackeltanz von den Hofchargen, brennende Windlichter in den Händen, aufgeführt, allerdings kein echter rechter Tanz, sondern nur mehr ein ernstes würdevolles Hinschreiten. Dieser Tanz ist auch ein Ueberbleibsel aus jenen Zeiten, wo der vorerwähnte Schreittanz in der Tanzordnung einen Ehrenplatz einnahm. Die Geschichte des Tanzes in Deutschland, des Tanzes der Ritter, der Gewerbe, der Zünfte, des Volkes, der Jugend, sie ist so umfangreich und ausgedehnt, mit allen ihren unzähligen Abzweigungen, in Masken ohne Larven, oder wieder die Bügeltänze, Reiftänze, Schwerttänze, die ländlichen wie der Hupfauf, der Firleifei, die aus fremden Ländern herübergenommenen und mit nationalen etwa vermischten, wie die Paduaner, die Gaillarden, die Sarabanden, Passametzen, Villanellen u. m. a. . . .

Während der Reformationszeit hatten die Herren Schwarzröcke viel gegen die gottlosen Tänze anzukämpfen in Wort und Schrift. Gleichwie zwei Jahrhundert zuvor die Johannestänzer am Rhein ihre sauberen Orgien trieben, im 14. Säculum nämlich, also ergriff im 16. wieder einen großen Theil des deutschen Bodens der Tanzteufel. Diesmal gab es mehr Tinte als Blut. Calvin verwarf das Tanzen geradezu als unchristlich ganz und verhängte schwere Kirchenpönitenzen über die Tänzer. Eine ganze Sündfluth von Flugschriften gegen den „Tantzteuffel" lief da vom Stapel, resp. aus dem Tintenfaß der geistlichen Schriftsteller; ich erwähne nur von Zinnendorfs „Tänzgreuel," Hartmann, u. v. a.

Die Pietisten verwarfen desgleichen den Tanz als eine teuflische Erfindung" und von den Kanzeln herab ging ein Donnerwetter nach dem anderen hernieder auf die armen Gläubigen, welche sogar, des Tanzens wegen, vom Abendmahle ausgeschlossen wurden . . . .

Wenn wir uns schließlich fragen, welchen Grundcharakter namentlich unsere deutschen Tänze tragen, so brauchen wir statt jeder Antwort wohl nur auf den Walzer hinzuweisen. In ihm ist doch unser ganzes ureigenstes Wesen verkörpert, nur ein wenig zu leidenschaftlich ist die Liebe darin bedacht; wir Deutsche lieben nicht so gluthenhaft. Wunderschön schreibt ein vergangener Aesthetiker über die Grundfarbe des Walzers; wir müssen ihn hören. „Die Menuet will man als das Bild einer mit dem Anstand der feinern Welt verbundenen Bewegung der Liebe betrachten; die Polonaise als ein Suchen nnd finden und Wiederverlieren der geliebten Seele in den Labyrinthen des Lebens; die Contredanse und Anglaise als das Sinnbild einer romantischen, den deutschen Walzer als das einer zu leidenschaftsvollen Liebe . . . Und in der That malt dieser rasche cometenartige Tanz, diese verzehrende Flamme, die stürmische Leidenschaft, welche wie ein brausender Sturm die zarten Blüthen knickt; doch tritt auch hier, wie in der Natur, wieder die milde, besänftigende Ruhe ein“ . . . Das Walzen, es ist und bleibt ein unanfechtbares Axiom, versteht in allen Erdenlanden eben nur der Deutsche, namentlich der Süddeutsche, gleichwie nur deutsche Musiker das Gefühl besitzen, den deutschen Walzer in all seiner Tiefe und Schlichtheit, in seiner echt nationalen Prägung zum Ausdrucke zu bringen und wiederzugeben . . .

Ich fühle mich selbst, während ich diese kleine Apotheose auf den volksthümlichsten deutschen Tanz schreibe, fast hingerissen und sehe im Geiste in ihm die Verschlingung der individuellen Liebe mit der allgemeinen in wunderbar herrlicher Weise . . . .

Obgleich es noch manche National- und Volkstänze gibt, die ihrer Eigenart wegen einige Zeilen beanspruchen dürften, so will ich doch, um den Leser nicht, wenn es nicht längst schon geschehen ist, zu ermüden, bei dem heimatlichen Tanze, bei den heimatlichen Klängen und Weisen verweilen. Leidenschaftlich und sentimental ist die deutsche Musik dieses Jahrhunderts ihrem allgemeinen Charakter nach, und die Incarnation dieses Genre's, mit einem leisen Anflug von barockem Humor, von schalkhafter Naivetät, von kindlicher Heiterkeit, ist es nicht die unsterbliche Musik des deutschesten Componisten, Webers „Aufforderung zum Tanze?“ . . . . Und wieder in ein anderes mehr realistisches Fahrwasser lenken uns die alten Wiener Tage Strauß und Lanner's, der echten Walzerkönige von der schönen blauen Donau . . . Aber nicht nur einer der reizvollsten aller Tänze, gewiß auch einer der sittlichsten, der keuschesten, der edelsten bleibt der Tanz unserer deutschen Heimat. Von allen den oft höchst zweideutigen Figuren fremder Tanzarten hat sich kaum eine auf unserem Boden so recht festsetzen oder auch nur eindringen können in die großen Massen des Volks. Ein Spiegelbild des urdeutschen Charakters ist der deutsche Tanz ja geblieben, wenn er auch längst das allzubiedere oft philisterhafte Wesen der alten Tage abgestreift und sich dem neuerwachten Geiste ein wenig zugänglich gezeigt hat . . . Die deutsche Ehrbarkeit hat nie und nimmer jenem frivolen Tanzesprit, jener prickelnden Ausschweifung Platz gegeben, welche in gewisser Beziehung die Tänze der romanischen Völker beherrscht . . .

Karl von Holtei und die österreichische Volkshymne.

Im Jahre 1834 wurde Holtei aus Norddeutschland vom Josefstädter Theater in Wien zu einem Gastspiele eingeladen. Demselben folgte ein festes Engagement an genannter Bühne. Am 2. März 1835 starb Kaiser Franz. Fürst Metternich ließ es bald seine Sorge sein, für den Thronfolger die Volkshymne umarbeiten zu lassen. Nachdem diese Umbeitung von mehreren einheimischen Poeten ohne den gewünschten Erfolg versucht worden war, ließ der Fürst durch den kaiserlichen Rath Prof. Jarcke, einen wegen Uebertritt zum Catholicismus nach Wien übersiedelten Berliner, bei Holtei anfragen, ob dieser die gewünschte Abänderung der Volkshymne übernehmen wolle.

Ob und wie es Holtei that und welche Folgen es für ihn hatte, das erzählt der schlesische Dichter in seinem überaus interessanten Werke: „Vierzig Jahre“. Viele Leser werden uns Dank wissen für die Wiedergabe der Episode aus diesem vielbewegten Dichter- und Künstlerleben, welche gleichzeitig ein belehrendes Streiflicht auf die damaligen Wiener Verhältnisse wirft.

Eines Tages — so erzählt Holtei — besuchte mich, als ich eben zum Essen gerufen war, Jarcke. Er kam in höchster Eil' und seine Hast verrieth, daß er eine mir wichtige Mittheilung zu machen habe; sie ging vom Fürsten Metternich aus. Dort waren soeben die „Modificationen“ der Volkshymne*) berathen worden und hatten, obgleich deren beinahe zwanzig verschiedene vorgelegen, wenig Anklang gefunden. Man war in Verlegenheit: der neunzehnte April, der Geburtstag des Kaisers rückte heran; am zwanzigsten sollte er in den Theatern begangen, die neue Hymne sollte gesungen werden, und noch war sie nicht vorhanden, wenigstens nicht in der Form, welche gewünscht ward. Da gab ein böser Geist dem mir wohlwollenden Jarcke — welcher zufällig im Arbeitszimmer des Fürsten anwesend — den Gedanken ein, m e i n e n Namen zu nennen; er sagte: „der Holtei hat manche Lieder gemacht, die volksthümlich geworden sind und im Norden Deutschlands gesungen werden; er selbst ist Liedersänger, trägt seine Couplets lebhaft vor; in seinen dramatischen Arbeiten dominirt die Lyrik; vielleicht wäre dies der Mann?“ Der Fürst hatte wohl von mir gehört, vielleicht auch eins meiner Liederspiele gesehen. Graf Sedlnitzky als Präsident der Hof-Censur-Stelle wußte am Besten, wie viele Lieder ich gemacht; hatte er doch zu manchen den Kopf geschüttelt! — Und ohne zu bedenken, was zu bedenken gewesen wäre, erhielt Jarcke Auftrag und Vollmacht, mich aufzufordern. Diese Nachricht brachte er mir nun, von freudiger Theilnahme voll. Ueberlegung, Besonnenheit, Vorsicht sind sonst die Eigenschaften nicht, welche mich schmücken. Hier muß ich mir doch nachrühmen, daß ich der Erste war, Einwendungen zu machen.

*) Bekanntlich wurde, so lange Kaiser Franz regierte, das von Collin verfaßte, von Haydn componirte Lied: „Gott erhalte Franz den Kaiser“ bei allen festlichen Gelegenheiten vom Volke gesungen. Der neue Kaiser hieß F e r d i n a n d. Dieser Name, der dem auf einen e i n s i l b i g e n Namen basirten metrischen und musikalischen Rhythmus nicht entsprach, machte eine Umänderung des ganzen Liedes nothwendig, obgleich man es gern so unverändert als möglich beibehalten hätte.

„Was werden — stellte ich dem mich überraschenden Vorschlag entgegen — was werden die hiesigen Poeten, was werden alle Leute sagen, wenn die Nationalhymne aus der Feder eines Fremden, eines eingewanderten Schauspielers, eines Preußen kommt?" — Jarcke stutzte wohl einen Augenblick. Doch sagte er nach kurzem Bedenken: „Das ist ja nicht unsere Sache. Ich erfülle den Befehl des Fürsten und frage Sie in seinem Namen, ob Sie das Lied machen wollen?"

„Machen will ich es gewiß," erwiderte ich; „aber, ob es brauchbar sein wird, ist eine andere Frage."

So trennten wir uns, um ein Jeder zu seinem Mittagstische zu gehen.

An demselben Abend, bevor ich mich in's Theater begab, schickte ich das begehrte Lied, wie ich es übereilt und ungefeilt niedergeschrieben, an meinen Gönner. Das war am fünfundzwanzigsten, wo mich ein Stück meines lieben Freundes Bauernfeld und dessen Schicksal zu sehr in Anspruch nahm, als daß ich noch weiter an das Schicksal meiner Hymne hätte denken sollen. Wie nun der sechsundzwanzigste und der darauf folgende Tag verging, ohne eine Nachricht von Jarcke, nahm ich zuversichtlich an, daß er es nicht passend fände, meine flüchtige Arbeit einzureichen und daß er durch Schweigen uns Beiden die Unannehmlichkeit ersparen wolle, darüber zu reden. Gerade ließ ich mich zu der zweiten Aufführung des Bauernfeld'schen Fortunat ankleiden, als ein Schneider mit der Nachricht in die Garderobe stürmte: draußen stehe Herr von Jarcke und wolle mich sprechen. Ich traute meinen Ohren nicht! Jarcke auf den Brettern!? Das konnte nur etwas sehr Dringendes, nur eine edle Absicht sein, die ihn veranlaßte, die Bühne zu betreten.

„Ich habe Ihr Lied eingereicht —"

„In dieser schlechten Handschrift, im Brouillon?" — „Gleichviel. Es hat gefallen, es ist passend und brauchbar gefunden worden. Der Fürst ist zufrieden mit Ihrer Bereitwilligkeit und wünscht Sie zu sehen. Morgen Vormittag um eilf Uhr finden Sie sich bei ihm ein; man wird Sie sogleich vorlassen, dies wollt' ich Ihnen jetzt, heute noch sagen, um Ihnen einen frohen Abend und Muth zur zweiten Darstellung des Fortunat zu machen!" Nach diesen Worten entfernte sich Jarcke so rasch, als die Unbekanntschaft mit den verdammten finstern Schleichwegen und Schlupfwinkeln, die von einer Bühne zu führen pflegen, es ihm gestatten wollte.

Ich kann mich sehr wohl besinnen, daß nach der zweiten Vorstellung des Fortunat, die von Beifall begleitet vorübergegangen war, ich mit mehreren literarischen Bekannten mich im häuslichen Familienzirkel bei Bauernfeld's Pflege-Eltern befand und daß mir, während natürlich das allgemeine Gespräch sich immer nur um die Dichtung unseres Freundes drehte, die Volkshymne, der Fürst, die morgende Audienz und was diesen Bildern sonst noch für heit're lachende Erscheinungen folgen mochten, vor Augen schwebten.

Nun denk' ich, meine Leser werden mir's erlassen, ihnen den Fürsten Metternich zu schildern und seine weltberühmte Persönlichkeit. Das haben Andere und Bessere besser gethan, als ich es zu thun vermöchte. Ich fand diesen Herrn, alle pomphafte Schilderungen durch einfaches, höchst natürliches Benehmen, in welchem für mich der Inbegriff vornehmen Anstandes liegt, weit überbietend. Was mich betrifft, so fand Seine Durchlaucht in mir offenbar ganz etwas Anderes, als sie erwartete: nämlich statt eines geschmeidigen, eleganten, eitlen und dabei kriechenden Komödianten einen in seiner Art auch natürlichen, anspruchslosen und völlig ungezierten Mann. Der Letztere war ihm sichtlich willkommener, als es der Erstere gewesen sein würde. Er sagte mir: „Sie haben

uns einen Dienst erwiesen; Ihr Lied gefällt mir und es wird Ihnen auch Früchte tragen. Ich freue mich, Sie zu sehen. Ich habe Gutes von Ihrer dramatischen Vorleserkunst gehört. Sie sollen bei mir lesen, vor einem Publikum, wie Sie selbst es wünschen; das Uebrige wird sich dann finden. Wir sind Ihnen auch noch Anerkennung schuldig für Ihre „Wiener in Paris.“ Lassen Sie das Stück jetzt nach dem Tode des Kaisers nicht von der Bühne verschwinden. Der pecuniäre Vortheil, den die Hymne abwerfen muß, soll Ihnen nicht entzogen werden u. s. w.“ Man begreift, daß solche Worte aus dem Munde des Fürsten Metternich einem deutschen Komödienschreiber und Spieler, der sich stets kümmerlich durch die Welt schlagen mußte, recht süß schmeckten. Doch behielt ich Consequenz genug, ohne Zögern zu erklären, daß ich es als einen Beweis von Huld betrachten würde, wenn von Allem, was Geld und Bezahlung heißt, hier nicht die Rede sein dürfte, wenn man mir gestatten wollte, für diese kleine, unbedeutende Arbeit Nichts anzunehmen, weil jede goldene Belohnung den unausbleiblichen Neid der von mir zurückgedrängten Mitbewerber nur vermehren könne. Der Fürst gab mir augenblicklich Recht und sein Benehmen deutete mir an, daß ich in seiner Meinung nicht verloren hatte, als ich mich empfahl.

Nun hätt' ich müssen ruhig nach Hause fahren, nur mit meiner Frau über die Sache reden, sonst mit keiner Seele und alles Uebrige seinen stillen Gang gehen lassen. Dann wären bis zum letzten Augenblicke die Leute in Ungewißheit geblieben, wessen Verse zur Absingung vertheilt werden sollten. Mein Name wäre sammt vielen anderen nur vermuthungsweise genannt, jede Verdrießlichkeit vermieden worden, und ich hätte, mich mit der neuerworbenen Gunst begnügend, von meiner Vorlesung beim Fürsten Staatskanzler die angenehmsten und ersprießlichsten Resultate in diesem Gebiete künstlerischer Thätigkeit erwarten dürfen!

Aber was that ich? Ich fuhr, meiner Freuden, meines Glückes voll, geraden Weges nach dem Josefstädter Theater, eilte in die Kanzlei und verkündete dort, ein unüberlegter, alberner Schwätzer, wovon mein Herz überfloß.

Freilich hatte mir der Fürst nicht Schweigen auferlegt; freilich war von keinem Geheimnisse die Rede gewesen; aber ich selbst hätte so klug sein müssen, darum zu bitten, hätte auch so klug sein können, da ich zuerst die Befürchtung ausgesprochen, daß meine Mitbewerbung böses Blut machen dürfte. — Unverzeihlich, daß ich es nicht gethan! —

Kaum waren einige Tage vergangen, als die Folgen sich zeigten. Manche, die mich sonst mit Herzlichkeit und Versicherungen Ihrer Liebe überschüttet hatten, wichen mir aus, wenn ich ihnen begegnete, vermieden meinen Gruß oder schienen verlegen. Andere zeigten sich gar kalt und fremd. Joseph v. Hammer, der mich aufgesucht, in sein Haus, möcht' ich sagen, gezwungen, mir und meiner Frau förmlich gehuldigt hatte, zog, als ich ihm guten Tag sagte, seine Hand zurück und brach das Gespräch, wie wenn er sehr dringende Geschäfte hätte, kurz ab. Castelli, der mir die Brüderschaft angetragen, nannte mich auf einmal „Sie“, als ob er vergessen wollte, daß wir uns dutzten. Im „Stern“ herrschte, wenn ich mich zeigte, eine ganz eigene feierliche Langweiligkeit und wenn mich auch die dort Verkehrenden viel zu lieb hatten, um lieblos zu werden, sie schienen doch auch im Bann eines gegen mich herrschenden Vorurtheils befangen. Ich ging wie unter einem trüben Himmel traurig einher, wohl ahnend, was dies Alles bedeuten könnte, aber nicht fähig, eine deutsche Erklärung zu veranlassen. Vergebens sucht' ich einige Mal das Gespräch auf den Punkt zu bringen, der

eine Auseinandersetzung nöthig gemacht hätte — Niemand ging darauf ein.

Da traf ich — am Charfreitag, dächt' ich, wär' es gewesen — an einem schönen, sonnigen Apriltage, wo ich mit schwerem Herzen und in wehmüthiger Stimmung den menschenleeren Prater durchwandelte, in einem Seitengange auf Grillparzer, der schon längere Zeit sich im „Stern" nicht gezeigt hatte. Er war mir und meinen poetischen Versuchen immer zugethan gewesen, hatte mir stets die lebhafte, eines wahren Dichters würdige Cameradschaft bewiesen, die den Berühmten ehrt, wenn er sie dem Unberühmten gönnt, hatte sich's bei uns, in unsern kleinen Josefstädter Gastgemächern gefallen lassen, an unserm Tisch mit uns gelacht und war eben so kindisch und lustig mit uns geworden, wie er ernst oder schwermüthig sein konnte. „Meister Franz" nannten wir ihn im Stern! — Auch er schien, als ich ihm hier begegnete, nicht Stand halten zu wollen. Aber ich ließ ihn nicht. Mit der Heftigkeit eines lange schwer zurückgehaltenen Schmerzes, der sich endlich Luft machen will, drang' ich in ihn, mir schonungslos die Wahrheit zu sagen. Und er sagte sie mir. „Nicht nur Diejenigen, die sich zurückgesetzt meinen, daß man ihre Umarbeitung der Hymne verwarf, auch die meisten übrigen Poeten und Literaten sind erbittert, daß man einen Ausländer ihnen vorgezogen hat. Es heißt, Sie hätten sich zu dieser Arbeit gedrängt, Sie hätten durch Jarcke, der Ihr Landsmann ist, den Fürsten zu gewinnen gesucht, hätten die feinsten Kabalen geschmiedet, dem Fürsten vorgespiegelt, Sie seien ein geborner Oesterreicher*), ja, endlich, Sie hätten sich bereit erklärt, zur katholischen Religion überzutreten und allerlei Dienste im Interesse der römischen Partei zu leisten, hätten auch bereits ein Angeld von tausend Ducaten, unter dem Vorwand eines kaiserlichen Gnadengeschenkes für die Hymne, in Empfang genommen!"

Mir war bei Gott schon seit vierzehn Tagen nicht lächerlich zu Muthe; aber bei dieser letzten Anschuldigung mußt' ich denn doch so hellen Halses auflachen, daß die alten Prater-Eichen ihre dürren Aeste schüttelten, daß die Hirsche, die in unserer Nähe standen, aufbrachen, und daß Grillparzer mich erstaunten Blickes betrachtete. Ich erzählte ihm nun den ganzen Vorgang vollständig, wie ich ihn auf diesen Blättern erzählt habe und wie darin auch nicht ein Buchstabe von der strengsten Wahrheit abweicht.

Diese — die Wahrheit — hat eine Gewalt, welcher kein edler Mensch auf die Dauer sich verschließen kann, wenn sie ihm von den Lippen und aus den Augen eines Redlichen entgegentritt. Durch meine Schilderungen überzeugte ich Grillparzer so vollkommen von der Lügenhaftigkeit all' jener Gerüchte, daß er aus einem Zweifler an meinem Charakter im Augenblick zum Ritter meiner Ehre ward. Er erzählte weiter: „Viele Schriftsteller, unter diesen sehr ehrenhafte Namen, haben sich an den Grafen K. gewendet, um durch dessen Einfluß zu verhindern, daß Ihre Hymne gesungen werde. Ohne Zweifel wird dieser es auch durchsetzen und das würde, wie Sie mir jetzt die Verhältnisse dargestellt haben, für Sie eine unverdiente Kränkung sein. Deshalb will ich Ihnen einen Vorschlag machen: geben Sie mir Ihr Lied, lassen Sie mich einige Worte darin ändern, dann bin ich bereit, zu erklären, daß ich Mitverfasser sei, daß wir es Beide zusammen gemacht haben; Niemand darf dann gegen seine Einführung Etwas einwenden, und die Vortheile, die Ihnen daraus erwachsen können, bleiben ungeschmälert die Ihrigen."

*) Der Fürst selbst war es, der herausgefunden, daß mein Vater österreichischer Officier gewesen und der dieses Factum später geltend machte, als ihm Vorstellungen gegen meine Ausländerschaft gemacht wurden.

Hätten meine Verehrung, meine Liebe für Grillparzer überhaupt noch gesteigert werden können, so hätt' es durch dies großmüthige Anerbieten geschehen müssen, welches ich jedoch, wie leicht zu erachten, keineswegs annahm. Vielmehr wendete ich mich sogleich in einem ostensibeln Briefe an Jarcke und legte auf diese Weise Seiner Durchlaucht unter Aufzählung sämmtlicher Gründe und Auseinandersetzung aller Gerüchte die dringende Bitte vor, mein Lied zurückzustellen und durch einen eingeborenen Schriftsteller rasch ein anderes fertigen zu lassen; ja, ich flehte darum als um eine mir zu erweisende Gnade. Hier jedoch handelte sich's schon längst nicht mehr um meine geringe Person oder eine mir zugewendete Gunst; hier handelte sich's um Durchführung eines eigenen Willens, um den Sieg, den ein Allgewaltiger über entgegengesetzte Ansichten, ja über die öffentliche Meinung davon tragen wollte, nicht weil er der öffentlichen Meinung Unrecht gab, sondern lediglich, weil es ihm nicht geziemend schien, seinen Irrthum einzugestehen. Meine Hymne mußte unter jeder Bedingung gesungen werden, nachdem einmal ausgesprochen worden, daß sie angenommen und erwählt sei. Ob ich als Opfer dieser Consequenz fiel? Wen kümmerte das? Meine Sonne war bereits untergegangen. Mochte Jarcke, deutlich erkennend, wie unschuldig sein Schützling an diesem Ausgange sei, späterhin auch manche Gelegenheit benützen, der mir eröffneten Aussichten zu gedenken, seine guten Worte fanden keine gute Stätte mehr. Ich wurde als der Urheber aller aus der Volkslied-Angelegenheit entspringenden Unannehmlichkeiten und Reibungen betrachtet, als solcher, wenn nicht gehaßt, doch bei Seite geschoben, und mir blieb außer einer Unzahl erbitterter Gegner auch noch die drückende Ueberzeugung, von einem großen Theil des Publikums wie ein feiler, kriechender Heuchler betrachtet zu werden, der für Geld oder für Gunstbezeigungen von Oben bereit sei, Alles zu thun. An eine Rechtfertigung durch die Presse auch nur zu denken, wäre damals in Wien Wahnsinn gewesen. Ich mußte Alles über mich ergehen, mußte mir nachsagen lassen, daß ich mich listig eingeschlichen, die vaterländischen Dichter verdrängt, mancherlei nichtswürdige Versprechungen und Zugeständnisse gemacht, tausend Ducaten empfangen, mich überhaupt verkauft hätte; ich trug aber in Wahrheit Nichts davon, als den unverdienten Groll des Fürsten und die Gewißheit, daß jetzt jede Aussicht verschwunden sei, in seinen Sälen mir den gehofften Ruf als dramatischer Vorleser zu erwerben.

Wir gaben am zwanzigsten April zum ersten Male das Mellesville'sche Schauspiel: „Elle est folle" in einer von Herrn v. Stubenrauch gelieferten Uebertragung unter dem Titel: „Der kluge Arzt". Ich hatte aus Freundschaft für den Bearbeiter die Leitung dieses Stückes übernommen und die theaterleere Osterzeit dazu benützt, es auf's Fleißigste einzuüben. Wir hatten eine Anzahl von Leseproben bei mir zu Hause gehalten, so daß wir beinah' schon fertig auf die Bretter kamen. Dieser Aufwand von Kräften war nöthig gewesen, indem das Burgtheater zu derselben Zeit mit demselben Stück, wenn auch in einer andern Uebersetzung, hervortrat. Konnten wir schon nicht mit den Künstlern rivalisiren — La Roche gab meine Rolle — so durften wir es doch mit ihrem Fleiße. Noch an dem Morgen dieses Tages wußte Niemand, welche, ja, man wußte überhaupt nicht, ob eine Hymne gesungen werden würde. Die obersten Behörden schienen unter sich uneinig zu sein. Als endlich gegen Mittag das verhängnißvolle Packet, welches die im Publikum zu vertheilenden gedruckten Exemplare enthielt, aus der Polizeidirection in unsere Theaterkanzlei gebracht wurde, bat ich Gott im Stillen,

er möge die Herzen gelenkt und dem Liede eines andern Verfassers die Ehre des heutigen Vortrages zugewendet haben. Doch ein Blick auf die erste Strophe war hinreichend, meine Verse mich erkennen zu lassen.

Schon die mehr als gewöhnliche Unruhe im vollen Hause vor Beginn des Gesanges deutete auf eine ungünstige Stimmung. Der Vorhang hob sich. Wir standen, wie es bräuchlich, vor der Büste des Kaisers — und der Gesang begann. Nach der ersten Strophe wurde der sonst übliche Beifall durch lautes Zischen unterbrochen. Nach der zweiten siegten beinah die Zischer. Nach der dritten war es umgekehrt. Während und nach der vierten aber trug der Applaus den Sieg davon und sie mußte wiederholt werden. In den übrigen Theatern soll es ungefähr eben so gegangen sein. Hier möge nun der vielbesprochene Zankapfel selbst folgen:

„Gott erhalte unsern Kaiser,
Unsern Kaiser Ferdinand!
Reich', o Herr, dem guten Kaiser
Deine starke Vaterhand!
Wie ein zweiter Vater schalte
Er an Deiner Statt im Land.
Ja, den Kaiser Gott erhalte,
Unsern Kaiser Ferdinand!

Laß' in Seinem Rathe weilen
Weisheit und Gerechtigkeit!
Laß' Ihn Seine Sorgen theilen
Zwischen Zeit und Ewigkeit;
Daß er hier Sein Reich verwalte,
Nur als Deines Reiches Pfand;
Ja, den Kaiser Gott erhalte,
Unsern Kaiser Ferdinand.

Gib Ihm Frieden! Gib Ihm Ehre,
Wenn die Ehre ruft zum Krieg!
Sei mit Ihm und Seinem Heere,
Unsern Fahnen schenke Sieg.
Wo sie wallen, da entfalte
Segen sich für jeden Stand!
Ja, den Kaiser Gott erhalte,
Unsern Kaiser Ferdinand!

Alles wechselt im Getriebe
Vielbewegter Erdenwelt;
Doch erprobter Treu' und Liebe
Ward die Dauer beigesellt.
Uns're Treue bleibt die alte,
Unauflöslich ist ihr Band;
Ja, den Kaiser Gott erhalte,
Unsern Kaiser Ferdinand!"

Ich gesteh' es gern, sah es auch damals schon ein: das Gedicht als solches ist nicht viel werth und es ist eben kein Lob für meine Herren Mitbewerber und deren Gedichte, daß meines ihnen den Rang ablief. Auch hätt' ich, wäre mir Zeit geblieben, es einige Tage liegen zu lassen und daran zu feilen, schon etwas Besseres zu Tage gebracht. Doch blieb die Hauptschwierigkeit immer unverändert und nach meiner Ansicht unbesiegbar. Der Bau des Originals gründet sich auf den Refrain:

„Unsern guten Kaiser Franz!"

Er ist eben so einfach und natürlich, als er eben deshalb schön, aber auch unnachahmlich bleibt, wo Ferdinand steh'n soll. Ich hatte erst gesetzt:

„Unsern Kaiser Gott erhalte,
Unsern guten Ferdinand!"

Das hat wieder den Uebelstand, daß die musikalische Quantität auf Unsern gefallen wäre; um dies zu vermeiden, nahm ich meine Zuflucht zu der beliebten Opern-Flicksilbe und schrieb:

„Ja den Kaiser &c."

Dieses Ja wurde nun hauptsächlich bekrittelt. In einem Pasquill, welches auf mehreren Straßen und Plätzen ausgestreut, auch mir übersendet wurde, in welchem es über Jarcke und mich (es hub mit den Worten an:

„Auf dem Ballplatz sitzt ein Preuße")

herging und dessen Verfasser ich nicht nennen mag, weil er mir später sein Unrecht offen und herzlichst selbst eingestand, spielte das Ja eine große Rolle. Es wies in einer Trennung der beiden Buchstaben J—a auf meine Verwandtschaft mit einem gewissen Thiere hin, dem die Natur keinen weitern Umfang von Sprachfertigkeiten verstattet, als das J A.

Mein untergeschobener Wechselbalg ward, nachdem er einmal dazu gedient, eine ohnedies nie in Zweifel gestellte Verwaltungs-Autorität zu documentiren, bei Seite geschoben!

Zur Geschichte der Wildschützen.

Von P. K. Rosegger.

Der Aelpler ist Republikaner von Haus aus. Er ist in seinen Bergwinkeln sich hübsch selbst überlassen und wählt in der Gemeinde von drei zu drei Jahren seinen Präsidenten — den Gemeindevorstand, oder wie er in manchen Gegenden noch heißt, den Richter. Es sind von Wien wohl gedruckte Gesetze in den Weiler gekommen; wenn sie aber für die Zustände der Gemeinde nicht passen, so ist es erst eine Frage, ob sie beobachtet werden. Die Gemeinde wird regiert, wie sie es selber verlangt. Die Opfer für dieselbe leistet der Aelpler stets willig, denn er weiß wofür und sieht die Früchte davon vor seiner Nase. Die Steuern und die Soldaten fürs ganze große Land gibt er nicht so willig, denn da weiß er selten wofür und merkt keinen Nutzen. Der Aelpler, ohnehin an den steten Kampf mit den Naturgewalten gewohnt und nur geringe Bedürfnisse hegend, der zumeist seine eigene Polizei war, das Unrecht am liebsten mit der Faust strafte, das Recht gerne mit der Faust suchte, der keinen Sinn hatte für die Gloire des Landes, noch viel weniger für die Vergrößerung des Reiches, der gar Vieles, was aus Steuer und Staat hervorgeht, als die Vermehrung der Unterrichtsanstalten, Eisenbahnen und auch die stete Vergrößerung des Heeres für ein Unglück zu halten gewohnt war, verzichtet auf die Staatshilfe, die also für ihn selten von großer Bedeutung war, und so vermochte das, was er vom Staate gleichwohl empfing, niemals **das** aufzuwiegen, was er gab — geben mußte.

Und aus diesem Mißverhältnisse, das zum Theile heute noch besteht, entspringt vielfach eine gewisse Verbitterung gegen Alles, was „Welt" heißt, gegen den Bürger, gegen den Stadtherrn, der, wie der Bauer meint, nicht arbeitet. Wer bei dem Landmann nicht mit der Axt, dem Pflug, dem Dreschflegel, der Mistgabel, dem Handwerkszeug hantirt, der ist ein Müßiggänger. Daher der ewige stille Haß gegen die Besitzenden, gegen den Reichthum, daher der häufige, wenn zumeist auch nur im Scherz gebrauchte Ausdruck vom „Herrnabschlagen." In den dunklen Gründen des Volkscharakters, unter der trägen Asche seines schwerfälligen, unbehilflichen Wesens glimmt ein Fünklein — der Keim des Communismus, dem jedoch der im Landvolke so überaus tief eingewurzelte Conservatismus die Wage hält.

Schließlich wird diese Staatsform wohl auch die älteste und natürlichste sein. Da mag sich ursprünglich der Mensch von der Welt genommen haben, was er eben bedurfte und was er erreichen konnte, bis ein Stärkerer und Gescheidterer kam und ihm sein Theil vormaß. Das Bauernthum muß zufrieden sein mit dem, was man ihm vorgemerkt hat; es knurrt wohl, aber es liegt an der Kette trotz alledem.

Das Volk der Alpen hat eine Menschengattung in sich erhalten, die das communistische Princip zwar nicht theoretisch zu denken, wohl aber praktisch durchzuführen weiß. Die Wilderer. — „Gott hat die Thiere des Waldes für Alle erschaffen!" lautet ihr erster Grundsatz, der freilich schon durch den zweiten gefährdet wird: „Nicht für die Reichen, sondern für die Armen ist das Wild gewachsen." Zum Glücke wird dieses Princip nicht

auch etwa auf den Wald, auf das Feld, auf das Metall in der Erde Schooß u. s. w. ausgedehnt, denn dazu reicht weder der Gedanke, noch weniger die Macht unserer alpinen Communisten. Die armen Teufel begnügen sich mit dem Wilde, das sie trotz aller Verbote, Jäger und Häscher todtschießen, um sich damit entweder den Hunger oder die Jagdlust zu stillen.

Vor zwanzig, dreißig Jahren noch waren die Wilderer in manchen Gegenden ein wirklich gefürchtetes Element. Es waren größtentheils arbeitslose und arbeitsscheue Gesellen, Soldatenflüchtlinge, verfolgte Raufbolde, die, weil sie aus dem Kreise der Menschen verbannt, in die tiefen Wälder, in das Gefelse und in die hohen Regionen des Gezirmes geflohen waren, wo sie sich elende Schlupfwinkel suchten und durch Wildern ernährten. Da brachten sie oft jahrelang zu in den feuchten Höhlen und halbverfallenen Almhütten, nichts von der weiten Welt verlangend, als das Bischen Pulver, das sie sich oft mit bewunderungswürdiger Schlauheit zu verschaffen wußten. In den Rottenmannertauern lebte ein „Wurzner", der einem der herrschaftlichen Jäger sechzehn Jahre lang das Pulver abgeschwätzt hatte, weil er so unsäglich „an der Magengicht leide, für die ihm frisches Schießpulver das einzige Labsal böte." Die Magengicht, das war aber der Hunger, den das Pulver, allerdings indirect, durch den Rehbraten zu curiren vermochte.

In der Küche des Wilderers herrschte oft mehr als spartanische Einfachheit. Häufig war nicht einmal Feuer zur Hand. Als Nachtlampe hat in mancher Höhle ein verstopftes Glasfläschchen mit Glühwürmern gedient. Das Wild wurde mit Steinen mürbe geschlagen und roh verzehrt. War aber Feuer, so stand wieder nicht immer der Topf bereit und oft genug geschah es, daß das Hirschfleisch zerkleinert in der Hirschhaut gekocht wurde, die, zu einem Sacke geformt mit Wasser gefüllt dem unter ihr lodernden Feuer leicht zu trotzen vermochte. Die Suppe wurde aus gesottenem Heu gewonnen, die, wäre sie mit Zucker und Rum zubereitet gewesen, vielleicht ein mehr als gewöhnliches Surrogat für unseren Holländerthee abgegeben haben möchte. Als Tabak wurden selbstverständlich dürre Buchen-, Ahornblätter u. s. w. benutzt — und so hat Gott diese seine Wildvögel ganz gewissenhaft ernährt.

Die Wilderer — über die ganzen Alpen und weiter hin verbreitet — kannten nur einen Herrn, die mit ihren Gewalten und Schrecknissen sie zähmende Natur; kannten nur einen Freund, ihren Kugelstutzen, den sie mit vollster Sicherheit zu handhaben wußten; kannten nur einen Feind: den Jäger. Begegnete dem Wilderer der Jäger, so gab er sich, war eine Flucht unmöglich, die Wahl, den Mann rasch niederzuschießen, oder selbst auf die Kugel zu warten. Der dritte Ausweg, das Gewehr wegzuwerfen und sich gefangen zu geben, wurde meistens verschmäht. Das Leben im Kerker wäre zehnmal bequemer, und jedenfalls sorgenloser und sicherer gewesen, als die elende Existenz in den Wildnissen, aber — „Freiherren" wollten sie sein und bleiben um jeden Preis, und „Freiheit oder Tod!" Diesen Menschen ist das Wort nicht Phrase gewesen. Sommer und Winter, in Sturm und Schnee harrten sie aus; keine Mühsal war ihnen zu groß, kein Unternehmen zu waghalsig, wo es sich um ihre Freiheit handelte. Von den Seinen im fernen Thale sehnlichst erwartet, gesucht, betrauert, irrte mancher Bursche in den hohen Wüsten, trug oft sogar eine Kugel im Bein, die ihm ein Jäger zum Andenken zugesendet. Er war der Geächtete; seine Kleidung bestand aus ungegerbten Thierfellen, sein Haus aus Felsklüften und Nebel, sein Gemüth aus Bitterniß, sein Leben aus Elend.

Der Jäger war auch nicht zu beneiden. Wenn er des Morgens seine Waidtasche mit Brot, Speck und Schnaps füllte, um in den Wald zur Hahnenbalz zu gehen, oder zum Austreiben von Hirschen und Rehen, oder ins Hochgebirge emporzusteigen, um die Rudel der Gemsen auszuspähen, zu bewachen, so wußte er, er ziehe in Feindesland. Manch einem verbissenen Wildschützen verlangte es heiß, nach den Hirschen zu zielen, aber der Jäger war ihm noch lieber; denn der „Jäger hat ihn schon einmal ins Unglück gebracht" — das vergißt er nimmer und für den ist die Kugel schon gegossen.

Diese Wilderer von Profession, gleichwohl ein und dasselbe Ziel verfolgend, lebten nie zusammen, sie sonderten sich, und häufig traute Einer dem Anderen nicht. Wo aber Einer von ihnen in Gefahr war, wo es galt, dem Jäger Eins zu versetzen, da waren sie einig. Häufig gingen sie mit geschwärzten Gesichter um; ein ander Mal wieder trugen sie Zirmbüsche vor sich her, um den Jäger zu täuschen, der wohl für huschende Menschengestalten ein Auge hatte, aber nicht für wandelnde Sträucher. Sie wußten den spähenden Wildhüter durch Schüsse irre zu führen, die im Gestein durch einen Zündfaden gerichtet gerade auf einer entgegengesetzten Seite losgingen, als die war, wo die Diebe auf ihre Beute harrten. Die Zeichen, womit sie sich einander bei nahender Gefahr verständigten, waren höchst mannigfaltig und geheimnißvoll; ein Elsterruf, ein Steinchen im Brunnentrog, ein Strohhalm an einem bestimmten Baum, Alles waren Zeichen und eine den Eingeweihten deutbare Schrift.

Wildschützengeschichten zu Hunderten werden im Gebirgsvolke erzählt, von den unterhaltsamsten Schlauheiten des Jägerprellens an bis zu grausamen Blutthaten. Und immer hat der Wilderer die Lacher zur Seite, oder sein Verbrechen wird im Munde des Volkes gar zur Heldenthat gemacht. Dem ehrsamsten Bauer kam es noch vor Kurzem nicht bei, daß der Wilddieb auch ein Dieb sei; der Schuß ging nur gegen die reichen Leute und nicht gegen Gott. Als aber das Jagdrecht freigegeben wurde, so daß jeder größere Grundbesitzer Herr des Reviers war, da stand die Sache plötzlich anders und der Wilderer hatte nun nicht allein mehr den Herrschaftsjäger, sondern auch einen großen Theil der Bevölkerung gegen sich. Da wurde mancher Strolch aus seinem Verstecke getrieben; und manch anderer mußte noch höher in die Alpenwildniß hinauf; dort, wo kein grüner Halm mehr wuchs — im Eise konnte er — der die Satzungen der Gesellschaft nicht zu achten verstand — seine Heimstatt aufrichten.

Da war ein wilder Bursche bekannt, der hatte das Unglück, bei einem Sturze das Gewehr zu zertrümmern. Wie nun schießen, wie sich nähren? An verendeten Gemsen, die angeschossen, aber nicht zur Stelle erlegt worden waren, mußte er, den Raben gleich, seine Mahlzeit suchen. An stillen sicheren Tagen stieg er nieder zu den Almweiden, und sog den Kühen die Milch aus den Eutern.

Da war in Kärnten ein alter Mann, der hatte dreißig Jahre lang einsam im Hochgebirge gelebt, gehungert und gefroren. Als man ihn in's Thal brachte, war er noch gesund, konnte aber auf dem ebenen Boden kaum gehen; die Luft, sagte er, sei so schwer, daß sie ihn zu Boden drücke. Auch mit dem Wasser war er nicht zufrieden und im Winter stillte er seinen Durst mit Schnee. Bald darauf starb er — in seinem 75. Jahre — klagend, daß ihn die Leute, die ihn vom Hochgebirge gezerrt, in ein frühes Grab gebracht hätten.

Des Sonderbaren aus dem Wildschützenleben wäre viel zu berichten. Der Aberglaube spielt bei diesen Leuten — wie bei Allen, deren Feld für geistige Nahrung so eng gezogen

ist — eine große Rolle. Da spinnen sich in dem öden düsteren Hirnkasten des Aelplers und besonders des Wildschützen Ideen von einem „venetianischen Pulver," das ohne zu knallen losgeht und daher für Wilddiebe eine so gute Sache ist. Da gibt es „schwarze Kugeln," die nur vom Teufel selber zu bekommen sind. Sechs solcher Kugeln treffen allemal das, was der Schütz anzielt, die siebente aber trägt der Teufel hin, wo es ihn beliebt. Da gibt es „Suchkugeln," die mit unendlicher Mühe und Sorgfalt gezaubert werden müssen. Wer Suchkugeln machen will, der muß für's Erste — 's ist eine seltsame Bedingung — unschuldig sein. Eine dreistämmige Speikwurzel muß da sein, die in der Osternacht, wenn aber Vollmond, gegraben worden ist. Ein Goldstück muß da sein, das noch in keines Juden Hand gewesen. Auf diese Dinge darf kein Sonnen-, Mond- und Sternenlicht fallen — das Licht schadet jedweder Hexerei — sie müssen in eine hohle Nuß gethan und die Nuß muß mit Ziegenbockhaar verbunden werden, das verbindet die Kräfte ineinander. Die Nuß wirft man in's kochende Blei, aus welchem nun unter Anwendung der Zauberformel, die als Hauptsache nicht verrathen werden kann, die Kugeln gegossen werden können. Diese Suchkugeln suchen jedes Ziel und sei es wo immer, das sich der Schütze beim Losdrücken des Schusses denkt. Und — daß ich's nur gestehe — diese Suchkugeln sind auch die Ursache, weshalb ich keinen der mir persönlich bekannten Wildschützen verrathe! ich schließe mich für den Winter sorgfältig in meine Studirstube ein, wer aber bürgt mir dafür, daß zum Schornstein herab und zum Ofenloch heraus nicht plötzlich eine Kugel gesaust kommt gegen meine Westentasche? In derselben Lage ist jeder Bergbauer, der einen Wilddieb wohl anzugeben wüßte, sich aber aus Furcht vor dessen Rache nicht getraut es zu thun. So haben derlei Dinge für den Wilderer praktischen Werth.

Als das Salzburgerland noch unter bischöflichem Regimente lag, wurden ertappte Wildschützen unsäglich grausam bestraft. Da sargte man z. B. den Unglücklichen in ein Faß und übergab ihn so der reißenden Salzach. Oder man schmiedete ihn auf den Rücken eines Hirsches, und das freigelassene Thier schoß mit solcher Last dem Walddickichte zu, schnaubte durch das Gestämme hin, rieb sich an Bäumen und Steinen, wälzte sich auf dem Boden, konnte nicht ruhen, bis es den Mann stückweise von seinem Körper geschüttelt hatte. — Es half Alles nichts, die so dem Tode Geweihten verfluchten unter gräßlichen Klagen alles Gewilde und alle Bischöfe der Erde; und die Nochnichterwischten gossen in ihren Höhlen stets frische Kugeln.

Heute sehen wir zwar die unheimlichen Gesellen — vor wenigen Jahrzehnten noch die Romantik und der Schrecken mancher Gegenden — mehr und mehr aussterben. Ein Grund dafür ist eben die Verallgemeinerung des Jagdrechtes. Ein weiterer Grund ist die Humanität im neuen Militärwesen, die wohl Niemanden mehr veranlassen kann, sich dem Soldatenleben durch die Flucht zu entziehen, um in den Wildnissen der Alpen ein Raubthier zu werden. Endlich hat das Gebirge heute viel bessere Wege als damals, die Touristenströme verbinden die Wildniß mit der Welt und das Gerichtswesen verfügt über längere Arme als einst, und weiß, wie ein gewitzigter Hirt ein verlorenes Schaf, den fehlenden Staatsbürger leicht zu finden.

So kann heute die Wilderei kaum mehr als Profession betrieben werden. Wohl aber wildert man aus Noth, wenn der Erwerb zu gering und Weib und Kind hungern müssen, oder aus Liebhaberei, aus Leidenschaft. Schützen gibt es genug.

Wer sieht es dem reputirlichen Bauersmann an, der, weil Besitzer von Hausund Hof, tagsüber ein großes Gesinde beherrscht und in strenger Sittsamkeit hält, der als Ehrenmann gilt bei der Nachbarschaft und weiter hinaus, weil er wohlvermögend ist — wer sieht es ihm im Sonnenlicht an, daß er zur Nachtzeit, wenn sein Haus schläft, mit dem Kugelstutzen in den Wald schleicht, bei Mondenschein nach Hasen und Rehen spähend? Und der fleißige Holzhauer, und der gute, gemüthliche Kohlenbrenner, der Halter und der Bergknappe, die im Schweiße des Angesichtes ihr Brot verdienen, wer ahnt es, daß sie heimlich wildern? Freilich, ein guter Nebenerwerb ist so ein geschossener Vierzehn- oder gar Sechzehnender, wenn es gelingt, ihn zu verschwärzen; noch mehr werth aber ist Manchem das Vergnügen. — Dort — lug', dort zwischen den Büschen —! Mit dem Gewehrkolben langsam zur Wange, — Finger an den gespannten Hahn — den Rehbock, der sich harmlos leckt oder im Grase schnuppert, fest auf die Mücke gefaßt, — jetzt — jetzt — Blitz und Knall und Rauchwirbel ist eins, — das Thier macht einen Sprung zur Höhe und stürzt. — Das ist eine Lust, wie sie der Kaiser nicht größer haben kann. (Der Kaiser geht ja auch mit der Büchs', will er sich einen guten Tag anthun.) Und morgen, wenn der heimliche Schütze wieder in seinen geselligen Kreisen ist, wird toll über die verdammte Wilderei geschimpft. Für Jene, welche sonst durch die Noth zur Wilddieberei gedrängt worden, hat der unvergeßliche Erzherzog Johann in seinen Revieren eine nachahmungswerthe Einrichtung getroffen. In der Schwabengruppe wird nach den abgehaltenen Jagden das erlegte Wild stückweise zu einem unglaublich billigen Preise an die arme Bevölkerung abgetreten.

Die Jagdlust ist sowohl in wirthschaftlicher, als moralischer Beziehung ein arger Schaden im Volke, aber auszurotten ist diese Leidenschaft bei den Aelplern nie und nimmer; sie fällt erst mit dem letzten Stück Wild. Mit dem Einsperren oder einem anderen Abstrafen ist nichts bezweckt; ist die Sühne vorbei, wird wieder gewildert, nur etwas vorsichtiger als früher. Jagdbesitzer behelfen sich auf eine andere Weise. Sie vergessen vielleicht nicht, den bekannten leidenschaftlichsten Wilderer mehrmals des Jahres zu ihren Jagden einzuladen, da haben sie, wenn es ihnen darum zu thun, einen guten Schützen mehr und einen gefährlichen Dieb weniger. Noch besser aber ist es, der Wilderer wird zum Jäger gemacht; denn so einer ist dann — wenn er sich selbst auch zuweilen einen unzeitigen Schuß gönnt — anderen Dieben gegenüber der verläßlichste Hüter des Wildes; denn er kennt all' die Schliche und Schlauheiten der wilden Schützen und weiß diese abzupassen und zu fassen.

All' die Diebe in Bauernhöfen und Waldhütten, in Wildklausen und selbst in Bürgershäusern, alle können aber nicht zu Jägern gemacht werden, und so wird fröhlich fortgewildert und das Erlegte bei heimlichem Mahle verzehrt oder davon geschmuggelt. Wenn sie reden könnten, die Hirsche, Rehe und Hasen auf unseren Wildpretmärkten, sie müßten die lustigsten Stücklein zu erzählen wissen von den verwegenen Burschen und schlauen alten Kumpanen, denen sie wohl so und so oftmals entkommen waren, aber auch erzählen, wie endlich die böse „Suchkugel" richtig das Ziel gefunden, das sich der Schütze beim Losdrücken gedacht.

Kleine Laube.

Lichtmeß-Segen.

Wenn der Sittenschilderer mit Vorliebe verweilt bei dem Verhältnisse des Volkes zur Religion und zu den religiösen und kirchlichen Gebräuchen, und hier dann und wann eine ziemlich derbe Seite des Volkscharakters und der religiösen Anschauung darthut, so geschieht das durchaus nicht in der Absicht zu profaniren, sondern einzig nur darum, weil gerade in diesem Punkte des Volkes Gemüth, Humor und Natürlichkeit im farbigsten Lichte sich zeigt.

Wie bei den Christen überhaupt, so spielt in unserem Landvolke das Licht eine große Rolle. Ich spreche hier nicht von dem Lichte des Verstandes und des Wissens, sondern von der Oellampe und der Wachskerze. Abgesehen von den kirchlichen Functionen, bei denen stets die Flamme glimmt als Zeichen des ewigen Lichtes, des Geistes Gottes und der göttlichen Liebe, zündet der einsame Landmann bangend und vertrauend das Licht an, wenn Gefahr über seinem Haupte droht, wenn das Unglück einkehren will in seine Hütte. In Stunden stiller Andacht, bei Elementarereignissen, in schwerer Krankheit und im Sterben starrt der Landmann in die röthliche Flamme der geweihten Wachskerze. Selbst bei Beschwörungen und Zauberformeln, wenn er, gedenkend alter Tradition dann und wann noch welche versucht, muß ihm zu Schutz und Wacht ein geweihtes Licht zur Seite sein.

Die Feierlichkeit des Gottesdienstes in der Dorfkirche hängt zum großen Theile von den Lichtern ab. Bei den stillen Messen der Werktage brennen am Altare außer dem ewigen Lämplein nur zwei Wachskerzen; bei dem Hochamte am Sonntage geht die Zahl der Opferflammen schon an die dreißig; zu den hohen Festen aber, und besonders zur Kirchweih und zum Jahrestag des Pfarrpatrones, da leuchtet es an allen Altären, an allen Wänden und Winkeln, an allen Bildern — und es wäre eine wahre Schande von einem Leuchter, wenn er an diesem Tage nicht seine brennende Kerze emporhielte, so wie sich auch kein Heiliger in dieser Beziehung eine Zurücksetzung gerne gefallen läßt. Sanct Florian macht es nach der Meinung des Landvolkes so: Wenn ihm die Leute seine Kerze verweigern, so zündet er sich selber welche an, und brennt ihnen der Reihe nach die Häuser nieder. Die Heiligen sehen es darauf ab! Wenn die Kerzen in der Pfarrkirche nicht ausreichen, so ist es schon am besten, gleich den lieben Herrgott selber zu verkürzen; der gütige Gott rechnet es verhältnißmäßig noch am Geringsten an!

Wer bestreitet die kostspieligen Wachslichter? — Das ist erzählt in Rosegger's „Gestalten aus dem Volke der Alpen“ (Preßburg, G. Heckenast's Nachfolger).

Es ist mitten im Winter, wenige Wochen vor dem Feste Maria-Lichtmeß. Da tritt der Kirchenprobst des Ortes oder der Dorfrichter zur Thüre herein. Er zieht sonst in den seltensten Fällen den merkwürdigen breiten Filzhut vom kleinen Kopf, wenn er Kirchenprobst oder Dorfrichter ist. Heute aber tritt

er ganz demüthig in die Stube und hält den Hut fein höflich in den Händen — kommt er doch als Bittender, als Abgesandter von den Himmlischen. Hören wir ihn. An der Thür bleibt er stehen und sagt:

„Ich tret' heut' in euer Haus herein,
Und mein Eintritt soll gesegnet sein,
Denn ich komm' im Namen Jesu mein!
Bald ist unserer lieben Frauen Tag,
Ich wünsch' Euch Allen ein glückseliges Jahr;
So loben wir Gott und uns're liebe Frau.
Der heilige Jokobi*) schickt mich in alle Häuser und Hütten,
Und er läßt mit Herz und Hand um ein Lichtmeßopfer bitten.
Wer ihm schickt fünf Groschen, dem sagt er: Gott Lob und Ehr!
Und wer ihm schickt zehn Gulden, dem sagt er auch nit mehr!
Aber ein Lichtlein wird ihm brennen zu jeder Stund'
In unserer heiligen Pfarrkirche vor dem ewigen Bund,
Und ein Lichtlein wird ihm leuchten bis zum Todtenschrein,
Und ein Lichtlein wird ihm leuchten durch die Fegfeuerpein,
Und ein Lichtlein wird ihm leuchten in den Himmel ein!"

Das klingt an und bringt ein! Der Hausherr steigt in die Oberstube hinauf und man hört das Klirren der Kastenthür. Wenn der heilige Jakobi bittet, dann mag man wohl ein wenig tiefer in den Geldsack greifen, als die Finger lang sind. Bringt der Bauer denn einen ganzen Gulden, legt ihn in die Hand des Lichtmeß-Sammlers und sagte: „Mit Gottes Will'!"

Der Lichtmeß-Sammler macht die Hand zu und ruft: „Gott segne Euch Haus und Hof, Feld und Wald und Alles, was dazu bestallt! Gott Lob und Ehr', und es bedankt sich der heilige Apostel Jakobus!"

Dann naht die Bäuerin, und sich entschuldigend, daß sie nicht viel gefunden habe, überreicht sie ihr Scherflein.

Der Lichtmeß-Sammler lächelt und sagt: „Gott segne Euere Kinder und Euere Hühner, und er geleit' Euch durch die Zeit und führe Euch Alle ein in die ewige Freud'! Gott Lob und Ehr' und es bedankt sich der heilige Jakobus!"

Selbst zum Gesinde ist die Nachricht gedrungen, wer da eingekehrt in das Haus. — „Ist wieder für drei Wochen mein ganzes Tabakgeld beim Teufel!" brummt der Knecht zu sich, aber er geht, sucht aus seiner Truhe Kleingeld hervor, thut in der Eile noch ein paar messingene Hosenknöpfe ohne Henkel dazu und so verabfolgt er die Gabe dem Lichtmeß-Sammler.

„Gott segne," ruft dieser, „Deine Müh' und Arbeit, Dein Fasten und Rasten. Gott Lob und Ehr' und es bedankt sich der heilige Jakobus. Du schau, da hast einen Hosenknopf dazu gebracht!"

Nun kommt die Magd. Das Bewußtsein einer guten That ist ihr auf der Stirne zu lesen; und dennoch erröthet sie, wie sie so hintritt. Sie schlägt die Augen nieder und erhebt sie zeitweise nur so viel, daß der Mann ihren Blick sehen kann. So bringt sie ihre Gabe dar und der Lichtmeß-Sammler sagt: „Gott segne — sag' an, mein Kind, was willst Du, daß Dir Gott segne?" Und da die Magd züchtig schweigt, so fährt er fort: „Er segne Dir Dein Flachshaar im Kasten, Deine Leinen." — Die Magd unterbricht ihn jetzt, sie drückt ihm noch heimlich einen Silberzwanziger in die Hand und lispelt: „Das extra für eine gute Meinung. Ober meiner Kirchenbank im Winkel steht der heilige Kuliani. Er ist doch ein großer Rübenpatron*), aber kein Mensch denkt auf ihn und er hat nit einmal ein Licht. Derbarmt mir rechtschaffen, und ich bin nit so, wenn ich kann, so helf ich gern. Das ist halt meine gute Meinung."

Der Kirchenprobst oder Dorfrichter schmunzelt. „Gott sei Lob und Ehr', und es bedankt sich der heilige Jakobus!"

---

*) oder überhaupt der Patron der betreffenden Pfarre.

*) Sanct Kulian baut Rüben an; Sanct Kulian gibt jedem Mädchen einen Mann. (Sprichwort.)

Da nun Niemand mehr nahen will mit einer Gabe und da die Bäuerin, wie das sonst in manchen Gegenden der Brauch, auch keine Anstalten macht, dem Sammler ein gutes Lichtmeßkoch vorzusetzen, so rüstet er sich zum Aufbruche.

Wie er durch die Vorlauben geht, sieht er in einem Winkel das Ziegenmädchen stehen. Es ist barfuß, es will den Mann ansehen und gleichzeitig das Gesicht gegen die Wand kehren; die Hände hält es hinter den Rücken.

„Was machst denn da, Kleine?“ redet sie der Kirchenprobst oder Richter an.

Da beginnt das Mädchen zu schluchzen. Einen Groschen und zwei Pfennige hat es; die Münzen sind ganz warm und feucht, so lange schon hält sie das Mädchen in der Hand. Es möchte auch gerne etwas geben zum Lichtmeßopfer, aber das ist zu wenig und die Heiligen machen gewiß finstere Gesichter dazu; mehr hat es nicht. Nun, da der Mann das erste Wort gesprochen hat, überreicht es zitternd die Münzen.

„Und was soll Dir Gott segnen, frommes Kind?“

„Ich habe ein neues Paar Schuh und mein Mutterl!“

„So segne Gott Dein neues Paar Schuh und Dein Mutterl! Gott sei Lob und Ehr', und es bedankt sich der heilige Apostel Jakobus!“

Der Lichtmeßsammler wandert zu einem anderen Hause.

Und wenn das Lichtmeßfest kommt, prangen in der Pfarrkirche auf allen Leuchtern frische, hohe Kerzen, auch der heilige Kulian hat die seine. Unter ihm in ihrem Stuhle sitzt die züchtige Magd, blickt abwechselnd auf den heiligen Rübenpatron und gegen die Männerstühle, und harrt mit Ergebenheit der Wirkung ihrer geopferten Kerze. Aber es vergeht Sonntag um Sonntag, die Kerze trieft ab und brennt nieder bis zum messingenen Leuchter. Die Magd aber sitzt jahraus jahrein an jedem Sonntag in ihrem Stuhle und — sie bleibt sitzen.

Erfreulicher erfüllt sich der Segensspruch an dem Ziegenmädchen. Gott hat das neue Paar Schuh' besegnet, denn das Mädchen geht in demselben seinen Brautgang zum Altare. Und Gott hat besegnet das Mutterl, das alte und — das junge.

Steirische Dialekt-Wörter.

Die steirische Mundart hat noch kein Wörterbuch. Man kann auch kein's machen, sondern man muß es wachsen lassen. Man muß sammeln und sammeln auf allen Straßen, in allen Thälern und Hütten, man wird Schätze über Schätze finden, aber man wird nie damit fertig werden. Doch wird aus solchem Stoffe allmälig ein Werk entstehen, an dem die Ethnographen, Philologen und Germanisten ihre Freude haben sollen.

Der „Heimgarten“ eröffnet mit diesem Hefte eine Sammlung von steirischen Dialekt-Ausdrücken, in welcher nach und nach alle bezeichnenden und charakteristischen Wörter und Wortbilder eingereiht werden sollen. Wir halten uns an die alphabetische Ordnung und zwar so, daß wir nach Schluß eines alphabetischen Ganges wieder von vorne mit A anfangen, um neue Funde und Nachträge aufzunehmen.

Der Herausgeber dieses Blattes selbst hatte Gelegenheit, eine beträchtliche Anzahl von Wörtern zu sammeln, er wird seine Sammlung fortsetzen, bittet aber auch Jedermann, der Interesse und Gelegenheit für die Sache hat, ihn durch Zusendung von steirischen Dialekt-Ausdrücken unterstützen zu wollen. Haben wir erst recht viel Material beisammen, dann möge die Aufstellung eines wissenschaftlich gehaltenen Wörterbuches und, wenn man will, einer steirischen Grammatik versucht werden.

Zu bemerken ist noch, daß um den steirischen Dialekt keine strenge Grenze gezogen werden kann, also in Steiermark viele Wörter vorkommen müssen, die auch in Oesterreich, Salzburg, Kärnten, Tirol u. s. w. heimisch sind. Sobald sie aber in der deutschen Steiermark durchgehends

gebraucht werden, nennen wir sie steirische Dialektwörter. Indeß möchten wir allzubekannte und verbreitete Volks-Ausdrücke aus dieser Sammlung ausschließen, da wir ja das süddeutsche Idiotikon nicht hier abdrucken, sondern dasselbe nur bereichern wollen.

A.

a, ein, eine.
a, etwa, ungefähr, **a dreißg,** etwa dreißig.
aaba, schneelos.
Aarn, Egge.
Abachseitn, umgekehrte Seite.
afli, entzündet, auch: reizbar.
aft, aftn, hernach, nachdem, da.
Ahndl, Großmutter.
ahnla, ähnlich.
Aichtl (das), kurzes Stück Zeit.
ameri, neugierig.
Amerin, Amerling.
Ampa (der), Eimer.
Anamirl, Anna-Maria.
an Gscheidin mochn, vernünftig, gscheidt sein.
arschtling, rückwärts, verkehrt.
Aß, ein Hautgeschwüre.
aufbegehn, zornig auffahren.
auf dLeßt, zuletzt.
auf dNieda, zu Boden.
Auff (der), Eule.
auffa, herauf. **auffi,** hinauf.
aufgholtn, aufbewahren.
aufgschwanzt, aufgedonnert.
aufhenga, aufhören.
aufkema, genesen.
aufkitzln, aufstöbern.
auflahn, aufthauen.
aufputzn, schmücken.
aufschnappn, sterben, verenden.
auffogn, warnen, etwas einprägen.
aufzüchtn, erziehen, großpflegen, auch **aufziegeln** (bei Pflanzen).
Augn wassern, thränen.
ausdeutschn, etwas erklären.
ausdipfeln, aussinnen, ausdichten.
ausfratschln, ausfragen, Jemandem ein Geheimniß entlocken.
ausführen, stehlen.
ausgmergelt, abgemagert.
auskena, Bescheid wissen, sich zurecht finden.
auskochn, etwas verabreden, heimlich bestimmen.
auskögeln, ausrenken.
auslexna, Austrocknen eines hölzernen Gefäßes.
ausmochn, auszanken.
Ausnohm, Ausgeding.
ausrenzn, sich ausstrecken, dehnen.
ausrichtn, verläumden.
aussackeln, Jemand um sein Geld bringen.
aussprenga, ein Gerücht unter die Leute bringen.
Auswärts, Frühling.
aussa, heraus. **aussi,** hinaus.
aussisumsn, etwas scharf hinauswerfen.
außtumher, außen herum.
Auta, Euter.
auwazn, ächzen, achweh schreien.
Awachel (das), der Fadenleiter an der Spule des Spinnrades.
Awinga (der), Bohrer.

B.

badswaach, sehr weich.
bahn, beizen, sengen.
bakschirli, ungeschickt, auch: niedlich.
Bal (das), Holzstöpsel bei einem Fasse.
Balawatsch (der), ein Mischmasch, durcheinander.
balei, bei Leibe nicht, **a balei.**
Bamhackel, Specht.
Bamhirsch, Eichhörnchen.
bandeln, sich mit etwas Leichtem langsam beschäftigen, auch: **basiln.**
Bapn (die), großes, breites Maul.
Barockn, Perrücke.
Bartl, Bartholomäus.
baschln, plätschern.
Baunzn (der), kleine mit Butter zubereitete Semmel; auch ein zwergenhafter Mensch.
bauschn, zusammenballen.
Bauxerl, kleines, fettes Kind.
Bawlatschn (die), hölzerne Schlafstelle.
beangad, verkrüppelt.
Beangn (der), Krüppel.
beckn, mit gespitztem Werkzeug etwas lässig hacken.
beideln, schütteln.
Beinl (das), Biene.
Beischl, das Gekröse eines Menschen oder Thieres.
beluxn, übervortheilen.
belzn, pfropfen, **onbelzn,** begatten.
benzn, kleinweise drängen und mahnen.
Ber (der), Netz zum Fischfangen.
Betn (die), Rosenkranz.
bfiatn, behüten, Behütgott sagen.
bfuchn, schnaufen.
Biagl, Fußstück von einem gebratenen Geflügel.
Bidn, Pippe.
bickn, kleben.
Bindbond, Angebinde.
birchani Lisl, Kinderruthe.
birschen, zechen.
Birschtling (der), das steife, spitze Federgras auf schlechtem Boden.
Bitschn (die) großes Trinkgeschirr.
bizln, zum Spiele Schnitzen in Holz, auch: **schnegan.**
blahn, trotzen.
blani, lüstern.
Blasl, Thier mit weißem Fleck auf der Stirne.

blauschn, schwätzen.
blazn, plärren, laut weinen.
Bleaml, Blümchen.
bled, schwach, ohnmächtig.
bledan, flattern.
blekazn, plöckern.
blemaschn, blinzeln.
Bloat (das), Geleite.
Bloda, Blase.
Blodan, die Pocken.
blodamosad, pockennarbig.
Blodapech, Tannenharz.
bloßschädlad, barhaupt.
blow, blau.
bluin, prügeln.
blumpfn, in's Wasser fallen.
Blunzga, Plutzer.
Blunzn, Blutwurst.
Blutschn (die), großes Blatt an einer Pflanze.
boad Seitn, zu beiden Seiten.
bockboani, hartnäckig.
bössa thoan, weh thun.
bold, beinahe, fast.
bolwirn, rasiren.
bompfn, Trockenes mit vollem Munde kauen.
Bomfil, ein dickleibiger Mensch.
Bond, schlechte Person.
bondschn, vermischen, Getränke fälschen.
bosa, da Bosa, der Beste, der Erste.
Boschn (der), Quaste.
boschn, klatschen.
botzad, klebrig.
Botznlippel, Spottname für einen hochmüthigen, ungeschickten Menschen.
boveln, brummen.
Bozn (der), Knospe.
Bradl (das), Braten.
brakn, mit flacher Hand schlagen, **an Braka gebn.**
brandln, ein Kartenspiel.
Braunft (der), Rand eines Gefäßes.
brav, statt: groß, **a bravi Nuß.**
Braxn (die), großes Messer.
brecheln, Flachs brechen.
bredln, plaudern, klappern.
bredlrutschn, sterben müssen.
Brein (der), Hirse.
bremseln, prickeln.
brimsnen, Brandgeruch.
Brennessel, eine Geliebte.
Brennkoch (das), Sterz.
Brennscheit, Schießgewehr.
Brentlerin, Sennerin.
Bresl (das), Brosame.
Breverl, Amulet, geweihtes Bildchen in Glas gefaßt.
bridschln, Wasser vergießen.
Briglsuppn, Schläge.
broadmochn, sich breiten, geltend machen.
brocken, Obst- und Blumenlesen.
Brockn (der), großes, unförmiges Stück.
brodsmauln, schimpfen, schmollen.
Brond, ausgebrannter Waldhag.
Brotzn (die), große, unförmige Hand.
Bschlocht (das), Beschläge.
Bschoadessn, Speisen, die man von Hochzeitsmahlen mit nach Hause bringt.
Bua, Büabl, Junggeselle, Knabe.
bucken, geschlechtlicher Verkehr beim Hausgeflügel.
Budl (die), Kegelbahn, Verkaufstisch des Krämers.
Bürl, Uebabürl (das), Scheune, Getreidebühne.
bülln, laut weinen.
buffn, stoßen mit der Faust.
Bugl (der), Rücken.
buglkraxntrogn, auf dem Rücken tragen.
bumlwitzi, muthwillig.
bums, Begleitausruf für einen Knall.
bungad, klein und dick.
Burgerl, Walpurga.
Buschn (der), Blumenstrauß.
bußln, küssen, **Bußl,** Kuß.
Butln (die), Tragkübel.
buzn, schelten, **an Buza kriagn.**

Die Gidoukasündn.

(Nach Fritz Reuter in die steirische Mundart übertragen.)

A Baur, der schloft in guater Rua.
Und tramt si wos und schnorcht dazua,
Und nebn eahm ligt sei Frau, sei Bua.
Auf oanmol kimt er zu an Ost*)
Fohrt auf, is munta, schreit mit Host:
„Wos Duner, Muada, schlofft dan nou?
Du Muada, Muada, hör mi dou!"
Sogt sie: „Wos beißt di, olta Norr?"
„Mir hot wos tramt, wan däs wa wohr!"
Sogt er; drauf 's Weibad: „Oba Sepp!
Moch do koan Lärm nit, duma Tepp,
Du weckst in Buabn leicht ah no auf!"
„Host eh Recht, Muada," sogt er drauf,
„Schau, mir hot tramt, los zua, wia fein,
's Nochbars Maulesel war mein."
„Ja," sogt sie, „wan däs wohr war worn,
Do müaßt mi morgn in d'Stodt nein fohrn."
„Na," sogt da Bua und kruicht (kriecht) herfur,
„Da Maulesel, das sauber Thier,
Der ghört für mih, i wills nit leid'n,
Daß ös thats fohrn, will selba reid'n!"
Sogt der Olt: „Du Bua, vadonkta Lümmel,
Du reidast jo mein ormen Schimmel
Gor's Kreuz ausanond,
War doh a Schond!"
Er wird wild, wird grausli, dull
Und haut in kloan Buabn 's Leda vull.

---

*) Ast. (Das Geräusch des Schnarchens wird mit einer Holzsäge verglichen.)

Eine Erzählung

von Hans Malser.

„Das Beste für mich, ich wäre nicht mehr auf der Welt.“ Mit diesen Worten ging Hans zur Thür hinaus.

Zank hatte es gegeben zwischen ihm und seinem Weibe. — Worüber? O Du mein lieber Gott im hohen Himmel, wenn Zwei zanken wollen, so ist ein kleines Spinnenweb, welches möglicher Weise einst im Dachfirst der Arche Noah's gehangen haben mochte, Ursache genug dazu. Der Böttcher Hans hatte in seinem Leben viele Reifen angeschlagen, aber der, den er um sich und seine Johanna wand, der saß nicht gut; der schnürte ihm oft das Herz zusammen, dasselbige Herz, welches voreinst so freudig angeschwollen war, wenn er an die Liebste gedacht hatte. Er konnte es immer noch nicht glauben, daß sie, die einst gar so gut war, jetzt gar so böse sein sollte.

Im Advente war's, daß der Hans in der Brauerei-Werkstätte die halben Nächte lang gearbeitet hatte, um seinem Weibe ein gut Stück Geld mehr als sonst für die Feiertage in die Hand legen zu können. Er freute sich auf kein Christfest und auf keinen Ruhetag, er freute sich nur auf ihren freundlichen Blick, wenn er ihr die nagelneuen Geldnoten — denn solche hatte er sich für diesen Zweck eingewechselt — vorzählen würde.

Und wie sah der freundliche Blick aus? —

„Was soll ich denn mit dem Bettel da?“ rief Johanna und strich die Banknoten über den Tisch hin, daß sie in der Luft flogen, „glaubst, Du fangst mich mit Geld, wo Du mich die halben Nächte lang allein in der Wohnung gelassen hast?“

Ganz gelassen, während er das Papier wieder zusammenthat, erinnerte er sie, daß sie ja oftmals geäußert hätte, sie wolle nichts von ihm wissen, er solle ihretwegen gehen, so weit der Himmel blau sei, so habe er gedacht, würde sie seine zeitweilige Abwesenheit wohl aushalten.

Da kam er an.

„Aushalten!“ rief sie, „ja, glaubst Du, des Aushaltens wegen geht's her! Da lach' ich. Du bist mir ein —“

Nein. Es wäre närrisch, wenn man ein weibliches Zettern auch noch nachmachen wollte, obwohl mir für meinen Theil, aufrichtig gestanden, hierin das gedruckte Surrogat lieber ist, als die Originalwaare, auf welche die Weiber ein Privilegium genommen haben, das von der Erschaffung der Welt bis zum jüngsten Tage dauert.

Als Johanna aus Mangel an Athem einhalten mußte, sagte der Hans: „Das Beste für mich, ich wäre nicht mehr auf der Welt.“ Und ging in den Winterabend hinaus und ging den Strom entlang gegen die Stadt hin- und kehrte nicht zurück.

Für's Erste wurde die Böttchersfrau noch zorniger, als sie sah, daß er, ohne ihr weiters streiten zu helfen, davonging. Aber, als er um Mitternacht noch nicht zurück war, da vertrieb sie sich die Zeit mit Weinen. — Es gab ja doch keinen Menschen auf der Welt, den sie lieber hatte, als ihren Hans, aber sie hatte ein eigenes Wohlgefühl, so oft sie ihn beleidigen konnte. Sie wußte genau, wo es ihm weh that, und gerade dort stach sie mit ihren Worten hin. Blieb er gleichgiltig, so gerieth sie außer sich vor Wuth, traf sie, so jauchzte es in ihrem Innern auf und gleichzeitig hatte sie schon wieder Mitleid mit ihm — und da stach sie zu Trotz nur noch leidenschaftlicher auf ihn los — und das war eine Wollust, die sie hart vermißte, wenn er nicht bei ihr war, oder wenn er von jener fürchterlichen Gleichgiltigkeit besessen war, in der er das Meiste zu überhören schien, oder darüber lachte, oder bei ihren heftigsten Lanzenüberfällen — gähnte. Das Ungeheuer hatte solche Stunden. O Heiland, was sind da für Fensterscheiben, Töpfe und Gläser zertrümmert worden! — Mir aber erkläre Einer solche Weiber! Und dann, wenn's zu spät ist, steht plötzlich das zarte Frauenherz auf mit

seiner Klage und mit seiner Liebe, da gibt's Blumen auf dem Grabe und Grünzeug — wie man am Aschermittwoch den todten Häring aufputzt auf dem Teller.

Als Hans am Morgen noch nicht da war, hielt es Johanna nicht mehr länger aus, selbst erschöpft von der schlaflosen Nacht, stand sie früh vor Tags auf und ging durch wüstes Schneegestöber der Stadt zu. — Angst und Zorn erhitzen ihr Blut, sie ist noch ganz uneins mit sich, ob sie — wenn sie ihn findet — ihn umarmen, oder ohrfeigen wird. —

Wir wissen, daß Hans Abends zuvor den Fluß entlang ging. Gern hätte er seinen Welt- und Ehestandsschmerz heute gelöscht, aber das Wasser — es trieb Eis darauf — war ihm zu kalt. Da geht er doch lieber die paar Stunden in die große Stadt hinein, sucht ein Spielhaus und probirt sein Glück. Wer kein Glück mit Weibern hat, der hat's mit Karten! Wenn das wahr ist, so besitzt er morgen einen gespickten Beutel; mit dem geht er nach Amerika. Verliert er aber seinen Einsatz, so rinnt auch morgen noch Wasser den Strom herab. Der Böttcher lacht lustig auf. Es kann nicht fehlen — Eins oder 's Andere.

Für's Erste sucht er in der Stadt ein Weinhaus, da stärkt er sich zum Tagwerk; es wird sich weisen, was besser thut, die hölzernen Kartenblätter, um die er sonst die Reifen schlägt, oder die kleineren von Papier und mit den Figuren, die — umgekehrt, wie in der heiligen Ehe — des Nachts mit einander streiten und tagsüber friedlich neben einanderliegen.

Das Geld, mit dem Hans sein Weib erfreuen wollte, das legte er nun auf den Spieltisch. Er wagte frisch und keck und gewann. Um Mitternacht stand es so, daß er das kleine Wasser aufgeben und an das große denken konnte — an den atlantischen Ocean, an die Fahrt in's Amerika. Um ein Uhr konnte er sich am Missisippi, oder sonst wo ein beträchtliches Stück Land und einen Schock Neger kaufen, um zwei Uhr hatte er ein nettes Haus und war im Stande, eine Familie zu ernähren. Bei diesem Gedanken wirft er ein unrechtes Blatt aus — Gott Lob, die Familie wäre wieder weg. Etwas nach drei Uhr ist auch das Stück Land verspielt mitsammt den Negern, um fünf Uhr ist die Reise verscherzt — der letzte Groschen dahin.

Der Hans erhebt sich still und geht davon — geht dem Strome zu. In der Stadt beginnt bereits das Leben des Tages und Fuhrwerk und Menschen winden sich mühevoll durch die neugefallenen Schneemassen. Allerorts werden Schneeschaufler aufgenommen, auch der träge hinwatende Böttcher wird gefragt, ob er sich was verdienen wolle?

„Ich brauche nichts," murrt der Mann, dann bleibt er aber doch stehen und denkt: nun, ein paar Stunden früher oder später, darauf käme es jetzt nicht mehr an, den Gefallen könne er ja dieser Welt noch thun, und im Grunde: wenn er sich zu Tode schneeschaufelt, wie ganz anders wird das Begräbniß sein, als wenn ihn das Wasser auswirft. Was aber wird die Johanna sagen? „Hat der Narr aus Geiz sich zu Tod schneegeschaufelt," wird sie sagen. Wie anders, wenn sie sich vorhalten wird müssen: „Der arme Mann, ich habe ihn in's Wasser gehetzt!" Was das großartig ist! Nur lehnte sich gegen Letzteres sein Gewissen auf und erinnerte ihn an das ihre, das ihr auf lebenlang zurufen müßte: Du bist seine Mörderin! — Kannst du deinem Weibe als Erbschaft eine Hölle auf Erden hinterlassen? Kannst du das? — Nein. Er will schaufeln, das macht ihm Frieden und ihr keinen Unfrieden.

Er nimmt das Tagewerk an und in der Vorstadt beginnt er zu arbeiten, schaufelt an manchem Palaste vorbei und ahnt es nicht, daß Menschen darin leben, deren Unglück der Reichthum ist; schaufelt an mancher Hütte vorbei und ahnt es nicht, daß Menschen darin leben,

deren Unglück die Armuth ist. Ach, das Menschenherz! es muß eine Ausrede haben, daß es so unselig, so wahnwitzig, so friedlos ist, und nennt: Reichthum, Armuth, Knechtschaft, Freiheit, Einsamkeit, Ehe — was ihr wollt, es will eine Gelegenheit haben, unglücklich zu sein.

Der Hans schaufelt hinaus auf die Heide, umwirbelt vom Schneesturme, der hinter ihm den Pfad wieder verweht. Gestern ist der Mann denselben Weg gegangen, im Herzen ein Amerika, denn neben dem Elende da drinnen steht die Hoffnung, sie ist so grundlos vielleicht, wie die Verzweiflung, aber sie ist als Gegenwage da, damit Einer, der heute leidet, morgen noch lebt. — Der Hans hat diese Nacht mit dem letzten Kartenblatt das letzte Stück Hoffnung von sich geworfen; er wünscht nur noch Eins: recht bald nichts mehr von dieser traurigen Erde zu wissen. —

Da findet er unter dem Schnee plötzlich sein Weib liegen. Es war verschneit und verweht, es ist erstarrt und bewußtlos. — Jetzt wird's noch einmal warm in seiner Brust, er reißt sie empor, er schreit ihr den Namen „Johanna!“ zu.

Leute kommen zusammen und während sie beschäftigt sind, die Erstarrte in's Leben zurückzurufen, wird Hans es inne, was sie ihm ist. Er verspricht Dem, der ihm sein Weib wieder erweckt, all' seiner Hände Erwerb, so lange er lebt — und er schreit es zum stürmenden Himmel auf: er will noch lange leben! —

Sie ist gerettet worden. Die Retter haben auf den Lohn verzichtet, gingen heim und waren zufrieden mit ihrem Werke.

Hans und Johanna sind auch heimgegangen. Und daheim hat das Weib dem Manne versprochen: sie will ihn nicht mehr peinigen.

Daß sie am ersten und zweiten Tage gut war, fand der Hans ganz in Ordnung, daß die Stimmung auch am dritten Tage noch anhielt, überraschte ihn nach dem Vorgefallenen noch immer nicht; aber als die Woche verging, ohne daß Johanna auch nur den geringsten Streit vom Zaune brach, das wollte ihm — die Wahrheit zu sagen — schier unheimlich vorkommen.

Nun, er hat sich drein finden müssen und leicht und gern drein gefunden. Heute sind seit jener Zeit gerade vier Jahre vorbei — und das böse Weib ist noch immer gut.

D'rum lass' ich's drucken.

Aus heiterem Himmel.

Epigramme von Oscar Blumenthal.

Beim ersten Schritt.

Zur Wiege — nicht zum Grabe,
Wo Alles schon erreicht,
Gehört des Wunsches Gabe:
„Die Erde sei dir leicht!“

Die Mehrheit.

Seitdem bei Schiller ist zu lesen:
„Verstand ist stets bei Wen'gen nur gewesen,“
Vermeint die Mehrheit, wahnbethört, —
Daß sie zur Minderheit gehört!

Macht und Recht.

„Kraft meines Rechts“ ... kein sich'rer Hort;
„Kraft meiner Kraft“ ... ein Herrscherwort.

Die Arbeit.

Nur Arbeit hebt dich sanft hinweg
Aus dumpfem Welt-Verneinen:
Sie gibt der Stunde einen Zweck —
Hat auch das Leben keinen.

Reclame.

Auf der Reclame papiernem Pfad
Schreitet der Beifall vor der That.
Des Nachruhms wollten die Alten sich freuen,
Der Vorruhm ist die Erfindung der Neuen.

Wagner und Beethoven.

Wagner gleich Beethoven? — Mit Verlaub,
Ein Unterschied bleibt, ein schwerer:
Bei Beethoven war der Musiker taub,
Bei Wagner — werden's die Hörer!

Offenbach.

Wohl littet Ihr's, wenn er es wagte,
Die Bühne schamlos zu entweih'n.
Doch daß er Euch so sehr behagte —
Das konntet Ihr ihm nie verzeih'n!

Mimiser.

Herr Mimiser spielt stets zum Besten
Der Nothbedrückten fern und nah,
Und doch sagt Jeder, der ihn sah,
Von Gang und Mienenspiel und Gesten:
Herr Mimiser spielt nicht zum Besten.

Die deutschen Leser.

Das Volk der Dichter und der Denker...
So lassen wir uns gerne taufen.
Doch soll deshalb kein Dichter denken,
Daß wir uns seine Bücher kaufen.

Einem Humoristen.

Was er gezeigt an eig'nen Geistesblitzen,
Kein Leser hat es je belacht.
Sein Hauptverdienst liegt in den guten Witzen,
Die — And're über ihn gemacht.

Einem Vielschreiber.

Daß du nur schreibst, um Geld zurückzulegen,
Ist noch das Einz'ge, was ich achten kann:
Denn schriebst du, was du schreibst, der Sache wegen —
Auf welcher Stufe stünd'st du dann!

Der Stimmungspessimist.

Kannst du mit Andern denn nicht fröhlich sein?
Was mußt du grundlos foltern dich und quälen?
„Ach, Freund, du kennst nicht philosoph'sche Pein:
Mein Schmerz ist, daß zum Schmerz mir Gründe fehlen —
Mein Glück paßt nicht in mein System hinein!“

Darwinistenzweifel.

Es stammt der Mensch vom Orang,
Das lehrten Viele schon:
Doch wem gebührt der Vorrang?
Dem Vater oder Sohn?

Einem Prahler.

Wenn sich der Frosch zum Ochsen bläht,
Nun wohl, so mag das geh'n.
Doch, wer als Ochs schon vor uns steht,
Was braucht sich der zu bläh'n?

Auf mein Grab.

Nun bin ich ledig aller Erdenplag' —
Mich kann kein Glück, kein Hoffen mehr betrügen.
Und wenn einst naht der Auferstehungstag —
Ich bleibe liegen.

Bücher.

Steiermark im deutschen Liede. Eine poetische Anthologie, herausgegeben von Anton Schlossar. (Graz, Leykam-Josefsthal 1880.) — Wieder zwei Bände Local-Patriotismus? Und wenn es so wäre! Man weiß doch, daß der Local-Patriotismus in engem Sinne Heimatsliebe und im engsten Sinne Häuslichkeit bedeutet. Aus dem Hause aber wächst die Menschheit mit ihrer Cultur, aus der Heimat wächst der Staat mit seiner Macht. Fragt an, ob große Staatsmänner mit abstracten Plänen in aller Welt umherfaseln? Sie rechnen mit Dingen, die sind, sie concentriren sich, und aus dem Innern, aus dem Heimatsgefühle heraus wird ihre Politik groß und kosmopolitisch. Wer sein Vaterland ignorirt, um vom „Kosmopolitismus“ zu schwärmen, der kommt mir vor wie ein Mensch, der seine Mutter verläßt, um sich auf den Gassen mit fremdem Volke herumzutreiben. Die Allgemeinheit, die Versöhnung und allmälige Vereinigung der Völker auf Erden ist ein Ideal, dem wohl jeder Vernünftige anhängen muß; aber der gesammten Menschheit dient man am besten, nicht wenn man sich verflacht, sondern, wenn man sich auf das beschränkt, was man ist, wenn man das bringt, was man hat, wenn man auf seinem eigenen Boden nach neuen Schätzen gräbt, in seinem eigenen Garten Früchte züchtet, die vielleicht sonst nirgends wachsen und damit dem Allgemeinen ein Geschenk macht. Das ist jener Local-Patriotismus, durch den die Agricultur wie die Industrie, die Wissenschaft wie die Kunst universelle Bedeutung gewinnt.

Die Wissenschaft schon nennt man allgemein, um wie viel mehr erst ist es die Kunst, deren Heimat nicht der Verstand ist, sondern das Gemüth — das menschliche Herz. Und doch konnte ein Phidias nur in Griechenland meißeln, ein David nur im Judenlande Psalmen singen, ein Michelangelo nur in Italien seine Werke schaffen, ein Beethoven nur in Deutschland so componiren, wie er es gethan hat. Und — um zu uns zu kommen — würde die heutige Literaturwelt einen Björnson, einen Fritz Reuter, einen Auerbach, einen Anzengruber haben, wenn sie den Localton, die Localform verschmäht hätte? Jeder in sich abgeschlossene Charakter und jeder Himmels-

strich hat seine ureigenen Producte, auch in der Literatur. Wenn es Jedermann sammeln wollte, was er auf seinem Boden findet, wie würden wir allesammt reich sein!

Anton Schlossar sammelt die volksthümlichen Geistesschätze der Steiermark; er sammelte nun auch die Kunstdichtungen, die über Steiermark und seine Bewohner entstanden waren und die zum großen Theile bereits der Vergessenheit anheimzufallen drohten. Das wäre nicht bloß ein Verlust für Steiermark, es wäre ein Verlust für die Literatur im Allgemeinen gewesen. Die sich auf Steiermark beziehenden Dichtungen eines Anastasius Grün, Lenau, Hamerling, Baumbach, Hammer-Purgstall, J. G. Seidl, Julius von der Traun, wären freilich auch ohne diese Anthologie nicht verloren gegangen, hingegen mußten werthvolle Lieder von Stelzhamer, Holtei, Saphir, Castelli, Leitner, Puff, Kalchberg, Fellinger, Dirnböck, Kollmann, Prechtler, Kaltenbrunner, L. A. Frankl, Zusner, J. N. Vogl und Anderen bereits aus verstaubten Papieren hervorgeholt werden. Schätzenswerth sind auch die Beiträge neuer Poeten, als zum Beispiele: A. Schlossar, F. Hilarius, Schulheim, J. M. Tüchler, F. Marx, M. Kartsch, A. Leitner, A. Kienast, A. Weiß, F. Pichler, C. Bruch-Sinn, A. v. Hörmann, F. Tiefenbacher, C. Mautner u. A.

Für den Ethnologen und Philologen von vielem Interesse sind die ziemlich zahlreich vertretenen Gedichte in Volksmundart, welche den Unterschied des Dialektes darthun sollen, der in den verschiedenen Gegenden der Steiermark herrscht.

Da eine absolute Vollständigkeit einer solchen Sammlung ohnehin nicht zu erreichen ist, so hätte man allerdings eine etwas strengere Auswahl im Interesse des Buches wünschen mögen. Doch werden die zwei Bände, wovon der erste die Poesien auf Obersteiermark, der zweite jene auf Mittel- und Untersteiermark enthält, Den nicht abschrecken, der wissen will, was die Dichter über dieses und von diesem Lande zu sagen haben und wie sie sich von der Herrlichkeit der Alpen, von der Lieblichkeit der Weingelände, von der biederben Art der Bewohner begeistert haben zu Hochgesängen, wovon viele allerwärts ihre Geltung haben.

Eine werthvolle Beigabe zu diesem poetischen Werke ist der dem bekannten Schlossar'schen Fleiße entsprungene biographisch-literar-historische Anhang über nicht weniger als dreiundachtzig Dichter — ein kleines Werk für sich aus der steiermärkischen Literatur, deren Bedeutung durch Schlossar's Sammelwerk zu klarem Ausdrucke kommt.

P. K. R.

Liliput. Belletristische Miniatur-Bibliothek, herausgegeben von Maximilian Bern. (Münster, E. C. Brunn's Verlag.) Diese Sammlung belletristischer Originalien, von welcher jetzt zwei Bändchen vorliegen, erinnert nicht bloß durch ihre reizende Miniatur-Ausstattung an zierliche, glänzende Muscheln, sondern auch dadurch, daß sie manche Perle enthält. Eine solche ist vor Allem die originelle kleine Erzählung von Ada Christen: „Mama muß tanzen.“ Außer Bret Harte weiß nur Ada Christen Geschichtchen von dieser Art, so realistisch-ursprüngliche und dabei tiefsinnige, der Form nach scheinbar abgerissene, knappe, lakonische, und doch bis in's Kleinste fein und sorgfältig ausgeführte Skizzen zu geben. Auch sonst vereinigt der Herausgeber für sein Unternehmen eine Anzahl von distinguirten Mitarbeitern und gibt Prosa sowohl als Verse in geschmackvoller Auswahl.

R. H.

Aus heiterem Himmel. Gesammelte Epigramme von Oscar Blumenthal. (Bern und Leipzig, Georg Frobeen 1880.) Aus heiterem Himmel wahrhaftig, so unverhofft und überraschend, mitten in der harmlosesten Weihnachtsliteratur, wo man nichts Arges denkt, überhaupt nichts denkt, kommen diese Blitze herniedergefahren, sie schlagen in den Thepis-Karren, wie in die Tempel der bildenden Kunst und Musik, sie schlagen in die Kammer der Poeten, wie in das Nest des Philisters — sie treffen und zünden, aber sie tödten nicht.

Man findet so leicht nicht einen Sprühgeist, der schärfer zu spitzen und kecker zu zielen wüßte, als Blumenthal, den rücksichtslosen Satiriker an der Spree; aber zwischen den Zeilen steht überall zu lesen, daß es ihm nicht so ernst mit seinen Bosheiten gemeint ist. Jeder, über den sich ein guter Witz machen läßt, sei darauf gefaßt, daß ihm Blumenthal die Hand drückt und in den Finger kneipt. Mir hat das Büchlein eine köstliche Stunde bereitet; ich biete den Lesern dieses Blattes eine Probe daraus und habe weiter nichts mehr zu sagen.

R.

Sohr-Berghaus' Hand-Atlas über alle Theile der Erde. Neu bearbeitet von F. Handtke. 7. Auflage. Ausgabe in 100 Blättern. (Glogau, Carl Flemming 1879). Eines der beliebtesten und gewiß eines der schönsten und nützlichsten Studien, die das Volk, der Gebildete und wie der gemeine Mann betreibt, ist die Erdkunde, die Geographie. Dieses Studium wird zu einem wahren Genuß, wenn man es an der Hand guter, verläßlicher Karten führt. Es ist ein billiges, bequemes Surrogat des

Reisens. Ich muß mich wohl auch begnügen, meine Weltumseglung auf den Blättern des Handatlasses zu machen und ich begnüge mich gerne. Ich reise mit dem Sohr-Berghaus'schen Kartenwerke und kann diesen Atlas jedem Kartenfreunde wärmstens empfehlen. Die Zeichnungen sind präcise, der Druck ist überaus rein; die topographischen Karten sind nach den Vergleichungen mit allen mir sonst zu Gebote stehenden Atlanden sehr genau, die politischen Karten nach der neuesten Eintheilung. Besonders maßgebend scheinen mir bei einem solchen Werke die gewissenhaften und vollständigen Zeichnungen von Straßen, Canälen und Eisenbahnen, ich habe diesbezüglich in der neuesten Auflage des Sohr-Berghaus'schen Atlasses keinen Verstoß gefunden. Vier astronomische Karten mit Berücksichtigung der neuesten Entdeckungen leiten das Werk ein; dann folgen drei Karten über die Erdoberfläche mit der Uebersicht über die Meeresströmungen, dann kommt Europa mit 64 Karten, wovon nicht weniger als 33 auf Deutschland und Oesterreich fallen. (Letzteres erfreut sich einer besonderen Berücksichtigung.) Die übrigen Erdtheile mit 27 Karten befriedigen zu einer guten Uebersicht vollständig und erweitern sich bei besonders interessanten Theilen zu förmlichen Specialkarten. — Kurz, es ist ein vortreffliches Werk, welches man mit wahrem Vergnügen empfehlen kann. R.

„**Gedichte**" von Ferdinand Groß. (Leipzig, Heinrich Pfeil.) Ein kleines feines Bändchen im goldgepreßten Deckel und Goldschnitt, in reizender, allerliebster Ausstattung, ein echtes und rechtes Cadeau für den Toilettetisch in's Budoir einer modernen Dame, ist das sich so prächtig präsentirende Büchlein. Und so zierlich und duftig wie die Außenseite des Werkchens, ist auch der Inhalt. Namentlich die „Miniaturbilder", welche uns durch ihre genrebildartigen, oft wie goldiger Zauber dahinhuschenden zarten Gedanken, im besten Sinne an den großen Märchenerzähler Andersen und an sein „Bilderbuch ohne Bilder" gemahnen, sind wie fein ciselirte Arbeit eines Benvenuto Cellini . . . Auch in den epigramme ähnlichen „Splittern" findet sich manche Perle. „Du möchtest in der Welt was Rechts bekleiden," meint der Autor mit boshaft feiner Ironie, — „nimm eine Frau . . . Geholfen ist euch Beiden! . . ." Unstreitig hat sich der vor Jahren preisgekrönte Feuilletonist auch auf dem Gebiete der Poesie als feinsinniger Dichter documentirt, den namentlich eine ungekünstelte Eleganz des Denkens und der Form in hohem Maße auszeichnet. Wir empfehlen das Bändchen ganz besonders als Geschenk für junge Damen, als Beitrag auf ihr Necessaire-Tischchen etwa . . . E. K.

Mythen und Sagen aus dem steirischen Hochlande. Gesammelt und herausgegeben von Johann Krainz. 1. Heft. (Bruck a. d. Mur. Carl Jilg, 1880.) Seit einiger Zeit sind in Steiermark verschiedenerlei Kräfte thätig, um die Schätze der Poesie, an welchen dieses Alpenland so reich ist, zu heben, zu sammeln und vor die Oeffentlichkeit zu bringen. Unter diesen Bestrebungen eine zu beachtende ist die Krainz'sche Herausgabe steirischer Mythen und Sagen. Dankenswerth ist die Zusammenziehung des Stoffes aus verschiedenen älteren Werken und Zeitschriften, aber noch weit willkommener sind die directe aus dem Volksmunde geschöpften Legenden und Erzählungen. Manche der hier gebotenen Sagen kann allerdings weder auf poetischen Reiz, noch auf große Originalität Anspruch machen, hingegen liegt in denselben häufig historischer Werth, der bei dem großen Mangel an geschichtlichen Urkunden in der oberen Steiermark hoch geschätzt werden muß. In Bezug auf die Form wäre dem verdienstlichen Herausgeber zu rathen, sich etwas weniger gewissenhaft an die Schemen zu halten, sondern den gediegenen Inhalt durch eine warme und charakteristische Darstellungsweise dem Lese-Publikum noch begehrenswerther zu machen.

„**Die Donau von ihrem Ursprung bis an die Mündung**" von Alex. F. Heksch, Wien, A. Hartleben's Verlag (in 25 Lieferungen.) Von diesem durch uns bereits wiederholt erwähnten Werke liegen bis heute 12 Hefte vor. Das Buch hält sich getreu innerhalb des Rahmens des Programmes und ist demnach kein geographisches Werk im engeren Sinne des Wortes, sondern ist auf Ethnographie, Geschichte, Sage und Dichtung, welche sich an den Donaustrom knüpfen, das Hauptgewicht gelegt. Diesem textlichen Inhalt schließt sich ergänzend die Illustration an, welche in zweihundert eigens für dieses Werk ausgeführten Abbildungen uns alles Sehenswerthe längs des Donaustromes vorführt. Jedem der bisher erschienenen Hefte ist ein Vollbild in schönem Druck auf separatem Carton beigefügt. Wer sich über Land und Leute, Sehenswürdigkeiten und geschichtlich denkwürdige Orte längs der Donau informiren will, dem ist dieses Buch ein willkommenes Vademecum, denn was der Leser sonst kaum aus einer Bibliothek von einschlägigen Büchern erfahren könnte, das hat der Verfasser mit großer Mühe und Sammelfleiß zusammengetragen, so daß sogar Derjenige, welcher die Donau-

fahrt selbst macht, dieselbe am besten an der Hand dieses Werkes unternimmt; Demjenigen aber, der sich nur im Geiste auf die Reise begeben kann, dem ist das Buch der möglichst vollkommene Ersatz, soweit letzterer überhaupt möglich ist.

Im Verlage von Julius Klinkhardt in Wien und Leipzig erscheint in III. Auflage **Frühlingsnächte in Salamanca** von Johannes Nordmann. Ein Geist und Herz erfrischendes Buch, wie man es sich zu allen guten und trüben Stunden nicht lustiger und anregender wünschen kann. Diese literarische Erscheinung gewinnt noch dadurch ein specielles Interesse, daß in einer Polizei-Novelle als Einleitung die Schicksale des geistvollen Werkes, das bei einer zweiten Veröffentlichung als „Opfer des Concordats" fallen sollte, wahrheitsgetreu und mit Humor erzählt werden.

Ferner dem „Heimgarten" zugegangen:

Westermann's Illustrirte deutsche Monatshefte, herausgegeben von F. Spielhagen. Jännerheft 1880. (Braunschweig, G. Westermann.)

Deutsche Rundschau, herausgegeben von Julius Rodenberg. Jännerheft 1880. (Berlin, Gebrüder Paetel.)

Kosmos. Zeitschrift für einheitliche Weltanschauung auf Grund der Entwicklungslehre in Verbindung mit Darwin und Haeckel. Dezemberheft, 1879. (Leipzig, Ernst Günther.)

Deutsche Revue über das gesammte nationale Leben der Gegenwart, herausgegeben von Richard Fleischer. 4. Heft, 4. Jahrg. (Verlag von Otto Janke, Berlin.)

Deutsche Rundschau für Geographie und Statistik. Herausgegeben von Dr. Karl Arendts. 4. Heft, 2. Jahrg. (A. Hartleben's Verlag in Wien.)

Neueste Erfindungen und Erfahrungen auf den Gebieten der praktischen Technik, der Gewerbe, Industrie, Chemie, der Land- u. Hauswirthschaft. 1. Heft, 7. Jahrg. (A. Hartleben, Wien, 1880.)

Deutsches Familienblatt. Eine illustrirte Wochenschrift. Numero 1—2. (Berlin, J. H. Schorer.)

Die Literatur. Centralorgan für das literarische Leben der Gegenwart, herausgegeben von Max Stempel. (Hofmann, Berlin.)

Johann Ritter von Kalchberg's gesammelte Schriften. Herausgegeben von Dr. Anton Schlossar. 3. und 4. Band. Mit dem Bildnisse von Kalchberg's und einem Facsimile. (Wien, W. Braumüller, 1880.)

Das Lied von der Gottesminne. Aus dem Mittelhochdeutschen übertragen, mit Einleitung versehen von Dr. Karl Siegen. (Sondershausen, Max Faßheber, 1879.)

Das Protoplasma als Träger der pflanzlichen und thierischen Lebensverrichtungen. Für Laien und Fachgenossen dargestellt von Dr. Johannes von Hanstein. (Heidelberg, C. Winter's Univ.-Buchhandlung, 1880.)

Die romantische Schule in Deutschland und Frankreich von Dr. Stephan Born. (Heidelberg, C. Winter's Univ.-Buchhandlung, 1879.)

Die Anfänge des Christenthums in der Stadt Rom. Von K. Schmidt. (Heidelberg, C. Winter's Univ.-Buchhandl., 1879.)

Postkarten des Heimgarten:

S., Wien: „Uebung macht den Meister seit seiner Jugend beißt er", sagen Sie von einem Kritiker. Wir bissen Ihre eingeschickten bösen „Epigramme" auch gerne, aber Ihr bescheidenes Begleitschreiben hat uns den Giftzahn ausgebrochen.

Frau R. Dr. A. Brehmer, Lübeck: Herzlichen Dank für Ihren schönen „Weihnachtsgruß dem Dichter". Es ist sein Lieblings-Festlied geworden.

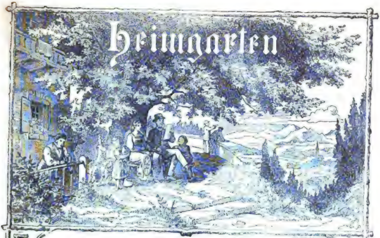
M. M., Wien: Ueber das in den Postkarten des vierten Heftes, IV. Jahrgang, gegebene Räthsel gingen uns nur zwei richtige Lösungen zu. Bitten um Entschuldigung, daß die Auflösung geradezu „Spitzbube" heißt.

M. L., Wien: Sie drohen uns, wenn wir Ihre Arbeiten nicht sofort zurückgeben, mit weiteren Einsendungen. Gnade! Sie sollen Ihre Sachen auf der Stelle haben.

B. H. Weiz: Fast schillerisch schwungvoll. Versuchen Sie es einmal mit neuem Stoffe. Gruß.

A. T. Köflach: Von sechzehn Tanznummern neun ausländische Tänze sind für einen „gemüthlichen Steirerabend" um neun ausländische Tänze zu viel.

Druck von Leykam-Josefsthal in Graz. — Für die Redaction verantwortlich P. K. Rosegger.



Heft 6. März 1880. IV. Jahrg.

Der schwarze Robert oder: Meine Frau und ich.

Eine Novelle von Emil Cohnfeld.

Die letzten Strahlen der heißen August-Sonne waren hinter dem Horizont verglüht; graues, regnerisches Abendgewölk....

Soweit war ich im Schreiben meiner Erzählung gekommen, als ich unterbrochen wurde. Ein süßer, kleiner, weicher Arm schlang sich um meinen Nacken, ein blondwelliger Kopf lehnte sich über meine Schulter, zwei herzige, kirschrothe Lippen drückten einen Kuß auf meinen bärtigen Mund und eine silberne Stimme tönte mir freundlich zu: „Was willst Du denn da schreiben, Männchen?"

Es war meine Frau. Mein herziges, liebes, kleines Weibchen! Wer empfunden hat, wie es thut, wenn man auf diese Weise gestört wird, der wird begreifen, was meine Antwort darauf war. Ich warf die Feder auf's Papier, daß sie einen großen, häßlichen Klecks machte, den ich für mein Leben gern hier hätte mit abdrucken lassen, da er ja in all' seiner Häßlichkeit so viel mehr reizende Poesie meiner Gegenwart umfaßte, als ich je niederzuschreiben vermöchte — ich warf also die Feder auf's Papier, ließ Arbeit Arbeit sein, umschlang mein Weibchen mit beiden freigewordenen Armen, erwiderte herzhaft ihren Kuß und sagte, da mir gerade nichts Anderes einfiel: „Du mein süßer, kleiner Engel!"

Sie fühlte sich ungemein geschmeichelt. Denn, im Grunde genommen, war die Sache ein kleines Experiment von ihr gewesen, das ihr höchlichst zur Zufriedenheit geglückt war, und darüber freute sie sich sehr. Solche Experimente machen junge Frauen gern. Sie hatte versuchen wollen, wie wirksam ihre liebliche Gegenwart wohl in's Gewicht falle gegenüber den gefährlichsten beiden Gegnerinnen, welche ein junges Weib bei ihrem Manne zu fürchten hat: Arbeitszeit und Conferenz mit Gedanken aus höheren Regionen. Und das war außerordentlich

Digitized by Google

glatt gegangen. Als sie sich mit ihrer reizenden Kußüberraschung auf die eine Schale meiner Sympathiewage gesetzt, war die andere Schale, die mit der Muse, so flink in die Höhe geschnellt, daß die rivalisirende Jungfrau Apollo's hinauf geflogen war bis zu ihrem entfernten Herrn und Meister, oder auch zu allen Teufeln, da ich mich in dem Augenblicke durchaus nicht darum scheerte, wohin sie kam.

Nachdem meine Frau die Sache auf diese Weise höchlichst zu ihrer Zufriedenheit erledigt sah, that sie ganz unschuldig, als ob gar nichts vorgefallen sei und fragte unbefangen:

„Störe ich Dich, Männchen?"

„Nein, meine liebe Laura!" Ich log damit meiner Frau entschlossen vor, daß sie mich nicht störe, womit ich natürlich eine ganz ungemein große Lüge sagte. Denn solch' eine Frau mit ihrem Kommen und ihrem Kuß sollte mich nicht stören! Blicken Sie nicht mit wahrhafter Entrüstung auf solch' eine Zumuthung, schöne Leserin? Viel schmeichelhafter und dazu wahrheitsgetreuer wäre es gewesen, wenn ich gesagt hätte: Ei, freilich, störst Du mich, so ungemein wie nur irgend Etwas in der Welt mich stören könnte! Aber dann hätte sie mir einfach beinahe die Augen ausgekratzt oder sie hätte mindestens einen halben Tag lang geschmollt, was bekanntlich noch schlimmer ist. Frauen ziehen eben eine galant klingende Unwahrheit einer ungalant klingenden Wahrheit vor, auch wenn diese eine wirkliche Galanterie enthält.

Da meine Frau erreicht hatte, was sie erreichen wollte, nämlich mich zu stören und dabei die Versicherung zu erhalten, daß ihre Gegenwart ein unbedeutendes Etwas sei, welches mir keine Störung verursache, hielt sie die Angelegenheit für genügend erledigt und ich würde nun wahrscheinlich zu meiner Augustsonne haben zurückkehren können, wenn nicht Laura's Blick, der wie ein revidirender Feldherr noch einmal prüfend über den Schauplatz ihrer siegreichen Action schweifte, dabei wieder auf mein Papier und den spannenden Anfang meiner Erzählung gefallen wäre. Nach dem weisen strategischen Grundsatz, daß es nicht genüge, einen Sieg nur zu erkämpfen, sondern daß die Hauptsache sei, ihn auch gründlich auszunutzen, beschloß sie, noch nicht so ohne Weiteres von mir abzulassen und wiederholte, nach einem Augenblick des Nachdenkens, leicht hingeworfen ihre Frage: „Was schreibst Du denn da, Männchen?"

Nun muß auch ein geschlagener Gegner noch verstehen, schnell seine Truppen wieder zu ordnen nnd Stellung zu nehmen, um sich nicht vom Sieger ganz aufreiben zu lassen. Ich nahm mich also zusammen, formirte aus den mir augenblicklich gebliebenen Hilfsmitteln rasch ein Artilleriecorps schweren Geschützes und feuerte gleich als ersten Vertheidigungsschuß ein Sprenggeschoß größten Calibers ab in der Antwort: „Eine Spukepisode, eine Schauergeschichte, liebe Laura!" Denn meine Frau ist nämlich, gottlob, graulich und hat mit Spukgedanken nicht gern zu thun.

Als ich den „Schwarzen Robert" begann, war ich mir zwar noch nicht recht klar gewesen, ob ich ihn komisch oder schauerlich behandeln würde. Der Stoff, der in einigen vergilbten Actenstücken aus dem Archive einer mir befreundeten, altadeligen Familie vor mir lag, war sehr interessant, aber war so spukig-abenteuerlich, daß man die Sache sowohl ernst, wie auch, in Anbetracht unserer höchst aufgeklärten Zeit, satyrisch lustig behandeln konnte. Ich hatte eigentlich Anwandlung gespürt, dem Letzteren den Vorzug zu geben — aber nun kam meine Frau, welche sich ungemein gern über lustige Geschichten amusirt und die mir gewiß nicht von der Seite gegangen wäre, wenn sie gehört hätte, daß ich eine fröhliche, heitere Geschichte nach ihrem Geschmack zu produciren

im Begriff sei. Das wäre nun zwar eine höchst angenehme Gesellschaft gewesen; da ich aber die selbstverständliche Schwäche besitze, an der Seite meines Frauchens mich nicht in anderweitige Thätigkeit als diejenige des Kosens und der Galanterie vertiefen zu können, was mir sicherlich weder Männlein noch Fräulein unter meinen liebenswürdigen Lesern verdenken wird, so wäre der Schwarze Robert entweder ungeschrieben geblieben, oder ich mußte mich entschließen, ihn in's „Grauliche“ hinüber zu spielen. Ich entschloß mich also rasch hierzu, zog in Gedanken dem Schwarzen Robert ein entschieden schauerliches Gewand seiner eigenen Farbe an und hielt ihn meiner Frau als ein freundliches „apage angele!“ entgegen. Nun konnte ich ihn doch wenigstens schreiben, wenn auch traurig!

Aber die Arithmetiker, die schon alles Mögliche und Unmögliche zu berechnen erfunden haben, sind uns leider die Kunst, die Frauen zu berechnen, noch schuldig geblieben. Ich merkte dies allsobald auf's Neue, denn ich ward zu meiner Ueberraschung inne, daß ich die Rechnung wieder einmal ohne den Wirth oder vielmehr ohne die Wirthin gemacht hatte. Meine Frau sagte nur: „Hu, eine Schauergeschichte! Da ist es nur gut, daß es nicht Abend ist, sonst graulte ich mich und bliebe nicht bei Dir, sondern liefe fort und schlösse mich in mein Zimmer ein! So aber werde ich mich zusammennehmen und bei Dir bleiben! Weil es so lieb und gut von Dir ist, daß Du so etwas Grauliches bei Tage vornimmst, nicht Abends, wo ich gern neben Dir sitze! Das fordert eine Belohnung: schreibe nur weiter, ich setze mich hier auf's Sopha und sticke!“

Ich bekam noch einen Kuß als Extragratification und setzte mich mit etwas langem Gesicht zur Arbeit nieder, während meine Frau mir gegenüber auf dem Sopha Platz nahm und emsig mit der großen, blanken Nadel durch die Stickerei dahin huschte. Sie mußte mir jedesmal in's Auge fallen, wenn ich dasselbe auf einem Moment vom Schwarzen Robert erhob, um mir vom leeren Raum vor mir Raths zu erholen. Das war nun unstreitig eine höchst anmuthige Ausfüllung des leeren Raumes, der sonst nur mit Schauergedanken aus dem dreißigjährigen Kriege angefüllt war — aber — merkwürdig! — unsere physikalischen Gesetze sind so wunderbar durchgreifend, daß sie manchmal sogar auch auf das rein Geistige, nicht nur auf das Materielle Anwendung finden. Zum Beispiel das Gesetz von der Undurchdringlichkeit. „Der Raum, welcher von einem Dinge eingenommen wird, kann nicht gleichzeitig von einem anderen Dinge eingenommen werden.“ Und siehe da: Seit der leere Raum vor mir, aus dem ich mir meine Gedanken zu holen pflegte, von dem reizenden jungen Dinge eingenommen war, das dort auf dem Sopha saß und stickte, schienen in demselben die Dinge aus dem dreißigjährigen Kriege gar keinen Platz mehr zu haben, mit denen er angefüllt gewesen und die ich mir aus ihm herzuholen gedacht hatte!

Indeß nahm ich mich zusammen und sagte mir: Du wirst den leeren Raum vor dir bis auf günstigere Situation als neutrales Gebiet betrachten und dich vorläufig mit dem begnügen, was du vom Schwarzen Robert schon im Kopf hast. Es ist ja Zeit, daß Du endlich zu der Geschichte selbst kommst — — ich schrieb also. Und damit gehe ich zum Anfang meiner Erzählung über.

Die letzten Strahlen der heißen Augustsonne waren hinter den Horizont verglüht, graues, regnerisches Abendgewölk war heraufgezogen und in dem alten Schlosse der gräflich Markheim'schen Familie, dem Schauplatze, auf welchem sich die nachfolgenden merkwürdigen Ereignisse abspielten, wisperten sich die Diener,

Knechte und Reisigen in allen halbdunklen Gängen und Kammern allerlei noch viel dunkleres Getuschel zu. Es waren seit dem gestrigen Tage auf dem Schlosse Dinge vorgegangen, welche selbst in jenen rauhen, wenig empfindsamen Zeitläuften wohl geeignet waren, die Angehörigen des Schlosses in Schrecken, die ganze Umgegend in neugieriges Staunen zu versetzen. Heut Mittag hatte in der Capelle des Hauses die feierliche Vermälung des jungen Grafen Otto von Markheim mit dem reichen Edelfräulein Margarethe von Sorbenna stattfinden sollen, welche hochgeborene junge Braut, aus italienischem Adelsgeschlecht entstammt, aus geheimem Grunde und ganz gegen Gebrauch und Herkommen, zu diesem Zweck schon seit einigen Wochen als Gast auf dem Schlosse geweilt hatte, anstatt, wie Jedermann erwarten durfte, auf ihren eigenen Gütern des Bräutigams zu harren, um, nach dort vollzogener Vermälung, von ihm heimgeführt zu werden. Sie war allein gekommen, mit einer einzigen alten Dienerin, weder von Eltern noch von Angehörigen ihrer Familie oder auch nur einer Dame ihres Standes begleitet. Geheimnißvoll war sie gekommen, Abends in einem dichtverschlossenen, schwerfälligen, alten Reisewagen, der sofort ohne sie wieder von dannen fuhr, Niemand wußte wohin. Sie war bleich und schwermüthig mit ihrer alten Dienerin ausgestiegen und hatte sich auf ihre Zimmer führen lassen, ohne weder den jungen noch den alten Grafen, die Wirthe des Hauses, zu begrüßen, und drei Tage lang hatte sie Niemand von der Dienerschaft mit Augen gesehen. Als sie aber dann, am vierten Tage, sich außerhalb ihrer Gemächer blicken ließ, da sah man freilich ganz Anderes als man erwartet hatte. Die bildschöne, junge Dame erschien nicht mehr schwermüthig und bleich, sondern rosig in frischester Jugendlichkeit, von lebhaftem, heiterem Temperament und sich fröhlich ergehend in den Festen, welche die Grafen Markheim ihr zu Ehren veranstalteten.

Seitdem waren Wochen vergangen und es war längst kein Geheimniß mehr, was die junge Dame hergeführt; der Tag ihrer Vermälung mit Otto von Markheim war festgesetzt, es war bekannt geworden, daß die jungen Verlobten einander schon seit Jahren kannten und liebten, eitel Lust und Freude herrschte auf dem Schlosse und nur Margarethen's Dienerin, ihre alte Amme, wie man gehört hatte, schien nicht von der allgemeinen Fröhlichkeit mitergriffen. Schwermüthig und still schlich sie unter all' den heiteren Gesichtern einher und schüttelte nur stumm das wohlwollende greise Haupt, wenn man sie hie und da gutmüthig fragte, weshalb denn gerade sie die frohe Stimmung Aller nicht theile.

So hatten die Sachen gestanden, als plötzlich der heutige Morgen, der Morgen des Hochzeitstages, einen grausigen, schrecklichen, unerklärbaren Riß in das schöne Gemälde gebracht hatte. Jammergeschrei und Entsetzensrufe waren aus dem Zimmer des jungen Grafen Otto von Markheim erschallt, als Morgens der Diener es betreten, um der Glocke zu folgen, die ihn hineingerufen hatte. Laute Ausbrüche der Verwunderung und des Schreckens waren gleichzeitig aus den Zimmern der schönen Margarethe erschallt, als eine der Mägde das Schlafgemach betreten hatte, um der Dame zu melden, daß es Zeit sei, sich zu erheben, um an die Toilette für den festlichen Tag zu gehen. Alles stürzte herbei und sah das Wunderliche und das Entsetzliche, das geschehen! Margarethe v. Sorbenna war verschwunden, fort sammt ihrer greisen Dienerin, ohne daß man begriff, wie und wohin sie geflohen. Ihre Gemächer waren verschlossen, wie stets zur Nachtzeit, noch angefüllt mit den umherliegenden Prachtgewändern, welche am heutigen Tage die Braut

schmücken sollten, aber ohne jede Spur von ihr selbst oder ihrer Dienerin. In seinem fernen Zimmer aber lag Otto v. Markheim, der stattliche, männlich schöne, junge Bräutigam todt auf seinem Bett, ermordet von fremder Hand — schon angethan mit allem Festschmuck der heutigen Feier, aber todt; der starke, jugendkräftige Mann, nicht etwa getödtet durch eine heimtückische, hinterrücks angewendete Waffe, sondern überwältigt im Kampf mit einer stärkeren Hand, die Arme gebunden mit der herabgerissenen seidenen Schärpe des Ermordeten, die Halskrause zerzaust wie im wilden Ringen, sein eigenes Schwert in der blutigen Brust, vom Todesstoß getroffen, nachdem man ihn zur Wehrlosigkeit geknebelt.

So nahe es gelegen hätte, das Verschwinden Margarethens und ihrer Dienerin dahin mit der schrecklichen That in dem Zimmer Otto v. Markheims in Verbindung zu bringen, daß man in den beiden Entflohenen oder vielleicht in der Einen von ihnen die Mörderin sah, welche, wenn auch aus vollkommen unbegreiflichem Motive, dem jungen Grafen das Leben geraubt, so sprach doch Ein Umstand dagegen, der selbst dem beschränkten Verstande einer Dienerschaft und Bevölkerung der damaligen Zeit sofort einleuchten mußte. War es denkbar, daß ein heiteres, lebensfrohes junges Mädchen, eine zarte, zierlich-schöne Gestalt wie die Margarethens, auch nur physisch im Stande hätte sein sollen, den kräftigen jungen Ritter im Ringen zu überwältigen, zu fesseln?

Das war unmöglich, — der alten schwachen Greisin, welche die Kräfte hierzu noch weniger besaß, gar nicht zu gedenken!

Es mußte also eine andere, wohl gar mehrere Personen den Mord verübt haben, — wie das Verschwinden der beiden Frauen hierzu in Beziehung stand, war zunächst in keiner Weise ersichtlich. Der Einzige, der in dieser Hinsicht vielleicht eine Vermuthung hätte hegen können, Otto's Vater, der alte Graf Markheim, bewahrte darüber ein tiefes, geheimnißvolles Stillschweigen. Er erschien düster, aber gefaßt, beinahe zu gefaßt für einen Vater bei so schrecklichem Tode des hoffnungsvollen, einzigen Sohnes — er benahm sich indeß so ernst würdevoll, so ersichtlich in tiefgefühltem, aber festverhaltenem Schmerz, daß ein Verdacht, der vielleicht hätte aufkommen können: er selbst sei schuldig oder mitschuldig an dem, was geschehen, auch in dem Kopfe keines, wenn auch noch so bös-geschwätzigen Zuträgers der Frau Fama sein Entstehen fand.

So war der Abend des schrecklichen Tages hereingebrochen, der ein Hochzeitstag hatte sein sollen und zu so schauerlichem Todestag geworden war, als . . . .

eine plätschernde Wasserfluth über mein Papier hinströmte, Tinte und Schrift verwischte, sich schwärzlich gemischt vom Schreibtisch herab auf meinen Schooß ergoß, und nebst einem hellen Klirren ein lauter Schrei meiner Frau mich aus meinem Sinnen aufschreckte.

Entsetzt sah ich empor und blickte verstört meine Frau an, noch ganz unfähig mich soweit zu sammeln, um wahrzunehmen was denn eigentlich geschehen sei und was ich thun solle.

Meine Frau stand vor mir, erzürnt, naß, die Stickerei in der Hand, in höchster Aufregung.

„Aber, Mann, hilfst Du mir denn gar nicht, bist Du von Stein!" schrie sie und Thränen stürzten ihr aus den Augen, während sie die Stickerei hoch hielt, wie um sie vor dem Ertrinken zu schützen.

Mir wurde erst allmälig klar, wie es um mich her aussah. Meine Schreiberei war naß, ich war naß, meine Frau war naß, ihre Stickerei triefte und auf dem glattpolirten Tisch zwischen mir und meiner Gattin lag eine Menge Wassers nebst vielen Glas-

scherben und zwei zappelnden Goldfischchen.

Ich strich mir über die Stirn und fragte ziemlich erschrocken: „Was ist denn nur los?“

„Hilf mir doch, Du gleichgültiger Mann!“ jammerte meine Frau weinend: „Nimm mir die Glasscherben ab, ich fürchte mich, ich kann mich ja nicht rühren, ohne mich zu schneiden!“

Ich sah jetzt erst, daß meine Frau wie zum Schmuck mit mehreren funkelnden Glasstücken besetzt war, die in den Falten ihres Kleides und in der Stickerei hingen. Ich entfernte den unwillkommenen Zierrath, so gut es ging, wobei ich mich nur in Einen Finger stach (leider war es gerade der Zeigefinger der rechten Hand, also der Schreibfinger!) entfernte schurrend die Glasstücke, die zu ihren Füßen lagen, und fragte, noch immer etwas verwirrt: „Was hast Du denn nur gemacht?“

„Die Goldfischschale ist umgefallen — — meine schöne Stickerei!“ jammerte Laura und putzte kläglich an dem nassen Werk ihrer Nadel, um es von Glas und Wasser zu reinigen.

„Die Goldfischschale — umgefallen —? Nein so was ..... wie ist denn das nur gekommen?“ fragte ich verblüfft.

„Ganz verdorben ist sie!“ klagte Laura weinend und meinte damit ihre Stickerei: „Ich muß sie von vorn anfangen, und nun werde ich nicht mehr damit fertig! Ich hatte sie Dir zum Geburtstag bestimmt!“

„Nun, da bist Du um so fleißiger und schaffst es dennoch fertig bis dahin,“ suchte ich zu beschwichtigen.

„Fleißiger sein! Läßt mich denn die Wirthschaft dazu kommen?“ weinte Laura außer sich. „Das soll also gewiß heißen, daß ich Dir nicht fleißig genug bin, Du meinst, daß ich müßig gehe, und ich gebe mir doch so große Mühe, Dir Alles recht zu Dank zu machen! — Nein, nein, nun werde ich nicht fertig damit ..... aber Dir ist es ja auch gleichgültig, wenn mir eine so große Freude verdorben wird! Du wolltest doch so gern solch' ein Kissen haben! Ach Gott, die schöne Seide! Muß mir auch die unselige Goldfischschale diesen Streich spielen!“

„Ja!“ klagte ich mitfühlend, „es ist jammerschade! Daran ist das Mädchen schuld: weshalb stellt sie auch die Schale so unsicher hin!“ (Denn ich sagte mir: wozu ist sie denn Mädchen für Alles, wenn nicht auch dafür, bei solchen Gelegenheiten der Blitzableiter zu sein!)

Aber Laura dachte anders. „Das Mädchen? Du schlechter Mann, Du hast heut eben durchaus den Wunsch, mit mir zu zanken!“ klagte sie. „Was kann denn das Mädchen dafür: ich habe ihr ja gesagt, daß sie die Schaale hieherstellen solle, und sie stand auch ganz fest!“

„Ganz fest? Ja, wie ist sie denn da umgefallen?“ fragte ich naiv.

„Ich habe sie umgestoßen, und daran bist nur Du schuld!“ weinte Laura.

„Ich?!!“

„Ja! Ich beugte mich vor, um Dich so recht liebevoll anzublicken, wie Du es immer so gern hast, und dabei habe ich sie umgestoßen!“

„Ach so!!“ —

Ich sagte weiter gar nichts, sondern suchte meine Frau durch Freundlichkeit und Hilfeleistungen zu beruhigen, und dann gingen wir Beide an das Curiren des Schadens. Ich zog mich um, meine Frau zog sich um, die nasse Stickerei wurde versuchsweise zum Trocknen aufgehängt und das Zimmer von Glasscherben, Wasserfluth und Goldfischchen gesäubert. Dabei fiel mir plötzlich der schwarze Robert wieder ein und halb angekleidet stürzte ich an mein Schreibpult, um nach ihm zu sehen. Er schwamm! Außerdem war die Schrift zu einer blauwolkigen düsteren Fläche verwischt, denn das vorsorgliche Mädchen für Alles hatte emsig mit einem zusammengeballten

Tuch darauf getupft, um ihn zu trocknen. Ich konnte ihn nicht aufhängen wie die Stickerei — aber trocken hätte ich ihn wirklich gern gehabt, denn wenn das Papier nicht gerade aufweichte, blieb doch wenigstens die Schrift erhalten.

Ich drückte also das Manuscript, so gut es ging, zwischen Löschblättern ab und breitete die einzelnen Papiere zum Trocknen auf dem Schreibpulte aus. Dann ging ich wieder zu meiner Frau.

Sie hatte Kopfschmerzen. —

Leser, weißt Du was das sagen will? Kopfschmerzen einer jungen Frau sind der zweite Grad in einer Steigerung, welche lautet:

1. Grad: böse sein,

2. Grad: Kopfschmerzen,

3. Grad: Weinkrampf, welcher in anomalen Fällen — denn in welcher Grammatik kämen nicht Unregelmäßigkeiten vor, zumal in der unberechenbar unregelmäßigen Gefühlsgrammatik einer jungen Frau! — welcher also in anomalen Fällen auch lauten kann: in Ohnmachtfallen oder: von Barbar und Unglücklichsein phantasiren mit obligatem Händeringen. — Kopfschmerzen sind das Visir, welches die Frau eisern niederschlägt, wenn ihr Mann sich unterstanden, den Fehdehandschuh, den ihre gekränkte Empfindsamkeit ihm hingeworfen, aufzuheben, oder auch nicht aufzuheben, und es nun zum ehelichen Turnier geht, oder auch es nicht dazu geht. — Kopfschmerzen sind der Entoutcas, den die Frau aufspannt gegen den Gewitterregen alles Aergers, den der Mann äußern könnte, aber nun lieber hinunterschlucken muß; wie gegen alle Sonnenstrahlen seiner Freundlichkeit, die von diesem medicinischen Schirm der leidenden Gattin abblitzen, wie Schießbaumwolle von der bloßen Hand: ohne sie zu versengen. — Kopfschmerzen einer jungen Frau endlich sind ein Leiden, von welchem weniger der Frau als vielmehr dem Manne der Kopf weh thut. O weibliche Kopfschmerzen! ....

Unter den vielen Mitteln dagegen, welche sämmtlich nicht's helfen, ist ein besonders häufig angewendetes auch: Luft. Nämlich, daß der Mann an die Luft geht. Da dieses Medicament jedoch, pure angewendet, für den zarten Geschmack einer jungen Frau viel zu bitter sein würde, so muß sie, wie Chinin, in eine möglichst süße Enveloppe eingekleidet werden. Die Medicin nämlich, — das Frauchen muß in Seidenpapier eingewickelt werden! Man nimmt als Enveloppe am besten den plötzlichen Einfall: „Ei der Tausend, ich wollte Dir doch schon immer das und das mitbringen, das könntest Du gerade morgen brauchen, und da ich eben so wie so einen Geschäftsgang vorhabe, werde ich es doch gleich besorgen!“

Dann geht man, nach einem freundlichen, aber unbefangenen und nicht zu intensiven Adieu (da ein solches bei Kopfschmerzen leicht zu gefährlichen Controversen führen würde) hinweg, bleibt etwas lange fort und kommt mit dem bewußten das und das möglichst ohne merkbare Befangenheit wieder. Das Mittel ist ganz probat und hilft regelmäßig nichts. —

Was mich betrifft, so wählte ich Apfelsinen. Es waren die ersten im Jahr und meine Frau ißt sehr gern Apfelsinen. Zudem waren sie noch ziemlich theuer und es war mir daher gestattet, in ihnen diejenige Wahl zu treffen, die ich zur Fünfzehn-Pfennig-Zeit der Orangen nicht hätte treffen dürfen, ohne mich großen Unannehmlichkeiten in Gestalt der Frage auszusetzen, ob ich etwa glaube, mein Unrecht „damit“ wieder gut machen zu können! — Ich kaufte also drei sehr schöne Apfelsinen und ließ mir gleichzeitig vom Apotheker ein Stück Englisch-Pflaster auf den Schnitt in meinem Zeigefinger kleben, der mich schmerzte. Zu Hause wieder angekommen, legte ich die Apfelsinen

triumphirend vor meiner Frau nieder, die, den Kopf aufgestützt, leidend an einem Tische saß, und wartete lächelnd ab, was sie sagen werde.

„Jesus!“ schrie sie entsetzt auf, ohne die Apfelsinen zu beachten: „Was hast Du denn an Deinem Finger?“

„Nichts, gar nichts, liebes Kind!“ beschwichtigte ich lächelnd: „Ein kleiner Schnitt — — sieh' doch die schönen Apfelsinen, die ich Dir mitgebracht habe!“

„Du hast aber ein Pflaster darauf?!“ jammerte meine Frau ängstlich und betrachtete meinen Zeigerfinger mit einem Entsetzen, als sei er ein Abbild des Grausens.

„Nur zum Schutz, nur zum Schutz, mein Engel!“ lachte ich freundlich. „Ich habe es mir in der Apotheke auflegen lassen, weil ich den Finger dann bequemer brauchen kann. — Die Apfelsinen ......“

„Ach laß mich doch mit den dummen Apfelsinen zufrieden, — wie bist Du denn nur unterwegs dazu gekommen, Dich so fürchterlich zu schneiden?“

„Ich habe mich ja nicht unterwegs geschnitten,“ sagte ich ein wenig kleinlaut und ein wenig mißgestimmt über meine Apfelsinen: „Ich habe mich vorhin ein Bischen geritzt, an dem Glase.“

„An dem Glase! Herrgott, am Ende ist Glas in die Wunde gekommen!“ rief meine Frau erschreckt, schob die Apfelsinen umstandslos bei Seite und beschäftigte sich angelegentlich mit meiner Hand. „Weshalb hast Du denn das vorhin nicht gleich gesagt — Du hättest den Finger in kaltem Wasser baden sollen!“

„Es ist ja nicht nöthig, Kind!“ versicherte ich etwas nervös, „das kleine Schnittchen ist nicht der Rede werth!“

„Du sagst das so leicht hin! Wenn aber Glas in der Wunde ist, wird es sehr schlimm .... ach, und daran bin ich schuld mit meinem Ungeschick — ich habe die Schale umgestoßen — mein liebes, süßes Männchen, ach bitte, verzeihe mir, ich bin so ungeschickt gewesen, so launisch und unfreundlich ...... bitte, bitte, sei mir nicht böse!“ Meine Frau fiel mir um den Hals und weinte.

Ich stand starr! Dann jubelte es hell in mir auf und überkam mich mit einem wahrhaft berauschenden Triumph! So einen Sieg hatte ich ja in meinem ganzen Eheleben noch nicht erkämpft — ich traute meinen Sinnen gar nicht! Dafür will ich mir ja zehnmal in den Finger ritzen, und das Experiment mit den Apfelsinen hätte ich sparen können! Ich mußte mich ordentlich zusammennehmen, um meine Frau nicht merken zu lassen, was in mir vorging. Ich that sehr ruhig, als ob sich das Alles so ganz von selbst verstände, und zeigte ungemein viel Würde, indem ich meine Frau ermahnte, ruhig zu sein und von der Geschichte heut' Morgen doch nicht weiter zu sprechen. Man wird es gewiß höchlichst billigen wenn ich nicht näher auf die Sache einging, denn meine Frau bedurfte der Schonung. Junge Frauen bedürfen gewöhnlich der Schonung, wenn sie ein halbes Jahr verheiratet sind. Aber das Mittel mit dem Ritz in dem Finger möchte ich doch allen lieben Ehe-Collegen als wohl zu merken anempfehlen.

Laura war die Liebenswürdigkeit selbst. Was die Apfelsinen nicht vermocht, das hatte das Heftpflaster im Nu zu Stande gebracht: die Kopfschmerzen waren fort und meine Frau versöhnt. Was sage ich, versöhnt? Besiegt, unterworfen, von Sanftmuth zerschmolzen war sie! Ich möchte die ganze Welt mit Englisch-Pflaster umarmen und Glas in die Zeigefinger aller Ehen ritzen, um sie zum Paradiese zu machen! So ein guter Mensch bin ich — oder war ich wenigstens damals in meiner Herzensfreude!

Meiner Frau, welche gar nicht wußte, was Alles sie mir zu Liebe thun solle, schien plötzlich etwas Be-

sonderes einzufallen. Sie rief aus: „Halt, ich hab's, womit ich Dich wieder gut mache!“ lächelte verschmitzt und eilte aus dem Zimmer. Es ging zum Mittagessen und gewiß wollte sie schnell noch eines meiner Lieblingsgerichte herrichten lassen und mir extra auftischen, das liebe, gute Weibchen! Richtig, es wurde ein Weilchen hin- und hergelaufen zwischen Zimmern und Küche, woran sie eifrig theilnahm und dann kam sie wieder zu mir. Ich that, als ob mir dies Alles gar nicht auffalle, um Mittags auch ja recht überrascht sein zu können und wäre für mein Leben gern wieder an den Schwarzen Robert gegangen . . . . . aber das durfte ich doch nicht! Bei so viel Liebenswürdigkeit von ihrer Seite jetzt von ihr fortgehen, mich in mein Zimmer zurückziehen und arbeiten, wo es so wie so bis zum Mittagsessen nur noch ein Stündchen hin war — nein, das ging nicht! Ich blieb also bei ihr und wir plauderten.

Dabei rauchte es. Mir ist Rauch in den Zimmern etwas Fürchterliches und unsere Küche war bisher mit ihrem Schornstein musterhaft in Ordnung gewesen. Aber gewiß war irgend ein neuer Brod- oder Backofen für mein Extragericht in Thätigkeit gesetzt worden und daher der Rauch — ich that also, als bemerke ich ihn nicht. Das Stündchen verging und der Tisch wurde gedeckt. Es war recht rauchig und ziemlich warm im Zimmer geworden, fast so, als ob geheizt sei und es war zum Heizen noch viel zu früh in der Jahreszeit. Wir aßen bei guter Laune und ich wartete neugierig auf mein Extragericht — es kam aber nicht, es war wohl noch nicht fertig. Dabei bemerkte ich aber mit einiger Unruhe — denn ich habe eine sehr empfindsame Nase — daß es anfing brenzlich zu riechen, als ob Etwas zu scharf gebacken würde oder anbrenne. Mir wurde, meines armen Frauchens wegen, bange um ihr Extragericht, das sie vergessen zu haben schien. Denn das Mittagessen war vorüber, die neue Speise kam immer noch nicht und sie brannte am Ende an! Ich faßte mir endlich ein Herz und bemerkte vorsichtig: „Es riecht brenzlich, liebes Kind!“

„Ja,“ erwiderte Laura unbefangen und schnüffelte mit ihrem Näschen in der Luft: „es kommt mir auch so vor!“

Sie schwieg.

Ich wurde unruhig. „Solltest Du vielleicht in der Küche noch Etwas auf dem Feuer stehen haben?“ sagte ich zögernd und mit leiser Erinnerung: „Es — es wird doch nicht etwa anbrennen?“

„Anbrennen — hilf Himmel!“ rief sie erschrocken aus: „ich habe ja ganz vergessen . . .“ Sie sprang bestreten auf und eilte aus dem Zimmer.

Nach einem Weilchen kam sie wieder, mit geröthetem Gesicht, sehr verlegen, die Augen niedergeschlagen, mit den Händen bedächtig an der Schürze zupfend und sagte kleinlaut: „Da habe ich etwas Schönes angerichtet!“

„Was denn?“ fragte ich freundlich lauernd, denn mir machte ihre Bestürzung ungemeinen Spaß.

„Es — — es ist ein Bischen angebrannt . . . .!“

„Das Gebackene?“ fragte ich lächelnd.

„Gebacken? Nein —“ sie lachte hell auf und warf lachend das Köpfchen in den Nacken: „Gebacken ist er noch nicht, nur ein Bischen angebrannt sei nicht böse!“

„Angebrannt? Wer denn?

„— der — der Dings da, Robert — — deine Schreiberei . . . .“

„Der Schwarze Robert?“ rief ich im höchsten Erstaunen aus: „Angebrannt — wie ist er denn dazu gekommen?“

„Ich — ich wollte recht aufmerksam sein und ihn Dir wieder hübsch trocknen — da — da ließ ich Feuer in dem einen Ofen machen und legte die Papiere sorgfältig in die Wärm-

röhre und — und — da habe ich gar nicht bemerkt, daß diese eine eiserne Platte hat: sie wurde sehr heiß und — und da ist er allerdings ein Bischen angebrannt ....“

Ich stürzte aus dem Zimmer und eilte in mein Arbeitsgemach. Richtig! Da lag der Schwarze Robert in einzelnen Blättern auf dem Tisch, steif, jedes Blatt in eine andere Wellenlinie gebogen, fest wie von Appretur, stark gebräunt, fast knusperig — an den Ecken mit großer Regelmäßigkeit angesengt und mit einigen perlgroßen Brandlöchern versehen, die mit einem außerordentlich hübsch schattirten Rande von brandbrauner Nuancirung umgeben waren.

Meine Frau war mir gefolgt und sagte äußerst kleinlaut: „Bist Du böse, lieber Mann?“

Ich schluckte hinunter was mir in dem Augenblicke in die Kehle kam, und sagte krampfhaft: „Nein. — Du — Du — hm — Du hast es ja gut gemeint —“

„Ja! sehr!“ versicherte sie naiv.

„Ich werde die Sache ganz noch einmal abschreiben“, sagte ich schluckend. „Ich — ich bin nicht böse — — ich werde mich gleich an die Arbeit machen.“

Laura mußte wohl merken, daß ich schluckte. Sie that weiter gar nichts, sondern ging ganz still und niedergeschlagen fort, nur leise vor sich hinseufzend: „Ach, dieser Robert ist ein Unglücksmensch für mich!“ und sie wischte sich eine Thräne aus dem Auge.

Ich war allein. Ach, es ist reizend, verheiratet zu sein — — aber allein zu sein, ist manchmal auch ganz hübsch!

Ich beschloß, den unglücklichen Robert, der nun schon ertränkt, zertupft, geröstet und verbrannt worden war, ein anderes Mal abzuschreiben und vorerst in der Erzählung fortzufahren, um dem unverkennbaren Winke des Schicksals, den es mir in Gestalt meines zeitigen Alleinseins gegeben, auch ja Folge zu leisten. Denn: was Du von der Minute ausgeschlagen .... und so weiter! Ich setzte mich also nieder und schrieb. —

So war der Abend des schrecklichen Tages hereingebrochen, der ein Hochzeitstag hatte sein sollen und zu so schauerlichem Todestage geworden war, als ein neues Ereigniß eintrat, das die Schloßbewohner abermals in das höchste Erstaunen versetzte. Am Thor der Burg erschien Ludwiga, die alte Zigeunerin, und meldete, daß sie in wichtiger Botschaft den alten Grafen zu sprechen begehre. Sie war seit Langem, seit Jahr und Tag, verschwunden, verschollen gewesen und Niemand hatte erwartet, sie noch einmal von ihrer Wanderschaft zurückkehren zu sehen, bis sie so unvermuthet gerade am heutigen ereignißvollen Tage sich im Schloßhof meldete. Es war, das wußte Jedermann, ein eigen Ding mit diesem Zigeunerweibe. Seit Menschengedenken hatte sie sich als Wahrsagerin, Bettlerin und Kräuterfrau in der Gegend umgetrieben, bald auf Wochen hinaus in geheimnißvollen Wanderzügen abwesend, bald unvermuthet wieder auftauchend, ohne daß man wußte, wann und woher sie gekommen, — von dem strengen alten Grafen nicht nur, wenn auch mürrisch und mit ersichtlichem Widerwillen, in der Gegend geduldet, sondern oft auch, anscheinend in geheimer Botschaft von ihm empfangen. Jetzt nun war sie länger als man sich dessen je zu erinnern vermochte, verschwunden gewesen, so daß man sie längst für gestorben oder verschollen hielt und kaum noch ihrer gedachte, als sie heut' urplötzlich wieder erschien und den Grafen zu sehen verlangte. Dieser jedoch ließ sie heut', wie er sonst nie gethan, barsch abweisen, mit dem Befehl, daß sie sich fürder nie mehr auf dem Schlosse blicken lassen solle. Die Alte hatte aber gekichert und gesagt: man möge dem gnädigen Herrn Grafen nur übergeben, was

sie ihm hier aus fernem Lande mitbringe und dann werde sie auf der alten Steinbank an der Pforte ein kleines Weilchen warten, ob er sich vielleicht doch noch eines Anderen besinne und ihre Botschaft hören wolle. Damit hatte sie ein zerknittertes Stückchen weißen Zeuges aus dem Beutel an ihrer Seite genommen und es dem Diener übergeben, welcher verwundert darin ein Stück Spitzenzeug erkannte: anscheinend den abgerissenen Theil einer Spitzenmanschette, wie man sie damals nach spanischer Sitte trug. Kaum hatte der alte Graf das Zeug von dem Diener erhalten, als er in solche Aufregung gerieth, daß er mit dem Rufe: „Wo ist die Alte? — haltet sie fest, ich muß wissen, woher sie das genommen!“ selbst auf den Vorhof hinaus eilte und, unbekümmert um die lauschende Dienerschaft, der Zigeunerin schon von Weitem seine erregte Frage zurief.

„Habt Ihr es erkannt, gnädiger Herr?“ erwiderte die Alte forschend. „Gut, ich werde Euch sagen, was Ihr zu hören begehrt — laßt mich in das Gemach Eures gnädigen Herrn Sohnes führen, ich muß es Euch dort sagen.“

„Weshalb das?“ fragte der Graf düster, „weißt Du was geschehen ist?“

„Ich weiß, daß Euer Sohn todt ist, ermordet — und ich weiß, daß Ihr Euch in demjenigen irrt, auf den Ihr wegen der That denkt!“ erklärte die Alte, unterwürfig aber in festem Ton. „Führet mich hin, führet mich hin und sehet zu, was ich Euch dort weisen werde.“

„Komm!“ der Graf schritt hastig voran, gefolgt von der keuchenden und hüstelnden Alten, gefolgt aber auch von den Neugierigsten unter den Dienern, die scheu von Weitem an der Thür des Zimmers stehen blieben und lauschten, da der Graf, absichtlich oder in Vergessenheit, die Thür des Gemaches nicht hinter sich schloß.

„Euer Sohn ist ermordet worden“, wiederholte die Alte sinnend nach einem flüchtigen Blick durch das Zimmer: „Und die Leute sagen, der Teufel habe ihn erschlagen, Ihr selbst sagt, ein Anderer habe es gethan, denn Ihr gar wohl kennt. — Ihr habt Beide Unrecht!“

„Woraus schließest Du das?“ fragte der Graf in hoher Spannung.

„Als des jungen Herrn Diener das Todtengemach betrat, hatte ihn der Ton der Glocke Eures Sohnes hineingerufen,“ fuhr die Alte hustend fort, ohne die Frage des Grafen zu beantworten. „Wer hat geläutet, Herr? Die Einen sagen: Der Teufel that es als ein Freudengeläut über sein Würgen. Die Andern sagen: Der Todte that es, um vom Scheiden seiner Seele Kunde zu geben. Hihihi! Ich sage: Schaut Euch einmal das Glöcklein an, wo ist es?

Der Graf blickte sich hastig um, die schüchtern näher getretenen Diener ließen gleichfalls ihre Blicke durch das Zimmer gleiten. Man hatte in demselben auf Befehl ihres Herrn Alles noch in dem Stande belassen, wie man es vorgefunden; nur den Körper des Ermordeten hatte man im großen Prunksaal des Schlosses feierlich gebettet.

Die Glocke, welche man suchte, stand nicht auf dem Tischchen vor der Lagerstatt, wo sie sich sonst zu befinden pflegte. Die forschenden Augen suchten vergeblich nach ihr.

„Dort liegt sie — auf dem Sessel an der Thür!“ sagte, den dürren Arm ausstreckend, die Zigeunerin, deren nur scheinbar blöde Augen, emsig umherspähend, den gesuchten Gegenstand zuerst erblickten. Die Glocke lag in der That auf einem Polstersessel, wie dorthin geworfen, entfernt von dem Lager an einer entgegengesetzten Thür des Gemaches. Der Graf nahm die Glocke in die Hand und erschrack heftig.

„Zeigt her, zeigt her!“ rief die Alte begierig: „Sagt, was seht Ihr daran?“

Der Graf starrte ohne zu antworten auf das Glöckchen in seiner Hand, das er in anscheinend tiefer Bestürzung vor sein Gesicht hielt.

Die scharfen Augen der Zigeunerin hatten bereits wahrgenommen, wonach sie geforscht zu haben schien. „An dem Griffe sind silberne Verzierungen mit Blättern und Ranken von dem schmucken Metall," rief sie wie triumphirend. „An den Ranken hängen Fäden und ein künstlich verschlungenes Gewebe von Zeug, das sich daran verfitzt! Seht's Euch an: es ist ein Stücklein von den Spitzen, die ich Euch gebracht!"

„Weib, bist Du mit dem Teufel im Bunde?" rief der Graf in tiefer Erregung aus.

In der That hing von den Verzierungen des Glockengriffes, in dieselben verwickelt, ein Stück zerrissener Spitzen herab, ähnlich denjenigen, welche die Alte dem Grafen übersandt.

„Seht zu, ob's nicht paßt!" fuhr diese eifrig fort, „legt das Stücklein an die schmucke Handkrause, die ich Euch gegeben und schaut, ob es nicht just das Stücklein ist, das an der Krause fehlt! — Hihihi, Herr Graf: Zweifelt Ihr noch? Die Hand, die diese Krause trug, war's, die das Glöcklein rührte; die schmucke Krause verfing sich an den blanken Silberhäklein, die Hand riß es los und warf das Glöcklein fort, dort auf den Sessel an der Thür — und dort hinaus geht der Weg, auf dem die kecke Hand entkam!"

„Du hast Recht, Weib!" stöhnte der Graf dumpf, „ich ahne was geschehen!"

„Ihr ahnt es, ahnt es nur?" drängte die Alte lauernd. „Ei, ei, hihihi, erkennt Ihr nicht, wem die Krause gehört?

„Ich erkenne sie!" sagte der Graf und sein Auge starrte düster auf das Stückchen Zeug in seiner Hand.

„Durch jene Thür, durch welche die Mörderhand entwich, geht der Weg nach dem stillen Thurm — hört Ihr wohl? nach dem stillen Thurm des Schlosses!" raunte ihm die Alte näher tretend leise zu. „Dort ist das Archiv, — nur Er vermochte es zu öffnen. Ja, zweifelt Ihr noch, wer Euren Sohn erschlug und warum er fiel?"

„Ich weiß es!" sagte der Graf dessen Stimme bebte, und dessen Gesicht tief erbleicht war. „Ich weiß es und ich werde ihn rächen, furchtbar rächen!"

„Ja, ja, hm, hm, versucht's!" hüstelte die Alte, „versucht's, aber ritzet Euch nicht dabei an den Nägeln dieser Hand — sie sind scharf wie das blanke Metall dort, das die Krause festhielt und zerriß! Herr, Herr, hütet Euch, — die Hand ist furchtbar, die Euren Sohn erschlug, Ihr wißt es!"

„Schweig!" donnerte der Graf ihr heftig zu und warf einen finsteren Blick auf die fernstehende Dienerschaft, welche scheu der Scene beiwohnte. „Ihr aber", heischte er ihnen streng zu, „macht Euch hinweg, an Eure Arbeit! Richtet die Zimmer her im westlichen Theil des Schlosses, es kommen Gäste!"

Er schloß hastig die Thür hinter der entweichenden Dienerschaft und blieb mit der Alten allein. „Was bringst Du mir für Kunde," fragte er, die Zigeunerin scharf anblickend, „ist unser Geheimniß entdeckt?"

„Noch ist es sicher! Aber hütet das Archiv! Wenn die greise Thurnika ihn erblickte ...."

„Schweig von ihr, nenne den Namen nicht!" fuhr der Graf heftig zusammen.

„So lebt sie noch?" fragte die Zigeunerin lauernd.

„Sie lebt! Suche Sie auf, sobald Du mich verlassen. Geh' die Stiege hinan zum stillen Thurm, dort weilt sie verborgen — — Du weißt, ich selbst betrete ihn nicht, diesen Unglückstheil des Schlosses."

„Glaub's wohl, glaub's wohl!“ kicherte die Alte. „Wär' auch nicht gut, heut', nachdem Ihr das Kräuslein erhalten, daß ich Euch gebracht!“

„Ha, diese Krause!“ zuckte der Graf auf. „Weib, sprich, — bei dem furchtbaren Bande, das Dich an das Geheimniß unseres Hauses fesselt, beschwöre ich Dich, künde mir die Wahrheit: wer gab Dir jene Handkrause, die, wie Du weißt, mir eine furchtbare Botschaft ist?“

„Ernst Heinrich brachte sie mir auf schweißbedecktem Gaule!“

„Ernst Heinrich? Entsetzlich! Und von — von Ihm?“

„Von Ihm?“

„So muß Sorbenna sterben!“ murmelte der Graf dumpf.

„Hütet Euch!“ warnte die Alte, sich scheu umblickend. „Er steht unter des Mächtigen Schutz!“

„Forscht er nach seiner Tochter?“

„Er weiß, daß sie entronnen! Er vermuthet sie — bei Ihm!“

„Der Thor! — Und Ludmilla von Warnburg?“

„Fragt den Grafen! In einer Stunde ist er hier!“

„So bringe heimlich Botschaft an Margarethe!“

„Margarethe, ha, die schmucke Braut? Ich weiß nicht ob ich's kann!“ sagte die Alte und trippelte ängstlich hin und her. „Ich werd's, werd's — wenn mir's gelingt!“

„Du mußt, es darf nicht anders sein und wenn es Dein Leben kostet!“ drängte der Graf heftig. „Und von ihm weißt Du nichts?

„Ich werde Euch Alles sagen“, raunte ihm die Alte scheu zu. „Ich werde Euch das Geheimniß des Schrecklichen enthüllen! Führt mich an das Todtenbett Eures Sohnes, dort werde ich Euch weisen, was Euch das dunkle Räthsel lösen wird!“

„Schnell, komm!“ der Graf durchschritt hastig einige Zimmer, öffnete den düster schwarzverhangenen Trauersaal und trat ein. Das Weib folgte ihm, die Thür sorgfältig hinter sich schließend. Sie befanden sich in dem einsamen Prunkgemach, das heut' das Todtenzimmer des jungen Grafen geworden. Düstere kalte, öde Stille lag wie bleischwer ringsum, bleich fiel das Dämmerlicht durch die geschlossenen Scheiben auf das Antlitz des Todten und auf die stummen Mienen der beiden Gestalten an seiner Bahre; in furchtbarer Spannung blickte der Graf auf das zerlumpte Weib, von dem er hier die Lichtung so tiefen Dunkels erhalten sollte, das ihm noch umgab.

Otto von Markheim's Leiche ....

Hier klopfte es leise an mein Zimmer.

(Fortsetzung folgt.)

Das Mahl.

Eine Erinnerung aus der Schneiderzeit von P. K. Rosegger.

Es geht ein Bestreben, in den katholischen Ländern die Feiertage abzubringen, ja vielleicht auch ein heimliches Gelüsten, die Sonntage insofern zu vermindern, daß nicht jeder siebente, sondern wie in Frankreich zur tollen Zeit jeder zehnte Tag ein Ruhetag sei.

Damit träfe man wieder einmal die kleinen Leute. Die Großen machen sich Feier- und Ruhetage, wann sie selbst wollen und kehren sich einen blauen Pfifferling drum, was im Kalender roth oder schwarz ist. Diese Herren Nationalökonomen sollen einmal ein halbes Jahr Schneidergesellen sein. Täglich 15—16 Stunden an der „Pudl" sitzen, da würden sie ihre nationalökonomischen Sünden zum guten Theile absitzen. — „Die Arbeit ehrt", sagen sie, aber die Woche 6×15 = 90 Arbeitsstunden (manchmal werden ein rundes 100 draus) machen erstens verdammt müde und zweitens verdammt socialdemokratisch.

An letzteres dachte ich zwar nicht, vielmehr meinte ich als Schneider: „Ja, ja, so geht's auf der Welt, der Mensch muß arbeiten, wenn er was zu Essen haben will —" und seufzte dabei. Seither freilich habe ich Leute kennen gelernt, die da sagen: „Ja, der Mensch muß arbeiten, wenn er sein Essen verdauen will!" und seufzen dabei.

Na, ich will davon still sein; es ist mir bei Dingen, die man nicht gerne hört, ohnehin schon gesagt worden, derlei verstünde unsereiner nicht und der Meßner bleibe hübsch bei seiner Stange. Nun ist unsereiner aber kein Meßner, ist's auch niemals gewesen, nicht einmal ein Schulmeister zu jener Zeit, da ein solcher noch bei der Fahnenstange stehen mußte, er mochte zur Kirchenfahne geschworen haben oder nicht. Das Wenige, was ich thun kann, ist, daß ich beim Hirtenstab bleibe, beim Pflug oder bei der Nadel.

Die Nadel ist das netteste und leichteste Werkzeug, das man sich denken kann, aber mein Gott in deinem Reich! Wie mein guter Freund Eduard in Krieglach gern ausruft, wenn er etwas Verwunderliches hört oder sagen will — der knorbelige Hirtenstab auf der lichten Au und die Pflugschar im Bergfeld ist mir nicht so schwer geworden, als wie dieses kleine, höllisch spitze Ding, von dessen ewigen Sticheleien mein rechter Zeigefinger eine Art von Hornhaut bekommen hat, die er heute noch trägt, gleichwohl jetzt nichts mehr auf mich stichelt, als etwa die Feder irgend eines schlauen Recensenten, die, wenn sie den Einen streicheln will, auf einen Andern sticheln muß.

Heute habe ich keine so seligen Samstagabende mehr, als dazumal. Ich wüßte aus meinem heutigen Leben keine Freude herzunehmen, welche an Schein und Gehalt jener vergleichbar wäre, da mein Meister die Maßfäden von seinem Nacken nestelte, das Nadelkissen, welches mit seinen Nadeln die ganze Woche über wie ein kleiner Igel auf dem Tische gekauert war, zu rupfen begann und das Ränzlein zum Einpacken auf den Tisch legte.

„Lassen wir Feierabend!" sagte er.

Ich that allemal auf dieses wunderschöne Wort nichts desgleichen und nähte noch etliche Stiche weiter, daß der Meister nicht merken sollte, wie der Schlingel schon lange innerlich

nach dem Spruche gelechzt habe, der ihm auf sechsunddreißig Stunden die Freiheit gab.

„Laß' es gut sein," sprach er dann, „und leg' das Zeug schön zusammen. Bis wir heimkommen, wird's finster sein."

Die Bäuerin hatte stets schon eine geraume Weile heimlich gespäht, wann wir Anstalten zum Feierabend treffen wollten, denn da mußte die „Fortgehjausen" fertig sein; sie will die Strauben (Eier mit Mehl in Schmalz gebacken) frisch ausgekocht und nicht abgestanden auf den Tisch bringen, eine Sorge, die nicht die kleinste ist unter den Sorgen der umsichtigen Hausfrau.

Eine richtige Bäuerin an ihrem Herde ißt bekanntlich nicht, sie wird satt vom Kosten, vom Geruch ihrer Speisen und vom Lobe, das man denselben zollt. Und gerade nach dem Handwerkerlobe steht ihr der Gaumen, wie es dem Gourmand nach Nachtigallenzungen gelüstet, denn, das ist etwas Delicates, der Handwerker ist auf seinen Wanderungen von einer Küche zur andern ein Feinschmecker geworden und eben er ist es, der den Leumund einer Köchin weiterträgt von Haus zu Haus und in alle Welt verbreitet. Daher müssen solche Zungen bestochen werden mit dem Feinsten, was die Küche zu bieten vermag.

Auch ich habe diesen Vortheil genossen; aber die „Fortgehjausen" hat mir niemals gemundet. Das Wort: „Lassen wir Feierabend" hatte mein Herz jedesmal in dem Maße geschwellt, daß der Magen nachgerade ganz in den Winkel gedrückt wurde. Die mancherlei Umstände, die an der Fortgehjause hingen, als die Lobsprüche über „das rechtschaffen gute Essen", als das „Vergeltsgottsagen" und „Behütgottnehmen" waren mir lästig, nur fort aus der Stube, nur in's Freie und Weite, nur meinem Almhause zu.

Für den Meister kam, wenn wir die Ster vollendet hatten, nach der Fortgehjause freilich etwas, das ihm noch lieber war, als die Freie und die Weite. Es kam der Bauer, wetzte und schleifte so eine Weile um den Kasten und um den Tisch, kraute sich auch wohl den Haarstrupp und entschloß sich endlich zur Frage: „Thät ich halt jetzt fragen, Schneider, was die Schuldigkeit wär'?"

Es stak häufig viel Angst in dieser Frage und es stak auch viel Angst in der Antwort. Gegen Ende der Ster hatte den Meister allemal der Gedanke beschäftigt: Der Bauer, wird er zahlen oder wird er schuldig bleiben? — Mein lieber Meister hatte niemals über Gebühr gerechnet und stand nicht darnach, daß ihm dieser Entscheid so gleichgiltig sein konnte, massen mancher Arbeitgeber das „Schuldigbleiben" in dem bekannten Sinne des Till Eulenspiegel aufzufassen liebte und schuldig b l i e b. So geschah es denn jedesmal mit beklommener Brust, daß der Meister den verdienten Lohn aussprach: „Wir haben unser Zwei eine Woche gearbeitet; für Einen des Tags vierzig Kreuzer, thät zusammen gerade vier Gulden achtzig Kreuzer ausmachen."

„Ist schon recht," sagte der Bauer, und wenn er das sagte und sonst nichts mehr, so war es gut. Dann lag das Geld auf dem Tisch.

Wenn er aber sagte: „Vier Gulden und achtzig — so so. Na, viel thät's eh' nit sein, so weit rechtschaffen zufrieden, aber halt das schlechte Jahr, das ich heuer wieder gehabt hab'; der Schauer hat mich troffen, Holz haben wir keines mögen auf die Kohlstatt bringen, weil das Wasser den Weg just frei so viel zerrissen hat und mit dem Vieh ist auch nichts zu machen gewesen — deswegen thät' ich halt wohl schön bitten, wenn —"

Es war zum Erbarmen, in solchen Augenblicken des Meisters Märtyrthum auf seinem Gesicht zu lesen. Die Rede, die hier so weich und gütig gesprochen wurde, als Schauer zerschlug sie dem guten Meister die Ernte, als Was-

ser zerriß sie seine Wege, als Seuche wüthete sie in seinem Viehstand, denn seiner Hände Erwerb war Alles, was er hatte.

Die Hauptsache war demnach heraus, der Bauer setzte nur noch bei: „Wenn halt der Meister ein kleines Nachwarten wollt' haben."

„Wegen einem kleinen Nandel (Weilchen)", meinte der Meister etwas gedämpft, „wird's nicht aus sein."

Wird dem Bauer ganz warm um's Herz, daß die gefürchtete Sach' so rasch und gut abläuft. „Will schon trachten, bin wohl recht froh."

Der Meister schweigt, er weiß, von nun an hat er Einen mehr von Denen, die ihm auf dem Kirchweg ausweichen.

Außer dem Zahlen oder Nichtzahlen gibt's zu Ende der Ster auch noch was Anderes, was mir die Wonnen des Feierabendes oft höllisch verbitterte. Es ist der Brauch, daß der Meister vom Arbeitsgeber nach vollendeter Arbeit den „Sterlaib" kriegt. Das ist ein großer Laib Weißbrot für die Familie des Meisters daheim. Da mein Meister weder Frau noch Junge hatte, denen er Futter hätte zutragen müssen, so ließ er sich den Sterlaib zumeist in Geld ausfolgen, wobei er eben so bescheiden als unartig war; bescheiden, weil er sich stets mit ein paar Sechsern begnügte, unartig, weil er den großen, schönen Laib mit dem hohen, glänzenden Bauch, in welchen die Bäuerin alle Sorgfalt und den ganzen Stolz einer Backfrau hineingebacken hatte, nicht höher, als auf ein paar Sechser taxirte. Der Bauer dachte sich: Da behalt' ich mir das schöne Brod selber, schmier' mir Honig d'rauf und esse eine ganze Woche d'ran und zahlte die Sechser; die Bäuerin dachte sich: Thust nicht Recht, Schneider, daß du meinen Laib verschmähst! Gib Acht, verredtes (verschmähtes) Brot wird viel gegessen. Der Lehrling dachte sich: Juchhe, da brauch' ich das Ungeheuer nicht zu schleppen! Und der Meister dachte sich: Um die zwei Sechser zwei Seidel Wein sind mir lieber, als ein Laib trocken Brod.

Der ungarische Schneider war aber Einer, der mit jeder Bäuerin so gut stand, daß er ihren Laib selten verschmähte; doch vertraute er einmal seinem Freund, den Schmied-Franzel aus dem Schwendgraben, er esse solches Brod lieber mit einem einfachen ei, als mit einem ai, worauf der Schmied-Franzel antwortete: Mit einem einfachen ei wäre es auch besser. Die Lotter waren einer wie der andere, waren beide nicht viel werth.

Mancher Bauer steifte sich und sagte: Wenn wir das Brod nicht wollten, Geld gäbe er keines dafür; so wollte der Meister das Brod und ich mußte mir den Laib auf den Rücken binden lassen und trappelte solchergestalt wie ein kleines Kameel keuchend hinter dem Meister her.

Sitte ist auch, daß der Handwerker in den Sonn- oder Feiertagen, die zwischen oder unmittelbar nach Schluß der Ster zu stehen kommen, vom Arbeitgeber zum Mittagsessen eingeladen werde. Liegt ein Haus aber gar zu weit von der Wohnung des Handwerkers oder der Kirche, wo er zum Gottesdienste ist, abseits, so wird das Mittagmahl wohl auch mit einem mäßigen Geldbetrag vergütet.

Der generose Bauer lädt seine Handwerker anstatt für den nächsten Sonn- und Feiertag gerne für einen hohen Festtag ein, da sich seine Küche hervorthut und er seinem Hausgesinde ein stattliches Mahl zu geben gewohnt ist. So war es mitten im Sommer, daß wir im Ziselhofe unsere Ster beendeten und der Bauer, nachdem er den Lohn proper mit einer Zehnerbanknote bezahlt, für den Sterlaib noch zwei Silberzwanziger auf das Papier gelegt hatte, in seiner höflichen Weise die Einladung machte: „Für den nächsten Sonntag zum Essen, das thäte sich bei der Abgelegenheit von meinem Haus wohl nicht auszah-

len; aber am heiligen Christtag, Schneider, thut's mir zum Mittagsmahl kommen — nicht vergessen."

„Werden schon kommen, wenn wir noch leben," antwortete mein Meister.

Da schaute der Bauer so drein, ob's dem Meister nicht etwa doch zu lang hingezogen wäre mit dem Mittagsmahl. „Will's auch zahlen," sagte er, „wenn's Euch lieber ist."

„Bei Leib nicht, Bauer, der Christtag bei Dir ist uns schon recht. Und sollt' einer von uns Schneidern nicht mehr da sein, so gib dafür das Mittagsmahl dem alten Schandhans."

Der Schandhans war in Ehren grau geworden und lebte zu jener Zeit in einer Halterhütte als Besenbinder. Es ging ihm sehr schlecht; sein Name, Johann Schand, hatte ihn eigentlich zum Bettelmann gemacht. In der Jugend soll er im Begriffe gewesen sein, eine reiche Heirat zu machen; aber die Verwandten und besonderen Bekannten der Braut hatten diese so viel und so lang mit dem Schand-Bräutigam geneckt, daß diese den guten Hans endlich stehen gelassen hat und einem andern Burschen mit viel schönerem Namen zugelaufen ist, der sie aber erst recht in die Schand' gebracht haben soll. Wenn sich die meisten Leute auch über den Namen des ehrlichen, gutmüthigen Hans hinaussetzten, so konnte man doch nicht behaupten, daß derselbe für den Träger eine besondere Empfehlung war, und dem Armen ging's in seinem Alter, wie es tausend Anderen geht, sie mögen übrigens heißen, wie sie wollen.

Dieser Mann also war im Falle unserer Abwesenheit für den Christtag im Ziselhofe zum Mittagsmahle bestimmt.

Es kam der Winter und am Christtage nach dem Gottesdienst stand der Ziselhofer schon auf dem Kirchplatz und fahndete nach uns und wir sollten mit ihm kommen.

Nun war aber an demselben Tage ein solches Schneegestöber, daß man — wie der Egghofer zu Kathrein gerne sagte — schier meinte, es habe im Himmel einen Bettler zerrissen, weil so viele Fetzen herabfielen. Die Leute auf dem Kirchplatz sahen wie Schneemänner aus, nur daß sie nicht so starr dastanden, sondern sich bei Zeiten aus dem wehenden Schneestaube machten. Bis zum Ziselhofe war es weit über eine Stunde und doch gingen wir mit dem Bauer, für's Erste, um ihm den Beweis zu liefern, wie hoch wir die Ehre, daß er uns zum Christmahle lud, zu würdigen wüßten, und für's Zweite, weil wir kein anderes Mittagsmahl in Bereitschaft hatten.

Mit Mühe und Noth kamen wir zum Ziselhofe. Ein ganz besonderer Duft, der uns aus dem Hause entgegen wehte, deutete uns sofort an, daß es sich der Mühsal verlohnen werde.

Als wir in die große Stube traten, wo wir im Sommer unsere Werkstatt aufgeschlagen gehabt, wandte ich meinen Blick vorerst auf den Hausaltar hinter der Tischecke, ob die lieben Heiligen wohl noch alle da wären, die uns dazumal bei der Arbeit so still zugeschaut hatten; auf sie wollte ich mich heute berufen, wenn ich allzutief in den Genuß der Fleischkrapfen versinken sollte; sie hatten es durch ihre gläsernen Tafeln heraus gesehen, wie ich mir die Sache redlich verdient.

Auf den Bänken der Stube saßen die Knechte des Ziselhofes in ihren weiten und schneeweißen Hemdärmeln herum und rauchten ihre Sonntagspfeifen; Eins vor dem Essen, das soll Appetit machen; sie hatten zwar schon vom Kirchweg eine auserwählte Essenslust mit heimgebracht, aber heute konnte der Appetit unter keinen Umständen zu groß sein — das wußten sie. Nur dem kleinen Friedel, dem Schafjodel, wie sie ihn hießen, weil er die Schafheerde verpflegte, hätte ich es nicht rathen mögen, jetzt zu

rauchen. Denn er that's das erstemal: Und wahrhaftig, als die vorderste Schüssel herangedampft kam und der Bauer das Tischgebet losthat, war mein Schafjodel aus der Stube verschwunden und ist die ganze Mahlzeit über nicht mehr gesehen worden.

Als wir uns zusammensetzten — mein Meister und ich wurden höflich auf den Ehrenplatz geschoben — ward uns eine Ueberraschung zu Theil.

„Schandhans!“ rief der Ziselhofer mit seiner weichen Fistelstimme, nach deren Flöten die ganze große Wirthschaft tanzte und der besonders zu dieser Stunde bereitwilligst gehorcht wurde, „Schandhans, geh' nur her und setz' Dich zu den Schneidern.“

Jetzt kroch vom dämmerigen Ofenwinkel ein altes, verdammt buckeliges Männlein hervor, aber heute hübsch glatt rasirt und gekämmt und ein sauberes Sonntagsgewand an dem Leib. Er machte so etwas, wie eine Reverenz vor den Schneidern und rückte sich dann zu ihnen und saß ganz klein da, daß kaum seine breiten Achseln ein wenig über den Tisch heraufragten. Macht aber nichts, heute, wenn nur der Kopf mit dem Munde zugegen, so ist's häufig genug. Das alte Männchen betrug sich gar sittsam und bescheiden und wartete fast mit jedem Löffel voll, bis er dazu vom Bauer extra eingeladen und pressirt wurde und schämte sich fast ein Bischen, daß er auf der Welt war.

Mein Meister hatte, als der Schandhans vorgerückt war, den Bauer so von der Seite angelugt und der Bauer wieder den Meister, so daß sich die Augen unterwegs begegneten und gute Bekanntschaft machten. — Ist's recht? fragten die des Ziselhofers. — Das gefreut mich toll von dir, Bauer, sagten die des Meisters. — Ist dein Wunsch christlich gewesen, sagten die Augen des Bauers, so wird wohl mein Christtagstisch auch christlich sein müssen. Der arme Mann soll heute mit uns essen, auch wenn die Schneider nicht abwesend sind — euch Gästen zur Ehr'! — Sagten hierauf die Augen meines Meisters: Ich arbeite schon dreißig Jahre in deinem Haus und daß ich dir noch nicht ein Handbreit Tuch stibizt hab', das gefreut mich heute zwiefach.

Aller Anderen Augen hatten jetzt keine Zeit zum plaudern, sie hüpften in der Schüssel um, nur daß etwa der Großknecht einmal die Großdirn anblinzelte: wie es heut' schmecke?

Der drallen Ziselhoferin aber, die, während wir aßen, immer draußen am Herde waltete und zwei flinke Küchenmägde beschäftigte, ihr setze ich aus Dankbarkeit hier ein Denkmal, indem ich die Gänge der Mahlzeit verewige.

Zuerst kam eine große Schüssel würziger Rindsuppe, in welche der Bauer mit würdiger Opferhand Weißbrod schnitt. Die Suppe aßen wir aus der gemeinsamen Schüssel. So auch aus der zweiten Schüssel das reichlich mit Speck eingebrühte Grubenkraut, dessen Erinnerung noch heute im Stande ist, mir in Zähnen und Gaumen begehrliche Gelüste zu wecken. Dann kam wieder eine Schüssel mit Rindsuppe, in welcher sich ein Schock dampfender Weizenknödeln mit Semmel und Speck gefüllt herumbalgte. Diese Schüssel hatte einen Seitengänger, einen mächtigen Topf mit geräuchertem Schweinfleisch, aus welchem der Ziselhofer vermittelst einer Gabel Jedem ein redlich Stück auf den Teller legte. Dabei fragte er allemal an, ob feist oder mager erwünscht? Nach feist war großes Begehren, nur wir Schneider erbaten uns mager und der kleine Schandhans flüsterte: „Oh, vergelt's Gott, ich hab' schon rechtschaffen genug.“

„Oho!“ rief der Ziselhofer, „das dürft' nicht sein, wir fangen ja erst an.“

Hierauf kam eine Schüssel Rindfleisch und ein Gefolge von Krennsauce-Töpfen. Jeder nahm seinen Fleischlempen (großes Stück), transchirte ihn

auf dem hölzernen Teller und tauchte die Stücke mit der Gabel in den Krenn.

Nach diesem Aufzuge erschienen Schweinsfüße in Sulze, hübsch mit Pfeffer gezuckert. Diese Schüssel sah aus wie ein zugefrorener Teich mit Asche bestreut.

„Da wäre es zum Eisschießen" (ein Volksspiel auf dem Eise), bemerkte einer der Knechte.

„Ich denke, wir brechen es auf und fischen," sagte der Bauer und riß mit seinem Instrumente die Schweinsfüße mitsammt Haar und Klauen aus der Sulze empor. Als wir daran aßen, sagte die Weidmagd folgendes Wort: „Du verhöllte Sau, du bist mir im vorigen Sommer oft genug davongelaufen, jetzt, das ist dein letztes Laufen!" und steckte den Schweinsfuß in den Mund.

Nach diesem Gericht ewankten, von den runden Armen einer Magd getragen — eine ungeheure Schüssel hoch aufgespeichert wie ein Scheiterstoß — die Krapfen heran. Es waren große, viereckige Kuchen, üppig aufgebläht und mit Zucker überpfeffert. Auf den Bauerntisch kommen seit Bestehen der Welt keine solchen Krapfen, ohne daß Einer die Bemerkung thäte: „Schau Du, heut' hat's in die Schüssel geschneit!" Diesmal sagte es der Unterknecht und der Waldbub setzte bei: „Ja, Unterknecht, Du wirst eher, als ich einen Wein trinken, hab's gerad' auch sagen wollen."

Das vom Weintrinken ist bei solcher Gelegenheit so sprichwörtlich, aber es war nicht uneben angebracht. Der Ziselhofer erinnerte sich an das schwere, kühle Fäßchen, welches er auf der Wandbank stehen hatte. Er schenkte den großen grünen Krug, der bislang mit frischem Wasser um den Tisch gekreist war, mit Wein voll und jetzt gab es — dies mußten sicherlich die fetten Krapfen Ursach' haben — weit mehr durstige Leute am Tisch, als früher. Der Krug hatte dort, wo es herausrann, einen scharfen Schnabel und da hielt Mancher seinen Mund hübsch lange an diesen Schnabel und die Kuhdirn fragte hernach den Hausvater: „Bauer, wo kaufst denn Du die Krüge, daß es daraus so gut trinken ist?"

„Beim Stockerwirth," antwortete der Ziselhofer.

„Ja," rief die Magd einfältig aus, „seit wann kriegt man denn beim Stocker Trinkkrüge?"

„Trinkkrüge nicht," schmunzelte der Bauer, „aber das, was hineingehört."

Der Schandhans ließ sich zu jedem Trunke nöthigen und wischte sich allemal, bevor er ihn that, mit großer Sorgfalt den Mund ab; dieser Umstand bewog mich, meinen Durst so zu regeln, daß er immer unmittelbar nach dem Schandhans zur Stillung kam.

Die Krapfen sprachen in ihrer Ueberzahl den Essern Hohn; der größte Ansturm war gebrochen, ein guter Rest des schweren Geschützes wanderte in die Küche zurück. Alsbald kam eine Schüssel mit gekochten Zwetschken in der Suppe; diese wurde vernichtet. Dann erschien in wuchtigen Stücken der Braten, dessen dicke, wohlgeschmorte Speckhaut in tiefen Schrammen klaffte. Als Zugabe appetitlich in Schüsselchen aufgeschnitten, mit Weinessig und Kümmel zubereitet, rothe Rüben.

Hier wurden meinem kleinen Nachbar die alten Augen naß. — Er möchte noch gern und er kann nicht mehr.

„Bradel ess' ich wohl, ich," sagte der Großknecht und that was er sagte — und that's gründlich.

Nach dem Braten kam — es ist die volle Wahrheit, ich schildere nur ein normales Festmahl bei dem oberländischen Großbauern — das Schmalzkoch oder wie es näher bezeichnet heißt, das deutschweizene Gries-Schmalzkoch. Der Brei schwimmt, wie es sein muß, in Schmalz und ist reich bespickt mit Korinthen und Zibeben, was auch jedesmal zur Bemerkung Anlaß gibt,

wieso denn der Köchin so viel Fliegen in's Koch gefallen wären!

Dieses Gericht erfreute sich nur mehr eines matten Zuspruches, was indeß die Hausfrau nicht hinderte, sofort eine mächtige Schüssel mit Branntweinnudeln auf den Tisch zu schicken. Das waren kleine, in Schmalz gebackene, in Branntwein gedünstete und extra noch mit Branntwein und Zucker überschüttete Kräpschen, deren Duft schon im Stande war zu berauschen. Männiglich nahm die Gabel wieder zur Hand und zuletzt den Löffel, um den Branntweinsumpf auf dem Grunde der Schüssel trocken zu legen. Selbst der kleine Schandhans that hier wacker mit und sein Gesicht zog sich behaglich in die Breite.

Während alldem war der stets neugefüllte Weinkrug immer lebhafter ins Kreisen gekommen, die Unterhaltung verwilderte, sogar die Schranken des Respectes gegen die Schneider wurden nicht mehr respectirt; Keiner hörte mehr, wenn der Meister sprach, außer der Hausvater.

Mein Meister wurde allemal wehmüthig, so oft er Wein trank, auch wenn's ein geschenkter war. So schaute er jetzt vor sich hin und sagte: „Ja, mein lieber Gott, wer weiß, ob wir den Christtag noch einmal derleben!"

„Ja wohl", gab der Ziselhofer bei und stopfte sich den Mund mit der letzten Branntweinnudel.

Und nun kam aus der Küche noch etwas, von dem der Peter Haidenberger damals stetig behauptete, es richte die Bauernschaft zu Grunde. Es war nämlich etwas Neues, aus der Fremde Gekommenes, ein Ding, das nur für die vornehmen Leute auf der Welt wäre und der Bauersmensch nur aus Hoffart zu sich nähme. Mein Ziselhofer hatte eigentlich dasselbe gesagt, aber seine Hausmutter hatte ihm bewiesen, daß die Sache zu einer rechten Mahlzeit gehöre, daß sie in allen „besseren" Häusern eingeführt sei und daß sie im Grunde um keinen Pfennig mehr koste, als eine Schüssel mit Milchrahm und Semmelschnitten, wie man solche früher als letztes Gericht aufgetragen habe. Auch wußte der Ziselhofer bereits aus Erfahrung, das Ding trinke sich nicht schlecht — und so kam es, daß jetzt durch die weit offene Küchenthür eine unermeßliche Schüssel mit Kaffee hereingetragen wurde.

Nicht etwa schwarzer — den kennt man in der Bauernschaft nur als Medicin — sondern Milchkaffee, in welchen jetzt ein halb Dutzend Semmeln geschnitten wurde.

Kein Tropfen davon ist übrig geblieben.

Nach dem Kaffee lugte der Jungknecht nach der Küchenthür, ob nicht noch etwas käme, aber der Hausvater sagte gegen meinen Meister und mich gewendet: „Müßt's halt vorliebnehmen, Schneider, wir sind fertig," und schlug das Tischgebet an.

Nachdemselben stand Alles vom Tische auf, das Gesinde der Reihe nach küßte dem Hausvater und der Hausmutter die Hand: „Vergelt's Gott, Bauer, vergelts Gott fleißig, Bäuerin — vergelts Gott!"

Wir, die Schneider, hätten gern etwas Feineres gesagt, aber es fiel uns nichts ein und so blieben wir auch beim „Vergelts Gott." Der Ziselhofer erwiderte unsern Händedruck und sagte: „Gesegne Euch's Gott, 's ist nicht viel gewesen und ich denk', jetztund zünden wir ein Pfeifel an."

„Der kleine Schandhans war im Laufe der Begebenheiten hübsch gesprächig geworden, er wollte dem Bauer jetzt beide Hände küssen, und da dieser die Bedrohten immer hinter dem Rücken barg, so torkelte der Alte so lange um den Ziselhofer herum, bis er sein Ziel zur Nothdurft erreicht hatte.

Nach der Danksagung suchte sich Jeder nach Belieben einen Platz zum Sitzen, sei es auf der Wandbank, sei

es am Tisch, sei es am Ofen oder auch tief unten auf einem Betschemel — man setzte sich, dampfte Tabak an, stocherte die Zähne mit Strohhalme aus, erzählte, hörte oder duselte ein — je nach Talent und Neigung.

Mein Meister und ich gehörten zu den Zahnstocherern, der kleine Schandhans steckte seinen höllisch rußigen Pfeifentiegel vor's Gesicht und als er in's Zeug kam, fragte ihn der Hausvater, was er doch für einen starken Tabak rauche?

„Ueberreiterkraut," schmunzelte der Hans, das war Ungarischer, Geschwärzter.

„Vertragst ihn?"

„Muß wohl," antwortete der Alte, „rauch ihn für's Podagra. Wenn mich das Deibelsding rechtschaffen zwickt, so rauch' ich Ueberreiterkraut."

„Sollst doch auch sonst was dagegen anwenden," meinte der allzeit theilnehmende Ziselhofer, „sollst einen Bader fragen."

„Weißt mir einen, der das Podagra hat?" versetzte der Alte.

„Der's hat?"

„Das Podagra muß er haben. Wer das Podagra nicht hat, zu dem hab' ich in der Sach' kein Vertrauen, er weiß es nicht, versteht es nicht. Mit Einem, der das Podagra nicht hat, kann der Mensch gar nicht davon reden. Und zu einem Arzt muß der Mensch Sympathie haben, sag' ich alleweil, wenn er zum Arzt keine Sympathie nicht hat, so kann sein Lebtag auch kein Sympathiemittel nicht helfen."

„Mag wohl sein, das," sagte der Ziselhofer, „und hilft der Tabak?"

„Sind halt wohl Tage," fuhr der Hans fort, „wo auch das Ueberreiterkraut nicht angreifen will. Nu, da versperrt sich der Mensch in seine Hütten, vergrabt sich in sein Stroh und wartet, bis sich das Gespenst an den Knochen satt genagt hat."

„Daß Dir die Zeit nicht lang wird, Hans, in Deiner ödweiligen Hütten, das wundert mich," so sagte mein Meister und sprach uns damit Allen aus der Seele.

„Ich bind' Besen," antwortete der Alte.

„Und kommst nicht bisweilen in's Simuliren?" fragte der Meinige — wie die Schneider schon sind, die müssen zu der federleichten Handarbeit allemal auch eine Kopfarbeit haben, aber ja keine solche, wie der alte Bühelsteiger meint, wenn er die Stadtherren ärgern will. „Meine Ochsen arbeiten auch mit dem Kopf," sagt der Bühelsteiger und bindet den Viehern das Zugjoch an die Hörner. „Ich meine, Hans, ob Du nicht unterschussen (von Zeit zu Zeit) in's Nachdenken drüber kommst, daß andere Leut' um so viel besser leben, als wie Du und gibt's Viele dabei, die ihr Lebtag nicht so brav und fleißig gewesen sind, wie Du."

„Hab' wohl schon d'ran gedacht," meinte der Alte, „hilft aber nichts, so denk' ich nimmer und bind' Besen."

Schüttelten halt Mehrere von uns ihre Häupter, was immer gescheidt ausschaut und sein Ansehen gibt.

„Ja, was glaubt Ihr denn, Leut'!" sagte der Schandhans und that einen verwunderlich lauten Lacher, „ich leb' nicht so schlecht, wie es ausschauen mag. Hab' auch meine heimlichen Sünden; wenn ich einmal gestorben bin, so fragt neibing (absichtlich) die Stocker Rosel — die weiß was."

„Aber schneien thut's schon damisch draußen," sagte der Ziselhofer und legte seine Nase an's Fenster; er fand's nämlich hoch an der Zeit, die Unterhaltung zu wenden, er merkte, im alten ehrlichen Schandhanskopf begann der Wein zu blühen. Ja, das damische Schneien war richtig, aber mir wäre das Geheimniß der Stocker Rosel lieber gewesen. Die Rosel — die Leute in der Gegend werden mir's heute noch bestätigen — war das schönste Dirnlein weit und breit; an Sonntagen war sie Primadonna auf dem St. Kathreiner Kirchenchor und Nachmittags machte sie daheim die

Kellnerin und sang den lugenden Bauernburschen mit allerlei Schelmenliedchen den Verstand aus dem Kopf. Und dieses Mädel sollte mit dem Schandhans Heimlichkeiten haben?

In der Stube war es dunkel geworden, im Weinkrug auch, so rüsteten wir uns zum Nachhausegehen. Der alte Hans fand auf der Bank sein blaues Sacktuch nicht mehr; das kam jetzt an der Hand der Hausfrau von der Küche herein, als Bündel voll Krapfen und Braten. „Daß halt der Hans morgen daheim auch noch was hätte.“

„Oh Du Narrisch, Du guter Narrisch,“ stotterte der beglückte Alte der Ziselhoferin vor, „das ist schon gar zu viel, das kann ich nit vergelten, na wart', Hausmutter, da muß ich Dir doch nachst einen braven Besen herauftragen.“

Uns gab der Ziselhofer seinen stärksten Knecht mit, daß er uns den Pfad trete. So schob der baumstarke Kerl voraus mit seiner Brust wie ein Schneepflug die Gasse bahnend — und hinter ihm drein hasteten die beiden dünnen Schneiderlein, die immerhin noch genug zu thun hatten, um mit Ehren weiterzukommen.

Als wir zu Hause im Stübel saßen, der Meister die Brillen aufthat, mit der Scheere die Kerze schneuzte und dann seine Hauspostille vornahm, um den heiligen Tag auferbaulich zu beschließen, begann ich im Stillen eine Unterlassungssünde zu bereuen und konnte gar nicht begreifen, warum ich beim Mittagsmahle so wenig gegessen hatte. Wohl sagte mir das Gewissen: Beunruhige Dich nicht, kleiner Schneider, Du warst ganz satt, ich weiß es.

„Bet' auch was aus dem Büchel!“ mahnte der Meister und schneuzte das Licht mit den Fingern, weil's ihm um die Scheere für die Länge leid that. Ich suchte im Ueberrock mein Gebetbuch und fand im auswendigen Sack — einen großen Krapfen. Jetzt, das war ein würdiger Gegenstand meiner Andacht. —

Der Schandhans band nach diesem Tag noch eine Zeit lang Besen, dann begab er sich selbst dem Staube.

„Jetzt kommt er mir am Samstag-Feierabend nimmer und ich kann ihm sein Schnapsplutzerl nimmer füllen,“ so sagte am Tage seines Begräbnisses die schöne Stocker-Rosel zu den Gästen.

Sein Schnapsplutzerl! Du gute, alte Haut — und das war deine heimliche Sünde!

Heimkehr.

Das ist das längstvertraute Thal,
Die Berge, klüftezerspalten,
Mit ihrem dunkeln Waldgewand,
Das sind die Tannen, die alten.

Das grüne Gezelt und das weiche Moos,
Darauf ich geruht und gedichtet,
Den Blick auf's weitentrollte Bild
Stillträumend hinausgerichtet.

Waldblumen und Beeren winken mir zu
Verlockend in's lauschige Dunkel,
So fröhlich lacht hindurch das Blau
Und glitzert das Sonnengefunkel.

Und doch ist Alles verwandelt mir,
Als stünd' ich in fremden Landen
Und hätt' all' diese blühende Pracht
Noch nie gekannt und verstanden.

Als wäre mein Herz gelegen im Schlaf
Und wär' nun selig erschlossen
Und hätt' seine Lieb' als Sonnenschein
Rings über die Welt ergossen.

Angelica v. Hörmann.

Die Bucklige.

Novelle von Luise Fecher.

(Schluß.)

Die Verbrecherin.

Ein Doctor medicinae et chirurgie kann unterweilen ein urverständiger Patron sein, logisch denkend und schließend; er kann wissen, wie es schnurstracks gegen jegliche Erfahrung striche, daß ein junger, schöner, zudem etwas eitler Mann einem welken, mißgestaltigem Wesen zu Gefallen ginge und hätte dies armselige Geschöpf sein bestes Herzblut tropfenweise für den Herzliebsten hingegeben. Unser Doctor war im gewöhnlichen Leben sicher ein praktisch denkender Arzt, aber den nüchternsten Praktiker beschleichen zuweilen Stimmungen ganz conträrer Natur und so schwärmte er nun in die Dämmerung hinaus in abenteuerlichen Plänen, gleich einem unreifen Jüngling, seinem hingeopferten Liebling einen kurzen Sonnenblick in dem umnachteten Dasein zu verschaffen.

Dr. Stingl entschlief in dieser Nacht erst spät und murmelte mehr als einmal: „Und wenn's ein Traum von Liebe wär', Du sollst ihn träumen, Du sanfte, kleine, Du geduldige Alma!"

Der Wille des gelehrten Herrn war der beste, aber — —

Zwar hatte er am anderen Morgen seinen Plan fertig und wenn Männer der Wissenschaft fruchtbar werden, dann pflegt zumeist im engeren oder weiteren Kreis des Universums etwas vorzugehen. — —

Frau von Reimar war eben daran, mit Zuhilfenahme der Phantasie ihrer Schneiderin ein charmantes Reisecostüm zu componiren, als man den Doctor meldete.

Er kam ungelegen, höchst ungelegen; doch als Frau von Welt schnitt man ein desto erfreuteres Gesicht.

„Ach, wie lieb, daß Sie nach mir sehen. Ich fühle mich etwas erleichtert; die Vorbereitungen zu meiner Fahrt regen meine Nerven wohlthuend an. Auch werde ich mich durch Ihren Besuch nicht stören lassen und fortfahren — —"

Mit seiner schroffsten Amtsmiene unterbrach Dr. Stingl die Dame: „Bitte im Gegentheil. Sie werden die Güte haben, sich sehr stören zu lassen. Ich habe viel und Ernstes zu verhandeln. Schicken Sie die Schneiderin nur fort, denn vor zwei Stunden werden Sie mich nicht los."

Verblüfft schaute Alma's Stiefmutter d'rein. Doch mußte sie diesen kurzangebundenen, kategorischen Ton an ihrem Hausarzte nicht zum ersten Male zu Gehör bekommen. „Was ficht den Mann nur an," dachte sie bei sich, „nachdem doch gestern die Krankheits-Comödie so glatt weggespielt worden. Wo steuert der Doctor hin?" —

Sie sollte es baldigst inne werden.

„Gnädige Frau! Sie können vor der Hand nicht abreisen."

„Das wäre?"

„Es ist in Angelegenheit Ihrer Tochter der Mutter Gegenwart durchaus vonnöthen."

„Die Gegenwart der Mutter, das ist mir neu!"

„Leider auch mir, doch ist es ausnahmsweise also. Ich hege die Absicht, Clärchen so schnell als möglich zu verheiraten."

Frau von Reimar athmete erleichtert auf. Von Clara ging die Rede, nicht von der Anderen.

Der Doctor sprach weiter: „Deren enorme Coquetterie hat dem Fritz den Kopf einigermaßen verdreht; doch glaube ich kaum, daß die Beiden ein passendes Paar abgeben."

Das war ganz die Meinung von Fritzens Tante. Desgleichen schien des Doctors Idee das lästig reizende Töchterlein fluggs unter die Haube zu stecken, so uneben just nicht. Frau von Reimar selbst hatte nie Ideen und brauchte auch geraume Weile, die anderer Leute zu acceptiren. Darum erwiderte sie ausweichend: „Aber Bester, mein Clärchen ist eigentlich noch ein Kind, kaum sechszehn —"

„In drei Monaten achtzehn Jahre; der Taufschein läßt sich nicht beschneiden wie die Röckchen. Lassen Sie's gut sein, meine Gnädigste, das Kind weiß, was es will. Fast dauert mich die liebliche Syrene. Auch sie ist ein Opfer mütterlicher Beschränktheit und Gefallsucht. Verkümmert nur der Jugend, der Schönheit ihr naturgemäßes Recht, dem anderen Geschlecht zu gefallen und Gefallen zu finden, und Ihr erziehet Euch raffinirte Coquetten oder lockere Dirnchen, vielleicht beides vereint. Das arme Ding ist schwer zu retten, trotz seines eigentlich guten Herzens. So habe ich diesem süßen Pensionatsblümlein einen steinreichen Banquier aufgestöbert, der kürzlich Baron geworden und des Fräuleins Anforderungen glänzend entsprechen wird. Ich will Ihnen schon Morgen den Herrn vorführen und so mögen Sie die Schneiderin, die wahrscheinlich noch im Vorzimmer wartet, gleich verwenden, Ihrer Tochter einen anständigen Anzug zu liefern, der ihr Aeußeres zu vollständigster Geltung bringt, denn dieses ist der Köder, womit wir den Krösus fangen. Auch lassen Sie dem Mädchen das Wort; mein Baron will eine sogenannt geistreiche Frau und versteht hierunter natürlich eine solche, die so ungereimt als möglich, schwatzet und das hat Clärchen weg wie keine."

Frau von Reimar blieb vor der Hand sprachlos von des Arztes Exposé. Es fehlte ihr durchweg die Gabe, in unerwarteten Situationen, die über den Horizont glatter Salonroutine hinausreichten, rasch Posto zu fassen. Da sie aber genügende Ursache haben mochte, den Doctor zu schonen, so suchte sie dessen allzu herrisches Vorgehen geschickt ignorirend, Frist zu gewinnen.

„Ich werde Ihren Vorschlag sehr in Erwägung ziehen und mich sofort mit dem Vormund meiner Tochter besprechen."

Doch Dr. Stingl ließ keinen Einwand gelten. „Sie werden einfach folgen und thun wie ich sage."

„Und Sie werden einfach unverschämt."

„Gewiß. Doch trete ich nur deshalb so drakonisch auf, um nicht wieder Dinge zur Sprache bringen zu müssen, die Sie wohl nicht gerne hören möchten."

Jetzt begann die anerzogene noble Blasirtheit der Dame einem gelinden Jähzorn zu weichen. „Bah, die abgeleierte Drohung! Ich bin des ewigen Versteckenspielens satt. Der alte Hans ist ein abgefeimter Lügner und notorischer Schwätzer und Alma das falscheste, undankbarste Geschöpf. Sie, die in meinem Hause, von meinen Mitteln lebt —"

„Sachte, sachte, meine Gnädige. Allerdings hätten Sie klüger gethan, den alten Diener mit einer Geldsumme abzufinden und längst aus dem Hause, womöglich aus der Stadt zu entfernen; Ihr Geiz ließ das nicht zu. Er trinkt gern, der Gute und spricht im Rausche Dinge, die zu verschweigen er einst im Interesse seiner Herrschaft feierlich versprochen. Was Alma selbst betrifft, so sind dem armen Kinde in der That einigemal Worte entschlüpft, die mir ein trauriges Licht

aufstecken mußten. So hat z. B. hier im Hause, ein gewisser junger Mann, nach seines Oheims und Wohlthäters Tod, angeblich auf Kosten seiner groß-müthigen Tante, seine Studien vollendet, während gerade diese Dame am besten weiß, wessen Geld hiebei verwendet ward —"

„Auch das wissen Sie? O famos! Ich bin ja herrlich betrogen, verleumdet, bestohlen worden, das ist ja ein förmliches Complot!"

Der letzte Rest von Fassung war im Weichen. Frau von Reimar brach in einen Strom von Thränen aus und wand sich in nervösen Zuckungen auf dem Sopha.

Allein der grausame Doctor blieb ungerührt und meinte mit kalter Gelassenheit: „Mäßigen Sie sich, meine Gute; Ihr Treiben gemahnte mich sonst etwa an eine Stunde, wo ich, um zwei Decennien grüner und vertrauender, eben keinen besonderen Scharfsinn verrieth, indem ich mir imponiren ließ von ein paar Ohnmachten mit obligaten Thränengüssen einer schönen Dame, als ich den Versuch wagte, von einer strafbaren Vernachlässigung pflichtmäßiger Obsorge zu sprechen. Damals dachte ich Thor: „Das Kind ist nicht zu retten, soll ich eine angesehene Familie, eine jungverheiratete Frau, die Gattin eines werthen Freundes an den Pranger stellen? „So schwieg ich und half selbst mit an dem unheilvollen Werke der Vertuschung. Heute ist mir die ganze Scheußlichkeit des Verbrechens klar, mein Freund ist todt, so hält mich nichts zurück, wenn nicht die Rücksicht auf Alma selbst."

Als Frau von Reimar merkte, daß ihre Weinkrämpfe total wirkungslos blieben, suchte sie ihre Fassung wieder zu gewinnen, denn sie war noch lange nicht daran, sich zu ergeben. Zu sehr war die Eitelkeit der leeren Person verletzt, um also gedemüthigt, die schreckliche Schuld gelten zu lassen. Mit frechem Hochmuth schleuderte sie dem Arzte entgegen: „Es ist vergebens, es gelingt Ihnen nicht, mich mit solchen Finten einzuschüchtern. Wagen Sie es nur, mich anzuklagen, mich, eine allgemein geachtete Dame von tadellosem Rufe, einen Sprößling aus adeligem Hause, um solcher Kleinigkeiten Willen —"

Jetzt war des Doctors letzter Geduldfaden gerissen; mit Donnerstimme brach er los: „Kleinigkeiten, Madame? Das nennen Sie Kleinigkeiten? Diese sogenannten kleinen Heftigkeiten einer jähzornigen Megäre sind dem bejammenswerthen Kinde zum Fluch des Lebens geworden. Ist es möglich, Sie, die es nicht ertragen, ihrem Alter gemäß ein paar weiße Haare und Stirnfalten einzugestehen, Sie nennen Ihre unmenschliche That eine Kleinigkeit? Wie, oder hätten Sie wirklich vergessen, was geschehen vor zwanzig Jahren? Dann muß ich es Ihnen wohl in's Gedächtniß zurückrufen: Nicht herabgefallen ist Alma, von verruchter Hand wurde ein Stock geschleudert, der sie stürzen machte. — Es war ihr Baum, der Vater selbst hat ihn gepflanzt am Tage, wo sein Töchterlein das Licht der Welt erblickte. Die ersten Aprikosen des Jahres waren es, so flaumig und groß wie keine andern. Dem Mädchen gehörten sie zu, es fühlte sein Recht darauf in dem lieben, geraden Kinderherzen; aber die neue Hausfrau wollte solche Prachtexemplare der Kleinen nicht gönnen; die Früchte sollten paradiren auf der Mittagstafel für fremde Gäste. Da ging der Trotzkopf hin, erkletterte den Baum, sich sein Eigenthum zu wahren, die Stiefmutter kam von ohngefähr hinzu — und dieselbe Dame hochadeligen Geblütes, die im Salon nie einen faux pas machte, sie ließ sich übermannen von gemeinem Zorn und — — Sie sehen, meine Gnädige, ich weiß genau Bescheid und werde mich des Weiteren knapper fassen. Man hielt es unter den erwähnten Umständen nicht für rathsam,

einen Arzt kommen zu lassen, man suchte das fiebernde, zuckende Kind zu beschwichtigen, den nur zu leichtsinnigen Vater hinzuhalten, kurzum, als ich endlich durch Zufall, durch puren Zufall daherkam, war es zu spät, kein Gott hätte nunmehr helfen können. Die ganze Abscheulichkeit des Verbrechens nicht ahnend, war auch ich feige genug, zu schweigen, zu vertuschen. Als mir endlich die gräßliche Wahrheit aufdämmerte, als ich am Krankenlager von Alma's Vater Andeutungen wagte, wer versprach dem sterbenden Gatten, das Mädchen auf Händen zu tragen, zeitlebens, dem elenden Geschöpf seine Bürde auf alle Weise leicht zu machen? Und abermals ließ ich alter Narr mich bethören durch gleisnerische Thränen und geheuchelte Reue, mich verschüchtern durch ein Paar arrogante Phrasen. Heute ist meine Geduld zu Ende. Hören Sie, hören Sie genau: Alma wird kein Jahr, vielleicht keinen Sommer mehr leben. Sie liebt ihren Vetter Fritz, sie stirbt an dieser unerwiderten Liebe. Er selbst ist bis über die Ohren vernarrt in Clärchen und ich will, daß er durch deren flagrante Untreue, die übrigens auch ohne mein Zuthun zu gewärtigen ist, einen großen Schmerz erfahre. Er muß empfinden, wie Falschheit wurmt, wie verschmähte Liebe brennt. Er muß milde werden und nachsichtig, trostbedürftig und trostesmächtig. Er soll in dieser weichen Stimmung die letzten Stunden der Sterbenden mit einer Spur von Neigung verklären. Und darum will ich, daß Clara die Braut eines Anderen sei, und wehe Ihnen Madame, wenn sie es nicht wird. Jetzt überlasse ich Sie Ihrer Schneidermamsell. Adieu!"

Die nächste Folge der inhaltschweren Unterredung war, daß Clara noch am selbigen Tage Ordre erhielt, mit Mama einige Confectionsgeschäfte zu besuchen, wo man ihr zum freudigsten Staunen ein Paar äußerst elegante Soiréeroben mit wahren Monstreschleppen anpaßte. Auch hat es die Pfiffige mit seinem Näschen alsbald heraus, was da im Werke sei und sitzt nun zum ersten Mal als erwachsenes Fräulein im tadellosen Salon. Gar holdselig ist der Jungfrau Erröthen, als ihr Dr. Stingl seinen Protegé präsentirt. Der Mann ist in den sogenannt besten Jahren, etwas kahlköpfig zwar, aber nach neuester Mode gekleidet und parfümirt. Er bestrebt sich, den Abend über den Damen die solide Finanzlage seiner Firma zu exponiren und weiß übrigens diese etwas monotone Unterhaltung ab und zu mit der Erzählung der neuesten Witze aus den „fliegenden Blättern" zu würzen. Fräulein Clara horcht mit verklärten Augen und allerliebst unschuldiger Miene und läßt nur unterweilen den Blick etwas besorgt nach der ungewohnten Schleppe schweifen, ob diese auch zu vollster Geltung gelange.

Am nämlichen Abend legte sich Alma früh zu Bette, nachdem Fritz ihrem Wunsche gemäß auf einige Tage verreist war, um den Aerger der Tante vertoben zu lassen. Während seiner Abwesenheit hoffte Alma für ihn wirken zu können. Als Dr. Stingl nach seiner kleinen Freundin herübersah, fand er sie fiebernd und machte ein recht betrübtes Gesicht. Fritzens Abreise schob sich geschickt in seine Pläne ein, aber Alma's Unwohlsein machte ihm schwere Sorge. So vergingen zwei Tage, ohne daß sie ihr Zimmer verließ, ohne daß sie ahnte, wer ihre allzu selbstlose Hingabe zu durchkreuzen im Begriffe stand. Clara selbst hütete sich mit richtigem Instinct, das Mindeste einzubekennen, ehe sie ihrer Sache gewiß war und den unausbleiblichen Vorwürfen der Schwester mit einem fait acompli entgegentreten konnte.

„Du hattest nur Dein Spiel mit ihm, Du willst ihn verzweifeln lassen", jammerte die Getäuschte, als ihr endlich doch in der Abgeschiedenheit ihres

Krankenstübchens ein Licht aufging, wie die Dinge im Hause standen.

Clärchen's Mundwinkel verzogen sich zu erzwungenem Lachen. „Geh, doch, geh. Als ob die Männer so leicht verzweifelten. Hart mag's ihm vorkommen, wenn er's hören wird, aber was kann ich thun, sag' selbst? Der Baron hat mein Wort und ich bin ein charaktervolles Mädchen, das sein Wort nicht zurückbegehrt. Und dann stell' Dir nur vor, ich darf reiten lernen und bekomme einen wunderbaren Apfelschimmel. Das war von jeher mein Ideal."

„Der Baron hat Dein Wort seit gestern und Fritz Deine bräutliche Zärtlichkeit seit — —"

„Ach Possen. Das sind pure Kindereien. Ist Fritz nicht mein leiblicher Cousin. Sollen da ein paar geschwisterlich gewechselte Küsse binden? Du wirst sehen, er selbst nimmt die Dinge viel vernünftiger, als Du, Du unverbesserliche Schwärmerin."

Sie enteilte der Schwester vorwurfsvollem Blick und versuchte ein munteres Liedchen zu trällern. Aber es ging nicht von Statten mit der leichten Laune. Clärchen saß zerstreut am Putztische, ihrem Lieblingsplatze, seit sie der Schulbank ledig und aus dem Spiegel schien ihr ein liebvertrautes Männerantlitz herzublicken und sie zu fragen, ob es wirklich nur Kindereien gewesen und eitel Spiel.

Auch Alma's Gedanken wurden dunkel und dunkler. Was ihr nach Dr. Stingl's Meinung Erleichterung bringen sollte, ward dem zartsinnigen Gemüthe zum Gifte. Selbst der menschenfreundliche Arzt hatte keine Ahnung von dem grenzenlosen Opfermuth dieser von vorne herein wunschlosen Hingabe an fremdes Wohl und Wehe. Die Qualen des heißgeliebten, des schmählich betrogenen Mannes an dem Maßstabe des ihren messend, litt Alma nunmehr für sich und ihn und die grausame Seelenfolter mußte den gebrechlichen Körper rascher Vernichtung entgegenführen.

Der arme Doctor ward von Stunde zu Stunde sorgenvoller. Diese Raschheit physischen Verfalles machte all' seine Voraussicht zu Schanden. Er harrte mit Bangem auf Fritzens Rückkunft, sich von dem Zauber seiner Gegenwart eine momentane Besserung in Alma's Zustand erhoffend.

Daß doch die objectiv urtheilende Weisheit, das besonnen calculirende Alter immer und ewig scheitern wird mit seinen klügsten Berechnungen an der schrankenlosen Willkür subjectiv dahinstürmender Jugendlichkeit. Wie schlau war es ausgeheckt, wie fein eingefädelt; nicht einmal muthmaßen durfte Alma, wie sehr ihres treuen Freundes Hand im Spiele war. Noch um zehn Uhr Nachts stand der fürsorgliche Doctor frierend und zähneklappernd auf dem Perron des Bahnhofes, Fritzens Ankunft gewärtig, um nur ja gewiß der Erste zu sein, dem Verliebten die veränderte Sachlage im Reimar'schen Hause vom richtigen Standpunkt aus, klar zu machen.

„Ein Stein müßte der Mensch sein, wenn ihn die Schilderung von Alma's heimlich gehegter Liebe, ihrem tödtlichen Leiden, ihrer versteckten Großmuth und letzten Opferfreudigkeit nicht währten."

So dachte der voraussichtige Arzt.

Ein Stein war der Fritz nun eben nicht, aber leider etwas bei weitem Fühlloseres, ein blind Verliebter! Kaum, daß er die ersten Andeutungen von seines Mädchens Untreue vernommen, so war er, des Arztes verzweifeltem Zurückhalten durch einen kühnen Sprung aus dem in rascher Fahrt begriffenen Wagen hohnsprechend, auf und davon, ohne weiter hören zu wollen, was der arg consternirte Doctor etwa noch vorzubringen hatte an wohlarrangirten Trostesworten und stichhaltigen Gründen.

So geht es meist, wenn das Alter sich weise einmischt, wo die Jugend

vermöge eines unaufhaltsamen Dranges, ein Bedürfniß fühlt, unsinnig dreinzugehen, aller Schranken los und ledig, die dem Leben wehren wollen, zu leben!

Befreiung.

Still war's in Alma's Krankenstube, still und dämmerig. Und stille auch war's in ihrem Herzen geworden. Draußen zwar stürmte und wetterte es dem nahen Lenz entgegen, Hagelkörner klopften an die Scheiben, Wind rüttelte an den Flügeln der Fenster, aber kein Nachhall des mächtigen Aufruhres der Natur, kein Hauch von frühlingsstarkem Werdebangen zog ein in des siechen Mädchens Gemüth. Alma war verlassen und allein; doch fühlte sie keinen Gram mehr ob ihrer Einsamkeit; wer der Mitwelt nichts mehr zu bieten vermag, wer dies erkannt, dem ist frei und leicht, wenn er sich endlich durchgerungen, auch selbst nichts mehr zu begehren.

Nur vor etwas bangte sie noch, vor dem Wiedersehen, dem letzten, traurigen. Sie horchte nach dem Schall der Thürglocke, heute war der Tag seiner Rückkunft, heute wird er kommen und Rechenschaft fordern.

„Was werd' ich sagen? Wie seinem Blick begegnen? Wird er mir glauben? Wird er seinen Schmerz bemeistern?"

Mutter und Schwester waren für den Abend geladen bei Verwandten des Barons. Letztere sollte da zum ersten Male officiell als Braut erscheinen und es galt demnach schön, blendend schön zu sein. Aber sonderbar, gerade heute wollte dem eitlen Kinde das Toilettemachen keine rechte Freude bereiten. Auch Clara fuhr mehr als einmal auf unter den Händen der Friseurin beim Ton der Glocke, auch sie schien sich noch zu erinnern, wer heute eintreffen sollte.

Halb eilf schlug es, als man endlich zu Ende gekommen mit dem Putz. In weißem Crepp das Töchterlein, in schwarzem Sammt die Mutter.

„Wie Nacht und Morgen," betheuerte galant der Baron, der gekommen war, die Damen mit seiner Equipage abzuholen.

Frau von Reimar nahm die Nacht gnädig lächelnd hin. Sie schwärmte, so weit es gute Lebensart zuließ, für ihren Schwiegersohn und fand es nachgerade so übel nicht, als grell jugendliche Mama einer reizenden Tochter zu brilliren. Und dann, Alma ist aufgegeben, Clärchen so gut wie verheiratet und Fritz wird sehr des Trostes bedürftig sein; vortheilhafter hätte der gute Doctor die Karten gar nicht mischen können zum Glückspiel der schönen Witwe.

Die Damen waren schon in ihre Pelze gehüllt, da meinte Clärchen plötzlich, noch einmal nach der kranken Schwester sehen zu wollen; ihr sei so bang, als müsse derselben Schlimmes zustoßen während der Nacht. Aber Mama rief spitzig: „Gott, welche Sentimentalität. Nicht genug, daß Du Dir Tags über Deinen frischen Teint in dem dumpfen Krankenzimmer verdirbst; jetzt forderte es mindestens die Rücksicht auf unseren lieben Cavalier, denselben nicht länger warten zu lassen."

Clara fügte sich; aber wenn das eigensinnige Köpfchen einmal nachgab, dann war sicher alsbald bei nächster Gelegenheit ein Sturm zu erwarten. Mit der Concession zur Schleppe hat sich Frau von Reimar ohne Wissen und Willen ihrer Herrschaft über die Tochter begeben, ein purer Zufall, daß die Heiratspläne deren Sinn nicht zuwider liefen — aber noch war Clara nicht verheiratet.

Um die Ecke der Treppe biegend, trat den Herabkommenden eine hohe schlanke Männergestalt entgegen. Der Arm der schönen Braut zuckte in dem ihres Verlobten und selbst Frau von Reimar's Tact gerieth einigermaßen in's Schwanken bei der unwillkom-

menen Begegnung. Doch versuchte sie rasch sich zu fassen und eine flüchtige Vorstellung zu wagen."

„Mein Neffe, Dr. Friedrich Reimar; Baron Hainfeld;" der Bräutigam meiner Tochter kam nur als unverständliches Gemurmel zum Ausdruck.

Und rasch suchte sie vorüber zu drängen.

Aber wie aus Erz gegossen, breit und stark, stand der junge Mann da, ohne den Hut zu lüften, ohne die Hand zu rühren. Starr und vorwurfsvoll hafteten seine Augen auf Clärchens Antlitz, das wie mit Purpur übergossen, aus der schneeigen Atlas-Kapuze herausguckte.

Der Baron wußte nicht recht, was er mit den zwei Fingern beginnen sollte, welche er in vorurtheilslosester Leutseligkeit diesem angehenden Gymnasiallehrer hingestreckt hatte. Er näselte im höchsten Discant: „Sehr erfreut, hoffe demnächst bei günstiger Gelegenheit — —"

Und auch er trachtete mit seiner Dame an dem jungen Manne vorbeizukommen.

Fritz aber schien weder seine gnädige Tante, noch den leutseligen Baron zu sehen. Er beugte sich nieder, ganz nahe zu den Lippen seines treulosen Liebchens und sprach mit sanfter, tief vibrirender Stimme: „Mögest Du glücklich werden, wenn Du's vermagst; mögest Du nie, niemals bereuen, was Du an mir, an Dir selbst gethan. Leb' wohl!"

Jetzt schob er mit energischer Armbewegung den verblüfften Baron zur Seite und stürmte hastig die Treppe hinan.

Clärchens Augen quollen über, Frau von Reimar's nach der Salonschablone regulirten Hirnfunctionen standen still. Nur der Baron zuckte mitleidig die Achseln. Hartfühlige Menschen gewinnen leicht einen Schein von Ueberlegenheit in wahrhaft delicater Situation über tiefer angelegte Naturen.

Er fragte, nachdem er Mutter und Tochter in den Wagen gehoben, leichthin: „Das ist ja wohl der junge Werther, von dem mir Dr. Stingl neulich einige Andeutungen gemacht. Schade um den Mann; er sollte einsehen, daß die Saison der Werthers eine veraltete ist. Uebrigens gedenke ich mich als Ehemann auf nichts weniger als auf einen Othello zu spielen. Verehrer auf Distanz gestatte ich meiner jungen Frau, das gibt ihr das rechte Relief. Aber so mir nichts, Dir nichts ein tête à tête abzuhalten, während ich daneben stehe, das übersteigt alles Erlaubte, das muß ich mir verbitten."

Es sollte scherzhaft sein; er fuhr seiner Braut mit der fetten, beringten Hand über das Gesicht und als er dieselbe feucht spürte, meinte er mit einem herzhaften Schmatz seine gute Laune und edle Toleranz auszudrücken.

Clärchen rührte sich nicht; wie versteinert drückte sie sich in die Ecke; ihre Thränen versiegten, aber die festgekniffenen Lippen verkündeten einen Entschluß. Frau von Reimar war zu Ende mit ihrer Routine und hatte nach einer Fahrt von zehn Minuten nicht eine einzige passende Phrase zu Gebrauch in ihrem Gedächtniß aufgefunden.

So langte man in ziemlich verlegener Stimmung an.

In der Garderobe war ein arges Gedränge. Galant bediente der Baron vorerst die Mama; als er sich jedoch nach seiner Braut wenden wollte, war diese verschwunden. — —

In Alma's Stübchen war's indeß noch stiller geworden. Selbst der Orcan draußen hatte vertobt und man hörte nichts als das schwere Athmen der Kranken.

Bleiern senkten sich die Lider über die matten Augen. Doch Alma wollte nicht schlafen. Jetzt noch nicht. Sie wollte wachen, bis sie ihn wiedergesehen, ihm zugesprochen, ihn aufgerichtet, ihn beschworen, der Zukunft

zu vertrauen und der mißleiteten, treulosen Schwester zu verzeihen.

Und dann?

Für Alma selbst gab es keine Hoffnung, kein Wünschen mehr.

So dämmerte sie erschöpft der Auflösung, der Befreiung entgegen.

Ein heftiger Riß an der Glocke schreckte die wider Willen Entschlummerte aus ihrer Lethargie.

Sie kennt die Art des Läutens, sie kennt auch den energischen Schritt, nur daß er jetzt noch viel, viel heftiger ist. Vor dem Spiegel im Vorzimmer pflegt er sonst stets Halt zu machen und Alma belächelte wie oft diese kleine Eitelkeit. Heute aber scheint dem Vetter sein stattlicher Vollbart ziemlich gleichgiltig zu sein. Mit drei Schritten ist er an Alma's Thür, ohne erst geklopft zu haben, steht er vor ihr drohend, finster, lieb- und erbarmungslos. Denn ihr, ihr allein gilt all' sein Zorn, sie klagt er an ob Clärchens Verrath, sie ist die Schuldige, die den Vertrauenden genarrt, ihn fortgeschickt, damit er desto leichter betrogen werden könne. Sie ist die Schlange, die mit heimtückischer Hinterlist den jungen Bund gestört, zwei Menschen auseinandergerissen, die für einander geschaffen waren.

Und warum sie dies Alles vollbracht? Aus Neid und Schadenfreude, aus gemeinem Haß gegen die Schöne, die Strahlende, die Fehlerlose, die trotz Allem und Allem noch immer Geliebte und ewig einzig Liebenswerthe!

„Bei Allem, was Dir heilig ist, ich konnt's nicht hindern, wie im Fluge ist's geschehen und wahrlich nicht durch mich. Sieh', ich liege seit Deiner Abreise krank darnieder —"

Umsonst! Alma's brechende Stimme verhallte ungehört.

„Natürlich, Du bist unschuldig. Nie hast Du geprahlt mit falscher Macht, nie Dein Wort gebrochen und nie gelobt für mich zu wirken und zu werben. Wohl gehandelt ist worden in meiner Abwesenheit, Du und Dein Helfershelfer, der fatale Schleicher, ihr habt es recht fein abgekartet, mich fortzuschaffen, mich hinzuhalten — Tod und Verderben über Dich, Du falsches, tückisches, häßliches Geschöpf, das mir stets widerwärtig gewesen neben meinem süßen, lichten, holden Lieb."

In dem Ton ging's fort. Wie lange? Nicht das gequälte Mädchen, nicht der wüthend Leidenschaftliche wußten es. Alma drückte das müde Haupt in die Kissen und jedes Wort drang wie giftiger Pfeil in das Gemüth der Edlen, arg Verkannten.

Endlich versagte dem kopflos Tobenden der Athem.

Er enteilt in's anstoßende Gemach, in Clara's Zimmer und wirft sich erschöpft auf das Lager des heißgeliebten Mädchens hin.

Er hört nicht, daß draußen neuerdings heftig geläutet wird. Oder er hört es und meint, das sei der Doctor, dessen Eintreffen auf dem Schauplatz seiner Thätigkeit längst zu gewärtigen war. Mag er sich freuen seines Triumphes, mag Alma frohlocken ob ihres Sieges.

Doch die horcht mit verhaltenem Athem nach dem Geräusch da draußen.

Das ist Clärchen's Stimme.

„Sie kommt schon zurück; kommt allein, ohne die Mutter. Was ist da vorgefallen?"

Rasch fliegt die Thüre auf; das grelle Licht des Vorzimmer's fällt auf die leuchtend helle Gestalt.

Ach, wie schön sie war, wie liebreizend und doch so liebeleer.

Es war der letzte, der elementare Verzweiflungsschrei eines zu Tod gemarterten Herzens, mit dem Alma der Schwester zurief: „Ich sterbe — sterbe trostlos — und Du — Du hast mich gemordet durch Deinen Verrath an Fritz!"

Und Clara, die ewig übermüthige, Alles belächelnde, sie lachte nicht. Sie kniete nieder, mit den weißen, runden Armen umschlang sie Alma's Haupt

und Thränen, heiße Thränen entströmten den Augen der Jungfrau: „Und ich sterbe mit Dir, wenn der Fritz mich nimmer mag. Du allein kannst mir ihn wieder, mir seine Verzeihung schaffen!“

Die Kranke, Fiebernde vermeinte zu träumen. Waren das Schönclärchens Worte, Worte der eitlen, selbstischen, berechnenden Schwester?

Der floß es nur von den Lippen in längst verhaltenen Strömen aus übervollem, aus überschäumendem Herzen: „Ich nehm' ihn nicht, den Baron, nicht um alles Gold der Welt. Wie ich den Fritz neben ihm gesehen, wie der mich angeschaut, so vorwurfsvoll, so streng und strafend und doch so einzig hold mit seinen treuen, lieben Augen, da fiel's wie Schuppen von den meinen. Hin riß es mich an seine Brust, wo mir so oft so wohl geworden. Und, wie mich der Baron küssen wollte, da erst empfand ich, wem ich zugehören und einzig zugehören darf. Fort bin ich gelaufen, die Treppe hinab, hab' mich in den nächstbesten Wagen geworfen und da bin ich und da hast Du mich, wie Du mich längst gewollt, ganz die Deine und mache, was Du willst mit mir, aber, wenn Du mir den Fritz nicht versöhnst, so mögen sie mich mit Dir in den nämlichen Sarg legen und Ein Grab sei uns beiden gemein.“

Schon fühlte sie sich von rückwärts umschlungen und ein Jubelschrei entfuhr ihr bei der liebvertrauten, wonnigen Berührung. Sie umfingen sich in neuer Lust und Lebensfreude, fest schmiegte sich das liebliche Geschöpf in des Mannes Arme und keines dachte mehr der Unseligen, die ohnmächtig, blutlos, wie eine geknickte Lilie in den weißen Kissen lag.

Doch durfte sie noch nicht sterben, noch war ihre Mission nicht erfüllt.

Frau von Reimar und Dr. Stingl trafen miteinander ein; letzterer war aufgehalten worden durch einen beim Sturm Verunglückten und so hatte er das Glück, die Klagen der entsetzten Dame aus erster Hand zu bekommen. Er hielt tapfer Stand, er fühlte sich entwaffnet beim Anblick des herrlichen Menschenpaares, das Hand in Hand vor ihn hintrat.

Und es war Alma's Wunsch, ihr letzter, einziger. Sie hat sich emporgehoben, noch einmal mit krampfhafter Anstrengung, sie hat die Erfüllung ihrer Bitte geheischt von der Stiefmutter mit feierlichen Worten, sie hat den Arzt eingesetzt zum Bürgen, daß man ihren Willen achte.

Er ist geachtet worden.

Aber die brillante, weltgewandte Frau von Reimar ist unmöglich in der Gesellschaft, durch Clärchen's rückgängige Verlobung mit dem Baron und die Gerüchte, welche dieser über den Bruch ausgestreut. Seit Fritz Reimar Clärchens Gatte ist, vernachlässigt die ewig Jugendliche auch einigermaßen die tägliche Auffrischung ihrer Reize und Dr. Stingl hat ihr den Dienst als Hausarzt gekündet.

So sitzt die Alternde einsam in der angeblaßten Elegance ihres tadellosen Salons, auf Alma's jungfräulichem Grabe aber ziehen ihres Geliebten Kinder weiße Rosen und dunklen Epheu als Sinnbild der Reinen, Edlen und ihres unverschuldet tragischen Schicksals.

Gustav Jäger's Duft- und Seelentheorie.

Als ich das vielbesprochene Werk des Prof. Dr. Gustav Jäger „über die Entdeckung der Seele“ las, mußte ich wiederholt an eine gelehrte Freundin denken, mit welcher ich vor ein paar Jahren den Genuß der Lecture der „Zoologischen Briefe“ desselben Gelehrten getheilt hatte. Die Dame fand ein großes Interesse an den „Zoologischen Briefen“; nur Eines hatte sie daran zu tadeln: Dies nämlich, daß, wenn irgend eine brillante Hypothese völlig klar und plausibel gemacht war und man eine rechte Freude daran hatte, die Sache nun aus dem Grunde zu verstehen, genau zu wissen, woran man war, der Verfasser hernach mit der Bemerkung nachhinkte, das sei seine subjective Meinung und so könne man sich, wenn man wolle, die Sache vorstellen, sie könne sich aber auch anders verhalten u. s. f. Das verleidete der gelehrten Freundin das Buch gründlich und sie wollte zuletzt nichts mehr davon hören.

An diese wißbegierige Leserin, deren Geschlecht nun einmal dreiste Betheuerungen höher schätzt, als Vorsicht, Bescheidenheit und Zurückhaltung, mußte ich, wie gesagt, bei der Lesung von Jäger's neuem Werke oft denken und konnte ihr dies Buch mit bestem Gewissen auf das Wärmste empfehlen, als das völlige Widerspiel von dem, was sie an jenem andern geärgert hatte.

In der That, von der Aengstlichkeit und Gewissenhaftigkeit, die den gelehrten Stuttgarter Zoologen früher kennzeichnete, ist er seit seiner Entdeckung der Seele völlig zurückgekommen. Bekanntlich steigt bei allen Naturforschern, Philosophen u. s. w. die Zuversicht der Behauptungen mit der Kühnheit und Absonderlichkeit der Gedanken und „Entdeckungen.“ Nichts natürlicher als dies! Plausible Behauptungen sprechen für sich selbst; aber auf zweifelhafte, paradoxe und unerhörte Dinge würde kein Mensch etwas geben, wenn der Entdecker nicht selber steif und fest daran zu glauben versicherte und dabei gehörig mit der Faust auf den Tisch schlüge...

Versenken wir uns ohne weitern Umschweif in den Mittelpunkt der Sache, um welche es sich in dem merkwürdigen Jäger'schen Buche handelt.

In jedem zoologischen Garten kann man sich Gewißheit darüber verschaffen, daß nicht nur jede Thierart überhaupt einen Ausdünstungsduft hat, sondern auch, daß es nicht zwei Arten gibt, deren Ausdünstungsdüfte nicht bei einiger Uebung von einander unterschieden werden könnten. Können ja doch selbst so nahestehende Thiere wie Rabenkrähe und Nebelkrähe noch am todten Balg von der so wenig geübten Nase des Menschen unterschieden werden. Die feinere Nase des Hundes unterscheidet sogar jedes menschliche Individuum von allen andern: ein Beweis, daß nicht blos jeder Art, sondern jedem Individuum ein specifischer Duft verliehen ist. — Welches Futter ein Thier zu seiner Nahrung wählt, hängt von dessen specifischem Duft (und Geschmack) ab. Das Gleiche gilt für die Fortpflanzung. Erst das Geruchsorgan entscheidet endgiltig über die Zusammengehörigkeit vom Säugethier an bis hinab zum Wurm, ja, man möchte sagen, bis zu den Infusorien hinunter und noch weiter: selbst wo Samenfaden und Ei ganz äußerlich, ohne einen mütterlichen Organismus sich einigt, hängt die Neuschöpfung

ab von der chemischen Beziehung zwischen Samen- und Eiduft, oder, wie Jäger sich ausdrückt, zwischen Ei-Seele und Sperma-Seele...

Bei vielen Völkerschaften ist statt des Küssens der Nasengruß üblich. Gewisse Bergvölker Hinterindiens sagen in ihrer Sprache nicht: „Gib mir einen Kuß!" sondern „Rieche mich!" Statt Lippe an Lippe zu pressen, legen sie Mund und Nase auf die Wange und ziehen den Athem stark ein. Aehnliches ist bei den Birmanen der Fall und vom malayischen Archipel bemerkt Crawfurd, daß dort für unsern Gruß bei allen Stämmen das Riechen eintrete; überall seien die Wörter riechen und grüßen gleichbedeutend. —

Was ist der Duft? Der „Duftstoff" steckt, lehrt Jäger, in den kleinsten Theilen — Moleculen — des Körper-Eiweißes. Er ist ein Bestandtheil desselben. So lange das Eiweiß sich im normalen, unversehrten Zustande befindet, ist der Duftstoff gebunden. Findet aber durch Erregung des Nervenapparats eine Zersetzung des Eiweißes statt, so wird der Duft frei und tritt als selbstständig wirkender Factor auf. Der Duftstoff oder Duft — Jäger gebraucht die beiden Ausdrücke seltsamer Weise immer als Synonyma, was sie doch nicht sind — muß also bezeichnet werden als eine chemische Substanz, die dem Stoffwechsel unterliegt. Er zersetzt sich und bildet sich von Neuem aus zugeführten Bestandtheilen.

Und er ist — man höre! — identisch mit dem, was man Seele nennt!

Identisch mit der Seele? Ja! Denn, sagt Prof. Jäger, die Seele ist etwas durchaus Specifisches, und wenn sie ein materieller Stoff sein soll, so kann sie nur mit jenem Bestandtheil des Körperurstoffes identisch sein, der ebenfalls specifisch, d. h. eigenthümlich ist bei jedem einzelnen Wesen. Vollkommen specifischer Natur sind aber einzig und allein die Stoffe, welche uns im Ausdünstungsduft (und Fleischgeschmack) des Thieres begegnen. Folglich — sind Duft und Seele dasselbe! —

Wenn übrigens, meint Jäger, ein Naturforscher die Entdeckung macht, daß alle die sogenannten Seelen-Erscheinungen, die Triebe, Instincte, Affecte, der Wille u. s. w. ihre Erklärung in der Anwesenheit eines ganz bestimmten, freien, greifbaren chemischen Stoffes finden — nämlich eben im Duftstoff — so wird er doch lieber nach dem schon vorhandenen, populären Worte greifen, als mit Hilfe des griechischen Wörterbuches ein neues schmieden. Und schließlich — hat jeder Entdecker das Recht, die Sache, die er entdeckt hat, nach seinem Gutdünken zu taufen!

Ich will über diese Motivirung kein Wort hier weiter verlieren. Der „Heimgarten" ist nicht der Ort für eine solche Erörterung. Ich lasse die Seelenfrage bei Seite und betrachte das Jäger'sche Werk als eine Physiologie des Geruchsinns, in welcher ein riesiges und großentheils auch schätzbares Erfahrungsmaterial aufgespeichert ist — ein Material, das immer wieder lockt und reizt, sich mit dem seltsamen Buche zu beschäftigen. Man hat es da zu thun mit einer literarischen Erscheinung der Gegenwart, von welcher man, wie immer man davon denke, Kenntniß nehmen muß, und durch die zahlreichen Feuilletons in allen Blättern, die das Buch in mehr oder weniger geistreicher Weise zerpflückten, excerpirten und bespöttelten, ist in den weitesten Kreisen ein Interesse und eine Neugierde wachgerufen worden, die nicht besser befriedigt werden kann, als durch den Versuch einer einfachen, objectiv gehaltenen, unparteiischen, gemeinverständlichen Darlegung des hauptsächlichen Inhalts — einen Versuch, der kaum noch gemacht worden. —

Daß die Erregung unserer Riechorgane durch den Riechstoff keine einfache chemische Reaction ist, schließt unser Autor schon daraus, daß wir nichts riechen, wenn sich die mit dem

Riechstoff beladene Luft nicht in unserer Nase bewegt. Hieraus und aus der großen Flüchtigkeit der Stoffe ergibt sich wohl, daß es sich beim Riechen um die Wahrnehmung eigenartiger feinster Bewegungen handelt, ähnlich wie beim Hören und Sehen, nur daß die Bewegungen andersartig sind. Das Charakteristische für Töne und Farben ist, daß sie eine Scala bilden und sich im Grunde blos quantitativ unterscheiden, während bei den Düften keine geordnete Reihe denkbar ist und die Unterschiede rein qualitativ sind.

Aber wie bei Farben und Tönen das Angenehme und Unangenehme von Harmonie und Disharmonie abhängt, so auch bei den Düften. Der specifische Ausdünstungsgeruch entströmt allen Körpertheilen, also auch der Riechschleimhaut; auf dieser begegnet er dem fremden Duft, und nun entscheidet sich's, ob beide Duftstoffe und ihre Bewegungen harmonisch mit einander zusammenstreben und zusammenschwingen oder nicht. Dies entscheidet bei der Nahrungswahl und nicht minder bei der geschlechtlichen Auswahl.

Erregung des Nervenapparats verursacht, wie schon gesagt, Eiweißzersetzung und entbindet Duftstoff. Dieser Duftstoff wirkt — was wohl zu merken — nicht blos nach außen auf Andere, sondern auch im Innern des Körpers selbst, durch den er sich verbreitet, als Nervinum, d. h. als Nervenreiz. Er wirkt treibend, d. h. Trieb und Affect erregend.

Die im engeren Sinne physischen Affecte, wie Trauer, Freude, Zorn, Wuth, Haß, Hoffnung, Angst, Furcht u. s. w. beruhen auf Eiweißzersetzung innerhalb des Gehirns.

Der Verfasser unterscheidet: den Seelenruhedruft, den im Zustande der Seelenruhe die stabilen, im Körper vorhandenen Nervenreize entbinden und den Affectduft, der durch außergewöhnliche und vorübergehende Reize entbunden wird. Letzterer tritt auf als angenehmer Lustduft und als unangenehmer Unlustduft. Der Unterschied zwischen Lust- und Unlustduft ist oft nur ein quantitativer. Bei niedrigem Grade der Eiweißzersetzung wird Lustduft, bei hohem wird Unlustduft entbunden. Ein solcher Unlustduft ist der Angstduft der Ringelnatter: sobald man sie ergreift, entströmt ihr ein infernalischer Knoblauchgeruch aus Mund und Nase; auch ihr Koth, der sonst nichts dergleichen zeigt, erhält in solchen Momenten den gleichen Mißduft, so daß, wenn man sich damit besudelt, derselbe Tage lang nicht wegzubringen ist. Merkwürdige Dinge erzählt Jäger von den Wirkungen, welche der Todesangstduft des Menschen auf den feinern Geruchssinn der Thiere auszuüben pflegt. Hunde bellen und heulen bei eintretender Agonie eines Menschen. Von einem Biographen Friedrich's II. von Preußen wird berichtet: „Als der König gegessen hatte, lehnte er sich in den Armstuhl zurück und streichelte seine zwei Lieblingswindhunde, die er stets auf dem Schooße hatte; plötzlich blieb die Hand des Königs ruhig; sofort sprangen die beiden Hunde entsetzt von seinem Schooße und wollten halbwüthend zur Thüre hinaus. Der König war in demselben Moment gestorben.“ — Angenehm aber ist der Angstduft der Thiere für ihre Feinde und Verzehrer. Die Katze spielt, meint Jäger, mit der Maus, der Tiger schleppt seine Beute im Rachen weite Strecken fort, weil sie bei längerer Procedur sich am Angstduft der Beute weiden, weil dieser für sie Wohlduft ist.

Prof. Jäger behauptet, daß insbesondere der Seelenruheduft sich vornehmlich in den Kopfhaaren sammelt, sich also am besten in den Haarnetzen der Mädchen und Frauen auffangen und conserviren läßt. Er besitzt eine Sammlung von solchen Haarnetzen und ist im Stande, Aufschluß zu geben über den habituellen Duft beider Geschlechter jedes Alters.

Der Kopfduft halbreifer Mädchen, sogenannter „Backfische“, hat etwas Leeres und Fades; eine Beobachterin von der Bekanntschaft Jäger's hat sich geäußert, er sei wie der Duft eines Kautschukstöpsels, und Jäger findet, daß das „nicht übel bemerkt ist“. Sammelt man diesen Kopfduft mittelst eines Baumwollnetzes, so überwiegt in Letzterem der Duft ranzigen Fettes ganz entschieden; man riecht fast nichts von feineren Bouquetten heraus.

Reife Mädchen haben einen feinen, milchig-säuerlichen, erregenden Geruch. Bei der reinen Jungfrau ist er, wenn nicht gerade ein duft-entbindender Affect vorhanden, von einer ganz außerordentlichen Reinheit und fast bis zur Geruchlosigkeit gehenden Feinheit, und eben dieser Mangel an Duftstärke verleiht der Stube der Jungfrau jene Weihe, die in dem Cultus der „immaculata Virgo“ ihren prägnantesten Ausdruck findet.

Ist die Jungfrau zur Frau geworden, so duftet sie stärker, würziger, womit auch eine Steigerung ihrer habituellen Körperwärme verbunden ist.

Der Ausdünstungsduft der Greisin wird wieder dem des „Backfisches“ ähnlich; er ist leer und fade, wie dieser und doch wieder verschieden von ihm, denn er ist zugleich trocken, etwas säuerlich und moderig, ohne gerade unangenehm zu werden.

Der Knabe duftet ebenso fade und leer wie der „Backfisch“ und doch auch wieder anders, wie man sich leicht überzeugt, wenn man die Localdüfte einer Knaben- und einer Mädchenschule mit einander vergleicht. Mit dem Eintritt der Pubertät wird der Duft bouillonartig und, mit den Sprossen des Barts, scharf säuerlich. Später ändert der Ausdünstungsduft sich noch einmal: das Scharf-säuerliche verschwindet, der reife Mann in mittleren Alter duftet milde, brodartig, mehlpuderartig. Der Greisengeruch nimmt den Charakter des Schimmeligen, im Affect Säuerlichen an; bei alten Juden z. B. hat er etwas Schäbiges. —

Das Alles sei der Prüfung feiner und feinster Spürnasen empfohlen. Für den gewöhnlichen Menschen sind es Seltsamkeiten, neben welchen in Jäger's Buche wirklich gute, zutreffende Bemerkungen und Beobachtungen vorkommen, nur ist hier gerade das Beste nicht mittheilbar. —

Wenn zwischen zwei Geschöpfen instinctive Sympathie besteht, so duftet die Ausdünstung des einen dem andern stets angenehm, sie ist auch zuträglich für ihn. Dem Kinde ist die Atmosphäre der Mutter eine wonnige, süß einschläfernde. Aehnlich ist das Verhältniß zwischen liebenden Gatten. Die Einathmung des SympathieDufts führt einen Gemeingefühlszustand herbei, bei welchem man der Zeit nach drei aufeinander folgende Stadien unterscheiden kann. Im ersten wirkt die Einathmung des Duftes aufregend, trieberzeugend, beziehungsweise triebsteigernd (d. h. entweder alle Triebe, Bewegungstrieb, Ernährungstrieb, sexueller Trieb, oder den einen mehr als den andern steigernd); im zweiten: beruhigend, triebstillend, sättigend; im dritten: einschläfernd. Wie das Zusammenleben sympathischer Naturen von höchst günstigem Einfluß auf die Gesundheit ist, so macht Antipathie natürlich in entgegengesetztem Sinne sich geltend. Das traurige, kränkliche, ruppige Aussehen der Thiere in den Menagerien führt Jäger vorwiegend auf den Umstand zurück, daß Geschöpfe zusammengewöhnt und zu friedlichem Leben gezwungen sind, die sich sonst feindlich begegnen. Sie vergiften sich gegenseitig durch ihre Ausdünstung. Dies Gesetz der Sympathie und Antipathie erstreckt sich sogar auch auf die Pflanzen. Prof. Jäger behauptet und will beweisen, daß Pflanzendüfte ebenfalls der Eiweißzersetzung entstammen, die „Pflanzenseele“ also ebenfalls in den Moleculen des Eiweißes steckt, daß die Pflanzen ebenfalls Lust- und

Unlustdüfte entbinden, daß sie ferner nicht blos duften, sondern auch riechen — d. h. daß der Duft anderer Pflanzen für sie ein empfindlicher Lebensreiz ist, daß sie darauf reagiren, daß es von Harmonie und Disharmonie der Duftstoffe abhängt, wenn gewisse Pflanzen sich gerne gesellen, andere sich meiden und daß die antipathische Wirkung manchesmal geradezu tödtlich ist. Aus Justinus Kerner's „Reiseschatten" citirt Jäger die Stelle: „Eine jede Pflanze kann, wenn sie beinahe schon am Verwelken ist, durch eine bestimmte andere, welche man neben sie pflanzt, wieder erfrischt werden. Ein welkender Rosenstrauch wird durch neben ihn gepflanzten Lauch wieder in's Leben gebracht. So sucht jede Pflanze eine ihr freundliche..." Pflanzen, die für gewöhnlich gesellig leben, gedeihen auf isolirten Standorten nicht. Manche vertreiben einander: so z. B. Primula elatior und officinalis, Rhododendron alpinum und hirsutum.

Wenn in einem lebenden Wesen freie Duftstoffe vorhanden sind — ganz gleichgiltig, woher sie stammen — die zu dem Dufte eines andern Wesens in ausgesprochener Harmonie stehen, so fühlt das betreffende Wesen instinctive Neigung oder Gelüst nach diesem; im entgegengesetzten Falle aber instinctive Abneigung, Idiosynkrasie.

Das Thema der Idiosynkrasien führt unsern Autor auf das sexuelle Gebiet und damit auf gewisse Nachtseiten der Menschennatur, von welchen man sonst nicht gerne den Schleier des Schweigens zieht. Er widmet diesen Nachtseiten ein paar ausführliche, recht fatale Capitel. Er spricht von den seltsamen Käuzen, welchen das andere Geschlecht „übel duftet". Das sind die „Homosexualen". Desgleichen ist von den „Monosexualen" die Rede, d. h. von Denjenigen, welchen „in Folge einer eigenartigen Beschaffenheit ihrer Seelenstoffe" die Ausdünstung jedes anderen Individuums, sei es Mann oder Weib, fatal, zuwider, jedes Nicht-Ich antipathisch ist...

Die Geschichte der alten und zum Theil auch der neueren Völker kennt die moralischen Verirrungen auf diesem Gebiete. In welchem Maße sie Folge von „Idiosynkrasien" waren, ist schwer zu bestimmen; bekannt und gewiß aber ist, daß sie jedenfalls weit öfter die Folge moralischer Verkommenheit, blasirter Zuchtlosigkeit und wüster Entartung waren. Von solchen Dingen in dem Tone sprechen, in welchem Prof. Jäger davon spricht, heißt tausend Fällen von blasirter Zuchtlosigkeit und wüster Entartung Vorschub leisten, um einige wenige Fälle von wirklicher, angeborner „Idiosynkrasie" zu entschuldigen. Und darum kann man auch Prof. Jäger's Verlangen nicht theilen, die weltliche Gesetzgebung möge in zarter Rücksicht auf die „eigenartige Beschaffenheit der Seelenstoffe" Einzelner die Dämme einreißen, welche sie gegen das Ueberhandnehmen und die Popularisirung gewisser Praktiken und Formen blasirter Corruption, die vorderhand noch verschämt im Dunkel schleichen, aufgerichtet hat. —

Genug davon. Nur noch eine Frage an den Verfasser: Wie kommt er dazu, den Sokrates auf seine Liste berühmter „Homosexualen" zu setzen? Er lese das Symposion des Plato und darin die berühmte Rede des Alkibiades: Diese behauptet und beweist in glänzendster Weise, daß Niemand weniger auf jene Liste gehört als eben Sokrates! —

Prof. Jäger will über dieses ganze Thema in gleichem Sinne noch ein besonderes Buch schreiben.

Prof. Jäger lasse dies bleiben. —

Capitel wie das über den „Parasitismus" sind doch wenigstens harmlos. Die lebendigen Parasiten (Schmarotzer) des thierischen Körpers werden nach Jäger auch nur durch die ihnen sympathische Ausdünstung des Individuums angezogen, das sie zum

Aufenthalte erkiesen. Der Kleiderlaus z. B. ist der slavische, der Kopflaus dagegen der germanische Racengeruch sympathisch. Jäger ist überzeugt, daß sogar der Floh dem „Individualduft“ folgt. Aber nur der „Lustduft“ ihres „Wirthes“ ist diesen Parasiten angenehm und der Verfasser schildert ganz hübsch, wie sie in Aufregung gerathen, wenn der Wirth „Unlust- oder Angstduft“ entbindet. Volksschullehrer wissen, daß, wenn der Schulknabe in Angst geräth, die Parasiten seines Kopfes „lebendig werden“; „sie tauchen aus dem Haarwalde auf, klettern verzweifelt an den Haarspitzen umher, flüchten sich auf den Rockkragen u. s. w., denn der Angststoff ist unter sie gefahren“. — „Wenn man einen Vogel geschossen und dieser noch nicht völlig todt ist, so laufen seine Läuse wie besessen ganz oben auf den Federn umher, retten sich auf die Hand des Jägers, so daß dieser seine Beute vor Ekel oft wieder wegwirft.“

Bekanntlich hat man sich heutzutage gewöhnt, kleine mikroskopische Thierchen als Träger und Verbreiter der Seuchenstoffe anzusehen. Diese Thierchen sind nach Jäger nun eben auch „Parasiten“, und sie suchen jene Individuen auf, deren „Duft“ ihnen sympathisch ist! Nur ist es hier merkwürdiger Weise gerade der „Angst- oder Unlustduft“ des Individuums, in welchem die Parasiten sich wohl und behaglich fühlen — was jedem Kinde einleuchten muß, da Niemand leichter als die Aengstlichen von Seuchen ergriffen werden! —

Es ist schon gesagt worden, daß im Körper des Menschen die eigenen „Seelenstoffe“ oder Düfte als T r i e b e wirken. Starke Ansammlung der Duftstoffe, wenigstens der Unluststoffe, muß also vermieden werden. Das beste Mittel, sie abzuleiten, ist das Tragen von Kleidern, deren Stoffe die Ausdünstung so leicht als möglich durchlassen: also wo möglich ausschließlicher Gebrauch von T h i e r h a a r e n (Thierwolle) und g ä n z l i c h e Verbannung der P f l a n z e n f a s e r (Baumwolle und Leinwand). Ganz Erstaunliches weiß Jäger von den Folgen zu erzählen, welche für ihn, seine Familie und andere Personen aus dem Gebrauche solcher Thierwollkleidung sich ergaben.

Die hierdurch erzielte Ableitung der Duftstoffe (Desodorisation) macht den Menschen seuchen- und wetterfest, vermindert die Zersetzbarkeit des Eiweißes, setzt alle Triebe, Gelüste und Gewöhnungen auf das geringste Maß herab und begründet so einen Zustand heiterer Apathie, ruhiger Affectlosigkeit. Sie bewirkt jene Läuterung, welche das Mittelalter der Askese zuschrieb.

Auch auf dem Gebiete der Heilkunde setzt Jäger den Hebel seines Princips an. Das Fieber ist Symptom einer intensiveren, örtlichen oder allgemeinen Eiweißzersetzung, und die Erscheinungen desselben sind nichts Anderes, als die Wirkungen des der Eiweißzersetzung entstammenden Duftstoffs, den man in der Ausdünstung des Fieberkranken zu riechen bekommt. Dies führt den Autor auf einen für die Diagnose wichtigen Punkt: die R i e c h b a r k e i t der Krankheiten. — E. L. Heim constatirte bereits, daß der Geruch das sicherste Mittel sei, um Scharlach, Masern und Rötheln zu erkennen und zu unterscheiden. Daß Pockenkranke ebenfalls einen specifischen Duft ausströmen, ist jetzt bekannt. Aber dabei hat es sein Bewenden nicht: fast jede Krankheit wird sich durch Duft erkennen lassen und eben der genannte Heim scheint dies auch vermocht zu haben. „Heim weiß nicht“, berichtet Reil von diesem berühmten Arzte, „wie er die Leute curirt. Unsereiner sieht, fragt und forscht wochenlang, ehe er zu behaupten wagt, er wisse, wo die Krankheit sitze. Ruft man nun Heim, so tritt er in seiner leichten Manier herein, sieht kaum nach dem Kranken, fragt ihn oft nicht einmal und sogleich trifft er den Punkt,

auf welchen uns erst eine lange, mühsame Combination geleitet hat. Die Lage des Kranken im Bette, sein Athem, seine Stimme, seine Farbe, seine Gesichtszüge, der Geruch im Zimmer sagen ihm oft im ersten Moment, was kein Compendium der Semiotik zu lehren vermag. Einmal wird Heim zu einem im heftigsten Fieber liegenden Kinde gerufen. Sobald er dasselbe gesehen und den Puls gefühlt, eröffnet er den Eltern, ihr Kind sei — betrunken und werde morgen völlig gesund sein. Die Eltern halten den Arzt selbst für betrunken, bis die Amme gesteht, Branntwein genossen zu haben." — Andere Beispiele führt Jäger an von Aerzten, welche den Gelenkrheumatismus oder die Schwindsucht am Geruche des Kranken erkannten und Einen macht er namhaft, der die Kranken nicht blos beroch, sondern — bei der Diagnose auch sein Geschmacksorgan zu Hilfe nahm! —

An dem Capitel über „Verwitterung", d. h. über die Kunstgriffe, welche angeblich dazu angewendet werden, thierische Individuen an andere, namentlich an den Menschen, dadurch zu gewöhnen, daß man sie mit Geruchstoffen der Letzteren imprägnirt — kann man nur mit verhaltener Nase vorübergehen. Ich unterlasse es auch, auf die Theorie des Verf. von den „Bildungstrieben" einzugehen, von der formenden, gestaltenden Kraft, die er den — Duftstoffen zuschreibt, denn hier verliert er sich vollends in's Bodenlose. Ich will nur noch erwähnen, daß Jäger von der, mit dem Dufte völlig identificirten, also ganz und gar materiellen „Seele" den „Geist" ausdrücklich und wiederholt unterscheidet. —

Was ein gelehrter Zoolog und Physiolog in einem umfangreichen Werke dargelegt hat, das mag in diesen flüchtigen Andeutungen, auf den einfachsten Ausdruck reducirt und alles fachwissenschaftlichen Apparats entkleidet, sich ziemlich armselig ausnehmen. Es ist nur billig, nachträglich hervorzuheben, daß in dem Buche ein bizarrer Grundgedanke mit so viel Scharfsinn und schriftstellerischem Geschick zu einem System entwickelt ist, daß man daran ein gewisses Vergnügen finden kann, wie an sonst einem interessanten Spiele des menschlichen Geistes, wozu noch kommt, daß das reiche, durchaus nicht überall zu verachtende Material ein genaueres Studium des Buches wirklich lohnt.

Eine eigentliche Kritik desselben wollte ich hier nicht geben und habe so manche Bedenken, mit welchen ich die Darlegung der Hauptgedanken hätte unterbrechen können, zurückgehalten. Ich hätte den Verf. z. B. fragen können: Wenn auf die „Harmonie" der Duftstoffe so großes Gewicht gelegt und schier unzählige Erscheinungen der „Sympathie" daraus erklärt werden, wie kommt es, daß diese Sympathie so außerordentlich selten eine wechselseitige ist, was sie doch logischer Weise sein müßte, und warum ist beispielsweise der Floh dem Menschen nicht so sympathisch, wie dieser ihm? —

Ein gutes Mittel, sich das Jäger'sche Buch genießbar zu machen, wäre: in Gedanken überall für „Duft" und „Seele" ein x zu setzen, für welches die Naturwissenschaft noch kein Wort hat und für welches der Ausdruck „Duft" zu grob, der Ausdruck „Seele" zu fein ist. Jäger selbst gibt irgendwo ein Riechen ohne Riechorgan zu, ein Riechen „mit allen Poren". Ein Riechen ohne Riechorgan ist aber kein Riechen und was es erfaßt, ist kein Geruch — es ist ein Wittern, und dieses unschätzbare Wort, das man durchaus nicht für identisch nehmen sollte mit Riechen, mag uns einstweilen genügen für jenes Unerkannte und Unbenannte. Der Mensch hat vielleicht mehr Sinne als er weiß.

R. H.

Gedanken über Kinder.

Von P. K. Rosegger.

Nichts auf der Welt studire ich lieber, als Menschen und von diesen mit Vorliebe die Kinder. Das ist ein Buch, aus dem wir lesen und in das wir schreiben sollen.

Daheim in meinem Walde ging einmal ein Zauberer um, der die Bauern in nicht geringe Aufregung brachte. Er trug ein Buch mit sich, das hatte ganz weiße Blätter, aber wenn der Mann ein Blatt davon an seinen Mund hielt und Worte darauf hinhauchte, so wurden dieselben in leserlichen Schriftzeichen darauf sichtbar, als wäre sein Athem eine Schreibfeder gewesen.

Ich drang allmälig in die Sache und kam darauf, daß die Worte schon früher mit einer Flüssigkeit geschrieben werden mußten, welche keine bemerkbare Farbe auf dem Papier ließ und erst durch den Athemhauch erwärmt, dunkel hervortrat.

Ein solches Buch sind die Kinder. Gleichgiltige Augen entdecken an ihnen nichts Bemerkenswerthes, erst wenn man ihnen mit dem warmen Hauche der Liebe naht, treten die Zeichen hervor, die uns oft überraschen, entzücken oder erschrecken.

Und zum großen Theile an uns liegt es, welche Zeichen wir hervorrufen — doch genug des Gleichnisses.

Wenn ich so gerne von *meinen* Kindern spreche, so ist es nur, weil ich diese am Besten kenne; sie sind, wie viele tausend andere sein werden und ich lade die Väter und Mütter ein, mitzulesen und mitzudenken, ob es stimmt. Jede Mutter hat das liebste Kind und so werden wir uns wohl verstehen.

Zuvörderst liegt mir Eins am Herzen. Ist es euch nicht aufgefallen, daß wir unsere Kinder, denen wir Spielzeuge in die Hand geben, oft zu unserem eigenen Spielzeug machen? Wir treiben mit ihnen Scherz und Ernst, wie es *uns* gefällt. Ihre Individualität ist allerdings noch nicht groß, aber sie ist da; wir mögen sie, die schmiegsame, an die unsere schmiegen bis zu einem gewissen Grade, aber ihrem Kerne, wenn er einmal entdeckt ist, müssen wir Rechnung tragen. Es ist frevelhaft und doch muß ich gestehen, daß ich eine gewisse Scheu gegen unsere Erziehungs-Anstalten habe, sie nivelliren und liefern Schablon-Menschen, mit denen sich ganz gewiß am Besten Gesellschaft und Staat bauen läßt, wie man ja auch am Bequemsten mit Backsteinen Häuser baut. Aber aus besonderen Verhältnissen organisch hervorgewachsene Charaktere, kernhafte Originale wären mir unter Umständen lieber. *Ein* Schleifstein paßt nicht für alle Messer; mancher Schüler lernt mehr im Leben, als in der Schule.

Und so denke ich mir, müßte schon beim Kinde auf dessen Eigenart Rücksicht genommen werden, wir müßten bei Mancherlei, was wir an Pflege, an Spielen, Sitten und Unterricht bei dem Kinde anwenden wollen, prüfen, ob dasselbe wohl mit seiner Individualität, mit den Verhältnissen, denen es entgegengeht, mit den Ansprüchen seines künftigen Berufes im Einklange steht.

Das Kind muß lernen! sagt man; gewiß, lernen muß auch der Erwachsene; doch bloß lernen, auch im Spiele lernen, lernen, wie man ißt, wie man

trinkt und im Bette liegt, wie man spazieren geht, Bewegungen macht, um den Körper zu kräftigen, Alles mit Vorbedacht und Berechnung, nichts als lernen, das ist ungesund. Respectire man doch die Kindheit, sie ist ganz anders, als unser späteres Alter; Manches in ihr halten wir — danklos auf unser eigenes Kindesglück vergessend — für unvernünftig und unsinnig, was eigentlich für die Kleinen ein hohes Gut ist, das sie ohnehin zu bald verlieren und nicht mehr finden werden.

Ich bin nicht einverstanden mit dem Rathe jenes Denkers, daß sich die Eltern von ihren Kindern erziehen lassen sollten, obwohl ich zugebe, daß wir mancherlei von unseren Kleinen lernen können, was in keinem Buche der Weltweisheit steht. Die Kinder scheinen ja für einen Himmel geboren zu sein, denn ihre jungen Organe sind eingerichtet, lediglich um zu genießen. Für diese Erde aber, in die sie sich denn nun doch schicken müssen, haben wir sie zu erziehen. Nur doch nicht zu voreilig. Lassen wir die kleinen Herzen sich stärken an kindlicher Lust, sich erwärmen an Weltglauben und Gottesglauben, denn sie werden diese Stärke und diese Wärme brauchen können, wenn einst Manches um sie zusammenstürzt und kalt wird. Der Gottesglauben wird sich verwandeln und vergeistigen; legst du aber in das wachsende Gemüth den Gottesglauben nicht, so wird in dem erwachsenen der Glaube an das Göttliche — das Ideale — nicht Raum finden. Der kleine Mensch braucht wohl auch in geistiger Beziehung dieselbe Nahrung als der erwachsene, aber in anderer Form. Man kann hierin nicht vorsichtig genug sein. Manche Dinge, die wir in dieser besten Absicht für Kinder anwenden, sind für Kinder nicht geeignet; Manches, was wir ihnen als Ernst entgegen stellen, ist uns ein Spiel, bei dem wir uns ergötzen, ohne zu ahnen, welch' Unheil es in dem Kleinen stiftet.

Das Christkind, welches am Weihnachtsabende die Gaben bringt — ich habe darüber meine eigenen Gedanken. Die Täuschung ist so holdselig, aber die Enttäuschung muß denn doch etwas früh eintreten, vielleicht, bevor noch das Kind im Stande ist, das Christkindlein mit den rothen Wangen und dem goldenen Haar in den Begriff: Menschenliebe zu übersetzen.

Etwas gefährlich scheint mir auch das Spiel, welches man in manchen Gegenden mit den Kindern am Nikolausabend zu treiben pflegt. Ich meine nicht den „Bartel“ oder „Knecht Ruprecht“ oder wie der Popanz sonst heißen mag, der die Kinder erschreckt und manches schon zu Tode erschreckt hat. Hier liegt der Unsinn so augenscheinlich da, daß es überflüssig ist, davon zu sprechen. Gefährlicher scheint mir der gütige, fromme Nikolo.

Als meine Kinder in ihrem fünften und sechsten Jahre waren, hatten wir uns eines Adventabends in der Stube versammelt und trieben lustige Kurzweil und die Kleinen umschwärmten und neckten den lachenden Vater wie zwei muntere Kobolde und hüpften und jauchzten dabei — im Kindesherzen ist ja eine solche Hochfluth von Lebenslust, daß sie ohne weiteren Anlaß überschäumt. O Kind, wenn du wüßtest, wie bald die Ebbe eintritt! — Und wie es gerade am lustigsten ist, hören wir draußen ein Klingeln und Klopfen. „Wer ist's noch so spät? Nur herein!“

Und Niemand Geringerer kommt, als ein Bischof mit dem weißen Talar und der zweispitzigen Mütze, ein gebückter, langbärtiger Greis mit goldenem Stabe. Mit gröhlender Stimme — man verstand ihn kaum — fragte er nach den Kindern. Diese standen still wie zwei Schneemännchen neben mir und da nach ihnen begehrt wurde, traten sie zu ihm hin. Der alte Mann stellte sich vor, er sei der himmlische Bischof Nikolaus und hätte eine Reise auf die Welt unternommen, um brave

Kinder aufzusuchen und zu beschenken. Er fragte sie dann, ob sie brav wären? Das Mädchen beantwortete die Frage mit ziemlicher Zuversicht, der Knabe mit einiger Reserve, worauf der Bischof zu wissen verlangte, ob sie schon was gelernt hätten? Sie stellten sich aufrecht vor ihn hin und sagten ein Gedicht auf, wobei ihm das Mädchen mit unbeschreiblicher Treuherzigkeit in's Auge schaute, während der Knabe nicht ohne Vorwitz das himmlische Kleid musterte. Schließlich versprach der heilige Nikolaus, in der Nacht durch seinen Boten den Kindern etwas zu schicken. Er war überaus milde und gutmüthig, dabei auch sehr salbungsvoll, wie er es bei irdischen Bischöfen gesehen haben mochte, legte den Kleinen noch segnend die Hände auf das Haupt und schwankte zur Thür hinaus.

Als er davon war, lispelte mir der Knabe in's Ohr: „Ich habe ihn wohl erkannt — es ist der Butten-Seppel gewesen."

„Aber Kind!" rief ich, „was Dir nicht einfällt!" Das Wort blieb mir im Munde stecken.

Der Butten-Seppel, der in einem Nebenhäuschen wohnte, zeigte sich später, er war in seinem gewöhnlichen Kleide. Ich erzählte ihm sogleich, daß der Nikolo dagewesen sei, ob er ihn nicht auch gesehen hätte. Er wußte gar nichts davon und war sehr verwundert; die Kinder lugten ihn so etwas unsicher an. — Als sie in ihren Bettchen waren, ihre Schühlein am Fenster standen, bereit die Gaben des Nikolo anzunehmen*) und als im dunkeln Zimmer schon die Stille der Nacht herrschte, nur ich noch in einem Winkel saß, glück- und sorgenvoll auf die Bettchen hinblickte und glaubte, die Kinder wären schon eingeschlafen, sagte der Knabe auf einmal: „Und ich hab's doch gewußt, daß es der Butten-Seppel ist!" Darauf hob sich das Mädchenköpfchen in die Höhe und lispelte: „Ich hab's auch gewußt. Aber wenn man das sagt, so kriegt man nichts."

Ich war um eine Erfahrung reicher. Was mich aber von dieser Zeit an besonders nachdenklich machte: wenn ich oder die Mutter den Kindern etwas erzählten, fragten sie häufig: „Ist es wahr?"

Der „Nikolo" hat ihnen das Mißtrauen eingelegt, hat ihnen den Vortheil der Heuchelei gezeigt. Der Mann kam nicht vom Himmel!

Es ist wohl kein Wunder, daß Einem bei Erziehung seiner Kinder — und wären sie noch so gut geartet — bisweilen der Angstschweiß auf die Stirne tritt.

Eines Tages machten die Kinder einen Besuch bei einer bekannten Familie. Dort wurden ihnen allerlei Nippsachen zur Spielerei vorgelegt. Als sie wieder zu Hause waren, zog der Knabe mit sichtlicher Ueberraschung plötzlich ein Engelchen von Porzellan aus der Rocktasche und rief: „Ei, wie kann denn das sein, jetzt ist mir das Engerl in den Sack geflogen! Dort im fremden Haus habe ich mit ihm gespielt."

Ich erschrak, ohne eigentlich zu wissen, warum. Ich ließ mir den Hergang so genau als möglich erzählen, ich nahm das Kind in strengen Verhör, aber — mir fiel ein Stein vom Herzen — der kleine Inquisit widersprach sich nicht im Geringsten. Sie hatten dort mit dem Engelchen Verstecken gespielt, einmal verschwand das Engelchen, einmal war es wieder da. Es war so ein kleiner Tausendsaßa: Warf man es in die Luft — husch, weg war es und aus dem Rockärmel schlüpfte

*) Daß der Nikolo seine Gaben in die Schuhe legt, ist von ihm eine alte Gewohnheit und stammt aus jener Zeit, in der die Kinder, noch keine Gaben gewärtigend, kein Behälter für dieselben aufstellten und der Bischof nichts Anderes vorfand, als unter den Betten die Schuhe. Heute möchten sie freilich am Liebsten alle Schüsseln und Teller des ganzen Hauses an's Fenster stellen, aber der Nikolo legt seine Gaben mit Vorliebe in die kleinen Schuhe — er kommt dabei auch billiger aus dem Handel.

es wieder hervor; sperrte man's in den Nähkorb der Hausfrau, so guckte es gleich darauf ganz munter aus dem Rocktäschchen des Knaben. So ging's eine Weile unter dem Jubel der Kinder — auch Anderes kam dazwischen, was nicht minder lustig war — bis, weil es unterdessen spät geworden, plötzlich von der Begleiterin zum Aufbruch gedrängt wurde.

Und nun fand sich der Engel in der Tasche des Knaben, was diesen anfangs nicht eben unangenehm berührt zu haben schien.

Es war mittlerweile finster geworden und draußen tanzte frisches Schneegestöber. Trotzdem verlangte ich, daß der Knabe noch an diesem Abende den entflohenen Engel in jenes Haus zurücktrage und zu den anderen Nippsachen lege. Der Kleine blickte mich mit seinem großen klaren Auge bittend an, ich möchte ihn heute verschonen; seine Vertreter — und er hatte derer ein ganzes Haus voll — schützten die Dunkelheit vor, die Entfernung, das Gestöber, den Sturm und machten Alles viel wüster, als es war; aber ich bestand darauf, der Knabe mußte den Engel zurückstellen.

So ging er mit der Begleiterin ruhig davon. Es war ein unwirthlicher Abend, ich gestehe es ein, ich würde aus anderen Gründen einen noch kaum sechsjährigen Knaben bei solchem Wetter nicht in's Freie schicken. Damals vergaß ich über die absolute Nothwendigkeit dieses Ganges auf alle Scrupel. Erst als der Kleine mit frischgerötheten Wangen und fröhlichen Augen wieder in die Stube trat, athmete ich ganz frei auf. Die Begleiterin brachte ja von jener Familie die Versicherung mit, daß der kleine Engel beim Wechsel des Spieles ganz zufällig in der Rocktasche des andern kleinen Engels verblieben und vergessen worden sei. — Die Todesangst vor dem namenlosen Unglücke, welches ich an jenem Tage über unserem Haupte schwebend wähnte, war zerstreut.

Ich erinnere mich an einen Vorfall aus meiner eigenen Kindheit. Meine Eltern waren mit uns Kindern überaus milde und nachsichtig, aber ihren vollsten Zorn ließen sie uns fühlen, wenn sie uns auf irgend einer Unwahrheit ertappt hatten. Nun kam ich einmal an einem Sommertage mit einem üppig von schwarzen Kirschen beladenen Zweig nach Hause. Ich hatte denselben im Hintergarten des Nachbars heimlich vom Baume gebrochen. Meine Mutter fragte mich sofort, woher ich den Kirschbaumzweig hätte. Ich antwortete im ersten Schreck: „Von unserem Baume." Kaum war das Wort heraus, so fiel es mir ein, daß unser Baum keine schwarzen Kirschen trage, sondern rothe. Ich war auf Herbes gefaßt, aber meine Mutter schwieg. Schwieg, ging hinaus in die Futterkammer; ich schlich ihr nach und fand sie bitterlich weinen.

So weint eine Mutter, deren liebsten Sohn man in den Arrest führt. Mir gingen die Augen auf — mir gingen sie über. Auf meinen Lippen die Unwahrheit, in meiner Hand fremdes Gut! Ich bin vor meiner Mutter auf die Knie gefallen, habe Alles gestanden, habe um Verzeihung gefleht.

„Stehe auf," sagte sie, „trage den Kirschbaumzweig zum Nachbar und sage ihm, was Du gethan hast."

Ich that's; der Nachbar lachte und meinte: „Wegen einer Handvoll Kirschen da! Sie sind Dir wohlvergunnt, sie werden mir von dem Baume da unten sonst auch gestohlen."

Das war mir gerade genug. Da hatte der Mann einen Kirschbaum für Diebe! Ich hatte genug für mein Leben lang.

Was kannst du, besorgter Vater, deinen Kindern geben? Geld? Das gibt seinen Kindern auch der Gauch. Wissen? Das Geschenk ist ehrenwerth und führt sogar mitunter zum Ruhme. Willst du ihnen jedoch etwas geben, was ihnen ureigen sein und bleiben wird, was mehr inneres Glück und

äußere Ehre bringt, als alles Geld und Wissen auf der Welt — gib ihnen Treu und Redlichkeit.

Um Kinder diesem beständigen Himmel zuzuführen, wird manchmal ein sehr sonderbares Mittel angewandt, nämlich — die Hölle.

Vernünftige Eltern — und zu unvernünftigen rede ich nicht — mögen auf die Ammen und Wärterinnen ihrer Kinder achten! Derlei Weiblein unterhalten in idillischen Spiel- und Plauderstündchen die Kleinen gerne mit Teufel und Hölle. Nun ist aber die Hölle eine höllische Erfindung.

Ich lasse es mir angelegen sein, mit meinen Kindern — verzeihe mir's der Teufel! — von Gott zu sprechen; aber ich habe — Gott verzeiht mir's gerne — den Teufel ihnen ganz und gar verschwiegen. Um brave Menschen zu werden und Tüchtiges zu leisten, dazu brauchen wir den Teufel ein für allemal gar nicht, er mag heißen, wie er wolle.

Als ich eines Abends — es war öde in der Wohnung und ich bei meinen Kindern ganz allein zu Hause — am Bette des Knaben saß, in der schweren Ruhe über manches schwere Geheimniß unseres Daseins nachsann, begann der Kleine plötzlich zu schluchzen. Das that er sonst nie, auch konnte heute kein Traum die Ursache sein, denn er hatte seit dem Abbruch unseres kleinen Bettgespräches sein Köpfchen wohl ruhig auf dem weißen Kissen liegen, war aber noch nicht eingeschlafen.

Da er so bitterlich schluchzte, daß sein ganzes Körperchen bebte, so fragte ich ihn, was ihm denn zu Leide sei? Er vermochte vor lauter Weinen lange nicht mir die Antwort zu geben, er streckte die Händchen nach mir aus, nahm mich um den Hals und weinte, daß mir angst und bang wurde.

Endlich brachte er es heraus, er hätte an die Hö— Hö— Hö—Hölle gedacht.

O gutes, kleines Närrchen! Wer hat Dir denn von der Hölle was gesagt?

Er wußte es selbst nicht. Aber er sah den glühenden Feuerofen, sah deutlich, wie die schwarzen Teufel mit langen Gabeln die armen Verdammten peinigten — „und immer, immer!" schluchzte der Knabe, „ohne Ende peinigen!"

— Wer hat mir d a s gethan! — Meiner Mutter, dem guten, armen, frommgläubigen Weibe, der trotz ihrer Dürftigkeit unermüdlichen Wohlthäterin so vieler Nothleidenden, der stillergebenen Dulderin, der nimmerruhenden Magd ihres mühevollen Berufes, der treuesten Gattin, der einzigen Mutter — auch ihr hat man die Hölle in's Herz geschleudert. Sie starb, wie gute Menschen sterben, aber eine ihrer letzten Bitten war die, man möge beten zu den Engeln Gottes, daß sie doch den bösen Feind, der an ihrem Todtenbette stehe, verjagten.

Und nun auch mein Kind! das schuldlose, sonst so heitere Wesen von sechs Jahren! An jenem Abende habe ich mit der Faust ein altes Bildniß zertrümmert; es war ein zorniger Faustschlag in die Larve jenes Dämons der seit alten Zeiten von harten Herzen zwar abprallt, aber die kindlichen Gemüther peinigt. Ich will euch aus dem Volke Menschen bringen, brave, scheinbar vernünftige Menschen, denen nehmt die Sorge für ihre Familie, das Leid ihrer Armuth, ihrer Krankheiten, die Reue, die Bitterkeit, den Kummer um irdischen Verlust von ihrem ächzenden Herzen und legt all' das auf die eine Wagschale; auf die andere legt aber nichts, gar nichts, als ihre Angst vor Hölle und Teufel — ihr werdet sehen, welche der beiden Schalen sinkt.

Nun weiß ich wohl, daß mein Faustschlag ein ohnmächtiger Xerxesstreich war, aber nicht in's Meer, sondern in den Qualm, der heute noch eine Welt von Köpfen umnebelt, eine Welt von Herzen erstickt.

Ich bin der Zuversicht, daß mein Kind, das ich ja dem Schönen und Heiteren zuführen möchte, sich vor dem wahnwitzigen Schreckbilde bald befreien wird, aber den Mißton beklage ich, der in seine liebliche Kindheit geworfen worden ist.

Für's Erste lachte ich nun den dummen Jungen brav aus. Er hatte noch Wasser in den Augen und lachte mit. Alsbald stimmte auch das Mädchen ein, daß wußte wohl kaum, um was es sich handle, aber es that nach Kräften mit und so wurde hier ein Terzett gelacht, das ich für einen wirksameren Faustschlag gegen das alte Schreckbild halten möchte, als jener in Zorn geführte gewesen war.

Aber auch unsere Zeit hat, wie ich schon angedeutet, ihre Dämonen, die das kindliche Paradies zu zerstören drohen.

Von den Kindern ist nicht zu verlangen, daß sie uns Erwachsene verstehen sollen; wenn wir Erwachsene aber die Kinder nicht verstehen, so ist das arg.

Und es ist wirklich arg.

Warum hört man heute so oft die Klage: „Es gibt keine Kinder mehr?" Weil unsere Zeit keine Kinder mehr dulbet. Sie ist so kindisch altklug, daß ihr alles Kindliche verhaßt ist. — Alle Spiele und Spielsachen werden so eingerichtet, daß die Kinder daran was sollen lernen können. Gewiß, das Lernen ist eine harte Sache, man erleichtere es den Kleinen, indem man es ihnen z. B. nach dem Fröbel'schen System möglichst zum Spiele macht; aber daraus folgt noch nicht, daß man ihnen das Spiel, dieses große und schöne Vorrecht der Kinder, zur Arbeit machen müsse. Kürzlich fand ich einen Aufsatz, der fast genau meine diesbezüglichen Gedanken und Erfahrungen ausspricht, der allgemeine Erwägung verdient und dem ich daher für meine Betrachtung Folgendes entlehne:

Es gibt keine Spielereien mehr!

Betreten wir einmal eine der eleganten, glänzend beleuchteten Spielwarenhandlungen, so werden uns hundert und hundert der schönsten Dinge — durchwegs Novitäten, wie die gefällige und unermüdliche Verkäuferin beifügt — vorgelegt, aber die Wahl fällt uns schwer. Wir haben das Gefühl, daß darunter wenig oder nichts ist, was so recht für das Bedürfniß des Kindergemüthes geschaffen wäre, und dasselbe auf die Dauer zu fesseln vermöchte. Wir finden zwar kleine Kunstwerke der erstaunlichsten Art, werthvolle und kostbare Galanterie-Arbeiten, aber keine wirklichen Spielereien. Und fragen wir nach den alten ehrwürdigen Reliquien unserer Kinderzeit, denen wir noch ein dankbares Andenken für die vielen vergnügten Stunden, die sie uns bereitet haben, bewahren, so erhalten wir unter Achselzucken die bedauernde Antwort, daß man dergleichen ordinäre Waare nicht mehr erzeuge und daß das Publikum sie auch nicht mehr verlange. Man schämt sich dann der eigenen Zurückgebliebenheit und kauft eine „Nouveauté", an der man aber selbst keine Freude hat. Und doch will man bei der Weihnachtsbescheerung mit seinen Kindern selbst wieder zum Kind werden, in ihren Augen das einmal selbst empfundene Entzücken wieder entdecken und sich in die eigene glückliche Jugendzeit zurückversetzen.

Schade, daß wir von dem alten Kram, der einst unsern Schatz bildete, nicht wenigstens das eine oder andere Prachtstück aufgehoben haben; es wäre heute schon eine schätzbare Acquisition für ein culturhistorisches Museum. Man erinnere sich nur des alten ehrlichen Nußknackers, dieses strammen, festgefügten Prachtkerls mit dem offenen breiten Gesicht, den weitaufgerissenen Augen und dem, nach der Darwin'schen Theorie offenbar im Kampf um's Dasein mächtig entwickelten Unterkiefer, wie er unter dem Weihnachtsbaume stand, bereit, dessen goldene Nüsse für die Kleinen aufzuknacken. In den

Augen des Kindes erschien er als Typus einer Heldengestalt, angethan mit dem blauen Frack, der gelben Weste und den rothen Hosen, gerade so, wie er in Immermann's „Münchhausen" das Ideal der schwärmerischen Baronesse Emmerentia bildete. Aber „Nußknacker flog auf den Kehricht", er ist aus der Kinderstube verschwunden. Eine andere Reliquie ähnlicher Art ist die patriarchalische Arche Noë, dieses Bauwerk, das allen Regeln der Schiffbaukunst Hohn sprach mit dem deckelartig aufzuklappenden Dach und das in seinem Innern alle der Vorstellung des Kindes geläufigen Repräsentanten des Thierreiches paarweise und überdies noch die Familie des Erzvaters barg. Die Pferde, Ochsen, Esel und Schafe der Arche sahen zwar eines wie das andere aus, aber das Kinderauge wußte sie zu unterscheiden trotz des besten Zoologen und belebte die steifen Figürchen mit seiner Phantasie. Heute schenkt man den Kindern Menagerien und Thiergärten mit Thieren, die den lebenden Originalen genau nachgebildet sind, aber sie bleiben gerade in diesem Naturalismus dem Kinde unverständlich, denn es fehlt ihnen der märchenhafte Reiz, der selbst die plumpste holzgeschnitzte Figur für das Kind belebt. In den Augen des Kindes ist ja jedes Thier noch eine Art Fabelwesen aus einer unbekannten Welt und man fange doch nicht an, ihm mit den Dingen, womit es spielen soll, Naturgeschichte beizubringen. Gerade die grotesken buntbemalten Ungeheuer sind dem Kinde oft verständlicher als die getreuen Copien der Natur. Einer meiner Freunde rühmte jüngst den Scharfsinn seines fünfjährigen Knaben, der beim ersten Besuch in Schönbrunn fast alle Thiere erkannt und beim Namen genannt habe. Was beweist das — antwortete ich ihm — als daß Ihr Sohn ein Bilderbuch mit realistischen Thierbildern hat und daß Sie ihn damit quälen, schon in zartester Kindheit Zoologie studiren zu müssen, statt spielen zu können. Mein kleiner Bub' ist freilich nicht so gelehrt, als ich ihm aber ein rothbemaltes Monstrum mit einem Walzenleib und vier steifen Beinen schenkte, das alle Zoologen der Welt nicht hätten classificiren können, rief er doch gleich entzückt aus: „Ein Hottoh!"

Aber diese ehrwürdigen Gäule, sowie die patriarchalischen „Maiereien" mit den rundgedrechselten „Mariandeln", die grün- und rothbemalten Hampelmänner, die hölzernen Wickelkinder, die nach dem Vorbilde egyptischer Mumien geschnitzt zu sein scheinen und viele ähnliche „Spielereien" sind heute nicht mehr christbaumfähig; man findet sie nur noch beim „Slovaken" oder in ärmlichen Vorstadtbuden, von dem eleganten Weihnachtsmarkt sind sie längst verschwunden. Wie könnten sie sich auch mit den Herrlichkeiten desselben vertragen? Man sehe nur diese Puppen mit einem Trousseau, als ob er für die Braut des Königs von Liliput bestimmt wäre, das Tafel- und Küchengeräth, die Puppenzimmer mit den kostbarsten Einrichtungen, die Küchen mit heizbaren Herden; ferner die Miniatur-Exemplare von Stutzern, Officieren aller Waffengattungen nach den neuesten Uniformirungs-Vorschriften, Bedienten, Kutschern und Jägern in eleganter Livrée u. s. w., die Kutschen, Tramwaywaggons, Locomotive und Dampfschiffe, Spritzwagen und Feuerspritzen, Hinterladegewehre und Hinterladegeschütze, endlich die Jagden, Maiereien, Menagerien mit zierlich modellirten Figuren. Wer könnte das Alles übersehen und aufzählen? Die ganze Welt wird en miniature zum Kinderspielzeug gemacht. Darin liegt eben der große Irrthum! Die Welt des spielenden Kindes ist eine andere, als die der Erwachsenen, es ist eine für sich abgeschlossene Märchenwelt; das Kind erbaut sich diese Welt zum Theil selbst,

bevölkert sie mit seinen Lieblingsgestalten und soll in derselben unbefangen, zufrieden und glücklich erhalten werden.

Die modernen „Spielereien“ der Kinder sind nur die „Spielereien“ der großen Welt im verjüngten Maßstabe; was den Gegenstand der Eitelkeit, der Gefall- und Genußsucht und des Luxus der Jungen und Alten bildet, das wird auch dem Kinde in die kleinen unschuldigen Händchen gegeben und es soll mit Dingen spielen, die es noch gar nicht begreifen kann und auch noch nicht verstehen soll. Diese kostbaren Spielereien erzeugen nur bei den Kindern reicher Leute frühzeitig protzigen Stolz und in den Herzen armer Kinder, welche die Herrlichkeiten entbehren müssen, die Bitterkeit des Neides. Durch das Spiel der Kinder soll aber der demokratische Zug der Gleichheit in den Neigungen und Wünschen gehen; es soll arme und reiche Kinder mit einander gesellig verbinden und in ihnen nicht das Gefühl des Unterschiedes in Besitz und Rang wachrufen. Ganz richtig heißt es im Sprichworte: „Schlechte Sach', die Kinder freut“.

Das Kind selbst verlangt gar nicht nach kostbarem und werthvollem Spielzeug, es fragt nicht nach dessen Werth und Preis und gerade das Einfache, Primitive und Rohe sagt ihm meist besser zu, als das Gekünstelte und Ueberfeinerte. Es ist auch zumeist nur die Eitelkeit und Prunksucht der Eltern, welche, damit der Weihnachtstisch dem Hause Ehre mache, für die Kinder den theuersten Kram unter den Christbaum legen, ja, diesen selbst seiner traditionellen Einfachheit berauben und mit prunkendem Flitter überladen. Das Schlimmste an diesen modernen „Spielereien“ ist aber, daß das Kind mit denselben nicht einmal recht nach seinem angebornen Trieb und Hang spielen kann. Was soll es denn z. B. mit den jetzt so beliebten Puppen und Automaten, denen ein Uhrwerk im Leibe steckt und die sich nach dem Gange desselben bewegen, anfangen? Es kann diese Kunstwerke nur anstaunen und — zerbrechen, um zu sehen, wie sie „inwendig ausschauen“. Denn das ist eben der „tiefe Sinn im kindischen Spiele“, daß es der kindlichen Phantasie das Material zu neuen Gebilden darbietet, von denen sich die Verständigkeit der Erwachsenen oft nichts träumen läßt. Das ist eben das Geheimniß der alten „Spielereien“, das wir in den neuen nicht zu entdecken vermögen. Deßhalb müssen oft zärtliche Eltern, die dem Liebling am Christabend das Schönste und Theuerste bescheert haben, schon am folgenden Tage die traurige Erfahrung machen, daß der verwöhnte Kleine die ganze Bescheerung nicht mehr ansieht und vom Fenster aus die Hausmeister- und Greißlerkinder um ihre wohlfeilen Spielereien beneidet.

Mütter, die in ihre Kleinen besonders vernarrt sind, glauben auch deren Geschmack und Schönheitssinn schon durch den Ankauf des in ihren Augen schönsten und geschmackvollsten Spieltands wecken nnd ausbilden zu sollen. Sie wollen dem Kinde nichts Rohes oder Plumpes in die Hand geben, damit das Auge derselben nicht daran gewöhnt werde. Wie wenig verstehen diese Mütter in den Gemüthern ihrer Kinder zu lesen und mit den Augen derselben zu schauen. Das civilisirteste kleine Kind ist wie der uncivilisirte wilde Mensch — das buntbemalte, grotesk geformte Spielzeug ist ihm lieber als das geschmackvollste feine Kunstwerk. Mit Anwendung einer Theorie der modernen Naturwissenschaft könnte man sagen, daß jeder Mensch in seinem Geschmack von Kindesbeinen an denselben Entwicklungsgang absolvirt, den die ganze Menschheit durchgemacht hat. Das kleine Kind ist ja auch ein Idealist und kein Naturalist. Die steifen holzgeschnitzten Puppen und Thierfiguren sind ja die wahren Kunstwerke der Kinderwelt,

deren groteske Formen und bunte Farben durch keine Naturtreue oder Detailsorgfalt ersetzt werden können. Und der naive Humor des Kindes, dieser so selten richtig gepflegte Keim in der Kindesseele, verlangt geradezu nach so naiv drolligem und schalkhaftem Spielzeug.

Die Naivetät ist der hochmüthigen Welt fast ein Spott geworden, selbst aus der Kunst will man diesen Begriff verbannen; sie nun auch noch im Kinde zu vernichten, hieße das Herz der Menschheit und mit ihm das Ideale im Keime ersticken.

Von lieben Gott und seinen Engeln…

Von lieben Gott und seinen Engeln,
Vom Heiland, unserm theuern Herrn,
Hört' ich in meiner Kindheit Tagen
So viel erzählen und so gern.
Da bin ich oft hinaus gegangen
In's Feld, wenn noch nicht Glocken klangen,
Am Sonntag in der stillen Früh,
Und, fromm zu sein, gab ich mir redlich Müh.

Noch voll das Herz der wilden Spiele,
Die kaum der Schlaf zur Ruh gebracht,
Hab' ich allein im Feierkleide
Mich munter auf den Weg gemacht.
In Lüften, herzerfrischend holden,
Wogen die Aehren hoch und golden,
Und Lerchen schwimmen drüberhin
Und jubeln fröhlich, wie ich selber bin.

Und ob die Welle ausgelassen
Hinstrudelt über das Gestein,
Und ob ich ausgelassen möchte
Und lustig wie die Welle sein;
Ich sammle mich, ich werde stille,
Es siegt der unbarmherz'ge Wille,
In Andacht ruht das junge Herz,
Fremd jeder Scherz und fremd auch jeder Schmerz.

Am grünen Hügel saß ich wieder
Und schaut' in's reine Blau hinan,
Da hört' ich alle Engel singen,
Mir war der Himmel aufgethan.
In seiner milden Glorie droben
Thront' Er, den alle Wesen loben,
Daneben Jesus Christus stand
Und segnet mich mit seiner heil'gen Hand.

Wohin ist dieser Traum entflohen,
Und dieser Sinn, wo schwand er hin?
Die lieben Engel sind gestorben,
Seit ich ein Mann geworden bin.
Die Glorie, der hehre Schimmer
Zerging, ich sah den Vater nimmer,
Auf seinem sonnenhaften Thron,
Der lichte Heiland wurde Menschensohn.

Mir hat den Himmel zugeschlossen
Das eiserne Warum und Wie,
Und was mir Wahrheit einst gewesen,
Ist nun geworden Poesie.
Unendlich ist die Welt geworden,
Enthimmelt ist sie aller Orten,
Und Götterbilder lieb und hehr,
Such' hinter heil'gen Pforten ich nicht mehr.

Ludwig Eichrodt.

Raibl und sein Steingletscher.

Von Heinrich Noë.

Das kleine Dorf Raibl liegt im südlichsten Winkel des Landes Kärnten, am Fuße des niedrigen Bergrückens Predil, über welchen man mit der Straße in's Thal des Isonzo und in's Küstenland hinübersteigt.

Die Höhen, welche Raibl umgeben, bestehen aus Kalkgestein und anderen Schichtungen aus jener Zeit, welche man die Trias nennt. Sie zeigen alle die Eigenschaften, welche man an den Kalk- oder Dolomitgebirgen des Nordens und Südens wahrnimmt. Diese Gipfel und Hänge sind leicht verwitterbar und dem Pflanzenwuchse günstig. Darum bilden sie oben Zacken und Hörner, den Pflanzenwuchs aber vernichtet der Mensch. Unheimliche Geröllzungen lecken in die Tiefe. Im Sommer wird die Thalsohle von Stein-Muhren, im Winter von Lawinen bedroht. Um zu zeigen, wie es in diesen Thälern ausschauen könnte, hat die äußerste Noth, gerade an den östlichen Hängen von Raibl, die Menschen gezwungen, ihren Verwüstungsgelüsten Zwang anzuthun. Dort grünt hochstämmiger Buchenwald hinauf und hinauf bis zum Predil, auf dessen jenseitigem Abhang alsbald wieder die von der Axt vorbereiteten Bette beginnen, denen der eingedrungene Steinstrom niemals fehlt. Die Karawankenthäler sind Schottergruben und auch das Thal von Raibl wäre eine solche, wenn nicht der Schutz der Häuser von den Bäumen des Waldes erhofft und gewährleistet würde.

Raibl sollte in Baiern oder im Salzkammergut liegen, mit seiner ganzen Landschaft und all' ihrer Herrlichkeit. Dann wären seine Wälder noch schöner und seine Luft noch würziger. Aber es gehört zum Lande Kärnten, in welchem Diejenigen, die zu regieren und zu verwalten haben, sich um die Bäume, die Grundbesitzern gehören, nicht kümmern. Die Kärntner haben es noch nicht, wie die Tiroler, zu Bezirksförstern gebracht, welche doch wenigstens mit einem Auge nach dem Unheil blinzeln müssen, das der Mensch in seinem Unverstand über sich und die Nachkommen heraufbeschwört.

Die Thalsohle von Raibl liegt höher über dem Meer, als der Semmering. Darum fehlen ihr kühle Lüfte nicht, die darum nicht linder werden, daß ganz genau unter derselben Breite-Minute, südwärts von Bozen, aus den Abhängen des Monte Roën die dunkeln Weine fließen.

Jeder weiß, was zu einer Kalkalpen-Landschaft gehört. Als die vollendetsten Vorbilder einer solchen, würde ich die Gegend von Ramsau unter dem Watzmann, oder die „Eng" unter dem Lamsen Joche im Nordwesten des Achensees gelten lassen, wenn dort ein spiegelndes Gewässer wäre. Im Raiblerthal gibt es einen See, der so grün erscheint, wie es die durch den Anblick so vieler Landschaftsgemälde belehrte Einbildungskraft im Vorhinein von den stehenden Wassern der Kalkalpen verlangt. Der Bach, der von Südwesten her ihm zufließt, hat Schotterfelder in ihn vorgeschoben, die so blühweiß sind, daß sie dem getäuschten Auge wie Spiegelbilder der Schneeflächen des Monte Canin vorkommen. Die Hänge ringsherum sind nicht nur mit Rhododendren, Cyclamen und Gentianen, sondern noch mit anderen, viel selteneren Blumen des Hochgebirges bedeckt, deren lateinische Namen uns in Büchern vorgetragen werden. Ueber den Waldhängen, denen es, wie die Jägerhäuser der Umgebung beweisen, nicht an Wild fehlt, steigen die grauen Schrofen an und um die Schrofen ziehen die Wolken. Da ist das Bild der Kalkalpen-Landschaft fertig. Als besondere Zuthat kommen

noch dazu einige Wasserfälle, die aus Schluchten dem See zustürzen. Der höchste von diesen stäubt am Ende des Dorfes Raibl selbst herab, der wasserreichste aber hat sich seine Rinnenhöhlung in geringer Entfernung von der kleinen Veste Predil ausgewaschen. Sie stürzen von ansehnlichen Höhen, aber sie sind dürftig und steinreich, wie all' ihre Genossen im Kalk.

Frische Bergluft wird in Kärnten nirgends, wo noch eine behagliche Herberge steht, in gleicher Fülle genossen. Der Director der Gewerkschaft, einer der nicht besonders zahlreichen Kärntner, die ihrer Heimat in Ansehung der Wirthlichkeit aufhelfen wollen, hat ein stattliches Gebäude errichtet — das Raibler „Touristenhaus." Dort geht es den Fremden besser, als in den meisten Gaststätten dieses Landes.

Zu allernächst wird Derjenige, dem der gute Gedanken kommt, hier einen Sommer oder Herbst zu verträumen, zur Höhe des Predil lustwandeln, welche drei Kilometer von den Häusern des Dorfes entfernt ist. Die Straße steigt gar sanft an, so daß ein Spaziergänger kaum seinen gewöhnlichen Schritt zu verlangsamen nöthig hat. Morgens wird sie von Schatten und Thau erfrischt. Große Buchen stehen dort am Berghang über einer Menge von Alpenblumen. Rechts, in der Tiefe, breitet sich der See aus, über ihm Seekofel und Monte Canin. Im Rücken steht der Königsberg, den lebendige Ueberlieferung umgibt, weil dorthinauf Alboin geklettet sein soll, um den Barbaren Italien zu zeigen. Auch steinerne Ueberlieferung birgt er aus lauen, trüben Wellen, die einst an Kratern von Porphyr brandeten: Krebse und Fische, Käfer und lange Schachtelhalme.

Wieder ein Schotterhaufe, der durch verkümmerten Wald zur Straße herablangt. Hier ist rothe Pracht der Alpenrosen und ein Stumpf ladet zum Sitzen ein. Still ist's auf der weißen, ebenen Straße — kein Kahn schwebt im See, dem durchsichtigen. Drüben steht der Wischberg, ein wolkenumglänzter Stein-Unhold. Aus den Ritzen bethauter, marmorweißer Blöcke kommt Cyclamenduft. Das sind Elemente zur Vision. Es kommt aber durch den Sonnenschein im Geklippe nicht ein Gnome geschritten, sondern ein Minister in Uniform. Er ist es, dem die Fürsorge für den Wald obliegt, und da her in die karnischen Berge verwünscht. Der Arme muß auf seiner goldgestickten Uniform eine Kraxe schleppen, die bis an den Rand hinauf mit Blöcken und Geröll angefüllt ist.

Jenseits des See's whitens der Monte Canin — er „thut weiß sein," die Erscheinung der Farbe in solcher Kraft erweist sich als eine Thätigkeit. Unter ihm stehen die hohen Fichten der Nebra-Alpe und rinnen die Wasser zusammen, die aber den See nicht offen, unter dem Himmel, erreichen, sondern zumeist stumm unter der Gerölldecke hindurch ziehen, die sie sich selbst geschaffen haben, wie Schalenthiere ihren Kalkpanzer.

Dort oben, auf breitem Joche von Nebra, scheiden sich nicht nur die Wasser, die gegen uns zur Donau, drüben zum Tagliamento und zu den Lagunen von Latisana fließen. Auch die Menschen werden von jenen Wiesen und Felsen getrennt. Hier haust der Bajuware und Slovene, drüben ein Volk, dessen Sprache kein Professor in ganz Europa versteht — vielleicht Herrn von Czörnig in Görz, der aber kein Professor ist, ausgenommen. Dort sind die Furlani, karantanische Slaven. Sie reden etwas, was wie rhätoromanisch klingt, aber doch etwas ganz Anderes ist. So wie die Avaren, indem sie slavisch lernten, zu Bulgaren, die Sardinier durch wälsche Herrschaft zu Italienern, so sind auch diese räthselhaften Bergbewohner zu Bürgern der Provinz Udine im regno d'Italia geworden. Sie gehorchen dem König Umberto, ihre

Plurale aber bilden sie auf s. Sie sind arm wie wälsche montagnuoli, schmutzig wie Slaven, grob wie Deutsche. Hier heißt's Seethal, drüben valle di Baccolana.

Neben der Straße auf dem Brenner sieht man keinen Baum, am allerwenigsten aber Laubgehölz. Hier überwölben vielfach mächtige Buchen die Straße, die so rein daliegt, wie ein blühweißes Ahornbrett oder der Boden einer marmornen Badewanne. Bis auf den Predil hinauf stehen die großen Bäume und unter ihnen blüht Waldmeister.

Die Meisten werden sehr erstaunt sein, wenn sich ungefähr dort, wo beim dritten Kilometerstein (12) die durch Gallerien geschützte „Winterstraße“ heraufkommt, die ersten Berge des Küstenlandes aufthun. Hier erheben sich mit einem Mal Mangart und Jalouc. Freilich ist der Anblick lange nicht so schön, als von Nebra *) aus, wo der Mangart so hoch dasteht, daß der ganze Predil wie ein tiefes Rasenband sich an seinen Fuß andrückt — aber gleichwohl setzt er auch, so wie ihn der Predil gibt, die Mehrzahl der Spaziergänger in Erstaunen. Hier ist die Grenze des Küstenlandes und man befindet sich hundertundachtundvierzig Kilometer von Triest entfernt.

Nachdem dieser Gang zurückgelegt ist, den Jeder sofort unternimmt, rastet man gerne in dem kleinen Gärtchen bei der Post. Dort schaut man zum Fallbach hinauf, der über eine thurmsteile Felswand herabkommt. Der Postmeister ist ein Mann der Berge und gerne erzählt er von mancher Fahrt, die er in ihre hohen Einöden unternommen hat. Außerdem ist hier Gelegenheit gegeben, die Typen des Küstenlandes zu beobachten. Denn am Zaune führt die Straße vorüber und Schaaren von Wallfahrern von jenseits des Predil, von den Ufern des Isonzo, kommen auf ihr und pilgern zu Unserer Lieben Frau von Luschari, welche man wohl das volksthümliche Heiligthum karnischer Slovenen und Furlaner nennen kann.

Die Hitze des Hochsommers macht sich hier nicht fühlbar. Längs der Schlitza — so heißt der klare Ausfluß des Sees — die durch die Häuserreihe von Raibl rauscht, wehen die Lüfte, die von den kühlen Bergen herabgesunken sind. Will es Jemand noch kühler haben, so begibt er sich in die Umarmung der Eisernen Jungfrau, eines im Badehause aufgestellten Marterwerkzeuges. Kalte Regenströme von allen Seiten, von oben und unten, überschütten den überraschten Werber.

Am schönsten ist Raibl in Mondnächten, wenn die „Fünf Spitzen“ von dem so schwer beschreiblichen Lichte überflossen sind. Man hört gerne dem Geplätscher des Springbrunnens und dem Rauschen der Schlitza, gern aber auch den Kärntner Liedern sangeslustiger Mädchen zu. Tiefere Nacht und Kühlung herrschen unter der Erde. Die ganze Thalsohle und manche Berghalde von Raibl ist durch Gänge unterhöhlt, aus welchem Hunderte von Knappen Blei- und Zinkerze zu Tage bringen. Oft hört man dumpfe Töne vom Boden herauf. Es sind die Entladungen des Dynamites. Geht man an der Mündung eines Schachtes vorüber, so fühlt man den (scheinbar) eisigen Luftzug hervorkommen und sieht Knappen mit Oellämpchen aus der Nacht herausrollen. Sie stehen auf kleinen Karren, „Hunden“, die auf Schienenwegen in's Pochhaus laufen. Es gibt auch Hunde, die hoch über die Fichtenwipfel des westlichen Thalgehänges dahin fliegen. Sie hängen an Drähten und kommen aus den oberen Schachten. Wären nur die Wälder und Gründe von eben so viel bequemen Pfaden durchbrochen als die tiefen nächtlichen Kalkschichten. Das wird vielleicht die Zukunft bringen. Und diese Zukunft naht für Raibl heran, wenn einmal Vielen die Ueber-

*) Wahrscheinlich: „Schnee“-Alpe.

zeugung kommt, daß sie besser in Lüften hoher Berge wohnen, als an sumpfigen, tief liegenden Seegestaden.

Von weiteren Gängen wird am Meisten der nach Klausen oder Chiusa gerühmt, welches drüben in Venetien an der neuen Pontebbabahn und den raschen Wellen der Fella liegt. Man hat sieben Stunden zu gehen, um dort hinzukommen. Ich versetze den Leser, in der Absicht, den Gang umgekehrt zu machen, alsbald in jene Chiusa.

Die Chiusa ist ein Nest von wälschem Mauergerümpel, welches von Rebendächern und sich ausrankenden Weinstöcken verschönert wird. Mitten darunter steht die Fiaschetteria Toscana, in welcher zwischen den wilden Schluchten der Bergströme, sich die Einbildungskraft vom dunkeln Wein pistojesischer Hügel zu einem Fluge anfeuern läßt, hinaus in die Gärten des tuskischen Landes und zu den Villen, um welche im Lorbeerschatten die Brunnen rauschen. Da ist nichts dagegen zu sagen — wenn nur der Körper nicht nachfolgen soll. Denn, die Wasser jener Brunnen sind jetzt lau, der Sonnenbrand zwingt den voreiligen Wanderer tagsüber in verdunkelte Gemächer und die Blutsauger der schwülen Nächte rauben ihm den Schlaf.

In der Fiaschetteria Toscana reicht der Padrone kühles, braunes Bier von Ospedaletto, das den Brauern Kärntens als Muster mit hinübergenommen werden sollte. Nach solcher Erfrischung wird der lange Weg angetreten.

Manche von seinen Einzelheiten gehören zu den schönsten Schaustücken. Sie sind aber mit dem Fehler behaftet, daß sie sich wiederholen und in einer zu ausgedehnten Reihe nacheinander hingestellt sind. Das ganze Thal, die valle oder der canale von Raccolana, haben Aehnlichkeit mit so vielen anderen Querspalten der Kalkalpen — insbesondere beispielsweise mit dem Rainthale unter der Zugspitze. Aber die Verwüstung und die Geröllströme sind schauerlich. Das bischen Weg wird an hunderten von Stellen metertief von jüngeren oder älteren Gräben unterbrochen, an anderen meterhoch durch aufgeschüttete Hügel, über welche der Fuß klirrend dahinschreitet. Man kommt von den Maulbeerbäumen und Reben allgemach zu Eisenhut und Rhododendron. Zahllose torrenti, opalschillernde Bäche, rennen zusammen. Es gibt alle Arten von Wasserfällen: Schleier (bride-veils), Güße, zerstäubte Wellen. Hitze verkündet den Süden — grell hebt sich die purpurrothe Heuschrecke, wie sie dahin schnarrt, vom blendenden Gestein ab und der Schatten vorüberwandelnden Sommergewölkes thut wohl. Oft ist der Weg aufgemauert und Steinbrücken geleiten über das Wasser. Kleine Klammen, die uns im Vorübergehen mit kaltem Hauch begrüßen, entlassen fließende oder stürzende Bäche. Bei Stretti kommt gar ein zehn bis zwölffach getheilter Sturz hochmächtig herunter, er gemahnt an die neun Brunnen in der Zirknitz. Den schaut man sich vom kühlen Rand des Baches aus an, der an Kalkwänden nagt — in großer Oede. Da ist ein Marterl: „Chi passa qui porgi un requiem!“ Weiterhin kommen die steilen Anstiege zu Nebra, dann endlose Wälder — der Mangert flammt in Abendroth, da liegt wieder der Raibl-See.

Ein anderer unvermeidlicher Gang ist Luschari. Das ist vielleicht die seltsamste Wallfahrt von ganz Oesterreich. Die Aussicht auf nahe Gipfel der wildesten Alpen kann sich da auch Einer verschaffen, der faul ist — nur muß er alsdann den Rath der Raibler verachten. Diese möchten ihn gerne durch das Thal mit dem erfrischenden Namen „Kaltwasser“ hinaufschicken, weil sie das näher haben. Dafür aber erwächst den Irregeführten die asketische Uebung steilen Anklimmens — so daß es, wie immer im Dasein klüger ist, die breite und bequeme

Straße, auf der sich allerlei Pilgervolk herumtreibt, vorzuziehen. Die führt aber im Umwege, über Tarvis und Saifnitz. Für Bergfexe gibt Raibl die besten Quartiere. Gipfel, Uebergänge, Klettereien zwischen Triglav und Montasio, zwischen Flitsch und Nesiuta sind so viele, daß ich sie nicht zusammenzählen möchte. Mangart und Wischberg werden am meisten genannt — der eine hat schon seine Hütte oben im zerfressenen Kalk zwischen den Schneefeldern, der andere bekommt sie. Nun erst die Uebergänge: zu den Weißenfelser Seen, über den Prestrelenik Sattel, zum Jof di Montasio und — so weiter.

Jetzt will ich, um den Oesterreichern zu zeigen, was keiner von ihnen entdeckt hat, dem Spürsinn eines der allerunternehmendsten Reisenden und ausgezeichneten Schriftstellers, des Britten John Ball, aber nicht entgangen ist, beifügen, was er über ein Schaustück der Raibler Gegend sagt. Dem Fremden glaubt man's ja ohnehin leichter als unser Einem, der nicht weit her ist. Es gibt da ein Bild, aus dem man ganz genau sich entnehmen kann, wie es auf dem Monde ausschaut — so ist die Zukunft unserer Berge und der ganzen Erde.

Es handelt sich bei ihm um Einen, der von Flitsch über den Prestrelenik-Sattel in's oben geschilderte Raccolanathal hinüber geht. Jenseits, auf der Isonzoseite, eine geringe Strecke unter dem Paß, befindet sich, etwas abseits vom Steige, ein Plateau, das Ball, übereinstimmend mit der Wirklichkeit, klassisch schildert. Hervorgerufen durch den Gegensatz, fallen Einem bei solchen Malereien alsbald die ledernen Sport-Bulletins unserer Zeitschriften ein — doch fort damit! Ball sagt: „Derjenige Wanderer, der ohne Weiters nach Raccolana hinübersteigen will, läßt das obere Plateau des Prestrelenik ein wenig links. Damit bringt er sich aber um eins der eigenthümlichsten und wirkungsvollsten Schaustücke der Alpen. Im Frühsommer, wenn das Plateau schneebedeckt ist, kann es nicht genossen werden, dagegen muß man es sich in vorgerückterer Jahreszeit, von der zweiten Hälfte des August*) ab, betrachten. Schnee findet man alsdann nur mehr in Einhöhlungen und beschatteten Mulden, mit Erstaunen aber bemerkt der Reisende weite Flächen nackten glatten Felsens, die für das Auge vollständig den Eindruck der großen Gletscher der Centralalpen hervorbringen. Enge, parallel laufende Klüftungen und Rillen durchfurchen weiten Felsgrund und manchmal erweitern sie sich wie Gletscherspalten zu breiten Abgründen. Die Wirkung wird sehr durch das Spiel von Wolken gesteigert, die langsam über die Oberfläche dahintreiben und dadurch den scheinbaren Umfang des Stein und Gletschers bedeutend vergrößern. Einen merkwürdigen Eindruck bringt das unheimliche Schweigen, das inmitten dieser Einöde herrscht, hervor. Auf großen Eisgletschern rieseln unter Tags kleine Wasseradern über die Oberfläche, winzige Insecten verschleppt der Jochwind, oder sie finden eine Ruhestätte auf dem Eis — ja selbst bei der Nacht erinnern herabfallende Fels- oder Eistrümmer den Wanderer an die Wachsamkeit und Thätigkeit der Kräfte. Hier aber ist Alles zu Schweigen und Unthätigkeit, wie durch den Anblick eines Medusenhauptes, erstarrt und außer dem Geheul des Sturmes unterbricht kein Laut die unabläßige Stille. Doch ist auch auf diesem Friedhof der Natur das Leben nicht völlig abwesend. Einige Ritzen bewahren Feuchtigkeit genug, um prächtige Blüthenkelche zu ernähren. — Hier lebt der Eis-Ranunculus und zwar der weiße, wie der orangefarbene — und auch noch einige andere Pflanzen finden einen hinlänglichen Vorrath von Lebensbedingungen. Am

*) 1879 erst Mitte September.

einbrucksvollsten wäre wohl eine einsame Wanderung — aber das Vergnügen einer solchen möchte durch den Gedanken beeinträchtigt werden, daß irgend ein Mißgeschick, welches den Wanderer am Gehen verhinderte, ihn hier ohne Hilfe auf Monate, wenn nicht auf Jahre in die Wildniß begraben würde."

In diesen „Steingletschern" erkennt man das „Plattach" so mancher Hochgipfel des Kalkes, des Telfser Mundi, der Zugspitze und anderer. Noch deutlicher aber erinnern sie an die zerklüfteten Karstflächen des Mondes, wie sie uns unmittelbar vom Fernrohr und mittelbar in den photographischen Aufnahmen der neuesten großen Mondwerke vorgeführt werden.

So lehren uns der Fjord am Königsberg mit seinen in Steine eingeschlossenen Pflanzen und Thieren die Vergangenheit, die zerspaltenen Hochkare des Prestrelenik dagegen die Zukunft der heimatlichen Kugel.

Kloster-Typen.

Von Oscar Teuber.

I.
Extra clausuram.

Der Convent ist groß, blühend und reich. Neunzehn Dörfer im Umkreise gehören zu guten Theilen dem Stifte, das inmitten eines paradiesischen Thalkessels stolz und mächtig auf felsiger Höhe thront. Jahrhunderte, Stürme und Kämpfe haben den imposanten Bau nicht erschüttert und das „ora, stude et labora" (bete, studire und arbeite) prangt noch heute in goldenen Lettern über dem alten Ordenshause des heil. Benedict und wird von den Brüdern in Ehren gehalten, wie vor Jahrhunderten. Heutzutage gibt's freilich keine Wälder mehr auszuroden, keine Sümpfe zu trocknen, keine Oeden urbar zu machen — die Mönche haben heute seidene Kutten an, die zu solcher Arbeit nicht taugen möchten — aber noch heute wird gearbeitet; das Studienglöckchen läutet jede Stunde vom Kloster herüber und Hunderte von fleißigen Studiosen sitzen zu Füßen der Patres und übersetzen im Schweiße ihres Angesichts die Jammerbriefe des alten Ovid von der Pontus-Küste, den Virgil und Tacitus. In der Stadt, die Jahrhunderte lang unter dem Krummstabe gelebt und sich dabei, trotz der übellaunigen Vormerke alter Chronikenschreiber, nicht übel befunden hat, stehen die geistlichen Herren in hohem Ansehen. Wenn Einer der Patres den Ringplatz betritt, drängt sich Alt und Jung heran, um seine Rechte zu küssen, und wenn der Abt im Galawagen vom Kloster zur Stadtkirche fährt, empfängt man knieend den äbtlichen Segen und sie schätzen ihn nicht geringer wie die Römer den päpstlichen Segen. Selbst die vorgeschrittensten Liberalen — ja sogar der radicale Abgeordnete des Städtchens — haben noch keine Einladung zur Klostertafel abgeschlagen und wenn ihnen die guten Bissen aus der Klosterküche recht gut gemundet haben, geht das Wettern über „Pfaffen" und „Pfaffenherrschaft" hintendrein desto flotter von Statten. Auch die Freundschaft eines geistlichen Herrn weiß man in der Stadt trefflich zu schätzen; und wenn nach Tische der Conventsdiener mit einer Schüssel vom Klostertische über den Ringplatz schreitet, blickt Mancher neidisch auf das Haus, dem die duftige Gabe gilt.

Ich habe über Klöster und Klosterwirthschaft in allen Tonarten schmähen gehört, bin auch selber schließlich kein Klosterbruder geworden — aber auf das alte Stift, in dem ich ein gut Theil meiner besten Jugendjahre ver-

lebt, lasse ich Nichts kommen und wenn von den Söhnen des heil. Benedict die Rede ist, schlägt noch heute mein Herz in Dankbarkeit. Sie waren tüchtige Lehrmeister und wenn sie auch aus dem Zögling keinen ehrwürdigen Mönch zu machen wußten, so haben sie ihm doch was Rechtes beigebracht und manch' kräftiges Tadelswort, das die Patres dem ungeberdigen Burschen an den Kopf geschleudert, ist glücklicherweise nicht abgeprallt, sondern hat Wurzeln gefaßt und Früchte getragen.

Der Leser verzeihe das Präludium; ich habe es meinen Skizzen vorausgeschickt, damit er wisse, daß ich ihm keine „Kloster-Typen“ von jener Sorte vorführe, die mit der Wahrheit so wenig gemein haben, wie ihre Schreiber mit der Wahrheitsliebe. Was macht sich der Mensch nicht für Vorstellungen, von so einem „Kloster“. Tausend gruselige Geschichten, wie sie die Zehnkreuzer-Romane mit viel Behagen auskramen, schwirren ihm durch den Kopf und ein Gang durch die Klosterpforte in die Kreuzgänge einer alten Abtei ist ihm gleichbedeutend mit einer Fahrt in die Schauerwelt voll Spuck und Gespenster. Eine eigenartige fremde Welt ist es freilich, die sich uns aufthut, wenn sich auf unser Läuten die mächtigen Flügel der Klosterpforte öffnen und wir in jene kühlen Räume treten, in denen laut den über der Pforte prangenden Lettern „pax dei“ — der Friede Gottes — herrscht. Im Pförtnerzimmer schneidert ein kleines Männchen ohne Kutte und Tonsur. Er ist „Civilist“, denn im Stifte sind die Laienbrüder rar, und man nimmt nicht gerne neue, weil sie gemeiniglich bei wenig Wissen und Geschick Prätensionen machen, wie der Pater Professor, der zwanzig Jahre auf der Schulbank gesessen ist und sicher ebenso lang auf dem Katheder steht. Die Frau des Pförtners ist das einzige weibliche Wesen, das im Stande sein könnte, den „Frieden Gottes“ zu stören; denn jenseits der Pforte hört der Weiberrock auf zu existiren — wir sind in der Clausur. Die Frau Pförtnerin richtet sich natürlich nach dem Apostelspruche „mulier tacead in ecclesia“ (das Weib schweige in der Kirche — hier im Kloster) und entschädigt sich dafür in desto lauterem Geplauder extra clausuram. Da es aber doch auch das Amt gewisser Conventualen mit sich bringt, Frauenzimmeraudienz zu ertheilen, müssen diese geistlichen Herren ihre Wohnung außerhalb der Clausur-Pforte nehmen. Da ist zunächst der Herr Stadtpfarrer, der das Glaubensbekenntniß und die meistens sehr unbedeutende Katechismus-Wissenschaft hold erröthender Bräute zu prüfen, zankende Ehepaare begütigend auszusöhnen und eine Reihe ähnlicher menschenfreundlicher Pflichten zu erfüllen hat, bei denen das Frauenzimmer eine Rolle spielt. Nicht weit von ihm in einem Nebentracte des Klosters wohnt der gestrenge Pater Gymnasialdirector, dem sich fürbittend manche besorgte Mutter eines in lingua latina oder gar in religione nicht sattelfesten Söhnleins naht. In der Nähe der geräumigen Klosterküche residirt der „Kuchelpater“, der oberste Regent des wichtigen Küchendepartements. Er entwirft die tägliche ordre de bataille für das Küchenheer, den Speisezettel für Abt und Convent; die respectiven Befehle nimmt der Koch entgegen und übermittelt sie den assistirenden Köchinnen und sonstigen „Kucheltrabantinnen“, deren wohlgenährtes Antlitz von der Güte der Abfälle einer geregelten Klosterküche zeugt. Eine besondere Abtheilung in der Küchenarmee bilden die Volontärs, d. h. die Lehrfräuleins; sie gehören den besseren Familien des Städtchens an und werden von den Herren Eltern entsandt, um von dem Klosterkoch sich in die Mysterien köstlicher Mehlspeisen, delicater Fisch- und Wildpretsaucen, complicirter Pasteten ein-

weihen zu lassen, wie sie namentlich bei Anwesenheit illustrer Gäste oder an Sonn-, Feier-, resp. Fasttagen auf die Prälaten- oder Conventstafel kommen. Wenn es in dem Städtchen eine Menge guter Köchinnen gibt und die Mehlspeisbäckerei auf einer hohen Stufe steht, so danken dies die beglückten Ehemänner einzig und allein dem wohlthätigen Einflusse der Klosterküche, in der auch manche angehende Braut noch in aller Eile prakticirt. Der „Kuchelpater" führt aber nicht allein das Regiment in der, wie man sieht, ganz interessant bevölkerten Küche: er hat auch die Schaaren der Lieferanten und Lieferantinnen zu empfangen, die den Tribut der zahlreichen Kloster-Meierhöfe in Form von schnatternden Gänsen und Enten, von piependen Hühnern, gemästeten Schweinchen, goldgelber Butter, Eiern u. s. f. überbringen oder die Förster, welche reisigbekränzte Hirsche und Rehe, Haasen zu Dutzenden, Rebhühner und Wildenten, erlegt in den herrschaftlichen Wäldern und auf den Stiftsteichen, in der Klosterküche deponiren. Der „Kuchelpater" ist in vielen Klöstern auch „accomodator hospitum" d. h. beauftragt mit der Sorge für das leibliche Wohl der vielen Persönlichkeiten, die vom Bischof und Staatsmann herab bis zum Laienbruder eines Mendicanten-Klosters und bis zum armen fahrenden Studenten im Laufe eines Jahres von der Gastfreundschaft der Abtei profitiren. So ist er eine der geplagtesten Conventualen des Stiftes und wenn er eine Genugthuung für seine Mühen hat, so ist es der Appetit seiner Mitbrüder und der Lobspruch der Gäste für deren Bequemlichkeit er seine Kraft einsetzt. Noch größer als die Verantwortlichkeit und Plage des „Kuchelpaters" ist beinahe die des Pater Provisor. Er ist der Ober-Oekonom des Stiftes; vor ihm ersterben in Demuth sämmtliche Wirthschaftsbeamten des Klosters vom Rentmeister und Verwalter gradatim abwärts bis zum letzten Drescher des äußersten Stifts-Meierhofes. Zu Fuß oder zu Wagen inspicirt er Felder und Fluren, Höfe und Scheuern; den Habit heraufgeschürzt, den Knotenstock in der Hand, mit dem Sacktuch den perlenden Schweiß an der Stirne trocknend, marschirt der Pater Provisor in der Augusthitze über das Stoppelfeld, wenn die Schnitter die Garben auf die Leiterwägen zählen. Seine ökonomischen Kenntnisse waren, als er direct vom Gymnasial-Katheder weg zum Oekonomie-Präfecten avancirte, gleichbedeutend mit Null; aber im Laufe der Jahre holt sich das Fehlende ein und am Ende bekommen selbst die Schaffner auf den Meierhöfen Respect vor dem „Pater Provisor" der dem Thierleben in den Ställen und der Vegetation auf den Feldern das praktischeste Interesse zollt. Die Herrschaft des Pater Provisor reicht bis dahin, wo das erste Haidekraut sproßt, wohin der Gebirgswald seine ersten Ausläufer sendet. Dort beginnt das Reich des „inspector silvarum", des Pater Forstinspector. Er ist der oberste Chef sämmtlicher Oberförster, Forstmeister, Förster und Forstadjuncten und war wie der Pater Provisor für seinen großen Beruf nicht geboren. Er war früher mehr in den gallischen und germanischen Wäldern der Classiker als in den Stiftsforsten zu Hause; aber auch da ist die Wissenschaft mit der Prax gekommen und heutzutage nimmt es der Pater Forstinspector mit manchem Forstwirth erfolgreich auf.

Provisor und Forstinspector, in deren Händen die Fäden eines gar ausgedehnten Verwaltungssystems zusammenlaufen, residiren ebenfalls noch außerhalb der Clausur und erst wenn sie sich einmal zur Ruhe setzen und in behaglicher Stille ihre alten Tage genießen wollen, ziehen sie sich zurück in die Räume, zu denen die Pforte mit dem Spruche „der Friede Gottes" führt.

Der Theaternarr.

Skizze von Dr. Rudolf Tyrolt.

Wer kennt ihn nicht, den unbezwingbaren Trieb zum Theater, beinahe immer vergebens bekämpft von Eltern, Vormündern, Freunden, ja mitunter selbst von einem geliebten Bräutchen! Wer weiß nicht zu erzählen von der alten, ewig neubleibenden Geschichte des Jünglings, der Vaterhaus, Reichthum und Ehren... Alles im Stiche gelassen und unter die Comödianten gelaufen, um dort das Glück (?) zu erjagen! Da nützen keine Strenge, keine Bitten, keine energischen, keine sanften Maßregeln — wer den Theaterteufel einmal im Leibe hat, der muß dazu, mag sich daheim ein grollender Vater, eine ängstliche Mutter noch so sehr grämen, eine ehrenwerthe Vettern- und Basensippschaft über den aus der Art Geschlagenen noch so sehr entsetzen. Die Theatergeschichte liefert zur Bekräftigung meines Ausspruches eine Unzahl von Beispielen. „Wer einmal ein Paar Schuhe beim Theater zerrissen hat, gehört ihm an für ewige Zeit!" So heißt ein altes, nur zu wahres Schauspielersprichwort.

Das Theater mit all' seinen Geheimnissen, seinem Zauber, seinen Zwecken und Zielen, seinen Anregungen und Erfolgen, welch' großen Reiz übt es nicht schon auf die große, kühle, ihm doch fernstehende Menge; welch' unendlich größeren nun erst auf die phantastische, für das Ideale und Schöne der Kunst begeisterte Jugend, die auf der Bühne die herrlichsten Träume ihres Lebens, die Träume von einer besseren, edleren Welt verwirklicht sieht.

Alle, die es einst mit unsagbarer Lust zum Theater zog — — sie Alle haben diese Träume gehabt — — ob sie sich bei Allen verwirklicht haben — — ? — das ist allerdings eine andere Frage.

Das Zumtheatergehen ist heutzutage Mode geworden! Man drängt sich dazu aus allen Schichten der Gesellschaft; der wohlhabende Bürgerssohn die reiche Kaufmannstochter, der für Literatur und Kunst sich interessirende Universitätsstudent, die vornehme Dame, die beim Thee die Gesellschaft durch ihre Declamation entzückte — sie versuchen ihr Glück beim Theater! Was treibt sie dazu? — Neigung, Streben nach Ruhm und Erfolg; Beruf, Talent; manche das Glück — viele das Unglück.

Diese anspruchslosen Zeilen sollen nun eine ganz besondere Sorte von Theatermenschen schildern, Menschen, die weder durch Beruf und Talent, noch durch Ruhm und Beifall, sondern ausschließlich durch den Zauber, den das Theater als solches auf sie übte, veranlaßt werden, zu Thalien's Fahne zu schwören. Ich meine die sogenannten Theaterfexen oder Theaternarren, Leute, die eben „einen Narren gefressen haben" am Theater selbst, sowie an Allem, was nur in irgend welcher Verbindung mit ihm steht; Leute, die sich nur im Dunstkreise des Theaters wohl und behaglich fühlen und denen die Theaterluft, dieses merkwürdige mixtum compositum von Gasdünsten, Oelgerüchen, Staub, Farben und Holzbestandtheilchen nun einmal zur Lebensbedingung geworden ist.

Der richtige Theaternarr ist unverheiratet und hat außer seiner Woh-

nung nur ein ständiges Aufenthaltslocal: das Theatergebäude, in welchem er, theils hinter den Coulissen, theils im Zuschauerraume den größten Theil seines Lebens zubringt. Er gehört zu den Intimen des Hauses und ist mit dem gesammten Personal des Theaters, vom Director angefangen bis zum letzten Theaterarbeiter herab befreundet und bekannt. Er ist der Freund des Directors, der Freund der Schauspieler und selbstverständlich auch der Schauspielerinnen, der Gönner der dii minores. Er verkehrt mit Allen, die „zum Bau" gehören, in der leutseligsten und liebenswürdigsten Weise und weiß sich jeden Einzelnen geneigt und verbindlich zu machen; den Einen durch freundliches Lob, den Andern durch eine kleine Gefälligkeit, den Dritten durch ein unbedeutendes Darlehen, den Vierten durch ein harmloses Geschenk u. s. w. u. s. w. So lebt der Theaternarr in fortwährendem Contact mit dem Bühnenvölkchen, lustig, angeregt, sorglos, glücklich, weil er sich in diesem Kreise wohl fühlt, sowohl, daß er im Stande ist, Familie, Beruf, Vermögen dafür aufzuopfern und hinzugeben für sein Leben, das er sich nicht besser wünscht und denkt, und das ihm nichts mehr bedeuten würde, wenn ihm eines fehlte — das Theater.

Vormittags findet er sich pünktlich, gleich einem pflichtgetreuen Schauspieler, zu den Proben ein und treibt sich bis zum Schlusse derselben hinter den Coulissen mit den eben unbeschäftigten Mitgliedern herum, plaudert von Diesem und Jenem, erzählt den neuesten Stadtklatsch, die ältesten Anekdoten und freut sich wie ein Kind, wenn seine Mittheilungen das Interesse und den Beifall der Zuhörer finden. Wird es hinter den Coulissen zu laut, dann fährt wohl der grimmige Wächter der Ruhe, der Inspicient mit einem schneidenden „Psssst" und einem unterdrückten „Kreuzdonnerwetter" dazwischen, und die ganze Plauschcolonie stiebt nach allen Seiten auseinander; der eigentliche Ruhestörer aber, unser Held, verkriecht sich im dunkelsten Hintergrunde des Bühnenraumes, wo er sich versteckt hält, bis das dumpfe Grollen des Inspicienten, seines einzigen Gegners, ein Ende genommen hat; dann dauert's nicht lange, er kommt wieder hervor, der trauliche Tratschwinkel bevölkert sich und es beginnt, freilich in leiserer Tonart — die Fortsetzung. Mit der Gegnerschaft des Inspicienten ist es übrigens auch nicht so ernst zu nehmen; man weiß recht gut, daß selbst der bärbeißigste dieser dramatischen Sicherheitswachmänner durch ein gutes Glas Wein oder ein Kistchen abgelegener Cigarren milder gestimmt werden kann. Im Sommer erscheint der Theaterfex auf der Probe stets mit kleinen Blumensträußchen, die er unter die Damen vertheilt; im Winter opfert er Pelz und Shawl, um mancher für Kälte besonders empfindlichen Künstlerin gefällig zu sein. Zieht sich eine Probe in die Länge, weiß er die üble Laune der probirenden Kunstjünger durch ein solennes Frühstück, welches er aus dem nächsten Restaurant durch Theaterarbeiter holen läßt, zu verscheuchen.

Wird eine Generalprobe abgehalten, dann sitzt er gravitätisch an der Seite des Directors in einer Loge oder im Parquet, schneidet ein ernstes, verständnißvolles Gesicht und ist selig, wenn er schließlich um sein Urtheil befragt wird, auf welches leider in den seltensten Fällen etwas zu geben ist.

Der Theaternarr ist als Kritiker — Optimist. Die wenigen Stunden, die er in seiner Behausung zubringt, verwendet er ebenfalls im Interesse (?) des Theaters. Er liest sämmtliche aufgeführten und unaufgeführten Theaterstücke und ist auf alle deutschen Theaterzeitungen abonnirt; er führt mit größter Gewissenhaftigkeit ein Tage- oder richtiger Theaterbuch, in welchem alles Bemerkenswerthe, die einzelnen Vorstellungen, die Besetzungen, Benefice, Gastspiele,

überhaupt alle besonderen Theater-Ereignisse zu seinem speciellen Vergnügen verewiget werden; solche Aufzeichnungen haben schon manchem Theaterstatistiker gute Dienste geleistet. Die Wände seiner Wohnung sind mit den Bildnissen bekannter und unbekannter Größen der Schauspielwelt, mit denen er im Leben zusammentraf und die er so lange bearbeitete, bis sie ihre Photographien in seinen Händen zurückgelassen und „etwas daraufgeschrieben" hatten, geschmückt; auf seinem Tische liegen Albums mit mehr oder minder werthvollen Autographen dramatischer Künstler; seine Bibliothek enthält nur — Theater.

Der Theaterfex verkehrt nur in denjenigen Gast- und Kaffeehäusern, die von den Schauspielern besucht werden; er präsidirt am Mittags- und Abendtisch; im Kaffeehause spielt er nur im Falle der Noth; er ist der ständige Einspringer, wenn man beim Tarok einen „Vierten" braucht. Fehlt es in einer Stadt an einem derartigen Sammelpunkte der Künstlerwelt, dann gibt er sich alle erdenkliche Mühe, einen solchen zu schaffen oder ladet sich seine besonderen Lieblinge zu permanentem Tische. Verheiratete Schauspieler können ihm keine größere Freude bereiten, als ihn manchmal zu Gast zu bitten; er revanchirt sich dann durch zarte Aufmerksamkeiten, die er der Hausfrau oder den Kindern des gastfreundlichen Künstlers erweist.

Die Nachmittagsstunden unseres Helden gehören den Damen vom Theater. Eine häufig zu beobachtende Eigenthümlichkeit unseres Freundes ist das Fehlen eines „Verhältnisses". Er steht mit allen Künstlerinnen auf gleich gutem Fuße, er erlaubt sich nie die Bevorzugung einer einzelnen Schauspielerin, er ist sozusagen Gemeingut der Theaterdamen und nur so ist er im Stande, seine mitunter recht heikle und diplomatische Stellung in der weiblichen, gar nicht so leicht zu behandelnden Bühnenwelt zu behaupten.

Er ist ihr Dienstmann in höherem Sinne des Wortes. Der Theaternarr besorgt alle vorkommenden wichtigen und unwichtigen Aufträge, macht für seine Schützlinge Besuche bei strengen Theaterreferenten, drängt die nachlässige Schneiderin zu schnellerer Arbeit, führt die ehrenwerthe Theatermama (ein schwerer Dienst!) sammt unterschiedlichen Möpsen spazieren, begleitet die Künstlerinnen zu den Proben und wieder heim, fungirt mit größter Bereitwilligkeit bei kleinen Bestellungen und Einkäufen als Zahler und vergißt dann in liebenswürdigster Weise die „nicht der Rede werthe" Schuld, ja er erscheint sogar, auf die Gefahr hin, „verkannt" zu werden, für manche verschämte Künstlerin im — Versatzamt! Und sein Lohn für all' diese Bemühungen? Er genießt das Vorrecht, ohne besondere Einladung in den Nachmittagsstunden zum Kaffee erscheinen zu dürfen; er ist immer willkommen! Will eine Schauspielerin einmal ungestört sein, so macht sie mit „ihm" keine Umstände, sie sagt es ihm unverhohlen in's Gesicht; er findet das ganz in der Ordnung und zieht wieder ab, ohne im Geringsten beleidigt zu sein. Bei solchen Nachmittagsbesuchen erscheint er in gewählter Toilette, spielt sich ein bischen auf den „Liebhaber" hinaus, ohne jedoch seine Courmacherei ernst zu nehmen; mit dem nie fehlenden Sträußchen begrüßt er die „reizende" Künstlerin.

Der Theaternarr ist nicht zu verwechseln mit dem Theaterverehrer, dessen Interesse und Aufmerksamkeiten nur einzelnen Persönlichkeiten des Theaters gelten. Der Theaternarr hängt mit Leib und Seele an dem ganzen Institute, jedes einzelne Mitglied, ob männliches, ob weibliches, ob erstes oder zweites Fach, ist ihm nur ein Theil des Theaters, seine Liebe, seine Antheilnahme umfaßt das gesammte Personal. Der Theaternarr hat — und dies ist bei seinem plan- und nutzlosen Treiben

wohl als seine verdienstliche Seite hervorzuheben — ein wahres, warmes Interesse für Alles, was Theater heißt und zum Theater gehört. Klagt und trauert der Director ob schlechter Einnahmen — klagt und trauert er mit; ist er in der Lage zu helfen, so thut er es gewiß in uneigennützigster Weise; geht eine Vorstellung schlecht zusammen, ärgert er sich auf seinem Sitze im Zuschauerraum genau so ehrlich, wie oben auf der Bühne der dienstthuende Regisseur; er betrachtet sich eben völlig als zum Theater gehörig und theilt mit den Angehörigen desselben warmfühlenden Herzens alle Freuden und Leiden.

Naht die sechste Stunde, dann holt unser Freund die eben an der Tour befindliche, Abends beschäftigte Dame ab und begleitet sie bis zur Garderobenthüre. Die Zeit bis zum Beginne der Vorstellung verbummelt er, eine Cigarre im Munde — die Zeit des Rauchens ist bei seinem angestrengten Theaterdienste sehr kostbar — vor dem Theater; er liest zum dreißigsten Male den Theaterzettel, füllt in der Conditorei die Taschen mit Zuckerwerk und Bonbons, mustert mit kundigem Blicke das nach und nach sich einfindende Publikum und lehnt sich schließlich in malerischer Stellung an den Schalter der Cassa, wo er in den Pausen des Verkaufs mit dem dienstthuenden Beamten über die „Geschäfte", über den Besuch und über die financiellen Verhältnisse des Theaters plaudert.

Mit dem Glockenschlage sieben erscheint er im Zuschauerraum auf seinem Posten, meist ein Ecksitz in den hinteren Reihen des Parquets, wodurch es ihm leicht möglich ist, ohne besondere Störung des Publikums in den Zwischenacten auf der Bühne zu erscheinen, wo er mit Lob, manchmal auch zartem Tadel und oberwähntem Zuckerwerk die ausruhenden Künstler traktirt. Je nach seinen Verhältnissen bezahlt der Theaternarr seinen Platz, oder er ist ein — „Freischärler". Die Billeteure und sonstigen Diener des Theaters behandeln ihn mit großer Achtung und Zuvorkommenheit, da er ständiger Abnehmer eines Zettels ist und am Neujahrstage den zahlreichen Theatergratulanten nie — einen Korb gibt.

Er fehlt bei keiner Vorstellung; Krankheit allein gilt ihm als Entschuldigungsgrund für sein Nichterscheinen; er brüstet sich und setzt einen gewissen Stolz darein, eine und dieselbe Vorstellung so und so oft gesehen zu haben.

Der Theaterfex ist der freiwillige Claqueur; er animirt das Publikum bei passenden Gelegenheiten durch einzelne „Bravo"-Rufe zu anhaltenden Beifallsbezeigungen; bei ersten Vorstellungen eine nicht gering zu schätzende Thätigkeit.

Nach der Vorstellung kneipt unser Held mit den männlichen Mitgliedern des Theaters in dem sogenannten „Künstlerzimmer" eines Gasthauses. Hier gibt er sich nun freier, ungebundener; mit den Männern braucht er nicht so viele Umstände zu machen. Die Stunden nach dem Theater sind ihm daher, wie den meisten Schauspielern, die liebste Zeit. Er lebt mit allen Kunstangehörigen im besten Einvernehmen, mit vielen ist er sogar per du. Zank und Streit sind ihm ein Gräuel; er wünscht stets, das ganze Personal wäre eine Familie und trachtet auch, dieses Ideal wenigstens annähernd zu verwirklichen. Er vermeidet mit großer Sorgfalt und ängstlicher Besorgniß Alles, was seine lieben Freunde von der Kunst aufregen oder unangenehm berühren könnte. Fragt ihn Jemand um sein Urtheil über eine Leistung, ist er stets voll des Lobes; muß er tadeln, geschieht es in schonendster Weise. Auch den männlichen Kunstgenossen ist er Helfer und Retter in der Noth: er „pumpt" und würde sogar beleidigt sein, wenn man ihn bei derartigen Freundschaftsdiensten überginge; — solche Kränkungen

widerfahren ihm übrigens nur höchst selten!

Am Morgen nach einer Première ist sein erster Gang in's Kaffeehaus, wo er über alle den gestrigen Theaterabend beschreibenden Zeitungen herfällt und die erschienenen Artikel mit Heißhunger verschlingt; wenn er um 10 Uhr auf die Probe kommt, muß er doch vollständig unterrichtet sein über den Erfolg der vergangenen Schlacht! Findet er in einem Blatte eine besonders günstige Beurtheilung der Leistung eines Mitgliedes (namentlich einer Dame), dann schickt er demselben unter Couvert den betreffenden Zeitungsausschnitt mit seinem speciellen Glückwunsch zu. Wird im Sommer ein Ausflug gemacht, im Winter ein Kränzchen arrangirt, übernimmt unser Theaternarr bereitwilligst die Führung, manchmal auch die — Kosten der Unterhaltung. Für die Benefice der einzelnen Künstler und Künstlerinnen macht er in uneigennützigster und aufopferndster Weise die gehörige Reclame. Er ladet seine Bekannten zu solchen Vorstellungen ein, indem er ihnen einmal vorschwatzt, wie sehr es Pflicht des Publikums sei, durch ein volles Haus dem Beneficianten seine Beliebtheit zu zeigen, ein andermal — falls die künstlerische Qualität desselben keine so besondere ist — wie nothwendig der „arme Teufel" eine gute Einnahme brauche. Der Theaternarr gibt Vorschüsse auf Benefice; es kommt wohl auch vor, daß er einzelnen in sehr bedrängter Lage sich befindlichen Schauspielern diese illusorischen Einnahmen um eine bestimmte Summe abkauft, wobei er jedoch keineswegs einen Profit haben will, da er den etwaigen Mehrbetrag ebenfalls dem Beneficianten überläßt, bei einem etwaigen minus hingegen auf Erstattung des Differenzbetrages keinen Anspruch erhebt.

An jedem einzelnen Ehrenabende stellen sich seine Aufmerksamkeiten, das gewohnte Bouquet oder der übliche Lorbeerkranz ein; gibt es nachher etwa einen kleinen Festschmaus, rafft er sich zu einem längeren Toaste, wohl auch gar zu einem dichterischen Versuche auf.

Er begleitet sehr gerne Schauspieler und Schauspielerinnen auf ihren Gastspielen und unterzieht sich für die Erlaubniß, mitgehen und Zeuge des Triumphes seiner Freunde sein zu dürfen, mancher unangenehmen Besorgung. Kommt ein berühmter Künstler aus einer andern Stadt als Gast, dann verdoppelt unser Theaternarr seine Thätigkeit; er wird zum Cicerone des Fremden, ohne jedoch seine Pflichten gegen die „Einheimischen" zu vernachlässigen. Er erwartet den ankommenden „Gast" wo möglich am Bahnhofe und weiß es einzurichten, daß er alsbald — man gibt ihm bei solchen Gelegenheiten wohlklingende Titel, als: Eifrigster Theaterfreund, liebenswürdigster Kunstgönner u. s. w. — vorgestellt wird; nun ist ihm der Künstler bis zur seinerzeitigen Abreise verfallen. Unser Freund weiht ihn in alle localen Kunstverhältnisse ein, begleitet ihn zu den Referenten, auf Promenaden, in Gasthäuser- und Kaffeehäuser, zeigt ihm alle Sehenswürdigkeiten der Stadt, besorgt allerlei, um dem verehrten Gaste beim ersten Auftreten einen würdigen Empfang zu bereiten; ist der Gast eine Dame, arrangirt er nach der Vorstellung ein Ständchen u. s. w. u. s. w. Sein Lohn: er hat die Bekanntschaft eines berühmten Schauspielers gemacht, den er von jetzt ab zu seinen Freunden zählt und dessen Bild, ein Zuwachs seiner Künstlergalerie, erhalten mit der „eigenhändigen" Widmung: „Seinem lieben Freunde zur Erinnerung an mein Gastspiel in Z."

So lebt der Theaternarr jahraus, jahrein! Eine Saison läuft nach der anderen ab, ein Director macht dem anderen Platz, das wanderlustige Künstlervölkchen kommt und geht — er bleibt der Alte, der Gleiche! Sein

Name verwebt sich nach und nach mit der Theatergeschichte der Stadt.

Seinen Sarg schmücken einst mit Kränzen und Blumen — von jeher seine liebsten Geschenke! — alle Diejenigen, zu denen er stets in so unveränderlicher Liebe und Treue gehalten und die sein ganzes Lebensglück ausgemacht — die Leute vom Theater! Sie begleiten ihren armen Freund in wehmuthsvoller Erinnerung froh mit ihm verlebter Tage hinaus zur letzten Ruhestätte; dort singen sie ihm ein letztes Lied — Erdschollen kollern hinab und bedecken einen „guten, harmlosen Narren".

Ich bin am Ende meiner Schilderung. Beinahe jede Stadt, die ein Theater besitzt — sei dies nun ein Hof-, Provinz- oder halbjähriges Saisontheater — beherbergt in ihren Mauern derartige Originale; aller Orten, wohin mich auch mein Beruf bis heute führte, habe ich sie gefunden, sie sind eine Eigenthümlichkeit des deutschen Theater-Lebens.

Wie sie entstehen? Wer könnte das ausführlich beantworten, die hunderte von Ursachen herzählen, die für das Werden eines Theaternarren maßgebend geworden sind! Der häufigst vorkommende Grund mag wohl sein: ein unwiderstehlicher Drang zum Theater, ohne jedwedes Talent oder Gelegenheit, diesen Drang auf der Bühne bethätigen zu können. Man bleibt trotzdem beim Theater — ohne Zweck; wo aber der Lebenszweck aufhört, da fängt die Narrethei an.

Zum Narren werden kann man leicht in dieser Welt;
Am leichtesten wohl in der Welt der Bühne.

* * *

Zum Schlusse und gleichsam zur Beleuchtung meiner Skizze sei es mir gestattet, mit kurzen Worten eine wahre Geschichte aus dem Leben eines Theaternarren hier anzufügen.

In der Provincialhauptstadt B. galt in den Dreißigerjahren, vom geschäftlichen, wie vom gesellschaftlichen Standpunkte, das Haus des Fabrikanten St. für eines der ersten. Mit allen irdischen Glücksgütern gesegnet, führte St. an der Seite einer schönen, geistvollen Frau und eines reichbegabten, hoffnungsvollen Sohnes, Namens Josef, das glücklichste Familienleben.

Dieser hatte vor Kurzem seine Studien vollendet und wurde nun erst eigentlich in die Welt eingeführt. Die zärtlichen Eltern überboten sich gegenseitig an Beweisen der Liebe und Güte ihrem einzigen Kinde gegenüber. Da Josef seine Prüfungen mit bestem Erfolge zurückgelegt und die eifrigen Studien der letzten Jahre seine Gesundheit ein wenig mitgenommen hatten, entschlossen sich die allzubesorgten Eltern, da es ja bei ihren Vermögensverhältnissen mit der Berufswahl nicht so sehr eilte, ihrem Sohne ein volles Jahr der Muße zu bewilligen, zur Erholung und Kräftigung für künftige Arbeit. Ein einziges Jahr — es sollte für Josef zum verhängnißvollen werden! Ledig jeder Sorge, frei von allem pedantischen Studienzwang, fühlte sich der lebenslustige, geist- und gemüthvolle Jüngling wie zu neuem Leben erwacht und schwelgte mit vollem Behagen in den herrlichen Genüssen, die ihm seine lebhafte Phantasie schon seit Jahren vorgezaubert.

Jetzt konnte er endlich seinen Lieblingspassionen, seiner geistigen und materiellen Unterhaltung mit ungehemmter Lust nachgehen. Das that er denn nun auch mit allem Ungestüm der Jugend und da er zu wohl erzogen und zu verständig war, um sich irgendwelche Ausschreitungen zu erlauben, fanden seine Eltern auch keinen Grund, einschränkend oder störend vorzugehen.

Josef huldigte allen modernen Amusements der vornehmen Männerwelt, vergaß aber auch in diesem seinem Erholungsjahre die geistige Nahrung nicht, nach der er besonders Verlangen hatte und die er vollauf fand

in der werthvollen und reichhaltigen Bibliothek seines Vaters. Das Lesezimmer ward ihm nebst dem Theater, dessen Vorstellungen er mit großer Vorliebe fast täglich in der Loge seiner Eltern besuchte, bald zum liebsten Aufenthalte. Theaterstücke zuerst zu lesen und dann von der Bühne herab dargestellt zu sehen, war für ihn ein unbeschreiblicher Genuß.

Zur damaligen Zeit besaß das Stadttheater in B. einzelne ausgezeichnete Kräfte und genoß in der deutschen Bühnenwelt einen sehr vortheilhaften Ruf.

Bei einer großen Soirée, die gelegentlich einer Festlichkeit von Seiten der Stadtvertretung gegeben wurde, machte Josef die Bekanntschaft mehrerer hervorragender Schauspieler des Stadttheaters, denen er nun mündlich seine glühende Verehrung und seinen herzlichen Dank für viele, genußreiche, glückliche Stunden auszudrücken Gelegenheit fand. Der lebensfrohe und begeisterte junge Mann fand in dem Künstlerkreise allgemeine Sympathien und es bildete sich bald durch näheren Umgang eine intimere Bekanntschaft zwischen Josef und den Schauspielern.

Der Verkehr mit Künstlern überhaupt hat viel Anregendes, der mit Schauspielern etwas Bestrickendes, namentlich für die jüngere Welt. Welch' seliges Gefühl, Arm in Arm dahin zu wandeln mit „König Philipp's Majestät" und „Marquis Posa" seinen Freund zu nennen! So ging es auch mit unserem Fabrikantensohne. Er interessirte sich immer mehr und mehr für das Theater, die Schauspieler und Schauspielerinnen bildeten fast ausschließlich seine Gesellschaft, nur unter ihnen fühlte er sich wohl, nur bei ihnen fand er das Leben reizend und schön; kurz es vollzog sich an ihm die Metamorphose zum — Theaternarren!

Zu spät gewannen seine Eltern die traurige Einsicht, daß ihnen ihr Kind verloren gegangen. Josef wurde, nachdem man seinen unwiderstehlichen Drang, nur in Theaterkreisen zu leben, mit allen Mitteln zu bekämpfen versucht hatte, im Geschäfte seines Vaters angestellt; er arbeitete jedoch nur, weil er mußte, ohne Beruf, ohne Lust, ohne Zweck — seine freien Stunden verbrachte er nach wie vor beim Theater; die Vorwürfe des Vaters, die Bitten der Mutter, sie wurden von ihm ertragen und gehört — ohne Erfolg; er war bereits dem Bühnenteufel verfallen.

Als nach wenigen Jahren seine Mutter — vielleicht ob des vielen Kummers, den er ihr bereitet — starb, schien die Reue über ihn zu kommen und laut schluchzend legte er in die Hände seines tiefgebeugten Vaters das Gelöbniß der Umkehr!

Josef hielt sein Wort — fünf Jahre lang! Still und zurückgezogen, fern vom Theater, fern von aller Welt lebte er; kaum daß er seine Wohnung verließ. Vater und Sohn sprachen nicht miteinander, das Leben zog an ihnen vorüber — sie merkten es kaum! — — Einer hatte dem anderen das Dasein vergällt! Kummer und Sorge, Elend und Gram nagten an beiden einst so glücklichen Menschen.

Nach fünf Jahren starb auch der Vater. — Josef stand jetzt allein, er ward Herr eines Vermögens — er war frei. — Der gefürchtete Rückfall blieb nicht aus — — das Theater hatte ihn wieder!

Was er im Laufe langer, langer Jahre erlebt, erfahren, verloren!? Es ist eine reiche Kette von Menschenglück und Menschenelend!

Alter Josef, armer Narr! — Er lebt heute noch; arm, alt und doch noch ein wenig zufrieden, denn er ist — beim Theater.

— — — — — — — — — — —

Woher ich diese Geschichte weiß? — Vom alten Josef selbst — er hat sie mir oft erzählt — er war während meines Engagements in B. mein Garderobier!

Kleine Laube.

Am Tage war's nicht viel.

Gedicht von Franz Stelzhamer.

Am Tage war's nicht viel,
Da waren wir zu scheu
Zum trauten Minnespiel,
Zum Geben Treu um Treu.

Sprach sie mich jählings an,
Gab's mit der Antwort Noth;
Sah ich sie schärfer an,
Ward gleich die Wange roth.

Doch, wenn der Abend kam
Mit seiner Dämmerung,
Verging die blöde Scham
Und löste sich die Zung'.

Da that sich auf das Herz,
Das lang verrammelte
Und brach hervor der Scherz,
Der angesammelte.

O sieh', der Abendstern,
Ruft sie, wie schön er glänzt!
Und sag', hast Du mich gern?
„O, Herzchen, unbegrenzt!"

„Er heißt auch Liebesstern —"
Scherz' ich — „und Hesperus —
Hast Du wohl auch mich gern?"
Die Antwort ist — ein Kuß.

Steigt dann der Mond empor,
Geschieht ein Sternenfall,
Erstrahlt ein Meteor,
Schlägt eine Nachtigall —

Wir nehmen Alles an,
Wir deuten alles so,
Als sei's für uns gethan,
Frägt keines — wie noch wo?

Ruft keines hu! noch ha!
Wir wissen doch darum:
Gott gab der Liebe ja
Die Welt als Eigenthum.

Der Pfarrer von Grabenbach.

Ein lustig Geschichtchen.

Kennt Ihr das kleine Dorf Grabenbach? Im Lande gibt es drei Dörfer, die so heißen und sehr viele Dörfer, die nicht so heißen, aber doch von jener Gattung sind, die ich meine.

Nun, im kleinen Dorfe Grabenbach lebte ein Pfarrer, dem es nicht am besten ging. In seiner Seelsorge waren lauter arme Seelen, die des Fuhrmannbauers ausgenommen, der besaß zwei Paar Pferde und einen Wald. Hielt sich denn der Seelsorger mitunter ein wenig an die Seele mit vier Pferdekraft und der Fuhrmannbauer ließ den geweihten Herrn hübsch danebenkommen. Da war es, daß der Fuhrmannbauer einen Kohlenmeiler anzündete und Niemanden hatte, der dabei blieb, um ihn zu bewachen und zu fördern.

Dachte sich der Pfarrer: Der Nachbar hat mir schon mancherlei Gutthat erwiesen, die ich ihm nicht werde abstatten können, warum soll ich mein Brevier nicht drüben im Schachen beim Kohlenmeiler beten? Wozu wäre ich denn ein Waldbauernsohn, wenn ich nicht mit einem Kohlenmeiler umzugehen wüßte? In der nächsten Woche muß der Fuhrmannbauer nach meiner Raitung seinen feisten Hammel stechen, warum soll ich nicht auf das Kohlenwerk schauen?

Da trug es sich zu, daß am nächsten Sonntage derselbigen Diöcese Bischof auf einer Reise über Land im kleinen Dorfe Grabenbach anhielt, um

eine Messe zu lesen oder zu hören. Auf seine Frage nach dem Herrn Pfarrer wurde ihm gesagt: Der Pfarrer sei drüben im Grabenschachen und thäte kohlenbrennen. Der Bischof fragte das zweitemal, wo der Herr Pfarrer sei, denn er meinte, nicht recht verstanden zu haben; aber auch das zweite Mal war der Pfarrer drüben im Grabenschachen und that kohlenbrennen.

So dachte der hohe Herr bei sich: Wenn der Pfarrer glaubt, daß ein Seelsorger kohlenbrennen darf, so ist das ein Köhlerglauben. Dem Mann werde ich meine Meinung sagen, daß ihm die Ohren gellen. Augenblicklich soll er geholt werden!

Der Pfarrer, als ihm der ehrenvolle Besuch hinterbracht wurde, schwemmte eilends den Ruß von Gesicht und Händen und dachte bei sich: Heute wird mir den Kopf schon auch noch ein Anderer waschen. Dann eilte er rasch über den hinteren Kirchhof in die Sakristei, besann sich, wie er durch einen auferbaulichen Gottesdienst die Scharte wieder auswetzen könnte und flehte zum heiligen Geist um Erleuchtung, denn er hatte gar keine Predigt studirt.

In größter Eile, aber mit tiefster Reverenz begrüßte er den gerade in die Kirche tretenden Kirchenfürsten, sich unterthätigst entschuldigend, daß er sofort auf die Kanzel müsse, weil die Glocken schon längst zur Predigt gerufen und die Gläubigen versammelt wären.

Fahr' hin, dachte sich der Bischof, Du entgehst mir nicht und bin ich nur begierig, wie Du Deine Pfarrkinder an ihre Pflichten erinnern wirst, während Du Deine eigenen verabsäumst.

Bald darauf stand der Pfarrer im Chorhemd und Stola auf der Kanzel und las das Evangelium vom ungerechten Haushalter. Dann that er das Buch bei Seite, streifte die weiten Aermeln des Chorhembes ein wenig zurück, legte die Hände auf die Kanzelbrüstung und begann zuerst mit mäßiger, nach und nach mit lauter und endlich mit heftiger Stimme folgende Predigt:

„Meine geliebten Zuhörer!

Wir haben das heilige Evangelium vom ungerechten Haushalter vernommen. Ich aber sage euch, daß wir keine ungerechten Haushalter sein sollen. Wir sollen gerechte Haushalter sein, das heißt, wir sollen unsere Pflichten erfüllen. Jedermann, vom Fürsten bis zum Bettler, vom Erzbischof bis tief herab zum armen Dorfseelsorger hat seine Pflichten. Der Fürst soll seine Unterthanen lieben, der Bettler soll für die empfangenen Wohlthaten beten, der Bischof soll für seine Priesterschaft sorgen und der Dorfpfarrer soll die Kinder taufen, die Kranken versehen, die Todten begraben und an Sonn- und Feiertagen pünktlich sein Amt und seine Predigt halten. Und gesetzt den Fall, ich nehme nur ein Beispiel und, daß ihr seht, ich nehme Niemanden aus, so nehme ich den Dorfpfarrer zum Beispiel — gesetzt den Fall, der arme Dorfpfarrer würde von seiner Obrigkeit vergessen, daß er zum Nothleiden kommt und nur der armen Seelen im Fegefeuer willen sein Almosen kriegt, so darf er doch nicht hergehen und sich durch kohlenbrennen einen Nebenerwerb schaffen. Er darf aus Nächstenliebe kohlenbrennen, er darf zur Ehre Gottes kohlenbrennen, denn es steht nirgends geschrieben, daß der Priester aus Nächstenliebe oder zur Ehre Gottes nicht kohlenbrennen dürfte. Aber am heiligen Sonntag den Gottesdienst vernachlässigen und eines fetten Hammelstückes wegen kohlenbrennen, das ist unrecht, das ist unchristlich, das ist heidnisch, das ist eine Schand und ein Spott für den ganzen ehrwürdigen Priesterstand. Ah, 's ist nur ein Exempel, aber ich weiß recht gut, wen ich meine, er ist in diesem Gotteshaus zugegen, ich aber sage, das geschieht mir in meiner Pfarre nicht mehr, daß Einer auf so gröbliche Weise seine Pflichten verletzt, es geschieht mir nicht mehr, daß am Tage des Herrn erst die Glocken die Gemeinde müssen zusam-

menschreien von der Gassen und Straßen, von Hald und Schachen, den Ersten und den Letzten! In Zukunft hat Jeder zu rechter Zeit in der Kirchen und auf seinem Platz zu sein — das wollen wir jetzt vor dem Hochaltar geloben. Und wer ein gerechter Haushalter ist, heißt das, wer seine Pflichten gewissenhaft erfüllt, dem werden seine bisherigen Fehler durch die liebe Barmherzigkeit Gottes verziehen werden und der wird — ich hoffe es — nicht bloß in jener Welt, sondern schon in dieser seinen wohlverdienten Lohn empfangen. Amen!"

Nach der Predigt folgte ein feierliches Amt und nach dem Amte ging der Pfarrer dem Bischof seine Freude zu bezeugen über dessen Einkehr in die bescheidene Dorfkirche.

Dem Bischofe war der Zorn vergangen, seiner geplanten Strafrede die Spitze gebrochen, er sagte nun, daß ihn die Predigt, so kurz sie gewesen sei, recht erbaut hätte und es interessire ihn nur, zu wissen, ob hier zu Lande Predigten wohl auch ihre guten Früchte trügen?

„Wunderselten," antwortete der Pfarrer, „es meint halt Jeder allemal, ich hätte die Anderen gemeint; außer ich hebe mir, wie heute, einen Bestimmten heraus, den ich auf's Korn nehme und so tüchtig abkanzle, daß er sich's merkt, von so Einem darf ich nachher überzeugt sein, er folgt mir und thut's nimmer."

„Nun, das ist brav," sagte der Bischof dem Dorfpfarrer die Hand schüttelnd, „und jetzt, denke ich, sind wir beide hungerig geworden."

„Ich kann Eurer bischöflichen Gnaden halt nur mit kalter Küche aufwarten," sagte der Pfarrer.

„Thut nichts, bin ein Freund von kalter Küche."

„Die meinige," stotterte der Pfarrer, „ist halt ein Bischen stark kalt, sie ist seit etlichen Tagen, da ich bei meinem Nachbar, dem Fuhrmannbauern speise, nicht mehr geheizt worden."

„Ihr macht mir ja das Vergnügen," lächelte der Bischof, „mit mir nach Niedermarkt zu fahren, wo ich ein Mittagsmahl bestellt habe. Der dortige Herr Dechant liegt auf dem Tod und so leistet Ihr mir doch Gesellschaft."

„Vergelt's Gott," sagte der Pfarrer, „ich muß wohl daheim bleiben, weil in Grabenbach um zwei Uhr der Nachmittagssegen ist."

„Nun, Eurem Bischof zu Liebe könnt Ihr wohl einmal eine Ausnahme machen und den Nachmittagssegen absagen," meinte der Kirchenfürst.

„Das geht nicht, bischöfliche Gnaden, das geht einzig nicht," sagte der schlaue Pfarrer, „es thut mir bis in den Tod leid, daß ich nicht die Ehre haben kann, aber der Mensch: was er Vormittag versprochen hat, das muß er Nachmittag halten. Nichts für ungut."

Der Bischof fuhr allein von dannen. Aber nach wenigen Monaten fuhr auf demselben Weg der Pfarrer des kleinen Dorfes Grabenbach dahin — in seiner Rocktasche die Ernennung zum Dechanten von Niedermarkt. R.

Eine Straßenscene.

Es war im großen Jahre, sagt der Eine, es war im tollen Jahre, sagt der Andere. Es war im Jahre 1848, sage ich.

Wenn man eine große, weltbewegende Idee in die Menge schleudert, so wird die Menge toll. Damals war es so; wer damals in Wien gelebt hat, der kennt die Menschen von einer ganz besonderen Seite. — Man ist darüber einig; hier nur ein kleines Geschichtlein aus jenem Jahre, das eben so heiter, als toll ist.

Eines Morgens rottete sich vor einem Pfarrhofe in der Leopoldstadt (Wien) eine Menge von Weibern zusammen. Weiber aus allen Classen, von der seidenberobten Kaufmannsfrau bis zur Vettel des Straßenpöbels — damals waren ja Alle gleich! und was das für einen Lärm gab! Sie zeterten wie die Weiber und fluchten wie die Hußaren und machten haarsträubende

Witze, wie die Wiener. Sie führten Stöcke bei sich, auch Besen und Ofenhaken und wer sonst keine Waffe hatte, der ballte die Faust, daß sie blau anlief oder wetzte die Zähne aneinander, als gälte es, Einen oder auch Etliche zu zerfleischen.

Auf den Pfarrer hatten sie es abgesehen. Damals gehörte es überhaupt zur guten Sitte, recht tüchtig hinter den „Pfaffen“ her zu sein, und was die Leute der kirchlichen Institution als alte Schuld heimzahlen zu müssen glauten, daß mußten damals die armen Menschen, die in Kutte und Colare stacken, über sich ergehen lassen. Wie Viele, in denen der Aufschrei des Volkes wiederhallt und menschlich mitempfunden sein mochte, sind damals das Opfer ihres Kleides geworden!

Aber diesmals — in der Leopoldstadt — schien es einem nicht ganz Unschuldigen zu gelten. Eine Zeitung hatte darauf aufmerksam gemacht, daß der geistliche Herr, vor dessen Hause sich nun die Rotte festgesetzt hatte, seit längerer Zeit schon bei Einsegnungen und Ehebündnissen die bestimmten Taxen überschreite und er allen Neuvermählten eine Summe von — weiß nicht, wie viel Kreuzern — über Gebühr abfordere.

Da hatten sich denn sämmtliche sparsame Wirthinnen, und auch solche, die es nicht waren, zusammengethan zu einer Sturmpetition, der „Pfaff“ müsse das Sündengeld wieder herausgeben. Eine einleitende Katzenmusik hatte den Zweck, allerlei Gesindel und Gestrolche zusammenzupfeifen, das denn wohl nicht lange auf sich warten ließ. Die Weiber schreien sich allemal selber in die Hitze, und so wurde das Gemurre denn rasch erhitzt und aufgebracht. Man forderte zuerst den Pfarrer heraus, um von ihm das Geld herausfordern zu können. Aber dem Pfarrer mußte das Ständchen nicht gefallen haben, er ließ sich nicht sehen, uud so wurde die hin- und herwogende Menge immer stürmischer und drohender. Man wollte die Thür sprengen, aber diese war wohl verrammelt; die Fenster waren zum größten Theile eingeworfen und so blieb dem Haufen nichts übrig, als Einer über die Achsel des Andern zu den Fenstern hineinzusteigen, um sich die Kutte herauszuholen, oder als Feuer auf das Dach zu schleudern, damit der Herr von selber heraus käme.

In einer der Seitengassen rollte die Allarmtrommel, aber da der vorüberziehende Wachtposten sah, daß er dieser aufgeregten Rotte nicht gewachsen war, so zog er eben vorüber. Bald darauf erschien eine Abtheilung der Nationalgarde, welche muthig dem schönen Geschlechte in die Flanke fiel, um das bedrohte Haus zu befreien. Da aber damals junge Männer über Ehefrauen noch wenig Gewalt hatten, so lärmten und wütheten die Weiber fort, ohne sich von der Nationalgarde einschüchtern zu lassen, ja, sie nahmen insofern drohende Stellung gegen diese, als sie aus den Bestandtheilen der ungepflasterten Straße Munition drechselten . . .

Es wurde gefährlich, da brachen sich plötzlich einige Männer durch, und von diesen einer sprang auf den Sockel der Laterne und da man sah, hier wolle Einer sprechen, Einer, der seine geballte Faust gegen den Pfarrhof schwenkte, brach sich der Lärm. Und der Mann sprach zum Pöbel:

„Erlauchtes Volk! Wir wollen unser Recht, wir wollen die Freiheit, es zu suchen, wenn es sein muß, mit unserer Faust zu erkämpfen. Nieder mit den Tyranen!“ — Bravo! bravo! „Erlauchtes Volk! Auch der Herr Pfarrer da hinter den Wänden — wenn er drinnen ist — muß das unrechtmäßige Geld wieder herausgeben. Er muß! bis auf den letzten Kreuzer muß er! Aber, meine Damen, so auf einmal geht das nicht. Wer weiß denn, wie viel? Er selber kanns nicht wissen, da muß in seinen Büchern und Registern nachgeschlagen werden, genau geprüft und berechnet, daß ihm nicht ein Kreuzer bleibt von dem Gelde der Neuvermählten, und wären sie seither

auch gleich Altvermählte geworden. Daher nur nicht so im Sturm dreinfahren. Verbrennt Ihr den Pfarrhof, so verbrennt Ihr die Schriften, Eure Beweise, und das wollte ich dem geistlichen Herrn nicht gönnen. Am besten ist, Ihr kommt hübsch langsam, Eine nach der Andern und setzt ihm zu, ich garantir' Euch, Ihr kommt zu Eurer Sach'. — Uebrigens, seid Ihr zu Eurer Sach' denn nicht schon gekommen? was? Weiber, seid gescheidt und bedenkt, was ein Mann in dieser Zeit werth ist! Ein Mann ist nix Kleines, wahrhaftig nicht, drum nur nit gleich so auf sein, wenn er um etliche Kreuzer mehr kostet, als die Tax ist. Oft Manche würde gern das Dreifache zahlen, wenn sie nur Einen kriegte! Dankt Gott, daß Ihr versorgt seid und geht ruhig nach Hause!"

Der Mann sprach's und binnen einigen Minuten war der Sturm vorbei, der Platz leer, die Weiber gingen auseinander und wußten nicht recht, wie ihnen geschah.

Und wer war der Redner? Es war der allbeliebte Komiker und Theaterdirector Carl, von dem das Leopoldstädtertheater noch heute den Namen trägt.

Die Weiber haben sich am Pfarrhofe nicht mehr gemeldet; es soll — sagt man — Jede getrachtet haben, zur Entschädigung für das über Gebühr bezahlte Geld ihrem Manne möglichst auszunützen. In dieser Sache intervenirte Director Carl leider nicht mehr.

So lang du schleppst des Lebens Last.

Gedicht von Ludwig Stifter.*)

So lang du schleppst des Lebens Last
Hier oben auf der Erden,
So lange gönnt man dir nicht Rast,
Läßt dir nicht Ruhe werden;

Doch schüttelst du sie einmal ab
Und suchst nichts mehr hienieden,
Dann scharrt man liebvoll dir ein Grab
Und betet für deinen Frieden.

*) Ein Verwandter des Dichters Adalbert Stifter; aus dessen Nachlaß.

Aus den Erinnerungen eines alten Soldaten.

Von Wilhelm Arbter.

Es war am Nachmittage des 23. Juni 1859 als ich mit dem 4. Jäger-Bataillon, in dem ich diente, nach einem mehr als achtstündigen Marsche während der drückendsten Hitze schweißgebadet bei Roverbello ankam, woselbst das Bataillon Befehl erhielt, sofort die Vorposten zu beziehen. Mittags speisten wir an jenem Tage „bei der Sonne." Nicht weit von unserer Aufstellung lag ein einzelnes freistehendes Gehöft, dessen Besitzer uns über Ersuchen mehrmals ein aus seinem Brunnen mit Wasser gefülltes Faß zuführte und uns so das Mittel bot, unseren verzehrenden Durst zu stillen. Da aber ein Soldat kein Fisch ist, demnach von Wasser allein nicht leben kann, auch keine Klapperschlange, die sich im Vorhinein auf Monate hinaus satt ißt, unsere Vorräthe, die wir mit uns trugen, erschöpft waren, und unsere Mägen in allen Tonarten murrten und knurrten, wurde ich bei eingebrochener Nacht in einen nicht ganz eine Stunde entfernten Ort, auf dessen Namen ich mich nicht mehr entsinne, mit einem kleinen Commando auf Requisition entsendet. In demselben Orte traf ich noch mehrere Commanden, die andere neben uns postirte Truppenabtheilungen zu gleichem Zwecke ausgeschickt hatten. Es war daher nicht so leicht zu Etwas zu kommen. Doch gelang es mir nach stundenlangem Rennen von Pontius zu Pilatus und Raisonniren hier und dort, ein Faß Rothwein von ganz respectablem Durchmesser und eine nicht unbedeutende Quantität Brod gegen Quittung zu erobern, und endlich auch ein landesübliches primitives Fahrzeug aufzutreiben, das die requirirten Dinge an jenen Ort überführte, wo man dieselben mit großer Sehnsucht erwartete und das Requisitions-Commando, des langen Ausbleibens wegen, schon für „abgefangen" hielt, was übrigens leicht möglich ge-

wesen wäre, da wir nicht fern vom Feinde standen und der Ort, in dem ich requirirte, noch in derselben Nacht von Franzosen besetzt wurde.

Als die Vertheilung von Wein und Brod, welcher die Vertilgung sofort folgte, beendet war, hatte der junge Tag, der in seinem weiteren Verlaufe so folgenschwer wurde, schon zu dämmern begonnen.

Ich befand mich bei einer jener beiden Compagnien, welche in geschlossener Ordnung, die eine rechts, die andere links von einer Fahrstraße und an dieselbe angelehnt, als Unterstützung postirt waren, während die übrigen zwei Compagnien des Bataillons weiter vorgeschoben, die eigentliche Vorpostenaufstellung bildeten. Zwischen den beiden an der Straße lagernden Compagnien, die man damals noch eine Division nannte, standen unmittelbar auf der schönen breiten Straße zwei Geschütze und als Bedeckung derselben eine kleine Abtheilung Hußaren.

Es war nöthig, unsere Aufstellung ein wenig zu skizziren, um das, was ich zunächst zu erzählen gedenke, besser verständlich zu machen.

Noch war der Tag nicht vollständig angebrochen, als Jemand, der mit besonders scharfen Sehorganen begabt war, die Aeußerung machte, daß er in der Ferne einen eigenthümlichen röthlichen Streifen bemerke. Alle vorhandenen Feldstecher traten sofort in Thätigkeit und wurde auch nach Kurzem constatirt, daß Abtheilungen französischen Militärs sich in nicht allzugroßer Entfernung von uns, hin- und herbewegen.

Noch gingen die die Sehkraft unterstützenden Gläser von Aug' zu Aug', noch calculirte man über das Wahrgenommene unter Scherzen und Lachen, als es in der Gegend, wo die Rothbehosten standen — aufblitzte. Ein dumpfer, aber durchdringender Knall folgte dem Blitze und schon war das Projectil, das man uns als Morgengruß gesandt, bei uns angekommen. Der Artillerist hatte seine Distanz wohl berechnet und gut gezielt. Die Granate platzte in unmittelbarer Nähe der vorerwähnten zwei Kanonen. Die todtbringenden Eisenstücke stoben nach allen Seiten auseinander, doch wurde von denselben nur ein Pferd der Geschützbespannung tödtlich getroffen, das man sofort abschnitt und bei Seite warf. Diesem ersten Schuße folgten bald andere nach. Der Vorhang war aufgezogen — die große Tragödie von Solferino eröffnet.

Es kann meine Absicht nicht sein, zu den verschiedenen Schilderungen dieser furchtbaren Schlacht jetzt noch eine neue hinzuzufügen, wäre mir auch schon deshalb ganz unmöglich, weil ich an meinen untergeordneten Platz, an mein Zugs-Commando gebunden, nur als ganz unbedeutender Episodist in dem großen historischen Drama mitzuwirken berufen war. Was ich von demselben erwähne, bildet nur die Einleitung zu dem, was ich zu erzählen gedenke.

Unberührt will ich nicht lassen, daß wir uns im Laufe des heißen Tages einige Mal mit den Franzosen, denen wir gegenüberstanden, um das schon erwähnte einzelne Gehöft in erbittertster Weise rauften und sich das: „Heute roth, morgen todt," auch an dem Besitzer des Gehöftes bewährte. Derselbe hatte unseren wohlgemeinten Rath, sich irgendwo sicher zu verbergen oder „nach rückwärts" aus dem Staube zu machen, nicht beachtet und so fanden wir ihn im Hofraume seines kleinen arg beschädigten Besitzes, todt ausgestreckt liegen, unmittelbar neben dem Brunnen, aus welchem er uns Tags zuvor Wasser zugeführt hatte.

Nachdem ich bereits viele Kameraden fallen gesehen, kam auch die Reihe an mich. Obwohl schwer verletzt, war ich doch so glücklich getroffen, daß ich mich ohne fremde Hilfe auf den Verbandplatz verfügen konnte, wohin mich nur ein Kamerad begleitete, unter dessen rechte Achselhöhlung sich zur gleichen Zeit eine französische Kugel eingenistet hatte. Der viel beschäftigte Arzt, der

mir den ersten Verband anlegte, hatte mir wegen Kürze der Procedur einen Aermel, sowohl vom Rock, als auch vom Hemd in der Achselgegend rundweg abgeschnitten. Als ich in dieser derangirten Toilette bald darauf mit mehreren Leidensgefährten auf einem von zwei Ochsen im langsamsten Tempo weiter gezogenen offenen Vorspannswagen nach der nächsten Bahnstation fuhr, entlud sich das historisch gewordene vielbesprochene und vielbeschriebene Unwetter und taufte uns in einer entsetzlichen Weise.

Von Fieberfrost geschüttelt, langte ich auf der Bahnstation an, wo mir, wie vielen Anderen, die mitleidige Frau eines Verpflegsbäckers einen Teller Suppe reichte, den ich nicht um tausend Gulden verkauft hätte. Nach Mitternacht kam ich im Spitale zu Verona an. Als ich daselbst ein Bett gefunden, verfiel ich sofort in tiefsten Schlaf, aus dem ich des Morgens vom Arzte geweckt wurde. Mit frischem Verbande versehen, setzte ich die unterbrochene Conversation mit Morpheus nach lange fort. —

Gestärkt, hielt ich am nächsten Tag eine kleine Umschau in mehreren Zimmern des kolossalen Spitals und entdeckte bei dieser Gelegenheit einen Oberlieutenant, den ich aus früherem Garnisonsleben her gut kannte, ohne eigentlich näher mit ihm bekannt zu sein.

Auf mein Befragen über seine Verwundung erfuhr ich, daß er zwei schwere Verletzungen erhalten, von denen die eine höchst lebensgefährlich war. Bei allebem zeigte er sich durchaus nicht kleinmüthig und äußerte gegen mich: „Ich weiß bestimmt, daß ich nicht aufkommen werde und bin nur froh, daß ich auf dem Felde der Ehre sterbe und mein Leben nicht wie mein Bruder in Folge einer elenden Mystification einbüße."

Und nun theilte mir der Schwerverwundete, dessen Oberkörper übrigens unverletzt war — ungeachtet meines Deprezirens unter Hinweis auf seinen der Ruhe bedürftigen Zustand — Folgendes mit, das ich ihn selbst erzählen lasse:

„Mein älterer und einziger Bruder blieb nach dem Feldzuge 1848, während welchem er beim * Infanterie-Regimente zum Oberlieutenant avancirt war, in Italien in Garnison und wurde mit einer Compagnie in das Städtchen *** detachirt. Unweit des Ortes befand sich auf einer mäßigen, theilweise bewaldeten Anhöhe eine alte, aufgelassene, halb verfallene Kirche von nicht ganz unbedeutender Größe, in welcher es nach dem dortigen Volksmunde „umgehen" sollte. Eines Abends im Gasthause kamen die Officiere des Ortes auf diesen Gegenstand zu sprechen, bei welcher Gelegenheit einer der Herren die Aeußerung machte, daß er sich im Allgemeinen nicht fürchte, aber in der schon durch ihre Lage und äußere Beschaffenheit einen unheimlichen Eindruck ausübenden Kirche nicht allein schlafen möchte. „Ich gleich," entgegnete mein Bruder, welches Wort sofort aufgenommen und zum Gegenstand einer Wette gemacht wurde, die man schon in nächstfolgender Nacht auszutragen, vereinbarte. Zu diesem Ende wurde im Laufe des anderen Tages ein Bett in die verödete Kirche geschafft. Ungefähr um 10 Uhr Nachts begab sich mein Bruder unter Begleitung seiner Kameraden dahin und legte sich, wie gewöhnlich entkleidet, nieder, worauf sich seine Begleiter entfernten. Neben dem Bette stand ein kleines Tischchen und auf diesem befanden sich zwei Kerzen, Zünd-Requisiten und zwei geladene Pistolen.

Nachdem mein Bruder wohl eine Stunde lang gelesen (man hatte von außen denselben genau beobachtet), löschte er beide Kerzen aus, drehte sich im Bette um und entschlief. Seine Gegner hatten die eingegangene Wette längst verloren gegeben, doch wollten sie meinem beherzten Bruder ein wenig ängstigen.

Von einem starken Getöse aus dem ersten Schlafe geschreckt, erhob sich mein

Bruder halb im Bette, zündete Licht an und griff nach einer der beiden Pistolen, denn er bemerkte sofort am anderen Ende der Kirche eine weiße Gestalt. Auf die Frage: „Wer ist da?“ gab die Gestalt keine Antwort, trat aber einige Schritte näher und machte mit einer Hand eine Bewegung, welche unverkennbar ausdrückte, daß sich mein Bruder aus der Kirche entfernen solle. Dieser erwiderte: „Reden, oder ich schieße!“ Da auch hierauf keine Antwort erfolgte, drückte mein Bruder die Pistole auf die Erscheinung ab. Die Gestalt blieb aufrecht stehen und warf eine Bleikugel auf das Bett meines Bruders. Auch dies brachte denselben, wie es schien, nicht aus der Fassung, denn er griff sofort nach der zweiten Pistole und rief erneuert: „Reden, oder ich schieße nochmals!“ Hierauf machte die Gestalt noch einige Schritte gegen meinen Bruder, wodurch sie demselben ziemlich nahe gekommen war, blieb dann stehen und vollführte abermals die energische auf Entfernung deutende Handbewegung. Mein Bruder wiederholte sein: „Reden, oder ich schieße!“ noch einmal und drückte dann, da keine Antwort erfolgte, mit fester Hand die wohlgezielte zweite Pistole ab. Die Gestalt blieb auch nach diesem Schuße am Flecke stehen und eine zweite Kugel flog auf das Bett meines Bruders. Dieser aber fiel lautlos auf das Kissen zurück, um sich nie wieder zu erheben. Ein Schlag hatte ihn getödtet. — Alle Wiederbelebungsversuche waren vergebens. Ich selbst reiste damals nach Italien, um an Ort und Stelle den wahren Sachverhalt zu erfahren. Als Aufklärung muß ich zu dem Erzählten noch hinzufügen, daß man im Einverständnisse mit dem Diener meines Bruders aus den vom Letzteren selbst scharf geladenen Pistolen die Kugeln entfernt hatte. Die nur zu gut durchgeführte Rolle eines Gespenstes, hatte ein Lieutenant übernommen, der in eine lange schwere Krankheit verfiel, aber wieder genesen sein soll.

Meine Mutter, die schon viele Jahre Witwe ist und nur für uns Brüder, ihre einzigen zwei Kinder lebte, weint noch heute bittere Thränen über den Verlust ihres Erstgeborenen. Bald wird sie auch mich in ihre Thränen einbeziehen können.“

Der Erzähler schwieg. Erschöpft von der langen Rede, schloß er die Augen und schien einzuschlummern.

Ich entfernte mich, bis in mein Innerstes ergriffen, leise, um ihn nicht zu stören. Am Nachmittag desselben Tages unterließ ich es, den Schwerkranken zu besuchen, da ich seine Ruhe nicht sobald wieder beeinträchtigen wollte.

Als ich am nächsten Tag in des Kameraden Zimmer trat, entfernte sich eben der Arzt von dessen Bett und ein Krankenwärter zog das Leintuch über sein Gesicht. Ich wußte, was dies zu bedeuten hatte. Der Erzähler von gestern war seinem Bruder nachgegangen, war eingerückt — zur großen Armee.

Steirische Dialektwörter.

Zusatz zu dem Buchstaben A. Von Prof. J. K. Schröer.*)

Der „Heimgarten“ bringt im Februarheft steirische Dialektwörter alpha-

*) Unsere Eröffnung eines steirischen Dialektwörter-Verzeichnisses hat allgemeinen Beifall gefunden, gleichzeitig aber auch bereits eine schöne Folge aufzuweisen. Der rühmlich bekannte Germanist Prof. Schröer in Wien, sendet eine Bereicherung des Buchstaben A und eine wissenschaftliche Erklärung dieses Theiles und läßt uns auf Fortsetzung hoffen. Der Aufbau aus den Sprachdenkmälern der ältesten Zeit muß wohl den Fachgelehrten überlassen bleiben; von Seite des „Heimgarten“ ist es vor Allem auf die Echtheit und Genauigkeit der heutigen Mundart und Aussprache abgesehen. Wenn im Verhältnisse zu dem großen Reichthum hier zu wenig und zu Dürftiges geboten wird, so möge das die enge Beschränkung des Raumes in einem belletristischen Blatte entschuldigen. Wir hoffen ja durch stete Fortsetzungen allmälig jene Vollständigkeit zu erreichen, die heute noch vermißt werden muß, und durch die lehrreichen Erläuterungen unseres verehrten Herrn Mitarbeiters ist guter Erfolg sicher.

betisch aufgezählt und verspricht diese Mittheilung fortzusetzen, womit die Grundlage geschaffen werden soll zu einem steirischen Wörterbuch. — Die Grundlage zu einem steirischen Wörterbuch müßte wohl eine Sammlung des Wortschatzes der steirischen Literatur bilden, der in den Sprachdenkmälern von der ältesten bis in die neueste Zeit enthalten ist. — Wenn ich recht unterrichtet bin, so ist dazu schon ein guter Anfang gemacht. — Damit soll aber der Werth von Sammlungen mundartlicher Ausdrücke aus dem Leben nicht in Abrede gestellt sein. Ich will auch nicht behaupten, daß das Niederschreiben solcher Wörter nur Derjenige wagen dürfe, der sprachphysiologische Studien gemacht hat. Vielleicht ist es gestattet, in dieser Hinsicht in der Form von Zusätzen (mit Hinblick auf das Vorliegende) zu ergänzen, worauf es ankommt, so daß weitere Mittheilungen dadurch nicht unterdrückt, sondern gefördert und dann umso brauchbarere Beiträge zu einem steirischen Wörterbuch würden.

A. Reines a hat die österreichisch-bairische Mundart und so auch die steirische nur dort, wo die Schriftsprache ä oder au, oder ei, ai hat, z. B. in wassern (für wässern), pâm (für Baum), ratzen (für reizen), trâd (für Getreide), hört man reines a. In ganz, kann, Wasser, Abend rc. nähert sich das a in unserer Mundart dem o. — Das a für ai oder ei war früher oa, wie es noch zuweilen gehört wird: oans für eins. Nicolai erzählt in seiner Reise durch Deutschland (1783), eine österreichische Gräfin habe eine bairische Gräfin wegen ihres schlechten Deutsch getadelt. Letztere sagte nämlich: di Koasarinn! „muß haaßen Kaaserinn!" sagte die Oesterreicherin. Jetzt ist in Wien auch Kaaser für Kaiser schon verschwunden, auf dem Lande hört man aber heute noch hin und wieder Koaser.

Nach dem Gesagten wären die ersten zwei Zeilen der steirischen Dialektwörter („Heimgarten", 392) so zu geben: ein, eine, óa; einen, óan, daneben auch, besonders wo die Wörter schnell gesprochen werden; â, ân (reines a): a draißig, ein dreißig, d. i. gegen, an dreißig; an Gschaidn machen, einen Gescheidten machen, gescheit thun.

— à! Im Mittelhochdeutschen wird an laut ausgesprochene Wörter ein langes â angehängt, z. B. hilfâ! wafenâ! — Man will dies â wiederfinden in dem ô, das man noch an Ausrufe anhängt: Kugel—ô! — Bei Rosegger finde ich nun (Gestalten aus dem Volke, S. 48): er will diesem gleich die Hand reichen: Kumah, Natzl!" (Willkommen). — Hier könnte nun ein altes â erhalten sein. — Ich glaube aber nicht recht, daß die Mundart ein solches ah sprechen wird, obwohl in Kärnten und Salzburg die Form pait—a! im Ausruf für warte! vorkommt (Lexer, S. 21.) Obiges Kumah ist wahrscheinlich = willkommen auch!

„aaba, schneelos." Nach dieser Schreibung ist die Aussprache âwa, âwer zu vermuthen. Da aus Tirol, Oesterreich, Kärnten die Form âper, mit hartem p, verzeichnet ist, so wäre zu constatiren, ob und wo man das Wort so weich spricht.*) — Mittelhochdeutsch ist æber, âber, schneefrei, unbedeckt; apricu, allbekannt.

„Aarn, Egge." Eigentlich ist die echte Form âdn, die vollkommen der mittelhochdeutschen diu eide, althochdeutsch egidâ entspricht. Eide ist die hochdeutsche Form, Egge ist niederdeutsch und unseren Mundarten fremd.

„Abachseitn, umgekehrte Seite." — abich, mittelhochdeutsch ebich, verkehrt, ist noch in Mundarten erhal-

*) Ich habe in Steiermark die harte Form âper nirgends gehört. Hier wird es annähernd wie aawa ausgesprochen.
R.

ten. Die âwichi, d. i. abiche für abiche Hand ist noch in Wien zu hören. Ein Schlag mit der âwichen (zusammengezogen âwing) = Backenstreich.

abbeten, eine Krankheit von Jemand durch Beten beseitigen. So gebraucht das Wort Rosegger: müßt euch's (die Krankheit) abbeten lassen (Gestalten aus den Alpen, 2, 15), weil mein Vater — doctert und die Krankheiten abbeten kann. (Daselbst S. 19. — Rosegger's Gestalten aus dem Volke.)

abhin, awi, „obi" (das a ist lang und nähert sich dem o) hinab. Früa von da Morgenröt, spat bis t Sunn awi gêt und ti ganz nacht tahin likst mar in' Sinn. (Rosegger, Geschichten aus Steiermark, S. 122.)

abstiften, uns Grund und Boden wegnehmen, uns davonjagen, unsere Häuser niederreißen und auf dem Boden Waldsamen säen, das heißt abstiften. (Rosegger, In der Einöde.*)

„afli, entzündet, auch: reizbar." — Der afel heißt mittelhochdeutsch und neuhochdeutsch eine eiternde, entzündete Stelle der Haut; äflig, entzündet, reizbar (s. Grimm's Wörterb. 1, 181, 185). — Obiges afli ist mit reinem a zu sprechen. Vor einem Vocal kömmt der Auslaut zur Geltung: an aflichi Haut, eine äflige Haut.

„aft, aftn, hernach, nachdem, da." Das a nähert sich dem o = Aft, aften, dann, ist in der bair.-österr. Mundart weit verbreitet. Bei Rosegger finde ich es (Gestalten aus dem Volke, S. 126): So sai hold mai Schoz, awa sagn teafst as nid. Und wanns d Laid amal wissen, aft mag i ti nid. Die Aussprache ist auch daran ersichtlich, daß Rosegger zuweilen oft schreibt: Wann er oft (dann) sein Stond nit holden hät kina. (Geschichten aus den Alpen, S. 327.)

Agen, die, Spreu, wie mittelhochd. diu agen. Das a nähert sich in der Mundart dem o. „Wenn ihnen so ein vorwitziger Junge eine Hand voll stechender Agen in den Busen streut." (Geschichten aus den Alpen, S. 27.)

alfort, immer, vgl. allfort und allesfort in Grimm's Wörterb. — Die langen alfort zerzausten Haare (Gesch. aus den Alpen, S. 71).

Alm, die, Bergweide. In Kärnten albe, in Gottschee aubn (= alben). Eine Zusammenziehung der Form alben ist alm. Die Form erhält nun einen schwachen Plural almen, in der Mundart alma (das erste a dem o genähert). Das Wort gebraucht Rosegger oft, z. B. (Geschichten aus den Alpen, 29, II, 125): auf tar alma, auf tar alma, ta habma Küa und Kalma.

Almer, der, Alpner. 1) Alpenbewohner, 2) Alpengesang. (Geschichten aus den Alpen, S. 24.) Da sang sie einen Almer (Geschichten aus Steiermark, S. 4.)

Almbub, der, ein unverheirateter Alpenbewohner (Rosegger, Gestalten, S. 170).

Almrausch, der, Rhododendron. Der zweite Theil des Wortes —rausch ist noch unaufgeklärt. Daß —rausch aus —rose entstellt sei, wie auch Grimm's Wörterb. annimmt, ist gewiß falsch. Rosegger schreibt (Geschichten aus den Alpen, S. 27): Alpenrosen; (Gestalten, S. 296): Almrausch.

älmisch, elmisch, ohnmächtig. Rosegger im „Heimgarten", II., S. 252. Die Form des Wortes ist merkwürdig. Es ist direct von alm gebildet, indem in Kärnten doch noch die echte von albe entsprießende Form elbisch (auch mittelhochdeutsch elbisch) in der Bedeutung schwindelig vorkommt.

*) Bezieht sich auf Hörigkeit, Unterthänigkeits-Verhältnisse.

R.

alweil und alleweil, immer (Geschichten aus den Alpen 1, 198. 2, 44.)

alweg und alleweg, immer; daß man alleweg ein blühend Aussehen hat —; ich verstehs allweg noch nicht (Geschichten aus den Alpen, S. 88, 93, 158).

Ameis, die, mundartlich ommassen. Ueber die Ameisenpflege bei den Waldleuten in Steiermark muß manches mitzutheilen sein, das uns Stadtleuten mitunter in Rosegger's Schriften aufstößt und nicht immer ganz klar ist. Da tritt auf: eine Ameisgraber-Lise (Geschichten aus den Alpen, 2, 161, ein alter Ameisenhüter (In der Einöde, S. 266.) Was sind das für Menschen? Wie leben sie? Wie sammeln sie den Waldrauch? In den Geschichten aus den Alpen, 2, 25, habe ich mir auch ein Ameisbad angemerkt. — Ameisenöl kommt vor in Gestalten aus dem Volke S. 20. — Wie wüßte uns Rosegger über alles das zu belehren!

an sein mit Jemand, für: daran sein. Mit der Köchin ist er gut an, die theilt ihm schon einen Löffel Suppe. (Gestalten, S. 27).

„Aichtl, das, kurzes Stück Zeit." Die Aicht, die Weite, ein Eichtel, ein Wenig, ist ein allgemein österreichisch-bairisches Wort (s. Schmeller, 1, 23, Schöpf 101, Lexer 81).

„ameri, neugierig". In Tirol ist noch amer Herzeleid: einen amer nach etwas haben, daher: omerig (Schöpf, S. 12). Im Baierischen finde ich amerig für lüstern (Schmell. 1,75), das dort als Nebenform von jammerig (ahd. âmar, Jammer, daher âmerig und jâmarag) angesehen wird.

„Amerin, Amerling." — Die volle mundartliche Form wird wohl sein: Amering, die Goldammer, mittelhochd. amerinc.

„Ampa, der, Eimer." Mittelhochd. einber, althochd. einpar. Die mundartlichen Formen schwanken zwischen amper und emper als Bezeichnung eines Gefäßes mit Einer Handhabe (der Zuber hat zwei). Als Hohlmaß bedient sich die Mundart hingegen der Form Emmer; an Emmer Wain! = ein Eimer Wein.

„Aß, ein Hautgeschwür. — Das und der Eiß, mittelhochd. eiz für Geschwür, ist bei ältern Schriftstellern auch neuhochd. üblich.

Asen, die, Gestell zum Holztrocknen; mhd. diu âse, in Gottschee aaschen. Bei Rosegger finde ich: Holzasen (Geschichten aus den Alpen 1, 197, 2, 126).

„Auff, der, Eule." — In Auf, Eule, lebt die alte Form, mhd. ûve, Eule, fort. — Was ist wohl zu verstehen unter Auvogel? — Ich hörte einmal den Vers: Wann der Auvogel schreit, is der Tag nimmer weit &c. ist das vielleicht eine Zusammensetzung mit Auf? Aufvogel und bedeutet auch Eule?

„auflahn, aufthauen." — In Wien sagt man auflâhnen für aufthauen; auflahn scheint ursprünglicher. Mittelhochd. lâ, lau, daher lâwen, lauen, schmelzen; dies ist in der Mundart lân, erweitert lânen.

„auskögeln, ausrenken." Kegel heißt der Gelenksknochen; auskegeln, aus dem Gelenk bringen.

„auslexna, Austrocknen eines hölzernen Gefäßes." — Mittelhochd. lechen und lechezen hat dieselbe Bedeutung. Wenn ein Holzgefäß trocken wird und zerfällt, so sagt man: es sei zerlechsnet „zalexnt".

„Auswärts, Frühling. Ein österreichisch-bairischer Ausdruck, der im Allemannischen nicht vorkommt. Nachgebildet scheint das slovenische vigrad, das auch bei den andern slovenischen Völkern nicht vorkommt (s. Grimm's Wörterb. 1, 1011).

„auwazn, ächzen, achweh schreien." — Auwehzen führt Gr. Wtb. aus dem 16. Jahrh. auf.

„**Awachel**, das, Fadenleiter an der Spule des Spinnrades." — Bei Schmeller wird unter wehen, wächeln ein ähnliches Wort: **die Wachal** angeführt, Reif mit durchgezogenen Felberzweigen, der einem ausgestreckten Arme ähnlich an der Sense angebracht wird, um Hafer, Gerste ꝛc. zu mähen. — Das seltene Wort **awachel** habe ich selbst schon in einem Wörterbuch der Heanzenmundart (Frommann's Zeitschr. Die Mundarten, 1859, S. 24) mitgetheilt.

„**Awinga**, der, Bohrer." — Das alte Wort mhd. **nabegêr**, **nebegêr** hat sich in vielfachen Entstellungen erhalten. In Kärnten: **nâbinges**, **nâbiges**, **naibes**, **nâbes** (Lexer, 195). In Tirol: **nâbinger**, **nâbering**, **nâfering** (Schöpf, S. 455). In den Cette comuni: **näuger**, **näbgor**, im ungar. Berglande fand ich **nekber**, in Gottschee: **nâger** (s. mein Wörterbuch der Mundart von Gottschee, S. 183.)

Fortsetzung des Alphabets.

D.

Dachtl (das), leichter Schlag, Ohrfeige, auch: **Detschn** (die).
dafriasn, auch: **dafruisn**, erfrieren.
dagfulgn, einem Andern nachkommen, mit etwas gleich thun.
daglenga, erreichen.
dagwinga, erlangen, gewinnen.
dahobn, etwas fest genug halten.
dahumern, verhungern.
dakema, erschrecken, vor Schreck vergehen.
Dakn (die), übergespannte Wagendecke.
dama, dampfen, ausdünsten.
dameni, viel, die Menge.
damerln, leise klopfen.
damisch, schwindelig, betäubt.
Dampas (der), Rausch.
Da Schiach ongehn, sich fürchten. **Heind kimp a gstraslis Weda, mir geht scha da Schiach on.**
dasi, still, gefügig.
daslunkn, erlogen.
Data (der), Vater (von Kindern gebraucht).
Datl, Greis.
Dausl (die), Daube.
Daundalon, träger Mensch, langsames Gebahren. **Däs is an olda Daundalon**; oder auch: **däs geht in oan Daundalon**, das geht ununterbrochen, langweilig fort.
daweil, einstweilen, indessen, **nit da Weil hobn**, nicht Zeit haben.
daziahn, sich mit Etwas beschmutzen.
deab, unausgebacken, speckig (bei Mehlspeisen) **a deabs Brod**.
Deana, Gerichtsdiener.
Dechtlmechtl (das), Tändelei, Heimlichkeiten, Liebeleien.
Deckl (das), Schöberchen aus Getreidegarben.
demi, schwüll.
dengg, link, **denggisch**, linkisch.
derisch, schwerhörig.
Desn (die), Kübel.
destamirn, estimiren, ehren.
Didl, Benedikt.
dina, drinnen.
dirggln, torkeln.
dirmagln, darben, sich nicht genug zu essen gönnen.
Dirndl, Mädchen.
Doan (das), ein Thun, ein Wirken, auch ein Gehaben. **Hot Der a miaselis Doan.**
Dochtrapfen, die durch das von den Dächern herabrieselnde Wasser entstandene Furchen.
Dodsch (der), unausgebackenes Backwerk, auch ein linkischer, drottlhafter Mensch.
Dofern (die), Taberne, Wirthshaus an der Kirche.
dogazn, zucken, schnaufen.
Dolgert (der), ungeschickter, ungereimter Mensch.
Dolggn (die), eine aus Mehl von gedörrten Birnen bereitete Speise.
Dollpotsch (der), dummer Mensch.
doni, hindan, hinweg. **Toni, geh doni, wan da Toni nit doni geht, so jog ih n Toni doni.**
Dopschädl (der), dummer Mensch.
doscht, dort.
draufgehn, zu Grunde gehen.
draufkema, Etwas erfinden, dahinterkommen.
dresln, schwätzen, auch: verschwenden.
Dreiberl (das), kleine Traube.
Dremel (der), Prügel.
drendln, träge sein, zaudern. **Da drendlt scha wieder Oana daher.**
drentn, drüben.
drenzn, geifern, Speichel aus dem Munde lassen.
Dresterad (das), ausgepreßte Traubenhäute.
driblirn, vieles Zureden und Jemand zu etwas zu vermögen.
Drisln (die), hochaufgespeicherte Wagenfuhr.
Drottl, Cretin.
Drud (die), der Alp, auch Spottname für Jemanden, der in der Nacht im Hause wie ein Gespenst umgeht.
Drutscherl (das), Kosename für ein kleines Mädchen.

Drum (das), ein großes Stück.
Dschopl (der), einfältiger Mensch.
Duddl (das), weibliche Brust.
dudln, jodeln.
Duk (der), Tücke. **Den trau ich nit, der hot an Duk.**
dumeln, sich beeilen. **Dumel dih, Bua, daß d firti wirst.**
dumpa, dämmerig.
duschn, schlagen, krachen.
Dusl (der), kleiner Rausch.
dusln, schlummern.

E.

eahel, drüben, **oai** (ein Nasenlaut), hinüber. **Geh oai, schau, wer eahel is.**
ed, geschmacklos.
ed sein, Heimweh haben.
Egl (die), Mutterschaf.
eh, ohnehin.
ehnta, eher.
Ehrntog, Hochzeitstag.
Eidl (das), **eidln,** das liebkosende Aneinanderlegen der Wangen.
eingsprengt sein, auf Etwas versessen sein.
einmarbeln, eingraviren, in Marmor einmeißeln.
einweda, einjochen der Ochsen.
elmisch, betäubt.
emsla, bald, sogleich. **Er wird emsla kema.**
enk, euch.
enterisch, unheimlich.
entn, drüben, **entholbn,** jenseits.
ents, für: sehr groß. **Däs is an ents Bam.**
eppa, etwa.
etla, einige.
Extrikeit, Absonderlichkeit. **Du host wos an Extrikeit.**

's kaprizirti Diandl.

Gedicht in Grazer Mundart von Franz Freiheim.

In an kloan Dörfel war a Dirn,
Purzunkerl habns es guennt,
War mudlat wir a Plutzerbirn,
Is wir a Hirscherl grennt;
Die Wangerl wir a Rosenblatt
Und d'Augn schwarz wir a Kohln,
I denk, de hätt do Alles ghat (ghabt),
Daß man's hätt liaben solln.

Da Guggenhuaber Franzl wagts,
Die Liab ihr zu erklären,
De Kurzanbundni, aber sagts:
„Aus uns zwoa kann nix werdn!
I hab mit an ganz glatten Gsicht
Am schönsten Mann koa Freud,
Und bis bei Dir da Bart vorsticht,
No da hats lang no Zeit."

Wia däs des Nachbarn Simmerl hört,
Da macht glei er si dran,
Er denkt: I hon an schwarzn Bart,
Bin gwiß da rechti Mann.
Drauf sagt das Diandl aber glei:
„Dei Bart der sticht ma z'viel,
Da Bart is mir nöt oanerlei,
Nit gleichviel, wir i n will."

Glei drauf da hats an Anderer gwagt,
Da Sepp von Gmoawirthshaus,
Hat bei da Dirn glei an si gfragt,
Sei Bart war blond und kraus.
Da sagt d'Purzunkerl: „Geh, fahr ab,
A Blonder könnt ma gfaln!
Wann i vor was an Abscheu hab,
Seins d'Blonden gwiß vor Alln."

Da denkt da Kirchenmichel Hans:
Vielleicht bin i ihr recht,
Schön rothi Haar mit guldnem Glanz,
De stehn grad a net schlecht.
Der aber is da schön angrennt
Wias Diandl eahm erklärt:
„A roths Haar, das wia Feuer brennt,
Däs hat ba mir koan Werth."

Mit einem Bart schön braun und voll,
Traut si da Michel dran,
Er denkt, daß er ihr gfallen soll,
Er steht recht guat eahm an.
Das Diandl aber lacht und sagt:
„Das Braun, däs halt net Foarb,
Mei Muada hats beim Boda gsehn,
Na, sei deßwegn net hoarb!"

Weil alli Farbn ihr recht net waren,
Denkt si da Müller dort:
No, i probirs mit grauen Haaren,
Mei Geld redt a a Wort.
Der aber hat glei müaßen schaun,
Daß gfunden hat er s Thor,
„A graus Haar," sagts, „macht kaa Vatraun,
Kumt a ban Esel vor."

Und weil koa Farb dem Diandl gfalln,
Is s dreißig Jahr alt wordn,
Auf onmal da valiabt sa si
In Oan bis über d'Ohren.
Der aber hat ihr d'Antwort gebn:
„I dank da für dei Liab,
Dei guati Farb hat nach schon gebn,
Und d'Augn sein a schon triab."

Hiazt woaß s Purzunkerl freili gwis,
Daß s Kaprizirtsein schadt,
So lang ma jung und sauber is,
Und no Verehrer hat.

Bücher.

Atlantis. Ein Epos in neun Gesängen von Wilhelm Fischer. (Leipzig, W. Friedrich, 1880.) Eine philosophische Dichtung in des Wortes umfassendster und kühnster Bedeutung. Die allgemeine Entwicklungsgeschichte der Menschheit dargestellt in dem Leben eines einzigen imaginären Volkes und Reiches. Ein an und für sich glücklicher und großartiger Gedanke; und wenn auch zugegeben werden muß, daß derselbe sich hätte durchführen lassen, ohne daß das Allegorische in den Charakteren sich so sehr hervordrängte, und die Gespräche sich so durchaus in seitenlangen, philosophischen Betrachtungen und Erörterungen ergingen, wie es in dem Epos des Herrn Fischer der Fall ist, so muß doch vor Allem dem Gefühle der Ueberraschung Ausdruck gegeben werden, welche das reiche Gedanken- und Gefühlsleben des bisher unbekannten Verfassers auf den Leser hervorbringt. Daneben ist zunächst die Kraft und Farbenglut seiner Schilderungen als specifisch poetisches Merkmal hervorzuheben. Ein gewaltiges Wollen, ein tüchtiges Wissen, ein aller Achtung würdiges Können ist in seinem Werke bethätigt.

Aber nun setze er sich nicht etwa müßig hin und warte auf den Erfolg seines Dichtwerkes bei der Kritik und im großen Publikum — er würde lange warten müssen — sondern er wende sein schönes Talent, rüstig weiter schaffend, an die concrete Wirklichkeit, diesen eigentlichen Gegenstand der Poesie, der von Gedankenelementen zwar innerlich durchdrungen, aber von üppig sprossenden Ranken des abstracten Gedankenlebens nicht äußerlich völlig überwuchert und erstickt sein darf. Dies dem Dichter zur Mahnung, dem Publikum aber den Rath, sich die merkwürdige, umfangreiche, imposante Denker- und Dichterspende vom Grazer Parnaß doch einmal anzusehen!

R. H.

Margarethe von Schweden. Novelle in Versen von Fritz Pichler. (Schleswig, B. Meves. 1880.) Eine zweite neue Spende aus Mur-Athen — gleichfalls in ihrer Art beachtenswerth! Zunächst sollte sie die Recensenten und das Publikum an die „Runen und Reime" wieder erinnern, das noch lange nicht genug gewürdigte epische Liederbuch des Grazer Poeten! — „Margarethe von Schweden" ist ein neuer epischer Sang desselben Dichters, anspruchslos im Ganzen und von mäßigem Umfang, nicht ohne kleine Härten in der Form und kleine Dunkelheiten im Ausdruck und Wendungen, aber auch an vielen Stellen durch den zarten, mildkräftigen Ton des echtdeutschen, mittelalterlichen Helden- und Minnegesangs erquickend. Insbesondere hat der dritte Gesang, der durch ein glücklich gewähltes Metrum von den übrigen sich abhebt, diesen herzgewinnenden Anklang. Ein längeres Gedicht, ganz in diesem Metrum und diesem Tone des dritten Gesanges gehalten, müßte durchschlagen und den Autor berühmt machen.

R. H.

Fünf Bücher des wahren Menschenthums. Ein Hausfreund von Eduard Balzer. (Leipzig, Oscar Eigendorf 1880.) Dieses Werk berührt in klarer Kürze die wissenschaftlichen, so wie die socialen Fragen unserer Zeit, es spricht von den Ursachen unserer Uebel, von den Bedingungen zu unserem Wohle, von den materiellen Bedürfnissen, von der Arbeit und Diätetik des Leibes und der Seele, vom Geistes- und Gemüthsleben des Einzelnen; es spricht von den Geißeln der Menschheit, von Krieg, Krankheit, Pfaffenthum, Luxus u. s. w. und klingt versöhnend mit der Hoffnung aus, daß wir über die Widerwärtigkeiten siegen werden, indem wir über uns selbst siegen. — Es ist ein heller und milder Geist, der aus diesem Buche spricht. Gleichwohl das Buch zu kurz gefaßt ist, um tiefer unterrichten zu können, so wirkt es doch anregend auf den gebildeten Leser und wohl auch erläuternd und leitend auf ein größeres Publikum. — Weniger Günstiges ist von einem anderen für das Volk berechnete Buch „Bibel der Natur." Offenbarungen der fortschreitenden Vernunft, Grundrisse einer neuen Weltanschauung von Adolf Silberstein (Leipzig, P. Eckerlein), zu sagen. Hier wird frisch abgezogener Naturwissenschafts-Extract auf dem Jahrmarkte zum Verkauf ausgeboten, auch Pessimismus in Fläschchen und en gros ist wohlfeil zu haben. Da wird auf die Gassen und Straßen geschrieen: Die Gottheiten sind falsch! Gott ist Menschenwerk! Der Mensch ist nichts! Alle Religionen sind Phantasie! Es gibt keinen Himmel! Es gibt keine Vorsehung! Die christliche Moral ist veraltet! — Vorausgesetzt, man wüßte es, daß es so wäre, so sagt man es doch den Kindern nicht. Wer solche „Wahrheiten" ertragen kann, der muß eine gefestigte, aus gründlicher Bildung hervorgegangene Lebensanschauung inne haben, oder absolute Gemüthslosigkeit muß ihm erlauben, die leichtfertig hingeworfenen Phrasen spielend aufzunehmen und spielend wieder zu vergessen.

Der Bernsteinsucher. Roman von H. Rosenthal-Bonin. Zwei Bände. (Leipzig, Bernhard Schlicke 1880.) Für die Freunde des Romans wüßten wir zu dieser Zeit kaum ein interessanteres Buch zu empfehlen, als das hier genannte. Der Held desselben

ist ein Bernsteinsucher an der Ostsee, der in sich den unwiderstehlichen Drang fühlt, es zu Besserem und Höherem zu bringen und diesem Drange bei einem seltsamen Anlaß sogar seine Ehrlichkeit zum Opfer gibt. Er bringt's zu was, er wird ein illustrer Opernsänger zu Paris, aber die Nemesis folgt ihm nach und ein Mädchen ist es, das ihn befreit. Doch wozu dieser kahle Stamm des Grundthema's! Das zahlreiche Geäste der Nebenepisoden und Umstände mit der fesselnden Darstellung der Bernsteinfischerei, mit der künstlerischen Durchführung der wirkenden Charaktere, das üppige, frische Blatt- und Blüthenwerk des anziehenden Styls — all' das macht Rosenthal-Bonin's neuen Roman originell, spannend und schön. Wir stimmen vollständig überein mit dem, was Hironymus Lorm über diesen Autor sagt: Immer bleibt sein Hauptverdienst die mächtig hervortretende Poesie des Gefundenen oder Erfundenen und die herzgewinnende Gewalt der Charakteristik. In dieser Beziehung darf Hugo Rosenthal-Bonin mit Heinrich von Kleist verglichen werden und sollte dieser Verfasser noch Jugend und Schaffenskraft besitzen, so wird sein Name einst neben denen der gepriesensten Novellisten leuchten.

Gesammelte poetische Werke von Ludwig August Frankl. Drei Bände. — Ludwig August Frankl gehört zu jenen Poeten, welche man mit in erster Reihe nennt, wenn man der poetisch so fruchtbaren und bedeutungsvollen Epoche des „Vormärz" gedenkt; er war nicht blos der intimste Freund, sondern auch einer der talentvollsten Mitstrebenden Anastasius Grün's und Nikolaus Lenau's.

Wie er als Mensch von seltener Vielseitigkeit war und ist, so auch als Dichter. So wird es dem Publikum erfreulich sein, in schöner Ausstattung eine Gesammt-Ausgabe der poetischen Werke Frankl's zu erhalten, welche bisher theils nur in theueren Ausgaben erschienen, theils, weil gänzlich vergriffen, nicht mehr zu haben waren.

Diese Ausgabe bietet zunächst die „Lyrischen Gedichte" in gesichteter Auswahl. Es werden farbenfrische Schilderungen fremden und heimatlichen Landschaftslebens theils als Selbstzweck vorgeführt, theils dazu, um daran sinnige Gleichnißreden zu knüpfen. In dem Abschnitt „Liebe" sind jene Gesänge vereinigt, welche längst ihren Weg in die Anthologien und in die Herzen der Jugend gefunden, während der dritte Abschnitt „Aus der Ferne" den farbenprächtigen Orient, Griechenland, Italien, Asien und Afrika, die der Dichter bereiste, vor uns aufrollt. Ein vierter Abschnitt „Rasten und Sinnen" gibt eine Auswahl aus der contemplativen und philosophischen Lyrik Frankl's und dürfte darunter besonders ein bisher ungedruckter Sonettenkranz berechtigten Beifall finden. Der letzte Abschnitt „Denkmale" und „Scenen" enthält Gedichte, welche der Erinnerung an hervorragende Momente aus der Kunst-, Literatur- und Völkergeschichte geweiht sind.

Hieran schließt sich eine Auswahl aus Frankl's Balladen und Romanzen, die der Geschichte, der Sage und der Legende angehören. Neben der düster-kräftigen Ballade, der sanft ausklingenden Romanze steht die anspruchslos vorgetragene Anekdote, der behaglich ausgemalte Schwank. Frankl verherrlicht gern seine Heimat Oesterreich und erweist sich hiebei als ein ebenso begeisterter, als freisinniger Sänger, als ein deutsch und edel gesinnter Mann und schon darum verdienen diese Werke ihren Platz in der Bibliothek in jeder gebildeten österreichischen und deutschen Familie. Noch reizvoller erweist sich die andere specielle Eigenart Frankl's: er ist der Sänger des Judenthums!

Wenn wir noch des düster-kräftigen Gedichtes „Der Primator" gedenken, in welchem der Dichter ein prächtiges, glutvolles Bild aus der Geschichte jüdisch-christlichen Glaubenshasses hingestellt, so leitet uns dies zugleich am besten zu den Balladen über, die Stoffe aus der jüdischen und arabischen Welt in fast unvergleichlicher Farbenpracht hinstellen. Hingegen führt uns das epische Gedicht „Ein Magyarenkönig" wieder in den Westen, nach Ungarn. „Colombo" und „Don Juan" stehen hoch in dem Urtheil der Literarhistoriker und in der Gunst des Publikums. Was ihnen diese Bedeutung gegeben, ist nicht blos der Wohllaut der südlichen Formen, nicht blos der Farbenglanz der Bilder, nicht blos die Plastik der Gestalten, sondern auch der architektonische schöne Aufbau.

Fritz Mauthner: Vom armen Franischko. Kleine Abenteuer eines Kesselflickers. Bern und Leipzig, Georg Frobeen und Cie. Hat uns der Verfasser der Parodieen „Nach berühmten Mustern" durch sein Talent, mit proteusartiger Zauberfertigkeit sich in allen möglichen Stylformen zu bewegen, unsere Bewunderung abgenöthigt, so zieht er uns hier durch die natürliche Anmuth seiner schlichten Erzählungsweise an. Der kleine Held der „kleinen Abenteuer," — welche wir übrigens eher als Skizzen, Fragmente oder Episoden bezeichnen möchten — ist einer jener slowakischen Drahtbinder, welche alljährlich zu Tausenden die Heimat im nordwestlichen Ungarn verlassen und mit ihrer Draht- und Blechwaare aller Herren Länder durchziehen.

Für welche Klasse von Lesern ist das Buch vom armen Franischko bestimmt? Wir haben den Eindruck, als habe es der Autor ohne alle Rücksicht auf die Bedürfnisse und Herkömmlichkeiten des Büchermarktes aus innerstem Herzensdrange sich selbst zur Lust geschrieben. Vielleicht ist es gerade deshalb für alle erdenklichen Leserkreise geeignet. Der Verfasser hat es seiner Mutter gewidmet; wir empfehlen es allen Leuten von Herz und Gemüth. M. R.

Wir haben die Freunde deutscher Monatsrevuen schon wiederholt aufmerksam gemacht auf die in Gebr. Paetel's Verlag in Berlin erscheinende „**Deutsche Rundschau,**" herausgegeben von Julius Rodenberg. Die letzten zwei Hefte geben speciell Anlaß, auf diese gediegene Schrift hinzuweisen. Zwei Erzählungen: „Der Heilige" von F. Meyer und „Ein Annectirter" von E. Wichert, vertreten den novellistischen Theil. Unter den gehaltvollen Essais nennen wir Birch-Hirschfeld's Aufsatz über den Ursprung der menschlichen Minnensprache und Max Müller's hochinteressanten Vortrag über die individuelle Freiheit, in welch' letzterem zwischen dem englischen und deutschen Erziehungs- und Universitätswesen lehrreiche Parallelen gezogen werden. Geschichtliche, ethnographische, literarische Beiträge von Virchow, Friedländer, Oetker, Gerland, Geffcken, Carriere u. A., bieten in reichem Maße Anregung und Belehrung.

Illustrirte Literaturgeschichte in volksthümlicher Darstellung. Von Otto von Leixner. Leipzig und Berlin, Otto Spamer. Es liegen davon die kürzlich erschienenen Hefte 13—16 vor, deren Inhalt und Ausstattung hinter den früheren Lieferungen in keiner Hinsicht zurückbleiben. Die in der 13. Lieferung behandelten Literaturbilder dürften einerseits durch den dunkeln Hintergrund, den der Verfasser durch anziehende, zum Theil auch drastische Darstellung der Zeitverhältnisse des 17. Jahrhunderts, namentlich der sittlichen Verkommenheit in den höheren Kreisen anschaulich macht, andererseits durch die Biographien damaliger Dichter und Verskünstler wirksam sein. Vom allgemeinsten Interesse ist ferner der Abschnitt über das damalige Theaterwesen, über die ältesten Zeitungen in Deutschland, endlich auch über die Anzeichen eines frischeren und freieren Geistes. In der 14. Lieferung gelangt der erste Band zum Abschluß und der zweite Band beginnt mit dem durch die schweizerischen Literaturförderer Bodmer und Breitinger bewirkten Aufschwunge in den ersten Jahrzehnten des 18. Jahrhunderts. Dann sind die Verdienste Gottsched's, Gellert's, die Dichter Zachariä, Gleim, Uz, sowie die Satiriker und Epigrammatiker Rabener, Lichtwer, Kästner und Andere charakterisirt. Das Hauptinteresse richtet sich aber auf den Abschnitt: „Der Beginn der Empfindsamkeit," speciell auf Klopstock, den ruhmreichen Dichter der „Messiade," welche bis in die Einzelheiten nach Form, Inhalt und Bedeutung gewürdigt ist. Noch weit spannender ist dann das Kapitel über das „Erwachen des nationalen Bewußtseins" gehalten. Ueberall bewährt sich der klare Blick und die warme Hingabe des Verfassers an seine Aufgabe und so steigert sich das Interesse für das schöne Literaturwerk mit jeder neuen Lieferung.

Illustrirte Geschichte der Schrift. Populär-wissenschaftliche Darstellung der Entstehung der Schrift, der Sprache und der Zahlen, sowie der Schriftsysteme aller Völker der Erde. Von Carl Faulmann. Mit 15 Tafeln in Farben- und Tondruck und vielen in den Text gedruckten Schriftzeichen, Schriftproben und Inschriften. A. Hartleben's Verlag, Wien, Pest und Leipzig. Mit dem soeben erschienenen 20. Hefte hat das vorliegende Werk seinen Abschluß gefunden und wir sind nun in der Lage, das ganze Werk zu übersehen.

Bisher ist die Geschichte der Schrift nicht nur von Laien, sondern auch von Fachgelehrten für einfacher gehalten worden, als sich dieselbe nach Faulmann's Untersuchungen darstellt. Man nahm allgemein an, daß die Schrift auf der Nachbildung der Gegenstände beruhe, somit urspüglich eine Wortschrift war, aus der sich allmälich die Silben- und Buchstabenschrift, letztere insbesondere bei den Phöniciern, entwickelte; alle Abweichungen der Zeichen hielt man für das Product der ungeschickten Nachahmung der Entlehner oder der Abschleifung in Folge des häufigen Gebrauches. Wenn das letztere auch von Faulmann zugestanden worden ist, so weigerte sich derselbe doch, die Ungeschicklichkeit als Ursache der Zeichenverschiedenheit anzunehmen, wies vielmehr darauf hin, daß dieselben Zeichen bei verschiedenen Völkern in verschiedener Bedeutung vorkommen, und unternahm es, den Ursachen dieser Verschiedenheit nachzuspüren. Diesen Untersuchungen verdankt der erste Theil des Werkes, der von den Runen handelt, seine Entstehung, aber auch bei den übrigen Alphabeten hat es Faulmann, unterstützt durch eine ungewöhnliche Belesenheit, Cultur- und Sprachkenntniß, sowie durch einen erstaunlichen Scharfsinn, unternommen, die Grundbedeutung der Zeichen und Zeichennamen zu erforschen, und er ist dabei zu dem kaum mehr anfechtbaren Resultat gekommen, daß die Lautzeichen ursprünglich zugleich Zeit- und Zahlzeichen waren, mit den Wurzeln der Sprache

unmittelbar zusammenhängen und daß hiemit auch die feste Ordnung der Alphabete in Verbindung steht. Faulmann führt daher die Entstehung der Schrift in eine uralte Vorzeit zurück, in welchen Zeiten, Laut und Begriff identisch waren, so daß die zahlreichen Schriftbilder der Aegypter und Chinesen aus derselben Wurzel sprossen, aus der sich die Runen und die Alphabete entwickelten. Wir können hier auf diese Frage nicht eingehen und weisen darauf hin, daß Faulmann die 16 Runen ebenso auf zwei Ur-Runen zurückführt, wie er die ägyptischen Lautzeichen aus dem Begriffe eins, zwei, drei entwickelt, und während er die 16 Runen als die Bestandtheile eines uralten Kalenders erklärt, und auch die abessynischen wie die phönicischen, griechischen und slavischen Zeichen als die Zeichen der 22 respective 24 Tagesstunden nachweist.

Diese Untersuchungen werden in einer höchst interessanten, populär-wissenschaftlichen Weise geführt, welche den Leser in eine bisher unverstandene Symbolik einweiht und nebenbei den Sinn so mancher Sagen enthüllt, über welche sich die besten Denker bisher fruchtlos die Köpfe zerbrochen haben. In dieser Beziehung ist das vorliegende Werk bahnbrechend und epochemachend für das Gebiet der Alterthumskunde und die bisher landläufigen Begriffe über alte und neue unwissende Völker in einer Weise corrigirt, welche nur wünschen läßt, daß die neu aufgefundenen Spuren weiter verfolgt werden mögen.

Im zweiten Theile, welcher die Schriftsysteme aller Völker der Erde enthält, treten diese Untersuchungen vor der Masse des Stoffes, den die verschiedenen Schriftarten bieten, mehr in den Hintergrund, doch läßt der Verfasser sie nie aus den Augen und ist stets bemüht, auf die verborgenen Fäden hinzuweisen, welche die Cultur der einzelnen Völker verbinden. Bewundernswerth ist hier die erstaunliche Kenntniß der verschiedenen Schriftformen, welche der Verfasser entwickelt. Aus hunderten von gelehrten Werken und zerstreuten Aufsätzen sind die Proben der ältesten Inschriften, der Uebergangsepochen und der gangbaren Schriften der Neuzeit gesammelt, und nicht nur Bilder für die müßige Neugier treten hier vor das Auge, sondern die Umschrift, Erklärung und Uebersetzung der Schriftproben machen den Leser auch mit allen Einzelnheiten der Schrift und Sprache bekannt. Alle Mittel der typographischen Technik mußten aufgeboten werden, diese Schriftproben herzustellen; die Tafeln bringen in Farben und Golddruck Meisterwerke der Kalligraphie der verschiedenen Völker, die an Reichhaltigkeit unübertroffenen Typen der k. k. Staatsdruckerei reichten nicht aus, die Schriftproben im Text herzustellen; es wurde auch die Lithographie und die Hochätzung, selbst die Photographie zu Hilfe genommen; letztere insbesonders, um Proben seltener Incunabeln-Drucke zu liefern.

Der Carneval in Venedig. Novelle von Carl Heigel. (Hallberger, Stuttgart.) Die neueste Novelle C. Heigel's bietet, insbesondere dadurch eigenthümlichen Reiz, daß die Localfarbe meisterhaft getroffen und festgehalten ist. Es spiegelt sich darin der ganze Zauber der Lagunenstadt mit ihrem unvergleichlichen Maskenfestplatz, den nachtstillen, mondbeglänzten Kanälen, dem einsamen, wellenumrauschten Lido. Die Menschen und die sie umgebende Natur sind in jene harmonische Verbindung gebracht, die den schönsten Reiz des echten Kunstwerkes bildet. Es sind lauter individuelle Charakterbilder, realistisch, aber nicht nach der derben Weise der Naturalisten gemalt. Die Grazie der Form, die Heigel's Erzählungen auszeichnet, wird man auch hier nicht vermissen.

Wenn Frauen hassen. Roman von Fr. Henkel. Zwei Bände. (Hallberger, Stuttgart.) Mit viel Lebenswahrheit, die nur aus reichen Lebenserfahrungen und Menschenkenntniß entspringen konnte, zeigt der Verfasser, wie weit ein Frauenherz in seiner Leidenschaft, in seinem Haß gehen kann, um zuletzt vor den verzweifeltsten Mitteln nicht mehr zurückzuschrecken. Neben den düsteren Seelenmalereien hebt sich wohlthätig die sanfte, reine Gestalt der Heldin Marie ab, um so wirksamer, als sie mit ihrer nächsten Umgebung den einzigen Lichtpunkt des Gemäldes bildet. „Wenn Frauen hassen“ ist ein psychologisch ungemein fesselndes Buch und nebenbei so interessant geschrieben, daß Jeder dem Verfasser mit Spannung bis zum Schlusse folgen wird.

Populäre Entwicklungsgeschichte der Welt von Karl August Specht. Zweite sehr vermehrte und verbesserte Auflage. (Gotha, Wallberg'sche Verlagshandlung, 1880.) Der durch seine freisinnigen Schriften vortheilhaft bekannte Verfasser zeigt in sehr einleuchtender Weise, wie ein großes Entwickelungsgesetz das ganze Weltall beherrscht und führt uns an der Hand der astronomischen Forschung, sowohl in die nebelgraue Vergangenheit als in die fernste Zukunft unseres Sonnensystems. Alle aufgeklärten und denkenden Menschen werden das Buch mit großem Interesse lesen und dem Verfasser für seine Mühe, das höchste Problem des menschlichen Forschergeistes auch dem Laien verständlich vorgeführt zu haben, aufrichtig Dank wissen.

Für das reisende Publikum: **W. William's Original-Kurskarte von Mittel-Europa.** (Geographisches Institut, Antwerpen.) Die Karte ist nach ganz neuem Principe bearbeitet; die Einrichtung ist das Resultat eingehender Versuche. Alle Eisenbahnverbindungen wurden durch rothe, die Postrouten durch gelbe und die Fluß- und See-Dampfer durch blaue Linien dargestellt und die Hauptverbindungen verstärkt hervorgehoben. Die Postenlinien stehen erst in zweiter Linie der Wichtigkeit und wurden zweckentsprechend mit lichter Farbe eingedruckt; ein dunkler Ton würde die Uebersichtlichkeit der Eisenbahnverbindungen aufgehoben haben.

Tymian, Thiermärchen für sinnige Leser von K. Trebitz. (Wolfenbüttel, Julius Zwißler.) Wir möchten manche dieser sinnigen Erzählungen „Novellen aus dem „Thierreiche" nennen und wäre damit nicht zu viel gesagt. Wir haben da interessante Darstellungen aus dem Natur- und Seelenleben der Elster, des Eichhörnchens, des Kukuk, der Schildkröte, des Wieselchens u. s. w. die zu näherem Studium des Thierlebens anregen.

Ferner dem „Heimgarten" zugegangen:

Lord Lucifer. Lustspiel in fünf Aufzügen von Robert Hamerling. (Hamburg, Verlag von J. F. Richter, 1880.)

Frühlingsnächte in Salamanca. Von Johannes Nordmann. Dritte Auflage. (Wien, Julius Klinkhardt, 1880.)

Hallberger's Illustrated-Magazine, gegründet von F. Freiligrath. 1880, Nr. 2. (Stuttgart, E. Hallberger.)

Sieben Jahre in Süd-Afrika. Erlebnisse, Forschungen und Jagden auf meinen Reisen von den Diamantenfeldern zum Zambesi (1872—1879). Von Dr. Emil Holub. Mit mehreren hundert Original-Illustrationen und vier Karten. Lieferung 1. (Wien, Alfred Hölder, k. k. Hof- und Universitätsbuchhandlung.)

Postkarten des Heimgarten:

Herrn F. M., Graz: Wir sind ganz Ihrer Meinung, daß die „Ballgespräche" von R. H. im vorigen Hefte nicht eine „spielende Träumerei" im Gegensatze zu ernsten Arbeiten desselben Autors seien und daß dieser dabei, wie bei Allem, was er für den „Heimgarten" schreibt, seine volle und beste Kraft eingesetzt habe. Aus seinem eigenen Munde haben wir die Versicherung: Was ich schreibe, kann gut oder schlecht, gelungen oder mißlungen sein, **niemals** aber ist es das flüchtige, leichtfertige Erzeugniß einer „müßigen Stunde".

Ernst, Linz: Angenommen.

Znaim: Gerne, wenn es nicht verpönnt wäre. Leider ist die Entwicklungstheorie bereits zum Dogma geworden.

J. M. C., Wien: Für diesen Winter verspätet. Hoffentlich im nächsten.

Th. Z., Nürnberg: Ja wohl, auch hierin wäre von den Alten zu lernen; sie kannten die „Höflichkeit" nicht, so konnten sie auch nicht „grob" sein, sie waren urban. Lessing sagt: Der Neidische, der Hämische, der Rangsüchtige, der Verhetzer sei der wahre Grobian. Derbheit ist was Anderes, Goethe räth die Derbheit und Rücksichtslosigkeit an, wo sich's um's Recht handelt. Die feinste Höflichkeit ist mitunter die gröbste Falschheit.

W. Heinz, Berlin: Sagen Sie, was Sie wollen, was man aus der Natur wegwünscht, das soll man in der Kunst nicht wiederfinden.

M. M., Göttingen: Theilen Ihre Meinung. Die Vorlesungen auf Universitäten sind nur nützlich, wenn sie lehren, wie man sich selbst belehren solle, wenn sie anfeuern, zum Selbststudium anregen, wenn sie eigene Erfahrung mittheilen, wenn sie mit einem Worte weniger den Charakter eines Schaufensters, als einer Werkstatt haben. Indeß sind Ihre Ausfälle zu heftig, als daß sie wirken könnten.

Budapest × ×: Auf Ihr Verlangen nach einer Charakteristik des Nihilismus antworten wir das Folgende: Nehmen Sie die Erde, den Staat und die Kirche, die Könige und Gott und spucken Sie darauf, so haben Sie den Nihilismus.

Prof. A. P., Klosterneuburg: Persönlich ganz Ihrer Meinung. Jedoch bewußter, uns von anonymem Verfasser eingesandter Artikel erzählt einen Vorgang, den heute Hunderttausende von Menschen durchmachen müssen, der leider nicht widerlegt werden kann und der viel zu wichtig ist, als daß man ihn ignoriren dürfte. Wohl ist der Gegenstand viel zu ernst, um satyrisch behandelt zu werden; der Aufsatz schien uns aber beseelt vom Drange nach Wahrheit und Idealem, darum glaubten wir ihn nicht zurückweisen zu dürfen.

Druck von Leykam-Josefsthal in Graz. — Für die Redaction verantwortlich P. K. Rosegger.

Heft 7. April 1880. IV. Jahrg.

Wie ich zu einer Frau kam.

Nach Fritz Reuter aus dem Plattdeutschen übersetzt von P. K. Rosegger.*)

Ich wär richtig mit der Weil ein alter Junggesell worden, wär in der Welt herumgeschupst worden, da her, dort hin, hätt meinen Kopf immereinmal auf ein weich Pölsterl gelegt und immereinmal auf ein Strohbündel. Aber halt, wie ich älter werd, da gefallt mir das Strohbündel lang nit mehr so gut, wie in meinen Zwanziger-Jahren. Wer in seinen Kinderjahren gern gelbe Wurzeln ißt, wird derohalb in seinen alten Tagen das Gansbratl nit verschmahn. — Na, die Leut sagen: „heiraten" und ich sag: „bedenken" und schleich um den heiligen Ehestand herum, wie der Fuchs um den Hühnerstall und denk: Haben möcht ich halt doch Eine! Hinein kommst nach und nach auch, aber, wenn du einmal aufpackt hast — kommst auch wieder heraus? — Wann ich nachher wieder auf den Hirschenwirth sein ewigs Schweins- und Hammelbratel denk und wie's in meiner Stuben ausschaut, grad wie in der lieben Gotteswelt vor dem ersten Schö-

*) Von uns Aelplern kriegen die norddeutschen Landsleute so viele Bauerngeschichten zu hören, daß wir wohl einmal eine Gegengabe verlangen dürfen. Und um eine solche sind sie wahrhaftig nicht verlegen, ja sie haben in dieser Sorte an ihrem Fritz Reuter wohl das Beste aufzuweisen, was die Dorfgeschichten-Literatur je hervorgebracht hat. Nur glauben wir Süddeutsche ihr Plattdeutsch nicht verstehen zu können. Gegen eine Uebertragung der Reuter'schen Schriften in's Hochdeutsche spricht erstens der Herr Verleger und zweitens die mundartliche Dichtung selbst, die in der Allerweltssprache an ihrer Wahrheit und Ursprünglichkeit nur verlieren könnte. Ich habe den Versuch gemacht, ein paar kleine Geschichten Reuter's in den steirischen Dialekt zu übersetzen und gefunden, daß die volksthümliche Eigenart dadurch gewahrt blieb. Indeß hat die steirische Mundart keine größere Ausdehnung, als die mecklenburgische; sie wird wohl in allen deutschen Alpenländern verstanden, wie ihre Charakteristik ja durch Nieder-, Oberösterreich, Salzburg, Kärnten und Tirol geht und sich enge an das Allemanische schließt; aber die für das Hochdeutsche geschulten Augen des Lesers sind

pfungstag, und wann mir gar noch dabei so ein sakermentischer Knopf abspringt, da sag ich: „heiraten“ und sagen die dummen Leut wieder: „bedenken!“ — So sitz ich halt nachher da zwischen Baum und Borken und die Jahr fangen an und wachsen mir groß über den Kopf.

Na, so steh ich einmal beim Ofen und hab meine Tabakspfeifen angesteckt und guck in's Wetter. Der Schnee flammelt vom Himmel herab, draußen ist's gar still, kein Wagen zu hören, nur von Weitem klingelt ein Schlitten und mir wird recht einsam, und dazu ist der heilige Christabend.

Wie ich so dasteh und verloren durch's Fenster schau, schiebt mein Nachbar Leiten-Schuster einen Handschlitten voll Holz vor seine Thür, das er sich im Stadtschachen zusammengesucht hat und obenauf liegt ein grüner Tannenwipfel.

„Na, schieb an!“ sag ich, „soll Er mir das andere Paar Stiefel machen und geht Holzklauben! Hühneraugen hat er mir angeschustert, na, bei Dem laß ich nimmer arbeiten.“ — So steh ich eine Weil und gruselt mich durch alle Glieder und über den Buckel und ich sag zu mir: „Natürlich,“ sag ich, „einen Schnupfen, einen tüchtigen Schnupfen! Und wesweg nicht? Die Stiefel sind auseinand und mit der Woll, die ich der Frau Bütowin geben hab, stopft sie ihre eigenen Strümpf und meine haben keinen Boden. Alles in der Welt geht natürlich zu.“ — So steh ich, bis es duster wird und wie ich Licht anzünden will, kann ich kein Feuerzeug finden und wie ich's find, will die Ampel nit brennen: Die Frau Bütowin hat den Docht nit putzt und wie ich das Ding kümmerlich im Zug hab, geht's mir nochmals vor meiner Nasen aus; die Frau Bütowin hat kein Oel draufgossen. In solchen Umständen ist es schön, wenn gleich Einer zur Hand ist, den man tüchtig ausschelten kann; ich hab aber Keinen zur Hand gehabt — was soll ich anfangen? Ich guck wieder durch's Fenster.

Bei den Schusterleuten war es hell geworden und in der Stuben war ein lustig Leben und Jauchzen: aber sehen hab ich's nicht können, es waren die Fürhäng herunter.

Na, guck den Schuster, sag ich, ordentliche Fürhäng, das! Ich hab keine Fürhäng, die Frau Bütowin kann nicht damit umgehen. Die erste Zeit hat sie mir sie einmal anbunden, da war unten nichts und oben nichts und wie mich die Leut fragen, ob ich an meinen Fenster Kinderhemdlein trocknen thät, da hab ich sie herabgerissen. Natürlich hab ich mich drauf wieder über den Schuster geärgert: Der Kerl macht mir meine Stiefel nicht und will leben wie ein Graf und ich sitz da im Dustern und hab keine Fürhäng, hingegen einen Schnupfen im Leib. Ich mach mich auf, geh über die Straßen und denk: Wart, sollst dem Kerl doch ein wenig was anthun!

Wie ich in die Stuben komm, steht ein Tannenbaum auf dem Tisch, Lichter dran und dem Schuster sein

---

der Schreibart des eigenen, vaterländischen Dialekts ungewohnt. Was bleibt mir denn übrig, als einmal ein Stück von Fritz Reuter (den ich meinen Lesern gar so gerne näher bringen möchte) möglichst mundgerecht zu machen!

Das habe ich denn mit der vorstehenden Geschichte versucht; sie hält die Mitte ein zwischen Volksdialekt und Hochdeutsch; ich wollte damit erreichen, daß sie allgemein lesbar und verständlich sei und doch von der Ursprünglichkeit des Originals so wenig als möglich einbüße. Inwiefern mir das gelungen, mögen Sachkenner entscheiden. Jedenfalls, glaube ich, wird diese Erzählung des norddeutschen Humoristen vermögen, den Werth Fritz Reuter's für Solche anzudeuten, die ihn noch nicht kennen; dann mögen diese nur muthig nach dem Plattdeutschen greifen, in welches sie sich rascher als vermuthet worden, hineinlesen werden. Die großen Werke Reuter's: „Ut mine Stromtid“, „Ut mine Festungstid“, „Ut de Franzosentid“, „Kein Hüsung“ u. s. w. werden ihr reicher Lohn sein.

kleiner Karl und Christl haben Flöten und Trompeten und machen Musik dazu und das Jauchzen und Kreischen besorgt dem Schuster sein kleines Mariel, das mit den Händen nach den Lichtern tastet und mit den Beinen auf der Mutter ihrem Schooß strampfelt. Die Schusterin hat das Spinnrad zur Seiten gestellt, eine reine Schürze umbunden, das Sonntagstuch umgeschlagen und hat ein Sonntagsgesicht aufgesetzt, lacht die Kinder an und wischt dem kleinen Mariel den Mund ab, wenn die Kleine mit den Lebzelten allzuviel drau herumfahrt. Der Schuster hat sein Schurzfell über die Werkstatt deckt, hat seine Hauspatschen angesteckt und sitzt jetzt mit seiner langen Pfeifen auf dem Schusterstuhl und spendirt sich einen Krug Bier.

Jetzt, da kann Euch doch Keiner mit Schelten in's Haus fallen. Ich sag also blos: „Guten Abend!“ und daß ich doch einmal nachschauen wollt, was diese Lust zu bedeuten hätt. Na, so ist mir gleich Alles gezeigt worden, die Pfeffernüssen und Aepfel, die bunten Bohnenkränz und die Hagebuttenkränz, die sieben Semmelpuppen und einen, den Zuckerhusaren, der ganz oben im Tannenbaum hängt.

„Ist vielgesuchte Waar,“ sagt der Schuster, „drei Jahr haben wir sie nu glücklich durchbracht bis auf den Schwanz vom Husaren sein Pferd, den hat der Christl einmal abbissen. — Ja Dich mein ich!“ setzt er dazu und droht dem Jungen mit dem Finger.

Ich will doch nit von ihm mit meiner Arbeit weggehn, sag ich zu mir und mir ist ganz erträglich zu Muth, gleichwohl ich meinen niederträchtigen Kopfwehtag hab. Wie mir aber der Leitenschuster das Haupt- und Tafelstück weisen und ausbeuten thät, es war Adam und Eva vor dem Sündenfall schön in Semmelteig ausgeknetet und mit Eiern und Safran gelb angemalt, und als die zwei kleinen Leitenschusterleins sich links und rechts an unsere ehrwürdigen Stammeltern hinstellen und zu blasen und trompeten anheben — da wird mir doch gerade so zu Muth, als wenn der alte Radmacher Langlaus mir mit seinem stumpfen Handbohrer in den Kopf hineinbohren thät, daß Alles pfeift und knirscht und mich dabei fragt, ob das nicht schön wär? Der Schuster mag mir's wohl ansehen, denn wie mich seine beiden Cherubine richtig aus seinem Paradies hinaustrompetet haben, geht er mit mir hinüber, will mir Licht anmachen und fragt, wo ich die Schwefelhölzer hätt?

„Haben thu ich Alles,“ sag ich, „aber unser Herrgott und die Frau Bülowin weiß, wo es zu finden ist.“

Der Schuster hilft mir noch aus den Stiefeln und sagt: „Nasse Füß! Und ich habe Ihm die andern Stiefel nicht fertig gemacht.“ Hilft mir in's Bett und sagt: „Wart, meine Frau soll herüber kommen und Ihm Thee machen.“

Das ist denn auch geschehen, aber was in den nächsten vierzehn Tagen mit mir vorgegangen, davon weiß ich nicht viel zu erzählen.

Ich bin in einem schweren Traum gelegen; mir ist vorgekommen, als wie wenn meine ganze Stuben voll Tannenbäum brennen und leuchten thät und an jedem hing ein wunderschöner Semmelkuchen mit Adam und Eva und das ganze Paradies, und wenn ich drauf losgeh und die Hand darnach ausstreck, dann hab ich einen zerrissenen Stiefel in der Hand und einen Strumpf ohne Boden und der Christl und der Karl stehn dazwischen mit der Heiligen-Christbescheerung und flöten und blasen, daß es mir durch den Kopf surrt und girrt und die tausend Lichter tanzen vor meinen Augen und wenn ich ruf: Laßt mich doch, laßt mich doch in Ruh, ich will ja doch wieder bei eurem Vater machen lassen! Und ich reck die Händ wieder nach dem schönen Semmelstritzel aus, so treiben sie mich wieder zurück und trompeten mir in die Ohren:

Stiefelmachen, Stiefelmachen!
Hat Er was zu Stiefelmachen,
Für so 'n alten Junggesellen
Soll kein Weihnachtslust mehr gellen.

Darauf hebt der alte, rothglasirte Topf, der mir über Häupten steht, über sein ganzes, breites Gesicht zu lachen an und in der Stuben laufen lauter zerrissene Stiefel und strecken die Zungen heraus, und der Leitenschuster fangt einen nach dem andern ab und faßt sie an einen Strick zusammen und hängt sie an's Fenster anstatt der Fürhäng. Zu meinen Füßen thun zwei Männer ungeschlacht Holz schneiden; der Eine sägt feines Kaffeeholz, der Andere schneidet eichene Knorren, und wenn Kaffeeholz gesägt wird, so tanzt der Frau Bütowin ihre Nachtmützen vor meinen Augen auf und nieder, immer auf und nieder, und wenn die eichenen Knorren geschnitten werden, da stehts mir vor den Augen, wie eine große Erdbeer im grünen Schachen, und wenn ich genauer guck, so ist's meinem Vetter Mathias seine rothe Nase, die lugt aus meinem grünen Fußsack heraus.

Na, einmal des Nachts, als wieder stark in eichenen Knorren gearbeitet wird, da ist mir gerad so, als thät ich aus dem Dustern in's Helle kommen; ich greif um mich, wo ich bin — ich lieg im Bett, die Nachtampel brennt matt und im Lehnstuhl mit den großen Polsterbacken liegt mein Vetter Mathias, wirklich bis unter der Nasen in meinem grünen Fußsack und schnarcht ganz fürchterlich.

„Vetter Mathias!" ruf ich, „wo ist der Leitenschuster?"

„Junge," sagt mein Vetter, denn er nennt mich immer noch Junge, ungefähr mit eben so viel Recht, als der alte Nachbar Hamann seine zwei zweiundzwanzigjährigen Rösser immer noch die Füllen heißt, „Junge, fangst Du mir schon wieder an? Was hast Du denn gleichweg mit dem Leitenschuster? der Mann, der thut Dir nichts."

„Vetter," sag ich, als er sich wieder schön zurecht legt, um das Säggeschäft weiter zu besorgen, „ist das wahr oder hat mir träumt, haben wir alte Junggesellen keinen Theil am Tannenbaum?"

„Dummer Bursch, Du," sagt der Vetter Mathias, „lieg still!"

„Bin wohl recht krank gewest?" frag ich.

„Das weiß Gott," sagt mein Vetter und kriecht aus dem Fußsack und nimmt das Licht und leuchtet mir in die Augen. „Aber wahrhaftig! wahrhaftig! Ich glaub, nun bist Du durch, mein kleiner Kerl", und dabei streichelt er mich, „Du schaust schon wieder anders aus. Kennst Du mich wohl auch? Deinen Vetter? und daß das meine Nasen ist und keine Erdbeer? Und willst das Erdbeerbrocken endlich einmal sein lassen? Bist mir die vorig Nacht zweimal arg in's Gesicht gefahren, als ich ein bissel eindufelt bin!"

Ich versprach, mich nun besser zu schicken, werde ich doch wieder vernünftig.

Und so ist's auch gewesen. Die Krankheit geht zu End, aber meine Noth geht jetzt erst an. Ich bin so mürb und so gliederweich, daß ich mich nit rühren kann und wenn ich die Augen aufschlag, so steht die Frau Bütowin vor mir und hat den rothglasirten Topf in der einen Hand und den Löffel in der andern, und füttert und pfropft mich mit der Krankensuppe — die ist schier so steif wie Buchbinderkleister und schmeckt auch so — und sagt: „Essen S'! Essen S' doch! Wenn S' nit essen, so werden S' nit g'sund." Und zu all' dieser Qual macht das alte, gutmüthige Gestell zu ihrem Kleistertopf noch so ein mitleidig Gesicht, daß ich schlucken muß, ich mag wollen oder nicht.

Jedes Ding hat ein End und eine Wurst hat zwei. Ich komm aus dem Bett und sitz stundenlang mit meinem Vetter Mathias zusammen und verzählen uns was. „Vetter," sag ich

einmal, denn mir liegt der Traum vom Tannenbaum und den alten Junggesellen noch im Kopf, „Vetter, wir hätten eigentlich allbeid freien sollen."

„Dummer Jung," sagt mein Vetter, „meinst Du, daß ich als österreichischer Wachtmeister von anno Dreizehn in kaiserlich-königlichen Staaten eine kleine ungarische Husarenzucht anlegen hätt sollen?"

„Das nicht," sag ich, „ich red auch eigentlich nur von mir. Schau einmal, ich meine so: wenn ich eine Frau hätt, das heißt, eine ordentliche Frau und eine gute Frau, eine — kleine, kleine Frau und Du ziehst nachher zu uns..."

„Und soll Kinder warten? Dank vielmal."

„So ist das nit gemeint," sag ich, „aber — freien thu ich, denn der Frau Bütowin ihre Pfleg in der letzten Krankheit..."

„Mich deucht," fallt er mir drein, „Du bist gut genug pflegt worden; ich selber..."

„So red ich nit!" sag ich, „Du hast Dein Möglichstes than; aber eine Frau.."

„Bist leicht einer Gewissen auf der Spur?" fragt mein Vetter.

„Wissen thu ich Eine," sag ich.

„Und will sie auch wohl?" fragt er.

„Das weiß ich noch nit," sag ich.

„Ist wohl recht eine Saubere?" fragt er und blinzelt mit dem Aug.

„Das nit," sag ich.

„Nachher ist sie sicher lang aus den Soldatenjahren draußen?" fragt er und blinzelt wieder.

„Auch das nit," sag ich, „kannst sie ja einmal anschauen — ich kann leider Gottes nit mit, sie geht alle Tag draußen vor dem Thor gegen die Mühl hin spazieren, so zwischen drei und vier, und verfehlen kannst sie nit, sie ist just die Hübscheste von Allen, die da draußen umgehen."

„Natürlich," sagt mein Vetter.

„Und hat eine Trobbel am Mantel und einen kleinen Buben an der Hand," setz ich dazu.

„Heiratest das Kind mit?" fragt mein Vetter.

„Was fallt Dir ein!" begehr ich auf, „ihr Schwesterkind."

„Gott bewahr uns!" sagt mein Vetter, „erhitz Dich doch nit. Was weiß ich davon. Meinetwegen kann sie ja eine Wittin (Wittwe) sein. Na, anschauen will ich sie mir einmal." Und geht davon.

Drauf Nachmittags, so gegen fünf kommt er wieder, stopft sich eine Pfeifen an, setzt sich zu mir und sagt gar nichts. Wir rauchen denn allzwei wie Backöfen. Aber ich bin halt doch zu neugierig, steh auf und stell mich so, daß er mir mit seinem fortweg blinzelnden Gesicht nit in's Aug schauen kann und frag: „Bist Du vor dem Thor gewest?"

„Das bin ich," sagt er.

„Nun?" frag ich.

„Ja," sagt er.

„Hast sie gesehen?" frag ich.

„Hab sie gesehen," sagt er, „und hab auch mit ihr geredet."

„Packt Dich der Kukuk!" sag ich und dreh mich um. „Was hast mit ihr zu reden? Ich selber hab noch nit einmal mit ihr geredet."

„Eben drum," sagt er; „Einer von uns muß ja doch anfangen und ich werde doch wohl mit meinem Schwestersohn seiner Braut reden dürfen!"

„So weit sind wir noch lang nit," sag ich.

„Was nit ist, das kann werden," sagt er und setzt sich in seinem Lehnstuhl fest zurück und streckt die Beine aus, als: Siehst mich wohl! „Ich will Dir was erzählen," sagt er, „wie ich so den Weg dahergeh, geht sie hinter mir; ich stell mich hin und guck sie an, sie hat einen kleinen Buben an der Hand; die Trobbel kann ich nit sehen, weil sie am Buckel hängt."

„Ich kann mir's denken," sag ich, „Du hast sie gewiß recht finster angeschaut."

„Wenn ich was anschauen will, so reiß ich auch die Augen auf," sagt

mein Vetter, „und das hab ich gethan und sie schlagt ihre Augen nieder mit so einem Zug, als wie wann sie auf die Nacht ihre Fürhäng vor der Bettstatt zusammen ziehen wollt, und wie sie vorbei ist, seh ich auch die Trobdel."

„Du magst sie schön angeschaut haben," sag ich.

„Das hab ich, aber das dickste End kommt noch nach."

„Na, hat sie Dir gefallen?" frag ich.

„Ih ja, sie hat mehrere Tugenden an sich, die mir passen. Erstens hat sie nit viel um den Kopf gefliedert und zweitens kehrt sie mit ihrem Kleid die Straßen nit und das sind ein paar Tugenden, mein Sohn, die führen mehr in den Mund, als Einer gewöhnlich denkt; denn Die so viel auf dem Kopf haben, haben zumeist nit viel drinnen und die mit den langen Kleidern haben alle krumme Beine, oder, was noch schlimmer ist, ihr Fußzeug ist nit in Schick. Mein Sohn, bei Frauenzimmern und bei Rössern mußt Du immer zuerst nach den Beinen gucken; ist das Gehwerk in Ordnung und wie sie die Füße setzt, und ist das Fußzeug proper, dann kannst Du auf Fleiß, Ordnung und Reinlichkeit rechnen."

„Also, Du meinst?" frag ich.

„Ich mein gar nichts," fällt er mir drein. „Laß mich erst erzählen, was mir wieder passirt ist. Wie sie nun so auf die Mühl zugeht und ich hinter ihr, da muß ich mir wirklich sagen: Wahrhaftig, du machst dich gar nicht übel! Du drehst wohl ein bischen mit dem Kopf, aber das schadet nicht; denn warum soll sie nicht mit dem Kopf drehen, dafür ist sie ja ein Frauenzimmer; aber — denk ich so bei mir — die Red. Das ist die Hauptsach. Sollst mit ihr ein unschuldiges Gespräch anspinnen. — Wie sie also wieder zurückkommt, stell ich mich mit dem Rücken gegen einen Baum und thu so, als wollt ich mein Pfeifenzeug in Gang bringen, und wie sie so ihrer Schritte fünf vor mir ist, zieh ich Stahl und Stein aus der Taschen und reiß bei der Gelegenheit für einen Thaler Kleingeld mit heraus — merkst Du, Bursch, Alles mit Fleiß — daß die Zweigroschenstücklein über den gefrorenen Fußsteig hinkugeln. Nu, ich duck mich nieder und keuch rechtschaffen, als thät mir das Auffklauben höllisch sauer werden, und wie sie das merkt, sagt sie richtig zu ihrem kleinen Buben, er soll mir helfen, und sie sammelt auch mit, und das hab ich just wollen. Ich bedank mich schön und wir kommen in eine Unterhaltung umd gehen miteinander bis zum Thor."

„Was habt ihr denn geredet?" frag ich.

„Oh, nichts von Bedeutung. Ich sag, daß ich Dein Vetter wäre und ob sie Dich nit kennen thät, Du liefest hier auch immer so auf und ab. Sagt sie drauf, sie hätt nit das Vergnügen — Vergnügen hat sie gesagt. — Drauf frag ich, ob sie nit öfters einen jungen Menschen da herum hätt gehen sehen mit einem gelbgrauen Hut und einem gelbgrauen Ueberzieher und gelbgrauen Hosen und gelbgrauen Haar. — Na, sagt sie, aber einen ältlichen Herrn in solchem Gewand hätt sie wohl gesehen. Ei ja, sag ich, dieser ältliche Herr ist schon der junge Mensch, von dem ich red — das wärst Du. Da springt der kleine Bub auf einmal in die Höh und sagt: Das ist ja der Herr, Tant, von dem Du immer sagst, er schaut aus wie eine Buttersemmel, die in Milchkaffee taucht ist. — Sie wird feuerroth und ich muß hell auflachen und sag: Ja, ja, das ist er schon."

Ich werd auch feuerroth, so ein Spott thät mich wohl arg verdrießen und sag zu meinem Vetter: „Wenn Du nichts Besseres zu thun hast, als Dein Schwesterkind vor den Leuten lächerlich zu machen, so magst wohl daheim bleiben."

„Hab schon auch was Besseres zu thun und will wissen, ob sie Dich nehmen wollt."

„Du lieber Gott!“ sag ich, „Du hast doch nit gefragt?“

„Junge“, sagt mein Vetter, und raucht wie ein Armeleut-Backofen, „wenn ich einmal was in die Hand nehm, dann gründlich — aber f e i n. Ich frag sie also, ob sie wohl thät wissen, was Du bist? — Na, sagt sie, Du wärst vielleicht ein Doctor. — O bewahr, sag ich, wie käm der dazu! — Ein Advocat? Auch das nit. — Na, das oder das, und sie rathet bis nah an den Herrn Rath und bis nah an den Barbierer so herum. Ich beutel aber alleweil mit dem Kopf und sag zuletzt: Sie errathen es doch nit. Er ist höchstens gar nichts. — Das kommt ihr allerdings ein bißel wenig vor und sie meint nachher, so thätest Du gewiß von Deinem Geld leben. Ja, sag ich, in einer Art hätt sie Recht, zu dem Geschäft hättest Du von Jugend auf die meiste Lust gehabt; aber daß Du dabei eine Anstellung kriegt hättest, kunnt ich just nit sagen. Du thätest aber schon noch auf einen andern Stand verfallen. — Auf was für einen? fragt sie. — Auf den Ehestand, sag ich, und frag zugleich, was sie dazu thät meinen? — Hab vorher schon zu mir gesagt: wird sie bei dieser Frag blaß, so mag sie ihn nit leiden, wird sie roth, so nimmt sie ihn. Und richtig, sie wird über und über roth und duckt sich und blinzelt am kleinen Buben seinen Hut herum, und wie sie wieder in die Höh kommt, guckt sie mich so von oben herab an und macht mit einer halben Wendung so eine Art von Knix — und w e g ist sie. Und die Frag, die ich ihr für mein Person noch vorlegen will, kommt gar nit zu Brett.“

„Das wird auch eine Frag gewest sein!“ sag ich und beiß vor Aerger in den Pfeifenspitz.

„Oh na“, sagt er, „hab sie bloß fragen wollen, ob sie gut Fisch kochen kunnt, dann wollt ich zu ihr treten.“ Und dabei schaut der alte Bursch so wichtig und ernsthaft drein, als thät die ganze Freierei ihn mehr angehen, als mich selber. — Aber das soll noch ein gut Theil närrischer kommen.

In den nächsten Tagen, wie ich nach und nach so ein bißel umstümpern kann, geh ich zu Fleiß nit gegen die Mühl hin, mir ist's schenirlich gewesen, ihr vor die Augen zu kommen. Sollst ein bißl zum See auf's Eis gehn, denk ich, und das Schlittschuhlaufen und Schlittenfahren ansehen. Das thu ich, und wie ich zum Hüttel komm, wo Bier und Branntwein und Punsch und Grogg verkauft wird, geh ich ein wenig hinzu und seh grad, wie mein Vetter Mathias ein Achtgroschenstück auf den Tisch legt und um vier Groschen Punsch fordert. Das fallt mir gleich auf, denn er trinkt lieber ein Glas Grogg, als Punsch, und Kuchen nimmt er schon gar nit in den Mund. — Was das wohl heißt? denk ich, gewiß will er Kinder tractiren. Aber nein. Ohne, daß er mich gewahr wird, geht er mit seinem Kuchenberg und mit seinem Glas voll Punsch auf einen Schlitten los, wo eine Dame mit einem grünen Schleier drin sitzt und beugt sich mit dem Leib vor und hinten über, als wollt er sich das Kreuz verrenken, und kratzt mit den Beinen so possirlich auf dem Eis herum, daß ich denk, der alte Mann verliert das Gleichgewicht; und wie ich ihm zuspringen und unter den Arm greifen will, schlagt die Dame den Schleier zurück und was seh ich? Meinen lieben Schatz und meinen süßen Augentrost? Und zu Muth wird mir, als hätt mir Einer rechts und links ein paar Maulschellen geben. Das weiß der Kukuk, sag ich, der Alt verdirbt mir die ganze Freierei bis in den groben Grund, und geh so harb, als Einer werden kann, nach Haus.

Da sitz ich nun im Dustern und gräm mich inwendig; geht die Thür auf und mein Vetter kommt herein.

„Guten Abend!“ sagt er, „was sitzest denn da im Dustern, mach doch Licht an!“

Das ist das einzigemal in meinem Leben gewest, daß ich meiner Mutter Bruder nit die Tagszeit geboten hab; ich steh aber auf und mach Licht an und schau so sauer aus, wie ein gesalzener Häring, der vierzehn Tag im Essig gelegen ist.

„Was fehlt Dir?“ fragt er.

„Nichts“, sag ich kurzweg und denk: 's ist deiner Mutter Bruder, und setz hinzu: „Ich bin nit auf dem Schick.“

„Ich sehe,“ sagt er, und dabei schaut er so schelmisch drein, als wie ein alter Esel, der seit vierzehn Tagen bei hellem Hafer im Stall gestanden ist.

„Hab wieder mit ihr geredt“, sagt er.

„Meinetwegen,“ sag ich.

„Wie soll ich das verstehn?“ sagt er und setzt sein ernsthaftes Gesicht auf.

„Ich bin mit dem Traum fertig,“ sag ich.

„Du willst nit?“ fragt er und legt seine beiden Arm auf die Stuhllehn und guckt mit der Nasen drüber weg, scharf mir in's Gesicht. „Ich hab die Sach so fein eingefädelt, so fein, daß es einem Hund jammern thät, wenn nicht's draus würd, und nu willst Du nit?“

„Na,“ sag ich, „Vetter ich will nit. Meinst, ich soll Dir den Rahm abschöpfen lassen und mich mit der sauren Milch begnügen? Denn darüber sind sie alle einig — guck her! Amalie Schopp, geborne Weise, und Elise von Hohenhausen, geborne Ochs und die Anderen, die über das Verhältniß geschrieben haben — das Schönste bei der Freierei ist der Verkehr der Brautleut vor der Hochzeit. Und den Verkehr reißt Du an Dich und ich soll zuschauen, wie Du meine Braut mit Kuchen und Punsch tractirst.“

Mein Vetter nimmt die geborne Weise und die geborne Ochs und schmeißt sie in die Sophaeck und stellt sich vor mich hin und sagt: „Ich frag Dich zum Letzten, willst Du das Mädel freien oder nit?“

„Na,“ sag ich.

„Na,“ sagt er und schaut mich mit seinem feierlichen Gesicht lang an, als hätt er grad sein Testament gemacht und wollt nur noch seinen Namen unterschreiben. „Na, das Mädel soll meinetwegen nit zu Schaden kommen, nimmst Du sie nit, so nehm ich sie.“ Und geht stolz aus der Thür.

Das war denn einmal ein Stück!

In der ersten Weil steh ich ganz verdutzt und schmeiß mich auf's Sopha, auf die geborne Weise und lach laut auf. Mein Vetter, der gut zwanzig Jahr älter ist, als ich, traut sich ein Stuck zu, zu welchem ich in meinen jungen Jahren zu wenig Kurasch gehabt hab; ich hab kein unbekümmert Herz, und wenn ich mein Gesicht auch breit genug auseinanderzieh, das Lachen bleibt unterwegs hängen; und wie ich mich so mit dem dummsten Gesicht von der Welt im Spiegel zu sehen krieg, spring ich in die Höh und geh mit großen Schritten die Stuben auf und ab und bös' mich nicht schlecht und schlag auf den Tisch und sag: „Er thut's, er ist dazu capabl.“

Wie drauf die Frau Bütowin kommt, kriegt sie natürlich aus allerlei Ursachen ein Ausgescholtenes, und wie ich die zurecht gesetzt hab, geh ich in's Wirthshaus und spiel, und sag zu mir: das kannst du nit leiden! und spiel auf Sachen die gar nit auf der Welt existiren, und verlier und sag mir wieder: Du wirst dir doch das Herz nit abkaufen lassen! und verspiel alles miteinander.

Verdrießlich geh ich nach Haus, leg mich nieder, will schlafen und kann nit. Ich gift mich die ganze Nacht mit mir herum, denn lassen kann ich nit mehr von dem süßen Kind, sie hat mir's anthan! und der heilig Christbaum fallt mir ein und

daß ich mein Lebtag keinen Tannenbaum aufputzen soll. Wenn ich nachher zu mir sag: „Nur zu!" so fliegen mir all meine Bedenken wie ein Hummelschwarm durch den Kopf und vor meinen Augen steht immer ein großes Fragezeichen, und wenn ich mir dieselbigen ausdeut, so heißt's wieder: Ja, will sie dich auch?

Na, das kann doch Keiner besser beantworten, als sie selber, das seh ich ein, und wie drauf der grau Wintermorgen in meine kalte Stuben hereinschaut, und mir das so durch die Knochen gruselt, daß ich den Kaffee möcht, sag ich: Jetzt bin ich fertig, was sein muß, muß sein, und sag zur Frau Bütowin: „Frau Bütowin," sag ich, „gehns zum Kaufmann Bohnsack und kaufen S' mir ein paar feine gelbe Handschuh, wie sie die jungen Advocaten tragen, wenn sie recht was bedeuten wollen — aber recht gelbe!"

Gegen eilf Uhr steck ich denn auch in meinem schwarzen Leibrock und schwarzen Hosen und gewichsten Stiefeln und in den neuen gelben Handschuhen und eh ich den Hut aufsetz, stell ich mich vor den Spiegel und sag mit Recht: „Wär's möglich? Das hätt ich selber nimmer glaubt! Schmeiß noch einen Blick in meine Stiefel unterm Bett und sag: „Ihr werdet euch auch wundern, wenn's glückt und wenn nachst ein paar kleine Hausschühelein zu euch auf Besuch kommen!"

Ich geh die Straßen hinab, komm an meinem Vetter Mathias seiner Thür vorbei und denk: Erst mit aller Welt in Frieden, wenn Einer so einen Gang geht! denn zu Muth ist mir, als ging ich den letzten Gang. Klopf also an seine Thür und geh hinein.

Na, ich hab schon viel gesehen in der Welt; hab einmal gesehen, wie so ein Kerl Feuer gefressen, hab einmal gesehen, wie Einer Werg gefressen und dafür schöne seidene Bänder aus dem Hals heraushaspelt; aber so blau ist mir niemalen vor den Augen worden, als jetzt, da ich an diesem Morgen den Vetter Mathias zu sehen krieg.

Da steht er in seiner Stuben in demselbigen Gewand, als wie ich, bloß daß sein schwarzer Leibrock ein grüner Jagdfrack ist, und daß seine gelben Handschuh von Hirschleder sind, und die meinigen von Schafleder und daß sein weißer Schnurbart wie ein paar Eiszapfen rechts und links über den Mund herabhängen und der meinige aufwärts geschwänzt ist, was nun in allerlei verdammten Farben spielt.

„Vetter!" ruf ich, als ich hineinkomm und mein Hut kugelt vor mir in die Stuben, so bin ich erschrocken.

„Junge!" ruft er, „was willst Du?"

„Was willst D u?" ruf ich.

„Ich will das, was Du n i t willst," sagt er.

„Ich will ja!" ruf ich, „und ich bin ja," setz ich hinzu, „hier in diesem Aufzug zu Dir kommen, um Dir zu sagen, daß ich noch fest bin und will Dich bitten, Du sollst wieder mein lieber, alter Vetter bleiben."

„Willst Du das?" sagt er und setzt sich in seinen Lehnstuhl und guckt mir gar nachdrücklich in die Augen, „na, dann will ich Dir sagen, daß ich auch in diesem Aufzug hab zu Dir kommen wollen, um Dich ein Bischen zu erschrecken. Ich weiß das aus meinen Soldatenzeiten: So ein Bischen erschrecken, das rüttelt den Menschen tüchtig zusamm und rafft ihn auf, da kommt der Schimpf mit dem Spiel. „Und, Bursch," sagt er und steht auf und legt mir die Hand auf den Arm, „ich will Dir nit in den Weg stehen und Dir im weiten Bogen von Deinem Glück keinen Knautsch machen, denn das kleine Mädel ist für Dich geboren und das Mädel ist gut." Und dabei zwickt er mir den Arm mit seiner alten, breiten Faust zusammen, daß ich mir denk: Wenn sie s o ist, nachher ist sie mehr, als gut.

Mein Vetter geht und holt ein Glas Portwein und sagt: „Komm her, Junge, stärk Dich erst. Wie willst denn anfangen?“

„Ja,“ sag ich, „wenn ich das wüßt!“

„Setz einmal Dein Bein da auf den Stuhl,“ sagt er.

„Was soll das?“ frag ich.

„Nichts nicht,“ sagt er und knöpft mir die Hosenstrupfen auf, „mit einem Fußfall mußt ja doch anheben, und da kunnt Dir die Hosen spannen.“

„Na,“ sag ich, „Du fangst gut an.“

„Was sich gehört, gehört sich,“ sagt er, „ich selber hab das meiner Tag nit durchgemacht, aber ich hab das immer auf Bildern gesehen. Was wirst aber sagen! Wart, ich werd Dir unter die Arm greifen.“ Und dabei reißt er seinen Wandkasten auf und krammt in der Lad herum, wo er seine heiligsten Schätze drinnen hat. Und richtig, jetzt kommt er mit seinem Stammbuch zum Vorschein. Das ist sonst gar selten geschehen, höchstens am Abend, wenn Alles so recht still gewesen. Drauf zieht er erst reine Wäsch an, und sein bestes Zeug, und setzt rechts und links ein paar Lichter auf den Tisch, schlagt tief im Gedanken Blatt für Blatt um, liest die Verse und hält das Todtenregister mit schwarzen Kreuzen in Ordnung. Am nachsten Morgen ist er sehr wehmüthig und das letztemal kommt er an mich heran und sagt: „So viel ich weiß, lebt noch Einer, das ist der Christian Binger, dem alten Schneider Binger sein Sohn, der mit meinen Eltern Haus an Haus gewohnt hat, sie sagen ja, er soll Dorfschreiber zu Parchen sein, und wenn mir Gott das Leben laßt, so will ich ihn diesen Sommer besuchen.

„Hier,“ sagt er, als er diesmal das Stammbuch herausholt und auf den Tisch legt, „da setz Dich einmal und such Dir einen Vers und lern ihn auswendig. Dort stehen ihrer, die kannst zu unseren Herrgott im Himmel beten, dann wird sich auch wohl einer für das beste Mädel auf Erden finden.“

„Vetter,“ sag ich und nehm das Stammbuch in die Hand und blätter drin herum: „ich weiß, was ich thu, ich red so, wie mir um's Herz ist; und heut ist mir ganz besonders um's Herz.“

„Auch gut, mein Junge,“ sagt der Vetter, „oder vielleicht noch besser, aber dann mach nur auch. Und wart,“ setzt er hinzu, wie ich mich zu gehen umdrehen will, „Dir hängt ja das weiße Bandl vom Vorhemd ein' halbe Ellen über den Buckel hinab.“ Und gibt mir seinen Segen und steckt mir das Band unter's Halstuch. „So, nu geh in Gottesnamen!“

So bin ich denn gegangen. Aber wie ich unter die Hausthür komm, da hustet was über mir und wie ich hinaufguck, liegt mein Vetter Mathias im halboffenen Fenster und nickt und blinzelt mir zu, und jedesmal, wenn ich mich in der langen Straße umschau, da nickt er und fächelt mit seinem rothen Sacktuch aus dem Fenster heraus, daß mir angst und bang wird, die Leut möchten merken, was da vorgeht.

Nun könnt ich hier eine Geschicht verzählen — werd mich aber hüten. So glatt, wie so was in Romanen steht, geht es in der Wirklichkeit nit ab. Unter Hundert machen Neunundneunzig auf diesem Gang die spaßigsten Dummheiten, und wenn all die Hundert als die glücklichsten Bräutigame zurückkommen, so werden doch die Neunundneunzig zu sich sagen: Geb der lieb Gott, daß wir nit wieder in diese Lag kommen; sollten wir aber die Sach ein zweitesmal machen müssen, so wollen wir's gescheidter angehen. —

Nach anderthalb Stunden komm ich denn wieder zurück, glücklich bis unter den Hutboden, und mag wohl danach ausgeschaut haben. Und weil ich mir in meinem Junggesellenleben

die thörichte Mod angewöhnt hab, mich über mich selber lustig zu machen so kann ich's bei ruhiger Besinnung den Leuten nit verdenken, daß sie mir, wie ich nach der Straßen daherkomm, ein bißel aus dem Weg gangen sind und mir scharf nachgucken. Wie ich noch so ein paar Büchsenschuß weit von meinem Vetter seinem Haus weg bin, stürzt er mir entgegen und fallt mir um den Hals, denn er ist die anderthalb Stund lang hinter der Hausthür gestanden und hat auf mich gelauert, und schreit jetzt: „Halt Dein Maul, halt Dein Maul? Ich weiß Alles und wann wird die Hochzeit?"

Ich fahr ihn an und sag: „So schweig doch still, zum wenigsten auf der Straßen." Faß ihn untern Arm und schlepp ihn mit in mein Haus. Wie wir aber da hineinkommen und die Frau Bütowin just zu Mittag deckt, da kann er sich nit länger halten und spielt sein ganzes Herz aus, wie beim Kartenspiel. Und wie ihn die Frau anguckt, da leuchten seine Augen nichts als Trümpf und er deutet mit dem Daumen über die Schulter nach mir hin und sagt: „Sehn S', Frau Bütowin, da steht er, mein Schwestersohn — ist jetzt auch Bräutigam, so gut als Einer."

Und wie jetzt die Frau kommt und gratuliren und wissen will, wer denn die Glückliche sein thät, hab ich wieder genug zu vertuschen und als sie weg ist, guckt er mich seitwärts an und sagt: „Ich wär ein Heuchler, ein Verstockter und thät ein schwarzes Herz weisen, daß ich ein Glück so lang verschweigen kunnt."

Ich muß mich einmal niedersetzen und ihm die Sach verzählen; drauf wird er wohl wieder freundlicher und nickt mit dem Kopf und sagt: „Schön!" Nachher beutelt er wieder mit dem Kopf und sagt: Das wär nit ganz nach seinem Sinn. Und wie ich ausverzählt hab, steht er auf und macht ein Gesicht, als wie der Himmel im Heumahd, wenn er nit recht weiß, ob er die Sonn scheinen oder regnen lassen sollt; er beutelt und nickt und nickt und beutelt, und endlich sagt er: Er für seinen Theil hätt es denn doch um ein gut Stück besser gemacht, und fragt, bei welchem Vers vom Capitel ich den Fußfall gemacht hätt? Hab ich wohl gestehen müssen, daß der gar nit zum Vorschein kommen wär. Drauf nimmt mein Vetter Mathias seinen Hut und sagt: „Na, dann wünsch ich Dir wohl zu speisen. Und halt Dich an das, was Du hast, was nachkommt, beißt der Wolf. Du hast viel zu zeitig kräht, die Sach ist noch lang nit in Richtigkeit. Ein Fußfall gehört zu jeder Verlobung und das Ding ist nit giltig, wenn sie nit mit beiden Knieen besiegelt ist. Mich wenigstens soll's gar nit wundern, wenn die Kram nächster Tag wieder auseinander geht. Auf ein andermal folg meinem Rath." Und geht.

Und trotzdem hat nun für mich eine wunderschöne Zeit angefangen — eine wunderschöne Zeit! Könnt davon viel verzählen, werd mich aber wohl hüten. Die größte Freud und das tiefste Leid muß man nit Jedermann auf die Nasen binden, und wenn ich auch gern glaub, daß Alle, die das lesen, manierliche und ernsthafte Leut, ein oder der andere Hans-Wurst kann doch mitunter laufen und könnt auf meine Kosten seine Possen damit treiben — und das müßt mich den doch sehr verdrießen.

Aber zu jedem rechten Honigkuchen gehört ein klein Bißel Pfeffer, und der soll mir auch nit fehlen. Zuerst streut mein Vetter Mathias ein paar kleine Körnlein dran, wie er aber sieht, daß die Sach von Bestand ist, und er selber bei meiner Braut ihrer Freundschaft (Verwandtschaft) auf Besuch gewesen ist und sich zu seiner Zufriedenheit vom Fischkochen überzeugt hat, spart er sein Gewürz und greift tief in seinen Honigtopf — zu

tief! sag ich, denn nu malt er allen Leuten, die davon hören wollen, mein Glück so süß vor, bis in meinem Honigmonat bald so viel Fliegen summen, daß ich mir nit zu helfen weiß, und daß bald so viel lustige Geschichten von mir im Schwung sind, als wär ich bloß zum Vergnügen aller Welt Bräutigam worden. Wo ich mich sehen laß, werd ich gefoppt. Auf fünf Schritt schon lacht mich jeder Hans Narr auf der Gassen an, und wann ich frag, was da zu lachen wär, da sagen Alle, als wenn sie sich besonnen hätten: „Ah, nix nit.“ Komm ich Abends einmal in's Wirthshaus zu meinem Stammtisch — denn das hab ich mir gleich vorgenommen, diese Gesellschaft will ich unter keinen Umständen aufgeben, erstens, weil sie meiner Gemüthsart zusagt und zweitens, weil ich es für meine Bildung für sehr zuträglich halt — na, wie ich nu wieder einmal hinkomm, ist das ein Flüstern und Druschln und Anstoßen: Der Eine winkt ganz von der Fern mit dem Tulpenstängel, und der Andere ganz in der Näh mit dem Zaunpfahl, und Geschichten erzählen sie sich, was der vor der Hochzeit gesagt hat, und was der nach der Hochzeit gesagt hat, und was der Schäfer zu seinem Hund gesagt hat, und wenn ich nachher falsch (aufgebracht) werd und frag, was sie damit sagen wollten und ob das Spitzen auf mich sein sollten, sagt Alles: Gott bewahr! wir meinen nur.“

Und wenn ich des Abends aus dem Grünen nit ins Wirthshaus geh, so macht die Frau Bütowin ihre liebe Pfefferbüchsen auf und stäubt mir ganz kleine feine Prisen in die Nasen und Augen. Ob das so oder so sein sollt? sie wüßt auch nit, wie ich das nu haben wollt; sie wär eine alte Frau und hätt in ihrem Leben schon vielen Herren aufgewartet, aber noch keinem, der in den Brautständen gewest wär; ich sollt deswegen Geduld mit ihr haben, die Sach thät ohnehin bald anders werden. Und was das Zeug rein machen anbeträf, gäb sie mir ganz recht, daß mir für meine Braut nichts gut genug wär, denn sie hätt gehört, daß die als wie eine Prinzessin aufgefüttert worden wär und ihre Finger noch niemalen in kaltes Wasser gesteckt hätt. Und wenn mich meine Braut nächstens besuchen wolle, so könne sie das ja thun, sie für ihre Person habe nichts dagegen und die Spinnengewebe am Boden und über den Staub auf dem Wandkasten würde sie gewiß nit fallen und im kleinen Privat-Kehrichthaufen, den sie sich zu ihrer Bequemlichkeit in der Stubenecke angelegt, würd sie sich just auch die Beine nicht verstauchen. Und wenn ich des Abends Feuer haben wolle, so dürf ich das nur sagen — sie kunnts ja doch sonst nit wissen. Ich wär sonst ja allemal ins Wirthshaus gangen, warum denn jetzt nit? — Und setzt sich drauf vor das Ofenloch und pustet und pustet und die Kohlen glühen ihr auf den aufgepusteten Wangen, daß ich sie nicht anders ansehen kann, als ich müßt mir denken: Gott verzeih mir die schwere Sünd! ich weiß recht gut, daß das meine Frau Bütowin ist und eine christliche Weberswitwe, warum muß ich bei ihr denn immer an die hohen Herrschaften denken, die tief — tief unter uns wohnen, auf einen Fleck, wo es sehr heiß sein soll? Und warum fallt mir bei ihrem Pusten allemal ein, daß möglicher Weise auf demselben Fleck auch Einer sitzt, der Kohlen anbläst, um mein schönes Ehestandsglück doch ein bißl anzuwärmen.

Daraus kann jeder entnehmen, daß meine Bedenken noch nicht alle zum Fenster hinausgeschmissen sind, und sie sollen noch ärger werden, wie ich eines Tags von meiner Braut zurück die Straßen dahergeh.

Wie ich nämlich an diesem Tag die Straßen dahergeh, hör ich von der Fern einen Lärm. Die Leut gucken

aus den Fenstern und vor einer Hausthür hat sich auch ein kleiner Haufen zusammengefunden von Leuten, die gucken. Wie ich grad an der Thür vorbei gehen will, fährt der Kürschnermeister Obst über seine halbe Hausthür (untere Hälfte, die, wie bei kleinen Häusern üblich, gewöhnlich zu ist) und setzt sich mit seinen vier Buchstaben in den Rinnstein.

„Mein Gott, Gevatter," sagt sein Nachbar Grün, „was machst denn da?"

„Ja, da schau einmal," sagt der Kürschnermeister, „meine Weibsleut haben mich herausgeschmissen."

„Ja, warum denn?" fragt der Andere.

„Gevatter," sagt der Kürschner und krabbelt sich in die Höh, „das will ich Dir sagen: Meine Frau will, was i ch will, und das will i ch nit."

Weil mich die Geschichte weiter nichts angeht, so gehe ich wieder und denk bei mir: Ist doch ein närrischer Spruch! Was der Kerl nur damit meint? Meine F r a u will, was i ch will, und das will i ch nit. — Sollst deinen Vetter Mathias fragen.

Ich geh also zu ihm hinauf und erzähl ihm die Sach, sag ihm den Spruch und frag: „Vetter, was meint er damit?"

„Ja," sagt er und geht nachdenklich in der Stuben auf und ab, „Von seinen Weibsleuten ist der Kerl herausgeschmissen worden, sagst Du?"

„Ja," sag ich, „er sagts selber."

„Na," sagt mein Vetter nach langem Bedenken, „so wirds auch seine Richtigkeit haben, und so wird ihn seine Frau auch haben w o l l e n hinausschmeissen und so findet der Spruch auch sein richtiges Bedeuten, er heißt: Meine Frau will Herr im Haus sein und ich will auch Herr im Haus sein, und meiner Frau ihrem Willen, dem will ich nit nachgeben. — Aber" — setzt er dazu — „wenn sie im Haus steht und er vor dem Haus im Rinnstein sitzt, so wird wohl sie Herr im Haus sein."

Ich weiß nit, mir ist nach diesem Gespräch so verdießlich und ängstlich zu Muthe worden; von Der Seiten hab ich mein Fürnehmen noch nit überdacht.

„Vetter," sag ich, „Du kennnst mich doch und kennst auch sie, was meinst, wer von uns Zweien wohl der Herr im Haus sein wird?"

„Jaah," sagt er, „sie schaut mir gar nit darnach aus, als wie wenn sie gern vor der Hausthür auf dem Rinnstein sitzen thät; ich glaub, sie bleibt lieber drinnen."

„Der Teubel auch!" sag ich.

„Na," sagt der Vetter, „so arg wird sie 's wohl nit machen, aberst so ein liebenswürdig, weiblich Regiment, wie die Leut das nennen, wird sie wohl über Dich ergehen lassen; ein bissel stramm wirst an ihrem Schürzenband wohl anbunden werden, und wie klein ihre Pantoffelabsätz sind, das wird man nächstens wohl an Deinem Pelz lesen können."

„Bang machen gilt nit," sag ich, „Ich werd sie mir nach der Hochzeit bei dem ersten Roggenscheffel gewöhnen."

„Verlaß Dich nit drauf!" sagt mein Vetter. „Kennst Du die Geschicht vom Müller zu Rumpelmannshag?"

„Nein," sag ich. „Das ist mir ganz was Neues," sag ich und mach ein Gesicht dazu, als hätt mir mein Vetter erzählt, sie hätten mich zum Papst gemacht.

„Ich will sie Dir verzählen," sagt er.

„Verzähl," sag ich, „aber die Nutzanwendung laß weg. Bin schier zu alt dazu."

„Kein Bang," sagt er, „die Nutzanwendung wird schon Deine liebe Frau übernehmen, wenn Du meinem Rath nit folgen solltest."

Ich setz mich also zu meinem Vetter und er hebt an zu verzählen:

„Zu Rumpelmannshag, wo ich meine ersten Lehrjahre als Landmann durchgemacht hab, haben dazumal zwei

junge, bildsaubere Kerle gewohnt. Der eine heißt Wulfel und ist der Schmied im Dorf, und der andere heißt Kibitzl und ist der Müller. Der Schmied ist ein Kreuzköpfel und versteht seinen Kram, der Müller ist ziemlich einfältig, hat aber 's Geld."

„Na mit der Zeit geht im Dorf das Gered um: „Gevatterin, hast es schon gehört, der Schmied und der Müller gehen alle zwei zu dem Richter seiner Mariel und Sopherl, sie sagen von der Hochzeit zu Martini."

„Und ist auch so; zu Martini haben sie angehalten um die Bräut und der Richter richtet zur Hochzeit zusamm. Wir jungen Leut von unserem Hof sind auch dazu geladen worden und ich weiß es noch so gut als heut, wie lustig es dabei hergangen ist. Unser Schreiber Brokmann stülpt mir gegen Morgen eine Schleifkann voll Doppelbier über den Kopf und sagt, als ich darüber falsch worden, das wär Spaß gewesen."

„Nach der Hochzeit — versteht sich — ist Alles wohl und toll, aber das dauert nur so eine Zeit lang, fangt man im Dorf an zu murmeln: „Gevatterin, hast gehört, die Müllerin schlagt ihren Mann!" Und ist auch so. An einem Sonntag-Nachmittag kommt der Müller zum Schmied; der sitzt im Krug und spielt Karten. Sagt der Müller: „Na, was Dir heut Abends passirt, das weiß ich auch."

„Wie so?" fragt der Schmied und steht auf und geht mit seinem Schwager hinaus.

„Na," sagt der Müller, „Verstehst mich, wir zwei haben uns sauber vermiethet!"

„Wenn Du meine Frau meinst," sagt der Schmied, „so muß ich Dir sagen, ich hab einen guten Miether."

„Ja," sagt der Müller, „wenn sie nit zu Haus ist."

„Komm mit," sagt der Schmied, „wir haben gestern Schwein geschlachtet und Du weißt, meine Frau ißt gerne Blutkuchen. Ich will Dir einen Beweis geben."

Sie gehen also zum Schmied seinem Haus und wie sie vor dem Haus stehen, ruft der Schmied: „Sopherl!" — Seine Frau guckt aus dem Fenster und fragt: „Was soll ich denn?" — „Sopherl," sagt der Schmied, „nimm einmal die große Schüssel mit dem Blutkuchen und schmeiß sie auf die Gassen heraus." — „Was?" fragt seine Frau. „Du sollst die große Schüssel mit dem Blutkuchen auf die Gassen herausschmeissen." — „Gleich," sagt das Sopherl und hast es nit gesehen, fahrt die Schüssel über der halben Thür heraus, wie heut Früh der Kürschnermeister. — „Recht so!" sagt der Schmied Wulfl. „Und jetzt, Sopherl, schmeiß uns den andern Topf mit Blutkuchen auch einmal heraus." Geschieht, und darauf sagt der Schmied: „Schön, Sopherl, und jetzt laß Dir die Zeit nit lang werden, wenn ich heut Abends spat nach Haus komm."

Nachher geht er mit dem Müller in den Krug zurück und fragt: „Na, Schwager, was hast nu gesehen?"

„Ja," sagt der Müller, „das ist aber schon gar! Und wie hast Du denn das angefangen?"

„Auf eine ganz einfache Weis," sagt der Schmied."

„Hast sie eingesperrt?"

„Nein."

„Hast sie prügelt?"

„Auch nit."

„Na, was hast Du denn gemacht?"

„Das will ich Dir sagen," sagt der Schmied. „Wie wir noch Brautleut gewesen sind, hab ich ihrs abgelauert, auf was für Zeug sie am meisten hält, und da hab ich gefunden, daß es ein kleines hübsches Rothseidentuch ist; und wie sich einmal die Gelegenheit gibt, daß wir beim Frühstück sitzen und der Tisch ein bissel stark mit Gänsschmalz geschmiert ist, geh ich her und wisch mit ihrem schönen Tuch den Tisch ab. Na, kannst Dir denken, wie sie jetzt auf mich los-

gefahren ist! Ich aber nehm sie rund um die Mitten und küß sie und sag: Sopherl, Du hast ja mich, was liegt an so einem Tuch! So ein Tuch kriegst wieder, aber Einen, der so viel von Dir hält, wie ich, findest nimmer. Hat sich zufrieden geben. Drauf, wie wir im Städtlein leim Jahrmarkt sind, gewinnt sie beim Königsschießen einen Topf, einen schönen Topf; und wie sie sich rechtschaffen drüber freut, nimm ich den Topf, spiel so ein bißl damit um und — patsch! liegt er auf dem Stein. Hebt sie ein wenig an zu flennen, aber ich nehm sie um die Mitten und küß sie und sag: Laß sein, Sopherl, 's ist besser, daß der Topf entzwei ist, als wie wenn ich entzwei wär, denn ich soll uns unser Leben lang das Brod verdienen! Zuletzt brech ich ihr drei Zähne aus dem Kamm und da lacht sie und sagt: Mich solls doch wundern, wenn du mir zum Herbstmarkt einen neuen schenken wirst. Na, das geschieht und so ist's geblieben und sie ist mit Allem zufrieden. — Aber ich möcht hinein und mein Spiel machen."

„Der Schmied geht in die Stube und spielt. Aber nach einer halben Stunde kommt der Wirth herein und sagt: „Schmied, Du sollst hinauskommen, der Müller Kibitzl sitzt unten und schaut bös aus."

„Der Schmied Wolfl geht also hinaus und findet seinen Schwager mit einem zerhauenen Gesicht und einem geschwollenen Aug, und erschrickt nit schlecht und fragt: „Schwager Kibitzl, was hast denn aber?"

„Ja, schau einmal," sagt der Müller, „Das kommt von Deinem verfluchten Geschichten-Verzählen."

„Wie so?" fragt der Schmied.

„Ja, frag noch lang," sagt der Müller, „ich hab mir Deine dumme Gschicht gut genug gemerkt und denk bei mir selber, was bei der einen Schwester geholfen hat, kann auch bei der andern helfen, probiren kannst es ja. Ich geh nach Haus. Meine Frau steht just vor dem Spiegel und macht sich die Haar zu der Holländersfrau ihrem Kaffeeklatsch zurecht und auf dem Tische liegt ihre beste Hauben. Ich sag zu mir: das trifft sich einmal gut. Ich nehm die Hauben und sag zu mir: wenn du sie jetzt in die Waschschüssel, ins schmutzige Seifenwasser hineinschmeißt, so kanns gut werden. Nun, ich thus, sie sieht meine Anstalten dazu im Spiegel und ehe ich mich noch versehe, fahrt sie mir in's Gesicht. Und ich, ich sag: Mariel, Du hast ja mich und eine Hauben kriegst ja wieder! Da ruft sie: Ja, ich hab Dich! und für die Hauben sollst Dein Theil auch kriegen! — Und guck," sagt der Müller und zeigt mit dem Finger auf sein Gesicht: „So hat sie mich zugerichtet und das ist deine verdammte Geschicht."

„Du Dummbart!" sagt der Schmied, „hab ich dir nit gesagt, ich hätt das Stück vor der Hochzeit gemacht? Was vor der Hochzeit hilft, hilft nicht nach der Hochzeit."

— „Und das ist die Geschicht, mein Sohn," sagt mein Vetter Mathias und steht auf, „und wenn Du klug bist, so kannst Dich ja darnach richten."

Ich steh auch auf und stell mich an's Fenster und laß mir die Sach durch den Kopf gehen und dreh mich endlich um und sag: „Schon eine verhöllte Geschicht, Vetter! Du hast sonst alls bessere Geschichten verzählt."

„Ja," lacht der Vetter, „weil ich Dir sonst gleich die Nutzanwendung allemal gleich geben hab und jetzt sollst Du sie selber suchen."

„Du wirst doch nit glauben," sag ich, „daß ich meiner Braut ihre Hauben in die Waschschüssel schmeissen und mit ihrem seidenen Tuch den Tisch abwischen werd?"

„Kannst es ja einmal probiren," sagt der alt Spitzbub.

„Na," sag ich, „das fehlt mir noch, nachher wär ich just bis am Nagel."

Der Alte grinst noch immer vor sich hin und wenn ich so bei mir denk: alte Leut sind wunderlich, wenns regnet führen sie Heu, sagt er: „Junge, wie alt bist Du denn eigentlich?"

Von meinem Alter hab ich in meiner Bräutigamszeit nit gern viel hören mögen und ich denk bei mir: Fangst schon wieder mit dem Pfeffer an? und ich frag: „Warum meinst Du?"

„Oh," sagt er, „ich mein nur."

„Nachher laß Dir sagen," sag ich etwas scharf: „ich bin den letzten siebenden November einundvierzig Jahr gewest."

„Also," sagt er, „durch das Vierziger bist durch?"

„Ja," sag ich, „ist Dir das etwan nit recht?"

„Oh, meinetwegen," sagt er, „mir fällt dabei nur das Sprichwort ein: wer mit Zwanzig nit schön, mit Dreißig nit stark, mit Vierzig nit klug und mit Fünfzig nit reich, der kanns sein lassen, aus dem wird nichts. Und Du scheinst mir mit Vierzig noch nit klug zu sein."

„Vetter Mathias," sag ich und richt mich in die Höh, „wer mich für dumm kauft, der ist betrogen!" Hab dabei wohl ein etwas albernes Gesicht machen mögen, denn mein Vetter lacht und sagt: „Und kannst bei alldem für Dich keine Nutzanwendung aus der Geschicht finden. Junge, das ist nur ein Gleichnuß. Was der Schmied mit dem Tuch und dem Topf und dem Kamm ausgeführt hat, paßt nit für Dich, das weiß ich wohl. Du mußt natürlich was Anders anstellen. Zum Exempel, getrauest Du Dich wohl, in Deinem Alter noch vor der Hochzeit ein Stuck a drei schöne dumme Streich aufzuführen?

„Dumme Streich?" sag ich.

„Dumme Streich," sagt er, und ich geh nu über die Stuben auf und ab und überleg mir die Sach, und dreh mich endlich um und sag: „Ja, ich glaub, Vetter, ich krieg in aller Geschwindigkeit noch ein paar zurecht."

„So mach sie," sagt mein Vetter.

„Und du meinst, ich werd dann Herr im Haus bleiben?"

„Mein Sohn, ich glaub das. Dumme Streich — nit schlechte! Schau, wenn sie dann zu schelten anfangt, so fall ihr um den Hals, küß sie recht tüchtig und sag: Laß sein, laß sein, schau über diese Geschichten weg, schau lieber auf mein Herz, das gehört Dir und schlagt für Dich von nun an bis in Ewigkeit. — Und nu, Junge," setzt er dazu, „dann kannst auch noch den Fußfall anbringen, denn Du magst sagen was du willst, der gehört einmal dazu."

„Ich überleg mir die Sach hin und her und sag nachher zu mir: Er ist Deiner Mutter ihr Bruder und sollst ihm zu Gefallen doch ein paar machen.

Und ich mach sie richtig.

Ich könnt hier die Geschichten verzählen, die ich angestellt hab, werd mich aber hüten. Das Unglück kunnt sein Gang gehen, die Verzählung kunnt in meiner Frau ihre Händ fallen und sie kunnt möglicher Weis merken, daß all diese Stücklein abgekartet gewest sind und daß sie in ihrer Gutheit angeführt worden ist. Und sie kunnt sagen: Halt, das Spiel gilt nit, Du hast gefälschigt. Ich will nu mal die Karten mischen. So. Die Vorhand hab ich und jetzt: heraus einmal! Will doch sehen!

Aber manchesmal, wenn sie so als meine Frau recht still und fleißig um mich herumgeht und für mich allerwegen sorgt und mir in aller Freundlichkeit nachgibt, da denk ich doch so bei mir: Scham Dich, daß Du mit Hinterlistigkeit drangangen bist. Und ich sag neulich zu meinem Vetter: „Weißt was, ich verzähl ihr, was mit den dummen Streichen vor der Hochzeit zusammenhängt."

„Plagt er Dich?" fragt mein Vetter. „Jeder rechtschaffene Kerl muß ab und zu einen guten dummen Streich und einen guten Witz machen; aber

er darf sie nit selber wieder verzählen, denn sonst verlieren sie allbeid ihre Kraft. Ihr lebt ja glücklich, damit seid zufrieden."

„Ja," sag ich, „das sagst Du, aber mir kommt bisweilen vor, als wie wenn wir noch glücklicher leben könnten, wenn sie das Regiment thät führen."

„Mein Sohn," sagt mein alter Vetter Mathias und legt mir die Hand auf die Achsel: „All das Glück, was auf dieser Erden möglich ist, fällt meiner Tag nit in eine Hand hinein. Begnüg Dich mit dem, was Du hast. Und was den Ehestand anbetrifft, hast Du den alten Jochem Smitt noch gekannt? den alten Jochem Smitt mein ich, der mit seiner alten Frau achtzig Jahr alt worden ist und den sie vor kurz an einem schönen Sommersonntagmorgen mit ihr zusamm begraben haben. Na, der sagt einmal zu mir — denn ich selber versteh nichts von der Sach — „Herr Wachtmeister", sagt er, „de Ehstand is as en Appelbom, dor sitt Einer in un plückt un plückt; aewer de schönsten un rodsten Appel sitten in de Spitz, dor langt Keiner 'ranne, denn dor is de Natur tau kort tau. Wenn nu Einer unverständig is, un mit Gewalt de Appel kriegen will, den halt hei sick ein Staken un haut un haut de schönen Appel 'run, aewer ok tau nich, un haut de Telgen dorbi af, woran de besten Dragknuppen för de Taukunft sitten; de vernünftig Mann lett sei ruhig sitten un täuwt bet up den Späthärwst, denn fallen sei em von sülwst in den Schot, un denn schmecken sei vel säuter. — Und darum Junge," setzt mein alter Vetter dazu, und sein altes ernsthaftes Gesicht schaut auch allzu treuherzig aus, „schüttle Deine rothen Aepfel nit vor der Zeit vom Baum und wart bis zum Spätherbst; Deiner säumt ja nit lang mehr — und wenn Du Deiner Frau den letzten schönen Apfel bringst, dann verzähl ihr auch die Geschicht von Deinen dummen Streichen vor der Hochzeit, Du wirst sehen, dann freut sie sich darüber."

Ein Versöhnungsfest.

Dorfgeschichte aus Rußland von **Nicolai von Cramer.**

Ueber das verwitterte, große Stadtgefängniß brauste der Sturm. Pfeifend und heulend fuhr er um die Ecken des altersschwachen Gebäudes, prasselnd schlug er an die schlechtschließenden vergitterten Fenster, drohend rüttelte er an den Thüren und Schlössern. Von Zeit zu Zeit wurde er still, um gleich darauf mit verdoppelter Gewalt loszubrechen. Dunkel und sternlos lag die Nacht da, und die hin- und herschwankenden trüben Oellaternen schienen diese Finsterniß nur noch zu erhöhen. Trat eine Pause in dem Toben des Sturmes ein, so hörte man das Kreischen der Wetterfahnen. Es war eine unheimliche Nacht für die Schildwachen, die in ihren durchlöcherten Mänteln, vor Kälte zitternd, umsonst bemüht waren, mit wachsamem Blick die Finsterniß zu durchdringen.

In dem großen Wachtzimmer des Gefängnisses, mit seinen vor Schmutz und Feuchtigkeit glänzenden Wänden, den erblindeten zitternden Scheiben, seinem vor Alter schwarz gewordenen wurmstichigen Tische und dreifüßigen ledernen Sopha, saßen wir, der Gefängniß-Inspector und ich, der wachthabende Officier. Eine stinkende Oellampe warf ihr grelles Licht auf die summende Theemaschine, das eingetrocknete Tintenfaß und die fetten Reglements-Bücher, drang aber nicht bis zu den Pfeilern des großen Gemaches, wo Spinnen von ungewöhn-

licher Größe ihr Wesen trieben. Eine dumpfe Moderluft, wie sie nur das Gefängniß kennt, legte sich schwer und beengend auf die Brust.

Es war eine Pause in unserm Gespräche eingetreten. Wir schienen Beide auf das Toben und Heulen des Sturmes zu hören, dessen Wüthen so harmonisch in die ganze Umgebung paßte.

Trüb und traurig ist solch' ein Gefängniß, wenn ein junger Maientag über's Land gezogen, wenn vom blauen Himmel die goldene Sonne so lieb und freundlich lacht, auf den grünen Zweigen die Vögel singen und zwitschern, auf Feldern und Wiesen die Frühlingsblumen sich neigen und grüßen, doppelt blau des Stromes Wogen den einsamen Nachen schaukeln, köstlich frisch die dunkeln Tannen im nahen Walde duften und ein Hauch der Auferstehung durch die ganze Welt zu gehen scheint und Alles so licht und klar, so warm und traut ist. Trüb und traurig nimmt sich dann das düstere Gebäude aus, hinter dessen vergitterten Fenstern die bleichen, eingefallenen Gesichter der Arrestanten in den sonnigen Frühlingstag hinausschauen.

Trüb und traurig auch ist solch' ein Gefängniß, wenn die Wolken niedrig und schwer über die nasse Erde ziehn. Nebelschleier Wald und Feld, Stadt und Land in ihre feuchte Umarmung hüllen und der Regen eintönig rieselnd auf die Erde fällt. Die gelben, farblosen Wände seh'n dann noch farbloser, die bleichen Gesichter noch bleicher aus. Mehr als bang und schwer, trüb und traurig ist diese Hülle des Jammers und Elends in solch einer stürmischen Herbstnacht.

Wir schwiegen noch immer. Auch in den Nebenzimmern, wo meine Soldaten auf den langen Holzbänken saßen und lagen, hatte das laute Gespräch aufgehört. Wenn eine Pause im Toben des Sturmes eintrat, so hörte man das Schnarchen der gesunden Schläfer im bekannten Sägemühlenton zu uns herübertönen.

Ein neuer Windstoß ließ das ganze Gebäude erzittern. Die Thüren und Fenster stöhnten in ihren Angeln, die Wetterfahnen kreischten in doppelter Noth; von dem Dache waren ein Paar Ziegel polternd auf die Erde geflogen. Ein Wehruf schien durch das Haus zu geh'n.

„In einer solchen Nacht war es, als die Mascha sich umgebracht!"

Mit diesen Worten unterbrach der Gefängniß-Inspector die Stille. Zu jeder anderen Zeit wäre mir ein derartiger Beginn der Unterhaltung sehr sonderbar vorgekommen, hier hatte ich es fast erwartet.

„Erzählen Sie, Peter Grigorjewitsch, wer war die Mascha und weshalb brachte sie sich um?"

„Wer die Mascha war, fragen Sie? Ein einfaches, dummes Bauernweib, gesund und frisch, hübsch und rund, wie es ihrer so viele im heiligen, großen Rußland gibt. Unter dem groben Leinenhemd schlug aber ein Herz, so groß und warm, so hoch, wie ich es nicht oft unter den Frauen und Mädchen unserer „Gesellschaft" gefunden, die doch so gern mit ihren Gefühlen prahlt. Und weil sie ihr nun dieses Herz gebrochen, deshalb nahm sie sich das Leben, die dumme Mascha. Sie wußte eben noch nicht, daß es sich auch ohne Herz ganz gut leben läßt."

Peter Grigorjewitsch schwieg und blickte finster vor sich nieder. Unter der rauhen Außenseite dieses Mannes, mit seinen oft groben Worten und einfachen Geberden, lag ein warmes, menschlich fühlendes Gemüth, das er sich trotz seines Berufes zu bewahren gewußt hatte.

„Ja, ja, die Mascha," begann er wieder. „Doch warten Sie, ich will Ihnen die Geschichte erzählen, damit Sie seh'n, was wir noch für ein dummes Volk sind, und wie viel Mühe ihr Europäer (hier lächelte er verächt-

lich, er liebte nicht den Westen) noch mit uns haben werdet, bis wir ebenso klug und gebildet, ebenso praktisch und — herzlos werden, wie Ihr es seid. Also machen Sie die Ohren auf und hören Sie.

Zwanzig Werst von hier, auf jener Seite des Flusses liegt ein Dorf, das nicht so arm und schmutzig ist, wie es alle übrigen sind, vermuthlich weil es an Schenken fehlt. In diesem Dorfe lebte ein Bauer, jetzt hat er sich zu Tode gesoffen, damals war er aber ein fleißiger, nüchterner Kerl, der keinen Tropfen Branntwein in den Mund nahm. Es ist ein merkwürdiges Volk, das unsrige; entweder trinkt es gar nicht, oder so, daß es vierfüßig nicht nach Hause findet. Der Alexei Jegorow also trank keinen Schnaps und war deshalb gesund und wohlhabend. Er hatte nur eine Tochter, ein bildhübsches, frisches, dunkles Mädel, wie es nur je den rothen Sarafan getragen. Dieses Mädchen war meine Mascha, die sich vor fünf Jahren, in solch' einer Nacht, wie sie es heute ist, am Fensterkreuze aufgehängt."

Der Erzähler machte eine Pause. Der Wind rüttelte an dem Fenster und ich sah die Mascha am Fensterkreuze unheimlich hin- und herschwanken.

„Die Mascha war also," fuhr Grigorjewitsch fort, „neunzehn Jahre alt, als der Vater ihr sagte, sie müsse nun den Pawel heiraten. Unsere Frauen und Töchter des Volkes sind noch nach alter Sitte an Gehorsam und Ehrfurcht gewöhnt und wissen Nichts von Eurer Frauen-Emancipation. Und ist es denn auch nicht einerlei, ob die Mascha den Pawel oder den Peter, den Iwan oder den Michael heiratet? Es ist dasselbe Leben voll Last und Arbeit, Mühe und Plage, das sie erwartet. Der Unterschied liegt nur in der Zahl der Schläge. Hängt auch die Peitsche nicht mehr über dem gemeinsamen Schlafbette, so hat doch die Faust ihre alte Macht behalten."

So wurde also die Mascha des Pawel Frau und hätte es nicht so schlimm gehabt, denn der Pawel war ein hübscher Bursch und — trank ebenfalls nicht. Da aber kam das Schicksal in Gestalt des bunten Rockes. Der Pawel mußte loosen, zog eine böse Nummer und sollte nun Soldat werden. Das war ein Jammern und Gewinsel. Half aber Alles nicht, denn der Pawel konnte nicht loskommen, so viel er auch dem Doctor zu zahlen versprach. Weiß der Himmel, sind die Doctore ehrlicher oder furchtsamer geworden, genug, die hundert Rubel, die einst Wunder thaten, haben ihre alte Zauberkraft verloren. Der Pawel wurde also Krieger, so wenig Lust er auch dazu verspürte und als der Abschiedstag gekommen, da trank er sich aus Leib und Schmerz den ersten Rausch an.

Drei Jahre waren vergangen. Die anfänglich alle Vierteljahr anlangenden Briefe des Pawel blieben aus. Wer wußte, wo der Sandhügel lag, der seine Knochen deckte? Rußland ist groß und dergleichen Sandhügel gibt es viel. Da kam eines Tages der Spiridonow, des Pawel bester Freund, nach Hause. Das ganze Dorf lief zusammen und schlug die Hände über den Kopf, als es sah, was der Soldatenstand aus ihm gemacht. Der ungeschlachte Bauernlümmel hatte sich in einen schmucken Mann verwandelt, dem der schwarze Bart gar trefflich zum gebräunten Gesicht und der weißen Feldmütze stand. Auf der Brust glänzte das silberne Georgskreuz (das kannten schon die Bauern) und zwei „Mandeln", wie das Volk die Medaillen nennt.

Das Kreuz und die Mandeln hatte sich der Spiridonow, wie er sagte, auf den Bergen des Kaukasus und in den Steppen und Wüsten Turkestans geholt. Meere und Berge hatte er gesehen, mit den „Bussurmanen" und „Ungläubigen" hatte er gefochten, Unterofficier und Cavalier dazu

war er geworden. „Ja, ja," sagten, die Köpfe schüttelnd, die Weisen des Dorfes, „dumm und unwissend hat der Spiridonow des Kaisers Rock angezogen und klug und gelehrt, mit Orden und Ehren geschmückt ist er heimgekehrt. Ein dummer Bauer war er, als er fortging und nun sehen wir ihn als Cavalier wieder. Und lesen und schreiben kann er und rechnen besser als der Stanavoi." Und alle Welt schaute mit Ehrfurcht und Neid auf den Spiridonow, der auf der breiten Brust das Georgskreuz trug und rechnen konnte, wie der Stanavoi.

Und nun erzählte er dem hochaufhorchenden Dorfe, wo er Alles gewesen und was er Alles gethan. Ein Jahr müsse man gehen, um dorthin zu kommen, wo er im furchtbaren Kampfe eigenhändig zehn Ungläubigen den Garaus gemacht. Eine Hitze gäbe es dort, daß man den Samowar nicht mit Kohlen, sondern mit glühendem Sande aufstelle. Das blaue Meer habe er gesehen, das größer sei, als das ganze Gouvernement, und Berge, höher als die Wolken. Mund und Ohren sperrten die Bauern auf und beistimmend nickend schüttelten die Dorfweisen die Köpfe und die Weiber machten das Zeichen des Kreuzes, solch' furchtbare Dinge hörend.

Doch selbst im Dorfe verliert die Neuheit ihren Reiz. Als daher Spiridonow die Erfahrung machte, daß die Schnäpse, mit denen man ihn tractirte, seltener wurden und die männlichen Zuhörer nicht mehr so vergnügt ausschauten, wenn er von der niegesehenen und unbeschreiblichen Schönheit der Tscherkessen-Mädchen sprach — da hing er seinen schönen Uniformrock an den Nagel und begab sich auf das seiner alten Mutter gehörende Feld, wie früher im Schweiße seines Angesichts das dürftige Brot des russischen Bauern zu essen.

Der Dichter, der da singt, daß im Frühling, wo alle Knospen springen, auch die Liebe sich zu regen beginne und ihre meisten Opfer fordere, hat dabei gewiß nur an uns Stadtmenschen gedacht, die nun die Zeit haben, nach Herzenslust zu lieben und im Frühjahre unsere knospende Liebe durch Wald und Feld spazieren zu führen, damit sie nicht sterbe, wie eine saft- und kraftlose Pflanze. Für den Bauern, den Landmann sind aber der Frühling und der Sommer und der Herbst nicht zum Spazierengehen geschaffen. Er muß arbeiten, schwer arbeiten, vom frühen Morgen bis zum späten Abend. Er hat keine Zeit und auch keine Lust, an Liebe zu denken; er will essen, schlafen und höchstens am Feiertag betrunken sein.

Wenn aber der haushohe Schnee die Dächer des Dorfes fast verdeckt, aus dem nahen Walde das Gebell der hungrigen Wölfe dringt, daß die Hunde sich ängstlich verkriechen, wenn Alles vor Kälte knirscht und knackt und die Mädchen in den Hütten zusammenkommen, um beim flackernden Lichte des Herdes ihre einförmigen Lieder zu singen — dann hält der Liebesgott auch hier seinen Einzug in diese dumpfen, engen Stuben, in diese frischen, jungen Herzen, die noch nichts wußten von Liebesqual und Liebeslust, und denen ein Pfefferkuchen viel süßer dünkt, als der glühendste Kuß des Geliebten.

Auch das Herz unseres Spiridonow, das Kriegsgetümmel und Kriegeselend nicht gehärtet hatten, wurde in solch' einer Winternacht weich, als die Mascha mit klangvoller Stimme das Lied vom Rekruten sang, der seine Braut verlassen mußte und als er wiederkam, sie nicht mehr wiederfand, denn sie war des Andern Frau geworden. Seitdem kam der Spiridonow jeden Abend zu den Spinnerinnen, um ihren Liedern zu lauschen, oder ihnen von fremden Ländern und fremden Völkern zu erzählen. Als die Osterglocken in das Land läuteten, hatten sich die beiden Herzen gefunden.

Dachten die Mascha und ihr Geliebter aber an den Pawel, der vielleicht in derselben Nacht in irgend einer Kirche die Kniee beugte und des fernen Heimatsdorfes gedenkend, für Frau und Eltern in kindlicher Andacht betete? Nein, sie hatten ihn vergessen, längst vergessen. Seit zwei Jahren war keine Nachricht von ihm gekommen. Wer wußte, ob er noch lebte, ob er zurückkam und ihrer noch gedachte, der kaum gekannte und nie geliebte Mann. Hier aber liebte sie den schönen Spiridonow, der so viel gesehen und so gelehrt und tapfer war.

Es ist aber ein übles Ding um die Liebe; sobald sie am süßesten schmeckt, kommt gleich der bittere Nachgeschmack hinterdrein. Stießen sich auch die Weiber die Ellbogen in die Seiten, so hat einerseits unser Volk ein zu versöhnliches Gemüth, um sich lange fremder Sünden zu erinnern und andererseits ist eine solche Begebenheit durchaus nicht so selten.

Da — es war im Herbste — trat eines Tages der Pawel in die dumpfe Stube, als gerade der Spiridonow bei der Mascha saß und das Kind auf den Knieen schaukelte. Leichenblaß wurde der Spiridonow, war er gleich ein Held und Krieger. „Wie kommst Du Hundesohn zu meinem Weibe?“

Der Spiridonow blieb stumm.

„Und wessen Kind ist das?“

Die Mascha schwieg.

„Hinaus, Teufel, so lang Du noch athmest. Und wenn Dir Dein Leben noch lieb ist, so komme mir niemals vor die Augen!“ So schrie der Pawel.

Und der Spiridonow? Er schlug die Augen nieder vor dem betrogenen Jugendfreunde und ging.

Und die Mascha? Sie fiel vor dem Manne heulend nieder und umfaßte zitternd seine Kniee.

Und der Pawel? Er ging hinaus, zur Schenke hin, um im Sorgenbrecher, dem Branntwein, Trost und Frieden zu suchen.

Es begann ein trübseliges Dasein für die Mascha. Kein freundlich Wort kam über die Lippen des Mannes und den rohesten Mißhandlungen war sie und ihr Kind von Seiten des Trunkenboldes ausgesetzt. Als der Pawel, am Tage seines unerwarteten Erscheinens seinen Rausch ausgeschlafen, erzählte er dem zitternden Weibe seine Geschichte. Er hatte mit dem Spiridonow in einem Regiment gestanden, wo sie anfangs brüderlich gelebt und die Freuden und Leiden des Soldatenstandes getheilt hatten. Als er, der Pawel eben zum Unterofficier avancirte, da habe die Freundschaft aufgehört, denn nun sei er hochfahrend und grob geworden. An einem Feiertage nun, da habe er im Rausche dem Spiridonow vor der Fronte in's Gesicht gespieen, dafür sei er, auf drei Jahre in die Arrestanten-Compagnie gekommen. Er habe damals dem Jugendfreunde, der ihm seinen guten Namen genommen und ihn zu einem Verbrecher gemacht, Rache geschworen und als er in die Heimat zurückgekehrt sei, nach der er sich so gesehnt, da habe er sein Weib als die Geliebte desselben Mannes wieder gefunden, der ihn schon einmal unglücklich gemacht.

Mit Angst und Reue im Herzen hörte die Mascha auf die Erzählung ihres Mannes und als er geendet, da fiel sie schluchzend vor ihm nieder und wiederum schlug der Pawel mit der Faust nach ihr und wiederum ging er in die Schenke zum alten Freund, dem tröstenden Branntwein.

Ostern, dieses größte Fest des russischen Volkes, war gekommen. Mochten in der Osternacht die Kirchen auch noch so sehr mit frommen Betern angefüllt gewesen sein, heute, am zweiten Feiertag, waren die Schenken und Theehäuser der Stadt es nicht min-

der. Mundet doch der Branntwein nach der langen Fastenzeit doppelt süß. In einem dieser Theehäuser saßen in zärtlichster Umarmung der sinnlos betrunkene Pawel und sein früherer Freund Spiridonow und neben ihnen mit glücklichem Gesichte die Mascha. Vor einer Stunde war der Spiridonow in's Haus getreten und vom betrunkenen Pawel mit einer Umarmung begrüßt worden. An solch' einem heiligen Festtage müsse aller Groll und alle Feindschaft vergessen sein, hat der Pawel gesagt. Heute sei Ostern, der Versöhnungstag, und deshalb bitte er den Spiridonow, wieder sein Freund zu werden und mit ihm ein Glas auf ferneres beiderseitiges Wohlergehen zu trinken. Der Spiridonow war mit Freuden darauf eingegangen und so wurde die Freundschaft von Neuem unter Thränen, Küssen und Umarmungen geschlossen.

Es war bereits dunkle Nacht, als sich die drei auf der Rückfahrt in's heimatliche Dorf befanden. Röchelnd und unverständlich mit sich sprechend lag der viehisch betrunkene Bauer auf dem Boden des von seiner Frau geleiteten Gefährtes. Neben ihm saß der wiedergefundene Freund. Plötzlich richtet sich der Pawel auf.

„Hast Du mein Weib noch lieb?“

Erstaunt sieht der Spiridonow auf.

„Hast Du mein Weib noch lieb, frag' ich Dich?“

„Nein!“ antwortet zögernd der Gefragte.

„Aber Du sollst es lieb haben. Ich will es. Gib ihr gleich einen Kuß!“

Der Spiridonow rührt sich nicht.

„Was,“ schreit plötzlich der Pawel auf, „Du, der Du mich zum Arrestanten gemacht, Du, der Du mir mein Weib verführt, dem ich Alles vergeben und verziehen, und nun liebst Du sie nicht einmal! Hundesohn, da hast Du es?“

Und mit aller Kraft schleudert er ein neben ihm liegendes Hufeisen dem Freunde an den Kopf. Lautlos, leblos, mit Blut überströmt sinkt der Spiridonow vom Wagen.

Als die entsetzte Mascha den Spiridonow vom Boden hebt, athmet er nur noch schwach und wie sie im Dorfe anlangen, ist der Geliebte eine Leiche.

Und wissen Sie nun, wie die Mascha in's Gefängniß kam? Ich will es Ihnen erzählen. Die Mascha sah hier den Finger Gottes. Sie glaubte, es sei die Strafe für ihr Verbrechen und sie müsse nun dasselbe sühnen, am Manne und Geliebten. Sie gab sich also für die Mörderin des Spiridonow aus und erzählte, daß in der Nacht nach dem geschlossenen Freundschaftsbunde in der Schenke sie vom Geliebten überfallen worden, der seine alten Rechte habe geltend machen wollen und, um sich zu retten, habe sie ihn getödtet. Erst später gab der von Gewissensbissen gequälte Pawel den wahren Sachverhalt an. Zu spät. Die Mascha hatte den Tod des Geliebten und die Schmach und Schande nicht länger überwinden können und sich am Fensterkreuze aufgehängt.

Das ist die Geschichte von der dummen Mascha,“ schloß der Gefängniß-Inspector.

Draußen aber tobte der Sturm in ungehinderter Gewalt. Alle bösen Geister schienen sich hier ein Stelldichein gegeben zu haben. Doch horch, was war das? In die eben eingetretene Stille klang eine seltsame, gedämpfte Melodie, scheinbar aus der Erde kommend, dumpf und leise. „Sie beten,“ sagte Peter Grigorjewitsch.

Ja, sie beteten! Es war eine geistliche Melodie, die aus der benachbarten Zelle, durch die dicken Mauern gedämpft, nur undeutlich zu uns herübertönte. Sie beteten, diese Unglücklichen und Elenden, Einsamen und Verlassenen, die die Sturmesnacht nicht schlafen ließ und wie ein Geisterruf zog ihr Gebet leise verhallend durch das unheimliche Gebäude.

Der schwarze Robert oder: Meine Frau und ich.

Eine Novelle von Emil Cohnfeld.

(Fortsetzung.)

Ich stutzte etwas. Meine Phantasie, ganz bei der Sache, war in der That ein wenig erregt. — — Das Klopfen an meiner Thür, das sonst im Hause nicht üblich war, kam mir ordentlich unheimlich vor, und ich glaubte mich getäuscht zu haben. Da pochte es abermals, noch leiser.

Ich legte ganz verwirrt die Feder nieder, strich mir über die Stirn und fragte unsicher: „Ist denn da Jemand?"

Es pochte zum dritten Mal, etwas bestimmter.

„Herein!" schrie ich ärgerlich, — unwirsch über die Consternirtheit, in die mich bei meiner Phantasieversunkenheit die plötzliche Störung versetzt hatte, und verwundert über die ungewohnte Form dieser Störung, von der ich mir momentan gar nicht erklären konnte, was sie zu bedeuten habe.

Die Thür öffnete sich ein klein wenig, nur so weit, daß sich unser Mädchen für Alles schüchtern hindurch schieben konnte. Das Mädchen schob sich schüchtern hindurch, blieb verlegen an der Thür stehen und sagte stotternd: „Der Herr — der Herr will doch wohl nicht gestört sein ....?"

„Nein!" rief ich ärgerlich zurück, „gewiß nicht! Was willst Du denn?"

„Ich dachte — der Herr will doch gewiß nicht gestört sein, ich — darf ihn daher wohl nicht zum Kaffee rufen, und — und — und da ...." sie stockte.

„Nun, zum Henker, was willst Du denn nun eigentlich von mir?" schrie ich erbost.

„Und — da wollte ich lieber erst fragen, ob ich dem Herrn vielleicht den Kaffee — Kaffee hier herein bringen sollte ...." schluckte das Mädchen verlegen.

„Aber Frauenzimmer, bist Du denn verrückt?" schrie ich entrüstet und sprang auf. „Also darum störst Du mich wie ein Gespenst mit dreimaligem Klopfen? Plagt Dich der Satan? Weshalb bist Du denn nicht einfach hereingekommen, wie?"

„Ich — ich traute mich nicht ...." stotterte das Mädchen für Alles und schlug die Augen nieder.

„Trautest Dich nicht?" rief ich in höchstem Aerger aus. „Das ist ja noch schöner! Bin ich ein Wütherich, ein Haustyrann, an den man sich nicht eine Frage zu richten getraut? Scheer Dich zum Teufel mit Deinem Kaffee und Deinen Fragen, — Du hast mich mit Deinem Unsinn dreimal so sehr gestört, als wenn Du einfach herein gekommen wärst und gefragt hättest, wie es sich gehört!" Erschreckt schlich das Mädchen hinaus und entrüstet eilte ich zu meiner Frau in das Kaffeezimmer.

„Ist das nicht zum Tollwerden!" rief ich erregt zu, „klopft dies verrückte Mädchen erst dreimal geheimnißvoll an, daß ich aus meiner Arbeit erschreckt auffahre; schleicht dann wie ein Gespenst in's Zimmer, läßt sich erst jedes Wort wie mit Hebeln entwinden, — nur um mich zu fragen, ob sie mich mit dem Kaffee stören dürfe oder nicht? Was sagst Du dazu?"

Meine Frau saß verlegen am Kaffeetisch, die Augen niederschlagen, und sagte gar nichts.

„Du schweigst!“ fuhr ich ärgerlich fort, „ist es denn aber in Ordnung, was da durch den Unsinn eines Mädchens angerichtet wird? Muß man nicht seine Dienstboten so gewöhnen, daß sie sich zu benehmen wissen? Ich werde mir das Mädchen sofort hereinrufen und ihr ein für alle Mal Instruction geben, wie sie sich in solchen Fällen zu verhalten hat!“ Ich wollte hinaus.

„Lieber Mann — thue das nicht!“ bat Laura kleinlaut und mit sehr rothem Gesicht.

„Nicht? Ja, warum denn nicht?“ fragte ich entrüstet.

„Weil — weil das Dienstmädchen nicht dafür kann!

Ich — — ich hatte ihr gesagt, daß — daß sie Dich erst fragen möge ....“ Laura schlug die Augen so tief nieder wie es nur irgend ging und schien sehr gebeugt.

„Du?“ fragte ich verblüfft.

„Ja! Du wirst — Du wirst mich nicht vor dem Dienstmädchen compromittiren wollen ....“ bat sie leise und wischte sich eine Thräne aus dem Auge.

„Nein!“ versicherte ich ungewiß, „aber weshalb hast Du mich denn nicht lieber selbst gefragt?“

„Ich ....“ sie stockte.

„Nun?“

„Ich — traute mich nicht!“

Mir schwindelte von Neuem! Sie getraute sich nicht und das Dienstmädchen getraute sich nicht! Himmel, ich hatte geglaubt, der nachsichtigste, zartfühlendste Mann von der Welt zu sein, und was mußte ich für ein Barbar, für ein Haustyrann sein! Ich stand ganz verblüfft und nahm mir allen Ernstes vor, mich mehr zu mäßigen. Als ich mich verheiratete, hatte ich einigermaßen in der Furcht gelebt, aus lauter Liebe und Nachsicht für meine Frau mir selbst ganz unbewußt unter den Pantoffel zu kommen, und hatte mir vorgesetzt, meine, sehr feste Willenskraft nur ja recht zusammenzunehmen, um mich davor zu schützen und nun hatte ich dies allem Anschein nach in zu hohem Maße gethan, hatte übertrieben und war ein Tyrann geworden! Ich staunte darüber, denn ich hatte bisher wirklich noch gar nichts davon gemerkt! — Was doch aus dem Menschen alles werden kann, wenn er nicht recht auf sich aufpaßt .... besonders in der Ehe!

Ich bemühte mich, äußerst liebenswürdig zu meiner Frau zu sein, obschon ich mich, ganz offen gestanden, ein bischen nervös fühlte, und suchte sie mit der Versicherung zu beruhigen, daß die Sache ja gar nichts zu bedeuten habe. Sie weinte, lächelte aber gleich wieder unter Thränen, als sie sah, wie gütig ich war. Wir nahmen gemeinschaftlich unseren Kaffee ein, und Alles wäre gut gewesen, wenn mir nur nicht der unselige Schwarze Robert ewig im Kopf gelegen und mich nervös gemacht hätte. Ich dachte an ihn, war zerstreut und gab mehrmals verkehrte Antworten. Meine Frau merkte das und sagte nach dem Kaffee seufzend: „Nun gehst Du wohl gleich wieder zu Deinem Robert?“

„Ja, liebes Kind,“ erklärte ich ruhig, „die Arbeit ist versagt, der Buchhändler wartet auf sie und ich habe sie viel zu lange verschoben. Sie müßte schon fertig sein.“

„Wozu aber? Du schreibst doch sonst nie solche grauliche Geschichten, — Du hast jetzt Ferien in Deinem Amt und könntest Dich in dieser Zeit einmal so hübsch ruhen .... weshalb da die schöne Zeit mit solchem Zeug ausfüllen?“

„Du weißt, daß ich *gern* schreibe,“ gab ich etwas verstimmt zur Antwort, „und der Stoff ist ein ungemein interessanter, verwickelter! Es erfordert viel Scharfsinn und historischen Blick, Aufklärung in jene seltsamen Vorgänge zu bringen, die theils historisch verbürgt sind, theils bisher in ein tiefes

Dunkel gehüllt waren. Sie greifen in die Geschichte jener Zeit ein; zum mindesten sind sie von hoher Wichtigkeit für die Familienverhältnisse und die Geschichte eines noch heut' blühenden mächtigen Adelsgeschlechtes .... begreifst Du nicht, daß es das Interesse eines Freundes historischer Forschung fesseln kann, diese Dinge als der Erste endgültig aufzuklären?"

„Mehr fesseln als das Interesse für seine Frau?" warf Laura schmollend hin.

„Nicht mehr fesseln, nur mehr der Zeit in Anspruch nehmen, liebes Kind, das mußt Du nicht mit einander verwechseln!" beschwichtigte ich freundlich. „Um Dir aber zu beweisen, wie wenig ich Dich darüber vergesse, bring' das Schachbrett und laß uns unsere Partie spielen!"

„Schach!" rief meine Frau jubelnd aus und schlug freudig die Hände zusammen. „Du willst mit mir spielen? Und Dein schrecklicher Robert —?"

„Mag warten!" lächelte ich. „Nach der Partie gehe ich um so fleißiger an ihn und hole die kleine Versäumniß bald nach."

„Herzensmann!" Laura flog mir jubelnd um den Hals und flog dann jubelnd aus dem Zimmer, um das Schachbrett zu holen.

Ich hatte ihr diese kleine Concession machen müssen, nicht wahr, lieber Leser? Oder vielmehr nicht wahr, liebe Leserin? Sollte ich meine guten Vorsätze gleich damit beginnen, daß ich mich wieder als Tyrann zeigte? — Meine Frau spielte sehr gerne Schach; ich auch. Seit unserer Verheiratung spielten wir jeden Nachmittag nach dem Kaffee unsere Partie, sollte ich so grausam sein, sie gerade heut' nach all' dem Vorgefallenen und nach meinen kaum gefaßten guten Vorsätzen ausfallen zu lassen? Doch gewiß nicht! Ich ließ den Schwarzen Robert bei Seite rochiren, stellte den Thurm meiner Galanterie vor ihn und sagte mir, daß ich ja nachher den Grafen Sorbenna auftreten lassen könne, der gleich durch eine Erkennungsscene mit Ludmilla von Warnburg den Leser mitten hinein ....

Da kam Laura mit dem Schachbrett!

Ich schreckte empor wie ein ertappter Sünder, denn ich hatte mich schon wieder mitten in den Wirrnissen des Schwarzen Robert befunden. Zum Theil ärgerte ich mich darüber, — konnte mich denn der Unglücksmensch nicht ein halbes Stündchen in Ruhe lassen, um mich auch einmal meiner Frau zu widmen? Zum Theil aber bedauerte ich auch, daß Laura nicht noch eine einzige halbe Minute fortgeblieben, mir hatte soeben die Scene zwischen Sorbenna und Ludmillen so deutlich vorgeschwebt, noch einen Moment und ich hätte sie im Kopf gehabt .... nun kam das Schachbrett! Ich trippelte nervös mit den Füßen, aber ich nahm mich zusammen.

Meine arme Frau merkte zum Glück nichts. Sie erklärte mir freundlich und mit schelmischem Blick, sie werde nun auch eine von meinen schönen Apfelsinen beim Spiel essen, worüber ich mich sehr geschmeichelt fühlte, und dann stellte ich die Apfelsinen auf, während meine Frau ihre Figuren schälte ....

Ach nein doch! Was bin ich verwirrt! Ich stellte die Figuren auf, während meine Frau ihre Apfelsine schälte! Ich war an jenem Tage so zerstreut, ich dachte wahrhaftig lauter Unsinn.

Wir spielten. Ich glaube nicht, daß es die beste Partie war, die ich in meinem Leben gespielt, denn ich machte mehrere ersichtliche Fehler und soeben hätte mir Laura bequem einen Thurm schlagen können, wenn sie nur ihren Läufer aus seiner verdeckten Stellung hervorgezogen hätte. Ich ärgerte mich darüber .... oder nein, das gerade nicht; sondern ich ärgerte mich eigentlich darüber, daß Laura es nicht sah! Wie kann man

so unaufmerksam sein! „Paß doch auf!“ sagte ich unruhig, „Du hättest mir soeben den Thurm nehmen können?“

„Wie so denn?“ fragte sie harmlos und schob ein Stückchen Orange in den Mund.

„Wenn Du Deinen Läufer gezogen hättest.“

„So?“ sagte sie gleichgültig. „Die Apfelsine stört mich — sie schmeckt aber auch gar zu schön!“

Wie gleichgültig sie das sagte! Nämlich das von dem Läufer; denn das von der Apfelsine sagte sie mit dem ganzen Interesse eines ächten Leckermäulchens. — Unsinn! Wie man sich nur von einer Apfelsine so ablenken lassen kann! Sie spielte heut' wirklich schlecht, sie bemerkte nicht einmal, daß ich soeben in Gedanken falsch rochirt hatte, was ich erst beim nächsten Zuge sah und nun nicht mehr redressiren konnte. Ich spielte auch ein bischen zerstreut, das ist wahr; aber ich that's nur, weil ich an den Schwarzen Robert dachte und ihre Apfelsine mich störte. Ich wartete mit nervöser Spannung darauf, daß sie sie endlich verzehrt haben würde, damit sie dann aufmerksamer spiele .... aber verwünscht! Die Apfelsine war so schön, daß sie sie mit einem wahren Hochgenuß behandelte. Langsam, jedes Stückchen einzeln bedächtig, schob sie die Häppchen in den Mund, dabei in tiefes Sinnen versunken, — aber anscheinend in Sinnen an die Apfelsine, nicht an das Spiel! Ist einem Menschen schon so etwas vorgekommen? Ich wünschte, ich hätte heut' Morgen etwas Gescheidteres gethan als Apfelsinen gekauft!

Wahrhaftig, meine Frau kaute und schmatzte und beschäftigte sich so ernsthaft mit der unseligen Orange, wie ein leckerhaftes Kind mit einem Bonbon! Aus Aerger griff ich wüthend ihre Königin an, und indem sie mit der einen Hand bedächtig ein neues Stück Apfelsine zwischen den Lippen schob, that sie mit der andern Hand, scheinbar sehr vertieft, aber offenbar ohne sich Rechenschaft davon zu geben, einen falschen Gegenzug.

„Laura!“ rief ich ganz entsetzt, „was machst Du denn — Du verlierst ja Deine Königin!“

„O weh,“ sagte sie kauend, „da muß ich wohl den Zug zurücknehmen, wie? Welcher war es denn?“

„Du spielst furchbar zerstreut!“ sagte ich nervös.

„Das macht die Apfelsine,“ erwiderte sie unbefangen, „sie schmeckt zu schön!“

„Eines kann man doch aber nur,“ betheuerte ich entrüstet, „entweder Apfelsine essen oder Schach spielen! Du verdirbst ja die ganze Partie!“

„Mein Gott, ist denn aber Schachspielen etwas so Wichtiges, daß man nicht einmal ein Stückchen Apfelsine dabei naschen kann?“ sagte sie beleidigt. „Dann hättest Du sie mir nicht mitbringen sollen — ich habe sie nur gegessen, um Dir eine Freundlichkeit zu erweisen!“

„Das mag schon sein“, erklärte ich ärgerlich, „aber jedenfalls hat sie Dir so gut geschmeckt, daß Du darüber furchtbar zerstreut gespielt hast!“

„Du wirfst mir also vor, daß mir das gut schmeckt, was Du mir mitgebracht hast?“ rief Laura tief beleidigt und schob die Apfelsinenhälfte empört bei Seite. „Ich werde nicht mehr davon essen, keinen Bissen, wenn Du ihn mir doch nicht gönnst — ich werde überhaupt nicht mehr essen, was Du mir mitbringst, Du liebloser Mensch!“

„Du kannst doch aber, zum Wetter, die Apfelsine auch zu anderer Zeit essen, nicht gerade beim Schachspiel, wo sie doch stört!“ erklärte ich ärgerlich, erregt durch den *lieblosen Menschen*. „Du weißt, es macht mich nervös, Dich unaufmerksam Schach spielen zu sehen, und wenn ich Dir schon das Opfer bringe, die Partie trotz meiner pressirten Zeit nicht aus-

fallen zu lassen, so kannst Du doch wenigstens bei der Sache sein, nicht beim Apfelsinenessen!"

Mit dem Opfer hatte ich Oel in's Feuer gegossen — wahrhaftes Petroleum mit aufgelöster Schießbaumwolle darin! „Opfer?" schrie Laura entrüstet auf und brach in Thränen aus: „Es ist Dir also ein Opfer, wenn Du mir ein paar Minuten Deiner Zeit widmest und Du wirfst es mir vor?! Oh —" und sie sank schluchzend auf das Sopha, „ich werde nicht wieder solches Opfer von Dir verlangen, ich werde es nicht wieder von Dir annehmen — ich weiß jetzt, daß Du nur mit Ueberwindung Deinem Pflichtgefühle zu mir folgst! Deine Liebe ist hin, Du hast nur noch Härte und Schonungslosigkeit für mich, Alles ist nur noch Schein und mühsame Verstellung!"

„Laura," fuhr ich auf, „bringe mich nicht außer mir! Ich kann das nicht anhören, was Du da sagst!"

„Du willst überhaupt nichts mehr von mir anhören, ich weiß es," fuhr sie fort und lief händeringend im Zimmer umher: „Du willst Deiner zügellosen Heftigkeit Raum geben, trotz all' meiner Sanftmuth und Nachgiebigkeit! — Ach, ich unglückliches Weib, er ist meiner überdrüssig, er lehnt sich gegen meine Liebe auf, — oh, ich werde Dich von meiner Gegenwart befreien!"

„Bist Du von Sinnen, Frau!" zitterte ich mit nur noch mühsam erhaltener Fassung, „ich biete das Aeußerste auf an Nachgiebigkeit und Liebe — —"

„Den ganzen Tag hat er mich gequält und ich habe es wie ein Lamm ertragen," jammerte Laura, die bereits nur noch in der dritten Person von mir sprach, „und nun dennoch, dennoch diese fürchterliche Katastrophe!"

„Ich Dich gequält?" rief ich entrüstet aus und faßte krampfhaft meine beiden Rockklappen, die ich schüttelte, als hätten sie es verbrochen; „nervös gemacht hast Du mich den ganzen Tag mit Deiner Unvernunft, bis zum Aeußersten!"

„Oh, diese Worte, diese harten, rücksichtslosen Worte! Ich Dich nervös gemacht! Gefoltert hast Du mich, verletzt, beleidigt bis auf's Aeußerste!" schluchzte Laura zurück.

„Ich Dich beleidigt? Ein Lamm bin ich gewesen, ein Schaf an Sanftmuth, ich habe Alles ertragen — —"

„Vernachlässigt hast Du mich, unbeachtet gelassen, bis die Goldfischschale umfiel!" argumentirte Laura hinderingend, als sei die Goldfischschale von meinem Unbeachtetlassen ihrer Person umgefallen, „krank gemacht hast Du mich vor Kummer, mich eingeschüchtert, wie eine Sklavin, daß ich Dir nicht mehr eine Tasse Kaffee anzubieten wagte, — beschämt, compromittirt hast Du mich vor dem Dienstmädchen, mich armes, unglückliches, gedemüthigtes Weib!"

„Frau!" schrie ich jetzt wirklich außer mir, „hör' auf — ich ertrag' das nicht länger!"

„Du sollst es auch nicht — ich gehe von Dir!" jammerte sie und warf sich schluchzend wieder auf das Sopha.

„Laura!"

„Ich kehre zu meinen Eltern zurück — ich will Dich von meiner Gegenwart befreien — ich bin unglücklich! Du hast mir das Glück meines Lebens geraubt — und das Alles wegen so einer gottlosen Geschichte, einer Grille, einem unseligen unnützen Zeug!"

„Der Schwarze Robert ist eine ehrenvolle Aufgabe, die ich mir gestellt," erwiderte ich heftig, denn ich wußte sehr wohl, was sie meine und fühlte mich gereizt in der Seele meines Helden, den ich herabgesetzt sah. —

„Ein Unglücksmensch ist er, ein Gift für unsere Ehe, ein schändliches, unnützes Ding von Geschreibsel!" fuhr

Laura ungestüm aus ihren Thränen auf. —

„Du beleidigst mich in ihm!" rief ich aufgeregt; denn ich konnte das nun einmal nicht vertragen. „Meine ganze Seele ist von ihm erfüllt, er ist mein geistiger Genuß in den Mußestunden —"

„Ein Ungeheuer ist er, wie Du ein herzloser Barbar!"

„Weil ich Deinen unverständigen Liebhabereien nicht mehr Nachsicht zolle, die mich nervös machen!"

„Meine unschuldigen Liebhabereien — wie die eines Kindes!" rang Laura die Hände.

„Eben darum!" zürnte ich, „Du bist kein Kind mehr, Du bist die Frau Deines Mannes!"

„Gewesen, gewesen!" weinte Laura, „ich kehre zu meinen Eltern zurück!"

„Zum Teufel, wer ist denn da?" schrie ich erbost nach dem Ausgange des Zimmers hin, denn es hämmerte da an der Thür, die ich vorhin in der Aufregung hastig verschlossen hatte, um das Mädchen fern zu halten, wie mit geballten Fäusten, welche durchaus Einlaß begehrten. Ich drehte den Schlüssel herum, die Thür flog sofort auf und eine große dicke Dame, sehr geputzt und mit hochrothem, leuchtendem Gesicht stand in derselben.

„Kinderchen, da bin ich!" sagte sie triumphirend.

„Tante Lina!"

Das rief ich. Laura warf sich, statt jeder Bemerkung schluchzend herum und verbarg ihren Kopf laut weinend in den Kissen des Sophas.

Tante Lina! Verehrter Leser! Als ich Dir erklärte, daß ich diesen Ausruf gethan, hast Du nicht begriffen, was in demselben lag! Wenn ich Dir annähernd mittheilen soll, was darin lag, so muß ich sagen: Bestürzung, Freude, Entsetzen, Beschämung, Hoffnung, Verzweiflung, Kopfbrummen, Freundlichkeit, Verzagen, Resignation, Fremdenzimmer, Hausumsturz, meine Schulden, mein Arbeitszimmer, Apotheke, Todesfall, zertrennte Kleidungsstücke, eine Viertelmillion und der Schwarze Robert!

Das ist viel, aber es ist wirklich wahr, es lag darin! Kenntest Du Tante Lina, verehrter Leser, so würdest Du's mir glauben! Tante Lina hatte viele Fehler, sonst war sie eine herzensgute Person. Sie war, „nehmt Alles nun in Allem," verrückt. Außerdem besaß sie eine Viertelmillion. Im Allgemeinen ist zwar Reichsein nicht gerade ein Fehler; aber manchmal doch. Zum Beispiel, wenn Derjenige, der damit behaftet ist, Tante Lina heißt, verrückt ist und zum Besuche angereist kommt. Um sich, sein Haus, seine Nerven, sein gesundes Gehirn und das Oberste als oberhalb des Untersten bleibend zu retten, würde man solchen Besuch mit dem Recht der Selbstvertheidigung schleunigst hinauscomplimentiren, die Thür verschließen, die Sicherheitskette vorlegen und an die Penaten seines Hauses ein Dank-Stoßgebet dafür richten, daß sie diesen Kelch haben an Einem vorübergehen lassen. Nun aber hat der Besuch zum Unglück eine Viertelmillion — mein Himmel, was will man machen! Der Uebelstand der der Viertelmillion ist einmal da und man muß mit den Thatsachen rechnen, besonders, wenn die Thatsachen Geld sind! Man muß die Menschen nehmen, wie sie sind, nicht wie sie sein sollen. — Tante Lina, also zum Beispiel mit der Viertelmillion. Das heißt: man muß sie aufnehmen, freundlich sein und sich, sein Weib, Magd, Vieh, Knecht oder Alles, was sein ist, auf dem Altar der Verwandtenliebe zum Opfer bringen, auf daß es Einem wohlgehe und man lange lebe auf Erden!

Außer ihrer Viertelmillion hatte Tante Lina, wie bemerkt, viele andere Eigenthümlichkeiten, welche ich vorhin als Fehler bezeichnete. Ob ich darin Recht hatte, magst Du selbst entscheiden, lieber Leser, wenn ich Dir Nä-

heres darüber sage. Tante Lina war eine herzensgute Person, die ungemein gern Gutes that und dabei sehr egoistisch war. Sie lebte sehr einfach und wenn sie kam, stellte sie zunächst das Haus auf den Kopf. Nachdem sie dies vollbracht, fiel ihr ein, daß es ähnlich wie früher doch besser sei und sie daher das Oben und Unten lieber wieder in den früheren Stand setze, wobei dann das Mittelste zu oberst, das Unterste in die Mitte kam und das Oberste sehen konnte, wo es bleibe. In ihrer Villa von 12 Zimmern befand sie sich eigentlich beständig auf der Wanderschaft. Alle vier Wochen wurde das Schlafzimmer in die Küche verlegt, die Kochmaschine im früheren Schlafzimmer errichtet, der Salon eine Treppe höher aufgeschlagen, das Boudoir im bisherigen Salon arrangirt und dann machte sie im Bibliothekzimmer Toilette, weil's ihr im Boudoir zu zugig war. Sie lebte der festen Ueberzeugung, daß die Himmelsrichtung von Einfluß auf den Schlaf des Menschen sei, und da sie bei ihrer Schlaflosigkeit — denn sie schlief nur von Nachts 12 bis Vormittag 11 Uhr — sehr viel auf einen ruhigen Schlaf gab, so befand sie sich in einem fortwährenden Experimentiren, nach welcher Richtung hin das Kopfende ihres Bettes wohl am besten stehe. Da ihre Ansicht hierüber öfters wechselte, so wechselte die Bettrichtung auch öfters. Sie war sehr corpulent und ungemein gesund, dabei aber fortwährend krank und da der ansehnliche Medicamentenvorrath in ihrem eigenen Besitz keineswegs ausreichte, so war stets ihre erste Sorge bei einem neuen Asyl, wo die nächste Apotheke sei und wer schnell hinlaufen könne, wenn „Etwas vorfalle." Sie besaß eine sehr stattliche Garderobe und hatte eine außerordentliche Vorliebe für geborgte Sachen. Wenn sie in's Theater ging, zog sie Stephanien's dunkelgrünen Rock an, der zu diesem Behufe in den Falten etwas ausgelassen werden mußte, legte dazu ihre braune Taille an, welche ihr am bequemsten saß, und welche ihr Caroline zu diesem Behufe von der Robe abtrennen mußte; entlieh sich, zur Verdeckung der andersfarbigen Taille Bertha's leichtes Sommertuch, nahm Ella's Fächer, da sie den ihrigen vergessen hatte, bat sich Gustav's Opernglas aus, weil dies handlicher sei als das ihre, und ersuchte dann Benno, vom Theater rasch nach Hause zu springen und ihr das ihrige zu holen, weil sie durch Gustav's nicht sehen könne. Sie verschwendete ungemein und war dabei sehr knauserig. Da sie der Ansicht war, daß sich aus Knochen eine sehr gute Bouillon kochen lasse, die dann „so gut wie gar nichts koste," kaufte sie immer recht große Kalbskeulen mit möglichst imposanten Knochen, briet sie, gab das Fleisch ihren Leuten, weil sie selbst Kalbsbraten nicht aß und bereitete sich aus den Knochen eine schmackhafte und sehr billige Bouillon. Ferner hatte sie meine Frau, ihre jüngste Nichte, sehr lieb, hatte ihre Viertelmillion in ersten Hypotheken angelegt, sprach viel von ihrem Testament, das höchst wohlwollend abgefaßt sei und war apoplektisch. Sie hatte, mit Einschluß meiner Frau vier Erben, das machte auf den Mann (oder die Frau) zweiundsechzigtausendfünfhundert Thaler.. Der Himmel schenke der guten Frau noch ein recht langes Leben, aber w e n n schon einmal ein Unglücksfall eintreten sollte — lieber Leser, nimm mir's nicht übel, aber so ein Unglücksfall ist doch keine Kleinigkeit!

So war Tante Lina und so kam sie zu uns zum Besuche. Unter den gemischten Gefühlen, welche mich bei ihrem Anblick bestürmten, spielte Schreck und Bestürzung keine geringe Rolle. Ich wußte, daß es jetzt mit dem Haushalt vorbei sei, wußte, daß ich für die nächste Zeit den Schwarzen Robert nicht werde in die Hand, viel weniger in den Kopf nehmen können und wußte, daß mir in dem Apfelsinenkriege mit

meiner Frau ein neuer furchtbarer Gegner aufgetreten sei — oder auch ein neuer gewaltiger Bundesgenosse, je nachdem Tante Lina Partei nahm! Sie hatte geschellt und war vom Mädchen eingelassen worden, ohne daß wir es in unserer Hitze bemerkt; sie hatte schon mehrmals vergeblich geklopft und endlich durch ein energisches Trommeln an der Thür von ihrer Anwesenheit Kunde gegeben. Sie hatte jedenfalls einen Theil unseres Streites draußen mit angehört und in mir fieberte es bei dem Gedanken, was nun alles kommen werde, wenn sie etwa auf Seite Laura's trat, welche dadurch in ihrem Unsinn bestärkt würde, oder wenn sie auf meine Seite trat und der Sache eine Spitze verlieh, die Laura's heikle Stimmung zum Aeußersten treiben mußte! Inzwischen hatte sie Laura und mir einen schallenden Begrüßungskuß gegeben, ohne scheinbar die Situation zu beachten, welch' überraschende Zurückhaltung mich mit einer mißtrauischen Beklommenheit erfüllte, hatte ihre beiden großen Garderobekörbe in das Kaffeezimmer stellen, einige andere Reisekoffer mitten in den Salon placiren lassen, weil sie dort am besten aus dem Wege seien, sieben Stück Handgepäck dem Mädchen vorläufig in der Küche aufzubewahren gegeben, bis sie sie ihr später wieder abverlangen werde, setzte sich nun inmitten des Zimmers auf einen Garderobekorb nieder, weil ihr die Polsterstühle zu weich seien und sagte unbefangen: „Ihr habt Euch ja gezankt, Kinder?"

„O nicht doch . . . eine kleine Meinungsverschiedenheit — —" entschuldigte ich verlegen.

„Die mir das Herz bricht!" schluchzte meine Frau ergänzend.

„Nicht der Rede werth . . wegen einer Partie Schach —"

„Die mir mein ganzes Unglück enthüllte!"

„Jesses!" sagte Tante Lina gedehnt und legte feierlich die Hände zusammen.

„Aber Laura!" ermahnte ich fiebernd.

Ich wußte, jetzt müsse es losgehen! Gespannt blickte ich auf Tante Lina, deren hochgezogene Brauen, wie mir bekannt, Gewitterwolken waren, aus denen im nächsten Moment der Blitz irgend eines zündenden Gedankens zucken mußte. Von ihr hing es ab, wie die Schlacht geschlagen werden solle; die Richtung, welche sie einschlug, mußte bestimmen, ob es ein Seekrieg, eine Landschlacht, oder allenfalls ein Gefecht mit Luftballons werden solle. Ein Widerstreben gab es bei ihr nicht, sie riß Alles mit sich fort. Ich warf mich also moralisch in Positur, machte mich auf das Aeußerste gefaßt und nahm mir vor, meinen Mann zu stellen, ob sie nun für oder gegen mich Stellung nahm. — Sie blickte uns Beide einen Augenblick scharf an, erhob sich dann majestätisch und sagte ruhig: „Laßt das, Kinder; ich will mich nicht in Eure kleinen Streitigkeiten mischen."

Ich stand vollkommen starr! Ich hatte geglaubt, Tante Lina ganz zu kennen und ich sah, daß ich sie noch nicht ausstudirt hatte! Alles hatte ich erwartet — aber das nicht! Das Ungeheuerlichste hätte mich durchaus gerüstet gefunden — nun kam aber nicht das Ungeheuerlichste, sondern das Natürlichste und ich gerieth außer Fassung! Da soll ein sterblicher Mensch noch wissen, woran er ist.

Meine Frau war gleichfalls so erstaunt über die unerwartete Wendung der Dinge, daß sie erschrocken zu weinen aufhörte, sich emporrichtete und sich die Augen rieb — ich weiß nicht, ob um sie zu trocknen oder weil sie zu träumen glaubte!

„Ich bin sehr angegriffen von der Reise," sagte Tante Lina, ohne im Geringsten von der ungeheueren Wirkung Notiz zu nehmen, welche sie hervorgebracht, „Ihr könntet mir wohl ein Zimmer einrichten, damit ich's mir ein Bischen bequem machen kann."

Laura erhob sich und ging an die Arbeit. Wir besaßen zum Glück ein überflüssiges Zimmer, das in solchen Fällen als Fremdenzimmer benützt werden konnte und das nach einiger Mühe in den von Tante Lina gewünschten Stand gesetzt war. Es mußte nur auf ihr Bitten ein Schrank herausgenommen und dafür eine Commode hineingesetzt werden, in welcher meine Frau zwar Tischwäsche aufbewahrte, die Tante Lina jedoch mit Leichtigkeit anderweitig placiren zu können erklärte, worauf sie sich's nicht nehmen ließ, dieselbe eigenhändig im Salon in das Porzellanspind zu packen, dessen Inhalt sie dafür auf dem Sophatisch aufbaute. Dann wurde das gesammte Gepäck in ihr Zimmer geschafft, bis auf drei Hutschachteln, welche sie am sichersten vor dem Zerdrücktwerden in der Speisekammer an zwei Schinkenhaken aufhängen zu können erklärte und während ich dann vor Schweiß triefte und meine Frau mit dem Dienstmädchen an das nachträgliche Aufräumen des in allen Stuben hervorgezauberten Chaos ging, legte sich Tante Lina im Wohnzimmer auf das Sopha und bekam einen Anfall, wobei sie mich ihr beizustehen bat. —

Ein „Anfall" war bei Tante Lina nichts Bestimmtes, sondern etwas ungemein Wechselvolles. Es gab nicht viele Capitel der Pathologie, welche nicht schon einige ihrer Paragraphen zu Anfällen für Tante Lina hergegeben hatten. Heute war es ein Schluckauf. Irgend welcher unselige Zugwind im Eisenbahnwaggon hatte ihr denselben zugezogen und sie lag auf dem Sopha und schluckte. Nicht gerade, daß der Schluckauf sehr stark gewesen wäre — er war im Gegentheile nur ganz schwach. Aber sie erklärte, es sei Gefahr vorhanden, daß er stärker werde und es sei ein regelrechter „Anfall." Da sie versicherte, sich den Magen erkältet zu haben, so mußte ich ihr das Perlkissen vom Salonsopha auf den Magen zu legen geben, weil dessen Plüschrückseite am besten wärme; darüber deckte sie ihr wollenes Morgentuch, das ihr meine Frau aus dem einen Koffer heraussuchen mußte und dann bat sie mich, zu ihrer Schwägerin Ulrike zu gehen und diese zu benachrichtigen, daß sie hier sei, da sie dieselbe möglichst bald sprechen wolle.

Ein Bote oder ein Brief hätt's auch gethan. Aber ich ging lieber selber, — der Leser wird diese Galanterie begreifen! Ich ging g e r n. Man muß gefällig sein, man muß.. nun, kurz und gut, ich war froh, daß ich wegkam!

Als ich meine Bestellung bei Tante Ulrike hastig ausgerichtet, spielte ich mit meinem Freunde Norden eine Partie Billard. Im Café Erholung traf ich ihn. — Schöne Leserin! Halten Sie sich die Ohren zu, indem ich dies Bekenntniß ablege! Du aber, lieber Leser, wirst mich verstehen, wenn ich Dir sage: diese Carambolage war eine Naturnothwendigkeit! Es gibt im Eheleben Augenblicke, wo man dem Billard näher ist als sonst und eine Stunde frei hat an dem Tuche! — Wer sich frei von Sünde fühlt, werfe den ersten Ball auf mich!

Ja, ich vernachlässigte meine Frau, vernachlässigte Tante Lina und spielte Carambolage! Norden war mein einziger Freund, mein Hausfreund, der auch mit Laura von Jugend auf bekannt war und der im Begriffe stand, mir in die reizenden Fesseln des sammtnen Ehejoches zu folgen, denn er hatte das Jawort der jüngsten Tochter des Geheimrathes Brausig erhalten und in wenigen Wochen, wo das Trauerhalbjahr um einen verstorbenen reichen Onkel um war, würde, das mußte man, die jetzt noch nicht officielle Verlobung stattfinden. Dr. Norden war Geschichtsforscher, ein äußerst liebenswürdiger Mensch, ziemlich leichtlebig, was Laura ihm sehr entfrembete, aber mir durch seine Geistesrichtung

sehr sympathisch und spielte famos Billard. Schade, daß er heute nicht noch eine zweite Partie spielen konnte, denn er war gerade so hübsch zerstreut, ich hatte die hundert Points ausnahmsweise gewonnen und freute mich darüber sehr! Indeß mußte er fort, eine geheimnißvolle Angelegenheit rief ihn, ja, ja, ein galantes Abenteuer, das galanteste und reizendste von der Welt, wie er mir lächelnd anvertraute. Ein Bote hatte ihm während des Spiels ein Briefchen gebracht, das er mit Ueberraschung, aber sehr geheimnißvoll gelesen und dann hatte er so schlecht und so hastig gespielt, daß ich gewann, was mir nicht oft mit ihm passirte. Darauf hatte er mir vergnügt seine Mittheilung in's Ohr geraunt, seine Zeche berichtigt und war fortgeeilt. — In den nächsten Tagen würden wir uns nicht sehen, er trete eine kleine Reise an, nach Nauheim, hatte er mir noch mit pfiffigem, geheimnißvollem Lächeln, zugeflüstert. Ich hatte bedenklich den Kopf geschüttelt und „hm, hm!" gemacht, als mir der dreiviertel verlobte Bräutigam von einem galanten Abenteuer gesagt . . . ich hatte ihn in den letzten Jahren für gesetzter gehalten und sah ihn nun gerade jetzt wieder in seinen Leichtsinn zurückfallen, Laura hatte also doch Recht mit ihrem Tadel — aber er war ja fort, ehe ich mich in dem belebten Local zu einer Moralpredigt hatte sammeln können! Indeß sollte sie ihm nicht geschenkt sein, dem Leichtsinn, sobald wir uns wiedersehen, sollte er sie schon tüchtig zu hören bekommen!

Ich wäre wirklich recht unwillig über ihn gewesen, wenn ich nicht meinen Kopf gleich wieder mit so vielen anderen Dingen vollgehabt hätte. Die Differenz mit meiner Frau lag mir zwar schwer auf dem Herzen und ich wußte, daß es noch einen heißen Kampf kosten werde, um diesen ersten ernstlichen Streit, wie ich es als nothwendig erkannte, zu meinen Gunsten zu entscheiden. Aber Tante Lina's tactvolle Neutralität, wie konnte ich daran zweifeln, war ja ein offenbares Wunder gewesen, das zu meinem Gunsten intervenirt hatte, das gab mir Muth und klar präcisirt lag die Rede vor mir, mit der ich, wie ich mir vornahm, Laura ruhig aber in bestimmter Weise zur Verständigkeit zurückführen werde. — Himmel, wie dumm ist der Mensch manchmal — selbst, wenn er Philosophie studirt hat!

Als ich zu Hause ankam, erklärte mir das Dienstmädchen, meine Frau sei fortgefahren — v e r r e i s t.

Ich war eine Bildsäule. Nein, ich war ein Granitblock, ein Klumpen erstarrten Gußstahles, ein Unicum der Geologie, denn hätte mich in jenem Augenblicke ein Naturforscher gesehen, er durfte sich rühmen, den ersten wirklich versteinerten Menschen gefunden zu haben und ich wäre einem Museum einverleibt worden!

Als ich fünf Minuten sprachlos damit zugebracht, abzuwarten, ob mich vielleicht ein Geologe fände, kam soweit wieder Bewegung über mich, daß ich etwas thun konnte. Ich stürzte in's Zimmer und schrie athemlos: „Laura! Wo ist Laura?!"

Tante Lina saß auf dem Sopha, ernst, feierlich, durchaus ohne Anfall und blickte gefaßt auf mich hin. „Mäßigen Sie sich, Neffe, beruhigen Sie sich, sagte sie würdevoll, „Sie werden Alles hören."

„Wo ist Laura?" wiederholte ich in höchster Erregung.

„Verreist!"

„Verreist? Weshalb, wohin?"

„Sie werden sich auf einige Zeit von ihr trennen müssen!" sagte Tante Lina ruhig und fest.

„Trennen —?!"

„Seien Sie ein Mann; die Sache ist ernst. Ihr eigenes Wohl sowie dasjenige Laura's erfordern es."

„Warum?" Was ist vorgefallen?"

„Sie stehen auf dem Punkt, Laura's Liebe zu verlieren, — hören

Sie wohl, an einen Anderen zu verlieren — vielleicht schon verloren zu haben!" sagte Tante Lina feierlich und erhob sich.

„Zu haben? — An einen Anderen?" taumelte ich entsetzt zurück, stolperte dabei über einen von Tante Lina's Garderobekörben, der schon wieder im Wohnzimmer stand und setzte mich unwillkürlich etwas heftig auf denselben nieder. „Herrgott im Himmel, was sprechen Sie da?!"

„Noch ist es wohl nur eine jugendliche Verirrung, eine kindische Zerstreuung ihres unerfahrenen Sinnes, eine kleine Tändelei, hervorgerufen durch das Gefühl der Vernachlässigung oder um die Eifersucht zu ihrer Verbündeten zu machen," fuhr sie besänftigender fort: „Aber Gefahr ist im Verzuge — Hilfe thut noth!"

„Eine jugendliche Verirrung — eine kleine Tändelei — Eifersucht . . alle Heiligen, sprechen Sie denn im Ernst, reden Sie von einer bestimmten Person . . .?" rief ich noch entsetzter aus und traute meinen Sinnen gar nicht. —

„Ja!" bestätigte sie sehr gewichtig, von einer ganz bestimmten Person — Ihr Freund, Sie leichtsinniger — waren Sie denn blind . . .?"

„Mein Freund —?"

„Ihr einziger, Ihr bester Freund, mit dem Sie viel verkehren . . ."

„Norden —?" schrie ich entsetzt auf und fuhr von dem Korbe empor, wie von der Tarantel gestochen.

„Norden, ja wohl, ich glaube, das war der Name."

„Es kann — es könnte kein anderer sein, ich verkehre ja mit Niemand außer ihm!"

„Nein, nein, ich entsinne mich ganz genau, Norden war der Name, den sie nannte!" betheuerte Tante Lina sehr bestimmt.

„Den sie nannte?" rief ich außer mir, „Sie hat ihn selbst genannt, hat es zugestanden?"

„Neffe," sagte Tante Lina feierlich, „als ich heute sah, daß Ihr Euch gezankt, werden Sie bewundert haben, mit welcher Zurückhaltung ich es ablehnte, mich in Eure kleinen Differenzen zu mischen."

„Ja wohl!" stöhnte ich zustimmend.

„Aber Sie hatten sich in mir getäuscht," fuhr sie selbstbewußt fort, „ich that nur so — ich erkünstelte diese Gleichgiltigkeit, denn ich ahnte, wußte längst, daß irgend Etwas auf Laura's Herzen lastete! Nur wollte ich erst sehen, erforschen, was es sei, ehe ich mich entschiede, wie ich handeln sollte, wo nicht zu handeln Ihr mir Beide viel zu herzlich lieb seid!"

„Sie wußten längst —?" fragte ich und hielt mir mit beiden Händen den brennenden Kopf.

„Was denken Sie von meinem Frauenblick!" sagte sie stolz und verächtlich zugleich, mit marmor-schwerer Betonung und tiefem, überzeugungsvollem Pathos. „Ich wußte Alles! Mein Entschluß war gefaßt, noch ehe der Anfall kam! Bitte, reichen Sie mir doch einmal die Hoffmannstropfen herüber! Als Sie fort waren, nahm ich Laura in's Gebet; ich sagte ihr Alles, was ich ihr zu sagen hatte, zart, andeutend, schonend, aber wohldurchdacht und fest. In heißen Thränen floß — danke, stellen Sie die Flasche nur hier her — in heißen Thränen floß ihre Reue vor mich hin, in schmerzvollen Worten ihre Vorwürfe gegen Sie, der Sie durch eigenen Fehler sie zu dieser Unverständigkeit verleitet, und zerknirscht schlüpfte der Name Norden von ihren Lippen!"

„Norden!" schrie ich außer mir und meinen Sinnen nicht trauend: „Schurke — ist es denn möglich — ich schöße ihn nieder wie einen Hund, wenn es wahr wäre!"

„Lieber Neffe, Sie werden doch keine Malheur anrichten!" sagte Tante Lina erschrocken.

„Kein Malheur anrichten — nach dem, was Sie mir da gesagt!“ höhnte ich wüthend.

„Die Sache ist ja noch nicht so schlimm, als es Ihnen im ersten Augenblick erscheint,“ lenkte Tante Lina ein. „Noch beschränkt es sich ja auf eine kleine Sympathie — was denken Sie — eine harmlose Tändelei, vielleicht nur eine jetzt ängstlich bereute Coquetterie . . .“

„Tändelei — Coquetterie — harmlos . . . wenn es wahr ist, wenn hier nicht irgend ein firmamenthoher Wahnsinn vorliegt, wenn nur ein Schatten von Wirklichkeit an dem ist, was Sie mir da sagen, erwürge ich ihn mit diesen Händen!“ tobte ich wüthend. Tante Lina lenkte offenbar ein, — aber merkwürdig, je mehr sie abzuwiegeln suchte, desto wüthender wurde ich . . . sie, deren offene Attaque mich nur bis zur Rathlosigkeit consternirt hatte, sie erfüllte mich jetzt durch ihr schüchternes Zurückweichen mit mißtrauischer Wuth! Sie wollte mir offenbar entschlüpfen und daraus witterte ich erst recht Verrath!

„Mäßigen Sie sich, machen Sie die Sache nicht schlimmer, als sie ist und halten Sie sich an den wahren Schuldigen,“ ermahnte sie unruhig. „Sie selbst tragen die Schuld an der ganzen mißlichen Affaire.“

„Ich?“ schrie ich empört.

„Ja! Sie haben Laura vernachlässigt! Sie haben zu viel Ihrer freien Zeit dem Verkehr mit jenem falschen Freunde geschenkt — Laura fühlte sich darüber verletzt.“

Das war richtig. Laura hatte sich oft über meine wissenschaftlichen Dispute mit Norden beklagt, meine Studien mit ihm als ungalant gegen sie bezeichnet. Aber darum . . . ich knirschte!

„Noch mehr!“ fuhr Tante Lina majestätisch fort, die ihren augenblicklichen Sieg merkte, „Laura fühlte, was in ihr vorging — sie suchte diesen Menschen ungünstig anzusehen, sie machte ihn schlecht vor sich selbst und vor Ihnen, um vor seinem dämonischen Einfluß Schutz zu gewinnen!“

„Das ist wahr!“ stöhnte ich. Laura hatte oft ungünstig über Norden gesprochen, ihn oft getadelt wegen seines Leichtsinnes und seiner unbesorgten Junggesellen-Lebensweise.

„Aber Sie waren blind!“ fuhr Tante Lina siegesbewußt fort: „Sie nahmen ihn in Schutz, sie vertheidigten seine Fehler — wen müssen Sie heut am meisten anklagen?“

„Ihn!“ donnerte ich, ebenso wüthend, wie weit entfernt, auf Tante Lina's richterische Logik einzugehen. „Ich ermorde ihn!“

„Mensch, richten Sie kein Unglück an!“ schreckte Tante Lina noch einmal zusammen. „Sie werden doch nicht so unvernünftig sein, zu handeln, ehe Sie ruhig geworden sind!“

„Ruhig geworden! Wo ich ihn nicht einmal habe, noch ihn bekommen kann, um ihn zu erwürgen!“

„Gottlob!“ machte Tante Lina, „ich ließe Sie auch nicht aus dem Zimmer, Neffe!“

„Keine Angst!“ höhnte ich mit dem Lachen der Wuth, „er ist sicher — ist verreist!“

„Auch verreist?“ fragte Tante Lina neugierig.

Auch? Einen Augenblick war ich bei diesem Worte wie vom Donner gerührt, dann fuhr so etwas wie ein glühender Bolzen durch mein Gehirn. „Laura!“ schrie ich von Neuem auf, „meine Frau — wo ist sie?“

„Verreist“, sagte Tante Lina fest.

„Wohin? Ich will es wissen — wohin ist sie?“

„Nach — nach —“ Tante Lina stockte und schien unsicher, ob sie mir antworten solle.

„Nach Nauheim! Wie?“ rief ich heftig.

„Ja wohl, nach Nauheim!“ nickte Tante Lina bestätigend.

„Hölle und Teufel!“ Rase ich — bin ich wahnsinnig — bricht das Welt-

all, Himmelkreuzsatanselement, nicht über mir zusammen?!“

„Aber, was ist denn so etwas Schlimmes, nach Nauheim zu reisen?“

„Unglückselige, Verblendete — ahnen Sie, wissen Sie Nichts? Norden ist gleichfalls nach Nauheim!“

Tante Lina erschrak heftig. „Aber Neffe,“ sagte sie bestürzt, Sie werden doch das nicht in Beziehung zu Laura's Reise bringen wollen?“

„Nicht in Beziehung bringen?“ schäumte ich. „Norden ist heute Abend nach Nauheim gereist, zu einem, hören Sie, galanten Abenteuer, dem „galantesten und reizendsten der Welt,“ wie er mir, hören Sie wohl, mir selbst mit boshaftem Lachen sagte!“

„Neffe!“ fuhr Tante Lina empört auf, „Sie wissen nicht, was Sie sprechen — Sie beleidigen meine Nichte!“

„Beleidigen, ha! Sie fort nach Nauheim — Er fort nach Nauheim, in derselben Stunde — ein Billetchen rief ihn ab, während er mit mir, denken Sie doch nur, mit mir selbst Billard spielte — er las, er erschrak freudig — er war verwirrt, zerstreut, das Billet war von ihr, er rannte fort, fort nach Nauheim, wohin sie in demselben Augenblick floh . . . soll ich noch zweifeln?“

„Neffe,“ sagte Tante Lina plötzlich sehr unruhig, „was Sie da erzählen, klingt ja schrecklich! . . Wahrhaftig, Sie gehen zu weit, mäßigen Sie sich . . . Laura wird — Laura soll — Laura — sie befindet sich in Begleitung Tante Ulrikens . . .“

„Tante Ulrikens — ja und seiner! Aber . . . auch in der meinigen soll sie's sein — ich fahre nach Nauheim!“ schrie ich, von einem plötzlichen Entschluß gepackt. Mit Einem Satz war ich an der Thür, stülpte den Hut auf, den Ueberrock hatte ich noch gar nicht abgelegt, stürzte hinaus, schloß die Thür hinter mir ab, um Tante Lina durch die momentane Gefangenschaft an jeder Intervention zu verhindern und war im nächsten Augenblick auf der Treppe. „Neffe, Neffe, so warten Sie doch, hören Sie doch, was ich Ihnen sage!“ vernahm ich sie noch hinter mir schreien; schon aber flog die Entréethür hinter mir in's Schloß und ich stürmte die Treppe hinunter.

Auf dem Hausflur traf mich der Telegraphenbote und überreichte mir eine Depesche.

Eine Depesche! Himmel, was umfaßt dieses Donnerwort in solchem Augenblick! Ein Signal der Spannung und der Neugier immer, ein Agens des Erschreckens und des bangen Staunens oft, ist es in solchem Moment ein zuckender Blitz, der vor die Augen niederschlägt, blendet, verstört — entsetzt auf das Donnerkrachen harren läßt, das ihm vernichtend folgen muß! Eine Depesche! Aufschluß gewiß, aber welch' ein Aufschluß würde es, konnte es sein? Sollte ich sie öffnen, hier? Ich stand schon auf der Straße, als ich sie noch zögernd in der Hand hielt! Sollte ich die furchtbaren Worte hier lesen, die ganze vorüberfluthende Menschenmenge zum Zeugen der Erregung machen, mit der ich diese Worte vernehmen würde, sie nur vernehmen konnte? Nein, ich will mit ihnen allein sein! Ich schob die Depesche in meine Brusttasche. Allein? Wo? In einem Restaurant, einem Café, einem recht entlegenen, unbesuchten. — Aber in welchem? Nun, es war ja kein Mangel daran: in dem ersten besten, das ich auf meinem Wege treffen würde! Auf meinem Wege? Wohin wollte ich denn? Richtig, zu Norden. Vielleicht traf ich ihn noch, vielleicht war noch kein Zug nach Nauheim gegangen, vielleicht konnte ich erforschen, wo er bis dahin weilte. Wenn es mir gelang, ihn aufzuspüren... Hölle und Teufel, es wurde furchtbar! Nur schnell weiter, jede Minute ist von Wichtigkeit! Ich stürmte dahin, daß ich die Hälfte der mir begegnenden Passanten anrannte, aber es ging mir noch zu langsam. Ich sprang in die erste Droschke, die ich

antraf, und rief dem Kutscher zu: „Rosenallee 76! Schnell!“

„Rosenallee?“ sagte der Kutscher verwundert, „die ist ja hier gleich —“

„Fort!“ donnerte ich ihm zu, und der Wagen setzte sich ordentlich erschrocken in Bewegung. Ich hätte den Gaul peitschen mögen, um seinen Gang zu beschleunigen! Ich malte mir, um meiner Wuth Genüge zu thun, in Gedanken vor, daß ich Norden noch in seiner Wohnung treffe. Hei, dann! Entweder schossen wir uns sofort auf seinem Zimmer oder ich erdrosselte ihn! O, welche Wollust mußte das sein, ihn zu packeu — so, bei seinem langen Halse, um den er immer so elegante Stehkragen trug — und ihn...

Aber da hielt der Wagen schon. Ich hatte in meiner Aufregung gar nicht bemerkt, daß ich nur hundert Schritt von der Rosenallee entfernt in die Droschke gestiegen war. Hastig sprang ich hinaus; meine Hand zitterte so, daß ich kaum den Kutscher zu bezahlen vermochte; dann flog ich die Stiege hinauf und pochte.

Die Wirthin öffnete mir — Norden war verreist nach Nauheim. Nachmittags war ein Bote gekommen mit einem eiligen Briefchen, erzählte sie mir geschwätzig, den sie, da der Doctor nicht im Hause war, ihm in's Café nachgesandt hatte.

Ja wohl, der verdammte Brief! Ich hörte das wüthend mit an und fragte mechanisch: „Und dann?“

Dann war der Herr Doctor später in einer Droschke vorgefahren gekommen, war hastig hinaufgesprungen und hatte sich seinen neuen Cylinderhut und ein Paar neue helle Glacéhandschuh geholt, um wieder fortzueilen.

Himmel, der Schurke! Seinen neuen Cylinderhut geholt — helle Glacéhandschuh.... mir war, als werde ich mit denselben in diesem Augenblick geohrfeigt und ich fühlte, daß mein Gesicht ganz roth wurde!

„Die Droschke hielt unterdeß unten,“ erzählte die Wirthin geschwätzig weiter, „es saßen zwei Damen darin, anscheinend eine junge und eine ältere dicke.“

Furchtbar! Tante Ulrike war dick. Ich taumelte fast! „Und dann?“ knirschte ich mechanisch noch einmal.

„Dann hat er nur noch meinem Sohn eine Depesche zu besorgen gegeben und ist fortgefahren,“ erklärte die Wirthin harmlos.

Ha, die Depesche! Sie war also von ihm, nicht von ihr! Teufel, ich hatte sie ja ganz vergessen! Was stand darin? Was konnte mir der Schurke melden, welchen Aufschluß sollte ich erhalten? Wüthend stürmte ich fort, die Treppe hinunter, riß dabei die Depesche aus der Tasche, riß sie auf und las:

„Wenn Schwarzen Robert nicht bis übermorgen erhalten, verzichten darauf. Entrüstet über Verzögerung. Kaufen Anderes an und machen Sie für Schaden verantwortlich.

Schröder'sche Buchhandlung.“

Außer mir vor Wuth ballte ich die Depesche in der Faust zusammen und schleuderte sie wie eine Bombe von mir, daß sie einem kleinen Jungen in's Gesicht flog, der darüber erschrocken zur Seite taumelte und in ein helles Gebrüll ausbrach. Schwarzen Robert, jetzt! Empörend! Hole den Schwarzen Robert der Teufel mitsammt der Schröder'schen Buchhandlung und dem kleinen Jungen! — Dessen Mutter, die hinter ihm ging, brach in laute Schimpfreden gegen mich aus und schrie nach einem Schutzmann. Ich freute mich ordentlich darüber, daß sie sich so ärgerte, denn das war förmlich Balsam für meine eigene Wuth; aber das Weib lief schimpfend hinter mir her, rief nach einem Schutzmann und die Leute wurden aufmerksam. Soeben hielten zwei Männer sie an und fragten, was los sei. Sie erzählte ihnen schreiend meine unmotivirte Mißhandlung ihres Jüngsten, der mir gar nichts gethan, und ich benutzte die Zeit, um meine Schritte

zu beschleunigen und mich aus dem Staube zu machen. Aber das fiel auf — die Männer schimpften und kamen hinter mir her. Ich rannte auf eine Droschke zu, denn ich hatte weder Zeit noch Muße, mich aufhalten zu lassen, ich mußte nach dem Westbahnhof. Meine Hast fiel noch mehr auf; die Männer stürmten schreiend und schimpfend mir nach, das Weib mit. Ich sprang in die Droschke und schrie dem Kutscher zu: „Schnell nach dem Westbahnhof!“ — Der Wagen setzte sich in Bewegung; da war er aber auch schon umringt, ein Mann fiel dem Pferde in die Zügel, es wurde nach einem Schutzmann geschrien, Alles lärmte und tobte, ich mit — ich glaubte, ich wäre noch regelrecht gelyncht worden, wenn nicht im äußersten Moment ein Schutzmann als mein Retter erschienen wäre, der mich aufforderte, mit zur Wache zu kommen. Ich war arretirt!

Auf der Wache erzählte ich den Vorfall und erzählte das keifende Weib ihn, welche sich bei ihren Erfolgen noch weit mehr in die heilige Mutter-Entrüstung hineingeredet hatte, als zuvor. Da sich nichts Schlimmes ergab, so wäre ich wohl allenfalls gegen ein Schmerzensgeld an den heulenden Jungen entlassen worden, wenn nicht die Männer dazwischen getreten wären und gegen mich eingeworfen hätten: ich sei davongerannt wie ein Dieb, hätte eine Droschke nehmen und gleich nach der Bahn fahren wollen, wo in einer halben Stunde ein Courierzug abgehe — das sei verdächtig, und sie verlangten Feststellung meiner Persönlichkeit!

Mich hatte bei der ganzen Sache am meisten interessirt, daß auf dem Westbahnhof in einer halben Stunde ein Zug abgehen solle. In dem Wachtzimmer hing ein Fahrplan und während also nach mir telegraphirt wurde, um zu constatiren, ob ich wirklich ich sei, studirte ich den Fahrplan. Richtig, in jetzt noch 15 Minuten ging ein Courierzug ab, der in Nauheim hielt, und ich konnte nicht mit! Ich schäumte! Ich bat und überredete, ich bot Caution, wenn man mich entlasse, aber das machte die Beamten nur mißtrauisch und sie erklärten, von ihrer Instruction keinen Finger breit abweichen zu wollen. In drei Stunden gehe ja noch ein Zug nach Nauheim: Nacht sei es so wie so, ehe ich dort ankomme — weshalb ich denn da so sehr eile!

Schäumend hielt ich aus — zwei Stunden lang! Ich hätte am liebsten ein paar grandiose Excesse an den Möbeln der Wachtstube ausgeübt, um nur meiner inneren Wuth irgend eine kleine Erleichterung zu verschaffen — aber dann hätten sie mich am Ende noch nicht fortgelassen und ich mußte ja nach Nauheim! Nicht vernünftige Ueberlegung hielt mich zurück, ein paar Fensterscheiben der Wachtstube zu zertrümmern und vielleicht mit den Helmen der Beamten einige Gasarme zu zerschlagen, wozu ich unendliche Lust verspürte, sondern die Furcht, dann heut' nicht mehr nach Nauheim zu kommen! Zwei fürchterliche Stunden vergingen, dann war festgestellt, daß meine Angaben stimmten und ich wurde entlassen. Ich schwankte hinaus, nahm eine Droschke, rief dem Kutscher zu: „Nach dem Westbahnhof!“ und fuhr ab. Meine Kraft war fast gebrochen.

In einer Stunde ging wieder ein Zug über Nauheim, nur ein Bummelzug, aber er war doch besser wie keiner! Den Courierzug, der vor zwei Stunden gegangen, hatte ich in der Wachtstube abgesessen!

Ich ließ mich im Wartesalon nieder, um die Stunde hinzubringen und bestellte mir beim Kellner eine Flasche Sherry. Ich hätte mir lieber eine Flasche Selterwasser bestellen sollen, aber ich bestellte Sherry. Der Kellner fragte, ob es nicht Portwein sein könne — Sherry führten sie nicht. Ich zankte heftig auf ihn los, daß sie

nicht einmal Sherry hätten. Es wäre mir eigentlich egal gewesen, ob es Port oder Sherry war, aber es gewährte mir doch eine Genugthuung, mich ärgern zu können. Der Kellner sagte ganz betreten, ich möchte entschuldigen, er habe nicht gewußt, daß der Herr keinen Portwein tränke, worauf ich ihm erwiderte, er sei nicht recht gescheidt, ich tränke sehr gern Portwein und er möge ihn mir bringen. Er brachte die Flasche und ich leerte sie, indem ich die Stunde damit füllte. Es war etwas viel von dem schweren Wein und er würde mich zu andern Zeiten etwas aufgeregt haben. Heut aber — pah! Es war so viel ungeheure Aufregung in mir, daß die Flasche Portwein von ihr verschlungen wurde, wie ein Tropfen heißen Wassers von einem glühenden Kanonenrohr! Wenn man in einem feuerdurchwogten Krater auch noch ein Schwefelholz anzündet, da soll das wohl wärmen!

Dann fuhr ich nach Nauheim. Die Fahrt währte eine Stunde; es war fast Mitternacht als ich dort ankam. Ich stieg gleich im Bahnhofhotel ab, ließ mir ein Zimmer geben und befahl dem Kellner zerstreut, da ich instinctiv noch die Scene vom vorigen Kellner im Kopf hatte, mir eine Flasche Sherry oder Portwein zu bringen. Denn ich wollte noch denken — denken, grübeln und mich betäuben! Ich erinnere mich dunkel, daß mich der Kellner verdutzt ansah und der Kerl hat nachher behauptet, ich hätte bestellt eine Flasche Sherry „und" eine Flasche Portwein. Unsinn, ich hatte gesagt „oder". Oder ich hatte auch vielleicht gesagt „und", mir ist das gleichgiltig — genug, als ich die Flasche Sherry ausgetrunken, wunderte ich mich, daß noch eine zweite Flasche auf dem Tisch stand, was ich vorher gar nicht bemerkt hatte. Ich trank diese zweite Flasche auch noch aus, wobei ich mich wieder darüber wunderte, daß der Sherry, der vorher so schön golden ausgesehen hatte, jetzt ganz schwarz aussah. Aber das hatte keinen Einfluß auf den Geschmack, er war ganz ebenso gut wie der Vorige und schmeckte auch nicht anders. Wenigstens wüßte ich nicht, daß ich mich über einen Unterschied im Geschmack gewundert hätte, und als die Flasche fast leer war, wunderte ich mich überhaupt nicht mehr über irgend etwas, sondern taumelte an mein Bett, entkleidete mich, legte mich nieder, sah noch, wie sich das Zimmer mit einem ungeheuren Schwung von oben nach unten drehte, und schlief.

Leser, verlange nicht zu wissen, was ich in dieser Nacht träumte! Der Graf von Sorbenna tanzte mit Tante Lina einen Walzer auf den zusammengerückten Schränken der Polizeiwachtstube und Otto von Markheim's Leiche, mit einem Cylinderhut und furchtbar hellgelben Glacéhandschuhen angethan, kutschirte auf ihrer Bahre im Zimmer umher, gezogen von dem heulenden kleinen Jungen, der mir fortwährend zusammengeballte Apfelsinenschalen an den Kopf warf, die mich furchtbar schmerzten. Dr. Norden aber stand hämisch am Fußende meines Bettes, die zerbrochene Goldfischschale in der Hand und klappte damit unter lautem „Kling-Klang" tactmäßig gegen die Bettstelle, welche sich davon drehte wie ein Kreisel, immer schneller, in pfeilgeschwindem, rasendem Wirbel, daß mir davon Hören und Sehen verging, während der Kellner vom Westbahnhof mit einem langen Billardqueue dabei stand und ihm wüthend zuschrie, er solle doch anhalten, er müsse mich mit dem Billardqueue todtstechen, ich habe ihm seine Depesche gestohlen!

So ging das weiter, bis ich erwachte und sich mir vor Allem die Bemerkung aufdrängte, daß ich fürchterliche Kopfschmerzen hatte. Ich stöhnte auf und besann mich; dabei fiel mir Vieles ein und insbesondere auch die beiden Flaschen, welche auf dem Tisch standen. Ich wußte nun, woran ich

war und faßte den nothgedrungenen Entschluß, vorläufig an weiter nichts zu denken, als an meine Kopfschmerzen. Ich schellte, da sich der Klingelzug glücklicherweise unmittelbar an meinem Bett befand, und bestellte mir bei dem Kellner eine durchgreifende Auswahl von Dingen, wie man sie in solcher Situation anwendet: starken schwarzen Kaffee und eine Flasche Selterwasser, ein paar Stücke Eis zu einem kalten Umschlag, etliche Sardellen und ein tüchtiges Frühstück.

Es ist doch gut, wenn man Student gewesen ist. Erstlich hat man auf der Universität vor Allem studirt, wie man sich in solchen Fällen zu verhalten hat, und zweitens ist die Natur Herrin einer unbestreitbaren Virtuosität in der Ueberwindung solcher kleinen Zufälle geworden. Nach einer Stunde hatte ich mich soweit auscurirt, daß ich aufstehen konnte, und nun kam eine tiefe Beschämung über mich, ich war ganz zerknirscht! Pfui, ich hatte mich betrunken! Freilich ohne es zu wissen und zu wollen. Aber ich hatte mich doch immer betrunken! In der kritischsten, schrecklichsten Lage meines Lebens, von der mein ganzes Sein abhing und in der zu handeln statt zu säumen und mich in Unachtsamkeit zu verlieren, mir Pflicht, Ehre, Wuth und alles Mögliche sonst noch gebot! Zu handeln! Ja, zum Teufel, wie denn nun eigentlich? War denn das Alles Wirklichkeit, was ich durchlebt hatte, oder war es am Ende nur ein wilder, wüster Traum gewesen? Nein, Wirklichkeit war's, ich befand mich ja hier noch in Nauheim im Eisenbahnhotel! Aber war denn auch alles wirklich so, wie es mir erschienen war — hatte auch nicht etwa irgend ein ungeheurer Irrthum, vielleicht eine ungeheuerliche Verrücktheit Tante Lina's, mir das Ganze so vorgespiegelt? Meine Frau sollte sich von mir getrennt haben, sollte mit Norden durch.... ja, ja, nur heraus damit, sollte mit Norden durchgegangen sein? Gräßlich! Ganz unmöglich! Aber wo zum Henker steckte sie denn nur, wo war sie geblieben? Daß sie fort war, war doch eine Thatsache! Nach Nauheim! Norden aber war ja ebenfalls nach Nauheim gereist, um dieselbe Zeit — mit zwei Damen und hellen Glacéhandschuhen — die Eine davon dick wie Tante Ulrike — die Andere natürlich.... Himmel und Hölle, es war ja gar nicht mehr zu zweifeln! Das Billetchen an Norden von gestern Nachmittag — sein galantes Abenteuer, das reizendste und galanteste von der Welt... Heiliges Bombenelement und ich betrank mich hier, liege in dumpfer Betäubung hin, verschlafe die Zeit... ich sah nach der Uhr: es war halb zwölf Uhr Mittags!

Eben wollte ich anfangen, mir mit den Fäusten vor die Stirn zu hämmern, als der Kellner mit dem Fremdenbuch eintrat und mich ersuchte, meinen Namen einzuschreiben. Aergerlich über die Störung griff ich nach der Feder und wollte schreiben, da, als mein Blick auf das Blatt fiel, schrak ich zusammen und stierte, meinen Augen nicht trauend, auf das Papier hin. Da stand in deutlichen, klaren Zügen: „Nr. 7. Dr. Norden. Archivar aus R. Zweck der Reise: zum Vergnügen."

Norden hier — mit mir unter einem Dach — in meiner nächsten Nähe und — Zweck der Reise: zum Vergnügen.... oh!!

Zitternd vor Aufregung deutete ich auf die furchtbare Zeile und fragte keuchend: „Dieser Herr ist — ist hier? Al... allein?"

„Nein," sagte der Kellner geschäftig, „mit Frau und Töchtern."

„Was?" schrie ich entsetzt, „der Lügner, der Betrüger — er ist nicht verheiratet!"

„O ja doch, ja!" versicherte der Kellner erstaunt, „wir kennen den Mann ja schon lange — er hat hier seine Fabrik."

„Was hat er?" schrie ich entrüstet, „wer?"

„Hier, Nr. 6, Strumpfwaaren-Fabrikant Pritzwalk aus Dresenburg."

„Unsinn!" fuhr ich wüthend auf, „was geht mich der an! Den hier meine ich, Nr. 7 —"

„Ach soo, der! Der Herr ist fremd — gestern Abend angekommen mit dem Courierzug aus R."

Mit dem Courierzug! Da hatte ich auf der Polizeiwache gesessen! Wäre das nicht gewesen, so hätte ich ihn getroffen, vielleicht mit — mit ihr — —

„Ist — ist der Herr ... allein gekommen?" fragte ich athemlos.

„Nein. Mit zwei Damen."

Also doch! Mir stockte das Blut in den Adern. „Und — die Damen..?" fragte ich.

„Sind weiter gefahren — weiter gereist nach Warnstadt."

Also doch das wenigstens! — Aber was um Himmelswillen wollte meine Frau denn in Warnstadt? Wo irrte sie eigentlich umher, was war ihr Ziel, ihr Zweck? Weshalb, wenn sie schon das Fürchterliche, Unsinnige in's Werk setzen wollte, von mir zu gehen, begab sie sich nicht zu ihren Eltern, zu denen sie hier nicht gelangen konnte, da deren Wohnsitz an einer gerade entgegengesetzten Bahnstrecke lag? Weshalb diese Reise nach Nauheim — dann weiter nach Warnstadt — wozu dieses unselige, schändliche Billetchen an Norden, wozu dessen verruchte Begleitung? Ha, Norden! Er war ja hier — für mich erreichbar... eine ganze Hölle zuckte in mir auf und ich fragte den Kellner, ob ich den Herrn auf Nr. 7 sprechen könne.

„Schon wieder abgereist," achselzuckte dieser.

„Ab — ...?"

„Abgereist. Vor anderthalb Stunden."

Vor anderthalb Stunden! Als ich mit den Kopfschmerzen im Bette lag! Ich Unglücklicher, Verächtlicher! — „Wohin?" fragte ich keuchend.

„Mit dem Courierzug nach Warnstadt."

Nach Warnstadt! Ihr nach! Mir brauste es von einer Welt im Kopf und dann wieder stand mir der Verstand still. — „Wann geht der nächste Zug nach Warnstadt?" fragte ich den Kellner.

„In zwei Stunden. Ist aber nur ein Bummelzug."

Ein Bummelzug! Gräßlich! Er fährt immer Courierzug vor mir her und ich bummle immer nach! Ist denn so Etwas schon erhört worden, seit die Welt steht?

Aber ich muß ihm nach, natürlich — und wenn es ein Bummelzug in die Hölle wäre! Ich muß auch fort von hier, es duldet mich nicht mehr im Zimmer. Ich sage dem Kellner, er möge mir meine Rechnung bringen und er erinnert mich höflich an das Fremdenbuch, in das ich meinen Namen einschreiben müsse. Ich tauchte die Feder ein und wollte schreiben, da fiel mein Blick wieder auf die verwünschte Zeile und ich zögerte. Sollte ich meine Schande Schwarz auf Weiß documentiren, daß ich die Nacht hindurch Wand an Wand mit dem Räuber meiner Ehre zugebracht, die Zeit verschlafen, nach ihm abgereist sei? Meinen Namen klar und friedlich unter denjenigen Nordens setzen? Nimmermehr! Der erste beste andere Name war ebenso gut — ich tauchte die Feder ein und ich weiß nicht, welcher Dämon verzweifelter Wuth es mir in die Hand dictirte, daß ich schrieb: „Theodor Süßmilch, Handlungsreisender aus Calcutta; Zweck der Reise: Handel mit Fuchsfellen." Mochte sich die Polizei meinetwegen den Kopf zerbrechen über das sonderbare Durcheinander — mir war's einerlei!

(Schluß folgt.)

Zur Geschichte des mittelalterlichen Zeitgeistes in Oesterreich.

Studie von Dr. F. Krones.

„Was Ihr den Geist der Zeiten heißt
Das ist der Herren eig'ner Geist,
In dem die Zeiten sich bespiegeln"

— — — — — — — — — — — — — —

so läßt Altmeister Goethe seinen Faust spotten und kündigt damit den Geschichtsphilosophen ein bischen Krieg an. In der That ist es ein bedenklich Stück Arbeit, den Geist der Zeiten, flüchtig, unfaßbar und proteusartig wie alle Geister, zu bannen, ihn zu zwingen, Rede und Antwort zu geben. Die Zauberformel ist die Hauptsache; ergrübelt wird sie von den Meistern des Faches, denen „von Gottes Gnaden," — wir kleinere Leute beten sie nach, wir gucken dabei in die Folianten, wie sie uns eben vorgucken; irrten sie, so irren wir mit. — Aber trösten wir uns, das Feld der wissenschaftlich errungenen Wahrheiten wächst auch auf diesem schwierigen Boden, Wald und Sumpfgrund der Irrthümer verengern sich mehr und mehr; — die Erforschung des gesellschaftlichen Menschengeistes in seinen historischen Wandlungen — denn das ist ja der wechselnde Geist der Zeiten, ist denn doch kein Nachbeten von Zauberformeln, ist vielmehr ernste Arbeit Vieler, Beobachtungsarbeit, die das geistige Auge und Ohr allmälig so empfänglich für richtige Eindrücke macht, wie dies bei dem Gesichts- und Gehörsinne des Mikroskopikers und stethoskopirenden Arztes der Fall ist. Der Geist der Zeiten steckt in den Quellen ihrer Geschichte; je weiter zurück, desto unbefangener treten wir an sie heran, aber desto schwieriger gestaltet sich die Arbeit, aus den spärlichen, wort- und oft auch gedankenarmen, nicht selten verstümmelten Denkmälern, wie aus winzigen Trümmern eines Mosaikbildes, das Letztere wieder herzustellen, oder zwischen den Zeilen zu lesen und so das zu ergänzen, was der Buchstabe schuldig bleibt.

Wir wollen einen Beitrag zur Geschichte des mittelalterlichen Zeitgeistes, und zwar für eine Epoche liefern, die uns eben den Zeitgeist in einem deutlichen Wendepunkte vorführt, im „Umschlagen" begriffen zeigt. Wir meinen das dreizehnte Jahrhundert und wollen hiefür das Rüstzeug der Belege den Literaturdenkmalen Oesterreichs und Steiermarks — vorzugsweise entnehmen. War doch das genannte Jahrhundert das politisch und geistig schwungvollste in seinem ganzen mittelalterlichen Geschichtsleben, und anderseits könnten wir ohne diese Literaturdenkmäler den Zeitcharakter der südwestlichen Alpenländergruppe füglich gar nicht erfassen und festhalten.

So recht in der Wende zweier Epochen des deutschen Wahlreiches bewegt sich das Leben unseres wichtigen Gewährsmannes Herrn Ulrichs von Liechtenstein. Wer würde den hier zu Lande im Kreise der Gebildeten nicht kennen, Ulrich den Minnesinger, der das halb liebliche, halb wunderliche Büchlein „Frauendienst," das treue Spiegelbild seines Lebens und Dichtens, seines Sinnens und Minnens, der Nachwelt hinterließ, Herrn Ulrich den Liechtensteiner, der in jüngeren Jahren als „Königin Venus," später als „König Artus" die ganze Länder-

kette" zwischen der Adria und dem Marchfelde abenteuersuchend durchzog Speere verstach, Ringlein vertheilte und dies Alles der Dame seines Herzens zu Ehren.

Aber es liegt mehr im „Frauendienste," in dieser Selbstbiographie des steiermärkischen Liechtensteiners, als die wechselvolle, halb ernst, halb heiterstimmende Erzählung all dieser Minnedienstplagen, dieser verlornen Liebesmüh' — obenhin bietet. Wir müssen tiefer greifen, um den Charakter des Mannes und den seiner Zeit herauszufühlen, und dazu bedarf es einer Rücksichtnahme auf allgemeine Zeiterscheinungen verbürgter Art, die das Auge für tiefer liegende, enger begrenzte Thatsachen und Zustände schärft.

Das Leben des Liechtensteiners bewegt sich zwischen den Jahren 1200 und 1275; seine Jugend und die besten Mannesjahre fallen noch vor die politisch und gesellschaftlich trübe und wüste Zeit des deutschen Zwischenreiches — seit 1250, — vor die „Herrenlosigkeit" Deutschlands. Er hat noch die Staufenzeit an ihrer Neige durchlebt, das glänzende, der höfischen Sangeskunst holde Geschlecht der Babenberger in seinen beiden letzten Vertretern, Leopold VI. (1198—1230) und Friedrich II. dem „Streitbaren" (1230—1246), stand ihm nahe, denn Beide waren seine Landesfürsten und Dienstherren. Das weltliche und geistliche Ritterthum, diese eigenthümliche Blüthe des mittelalterlichen Zeitgeistes, hatte bereits den Höhepunkt erreicht und ebenso stand die höfische Dichtung, der ritterliche Minnesang längst im Zenith, bevor Herr Ulrich selbst einer der Sänger wurde. Wolfram von Eschenbach, Gottfried von Straßburg und vor Allen Walther von der Vogelweide, der in Oesterreich „Singen und Sagen gelernt," und heimisch war in unserm Alpenlande, berühren sich nur noch mit Ulrichs Jugend; gleiches gilt von den Meistern zweiten Ranges, Wirnt von Gravenberg, und jenem Nithart „von Riuwental," einem Ritter aus Baiern, der an dem gastfreien Babenbergerhofe heimisch geworden, den Uebermuth und die rohe Ueppigkeit des österreichischen Bauers, sein Hinausgreifen über die Grenzen des eigenen Standes und das lächerliche Nachäffen adelig-ritterlicher Lebensformen in zahlreichen Liedern verhöhnte.

Auch mit der naiven Gläubigkeit und kindlichen Verehrung der Kirchengewalt steht es schon anders; immer schärfer beginnt in den Kreisen der Laienwelt die Kritik des Papstthums zu werden, das seit dem Tode Innocenz III. († 1216), dieses geistvollen und eisernen Trägers der dreifachen Krone, an Bedeutung seiner Vertreter Wesentliches einbüßt, — die Freigeisterei, das Ketzerthum regt sich aller Orten. Im Lande Oesterreich gibt es wohl erst für den Anfang des vierzehnten Jahrhunderts verbürgte „Waldenser-Gemeinden" im Norden und S ü d e n der Donau, z. B. in Seitenstetten, St. Valentin u. a. Orten, deren Arbeitsfleiß, streng sittliches Leben und treffliches Schulwesen — bei allem Ketzerthum — ein bairischer Geistlicher zu schildern und als Spiegel den Rechtgläubigen entgegenzuhalten sich gedrungen fühlt; dennoch dürfen wir Ansätze zu diesen Ketzer-Ansiedlungen weiter hinaufrücken. Regte sich doch auch schon Jahrzehnte vor dem großen Geißlerzuge (1348) diese, dem krankhaften Heilbedürfnisse des gemeinen Mannes entspringende, Schwärmerei in unsern Landen und wird bereits um 1261 berichtet.

Der „Frauendienst" des Liechtensteiners, um 1255 als Ganzes abgeschlossen, in den reiferen Altersstufe des Verfassers und mitten im Drange ernster Lebens- und Staatshändel, — ist einerseits Selbstbiographie andererseits Zeit- und Sittenbild, das uns mit dem Denken und Fühlen der „höhern Gesellschaft" vertraut macht.

Das Dichterbüchlein zeigt uns gewissermaßen die Ueberreife der Idee des Ritterthums und des Minnedienstes, ihren Umschlag in das Karrikirte, Abenteuerliche, in die Herrschaft der Mode, welche den Mummenschanz ernsthaft behandelt, und den Ernst des Gefühles leicht nimmt.

Der Verfasser führt durch drei Jahrzehende ein wunderliches Doppelleben, als minneseliger, turnierlustiger Ritter der erwählten Gebieterin seines Herzens, der „Frau" oder „Herrin," — denn diese Bedeutung liegt im Namen vrouwe — und dem gegenüber als hochadeliger Grundherr, Landstand und Träger der bedeutendsten Aemter, politischer Parteigänger und Krieger in ernsten Kämpfen, vor Allem aber als Ehemann und Familienvater, der von seiner schon in jungen Jahren heimgeführten Gattin, Bertha von Weitzenstein, wiederholt sagt, sie wäre sein herzliebstes „Gemahl" („die mir nicht lieber sein konnte, wenn ich mir auch ein ander Weib zu meiner „Frauen" erwählt hatte") — mit der er, mitten auf seinen abenteuerlichen Fahrten zusammentrifft, Tage verlebt, um sie dann wieder zu verlassen und den weitern Abenteuern des ritterlichen Minnedienstes nachzugehen.

Diese „doppelte Buchführung" des Lebens ist aber nicht etwa etwas Außergewöhnliches, das der damaligen Zeit als Sonderlingswesen imponirte; sie findet sich darein als in etwas Geläufiges, denn der Liechtensteiner bewegt sich da in den anerkannten zur Mode gewordenen Formen des ritterlichen Lebens. Mochte auch Mancher über den abenteuerlichen Einfall des 28jährigen Liechtensteiners lachen oder grämlich den Kopf schütteln, als dieser in der Rolle der „Frau Venus" mit einer Garderobe von 12 Weiberröcken, 30 Aermeln, 3 Oberkleidern und zwei perlenumwundenen Zöpfen, dazu mit einem wunderlichen Gefolge: Marschall, Koch, 2 Posaunenbläsern, 3 Saumrossen mit den zugehörigen Knappen, 1 Flötenbläser, 3 speertragenden Knechten, 2 reitenden Mägden und 2 Fiedlern — am 25. April 1228 sich von Mestre bei Venedig erhob, um in dieser Mummerei bis an die Donau und nach Mähren hinein zu reiten, — die „Gesellschaft" in allen Landen, die er durchzog, ging vergnüglich auf die Sache ein, Ritter und Herren so gut wie Fürsten und vor Allen — die gleichzeitige Frauenwelt, — welche darin die glänzendste Huldigung erblicken zu müssen glaubte. Gaben doch in Treviso 200 edle Frauen der Königin Venus das Geleite — zur Messe. Die Gattin des Liechtensteiners selbst schmollte schwerlich, da sie auf dieser wunderlichen Fahrt zweimal dem Ehemanne entgegenkommt und sich der kurzen Wiedervereinigung erfreuet. — Als dann 1240, im vierzigsten Lebensjahre, unser Gewährsmann als „König Artus" den Weg von der Burg Liechtenstein über den Semering nach W.-Neustadt einschlägt, sammelt sich hier sogleich eine ritterliche „Tafelrunde" um den Ankömmling, und die Namen, welche dabei die Ritter führen: Parcival, Gawein, Iwein, Erek, Tristan, Lanzelot, Segramur, beweisen, wie lebendig sich der Einfluß der höfischen Dichtung in ihrer Glanzzeit überallhin gestaltet hatte und erhielt.

Eines aber läßt sich unserem Empfinden gewiß nicht anbequemen und widerstrebte wohl auch dem richtigen Gefühle der tieferen Gemüther der damaligen Zeit, die cokette Selbstquälerei und Selbsterniedrigung Ulrichs von Liechtenstein im „undankbaren" Frauendienste, diese raffinirte Hascherei nach Effecten, welchen die stolze Sprödigkeit der „Herrin" erliegen sollte. Wohl gipfelt dies im 27. und 28. Lebensjahre des Liechtensteiners, also in den ersten Mannesjahren, immerhin aber stand er im Alter ernster Entwürfe und Thaten;

denn schon seit 1220 brachte ihn, den Erstgebornen, der Tod des Vaters, Dietmar III., an die Spitze des Hauses.

Wer würde es dem Knaben von 12—16 Jahren verargen, was er voll schwärmerischer, verzagter Liebe für seine hochgestellte Gebieterin als Page derselben versuchte, um seinem Herzensdrang zu genügen. Er selbst erzählt es so schlicht und innig, daß in uns kein Lächeln aufkommen kann, daß wir gern an die damalige Innigkeit seiner Gefühle glauben. „Eines geschah mir oft. Wenn ich wo des Sommers schöne Blumen brach, so trug ich sie meiner Frauen hin, wenn sie die in ihre weiße Hand nahm, so dachte ich in meiner Freude: Wo du sie angreifest, habe ich ihnen ebenso gethan. Wenn ich hinkam, wo man meiner herzlieben Frauen Wasser über ihre weißen Händchen goß, so nahm ich das Wasser, das sie angerührt hatte, heimlich mit mir und trank es aus vor Liebe. So diente ich ihr kindlich viel, so viel ein Kind mag, bis mich mein Vater von ihr nahm, an welchem Tage mir herzliches Trauern und der Minne Kraft bekannt wurde. Mein Leib schied nun wohl von dannen, aber mein Herz blieb dort, das wollte nicht mit. Ich hatte wenig Ruhe Tag und Nacht; wo ich ging oder ritt, war mein Herz immer bei ihr, und wie fern ich von ihr war, schien ihr lichter Schein des Nachts in mein Herz."

Anders aber schon gestaltet sich unser Empfinden, wenn wir weiter lesen, daß der dreiundzwanzigjährige, nunmehr im Dienste der eigentlichen „Herrin" seines Minnedienstes, einer verheirateten Dame von sehr vernünftiger Sprödigkeit und Strenge, durch die Mittheilung seiner Vertrauten in diesem Liebeshandel, die „Herrin" stoße sich an seinem „ungefüge stehenden (wulstigen) Munde," zu dem bedenklichen Entschlusse kommt, sich durch einen G r a z e r Arzt, berühmt im „Mundschneiden", operiren zu lassen, wobei er nicht blos von argen Schmerzen, sondern auch von den fatalen Wirkungen einer grünen und überaus „stinkenden" Heilsalbe, von Hunger und Durst geplagt wird. Und bei all dem stand es nicht besser mit seinen Herzenswünschen nach erfolgter Wiederbegegnung. Als er ein Gedicht der Dame sendet, von der Hand seines „Schreiberleins" — (denn der Liechtensteiner übte wie die Meisten seiner Standesgenossen nicht die Kunst des Schreibens) — aufgezeichnet und überbracht, erhält er eine sehr kluge und bündige Antwort: „Wer wünscht, was er nicht soll, der hat sich selbst versaget wohl." — Ebenso unterschreiben wir gerne das Urtheil jener Dame über den Einfall, der unsern Helden drei Jahre später anwandelt, den bei einem Lanzenstechen zu ihrem Preise verunglückten Finger säuberlich eingebunden als Liebespfand zu verschicken: „O weh! das ist eine große Geschicht — die Dummheit hätte ich ihm nicht zugetraut; daß je ein verständiger Mann so was thun kann!" Dennoch ruht in jener Mund- und Fingerschichte noch weniger des Abstoßenden als in dem Begebniß, das er uns zum Jahre 1228 berichtet. Der Liechtensteiner entschließt sich nämlich, im Bettlergewande unter den mit Gebresten aller Art, und selbst mit „Aussatz" behafteten Jammermenschen, welche das Schloß der mildthätigen Herzensdame umlagern, zu weilen, zu essen und sehnsüchtig zu harren, bis er verabredeter Maßen in das Frauengemach emporgezogen würde. Dies geschieht, aber er findet den Gegenstand seiner Wünsche nicht allein sondern in Gesellschaft anderer Frauen. Zum zweitenmale läßt er sich zu der kurzen Luftreise an einem „Leilaken" (Leintuche) verleiten, aber kaum emporgezogen, wird er gleich wieder sehr unsanft zu Boden gesetzt und hat nur Spott zum Schaden. — Die Dame wollte ihm offenbar den

zähen Minnedienst endlich verleiben. — Schließlich bekommt er doch die 13jährige Liebesmüh' ohne Lohn satt: „Mich reut, daß ich meine Jahr — Habe verdummt also gar um ein Weib, das mir nimmer einen Tag völliglich vergelten mag"; — (1233) — er sucht sich eine andere „Gebieterin," welche sich dem Minneseligen „williger" beweist.

Mit der „Artusfahrt" (1240) schließt die eigentliche Liebes- und Ritterfahrten-Romantik des Liechtensteiners, denn der Ernst der Zeiten drängte den reiferen Mann in die Kreise strengerer, fruchtbarer Lebensarbeit, dennoch hielt er noch lange die Fahne des Minnedienstes, den Nachklang der eigenen Jugendzeit, der „guten alten Zeit," hoch. —

Aus den Tagen des Ehrenphilisteriums unseres Minnesängers stammt ein zweites, um 1287 abgefaßtes Büchlein, das, ganz andern Schlages als der „Frauendienst," — eine Art Sittenspiegel der höheren Gesellschaft abgeben soll, wenngleich auch wieder der „Preis der Frauen," denen der Dichter 35 Jahre ritterlich gebient habe, als Beweggrund und Ziel angegeben erscheint. Das ganze „Frauenbuch" oder „Itwiz" (Schmähung, Tadel) betitelt, ist ein Dialog oder, richtiger gesagt, ein Zungenkrieg zwischen einem Ritter und einer Frau, deren Jedes dem anderen Geschlechte sehr scharf den Text liest, bis endlich der Dichter den schon zu bedenklicher Schärfe gediehenen Streit durch sein Verdict aufhebt.

Die Frauen seien karg mit Grüßen, Nicken und Blicken, läßt sich der Ritter vernehmen; sie sprächen nichts und säßen da wie gemalte Bilder, das müsse denn doch bald die Männer langweilen. — Darauf replicirt die Frau: Dessen trügen nur die Männer Schuld; ehedem seien sie den Frauen ganz unterthänig gewesen, jetzt sei es mit dieser Ritterlichkeit vorbei. — Nun nimmt der Gegner wieder das Wort: Jetzt trieben die Frauen mit ihrer Sittsamkeit und Frömmigkeit förmlich Possen; sie trügen das ganze Gesicht verschleiert und statt schöner „Häftel" (Brustspangen) ein „Paternoster" am Busen, das sie weit eher im Herzen tragen sollten. — Darauf eifert nun die Frau: Die Männer verließen mit Tagesanbruch das Lager, um mit den Hunden auf die Jagd zu rennen; sie nähmen das Jagdhorn an den Mund, statt die Frauen zu küssen. Erst Nachts kämen sie heim, um sich da an's Brettspiel zu setzen, bis Mitternacht zu zechen, in's Bett zu taumeln, bis zum Morgen zu schlafen und dann wieder von vorne anzufangen. Wann und für wen solle sich da die Frau schmücken? Der Wein ginge den Männern über Alles. — Der Streit wird immer hitziger, denn es werden Vorwürfe der Männerwelt zugedacht, welche ein bedenkliches Gebiet berühren, sittliche Gebrechen und Laster, über welche man auch sonst als Folgen der Fahrten in den Orient zu klagen begann. Endlich erscheint der Dichter als Friedensstifter und gibt im Großen und Ganzen den Frauen Recht.

Wir haben als Grundton unserer Studie den Zeitgeist als Geist oder Charakter der „höheren Gesellschaft" in der Wende beider Hälften des 13. Jahrhunderts behandelt, doch sei auch jener Quellenzeugnisse gedacht, die den Zeitgeist im Leben des „gemeinen Mannes," des Bauers abgespiegelt zeigen, die Lebensanschauung und Lebensführung des Volkes in seinem innersten Marke und Kern.

Wir besitzen aus der gleichen Zeit, und zwar aus der ersten Hälfte des 13. Jahrhunderts zwei Dichtungen, welche das Leben und Treiben der süddeutschen, insbesondere der bairisch-österreichischen Bauernschaft in ein grelles, aber immerhin beachtenswerthes Licht stellen: Den schon oben angedeuteten Liederkranz Nithart's von Riuwental (Reuenthal) und die erzählende Dichtung Wernher's des

Gartenære (Gärtner): „Vom Meier Helmbrecht."

Nithart oder **Neidhard** war ein bairischer Ritter, der seine Heimat aus politischen Gründen, vielleicht auch ob seiner losen Zunge, — denn eine solche war ihm eigen — verlassen mußte (1230) und am Hofe des letzten Babenbergers, Friedrichs des Streitbaren, im Lande Oesterreich, wie so mancher andere sangeskundige Ritter, gute Aufnahme fand, anderseits viel Gelegenheit gehabt haben muß, seinen boshaften Witz, das „böse Maul," an der österreichischen Bauernschaft zu üben.

Wie viel auch vom Gehalte seiner formgewandten Lieder und „Tanzweisen" auf Rechnung dieser Eigenschaft und der poetischen Freiheit kommen mag, es bleibt doch Thatsache, daß in der meist durch Colonisation auf dem Boden Oesterreichs so gut wie auf dem der südwestlichen Alpenländer erstandenen Landbevölkerung Wohlhabenheit, Ueppigkeit und ein Selbstgefühl vorhanden war, welches sich in dem Hinausstreben über die Grenzen des eigenen Standes, in der Nachahmung, richtiger Nachäffung der Tracht und Lebensweise des adeligen Grundherrn oder Gutsnachbars gefiel. Dies gilt besonders von der österreichischen Bauernschaft im Donaubecken und auf dem fettschollligen Marchfelde, namentlich in der Umgebung Wiens und Tulns.

Ritter Neidhard entwirft folgendes Bild der Bauerntracht: „Gern magt ihr hoeren wie die dörper (Tölpel) sind gekleidet: üppiglich ist ihr Gewand. Enge Röcke tragen sie und enge Schaperûne (Kaputzenmäntel), rothe Hüte, rinkelohte (geringelte) Schuhe, schwarze Hosen." Von den Landleuten des Tulnerfeldes heißt es: „Der trägt eine Haube, die ist innerhalb geschnürt — und äußerlich sind daran Vöglein mit Seide aufgenäht. . . . . . Das Tuch, das dem Bauer einzig behagt, die Seide, deren er bedarf, kommt von Welschland her. Er trägt lange Locken, die bis zum Kinn hinunterhängen, — den Kleiderbesatz (brisem) mit zwei Reihen Knöpfchen um den Kragen herum versehen, die schon von Ferne schimmern, niedliche „zimperliche" (zinzerlich) Hüte, Röcke und Gürtel, lange **Schwerter** und Hochschuhe (Stiefel), die bis zum Knie reichen." — Am meisten lustig macht sich unser Gewährsmann über die gezierte Sprechweise, Sang- und Tanzmanier der Bauern, ihrer Weiber, Söhne und Töchter, welche letztere am meisten Noblesse affectiren, Junkers und Fräuleins abgeben wollen. Den Bauerntöchtern sticht der Ritter viel zu viel das Auge. Warnt die Mutter das Töchterlein, sich nicht zu sehr in den Reigen der Ritter zu drängen, und lieber an den jungen Meier zu halten, — so antwortet die Dirne schnippisch: Sie traue sich wohl zu, einen Ritter zu „meistern" (gehersen), was solle ihr ein Bauer zum Manne, der vermöge nicht, sie nach ihrem Willen zu „liebkosen" (getriuten). Ein andermal muß die Bauersfrau ihrer Tochter im Liebeln durch die Finger sehen, denn sie selbst hat ihr Verhältniß. Herrn Neidhard's schlimme Zunge war den Bauern wohl bekannt; wir wissen auch, daß sie ihm drohten: käme er in ihre Hände, so möge er zusehen, daß nicht sein Gehirn an der Wand kleben bleibe.

In der Zeit nach Neidhard's Tode (1234 † er in Wien) dichtete **Wernher** „der Gärtner," berechtigter Vermuthung nach auch ein Baier, die Erzählung vom „Meier Helmbrecht." Die Handschrift der Ambraser Sammlung zeigt, daß der örtliche Ausgangspunkt des Gedichtes im heutigen Innviertel Oberösterreichs zu suchen ist, — während die Berliner Handschrift der genannten Dichtung Alles in das Land ob der Enns versetzt zeigt. Jedenfalls haben wir ein charakteristisches

Spiegelbild der Verhältnisse bairisch-österreichischer Bauernschaft von uns.

Die Geschichte vom Meier Helmbrecht ist einfach aber gehaltvoll; der Dichter beginnt sie mit den Worten:

„Einer saget, was er sieht,
Der Andere saget was ihm geschieht,
Der Dritte von Minne,
Der Vierte von Gewinne,
Der Fünfte von großem Gute,
Der Sechste von hohem Muthe:
Hier will ich sagen, was mir geschah,
Das ich mit meinen Augen sah.“
— — — — — — — —

Er will also Erlebtes schildern. Der Held der Erzählung ist der Sohn des Meiers Helmbrecht, ein rechter Hochhinaus, dem der Vater vergebens Lebensbescheidung predigt. Wolle der Vater Wasser trinken und „Grislitze“ (?) essen, so sei es, — er aber gedenke Wein zu trinken und gesotten Huhn zu essen, dazu weiße Semmeln. Mit dem Pfluge wolle er nichts zu schaffen haben, damit er sich nicht beim Tanze an Frauenhand schämen müsse. — Alles Zurückhalten nützt nichts, der Sohn nimmt Abschied vom Hause, wird Knappe auf einer Ritterburg und versteht sich bald trefflich auf das Leben vom Stegreif, auf die Buschklepperei: „Was ein Anderer liegen ließ, — in seinen Sack er Alles stieß; — er nahm es Alles gemein (zusammen), — kein Raub war ihm zu klein, — ihm war auch nichts zu groß, — es wäre rauch, es wäre blos (kahl) — es wäre krumm, es wäre schlecht, — das nahm Alles Helmbrecht, — des Meier Helmbrecht Kind; — er nahm das Roß, er nahm das Rind, — er ließ dem Manne nicht Löffels Werth, — er nahm Wamms und Schwert, — er nahm Mantel und Rock, — er nahm die Geis, er nahm den Bock, — er nahm das Schaf (ouwe), er nahm den Widder, — das bezahlte er mit der Haut seither; — Röckel, Hemd (pfeit) dem Weibe, — zog er ab vom Leibe, — ihren Pelzrock (Kürsen) und Mantel“......

Heim gekommen, benimmt er sich ganz als „Junker,“ begrüßt die Schwester und den Vater auf lateinisch: Gratia vester und Deu sal und die Mutter böhmisch: Dobraytra (dobré jitro = guten Morgen), so daß die Angehörigen nicht wissen, ob er der rechte und nicht vielmehr ein „Böhme oder Winde,“ „Wälsche,“ „Sachse,“ oder „Brabanter“ sei. Er entwickelt dann dem bestürzten Vater seine Theorie der ritterlichen Wegelagerei als Schüler der Gesellen: Lemberschlind (Lämmerschlinger), Schlickenwieder, Höllensack, Rütelschrein, Kühfraß, Mischenkelch, Wolfsgaume, Wolfsbrüssel und Wolfsdarm und erklärt den eigenen „Geschäfts-Namen“ „Slintesgeu“ (Schling das Geu = Bauernschinder). Denn die Bauern hätten an ihm wenig Freude. Dem einen drücke er das Auge aus; diesen haue er in den Rücken; diesen binde er an den Ameisenstock; dem einen ziehe er die Haarlocke aus dem Barte, — dem andern ritze er die Schwarte u. s. w. — Der Schluß der Geschichte ist, daß der Unselige nach neuen Freveln von erbitterten Bauern überfallen, mißhandelt und an eine Weide gehängt wird.

Nicht belanglos sind auch die Aufschlüsse über das Leben und Treiben der Bauernschaft Oesterreichs in jener Sammlung von Gedichten, die den letzten Decennien des dreizehnten Jahrhunderts angehören und unter dem Gesammtnamen S e i f r i e d H e l b l i n g bekannt sind. Hier sei nur eine Stelle probeweise herausgegriffen, die wie immer die „gute alte Zeit“ der schlechteren Gegenwart entgegenstellt. Ergoß Herr Neidhard (†1234) die Schale seines Spottes über die „Bauerntölpel“ und ihre Nachäffung der Ritterweise, so findet sich Aehnliches bei Siegfried Helbling, dort, wo er den Tagen Herzog Leopold VI. (†1230) Lob spendet.

„Ihr sollt das Land so einrichten, wie es Herzog Leopold hinterließ.

Die Bauern hieß er Knüttel für die Hunde tragen; man gönnte ihnen weder das Schwert, noch ein langes Messer (Misicar) zu tragen. Als Leibnahrung wurde ihnen Fleisch, Kraut und Gerstbrei angewiesen; sie sollten ohne Wildpret sein; zum Fasttage sollen sie Hanf, Linse und Bohne genießen; Fische und Oel ließen sie schön die Herren essen, das war Sitte. Nun essen sie mit den Herrn, was man Gutes finden mag“. . . .

Aber es fehlt auch nicht die Kehrseite zu dem „Lebensübermuthe“ des gemeinen Mannes und des Vornehmen. Fürchterlich hausen Krieg, Seuche, Mißwachs, Ueberschwemmung im Lande und erweckt in den entsetzten Gemüthern die alte Schwärmerei, den chiliastischen Glauben an das nahe Ende des „tausendjährigen“ Reiches der Welt, an den drohenden Weltuntergang, den der erzürnte Gott ob des allgemeinen Sündenverderbens verhängen werde. Schon oben wurde auf die „Geißelfahrt“ des Jahres 1261 angespielt. Ueber diese sociale Erscheinung berichtet der ungenannte Dominikaner von Leoben (Anonymus Leobiensis) in Uebereinstimmung mit den Aufzeichnungen der Wiener Predigermönche, mit dem Melker und Salzburger Jahrbuche. Lassen wir ihn die Sache erzählen:

„Im Jahre des Herrn 1261 ereignete sich eine allgemeine Buße in vielen Landschaften, was für ein großes Wunder gehalten wurde. Viele Menschen, Arme und Reiche, Ministerialen (adelige Dienstmannen des Herzogs), Ritter und Bauern, Greise und Jünglinge zogen, nackt oberhalb des Gürtels, das Haupt in ein Linnentuch ganz verhüllt, einher; sie führten mit sich Fahnen, brennende Kerzen und Geißeln, mit denen sie sich bis auf's Blut schlugen, und sangen demüthige Lieder, zogen von Land zu Land, von Stadt zu Stadt, von Dorf zu Dorf, von Kirche zu Kirche. Viele die das sahen, wurden bewegt und weinten, legten sich ganz nackt zu Boden, in Schnee so gut wie in Koth. Zu dieser Buße unterzog sich Jedweder durch 33 Tage zweimal des Abends und Morgens.“

In der Chronik der Wiener Predigermönche findet sich noch die Bemerkung: die Weiber thaten desgleichen in ihren Wohnungen und sangen folgendes Lied: „Ir slacht Juch sêre — in Christes êre — Durch got so lât — die sünde mêre“ — (Ihr schlaget Euch sehr — Um Christi Ehr' — Um Gottwillen lasset — Die Sünde nunmehr.) — So sammelt sich gewissermaßen unter das Banner der Geißler jeder Bußfertige, die Standesunterschiede schwinden, denn allgemein ist die Sünde und allgemein der Drang sie zu sühnen, ein Drang, dem Innersten so gewaltig entquillend wie anderseits der Trieb nach Genuß des kargen Daseins, das heiße Verlangen, die vergängliche Blüthe des kurzen Lebens zu pflücken, das gemeine Dürsten nach Gut und Ehre. „Die Extreme berühren sich“ und reich an Gegensätzen ist vor Allem der Geist des 13. Jahrhunderts, dessen wir in einzelnen Zügen gedachten.

Die neue Bahn an der Mürz.

Eine Skizze aus dem Neubergerthale.

Manche Dinge scheinen so selbstverständlich zu sein, daß weiter nicht darüber gesprochen wird. Als vor einem halben Jahre die Mürzzuschlag-Neuberger Bahn eröffnet wurde, war Einiges von dem Baue der Bahn, von der Länge, von der guten Anlage, von der Solidität derselben die Rede, auch die gute Ertragsfähigkeit wurde bald gerühmt — das aber, was daran speciell den Naturfreund und Touristen interessirt, wurde kaum angedeutet, wohl voraussetzend, daß die Naturschönheiten des berühmten Weges zum Todten Weib oder nach Maria Zell genugsam bekannt seien.

Nun ist aber ein großer Unterschied, ob man diese Naturschönheiten bis Neuberg von der Fahrstraße oder von der Eisenbahn aus betrachtet. Sonst ist gesagt worden, die Eisenbahnen hätten den landschaftlichen Reiz verdorben oder geschmälert; hier darf man behaupten, die Eisenbahn habe die Schönheit der Strecke aufgedeckt — sie habe kaum vier Stunden von der Residenz ein Alpenthal erschlossen, das an Mannigfaltigkeit und Großartigkeit sich mit mancher bekannten Alpengegend von Tirol oder der Schweiz messen kann.

Auf dem Mürzzuschlager Bahnhofe sind die dienstfertigen Anerbiethungen von Wägen nach Neuberg, zum Todten Weib, nach Maria Zell nachgerade verstummt; hingegen erwartet die Eilzüge aus Wien und Graz das gut ausgerüstete Locomotive mit neuen bequemen Personenwägen bespannt — auf dem Neubergergeleise der alten Pilgerstraße nach Zell.

Das erste Bild auf der Strecke ist wohl kein ermunterndes, es ist der Kirchhof von Mürzzuschlag, der eingeklemmt zwischen den beiden Bahnen daliegt. Ich wüßte kaum eine Stelle, wo das laute, herrische Leben die stillen Todten inniger umarmt, als hier. Es ist fast, wie ein letztes Umfangen zum Abschied von Kummer und Herzweh, ehe man in das frische, heitere Arkadien der Hochalpenwelt einzieht.

Der Schienenweg übersetzt die Neubergerstraße, auf der es still und fast staublos geworden ist und durchschneidet einen Erdrücken, auf welchem hölzerne Wände errichtet sind, um den Einschnitt vor Schneetreiben zu schützen. Noch ein schöner Blick auf Mürzzuschlag, auf den Ganssteın und auf das sonnige Thal, dann wendet sich die Bahn nordwärts der schattigen Bergenge zu. Links in der Tiefe rauscht auf braunem Grund die klare Mürz durch ein kühles Wäldchen, die Au, auch der Mürzzuschlager Prater genannt, reich an Sagen und Idyllen mannigfacher Art. Jenseits ragen, häufig mit bunten Fähnlein winkend, die malerischen Felsen, des Kaiserstein, des Ringfels und der Hochwand, auf welche die Frauen und Kinder der Sommerfrischler ihre Alpenpartien machen. Die Bahn tritt scheinbar in eine unabsehbare Waldschlucht, aus derem Hintergrunde das blaue, schneedurchsprengelte Gewände der Schneealpe aufragt. Dieser Blick möge nicht versäumt werden, er ist kurz. Der Zug übersetzt auf kühner Eisenbrücke die Mürz, die Waldberge treten wieder zurück und weisen kahle Lehnen auf, die von den Waldfanatikern manchen Tadel ob der

„gewissenlosesten Waldverwüstung“ erfahren dürften; bei näherer Prüfung finden wir den kahlen Hang bereits wieder mit jungen Bäumchen bepflanzt; in wenigen Jahren wird er eine neue Zierde des Thales sein.

Wo Wege und Brücken die Bahn kreuzen, da steht keine langathmige „Warnung“ mit im Kanzleistyl verfaßten Hinweis auf Gesetz und Strafe bei Nichtbeachtung. In unserem Lande genügt bereits eine Tafel mit den Worten „Achtung auf den Zug.“

Am Wege steht ein Bauer, den Mühlsack auf der Achsel, die Pfeife im Mund, stützt sich auf seinen Stock und schaut den vorüberbrausenden Zug an. Keine Angst ist in ihm vor dieser „höllischen Erfindung des Dampfwagens, von dessen Passagieren der Teufel 10% nimmt, indem daß er jeden Zehnten holt.“ Keine Wuth und kein Hohn gegen die Neuerung, die an seiner Existenz rüttelt, mit der er sich nun fügsam abzufinden hat, wenn er bestehen will; der Bauer schaut den Zug an und schmunzelt. Es wird ihm ganz warm in der Brust, nun, da das Locomotiv über seine Wiese pustert; er hätte das nicht gedacht, aber er hat's erlebt. Nun gehört er mit seinem Haus und Grund nicht mehr zur Hinterwelt, jetzt steht er mit voran und die Eisenschienen, die über seiner Erde liegen, sie gehen in den stattlichen Bahnhof von Mürzzuschlag hinein, wo Leute aus aller Herren Länder zusammenkommen, sie gehen durch den merkwürdigen Semmering mitten in die Kaiserstadt und auf der andern Seite wieder hinaus in alle Welt. Er, der Bauer, der da steht mit dem Mühlsack auf der Achsel, weiß sich jetzt brüderlich mit den Brüdern von Mürzzuschlag und Wien! Der Zug ist vorbei, gleitet sicher und glatt dahin und die Wand des letzten Waggons verkleinert sich mit jeder Secunde. Der Bauer überschreitet den Bahnkörper: das ist fester Boden, dahier versumpft ihm die Wiese nicht mehr!

Immer zur Rechten unserer Fahrt ist nun der schöne Alpenfluß, der mit seinen Felsblöcken, Gefällen, klaren Dümpfen und baum- oder buschbewachsenen Ufern, mit seinen Wehren, Holzsägen und Mühlen unerschöpflich an neuen Bildern ist. Traulich schmiegt sich die Mürz an den Bahndamm, aber der, scheint es, traut ihr nicht, er hat sich mit gewaltigem Unterbau und trotzigen Quadernmauern vorgesehen für etwaige Anwandlungen des Alpenwassers, sich sein altes Bett, aus dem es die Eisenbahner da und dort hinausgedrängt, wieder zu erobern. Die Mürz, welche weit hinter dem Gebirgsstock still und kalt aus den Waldhängen des Ameisbühel rieselt, welche die Wässer des hohen Göller der Hochwiesen und Naßkehr, des Student und Seekopf, der hohen Veitsch, Schneealpe und Rax an sich zieht, ist zu Zeiten keine gelinde Gesellin. Fischer erzählen, daß die Forellen der Mürz flinker und kräftiger wären, als die der Ablitz, der Fröschnitz und Feistritz. Und aus der Folgerung, daß ein Wasser, welches den Fischen so wohl thut, auch den Menschen nicht unersprießlich sein könne, sind vielleicht die Kaltwasserheilanstalten in Mürzzuschlag und Kapfenberg entstanden, und die zahllosen Bade- und Schwimmplätze, die zur Sommerszeit von warmblütigen Wesen belebt zwischen Mürzsteg und Bruck zu finden sind.

Zur Linken unseres Zuges haben wir stets den steilen felsigen Berghang, dem an vielen Stellen das Terrain mit Pulver und Dynamit abgerungen worden ist. Im vorigen Sommer noch konnte man hier das Knallen und Krachen der Schlacht zwischen Eisenbahner und Gnomen hören, bis letztere besiegt waren. Zur Rechten jenseits der Mürz liegen grüne Wiesen, die Straße mit einzelnen Häusern an derselben und hier das Eisenwerk der Kohleben, welches das Bild einer steirischen Landschaft erst vollständig macht.

Die Straße duckt sich stets am rechten Waldberg hin, so daß ihr der blaue Koloß der Schneealpe, welcher von der Eisenbahn aus sichtbar ist, die längste Zeit verdeckt bleibt.

Das schönste Bild der Strecke entfaltet sich am Bahnhofe von Capellen. Hier öffnet sich hinter dem malerischen Dörfchen das Altenbergerthal mit seinen Wegzweigungen über das Gschaid und den Naßkam. Zwischen diesen beiden Niederungen erhebt sich das ungeheure Halbrad der über 6000 Fuß hohen Rax, mit ihrer grauen zerrissenen Felsenbrust hoch über die Waldberge ragend, in ihrer wilden Majestät die zahmeren Höhen der Schneealpe in Schatten stellend.

Aber auch die Schneealpe kommt noch zu ihrer Geltung. Bald hinter Capellen grüßt uns aus dem Thale das steile Dach und das Thürmchen der Neuberger Stiftskirche; uns begegnen die ersten Häuser des sich über eine halbe Stunde in die Länge ziehenden Dorfes Neuberg, und nach einer langsamen Fahrt von 50 Minuten fahren wir in den Bahnhof von Neuberg ein.

Da die Bahn hier vorläufig ihr Ende hat und die Fortsetzung derselben über die Gebirge nach Nieder-Oesterreich blos auf dem Plane steht, so steigen wir aus. Wir erblicken ein großartiges Alpenbild. Vor uns liegt der Ort mit seinem stattlichen Stifte mit den Felsenkegeln seiner alten Annenkirche und seines Calvarienberges, hinter welchem das Horn des Rabensteines aufsteigt. Links weitet sich das Thal, und dort, wo sich's gegen Mürzsteg hin wieder einzuengen beginnt, liegen die großartigen Eisenwerke mit ihren schwarzen Dächern und rauchenden Schlotten. Dahinter, wo sich die pitoresken Schluchten der Krampen und des Tirol hinziehen, erhebt sich die Laahalpe, an welche sich zur Rechten hin die vielgestaltige Chorwand und die Spitzen des Hirschegg reihen. Vom Gewände des Windberges und des Rauhensteins gehen wüste Schutthalden nieder in die Waldungen und gegen die Matten, auf denen in Gruppen Menschenwohnungen stehen.

Je unwirthlicher die Umgebung erscheint, desto behaglicher liegt Neuberg in seinem Thale, ist es doch geschützt von bewachsenen Vorbergen, und der berüchtigte Neubergerwind, der die Mürzzuschlager mitunter stark frösteln macht, wird in Neuberg selbst verhältnißmäßig wenig gespürt.

Der Neubergerbahnhof besitzt neben dieser überraschenden Aussicht auch noch ein Juwel an seinem mit geschmackvollster Eleganz ausgestatteten Hofsalon. Gerade die Gegenüberstellung der Natururspründlichkeit und des feinen Salonluxus ist hier das Wirksame; allerdings wird, was die Benützung anbelangt, das Hofquartier im Stifte und das kaiserliche Jagdschloß im nahen Mürzsteg diesem Bahnhofsalon stark Concurrenz machen.

Neuberg ist trotz seines Namens ein uralter Ort; die Eisensteinbaue daselbst messen sich weit über die christliche Zeitrechnung zurück. Auf dem Rabensteine und auf dem Falkensteine an der Laahalpe sollen Schlösser gestanden haben, auf letzterem will man heute noch Ruinenreste finden. Das Stift wurde in der ersten Hälfte des 14. Jahrhunderts gegründet und zwar von Otto dem Fröhlichen, um die Heirat seiner Blutsverwandten Elisabeth von Baiern, deretwegen er in Verbannung war, zu sühnen. Schon drei Jahre nach der Gründung setzte er im Capitelgewölbe die Leiche seiner jungen Gattin bei. Wenige Jahre später bestattete er daselbst auch seine zweite Gemalin, die 16jährige Anna von Böhmen, und nach etlichen Monaten folgte er, der lebenslustige Mann, selbst in die Gruft. Achtunddreißig Aebte regierten in Neuberg, bis das Stift unter Kaiser Josef aufgehoben und mit all seinen Gütern der Staatsdomaine einverleibt wurde, da war

es aus mit der Poesie des Klosters. Die Räume wurden von der Gewerkschaft als Amtslocale verwendet. Der schöne gothische Kreuzgang mit den Bildnissen der Aebte, sowie das Capitelgewölbe dienten als Holzkammern; die große Steinplatte über der Gruft wurde ausgehoben und zu einem Zahltisch für die Gewerkschaft benützt. Bei dieser letzteren Gelegenheit entdeckte man wieder die Gebeine des Gründers und seiner Familie, die nun Kaiser Franz von Neuem feierlich beisetzen und mit Denkmälern versehen ließ.

Die Eisenwerke, Hochöfen und den Bergbau verkaufte der Staat im Jahre 1869 an die Neuberg-Mariazeller Gewerkschaft, unter welcher sie zu glänzendem Aufschwunge kamen. Grund, Boden und Forst behielt das Aerar für sich; die Stiftsgebäude sind zum Theile an die Gewerkschaft, zum Theile an die Gemeinde vermiethet. Die herrliche Stiftskirche wurde der Gemeinde als Pfarkirche überlassen, als welche sie letztere aber nicht annehmen will, weil die Erhaltungskosten zu bedeutend sind. Der große kunstvolle Quaderbau wäre schon heute verschiedener Reparaturen sehr bedürftig, aber der Staat, der die übrigen eingezogenen Güter ohne alle Widerrede verwaltet, weigert sich, die Renovirungskosten des ehrwürdigen Baues zu bestreiten, und die Gemeinde ist nicht in der Lage, den geringen Bedürfnissen eines einfachen dörflichen Cultus große Geldopfer zu bringen. Die Kirche, interessant von ihrem Dachstuhle an bis in das tiefste Gruftgewölbe hinab, wäre wohl eines besseren Schicksals werth, als der Erhaltungskosten wegen gewissermaßen herrenlos erklärt zu sein.

Sie ist im gothischen Style aufgeführt und gehört zu den größten Gotteshäusern des Landes. Das Gewölbe ist durch 14 Pfeiler getragen, schöne hohe Fenster, an denen aber die Glasmalereien fehlen, gießen ein helles Licht in den Raum, die Altäre sind reich an mitunter geschmacklosen Schnitzwerken; an den Seitenwänden befinden sich viele Grabmonumente der Aebte. Auf dem freistehenden, reich vergoldeten Hochaltare ruht das Bildniß der Krönung Mariens. Eine mit Geschmack ausgeführte Restauration würde an diesem Baue und dessen Innern mit verhältnißmäßig geringen Mitteln Großes leisten.

Ueber den wirthschaftlichen oder culturellen Einfluß des Stiftes Neuberg auf seine Zeit und Gebiete weiß die Geschichte nicht viel zu erzählen. Hingegen bringt uns die Sage manch' seltsame Kunde aus dem Klosterleben des alten Cisterzienserstiftes. Einer der Aebte, vielleicht war es der hochwürdige Herr Erhard Krakauer, soll ein geborner Jude gewesen sein. Dieses Prälaten Wandel war derart, daß sich in der Gegend das Sprichwort erhob: „So wenig die Katze ein Hund ist, so wenig wird der Jude ein Christ." Auf seinem Todtenbette soll er den Wunsch geäußert haben, nicht in die Gruft der Aebte beigesetzt zu werden. Da man ihn hierauf fragte, wo er denn ruhen wolle, gab er die Antwort, man möge seinen Leichnam auf einen Leiterwagen legen, zwei Ochsen daran spannen und denselben freien Lauf lassen: so weit sie gehen, mögen sie ihn ziehen, wo sie stehen bleiben, solle man ihn begraben. — Man that's und die Ochsen zogen den todten Prälaten hinein gen Mürzsteg, daß man meinte, sie wollten ihn nach Maria-Zell geleiten. Aber auf dem Nieder-alpel blieben sie stehen; und dort auf der Höhe, wo sich die Wässer der Mürz und der Salza scheiden, unter Tannen und Wachholderstrauch soll der Abt begraben liegen.

Mehrmals des Jahres kommt der kaiserliche Hof nach Neuberg, dem Mittelpunkte eines großen ergiebigen Jagdreviers. Vor Jahren hatte die Kaiserin Elisabeth daselbst ihren Sommeraufenthalt genommen und die hohe Frau war eine rüstige Besucherin aller schö-

nen Plätzchen und Aussichtspunkte, an denen das Thal reich ist.

Der Fremdenverkehr wächst von Jahr zu Jahr; theils sind es Naturfreunde und Mode-Touristen, theils Wallfahrer nach dem sechs Stunden von Neuberg entfernten Maria-Zell, theils Montanistiker, welche das große, berühmtgewordene Bessemer-Stahlwerk hier und das Gußwerk an der Salza besuchen, endlich sind es auch Kunstfreunde und Architekten, welche die Stiftskirche ansehen.

Der Menschenschlag in der Gegend von Neuberg ist ein schöner und gesunder; er wird noch hervorgehoben durch die steirische Tracht, die hier niemals ganz verschwunden war und wieder Aufschwung nimmt, da ja der Kaiser selbst in der steirischen Lederhose und Joppe und im befederten Steirerhut diese Gebirge durchwandert, als der flinkste und beste Jäger in Oesterreich. Die Leute an der Mürz sind liederreich und sangesfreudig und seitdem Jakob Schmölzer das Sterierlied mundgerecht und salonfähig gemacht hat, cultivirt man hier allmänniglich den Volksgesang. Wer kennt nicht das hübsche Mürzthaler Liedchen:

Von Wold bin ih fira,
Wo d'Sun so schön scheint,
Und mei Schotz is ma lieba,
Wir oll meini Freund.

Wir oll meini Freund
Und wir oll eahna Geld,
Und mei Schotz is ma liaba,
Wir Olls auf da Welt.

Mei Voda, mei Muada,
Mei Schwesta, mei Bruada,
Mei ganzi Freundschoft
Hots nit ondersta gmocht.

In Neuberg selbst, wo sich der Oberlehrer Herr Merz für die Pflege des Gesanges besonders verdienstlich macht, hört man auch häufig folgendes Lied:

Im Steirischn is 's a Procht,
Wan ma's hört ba da Nocht,
Wia ma 's Fensterl aufmocht
Und die Nochtigoll schlogt,
Wia d'Schwoagerin schön singt,
Daß 's auf der Olm umaklingt.

Schöni Klia, schöni Kolm,
Schöni Schwoagerin auf der Olm;
Auf an karnerischen Berg
Bin ich niedagsessn,
Auf die steirischn Dirndln
Kunt ih nit vagessn.

An iada Bam hat sei Laub,
An iadi Strotzn ihrn Staub,
An iada Berg hat sein Stoan,
Und just ih bleib alloan.
Nur Oan woaß ih mir,
Und nur dem will ih g'hörn:
Unsern Kaiser Franz Josef,
Dem liabn, guatn Herrn.

Hoffen wir, daß die neue Bahn, die uns Vieles gibt, den Bewohnern des schönen Alpenthales nichts nehmen wird. Die Naivetät, die anspruchslose Zufriedenheit und der Patriotismus sind Kleinode, die anderwärtig durch den Rauch der Locomotive mitunter schon getrübt worden sind.

Ueber Volksheilmittel.

Von F. J. Kienast.

Trotzdem wir Deutsche seit Jahrhunderten die Segnungen des Christusglaubens genießen und die Geistlichkeit zu allen Zeiten ihr Möglichstes gethan hat, jedwede mit seinen Tendenzen in Widerspruch stehende Regung aus dem Bewußtsein des Volkes zu tilgen, trägt dessen Art, sich zu geben, doch noch unzählige Merkmale seines heidnischen Ursprunges zur Schau.

Dasselbe Volk, das gläubigen Sinnes die Kirche besucht, glaubt gleichzeitig an die Existenz einer Berchtel, an Gnomen, Hexen, Druden, Wildfräuleins, kurz gute und böse Geister aller Art, an Drachen, Lindwürmer, Kronschlangen und anderes Fabelgethier — eine Verquickung von Katholicismus und Heidenthum, die, einzig in ihrer Art, den Leuten nicht im Entferntesten als widersinnig gilt, was schon aus dem Einen erhellt, daß sie beispielsweise eben dieselben Palmenzweige, die sie am Palmsonntag in der Kirche weihen ließen, auch zur Abwehr gegen böse Geister, Hexen, Zauberer u. d. gl. verwenden, was doch dem Glauben des Christen, daß sowohl die lichten, als die dunklen Lose des Menschen einzig und allein im Schooße des dreieinigen Gottes ruhen und sich jeder fremden Einflußnahme entziehen, schnurstracks zuwiderläuft.

Fast alles Ungemach in Haus und Hof gilt den Landleuten als Ausfluß des Uebelwollens tückischer Geister, das auf die allerverschiedenste Weise: als Beschwören, Verhexen, Verschauen, Verschreien oder Vermeinen u. s. w. zu Tage treten kann, wie wir gleich aus ein paar Beispielen sehen werden.

Wenn der Bauer einem Bettler die Thüre weist, so rächt sich letzterer nicht selten dadurch, daß er ihm das Vieh verhext, was denn alle möglichen üblen Folgen nach sich zieht. So erzählte mir ein Bauer, daß seine Kühe rothe Milch gäben und fragte mich, ob ich dagegen kein Mittel wüßte. Ich erklärte ihm natürlich, daß die Färbung der Milch (die oft auch blau oder gelb ist) von gewissen Beimengungen des Futters herrühre, oder durch Infusorien oder Schimmelpilze bedingt sein kann, und dies eben auch bei der Milch seiner Kühe der Fall sein werde. Umsonst! — Schließlich blieb mir nichts Anderes übrig: ich gab ihm irgend ein unschuldiges Medicament — und wirklich! — der Zauber schwand, freilich erst, nachdem das verunreinigte Futter zu Ende war.

Ein andermal klagte mir eine Bäuerin, daß sie Abends ein altes Weib — natürlich eine Hexe! — vor der Thüre ihres Stalles hocken gesehen. Da habe sie die Knechte gerufen: die mußten sie von dannen jagen. Aus Rache hat sie's nun dem gesammten Vieh „angethan.“ Etliche Stücke waren schon verendet; die Kühe gaben theils keine, theils nur spärliche Milch, die sich schon nach wenigen Stunden zersetzte und denen, die sie genossen, Unwohlsein verursachte. So etwas war ohne Hexerei undenkbar. Die Sache kam vor Gericht. Da stellte es sich denn heraus, daß bei der Stalldirne der Sinn für Reinlichkeit nicht genügend entwickelt war, daher sich sowohl an den Kübeln, aus denen das Vieh seine Tränke bekam, als auch an den Gefäßen in denen

die Milch gemessen wurde, Grünspan angesetzt hatte. Hiermit war die ganze Hexerei auf höchst natürliche Weise erklärt, aber die Bäuerin verließ kopfschüttelnd den Gerichtssaal: „Und i laß ma's nit nehma, 's Vieach war halt do vahext!"

Ein beliebtes Präservativ gegen Hexenkünste ist das Tragen von Amuletten. Es sind dies Säckchen, die entweder geweihte Gegenstände oder Arsenik und andere pharmaceutische Droguen enthalten und von den Leuten um den Hals gehängt auf der bloßen Brust getragen werden.

Amulette, in denen sich Arsenik (Hüttenrauch oder „Hüdrah," wie das Volk ihn nennt) befindet, helfen überhaupt gegen allerlei Krankheiten, so z. B. gegen Rothlauf; Arsenik wird daher in Apotheken viel begehrt. Da jedoch Gifte nur nach Ordination eines Arztes oder gegen behördlichen Bezugsschein dispensirt werden dürfen, so wenden die Leute alle möglichen Diplomatenkünste an, um sich in den Besitz dieses Wundermittels zu setzen. Außer zu dem obigen Zweck wird Arsenik auch von den Roßhändlern in betrügerischer Weise verwendet. Sie geben nämlich den zu verkaufenden Pferden zwei oder drei Wochen vorher täglich 2—3 Ctgrm. dieses Giftes ein, damit sie glattes Haar und ein volles, feuriges Aussehen bekommen. In einigen Theilen der Steiermark ist bei der Landbevölkerung bekanntlich auch das Arsenikessen sehr in Schwung, eine gleich bedauerliche Gewohnheit als das Opium-Essen und -Rauchen der Orientalen. Ich habe während meines mehrjährigen Aufenthaltes in Steiermark Arsenikesser von 30—80 Jahren kennen gelernt, darunter welche, die es im Verlauf des Jahres dahin gebracht, von diesem starken Gifte als Tagesration eine Quantität zu sich zu nehmen, die einen des Genusses Ungewohnten absolut tödten würde. Die Arsenikesser sehen prächtig aus, dürfen aber mit der Zusichnahme dieses Präservativs, die quantitativ von Jahr zu Jahr steigt, nicht aufhören, denn: mehr oder weniger rapid auftretende Abmagerung und Verfall der Kräfte sind die unausbleibliche Folge.

Ein Mittel gegen Rothlauf ist, eine rothe Zimmermannsschnur so lange um den Hals zu tragen, bis das Uebel gewichen. Dabei sind aber zwei Umstände wohl zu beachten: Die Schnur muß schon gebraucht und — — gestohlen sein! Anders hilft sie nicht. Ein anderes Präservativ gegen die oben bezeichnete Krankheit ist, in die Stube eines mit Rothlauf Behafteten entweder einen Gimpel oder Krummschnabel zu bringen. Diese rothbefiederten Vögel haben nämlich die wahrhaft samaritanische Eigenschaft, den Rothlauf an sich zu ziehen, müssen aber dann selber sterben, falls ihnen nicht die fürsorgliche Hand des Besitzers ein Läppchen aus Scharlachtuch in den Bauer gehängt hat, an das sie den Ansteckungsstoff übertragen können. Auch die Federn besagter Vögel finden gegen Rothlauf Anwendung, wie denn die rothe Farbe bei den Landleuten überhaupt, nicht nur in Bezug auf die Wahl gewisser Kleidungsstücke, sondern, wie wir gesehen haben, auch in der Heilkunst eine große Rolle spielt.

„Uebern G'sund steht halt nix!" sagt der obersteirische Bauer, und in seinem Bestreben, eine oder die andere Krankheit von der er befallen worden, zum Weichen zu bringen, entschließt er sich selbst die ekelhaftesten Dinge — sowohl innerlich als äußerlich — anzuwenden, was er mit dem in seinen Kreisen allgemein giltigen Grundsatze motivirt: „Uebles Uebel muß man mit Uebel vertreiben." Die Zahl der Volksheilmittel ist begreiflicher Weise eine immense, von denen ich jedoch an dieser Stelle nur die gebräuchlichsten und solche, welche sich durch das Originelle ihrer Anwendungsweise auszeichnen, zur Sprache bringen will.

Gegen Wassersucht werden Salsen aus Attich-, Kreuz- und Wachholderbeeren entweder einzeln oder vermengt als sogenannte „gemischte Salse“ angewendet; Meerzwiebelsaft und Wein dienen dem gleichen Zwecke.

Die blauen Beeren des Wachholders (Kronawetten) werden von den Leuten auch in Wasser oder Wein zu einem Thee verkocht, oder auch in natürlichem Zustande gekaut. Auf nüchternen Magen genossen, gelten sie als Schutz gegen ansteckende Krankheiten, zu welchem Behufe man sie auch (so wie das Holz), auf glühende Kohlen gelegt, zu Räucherungen verwendet. Das ätherische Wachholderöl wird innerlich und äußerlich, eben so ätherisches „Küm“ (Kümmel)-Oel, für sich allein innerlich, mit Grünöl gemengt, äußerlich gegen Kolik und Blähungen gebraucht. Gegen erstere Krankheit, sowie bei Lungenkrampf, gilt auch eine Abkochung von Edelweiß und Edelraute in Milch oder „Schottsuppe“ als bewährtes Mittel. Gegen Bauchschmerzen werden Camillenblüthen als Thee in Gebrauch gezogen und zwar gibt es kleine von der gewöhnlichen und große von der römischen Camille. Nun glauben aber die Leute, dieser Unterschied habe auch auf den Gebrauch Bezug und wenden die großen Camillen nur bei Erwachsenen, die kleinen nur bei Kindern an.

Schwarze Hollersalse, Holler- und Lindenblüthenthee werden als schweißtreibende Mittel angewendet. Mit gleicher Vorliebe gebrauchen die Leute Purgier- und Brechmittel und es sind mitunter (in des Wortes eigenster Bedeutung) wahre Roßcuren, denen sie sich unterziehen.

„Machen Sie's nur recht scharf, damit's angreift“ oder: „Thoans nur rund vil eini, i hab' sovil a starke Natur!“ sind bei solchen Patienten, wenn sie ein ärztliches Recept zur Bereitung in die Apotheke tragen, ständige Redensarten und ihr Mißtrauen in die moderne Heilkunde ist ein derartiges, daß sie sich selten an die Anordnungen des Doctors halten, sondern meist das Zwei- und Dreifache des ordinirten Medicamentes zu sich nehmen.

Bei Zusichnahme von Hoffmannstropfen (einem Gemisch von Schwefeläther und Alkohol) und anderen medicamentösen Spirituosen, die normal gebaute Menschen nur tropfenweise auf Zucker nehmen, setzen sie ohne viel Umstände das Fläschchen an die Lippen und machen ein paar kräftige Züge. Geben sie doch den sogenannten Hirschhorngeist, eine ammonniacalische Flüssigkeit von penetrantem Geruch und Geschmack, sogar kleinen Kindern ein.

Die Früchte vom ostindischen Tintenbaum (Semecarpus Anacardium) werden von den Landleuten unter dem Namen „Elephantenläuse“ als Amulet gegen Zahnschmerz und Gliederreißen getragen und zwar machen sie einen strengen Unterschied zwischen „Mandeln“ und „Weibeln.“ Auf derlei Unsinn muß der Apotheker unter allen Umständen eingehen, sonst kommt sein Geschäft in Verruf, wie denn in Bezug auf die Werthigkeit einer Apotheke auch bei so Manchen aus der Mittelclasse ein ganz origineller Maßstab in Anwendung kommt. Ist das Local, in der sie sich befindet, groß und starren dem Eintretenden eine recht imposante Anzahl von Gefäßen, Büchsen und Laden entgegen, so hat man es mit einer „ganzen“ Apotheke zu thun, andernfalls kann sie nur auf das Prädicat: Dreiviertel, Halb oder Viertel Anspruch machen.

Die Früchte von Cubeba officinalis, einem ostindischen Kletterstrauch — vom Volke Würfelkörner genannt — werden gekaut, als Präservativ gegen Schwindel und Kopfschmerz angewendet. — In ähnlicher Weise findet der aus der Wurzel einer zwischen dem Aralsee und dem persischen Meerbusen heimischen Umbellifere gewonnene Asant oder Teufelsdreck, ein

nach Knoblauch riechendes Harz, Verwendung.

Eine große Rolle im Arzneischatz des Volkes spielen die Fette verschiedener warmblütiger Thiere, als Bären-, Dachs-, Fuchs-, Gänse-, Fasan-, Hunde-, Igel-, Katzenschmalz u. s. w. Sie werden innerlich und äußerlich gegen alle möglichen Krankheiten, am häufigsten gegen Brust- und Lungenleiden angewendet. Alle diese Fette werden in den Apotheken fast durchwegs durch Schweinefett ersetzt, was den Leuten nur selten auffält. In einigen Apotheken thut man allerdings ein Uebriges und sucht das Aeußere und die Consistenz des verlangten Fettes durch entsprechende Beimengungen nachzuahmen, aber meistenorts kommt Alles aus demselben Topf, ein Vorgehen, das durch den Umstand, daß die Wissenschaft längst in evidenter Weise nachgewiesen hat, daß all' diesen Fetten keine andere Wirkung als die des gewöhnlichen Schweinefetts innewohnt, seine volle Berechtigung hat. Die erwähnten Fette sind eben ein Ueberkommniß aus den Pharmakopäen früherer Jahrhunderte. Aufklärung erweckt bei dem Ungebildeten nur Mißtrauen und hat in den seltensten Fällen den beabsichtigten Erfolg, somit bleibt nur der Ausweg, scheinbar auf seine Wünsche einzugehen und ihn in seiner Illusion zu erhalten.

Mit besonderer Vorliebe treibt das Volk Schlangencultus, wie ja schon Aeskulap und seine Nachkommen, die Asklepiaden, die Schlangen in medicinischer Hinsicht hochhielten, so daß der schlangenummwundene Stab des Asklepiades noch heute als Emblem des medicinischen, wie des pharmaceutischen Standes gilt. So legen die Landleute als Präservativ gegen Rheuma Schlangenhäute auf glühende Kohlen und räuchern damit die Zimmer. Schlangenfleisch findet innerlich gegen Lungensucht, Schlangen- und Natternschmalz äußerlich bei Beinbrüchen Anwendung, und pulverisirter Schlangenbalg wird bei Seuchen dem Vieh eingegeben. *)

Was für Anforderungen übrigens von den biederen Landleuten an die Apotheker gestellt werden, mögen zwei ergötzliche Beispiele darthun.

Da kommt einmal ein altes Männchen in die Apotheke. Befragt, was sein Begehr, will es lange nicht heraus mit der Farbe, sieht sich erst vorsichtig um, ob sonst Niemand anwesend, tritt schließlich ganz nahe an den Apotheker heran und sagt in einem wahren Sirenenton: „I hätt halt a recht a schöne Bitt'!" „Nun?" . . . „I brauchab a Haut von an Erhängten." „Was?" rief der Apotheker in gerechtem Erstaunen. „Ja, ja," fuhr das Männchen lebhaft fort, „i weiß schon, daß Sie's hab'n, awa hergeb'n than sie's nit gern." „Ja was fällt Ihnen denn nur ein?" „Wohl, wohl, that gar schön bitt'n, i hab' a kranks Büabel dahoam, dem that is gern eingeb'n, weil's halt fürd' Lungelsucht gar so heilsam is. I zahl Ihna dafür, was's woll'n." In dieser Weise ging der Dialog fort. Der sonderbare Kunde war nicht zu bekehren. Da kam dem Apotheker plötzlich ein rettender Gedanke. Er ging hinaus und brachte ihm das Verlangte. „Sehn's, i hab's gewußt, daß as hab'n. Vergelt Ihnas unsa liaba Herrgott!" Und freudestrahlend ging das Männchen mit seiner schwererkämpften — Speckschwarte von dannen.

In ähnlicher Weise half sich auch ein Apotheker aus der Schlinge, der von einem Bäuerlein in zudringlichster Weise um „Arm'-Sünderschmalz" angegangen wurde. Auch in diesem Falle mußte das edle Sus Scrofa

*) Viele der hier aufgeführten, so z. B. die auf Schlangencultus Bezug habenden Mittel, verdanke ich der freundlichen Mittheilung des steiermärkischen Schriftstellers Johann Krainz.

domestica mit seinem Fett als Deus ex machina herhalten.

Von fetten Oelen sind die folgenden gebräuchlich:

1. Lilienöl bei Brandwunden. In den Apotheken wird einfach Sesamöl gegeben, da den Blumenblättern der Lilien, die man früher in Oel kochte, absolut keine Heilkraft innewohnt.

2. Johanniskrautöl bei Wunden, Rheuma u. s. w. Wird aus demselben Grunde durch rothgefärbtes Baumöl ersetzt.

3. Ameisen-, Regenwurm- und Scorpionenöl gegen Gicht, Hexenschuß u. s. w. Wird in allen Apotheken durch reines Olivenöl ersetzt. Nur bei Letzterem wird hie und da ein Uebriges gethan, indem man ganz kleine Krebse als Pseudoscorpionen hineingibt. Auch Ameisen- und Regenwurmgeist sind beliebte Volksheilmittel. Andere gebräuchliche Oele sind: Speicköl, weißes, schwarzes und rothes Steinöl, Tannen- und Terpentinöl zu Einreibungen bei Hexenschuß &c. Kampher-, Salmiak-, Seifen- und Terpentingeist wird in ähnlicher Weise angewendet. Zu Pflastern und zum Auflegen auf Wunden wird auch fester Terpentin verwendet. An Pflastern hat das Volk die schwere Menge. Besonderer Beliebtheit erfreuen sich das schwarze Rubenpflaster und das sogenannte Dörrband .... Wenn ein oder das andere Glied des Körpers in Folge durch Verwundung bedingter Unthätigkeit den andern an Fülle nachsteht oder zufolge einer Krankheit der ganze Körper in einem Abmagerungsproceß begriffen ist — (in beiden Fällen ersetzt sich die normale Fülle von selbst wieder; in ersterem Falle, sobald das betreffende Glied seine Beweglichkeit wieder erlangt hat, in letzterem Falle auch, sobald die, wenn nicht unheilbare, Krankheit gewichen ist) — so nennen das die Leute „Schwund." Als Gegenmittel nehmen sie Mumia vera ein, deren angebliche Wirkung nur auf ihrem Gehalt an bituminösen Harzen, dem Hauptbestandtheil der von den Aegyptern zur Mumificirung ihrer Todten verwendeten Ingredienzien, beruhen könnte. Die heute in den Handel kommende Mumie ist gewöhnlich Artefact, doch hatte ich auch wiederholt echte Waare in den Händen, so unter andern Stücken einmal ein wohlerhaltenes Schädelfragment, dem noch Haare aufsaßen, wie ich auch nicht selten kleine Stückchen von Leinen- und Byssusstreifen aus der zerkleinert bezogenen Waare zu Tage förderte.

.... Große Stücke hält das Volk auch auf seine „Geister und Tropfen," Namen, von denen die Landleute einen ungemein ausgedehnten, mit der Theorie des Pharmaceuten, der unter Geist ein spirituoses farbloses Destillat, unter Tropfen (fachmännisch Tinctur genannt) einen spirituosen Ansatz von der Farbe des hiezu verwendeten Stoffes verstanden wissen will, durchaus nicht übereinstimmenden Gebrauch machen.

Wenn die Leute auf die Alm gehen oder nach Maria-Zell wallfahrten, machen sie vorher in der Apotheke ihre Einkäufe, damit sie „wenn ihnen was anfallt oder zustoßt, etwas bei der Hand haben." Da kaufen sie Melissengeist, Kümmelgeist, Lebensessenz und Wunderbalsam für Magenbeschwerden; Münzengeist, Hirschhorngeist, Hoffmannsgeist, Kamillentropfen, Zimmttropfen, Bibergeiltropfen für Bauchschmerzen und Magenkrampf; Kölnerwasser, Vier-Räuber- oder Spitzbubenessig und das Gewürznelkenöl zum Riechen und Benetzen des Kopfes bei Ueblichkeiten, Ohnmachten, Kopfschmerz u. s. w. Nelkenöl und Kölnerwasser sind zugleich die einzigen Parfüms, deren sich die Bauerndirnen, und zwar mit Vorliebe bedienen.

Die echte Lebensessenz setzen sich Viele nach einem alten, unter der Landbevölkerung in unzähligen Abschriften coursirenden Recepte selbst an. Wie schon der Name darthut, hilft

sie für Alles, daher ich mir nicht versagen kann, der leidenden Menschheit das Recept vollinhaltlich mitzutheilen:

Theriak 1 Büchserl, Safran 1 Quintl, Aloe, Ingwerwurzen, Lerchschwamm, Manna, von jedem 1 Loth, Enzianwurzen, Calmuswurzen, Sennesblätter, Sternaneis, von jedem 2 Loth, Blaue Kronawetten ½ Seitel.

Dieses Alles schön klein zusammengeschnitten wird in einem Maß Gleger-(Korn-) Branntwein angesetzt und 8 Tage stehen gelassen.

Hier mögen gleich noch ein paar Recepte ihren Platz finden, die unter dem Bauernvolk allgemein verbreitet und von diesem, wie ein kostbarer Schatz gehütet und vor dem Auge des Laien auf das Sorgsamste verborgen gehalten werden, Ueberlieferungen, die, in ihrem Ursprung Jahrhunderte weit zurückreichend, von eminent culturhistorischem Werthe sind.

Für den Leibschaden: Hirschunschlitt, Gamsunschlitt, Fuchsschmalz, Hasenschmalz, Zirbenpech, Hollerfalse, Sanikelwurzen. Fein stoßen. Von jedem Stück gleichviel auf einem kleinen Feuer zerschleichen lassen, dann Alles durcheinander rühren und auf Irchleder aufstreichen. Ueber den Schaden und auf das Kreuz legen und alle drei Tage überstreichen.

Recept von dem Pulver wieder den Schlag oder die schwere Noth, wozu gewonnen wird:

3 Loth Päonienwurzel, 3 Loth Päonienkörner, 1 Loth Pfauendreck, 3 Quintl gebrannte, ohne Feuer präparirte Menschenhirnschale, 3 Quintl gebranntes, ohne Feuer präparirtes Hirschhorn, 1½ Quintl Muscatnüsse, 1½ Quintl rothe Korallen.

Solches muß Alles sehr klein gemacht, gut durcheinander gemischt, in eine wohlverwahrte Schachtel gethan und an einem trockenen Orte aufbewahrt werden.

Von diesem Pulver muß der Patient 12 Tage hintereinander nehmen, alle Tage zwei, eins am Morgen, das andere am Abend in Maiblumenwasser. Den Tag danach, als der Mond voll geworden, muß angefangen und so in der Ordnung fortgefahren werden. Den sechsten Theil von einem Quintl nimmt man auf ein Pulver für eine erwachsene Person, sie mag männlichen oder weiblichen Geschlechtes sein. Einem Kinde, sobald es geboren wird, gibt man eine halbe Linse groß unter eben so viel Markgrafenpulver in der Muttermilch oder einem gebratenen Apfel ein, und damit wird 9 Tage fortgefahren, allemal in der Stunde, darinnen es geboren; wird mit der Hilfe Gottes helfen.

Es darf dieses Pulver auch außer dem abnehmenden Monde genommen werden, wenn es die Noth erfordert, auch bei einem Kinde, so es im zunehmende Monde geboren ist, daß man nicht anders kann. — —

Der Patient muß sich während des Gebrauches der Milchspeisen und aller starken Getränke enthalten... Gottes Segen mit dem Pulver. —

Ein anderes als vortrefflich gerühmtes Mittel gegen die sogenannte „hinfallende Krankheit" oder den Veitstanz, sowie gegen Fraisen besteht darin, daß dem Kranken das von dem Geweih eines jungen, erst geschossenen Hirschen (Spießers) durch Abschaben — und zwar je näher dem Kopfe, desto besser — gewonnene Pulver messerspitzweise eingegeben wird.

Wie man sieht, spielt bei diesen beiden Mittel gegen Epilepsie die Kalksubstanz eine Hauptrolle, ebenso beim Markgrafen-, Muschel- und Korallenpulver*), die ebenfalls für die obenbezeichneten Krankheiten Anwendung finden.

Die pulverisirten Krebsaugen (Krebsaugen sind die bei den Krebsen zur Zeit der Häutung an den Seiten des Magens und am Grunde der Speiseröhre vorfindlichen Kalkgebilde)

*) Die Leute sagen statt Pulver Stupp.

werden den Kindern eingegeben, wenn sie an Fraisen leiden, und kleine Krebsaugen von der Größe einer Linse führen die Leute unter das Augenlid ein, um fremde in das Auge gefallene Körper daraus auf mechanischem Wege zu entfernen.

Gepulverte Krebsaugen und das aus Zinnober, Zimmt und Zucker zusammengesetzte Goldpulver, das seinen Namen von den ihm beigemengten Rauschgoldblättern hat, werden den Kindern bei den sogenannten hitzigen Krankheiten, der Schleim der Quittenkerne bei katarrhalischen Affectionen eingegeben.

Die Samen der Päonien an Schnüre gereiht und falzbeinartig zugeschnittene Iriswurzel (die Leute nennen sie „Veigelwurzen") werden den Kindern zur Erleichterung des Zahnens um den Hals gehängt. Iriswurzel wird auch von Erwachsenen gekaut, aber nicht zur Beförderung des Zahnens, sondern für Leiden, die absolut keine Kinderkrankheiten sind.

Für das Frattsein finden die Sporen von Lycopodium clavatum (fälschlich Bärlappsame und vom Volke Graa-, Graaminas- oder Hexenstupp genannt) als Streupulver Anwendung.

Pulverisirte Eisenfeilspäne und Eisenoxyd werden — ersteres unter dem Namen Schlaglpulver, letzteres unter dem Namen Blutstein — gegen Bleichsucht und als sogenannte „Blutreinigung" in Gebrauch gezogen. Schlechtes Blut gilt beim gemeinem Mann als eine der Hauptquellen aller körperlichen Uebel. Als Blutreinigungsmittel erfreut sich außer den allerorts üblichen Purgativen und Blutreinigungstropfen auch ein aus mehrerlei Holzgattungen bestehender Thee — großer Beliebtheit. —

Der Gebrauch des Gras- und Schwarzwurzel-Thees stammt noch aus jener Zeit, wo selbst in ärztlichen Kreisen die fromme Mythe von der blutreinigenden Wirkung gewisser Vegetabilien im Schwunge war. Heute legt man denselben nicht mehr Werth bei, als dem zur Abkochung derselben verwendeten Brunnenwasser.

Alle jene Vegetabilien, aus denen sich die Leute durch Kochen oder Ueberbrühen ein Heilgetränk bereiten, nennen sie gleich diesen selbst: Thee. Da haben sie ihren Brust-, Maicur-, Kramperl- (isländisches Mos), Spanisch Kräuter-, Wermut- (räumt den Magen aus und ist gut für die Brust!), Kardubenedikten-, Schafgarben- und Tausendguldenkraut-Thee.

Eben so unerschöpflich als die Reihe der vom Volke in Verwendung gezogenen Vegetabilien ist die Zahl der für die allerverschiedensten Krankheiten angewendeten Salben und Schmiermittel.

Der auch von den Aerzten bei Rheuma verordnete Opodeldok wird von den Leuten „fliegende" (statt flüchtige) „Schmiere" genannt... Theriak, ein aus verschiedenen aromatischen Species mit Honig angemachter Teig, wird äußerlich und innerlich gegen allerlei Uebel angewendet.

Ein beliebtes, aus Harzen und Blüthen zusammengesetztes Räuchermittel gegen Rheuma — rheumatische Leiden bezeichnet das Volk mit dem Namen: „Gicht und Gall" — begehren die Leute als Wald- oder „rheumatischen" Rauch. Auch Bernstein (Aggstein) wird als Räuchermittel gegen oberwähntes Uebel benützt.

Destillirte Wässer aus den unterschiedlichsten Vegetabilien, als: Holler-, Kirschkern-, Lindenblüthen- und Rosenwasser u. s. w. finden gläubige Anwendung. Letzteres mit gepulverter Tutia oder weißem Nix (Zinkoxyd) durchschüttelt gilt als bewährtes Augenwasser. Krenblätter auf den Hals gelegt, oder ein goldenes Ringlein (arme Leute nehmen eine mit gelber Seide übersponnene Darmseite) durch's Ohr gezogen, sind gleichfalls treffliche Augenheilmittel.

Spermazet (Walrath) und pulverisirte Alantwurzel finden innerlich bei Brust- und Lungenleiden zum „Ausheilen" Anwendung. Bei katarrhalischen Affectionen kauen die Leute Hirschwurzel und: „wann a Kind d'Esels-huast'n (!) hat," sagte mir einmal ein Bauernbursche, „legt ma Eselshaar auf die Gluat und thuat damit rauka, aft'n is 's g'schwind guat!" — — — .... Nunmehr kommen wir zu jenen Volksheilmitteln, die mehr oder weniger mystischen Beigeschmack haben.

Da ist z. B. gleich ein Recept zur Vertreibung von Warzen: Man nimmt Aepfel, Zwiebel und Speck und reibt die Warze mit diesem Gemengsel ein, das man nach dem Gebrauch an eine Stelle vergräbt, auf welche die Dachtraufen herabfallen. Sobald es verfault ist, verschwindet das Uebel.

Die Rosengallen (vom Volke Schlafäpfel genannt) werden sowohl Kindern als Erwachsenen unter den Kopfpolster gelegt, damit sie schnell und leicht einschlafen. —

Die getrockneten unentfalteten Blüthenkörbchen von Artemisia cina (vom Volke fälschlich Zipper- oder Wurmsame genannt) werden den Kindern, wenn sie an Würmern leiden, mit Honig vermengt, und zwar Mittwoch und Freitag bei abnehmendem Monde eingegeben.

Dem Monde wird bekanntlich in Volkskreisen ein überaus mächtiger Einfluß zugeschrieben; so auch in Bezug auf das Wirkungsvermögen der Heilmittel. Im Allgemeinen gilt diesbezüglich die Regel: Alle Medicamente, die ein Zunehmen des Körpers zur Folge haben sollen (z. B. bei Brust- und Lungenleiden, Blutarmuth, Schwund u. s. w.) im aufnehmenden, Medicamente, die eine Abnahme bezwecken, (z. B. Mittel gegen Kropf, Drüsenleiden u. s. w.) bei abnehmendem Mond, oder wie die Leute höchst bezeichnend sagen: „wenn der Mond krank ist" zu gebrauchen, denn würde man zum Exempel ein Mittel gegen Kropf zu der Zeit, in welcher der Mond im Wachsen ist, gebrauchen, so würde ersterer trotz Anwendung des Mittels in seiner Entwicklung ungestört fortfahren.

Der Glaube an die Despotie des Mondes wurzelt im Volksbewußtsein so tief, daß ich denselben bei allen Rücksicht für den bleichen Sternenfürsten unmöglich stillschweigend übergehen konnte.

Daß auch das Gebet von den Leuten in unzähligen Fällen als kräftige Beihilfe, oft auch als ausschließliches Heilmittel angewendet wird, ist bei dem frommen Sinn des Landvolkes nicht zu wundern. Hier ein paar darauf bezughabende Beispiele.

Blutstillung.

Sobald als du dich geschnitten hast oder gehauen, so sprich: Glückselige Wunde, glückselige Stunde, Glückselig ist der Tag, da Jesus Christus geboren ward. Im Namen Gottes des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes. Amen.

Für die Würm.

Jesus und Petrus fuhren auf den Acker ackern. Vier Burschen ackern auf drei Würmer, der eine ist weiß, der andere ist schwarz, der dritte ist roth, — da sind alle Würmer todt im Namen Gottes des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes. Amen. Sprich diese Worte dreimal und es wird helfen.

Für das Fieber:

Bete erstlich früh, aldann kehre das Hemd um, den linken Aermel zuerst und sprich: Kehre dich um Hemd, und du Fieber, wende dich; dann nenne den Namen dessen, der das Fieber hat und sprich: Das sage ich dir zur Buß. Im Namen Gottes des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes. Amen.

Sprich diese Worte drei Tage nach einander, so vergeht es.

Interessant ist auch die folgende Beschwörungsformel:

„Ich thue dich anhauchen, drei Blutstropfen thue ich dir entziehen: den ersten aus deinem Herzen, den andern aus deiner Leber, den dritten aus deiner Lebenskraft. Damit nehme ich dir deine Stärke und Manneskraft.“

Auch für Acte der Rache suchen die Leute durch Beten den Himmel zum Bundesgenossen zu gewinnen, damit er ihnen Mittel an die Hand gebe, ihren Racheburst zu stillen. Man höre:

Einen Stecken zu schneiden, daß man Einen damit prügeln kann.

Merke: Wann der Mond neu wird, an einem Dienstag, so gehe vor Sonnenaufgang fort, tritt zu einem Stecken, den du dir vorher schon ausgesehen hast, stelle dich mit deinem Gesicht gegen Sonnenaufgang und sprich diese Worte: Stecken, ich greife dich an im Namen Gottes des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes. Amen. Nimm dann dein Messer in die Hand und sprich wiederum: Stecken, ich schneide dich im Namen Gottes des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes. Amen. Daß du mir sollest gehorsam sein, wenn ich Einen prügeln will, dessen Namen ich nenne. Darnach schneide auf zwei Orten vom Stecken etwas hinweg, damit du kannst diese Worte draufschreiben: Abia obia fabia. Lege dann einen Kittel auf einen Scheerhaufen, schlage mit deinem Stecken auf den Kittel und nenne des Menschen Namen, welchen du prügeln willst, schlage dann tapfer zu, so wirst du denselben eben so hart treffen, als wenn er selber darunter wäre, der doch viele Meilen von dem Orte entfernt ist. — — In dieselbe Kategorie als die eben erwähnten, gehören auch die sogenannten sympathetischen Mittel, das „Wendten“ u. s. w.

Zum Schlusse hab' ich nur noch Eines zu erwähnen. Ehe die Leute vom Lande sich entschließen, zum Arzte zu gehen, versuchen sie erst alle die Hausmittel, welche ihnen entweder selbst geläufig, oder die ihnen von Nachbarsleuten „verrathen“ worden. Dieser unseligen Maxime fallen jährlich unzählige Individuen aus den niederen Volksschichten zum Opfer. Aber das Merkwürdigste an der Sache ist, daß alles Anstürmen gegen dieselbe sich als ein absolut vergebliches erweist, und jeder Versuch der Aufklärung an der Hartnäckigkeit, mit der die Leute am Althergebrachten, wenn es auch noch so widersinnig ist, festhalten, scheitern muß. Nun, so sei's. Der Glaube macht eben nicht blos — wie das Sprichwort sagt — Fromme selig — sondern auch Kranke gesund.

Gedankensplitter.

Von J. Haschak.

Die weichen Herzen verhärten leicht durch Enttäuschungen, die harten hingegen werden durch diese mürbe.

Je mehr sich unser Lebensbaum entblättert, um so süßer erscheinen uns seine Früchte.

Die Würze mancher „Bekanntschaften“ ist, wenn sie unbekannt bleiben.

Viele werfen sich in die Brust, die in der Brust Vieles sich vorzuwerfen haben.

Daß kahl sich gestaltet das Haupt, willst Du dagegen Dich lehnen? Was sich am Kopfe verliert, wächst Dir ja wieder auf Zähnen.

Die Zahnlosen haben oft das beste Mundstück.

Zu unserer Dramen-Industrie.

Wer dem Theater fernsteht, nur dann und wann an einem Feiertage die heiligen Hallen betritt und sich überdies hiezu Tage auszusuchen pflegt, an welchen der Zettel alte liebe Bekannte nennt, den ergreifen eigene Gefühle, wenn ihn der Zufall einmal zur Aufführung eines neuen Dramas bringt. Im großen Publikum sagt man wohl bei solcher Gelegenheit dasselbe, was Faust hinter Wagner's Rücken ausruft; bei Denjenigen aber, welche sich selbst mit der Feder zu schaffen machen, tritt die Verwunderung eher als Bewunderung auf. Unsereins arbeitet für den Tag und weiß, daß er günstigensfalls, nämlich wenn sein Thun überhaupt bemerkt wurde, doch an dem Tage schon wieder nebst allen seinen Sünden vergessen sein wird, an welchem er nicht mehr arbeitet. Des Dichters Schicksal aber ist beklagenswerth. Die Gegenwart sieht ihm auf die Finger, die Literaturgeschichte über die Schulter, die Zukunft harrt sein und seiner Werke, und, was das Schlimmste, die Vergangenheit ist sein begünstigter Concurrent. Wie sehr begreift man den Wunsch jenes Malers, daß alle Gemäldegalerien in Feuer aufgehen möchten! Könnte z. B. nur der eine Shakespeare aus der Welt geschafft werden, aber auch so vollständig, daß keine Spur von ihm übrig bliebe, wie viel leichter würde das Leben unseren Dramatikern sich gestalten. Die besten Stoffe hat er ihnen weggenommen und das Vorurtheil für ihn ist so festgewurzelt, daß der heutige Dichter, welcher ihn übertrumpfte, doch niemals Anerkennung finden würde. Wahrlich, nicht lästern sollte man, sondern anstaunen, daß noch immer „nicht alle Hoffnung schwindet."

Ein accreditirter Fachmann, dem gegenüber ich mich in ähnlicher Art unlängst aussprach, hörte mich mit nachsichtigem Lächeln an und sagte dann: Sie urtheilen eben wie ein Laie. Wessen Stirn die Musen geküßt haben, der fragt in der Begeisterung des Schaffens nicht darnach, was die Nachwelt sagen würde, und noch weniger nach dem, was die Vorwelt etwa schon gesagt haben könnte. Er weiß, setzte er bescheiden hinzu, daß der Ruhm von seinen Erdentagen alle Tantièmen überdauern wird. Sie nannten Shakespeare. Ein Talent war er ohne Zweifel, für seine Zeit hat er auch höchst Anständiges geleistet, und besonders verdient die Routine bemerkt zu werden, mit welcher er für seine Truppe schnell ein Stück fertig machte, so oft dieselbe eine Neuigkeit brauchte. Aber er sollte uns gefährlich sein?! Mein Freund, wir üben Schonung, indem wir die Stoffe, welche er benützt hat, unangetastet lassen. Aber allerdings wird diese Rücksicht einmal schwinden müssen, um jenes Vorurtheil gründlich zu zerstreuen, welches, wie sie richtig bemerkten, zu seinen Gunsten besteht. Er war ja doch ein ungebildeter Mensch, stak mit seinen Ansichten noch ganz im finstern Mittelter, hatte von Geschichte, Culturgeschichte, namentlich Costumegeschichte nur sehr dunkle Ahnungen. Wenn wir mit unserem Wissen, erfüllt von den Ideen der Jetztzeit, zum Beispiel die Sage von Othello zum Gegenstande einer Tragödie machen wollten, da würde etwas Anderes zu Stande kommen als die abgeschmackte Mohrenliebschaft, an deren Möglichkeit ein aufgeklärtes Publikum ja doch nicht glauben kann.

Vor Allem scheint Ihnen unbekannt zu sein, daß wir in jedem Sinne auf der Höhe der Zeit stehen. Einzelne Zöpfe beharren wohl noch bei der Haus- und Handarbeit: wir Fortge-

schrittenen haben längst eingesehen, daß in unserer Branche so wenig wie in irgend einer anderen das Kleingewerbe länger neben der Groß-Industrie bestehen kann. Einen Stoff jahrelang mit sich herumtragen, einen Plan langsam reifen lassen, die Dichtung gleichsam erleben, bevor man sie zu Papier bringt — das ging wohl ehemals an. Heutzutage will das Bedürfniß des Marktes, und zwar schnell, befriedigt sein, muß man die Conjuncturen in Betracht ziehen, der Nachfrage bereits mit dem Angebot auf halbem Wege entgegenkommen und im Stande sein, jeden Auftrag in kürzester Frist zu effectuiren. Dazu sind rationelle Einrichtungen erforderlich und Geschäfts-Erfahrung, Platzkenntniß, Umsicht, Rührigkeit. Wer warten will, bis „der liebe Gott zu ihnen kommt", der geräth unter den Schlitten.

Ich hörte diesen Vortrag mit wachsendem Staunen an und erlaubte mir nur die Frage, was unter den rationellen Einrichtungen zu verstehen sei.

Ueber das Gesicht meines Gönners flog es wie ein Schatten des Mißtrauens. Aber der natürliche Edelmuth siegte bald wieder. Da Sie in diesem Artikel nicht arbeiten, sagte der Dichter, so kann ich Ihnen wohl einen Einblick in meine Geschäftsgeheimnisse gewähren. Und selbst, wenn Sie mir's nachmachen wollten, würde Ihnen das nicht leicht gelingen. Denn eine Fabrik ist nicht in Einem Tage erbaut und noch weniger von heute auf morgen deren Betrieb erlernt. Was ich Ihnen zeigen werde, ist ein mühsam gesammelter Schatz, die Frucht langjähriger saurer Arbeit. Ja, wer nie von heiliger Begeisterung fortgerissen, nie von holder Raserei ergriffen sich zu den Höhen des Parnaß emporgeschwungen hat, wer nie die kummervollen Nächte auf seinem Bette dichtend saß und endlich doch einschlief, ohne den nöthigen Reim gefunden zu haben — dem kann man es verzeihen, wenn er meint, das Dichten sei eine Art Spielerei. Sehen Sie her!

Er öffnete einen bis zur Zimmerdecke reichenden Wandschrank, an dessen Carniß die Marke einer Feuerversicherungs - Gesellschaft angebracht und der im Innern wie ein Actenkasten eingerichtet war.

Sie werden nicht verlangen, daß ich ihnen mein ganzes System darlege, welches sich erst nach und nach zu seiner jetzigen Vervollkommnung entwickelt hat. Stichproben werden genügen, um Ihnen einen allgemeinen Begriff beizubringen. Diese Abtheilung links enthält ein vollständiges Conversations-Lexikon für dramatische Dichter, jetzt noch Manuscript und zu meinem ausschließlichen Gebrauche; es soll aber im Druck erscheinen, sobald ich mich vom Geschäft zurückziehe, was ja hoffentlich bald möglich sein wird. Da finden Sie alphabetisch geordnet alle historischen Personen, welche keines natürlichen Todes gestorben, mithin für die Tragödie verwendbar sind. Die Farbe des einzelnen Zettels sagt bereits, ob der Betreffende Tyrann, einfacher Held, Held und Liebhaber, Liebhaber aber kein Held, Intriguant, edler Vater 2c. 2c. gewesen ist. Die Ziffer in der Ecke links oben bedeutet die äußere Lebensstellung, und um die Eintheilung dem Gedächtnisse besser einzuprägen, habe ich für dieselbe den Kinderreim: Papst, Kaiser, Edelmann, Bürger, Bauer, Bedelmann gewählt; die gekreuzten Schwerter bedeuten einen kriegerischen, das lateinische Kreuz einen religiösen, der Kreis einen politischen Stoff, das Herz heißt: „Liebestragödie ohne". In der oberen Ecke rechts entdecken Sie endlich Buchstaben. N bedeutet „nackete Füß" oder Geschichte vor Erschaffung der Welt bis auf Christi Geburt, R = Ritterstiefel oder Zeit von Christus bis Wallenstein, F = Frack. Gegen diese bekanntlich von einem alten Theater-Director präcisirten Perioden läßt sich vielleicht Manches einwenden, aber für den prakti-

schen Gebrauch wüßte ich keine zweckmäßige Gruppirung.

Jeder Zettel enthält nun diejenigen Daten aus dem Leben der Person, welche das Gerüst der Handlung zu bilden haben, die erforderlichen Hinweise auf Meyer's Conversations-Lexikon, Becker's Weltgeschichte, die Costumekunde von Weiß und andere Quellenwerke für eingehendere Studien, endlich — eine der wichtigsten Rubriken! — die Angabe, ob und von wem der Titelheld schon bearbeitet worden ist. Begreifen sie, daß ein halbes Menschenleben an dieser Arbeit hängt, das aber auch der Segen der dichtenden Nachwelt auf derselben ruhen wird?

Nun aber erst die zweite Abtheilung? Nehmen wir an, die erste habe uns einen jungfräulichen Stoff verrathen, wir haben die Personen und den Gang der Handlung festgestellt — nun müssen die Personen auch Reden führen, welche ihrem Charakter, ihrem Stande, ihrer Zeit und der Situation entsprechen und dem Darsteller, vielleicht auch dem Dichter, zu einem Hervorrufe verhelfen: Hier finden wir solche Reden oder doch Wendungen. Ich will den Zufall walten lassen. Sie sehen, ich wende dem Archiv den Rücken und greife blindlings zu. Was haben wir da? „Rittersstiefel. Scrupel vor einer Mordthat.“ Aha, sehr gut. Ich habe absichtlich den Vergleich mit Hamlet herausgefordert, um zu zeigen, wie anders ein moderner Dichter dieselben Gedanken ausdrücken würde. Hören sie:

Mord oder Selbstmord? Das ist nun die Frage,
Er oder ich? Entspricht es mehr dem ewigen Sittengesetz, dem Leben zu enteilen,
Schuldlos und Schuld doch hinterlassend u. s. w.

Was sagen Sie? Das ist doch tiefer und verständlicher als „die Pfeil und Kränkungen des Schicksals“? Jetzt treffen Sie eine Wahl. Sieh' da „Nackete Füße, Groll mit den Göttern.“ Gut, das ist gänzlich Original.

Euch Göttern sag' ich's frei in's Angesicht:
Ihr jammert mich, ihr lebt von unserer Gnade.
Wenn wir nicht opferten, mit süßen Düften
Euch fütterten, wär' Hunger Euer Los,
Und Einfalt ist die Stütze Eures Thrones.

Erinnert dies nicht ein wenig an Promotheus? warf ich schüchtern ein.

Prometheus? Sie meinen den — den alten Dingsda? Oder Goethe? Ist mir nicht gegenwärtig. Aber wenn Goethe und ich uns begegnet sein sollten, so wäre das äußerst interessant. Ich stelle zwar Goethe nicht so hoch, wie andere Leute, auch er gehört einer vergangener Bildungsepoche an und namentlich die Technik des Dramas hat von ihm bis auf Grillparzer und mich, ich wollte sagen, uns, ungeheuere Fortschritte gemacht. Aber ein großer Geist ist er ja trotzdem, und es kann nur eine Ehre für mich sein, wenn er mich sozusagen vorgedruckt hat. Er beweist, daß ich das rechte Wort gefunden habe. Ist ihnen jetzt der Organismus und der Mechanismus der modernen Theaterdichtung einigermaßen klar geworden? Ich bejahte im Allgemeinen, bewunderte den sinnreichen Apparat, gestand aber, daß mir trotzdem die Fabrication einer Tragödie noch immer als ein schwieriges Werk erscheine. Ich verstehe jetzt den Ausruf eines Ihrer populärsten Collegen, sagte ich, welcher eines Abends mit den Worten in's Wirthshaus kam: Schnell was zu essen, ich hab' den ganzen Nachmittag gedicht' wie ein — Thier! In Wahrheit gebrauchte er ein anderes Neutrum . . .

Mein Gönner lächelte. Er hat sich, sprach er, seiner Dichtungssphäre angemessen ein wenig derb ausgedrückt, doch in der Sache hat er Recht. Es ist eine Pferde-Arbeit! Und welchen Lohn bringt sie? Ein Denkmal nach unserem Tode, das ist alles.

G. W. „Pr.“

Kleine Laube.

Steirische Zungen.

Es ist etwas sehr Unzweckmäßiges, die culturellen Eigenschaften des Volksthums nach politischen Grenzen beurtheilen zu wollen. Wir wissen, wie solche Grenzen entstehen, sich verändern und vergehen, ohne daß sie den topographischen Verhältnissen und — was nicht viel weniger elementar ist — der eingebornen Bevölkerung viel anhaben können.

Der Ethnograph und der Etymolog würden irregehen, wenn sie außerhalb der weißgrünen Grenzpfähle keine „Steirertracht", keine „Steirertänze", und innerhalb derselben keine „Kärntnerlieder" finden wollten. Gewisse Eigenthümlichkeiten sowohl an Sitten und Mundart zeigen sich ungebrochen durch die ganzen deutschen Alpen, ja, ich sage durch das ganze deutsche Volk; wieder andere Charaktermerkmale finden sich unzusammenhängend stellenweise wie in Colonien zerstreut, und man weiß nicht mehr, wo sie entsprungen sind und wo sie eigentlich hingehören.

Daraus folgt, daß in einem und demselben Lande ganz verschiedene volksthümliche Erscheinungen vorkommen können. Wir beziehen diese Thatsache hier auf die Volksmundart der Steiermark. Daß nur von der deutschen Steiermark die Rede sein kann, ist selbstverständlich, aber selbst in dieser ist die Mannigfaltigkeit nicht allein der Häuser, Kleidung und Lebensweise, sondern auch der Mundarten so überraschend groß, daß man sich verwundert, wieso dieses kleine Kronland so viel Verschiedenheiten und Abartungen aufweisen kann. Die Wasserscheiden thun weit mehr, als die Grenzstangen; jedes größere Thal hat seine besondere Eigenheit in der Ausdrucksweise; die Dialekte des Mürzthales und des Ennsthales sind der nieder-, oberösterreichischen und salzburgischen Sprechweise weit ähnlicher, als ihren landesgenössischen Mundarten an der Raab und an der Sulm.

Wollte der Schriftsteller ein Buch in steirischer Mundart schreiben, so hätte er dafür die Auswahl von zehn oder zwölf verschiedenen Dialekten. Er würde keinen babilonischen Thurm bauen in der Weise, daß er etwa jedes Kapitel in einer andern Mundart schriebe, noch viel weniger dadurch, daß er die verschiedenen Dialekte in einander vermengen und zu einer Durchschnittsgattung regeln wollte. Ersteres würde außer dem ethymologischen Interesse keinen Zweck haben, letzteres würde ein grobes Verkennen des mundartlichen Werthes und Reizes sein.

Sehr possirlich an sich, aber von Uebel an Anderem sind jene Dialekt-Dichter, welche ihren Stoff Satz für Satz hochdeutsch denken, und dann die einzelnen Wörter in die mundartlichen Ausdrücke übersetzen. Das ist freilich dann nichts, als eine Verhunzung der Sprache, in gar keiner Weise zu rechtfertigen, nur geeignet, die wirkliche Mundart in Mißcredit zu bringen. Wir wollen in der Volksmundart den Landmann hören; der hat aber Gedanken und Einfälle, die nur in seiner Mundart zu ihrer Bedeutung kommen und in der hochdeutschen Sprache oft gar nicht, oder wenigstens nicht so poetisch, liebenswürdig und bezeichnend zu geben wären, als in ihrer sich selbst angepaßten Form.

Seitdem die Schulgrammatik unsere liebe deutsche Sprache zur Schablone erstarren und versteinern will, so daß der gewissenhafte Schulmeister jeden etwas originell gebauten Satz als „nicht deutsch" bezeichnet, wuchern neben dem Steinbilde lustig und lebendig die Dialekte empor und bringen einen unerschöpflichen Reichthum von Ausdrücken, Wortbildern und Redewendungen mit sich, stets gerne bereit, der steifen, vornehmen Herrin ihre oft so überaus brauchbaren Schätze abzulassen. Sollte sich aber die hochdeutsche Sprache allzu ablehnend verhalten, so sehe ich es kommen, daß neben ihr irgend ein Dialekt, der vielleicht im häuslichen Kreise längst die Herrschaft hat, auch öffentlich sich zur mächtigen Rivalin entfaltet, wie wir thatsächlich im Norden das Plattdeutsche und im Westen das Allemanische wachsen sehen. Oesterreich hat zwar seinen größten Dialektdichter Franz Stelzhamer so rasch als möglich zu vergessen gesucht, aber seine Schule lebt und treibt in Oberösterreich und im Salzkammergut die erfreulichsten Früchte. Man denke an Kaltenbrunner, Graf Otto Lamberg, Jungmair, Schosserer, Gartner, Märzroth, Puchner und Andere. Niederösterreich hat seinen Castelli, seinen Baumann, Kartsch, Seidl und das gemüthliche Schwarzblattl aus dem Wiener Walde. Vorarlberg weist Michel Felder und Josef Feldkircher. Tirol und Kärnten sind reich an Volksliedern in ihren Mundarten, ebenso auch Steiermark, ohne daß sich deren Verfasser hervorgethan hätten. Namhaft geworden sind in Steiermark Puff, Dirnböck, Freiheim, Lindner, Sommerau, Kain, Maria Kartsch und Andere. Die verbreitetsten Volkslieder aber tragen gar keine Namen, das Volk hat sie gedichtet und dichtet sie ewig wieder. Denn, das ist eben auch ein Merkwürdiges; in seiner Mundart wird der Aelpler so leicht ein Dichter. Ihm, der so gedankenarm scheint, nur weil er in der hochdeutschen Sprache wortarm ist und sich mit ihr nicht zu helfen weiß, ihm wird der Kopf licht, ihm geht das Herz auf, ihm ist die Zunge flink, wenn es der Mutterlaut ist, den er reden darf.

Kein besserer Weg verbindet uns mit dem Herzen des Landmanns, als sein Wort, *seines*, das ursprüngliche, so regellos scheinende und doch so einheitliche Mutterwort. Wie aber, wenn jetzt der Schriftsteller einen Bauersmann aufführte, der einmal im Ennsthalerton, das anderemal im Hitzendorfer Dialekt, dann wieder in der Hienzer Mundart u. s. w. spräche! Das wäre kein Bauer, der an seine Scholle gewachsen ist, das wäre ein Landstreicher, dessen Charakter so zweifelhaft sein müßte, als dessen Dialekt.

Der Schriftsteller wählt sich daher eine bestimmte Mundart, vielleicht die ihm am nächsten liegt, oder die ihm am wohllautendsten, oder am ausdrucksvollsten oder am bildungsfähigsten zu sein scheint. Eine geraume Zeit wird er auch in dieser in Bezug auf die Schreibweise ungeübt und unsicher herumtappen, wird sich eine Weile noch von der hochdeutschen Grammatik beeinflußen und irreführen lassen, wird sich hernach von dieser emancipiren und sich selbst Gesetze bilden, von denselben wieder abgehen, bis er endlich zum Bewußtsein kommt, daß die Mundart in sich die festesten Regeln birgt und durchaus einheitlich ist, daß Unsicherheiten nur von seiner ungeschickten Feder kamen — und er wird bestrebt sein, genau so zu schreiben, wie man spricht. Und siehe, dann hat er eine fast grammatikalisch ausgebildete Sprache.

Aber vielleicht nur die Sprache eines einzigen Thales. Der Gedankengang, die Satzbildungen und Redewendungen mögen zum größten Theile dieselben sein vom Wechsel bis zum Bodensee und weiterhin, aber einzelne Ausdrücke, die Betonung, die Aussprache werden wechseln von Thal zu Thal, bis es scheinbar etwas ganz Fremdes, vielleicht fast Unverständliches geworden ist; und eben dieses Wechselnde, Biegsame und unerschöpflich Mannigfaltige ist das fruchtende Element der Volksmundart.

Als ein Beispiel von der äußeren Verschiedenartigkeit und der inneren Einheitlichkeit seien hier Dialektproben aus verschiedenen Gegenden der Steiermark mitgetheilt.

Zu erwähnen ist noch, daß die lateinischen n Nasenlaute bedeuten, daß aber auf weitere Zeichen, Apostrophe, Ringlein, Häkchen u. s. w., wie man derlei in Dialektschriften anzuwenden pflegt, verzichtet ist, weil solche die Schwierigkeit des Lesens nur noch erhöhen, ohne anderseits für die richtige Betonung von wesentlichem Vortheile zu sein. Wer z. B. in jenen Dialektwörtern, die auf einen Selbstlaut ausgehen, eine Inconsequenz erblicken sollte, dem sei erwähnt, daß ihnen, im Falle das nächste Wort mit einem Selbstlaut beginnt, ein Mitlaut, zumeist mit Biegung gegen das Hochdeutsche, ein r angehängt wird. Z. B.: d Muada. — d Muader und da Voda. — Da Voder und da Bua mit da Kathl.

Fangen wir an der Salza an, in der Gegend von Mariazell. Wir finden hier niederösterreichische Anklänge, selbst das Wienerische spielt hinein. Eine besondere Eigenthümlichkeit ist hier in manchen Wörtern die Aussprache des o wie u, zum Beispiel: „Heint hods gussn," (heute hat es gegossen).

A kluana Bua bin ih,
Trink ah gedn an Wein,
Bin iberol schuldi,
Derf ninaschd hinein;
Ban Bäikn an Guldn,
Ban Stiagnwirt zwen,
Wia wirds afn Sunta
Ban Hirschnwirt gehn!

Mein Bodan sei Sachl,
Meina Muader ihr Graffl,
Meina Schwäister ihr Geld
Hon i olls varowellt.

A schneweißa Mehlbam,
A greani Buacha,
Und durt wogt mar
A kreizsaubers Dirndl zuacha.

A Busserl das gib ih da,
Hun just uans do,
Oba gholt ma s guat auf,
Foders oanst wieder o.

Im Aflenzthale behorchen wir ein Gespräch zwischen einer Goggaloanzn (Nießwurz) und eines Hoadara (Heiderich):

„Holladie, hiazt san ma do, wan mar uns a no ned recht außa traun; wan uns 'r zwen Tog d'Sun schean onpleangazt, oftn traun ma uns außi. Und wos d'Leut mit uns Hascherln für a Freud hobn! steckns uns afn Huad und trogns uns hoam in d'wormi Stubn und is gwis a gompas Deandl, dö uns a kloans Tegerl mit an Wasserl gibt und uns einfrischt, oder sie steckt uns in ihrn Hoarwaschl, wos uns a gfreut. Oba do sein mar amol! ned woar, mei liaba Hoadera! huir in Winter is da wuhl a mentisch kold fürkeman; geh red ah wos, hiazt daweil han i für uns olli zwoa gredt, weil mar oan Sin hobn, sogt die Goggaloanzn zan Hoadara, und der duckt si wieda so fest zuwi za seina Stoanwond, ols ob eahms Lebn ned recht gfreun möcht. Oft thuat 'r a mol an tiafn Seufzer und sogt: „„Jo, wia sulls uns denar a gfreun, wans in unsern Grobn so unnutz traurigni Gschichtn dazehln.*) Hod ma s' Herz weh thon, wia die gnädign He'n mit di Gstandarm bei mir vabeigforn san, ham gar finster dreingschaut; — wias wida zruck san, han is dalost, daß goar an unnutzn Haufn Leut in die Keuchn gführt hätn; ham ma do ah dabormt, wer woas, zwegn wes d'He'n thon hobn! — wer bei mir vabeigeht, redt va dera Gschicht, d'Leut schaun goar ned mer doni von Weg va lauta dera Gschicht.

Oft hods zan Schnefangln angfangt, und mei Goggaloanzn und mein Hoadara san wieda mauserlstad woarn, und meini Bleamerl san wieda schlofn gongen."

Das Ennsthal unterscheidet sich von dieser Art wenig; nur weist es einzelne Anklänge ans Oberösterreichische und Bairische:

---

*) sich auf einen Mord bei Aflenz beziehend.

Geh, thua nöt so scheinhali,
Tua nöt so frum,
Mih betruigst dernt nöt,
Bi nöt so dum.

Wanst ma r ah furmachst:
Vun Regn wurd nix naß,
Ih woas dertwegn doh,
Bi koan heuriga Has.

A Blad vun an Bleaml,
A Weiberl, an Erd
Vun an Bodn, den ma liabt,
Vun an Land, däs oan wert.
A Stoandl vun Haus,
Wo wos Liabs drein loschirt,
Kon a Solm sein fürs Herz
Und a Labsal fürs Gmüat.

Das obere Murthal schlägt sich leicht ins Kärntnerische, geht der Bua zan Dianblan, anstatt, wie in der Leobnergegend zan Dianbal.

Dös thuat mi recht solarisch zorn,
Daß s Fensterl vanoglt is worn;
Van Fensterl hoaßts neama gu gu!
Dös is schon vanoglt, mein du!

Dö Gamsla tain pfeifn,
Dö Hirschla tain rehrn,
Und i geah za mein Dianblan,
Habs gar so viel gern.

Da Sterz is firn Huma,
Firn Durst is da Brun,
s Monscha zan Liabn
Und zu der Orbat is d Sun.

D Liab is bluatroad,
Und brinhoas und schean broad,
Die Dreu, dö is letz,
Wir a Stab afn Fletz,
Wir a Stab afn Fletz,
Wia da Dunst af da Gluat,
Bleip frisch wir an obrochns
Nagerl afn Huat.

Wenn wir nun aber den südlichen Alpenzug des Murthales übersteigen, so sind wir im Bereiche einer anderen Mundart, deren Mittelpunkt das Hitzendorferische oder Stainzerische ist. Aus diesen Gegenden bringt seit Jahren das humoristische Volksblatt „Steirerseppel“ die köstlichsten Proben von Puff, aus denen hier etliche angeführt sein sollen.

Schuasta-Peter-Anerl: Oba, Lippl, wegn wö bist den so findla?

Koch-Schenk-Lippl: I hon mei Liabsts, mei Waberl nöt bakemm.

Anerl: Do bin i viel unglikliche. I han die Mei bakemm.

Ein Anderes: Van Oxnwirt.

Di Baurn: Schats, hiaz kimbt dr do da Böckn-Ascherl-Fux. Mö schaust dan so schichti?

Fux: I hon in dr Mriahilfrkrchn so ondechti bettat um a glickligs noigs Joar zan unsrn liabn Harrgad. Du himil Saggr Höll Tuifl! stilt mir in da Krchn so a Zobl mei silbrini Ur. War i liaba glei möt enk ins Wirtshaus gong.

Ein Drittes: Om Toadnbött.

Schimpl-Baur: Treast di, liabs Weib — bist no junk, — a föſts Weibaz heübanonda — host an schean Grund; won i strb — heirat unsrn Knecht — er is brav und fleissi ba dr Arbat. — Mirzl: Af den hon i schun fertn denkt.

Die Mundart der Umgebung Graz, welche so häufig für das eigentliche Steirische gehalten wird, respräsentirt durchaus nicht die schönsten Seiten des steirischen Dialekts. Sie zeichnet sich durch einen eigenthümlich bellenden, gezogenen Ton aus, und ist anderseits nicht frei von der Art und Weise des Stadtpöbels, mit dem sie ja in Berührung kommt. Es ist überhaupt für den Städter immer gefährlich, wenn er das Volksthum der Bauernschaft nach der Umgebung einer größeren Stadt beurtheilen will. Landleute, welche mit den Städtern in Berührung kommen, haben ihre Ursprünglichkeit und Echtheit gegen manche Sitten, Fehler und Laster der städtischen Bevölkerung vertauscht.

Die Mundart der Umgebung Graz wäre beiläufig so zu charakterisiren:

Dou kainasch (kindisch), dou kainasch, haiz haibst mar af uamol a sou aun! Jaissas, jaissas, houst mi dou nau vaschdaunban! Haun di schaun gsaihan, da Paidar is oubn!

Einen durchaus andern Charakter hat die Mundart der östlichen Gegenden.

Bei Feldbach und Gleichenberg singt man:

As sen hima grossi Headn
Ausgridn and ausgsodn,
Wia s aft mea kua Geld huam ghod,
Sein s hold wida huam gsodn.

Schain grian is da Kle,
Woun ar aufged af d Heh;
Schain frisch is a s Pluid,
Woun ma s aufwidln tuid.

Bei Ilz und Fürstenfeld hört man:

Main olaliapsta Pruada
Is dahuam in Köla,
Hod a hülzas Janggadl aun,
Hoaßt: da Muschgadäla;
Hod ma nacht goar ibl taun,
Hod mi gschmissn nida.
Kun an gor nix fr ibl hobm,
Luzln heind schuan wida.

Aus Hartberg ist das folgende Sprüchlein:

Is nacht klan do gwedn,
Is schuan spod gwedn,
Wa laicht rod gwedn
Sain Schdain;
Is s Tidl zuigwedn,
Hod nit inhi mäign,
Hod a sou miadn
Fuatgain.

Im Ritscheinboden gibt ein Mädchen folgende Wahl auf:

Wöülti wülsd dan,
Wöülti mosd dan,
Main Gschbanin oda mi?
Schainer is wul
Main Gschbanin,
Owa hipscha
Pin i.

Aehnlich klingt es im Saventhale:

Lous i maini Augn rund umagain,
Gsiar i main Tausndschoz
Pan an Ounan schdain,
Pan an Ounan
Gsiar i n schdain;
Dos tuit kuon guid,
Pfiad di Goud, Tausndschoz,
I nim main Huit.

Bestimmte Eigenarten hat die Mundart des sogenannten Jakellandes (Jouglloud) im Gebiete der Feistritz. Hier werden die o zumeist wie ou, die sp wie schw ausgesprochen, zum Beispiel:

Jou, Joudlbua, in Jouglloud gets zua, toans ouft schwoud nochts schwina, schwanmochn, schwari Kouch äissn (Spinnen, Späne klieben, ungute Breigerichte essen). Manche Ausdrücke sind geradezu unübersetzbar, zu diesen gehört das Wort s p e r oder wie der Jougler sagt s c h w a r; es ist damit eine unschmackhafte eßbare Sache gemeint; genau deckt sich's aber nicht.

In Jougler Mundart ist auch folgendes weldlichs Liad:

Da Geistla hod präidigg
s wa zan Buaßwirkn Zeid;
And i hon za d e n Gscheft
Hold o a n m o l ka Freid.
Olssa junga wul gwis nid!
And wons scha sein muaß,
Sa roat ih hold s Oldwern
And s Schderm fi mei Buaß.
Gouds Weld is ols z schen
And mei Bluad is ols zworm;
Af oanmol is mar old
And af amol is s gschdorm.

And s läizasti Gwond
Läign s dar on auf dein Bor,
And die oldn Weiwa schden umer
Und sogn: Der orm Nor!
And die Jungan, däi lasn
Von Todn davon,
And woananda suachn s
An läiwandn Mon. —
Sou hod ma dahoam
I meina Hitn nacht trampp,
I het da — wia narrasch! —
Mei Jungsein vasampp.
Wir i munta bi worn,
Bin i old erschd dreißg Jor;
Do schau i s in Schbiagl:
Schneweiß is mei Hor.
Hel va Krenkung schneweiß,
Zwäign den dolgadn Tram,
And do nim i ma s fir,
Daß i s jo nid vasam.
Lusti sein wil i,
Mei Läibn will i gniassn;
As miad insan Hergoud
Jo selwa vadriassn,
Wuld i s nid dakena,
Wos er ma hod gäibn:
In Sunschein, in Donzboudn,
Mei mäidsiassas Läibn.
Owa ganz aloan lusti sein
Tad mi nit gfrein:
A guadi Komarodschaft
Muas derantwäign sein.
Is s a Dirndl, däis bußt,
Is s a Biabl, däis singg,
Is s a Gamsbäill, däis
Af der Olm umaschbringg.
Is s a Zidern, a Geign,
Wird a Weindl auftischt:
Schon Ols is ma recht,
Wos ma s Herzerl aufmischt.

Sist kunts ma dastiln,
Mei Herzerl, mei kloans,
And wan i in Himel kam
Hed i gor koans.

Nach meiner Ansicht steckt gerade in dieser Jougler-Mundart der eigentliche Kern und Charakter des steirischen Dialektes. Ich habe ihn in mehreren meiner mundartlichen Dichtungen zu schreiben versucht; aber durch seine schwere Leseart ist er dem Unkundigen nicht zugänglich. Der ungeübte Leser brachte auch nicht annähernd das Richtige heraus, während eine Schreibart, die in den einzelnen Wörtern die hochdeutsche Form für das Auge nicht ganz und gar verwischt, für fremde und einheimische Leser zweckentsprechender ist. Wir lesen ja auch im Hochdeutschen z. B. die Wörter: Stein, stehen, sterben wie Schdein, schdehen, schberben; so darf man ähnliche, zumeist selbstverständliche Abweichungen der Aussprache von der Schreibart wohl auch vom Dialektleser erwarten.

Dieses und vieles Andere erwägend habe ich für meine steirischen Dialektschriften die leicher lesbare, deshalb aber in ihrem Geiste nicht minder ursprüngliche und charakteristische Mundart gewählt, die im Alpengebiete der Steiermark, und zwar näher hin im Mürzthale, Salzathale und mit kleinen Abweichungen auch im Enns- und Murthale gesprochen wird.

Diese Mundart ist auch dem Fremden verständlich und meine Landsleute —

Meini Londsleut, dä kenen mih eh und vastehn mih,
Wan i red oda still bin, und i ken se ah.
A Gmüat hobn dä Leut, as wia d'Vögerl in Lüftn,
Und — aufrichti gsogt — a liachts Köpfel hobn s ah.
Wer ma s Thürl gleih aufmocht zan Grüaß dih Gott, Bruada,
Jo mei, va den gfreuts mih, bin a lustiga Bua,
An Gspoas bring ih mit und a Musi zan tonzn,
Und leicht gor a Tonzerin ah noh dazua.
A wenk singen, a wenk blosn, a wenk Zithernschlogn kon ih,
A wenk Gschichtn dazähln, wia s is und wia s wa,
Und hanti kon i drein schaun as wia da schworz Toni,
Und gsiach ih a schöns Dirndl, a wenk bußln kon ih ah.
In da herischn Sproch derf ma s Zehnti nit ausredn,
Die Zung is oan bundn, kon s Besti nit wogn,
Muaß s Dirndl umschleichn, wia die Kotz a hoaß Hefn
Oba steirisch derf i kek sein und Du zan ihr sogn.

P. K. R.

Fortsetzung des Alphabets.

F.

Fachtn, Aichen der Holzkohlen.
Fadl (das), Ferkel.
Fadschn (die), Wickelband für Kinder. **einfadschn.**
Fäustling, Handschuh ohne Finger.
fahn, durchsieben.
Fanggerl (der), Teufel, auch: **Ganggerl.**
Faunzn (die), Ohrfeige, Maulschelle.
feagln, mit stumpfem Messer schlecht schneiden.
fean, ironisiren, auch: **feanzln.**
Feichtn (die), Fichte.
Felba (der), Weidenbaum.
Feldkostn (der), Speicher für Feldfrüchte.
fensterln, nächtliche Besuche der Burschen am Fenster ihrer Mädchen.
fer, weit. **Af Zell is s fer.**
fert, voriges Jahr.
Fetzn (der), Rausch. **Er hot gestern an Fetzn ghobt.**
Feverl, Genovefa.
ferna, ernten.
Fiag (die), Fuge.
Fiata (das), Vortuch, Schürze.
Finpferl, (das), blöder, dummer Mensch.
fira, hervor, **firagehn.**
Flanggerl (das), Flocke.
Flausen (die), Hirngespinste, **Flausnmocha.**
fleandschn, weinen (spottweise).
fleanschln, lächeln, schmeicheln, flüstern.
Fledazn (die), Falter.
fledsn, **ausfledsn**, ausgießen.
Fletz (das), Fußboden.
flidan, kichern, heimlich, fortwährend lachen.
Flidschn, leichtfertiges Frauenzimmer.
Floschn (die), Ohrfeige.
flucka, aufflammen, auch: **fluschn.**
Foaserl (das), Suppe mit kleinen Mehlnocken.
foama, schäumen.
foast, feist.
Fock (der), Schweinmännchen

Fotz (der), große Lippen, verzogener Mund.
Foxn (die), Schwänke, Possen, **Foxnmocha.**
fradschln, ausfradschln, ausfragen, ausholen.
Frauna, Frauen.
freggln, kränkeln.
fretln, pfuschen, langsam arbeiten, sich kümmerlich fortbringen.
frima, onfrima, bestellen.
Froas (die), Fraisen.
frod, wund.
Froßmonta, Fraß- oder Faschingmontag.
Frotz (der), Schimpfname für ein Kind.
frotzln, foppen.
frozali, mühselig.
fruadla, beinahe, ganz, geradezu, lieber gar.
fruisn, frieren.
fuchti, verdrießlich, zornig.
fuchtln, mit Licht oder einem gefährlichen Werkzeug umherfahren.
fuirlazn, mit Feuer spielen.
fürsegna, auch: **fürgehn,** der kirchliche Segen nach dem Wochenbett.
für und on, fort und fort.
Fuhr (die), **auf der Fuhr,** Pflege, Großziehung des Viehes.
Fuir (das), Feuer.
fuxn, sich zürnen, ärgern. **Däs fuxt mih.**

G.

gach, jäh, hitzig, auch unüberlegt im Zorn.
Gafftn (die), eine Hand voll.
gahn, funkensprühen.
Gai (der), Revier, Gau.
gama, haushüten, auch gucken.
gasseln, nächtliche Gänge zur Liebsten.
gaustan, stürmen im Winter.
s geht ma nix aus, steht mir nicht an, behagt mir nicht. **Heint gehts ma nix aus, ih sult hulzkliabn und mog nit.**
geit, gibt. **Sie geit ma wos. geist,** gibst.
geitisch, geizig, auch: **zwickert.**
gelln, wehthun, der Schmerz in den Zähnen beim Trinken von kaltem Wasser.
gelma, spielen, scherzen der Kinder.
gelsna, aus vollem Halse schreien (bei Kindern).
Germ (die), Hefe von Bier.
gernhobn, lieben.
Gerschtl (das), kleines Vermögen. **Däs is mei gonzes Gerschtl.**
Gfeifaschda (der), Falter, Schmetterling.
gfiag, gefüglich, schwächlich gewachsen.
Gfranga, Einfang, eingefriedete Weide.
Gfris (das), Angesicht.
gfulgn, ausgfulgn, ausreichen.
Ghospel, Küchenabfall im Waschwasser.
gigazn, stottern.
Gischbl (der), närrischer Mensch.
Gjoad (das), Jagd.
gleim, nahe, auch: **glod.**
glitzna, glitzern.
Gloasn (die), Geleise.
Glodau (die), Schimpfwort für flüssige Medicin.
Glumpad (das), Gesindel, schlechtes Zeug.
gmegazn, blöcken, krampfhaftes Stöhnen.
gmoan, herablassend, leutselig.
Gmochad (das), zum Machen der Speisen, als Schmalz, Speck u. s. w.
gnaurn, gnauffn, zanken.
gnedi hobn, viel zu thun haben.
gnod, oft. **Schwochi Leut müassn gnod essn.**
gnont, bestimmt. **Olli Tog di gnont Orbat.**
Goal (die), Dünger.
goamazn, gähnen.
Goanzn (die), **af da Goanzn liegn,** auf dem Rücken liegen.
Goas (die), Ziege.
Goasl (die), Peitsche für das Vieh.
Goaslgoscht (der), Peitschenstecken, Gerte.
Godl, Pathin, **Geth,** Pathe.
Goder (der), fettes Unterkinn.
Godern (der), Thor durch einen Zaun.
Gogaloanzn (die), Nießwurz.
gogazn, Geschrei der Hühner.
Gogg, Pfannenhälter auf dem Herd, auch Spottname für einen Halbcretin.
Goglwerch (das), Gaukelei.
goldt, gealtet, unfruchtbar, für Kühe gebraucht.
Golsta (die), Elster, auch Schimpfname für ein vorwitziges, schwätzendes Mädchen.
golstan, scherzen.
gompa, niedlich. **A gompas Büaberl.**
gor wern, fertig, zu Ende, zur Neige gehen.
Goschn, Schimpfwort für großen Mund.
gotigkeit oder **gotika,** gleichsam, will sagen, gesetzt.
gottswegn, auf Gotteswegen, auch: meinethalben, in Gottesnamen.
grab, grau.
Graffl (das), Gerümpel, altes Geräthe durcheinander.
gramst, trotzig dreinschauen.
gramst, aufgramst, aufgeräumt, flink, keck.
Gran (das), ein einzelnes Haar.
Granaz (die), Grenze.
Granderl (das), ein Bischen, Ränbchen. **Ih hon dih a Granderl gern.**
granggi, grantig, übellaunig.
Grassln (die), Masern.
Graß (das), Gezweige des Nadelholzes.
graßschnoatn, die Aeste zu Streu von den Waldbäumen hacken.
graudschad, ungekämmt, zerwühltes Haar, auch: **schodad.**
Grausbirn aufsteign, grauen, sich fürchten.
grausla, grauenhaft.
grechn, geradezu.
grechtln, herrichten, vorbereiten.
Gredl, resolutes Frauenzimmer.
grein, greinen, ausschelten.
greisi, fein, klein gestoßen.
greispeln, knistern.
Gresser (das), junges Dickicht.
Greßin (der), junger kleiner Nadelbaum.

Griabn (die), Kohlstatt.
Grias (der), Schotter.
Griasbeil (das), eisenbeschlagener Bergstock.
grima, grämen, sich sorgen.
Grindnigel (der), ungehobelter Knabe.
groan, leimen.
Grobn (der), Schlucht, enges Thal.
grodn, entrathen, entbehren.
Grolln (die), Korallen auf dem Rosenkranz.
gron, knurren.
Grond (der), Brunnentrog.
Großschädl (der), starrsinniger Mensch.
Grugl (der), Gräuel.
gruin, reuen.
Grumpfn (die), Falte.
grusln, schauern. **Wan ih afs Henkn denk, gruselts mih.**
Gsaß (das), Sitzfleisch.
Gschbodl (die), Schachtel.
gscheibli, rund, scheibenartig.
gschlaun, schleunig, etwas zu Wege bringen.
gschlacht, fein, glatt.
gschnappi, schnippisch.
gschniin hot er sich, in etwas getäuscht.
Gschnoadl (das), geschnittenes und gekochtes Eingeweide der Thiere.
Gsetzl (das), Strophe, Abschnitt.
Gspanin, Genossin.
gspregerlad, schedig, bunt.
Gstauda (das), Gestrüpp.
Gsteggn (die), steiler Rain.
Gugaz, Kukuk.
gugazschekad, sommersprossig.
Guggerl (das), Fensterchen.
Guisvögel, Vögel, welche durch ihr Geschrei Regen verkünden.
gumpn, hüpfen, bei Rindern angewendet.
guna, gönnen.
gupfn, aufhäufen, gipfeln.
Gwahrn (die), zusammengewehte Schneeschichte.
gwalti, ungenügsam, unersättlich.
gwegn, gleichmäßig gehen, gut zielen. **Der schiaßt gwegn.**
gwigazn, Geräusch bei einer stetig bewegten Thürklinge.
gwinga, gewinnen, Arbeiter dingen. **Mir miassn d Schneida gwinga.**

Das Lehrstück.

Eine Erinnerung aus der Schneiderzeit von P. K. Rosegger.

Den Bauer auf der breiten Eben hatten wir bloß um 14 Tage belogen. Wir hatten ihm unser Kommen für den „nächsten Montag" zugesagt, und zwei Wochen später stiegen wir wirklich über seine Schwelle.

Wir hörten schon von Büchsenschußweite aus dem Hause ein dumpfes Pochen, und als wir eintraten, sahen wir das Unheil. Im Stubenwinkel, wo sonst der Tisch gestanden und wir stets unsere Werkstatt aufgeschlagen hatten, war ein schreckbar großer Schragen, ein Gerüste mit hundert Stäben und Balken aufgerichtet, und in diesem Schragen unter allerlei Gefädel und Geschleier hatte sich ein Weber eingesponnen. Der alte Weber Schoffel mit dem grauen Bart.

„Wenns so ist, Bauer, haben wir bei Dir keinen Platz," sagte mein Meister. Der Bauer von der breiten Eben war höllisch verlegen und stotterte, wir hätten ihn halt überrumpelt; wer hätte denken können, daß die Schneider nicht länger „zugäben", er hätt auf vier Wochen wenigstens gerechnet, weil wir ihn sonst auch allemal so lang hätten sitzen lassen.

„Ist auch recht," sagte der Meister, „so gehen wir halt wieder."

„Ja, das wär's Wahre! da kunnt ich nachher Jahr und Tag warten, und der Schulbub geht in seinem Gewand eh schon wie ein zerrissener Budel um. Ihr bleibt fein da; den Tisch rücken wir zum andern Fenster und so werden Schneider und Weber in meiner Stuben nit zu eng haben. Ja, bitt euch gar schön, Schneider."

Der Weber Schoffel hatte mit seinem Geknarre nicht einen Augenblick eingehalten und man sah ihms an, daß er nicht gewillt war, seine Herrschaft in der Stube aufzugeben.

Der Weber Schoffel, das war ein Saurer. Bei einem Handwerk aber, wo sich alleweil was knüpft, spannt, verwirrt und zerreißt, kann kein Menschenblut süß bleiben. Der Mann kaute fortweg an gedörrten Feigen, angeblich für die Brust, in Wahrheit jedenfalls, um sich das Leben ein wenig zu versüßen.

Kaum wir uns auf dem angewiesenen Platze einzurichten trachteten und der Meister unter dem Krachen des Webstuhles noch sagte: „Na, gesegne es Gott unseren Ohren!" traten zur Thür zwei Schuster herein. Es war der

alte Leitner aus dem Fischböckgraben, unter dem Spitznamen „der scheltend Schuster“ bekannt, und sein Geselle.

Das war derselbig scheltend Schuster, der einmal solcher Gestalt in den Kirchenbann gethan worden, daß er für jeden Fluch, den er ausstieß, für kirchliche Zwecke einen Sechser opfern mußte, und der auf diese Weise einen ganzen Weihbrunnkessel für die Fischbacher Kirche zusammengeflucht hat. Nun er alt wurde und seine Mittel die Passion nicht mehr recht zu erlauben schienen, beschied er sich mit Knurren und Zähneknirschen, und das that er denn auch weidlich, als er jetzt in die Stube trat, und in derselben an der einen Ecke den Weber, in der andern die Schneider sah.

Als sichs aufklärte, wie so auch die Schuster gekommen, waren wir Schneider gerechtfertigt. Wenn uns der Bauer auf der breiten Eben den Vorwurf gemacht hatte, daß wir diesmal zu wenig lang gelogen, so mußte er an den Schustern erfahren, daß sie gar nicht gelogen. Sie waren am Tag zuvor, als am Sonntag gebeten worden, sie hatten zugesagt auf „morgen“ und der Bauer glaubte nach vielfachen Erfahrungen dieses „morgen“ getrost auf drei Wochen hinaus verlegen zu können.

Leder, Garn, Sauborsten und Schmer war allerdings in Bereitschaft, aber der Raum und der Vorrath für drei Landplagen auf einmal? Die Bäuerin war keines Wortes mächtig; der Bauer aber behielt seinen Kopf und sagte mit fester Entschlossenheit: „Was stellen wir jetzt an?“

Vom Weber traf ihn ein giftiger, vom Schuster Leitner ein wüthender, von meinem Meister ein wehmüthiger Blick. Da that sich der Schustergeselle hervor, ein junger Bursch mit schusterblassem Gesicht, aber dunklen, frischen Augen und einem schwarzen Schnurbärtchen. Er warf gleich sein Zeugtrühlein, das er über der Achsel vorne, und seinen Leistenknäuel, den er über der Achsel hinten trug, auf den Boden hin, daß es knatterte, sogar den Weber überknatterte, warf seine Mütze und seinen Rock von sich, streifte die Hemdärmeln auf und sagte: „Schneider und Weber kümmern uns nit. Diese alte Kristen (ungefüges Möbelstück) muß hinaus!“ und legte seine Hand an das Ehebett der Bauernleute. Man stimmte bei und nach wenigen Minuten war es entschieden, wo für die nächste Zeit das ehrsame Paar schlafen würde: draußen in der Lauben unter den Stangen, wo die Hühner ihren Aufsitz haben. Und in der Stube, wo das Bett gestanden, schlugen die Schuster ihre Werkstatt auf. Sie dehnten aber ihre Botmäßigkeit weiter aus. An dem Webstuhlbalken spannten sie die gegärbte Kuhhaut aus, um sie zu schwärzen; an der Wand, just über meinem Haupte, schlugen sie den Haken ein, an welchem der schöne Schustergeselle mit Pech und Handfleck den Garndraht zog, daß es nur so dröhnte und die ganze Wand zitterte, mitsammt den Schneidern, die daran saßen.

Wir wurden mit einander bald gut Freund, nur der Weber blieb eingesponnen und kam bloß hervorgekrochen, wenn einmal das Schiffchen dem Garn entlief und hinaus flog in die Stube.

So gings nun an, der Webstuhl knarrte, die Schuster pochten und hämmerten, wir Schneider biegelten, das Haus ächzte, und dem Bauer auf der breiten Eben sollen zur selben Zeit alle Ratten und Mäuse ausgewandert und seither nicht wieder zurückgekehrt sein.

Die Mahlzeit bewies, daß der Hof auf der breiten Eben einer dreifachen Attaque gerüstet war; sie wurde an unserem Schneidertisch eingenommen. Der Weber hatte seinen Durchziehfaden mit zum Tisch gezogen, so daß es spielte, als ob ein knurrender Kettenhund zum Troge gehe. Er schluckte für's Erste die gedörrte Feige hinab, alsogleich war sein Angesicht noch bitterer. Als die Knödeln kamen, betupfte er den seinen auf dem Teller mit der Gabel und sagte dann zu der mit dem Fleischtopf erscheinenden Hausfrau: „Du gelt, Bäurin, den

Taufschein hast nit zuweg vom Knödel da?"

„Wie meint das der Meister?" fragte das Weib bescheidentlich.

„Das Geburtsjahr von ihm thät ich gern wissen," antwortete der Weber mit sanftmüthiger Stimme. Die Hausfrau sprang in die Küche und war trostlos. Da beugte sich aber der schöne Schustergeselle vor und sagte: „Weber, das ist ein alter Spaß, sicherlich viel älter als diese Klösse da, die sind gar nit so schlecht, daß man die Bäuerin deswegen kränken sollt'. Daheim in Deiner Keischen wärst froh, Weber, wenn Du solche Knödeln hättest, wolltest nach keinem Geburtsjahr fragen, das weiß ich."

Der alte Schoffel hatte für diese keke Rede des Schustergesellen nichts als einen Blick der Verachtung, es war der letzte, den er auf den Burschen warf. Um so freundlicher sah ich den schönen Schuster an, er hatte mein Wort gesprochen; auch ich vertheidigte die Klösse und zwar am nachdrücklichsten, indem ich ihrer drei Stück verzehrte. Beim dritten schaute mir mein Meister schon so ein wenig scharf auf den Teller: die Leute mußten rein glauben, ich hätte seit einer Woche nichts mehr gegessen.

Das Schwierigste kam erst gegen Abend. Die Bäuerin wagte sich nicht mehr in die Stube; der Bauer trat herein, ließ hinter sich aber die Thür offen, um im Falle es zur Flucht käme, ungehinderten Ausweg zu haben. Darauf theilte er mit, daß im Hause nur ein einziges Handwerkerbett sei, in welchem nicht mehr als Zwei Platz hätten.

In dem Augenblick blieb der Webstuhl stehen, die Schuster hörten auf das Leder zu hämmern und uns Schneidern erlahmte der Arm.

„Ich nicht, ich," knurrte der Weber, „daß ich der Narr sein werde. Ich bin der Erste im Haus gewesen, ich forder meine Liegerstatt." Und schob eine neue Feige in den Mund.

„Ich bin nit heikel," sagte mein Meister, „bin leicht mit was zufrieden, aber ein gutes reines Bett geht mir über Alles."

Der alte Schuster Leitner hieb jetzt mit doppelter Gewalt auf die Stiersohle und knirschte: „Das ist ganz höllisch in dem Haus."

Jetzt that der schöne Schustergeselle den Mund auf — er hatte schneeweisse Zähne — und sagte: „Es bleibt nichts Anders übrig, wir müssen Sauborsten ziehen. Unser sind drei Parteien, brauchen zwei Kurze und eine lange; die lange gilt das Bett."

Was geschah? — Er nahm drei schweinerne Nadeln zwischen die Finger — ich zog für uns Schneider — und zog die lange.

„Soll ich alter Mann etwa unter meinem Weberstuhl schlafen?" fragte der Weber und kaute mit Macht.

„Gar nit, Gar nit," besänftigte der Bauer, „wer im Bett nit Platz haben sollt, für den hätten wir schon ein frisches Stroh draußen im Geschoß; liegen Sommerszeit auch die Dienstleute im Nebengeschoß, ist ihnen lieber, sagen sie, als wie in der dunstigen Stuben. Ist eh wahr auch."

„Ist mir noch nit vorkommen," brummte der Schuster Leitner, „daß die Lehrbuben im Bett liegen und die Meister auf dem Stroh."

Darauf sagte mein Meister: „Mein Peter da, das ist kein Lehrbub mehr, ist vorig Monat frei geworden."

„Hab nichts gehört davon," versetzte der Schuster, dann stand er auf und sagte: „Ist er bei der Innung gwest? He? Hat er in die Lad gezahlt? Haben ihm die Meister und Gesellen ein Willkomm gebracht? Hat er getrunken mit bedeckter Schulter und unbedecktem Haupt, mit stehendem Fuß ohne Zucken und Rucken, ohne Bartwischen? Hat noch gar keinen, der Lecker. Weiß er den Gesellenspruch, als: seid züchtig vor Vater und Mutter, vor Schwester und Bruder, wo ihr geht und stehet, und im Meisterhaus. Kömmt keine Klag',

so ist keine Straf' — das Gebet ist aus. Weiß er das? Hat er ein Lehrstück gemacht, he?"

„Auf das vertheidigte mich mein Meister: „Wirst wohl wissen, Nachbar, daß seit der Freiheit der alte Brauch nit mehr noth ist. Der Peter hat nit getrunken, aber das Lehrstuck hat er gemacht. Seinem Vater eine neue Joppen mit grünen Aufschlägen und Schösseln — ist genug für einen dreijährigen Lehrbuben."

„Dem Lenz seine neue Schösseljoppen!" rief der Schuster und that einen lauten Lacher. Mir ging der Lacher tief in's Mark, denn ich war mir wohl bewußt, woran die Joppen litt.

„Ich brauch kein Bett," sagte ich, „lieg auf dem Stroh!"

Mein Meister versetzte scharf gegen den Schuster hin: „Ueber meinem Gesellen seine Arbeit hat niemand zu lachen."

„Ja, wohl gewiß nit," war die Antwort, „und er selber am wenigsten. Das ist ein Lugendichter und Leutausrichter!"

„Ich lieg auf dem Stroh!" rief ich, und muß ein sehr rothes Gesicht gehabt haben.

„Beweis' was, Schuster Leitner," forderte ihn mein Meister auf.

„Oh, recht gern. Hat er's nit aus g'sprengt, der Lump, daß ich, der ehrliche Schuhmachermeister, den Weihbrunnkessel in der Fischbacher Kirchen zusammen gescholten hätt?"

„Ich schlaf auf dem Stroh!" schrie ich.

Der Schuster hieb schreckbar wild auf das Leder ein. —

Bald darauf kam die Dämmerung, wir schlossen das Tagwerk und ich ging hinaus unter die Bäume. Ich sah die lustigen Burschen und die heiteren Mädchen vom Felde heimkehren, da vergaß ich bald auf die Kränkung, die wir uns angethan hatten. Und nun fügte sich's, daß mich eine halbe Stunde später der Schuster Leitner beim Rockkragen in die Stube führte.

„Da, da hast ihn!" knurrte er und schob mich vor meinen Meister hin, „jetzt hab ich ihn einmal erwischt dabei, da draußen im Schachen — Deinen sauberen Gesellen."

„Was hat er denn angestellt?" fragte mein Meister.

„Frag ihn nur selber, untersuch' ihn, wirst es schon finden. Wirst es schon finden."

„Ich mach ja kein Geheimniß draus," sagte ich und übergab meinem Meister ein Notizbüchlein, „da hab ich was hineingeschrieben."

„Gegen den Schustermeister?" fragte der Meine.

„Gegen den nichts und Schlechtes ist's auch nichts," stieß ich heraus, „mir ist's nur so eingefallen und ich hab's nicht bei der Arbeit gemacht. Wenn's dem Meister nicht recht sein sollt', so kann ich's für ein andermal ja lassen."

„Ich verlang, daß Du mir's vorliest!" befahl mein Meister.

„Ich nicht, ich les' das nicht," rief ich, „wenn's der Meister selber lesen will."

„Mir ist's schon zu finster. Hat Einer gute Augen?"

War der schöne Schustergesell da, er hätt' gute Augen.

„So les' das Zeug vor," sagte mein Meister, „will ich doch wissen, was mir der Bub hinter meinem Rucken zu kritzeln hat. — Halt, Peter, nichts davongeschlichen jetzt, Du bleibst da!"

Der schöne Schuster überlas es zuerst still und legte seine Finger an ein schlecht geschriebenes Wort und fragte: „Was soll das heißen?"

„Das muß Höll heißen," antwortete ich mit Fassung.

„Von der Höll' ist's was," murmelte der Weber, „nachher kann's nit viel Gottloses sein."

„Na, fang an!" brummte der Schuster Leitner; sein Geselle that einen erzwungenen Huster und begann:

Ih bin jüngst verwichn
Hin zan Pfora gschlichn:
„Därf ih's Dirndl liabn?"
„Untasteh dih nit, ba meiner Seel,
Wan du 's Dirndl liabst, so kumst in d'Höll."

„Ist recht brav das, recht brav!“ machte der Weber und wendete seine Feige. Der Schuster fuhr fort:

Bin ih vol Valonga
Zu da Muada gonga:
„Därf ih's Dirndl liabn?“
„O, mei liaba Schotz, es ist noh z'frua,
Nach funfzehn Jahrln erst, mei liaba Bua.“

War in groß'n Nöthn
Hon ih 'n Bodan betn:
„Därf ih's Dirndl liabn?“
„Dunners Schlangl!“ schreit er in sein Zurn,
„Willst mein Steckn kostn, konst es thuan.“

Wos is onzufonga?
Bin zan Herrgott gonga:
„Därf ih's Dirndl liabn?“
„Ei jo freili“, sogt er und hot glocht.
„Wegn an Büaberl hon ih's Dirndl gmocht.“

Der schöne Schuster hatte zu Ende gelesen, alles schwieg; aber mein Meister sagte nach einer Weile zu mir: „Wo hast denn Du das her?“

„Das hab ich gar nirgends her,“ antwortete ich, „das hab ich mir nur so zusamm' denkt.“

„O Du Lump Du!“ riefen sie jetzt aus, „was das für ein Spitzbub ist, ein heimlicher! Man sieht ihm's gar nit an.“

Mein Meister nahm mich bei Seite und sagte: „Peter, da muß ich schon ein ernstes Wort mit Dir reden. Ich hab's nit gern, wenn Du so liederliche Gsangln schreibst. So was wird gleich weitergetragen und auf ja und nein weiß der Pfarrer davon. Deswegen, ich sag Dir's im Guten: Reiß das Blattl heraus und verbrenn's aber“ — setzte er leiser hinzu, „abschreiben laß mir's früher.“

Der schöne Schuster machte hierauf folgenden Vorschlag: „Die Meister sollen im Bett schlafen, so gehört sich's; haben schon Platz, alldrei, ist keiner gar groß. Ich und der jung' Schneider gehen auf's Stroh.“

Und so wurde es.

Auf's Stroh schien durch eine Dachlucke der Mond herein, den ruf ich zum Zeugen. Im Augenblick, wo ich just einschlafen will, legt mein schöner Schustergesell die Hand gegen mich herüber und sagt: Liegst gut?“

„Ja,“ sag ich, „liegst Du auch gut?“

„Das schon,“ sagt er, „aber schlafen kann ich nit. Weißt, ich muß alleweil dran denken.“

„An was mußt denken, Schuster?“

„Schneider,“ sagt er, „Du bist ein höllisch gescheidter Mensch.“

„Wenn Du hänseln willst, Schuster, so geh auf ein anderes Stroh,“ sag' ich, „ich will schlafen.“

Da springt er empor und gerade auf mich her und sagt: „Du Schneider, wenn Du glaubst, daß es Schimpf ist, was ich Dir gesagt hab, so bist ein Esel! Geh her und schau um und nenn mir Einen, der so ein Gedichtets zu Weg bringt! Mußt nit bös' sein, Schneider, ich versteh in Deinem Handwerk nit viel, aber nachdem, wie ich Deinem Vater seine neue Joppen betracht', kann ich Dir sagen: Schneider wirst Du keiner zum besten. Dein Liedl — wenn Du willst, ich sing's gleich — Dein Liedl, das ist ein Lehrstück! Du, denk drauf, da beim Bauer auf der breiten Eben im Haferstroh hab ich Dir's gesagt: Du bleibst nit Schneider. Du kommst in die Stadt und wirst was; Du wirst ein Buchbinder! paß auf, Du wirst noch ein Buchbinder!“

„Hat Dir denn mein Gedichtets so gut gefallen?“ frag ich.

„Sag Dir nur so viel: den Ausgang davon schreib' ich der Meinigen. Der greift an. Wirst ihn gewiß auch der Deinigen schicken.“

„Nein,“ sag ich, „weiß gar nit, wo sie ist.“

„Geh, plausch nit!“

„Hab mir noch Keine ausgesucht.“

„Hast Keine!“ ruft er, und wegen was schreibst nachher so Sachen auf?“

„Weil sie mir g'rad einfallen, und jetzt laß mich schlafen.“

Der schöne Schustergeselle sagte nichts mehr weiter, stand aber leise auf und schlich davon. — Am nächenst

Morgen, als durch die Dachluke der gluthrothe Sonnenstrahl hereinfiel, lag mein Schuster mit nassen Stiefeln im Stroh. Ich weckte ihn mit Mühe und fragte, wo er in der Nacht gewesen sei?

Er rieb die Augen, kraute sich die Strohsplitterchen vom Haar und sagte:

„Ei ja so, das meinst. Na, weißt, Dein Gedichtels hab ich probirt."

„Ist's was nutz?"

„Für ein Lehrstück nutz genug."

Im Frühling sitz ich auf moosigem Stein.

Im Frühling sitz' ich auf moosigem Stein,
Das Haupt in die Hände gesunken,
Ich starr' in die jagenden Wellen hinein,
Von Thränen die Seele trunken.

Einst hüpfte mir froh wie die Welle das Herz,
In besseren glücklichen Tagen.
Vorüber, vorüber! — Es sieht mein Schmerz
Nur noch das Strömen und Jagen.

Die jagenden Wellen, die strömende Flut,
Der Sonne vielliebliches Scheinen,
Wie war es, ach, Alles so lieb und so gut,
Heut muß ich weinen und weinen.

So bitter, so still, so wemuthvoll
Macht mich der Vöglein Singen,
Und ist mir bitter der Thränen Zoll,
Ich muß ihn bringen, bringen.

Der wärmende Schein und die sprossende Blüth'
Der Himmel und was ich ersehe,
Es thut hier nicht wohl dem kranken Gemüth,
Es thut ihm wehe, nur wehe.

Im Frühling sitz' ich auf moosigem Stein,
Beklommen, seelenverdrossen —
Sag', hat sich schon Einer im Sonnenschein,
Im warmen Frühling — erschossen?

Lud. Eichrodt.

Bücher.

Mehr Licht! Die deutsche Dichtung in ihrem Wesen und in ihrer inneren Bedeutung. Von E. Last. (Berlin, Theobald Grieben.) — Ein geistvolles Buch! Eine geistvolle Frau, welche es geschrieben! Was es enthält? Nun, der Titel spricht es allerdings klar genug aus, doch, was er verschweigt und nicht berichten kann, ist, daß diese Essais, jedes einzelne für sich, wahre Meisterwerke der philosophischen und ästhetischen Kleinmalerei sind, Perlen voll tiefem, aber doch für den gebildeten Laien berechneten wissenschaftlichem Glanze und Inhalt, der feinciselirten Arbeit eines Benvenuto Cellini vergleichbar. Die Verfasserin, welche in den Grundsätzen Kant's und Schopenhauers aufgeht und die vor Jahresfrist im gleichen Verlage ein für ihre Geschlechtsgenossinnen berechnetes, gleich vorzügliches Werk über die Philosophie des „Pflichtbewußten" und des „Mitleidigen" erscheinen ließ, in welchem sie diese beiden Heroen der Frauenwelt näher zu bringen versuchte, führt uns nun wieder an der Hand und im Geiste des Königsberger und Frankfurter Weltweisen in das Reich der deutschen Dichtung, in erster Linie in das des deutschen Romans, ein. Ihre Sprache ist durchdrungen und gesättigt von einem reichen Wissen, ohne sich jedoch jemals dem kalten Ernst der allzustrengen Gelehrsamkeit, die ja wie abstoßend auf größere Kreise wirken müßte, hinzugeben. „Die ächte Dichtung ist das Gewissen eines Volkes, das sein Thun mit dem höchsten ethischen Maße mißt — sie erweitert den Geschichskreis des Einzelnen zu den Lebensresultaten eines ganzen Volkes; sie zeigt, indem sie der Phantasie ein reiches Bilderschauen vergönnt, die inneren Gesetze alles Menschenlebens in stetiger Nothwendigkeit sich erfüllend . . ." Und wenige Zeilen früher meint die Verfasserin, daß sie in diesem Buche die Dichtung in eine Parallele mit dem Leben gezogen, aus welchem sie hervorgeht und auf welches sie zurückwirkt... Wie in einem reflectirenden Spiegel erscheinen uns in dem inhaltsreichen Werke die Bilder des Lebens und der Dichtung: Der Kampf ums Dasein, das Leiden der Menschheit, der Pessimismus der Dichtung gegenüber dem des Lebens, das Tragische, das Humane, das Aufopfernde im Leben, die Einwirkung der Dichtung auf die Phantasie, die Dichtung als Vorkämpferin fortschreitender Erkenntniß, als Vernichterin von Vorurtheilen u. s. w. Als das chef-d'oeuvre des ganzen Werkes möchte ich gerne jenen Abschnitt bezeichnen, der die Dichtung als vorwiegende Darstellung der Reize auf die Phantasie behandelt und in erster Reihe den Darsteller der „Magie der Liebe," den pessimistisch angehauchten, vom realistischen Geist der Zeit poetisch durchdrungenen Meister der Novelle, Paul Heyse, berührt. Auch Faust, die unvergängliche ewige Dichtung unseres Altmeisters, eröffnet uns in diesem Buche eine neue fast zuvor ungeahnte Welt über der die Geister Schopen-

hauers und Kants, der Lieblingsphilosophen der espritvollen gelehrten Autorin — die nebenbei bemerkt glückliche Hausfrau und Mutter von sieben Kindern ist — schweben. Frau Last ist trotzalledem und alledem Idealistin und obgleich sie sozusagen zu jenen beiden philosophischen Göttern schwört, sucht sie ihr Heil doch nicht so ganz im Pessimismus, sondern fast ausschließlich auf dem Boden des Idealismus .. In ihrem ersten Buche sagt sie so schön als wahr: „Religion ist die Philosophie der Meisten, Philosophie die Religion der Einzelnen“ ...

Ernst Keiter.

Lebensmärchen. Drei Novellen von Alfred Friedmann. (Leipzig Reklam jun.) Alfred Friedmann, der Verfasser der „Biblischen Sterne,“ der „Feuerprobe der Liebe“ und anderer nahmhafter Werke hat in diesem Bändchen drei anmuthsvolle Novellen „Räthselhaft,“ der neue „Romeo,“ und „das Bild Tizians,“ herausgegeben. Es sind interessante psychologische Probleme, die der Verfasser mit künstlerischem Tacte gelöst hat.

Dr. Wilibald Müller's Universal-Handbuch für den Privat- und Geschäftsverkehr mit vollständigem Briefsteller, soeben im Verlage von Karl Prochaska in Wien und Teschen erschienen, ist ein Werk, das vermöge seines für Jedermann brauchbaren Inhaltes, seiner Reichhaltigkeit und seines billigen Preises wegen die allgemeinste Verbreitung verdient. Dasselbe umfaßt über 800 Seiten Text. Sein Inhalt besteht aus folgenden Kapiteln: Die allgemeinen Verkehrsmittel. — Die politische Eintheilung der österr.-ung. Monarchie. — Alphabet. Verzeichniß aller Post-, Eisenbahn-, Telegrafen- und Dampfschiff-Stationen in Oesterreich-Ungarns. — Die Eisenbahnen Oesterreich-Ungarn. — Münzen, Maße und Gewichte. Zinsenberechnungen und Rechnungstabellen aller Art. — Oesterr.-ung. Staatspapiere, Banken, Credit-Institute und Lotteriewesen. — Privat-Aufsätze und Correspondenz, — Handels- und Geschäfts-Correspondenz. — Buchführung. — Fremdwörterbuch. — Sach- und Namenregister und Verzeichniß der Formulare und Muster. — Briefporto- und Telegrafen-Tarif. — Die Bearbeitung ist eine zeitgemäße und sorgfältige, die gegebenen Anleitungen und Erklärungen sind klar und leichtverständlich und speciell den Verhältnissen in unserer Monarchie angepaßt.

Hauslexikon der Gesundheitslehre für Leib und Seele. Ein Familienbuch von Dr. med. Hermann Klencke. Siebente vermehrte und verbesserte Auflage in 25 bis 26 Lieferungen. Dieses berühmte, in seiner Art einzig dastehende Werk Klencke's, erscheint jetzt zum 7. Mal in vollständig neuer Bearbeitung und übt durch seinen wahrhaften Reichthum an gediegener Belehrung über Gesundheit und Krankheit, richtige Lebensweise und Verhütung von Gesundheitsstörungen, so wie durch die fesselnde, leichtverständliche, anregende und schöne Darstellungsform, die als ein Meisterstück populärer Wissenschaftssprache allgemein anerkannt ist, eine steigende Anziehungskraft auf das gebildete Publikum aller Länder aus.

Von Ferdinand Siegmund's **„Die Wunder der Physik und Chemie.** Für Leser aller Stände gemeinfaßlich bearbeitet“ (in 20 Lieferungen), A. Hartleben's Verlag in Wien, liegen uns die Lieferungen 3—10 vor. In denselben bietet der Verfasser ein gedrängtes Bild der umfassenden Lehren der Mechanik, welche für unser gewerbliches Leben eine so hohe Bedeutung hat und durch die täglich sich mehrenden Erfindungen auf diesem Gebiete eine nie geahnte Herrschaft sich erobern dürfte.

Im Verlage Gustav Heckenast's Nachfolger (Rudolf Drodtleff) Preßburg, erscheint demnächst der gesammte literarische Nachlaß des in Wien im Jahre 1876 verstorbenen Dr. A. W. Ambros. Die Ausgabe wird drei Bände umfassen, von denen der erste unter dem Titel **„Aus Italien“** soeben zur Ausgabe gelangt. Der zweite Band wird musikalische Aufsätze (von den alten Italienern bis in unsere jüngste Zeit) bringen, der dritte wird Aufsätze zur bildenden Kunst (über Makart, Führich, Selleny, Max u. s. w.) und Biographisches über Ambros enthalten. Dem Schlußbande werden Facsimile-Abdrücke von Federzeichnungen (ernster und humoristischer Art) von Ambros beigegeben.

Eine interessante Erscheinung ist das gegenwärtig in A. Hartleben's Verlag in Wien erscheinende reich illustrirte Werk: **„Maria Theresia und Kaiser Josef II. in ihrem Leben und Wirken.“** Mit besonderer Berücksichtigung der interessantesten Zeitereignisse geschildert von Moriz Bermann. Dasselbe wird als Denkbuch zum hundertjährigen Jubiläum des Regierungs-Antrittes Kaiser Josef's II. 1780—1880, mit 200 Illustrationen, Bildnissen, Initialen und Plänen von hervorragenden Künstlern in 14tägigen Lieferungen erscheinen und mit 20 Lieferungen complet werden.

Ferner dem „Heimgarten" zugegangen:

Unhold der Höllenmensch und Anderes von Max Haushofer. (München, Theodor Ackermann, 1880.)

Kleine Poetik. Ein Leitfaden zur Einführung in das Studium der deutschen Literatur für Schulen und Freunde der Dichtkunst bearb. von Paul Strzemcha. (Brünn, R. Knauthe, 1880.)

„Deutsche Unterrichtsbriefe. Populärwissenschaftlicher Unterricht in der deutschen Sprache." Von Karl Schiller, A. Hartleben's Verlag in Wien. 3. bis 8. Lieferung. Das Ganze erscheint in 24 Lieferungen.

Die Donau von ihrem Ursprung bis an die Mündung. Von Alex. F. Heksch. (Wien, A. Hartleben's Verlag.) 14. bis 18. Lieferung.

Deutsche Rundschau für Geografie und Statistik. Herausgegeben von Prof. Dr. Karl Arendts in München. (A. Hartleben's Verlag in Wien.) 6. Heft, 2. Jahrg.

Westermann's illustrirte deutsche Monatshefte. Herausgegeben von F. Spielhagen. Februar- und Märzheft, 1880. (Braunschweig, G. Westermann.)

Geschichte der deutschen Nationalliteratur des 19. Jahrhunderts. Von Ludwig Salomon. 4. Lieferung. (Verlag von Levy und Müller, Stuttgart.)

Sieben Jahre in Süd-Afrika. Von Dr. Emil Holub. 2. und 3. Lieferung. (Verlag von A. Hölder, Wien.)

Aus'm gewohnten G'leis. Posse mit Gesang in 5 Abtheilungen, von L. Anzengruber. (Verlag von L. Rosner, Wien, 1880.)

Gedichte in oberösterreichischer Mundart. Von Cajetan Koglgruber. 2. Auflage. (Verlag von W. Braumüller, Wien 1879.)

Hartleben's Handlexikon des ganzen kaufm. Wissens. Herausgegeben von Prof. Dr. M. Haushofer, Prof. Dr. Feichtinger, Dr. J. Landgraf und Anderen. 1.—2. Lieferung. (Wien, A. Hartleben.)

Die Entwicklung geologischer Anschauungen im Volke. Von Karl F. Peters, Professor der Mineralogie und Geologie. (Graz, Leuschner & Lubensky, 1880.)

Alpenbad St. Leonhard nächst Feldkirchen in Kärnten von Gustav Budinsky. (Graz, Karl Wohlfarth.)

Schloß Warmberg. Ein Beitrag zur Heimatkunde von Gustav Budinsky. (Graz, Karl Wohlfarth.)

Postkarten des Heimgarten:

H. L. H., Hietzing: In mancher Beziehung mit Ihnen einverstanden, bemerken aber, daß Intoleranz nicht auf dem Programme unseres Blattes steht.

A. B., Leipzig: Zart und sinnig, aber…

S. M., Zürich: Für unverlangt zugeschickte Manuscripte leisten wir keine Bürgschaft.

Hil., Marburg: Existirt bereits und zwar in Friedrich Schlögls köstlichem Weinbüchlein (Wien, L. Rosner).

F. M., Innsbruck: Begreifen, daß die Notiz in den Postkarten, Märzheft des Heimgarten, über den Spucknapf der Nihilisten Bedenken erregt hat. Aber es läßt sich das abscheuliche Programm dieser Partei nicht treffender, als mit jenen Worten eines bekannten Satyrikers illustriren. Unser Fragesteller in Budapest dankt für die „bündigen Zeilen, die mehr enthalten, als ein Buch mit tausend Spalten."

K. K., Pettau: Für Ihre Zwecke kein besseres Werk, als die mit großer Objectivität wiedergegebenen „Mythen und Sagen aus dem steirischen Hochlande" von Johann Krainz. Verlag C. Zilg, Bruck.

M. K., Prag: Von Eichrodt's an und für sich trefflichem Gedichte: „Von lieben Gott und seinen Engeln" mußte aus gewissen Gründen der Schluß geändert werden.

W. K., Salde: Wärmsten Dank!

Druck von Leykam-Josefsthal in Graz. — Für die Redaction verantwortlich P. K. Rosegger.

Heft 8. Mai 1880. IV. Jahrg.

Eine Nacht unter Schleichhändlern.

Erzählt von Friedrich Bollenbacher.

Wenn Du von Triest nach Fiume per pedes apostolorum reisest, so bleibe hübsch auf der Poststraße und lasse es Dich beileibe nicht gelüsten, gegen Süden abzuschweifen. Bösartige Schäferhunde könnten Dir unangenehm werden — und abgesehen davon, der böse Zufall könnte Deine Schritte zu einer durch Disteln und Haselgesträuch maskirten Taubenhöhle leiten und ein Fehltritt würde Dich für ewig begraben. Allerdings hättest Du da tief unten mehr Ruhe als auf irgend einem unserer geweihten Kirchhöfe, in denen man unseren armen Leibern nicht Zeit gönnt zu Staub zu werden, nicht einmal so ein winziges Plätzchen gönnt, da wir doch im Leben vermeinten, die ganze große Welt sei unser. Aber es könnte Dir da unten beim Schalle der Posaune passiren, daß Du eilends statt Deiner Beine, die flinkeren eines französischen Soldaten von des ersten Napoleon großer Armee und statt Deines Kopfes den eines jener vierbeinigen Gesellen aufnähmest, mit denen Du so lange freundnachbarlich geruhet. Denke Dir dann das unauslöschliche Gelächter der Unsterblichen und Deine Verlegenheit, wenn Du Dich mit langen Ohren präsentirtest und Dir nach süßem Heu gelüstete.

Also bleibe hübsch an der Straße; südlich davon liegt die Tschitscherei, ein steinreicher — ich meine an Steinen reicher — Boden. Einmal mit einem Fuße auf dem Tschitschenboden, wirst Du selbst zu Stein vor Verwunderung darüber, daß der magere Steinboden die Aussaat des Blutes aufnimmt, die Wurzeln schlägt, kräftige Stämme austreibt, in denen wieder frisches, keckes Blut pulsirt.

Rauhe, wild aufsteigende, jäh abstürzende, zerrissene, zerklüftete Felsmassen, Abgründe, Schluchten, Grotten,

Taubenhöhlen — das tritt Deinem erstaunten Auge in wilder Abwechslung entgegen. Ja, die Bora ist eine vortreffliche Kehrfrau, die gar säuberlich die schmutzige Erde von den Steinen wegfegt, aber auch eine grämliche Kehrfrau, die Roß und Reiter in den Abgrund und den Dampfpflug, den Pionnier der Cultur, aus den Schienen reißt.

Allesein's, es liebt der Tschitsche seine Steine; wenn er ihnen nichts abgewinnen mag, so findet er bald ein Auskunftsmittel; er verdingt sich für einige Zeit nach Croatien, nach Egypten oder er brennt in Krain's Wäldern Kohlen. Ein gar nicht geringer Theil meint aber: „Warum in die Ferne schweifen, sieh', das Gute liegt so nah," unter welchem Guten er die so köstlich präparirte Zollgrenzlinie versteht und fleißig — schmuggelt. Da der Schmuggel ein nächtliches Gewerbe, so führt er noch andere schwarze Dinge in seinem Gefolge. Kehren die Argonauten von einem glücklichen Zuge heim, so verschmähen sie unterwegs nicht leicht etwas, das geeignet ist, ihren Küchenvorrath zu bereichern.

Auf diesem Boden hatte ich meine Hütte gebaut. Was aber gut war — auf meiner Hütte prangten die zwei „K. k."; vor den „K. k." hatten die Tschitschen Respect und mußten ihn auch haben.

Dieselben Vorstellungen wie Dir hatte ich auch meinem Freunde J. gemacht, der mich in meinem bedenklichen Heim besuchte. Allein trotzdem, vielleicht eben deshalb, hatte er es sich in den Kopf gesetzt, eine Fußpartie durch die Tschitscherei über den Monte maggiore nach Fiume zu unternehmen, um Land und Leute kennen zu lernen, Ansichten und Typen für seine Mappe zu sammeln. Und ich ließ den Trotzkopf ziehen, mich für überzeugt haltend, daß er reumüthig umkehren werde. Doch es kam leider anders. — —

Wenn es auch keine günstigen Eindrücke waren, die mein Freund gleich bei Beginn der Weiterreise empfand — denn die Eindrücke an Nase und Stirn, die durch zu innige Annäherung an das Gestein entstehen, können unmöglich günstige genannt werden — so konnten sie ebensowenig, wie die glühend von den Felsen abprallenden Sonnenstrahlen seinen Reise-Enthusiasmus schwächen. Gegen die Sonne nahm er zu seinen grünen Brillen die Zuflucht. Und siehe da, was ihm früher eine trostlose Aussicht über endloses mageres Gestein, begrenzt vom mattblassen Himmel, scheinen konnte, wandelt sich, o Zauber! in herrliche, üppig grüne Gegend.

Der Weg führt über einen Hügel, auf dessen Höhe ein zerlumpter Hirte steht. Am jenseitigen Abhange ruht eine Herde Schafe. Zwei Hunde springen mit wüthendem Gebell und zähnefletschend heran.

Mein Freund ruft dem Hirten zu, der erst auf wiederholte Aufforderung Miene macht, die Bestien zu verscheuchen, und denselben einige Steine zwischen die Beine wirft; ein halb nackter Bube secundirte bei diesem Bombardement, aber so unglücklich, daß ein großer Stein meines Freundes linke Kniescheibe traf. Darüber erzürnt, drang J. nun muthig auf die Hunde ein und zwang sie zum Rückzuge. Wenngleich Sieger, sehnte er sich doch als hinkender Invalide sehr nach einer Herberge, fand sich aber im Dorfe T., das aus ruinenartigen Trümmerhaufen bestand, zwischen denen schmutzige Gestalten herumlungerten, bitter enttäuscht.

Einige zerlumpte, verschmitzt aussehende ältere Männer — jüngere sah er gar nicht — kamen mit kurzen Pfeifenstummeln heran, welche sie auf der flachen Hand ausklopften, und baten um Tabak. Die Kinder schrien um Soldi.

J. gab, was er an Kupfermünze bei sich trug und frug nach einer Osteria. Die gesammte Einwohnerschaft geleitete ihn durch Steintrümmerhaufen

zu einem schlechten Bauwerk, das ein aufgesteckter Oelzweig als Wirthshaus signalisirte.

Gebückt trat er durch eine niedrige Thüröffnung in einen dunklen Raum, der so arg mit Rauch angefüllt war, daß J. schier zu erblinden und zu ersticken vermeinte. Doch eine ihm unsichtbare, jedenfalls praktische Faust drückte ihn nicht gar sanft gegen die Erde nieder, worauf es ihm erst möglich war, die Augen zu öffnen. Er fand sich auf einem niedrigen Dreifuß, der auf einem kaum spannhohen Herd stand. Dieser Herd beherbergte außer ihm eine unbewegliche, in einem Aschenhaufen hockende Alte, die nach seiner später eingezogenen Erkundigung wohl schon während eines Decenniums dort hockte, dort wachte und schlief, je nachdem es Tag oder Nacht war — zwei alte, schweigsame Männer und ein junges Ding, das recht zutraulich um ihn herum sich zu schaffen machte, Holz in's Feuer legte, gebratene Erdäpfel aus der Asche nahm, abblies und ihm freundlich darreichte. Hebe wäre ihm jetzt nicht so willkommen gewesen, als das freundliche, und ach! doch schmutzige Mädchen.

Auf seinen Wunsch brachte ihn „Marinka“ aus einem dumpfigen, kellerartigen Gelasse in einem irdenen Kruge Wein. Außer diesem Gelasse und dem, in welchem er sich befand, konnt' er keine Locale wahrnehmen. Der Herd schien als Tisch, als Bett, nnd als Toilette zu dienen, die Thür als Schornstein, was allerdings bei ungünstiger Witterung die Annehmlichkeiten des Aufenthaltes in der Hütte nicht vermehren mochte.

Von Brod oder gar Lammbraten keine Rede! Nur Erdäpfel und Wein — — es wäre schier zu verzweifeln gewesen — — Doch schmeckten ihm die Erdäpfel aus Marinka's Hand vortrefflich! —

J., der allerlei zu reden und zu fragen wußte, drückte seine Verwunderung aus, keine jungen Männer im Dorfe gesehen zu haben; Marinka wurde ein wenig verlegen, war jedoch gleich wieder gefaßt. Die Jungen, meinte sie, seien mit Holzwaaren nach Capodistria gegangen, von wo sie im Laufe der Nacht heimkehren würden.

In einem Kessel, der an einer Kette ober dem Herde hing, brodbelte ein Brei aus Erdäpfeln, Bohnen und türkischem Weizen, welcher Brei in eine große Schüssel gegeben, mit etwas Oel abgebrüht, das Nachtmahl bildete. Auch unser Naturfreund wurde eingeladen; aber erst als die Grazie ihm holdlächelnd mit einer natürlichen Anmuth, die man bei deutschen Landmädchen selten findet, den hölzernen Löffel hinreichte, nahm er artigkeitshalber ein wenig zu sich, was ihm solche Uebelkeit bereitete, daß er aufstehen und sich in's Freie begeben mußte. Da es unterdessen Nacht geworden war, sah er bei seinem Hinaustreten kaum drei Schritte weit, doch genug, um eine Gestalt flüchtig wahrzunehmen, die wie in die Erde versank. Da berührte eine sanfte Hand seinen Arm; es war Marinka.

„Mein lieber Herr, heute können Sie nicht weiter gehen; ich werde Ihnen ein Lager bereiten.“

Verwundert schaute er sie an. „Ja — wo?“

Marinka war schon weggeeilt. So viel er wahrnehmen konnte, kletterte sie an einer Leiter, die am Mauerwerk in der Fortsetzung der Hütte angelehnt stand, empor und verschwand oben. Es raschelte und rauschte. Bald kam sie wieder zurück. „Da steigen Sie hinauf, Lieber, und lassen Sie sich durch nichts stören.“

J. sagte Ihr einige Schmeicheleien; kurze Zeit hörte sie zu, dann wünschte sie ihm gute Nacht und lief lachend weg. So kroch er denn empor, und fand sich bald im Eichenlaub lebendig begraben.

Kaum hatte er es sich halbwegs auf diesem ungewohnten Lager zurecht gemacht, als er auch schon vor Mü-

digkeit einschlief — und im Traume Marinka in antiker Tunica auf einem Sockel sah. Aus der ungewaschenen Naturschönheit erwuchs ihm ein reines Ideal, das in einer Hand einen großen hölzernen Kochlöffel hielt.

Doch hatte er nicht viel Zeit zum Träumen, denn auf der Straße war es unruhig geworden. Gestalten huschten her und hin, unterhielten sich flüsternd oder halb laut, fluchten wohl auch.

„Jože, willst Du wohl unten bleiben! Der Hundesohn könnte aufwachen!"

„Schweig," Ungeheuer!"

Ha, was ist das? — J. will sich emporrichten, doch vermochte er sich nicht zu bewegen. Ein Krampf hält seine Glieder gefangen. Desto schärfer ist sein Gehör, desto deutlicher zeigt ihm sein blinzelndes Auge einen Kopf vor der Dachlucke. „Schlafst Du?" brummte der ungewaschene Kopf.

„Ich schlafe," wollte der Geängstigte versichern; doch vergebens öffnete er den Mund, kein anderer Laut drang hervor, als ein unmelodisches Aechzen.

„Dem Kerl träumt von der Hölle," und der Kopf verschwand.

Mein Freund empfand wahre Todesangst. Endlich schien sich der Alp von seiner Brust abzuwälzen; der Starrkrampf ließ nach; ein Glied nach dem anderen erlangte seine Gebrauchsfreiheit, und die erste Bewegung der Hände war auch, sich des Revolvers zu versichern. Die Waffe war ihm ein Trost, wenn auch ein schwacher, denn er hieß: Theuer will ich mein Leben verkaufen. Alle haarsträubenden Dinge fielen ihm ein, die ihm vor der Reise mit boshafter Lebendigkeit vor Augen geführt worden waren: von berußten, maskirten Tschitschen, die Postwägen anfallen und plündern, Kirchen ausrauben, in Gehöfte dringen, Grenzwächtern den Kopf abschneiden und ähnliche Stückelchen, die in Mondlandschaften eingerahmt, seine erregte Phantasie gespenstisch durchzitterten. Dazu sieht der verschwiegene Diebshehler, der Mond, recht höhnisch zur Dachluke herein.

Wo ist das liebliche Bild der braunen Marinka? Nur gräßliche, blutdürstige Gestalten tauchen vor seinem geistigen Auge empor. Dann dieses Wispern, Lispeln, Flüstern, Grollen, Fluchen, Schleichen und Horchen! Er mußte sehen, was unten vorging; doch bei jeder Bewegung raschelte verrätherisch das Laub. Endlich, als es auf der Straße auf einige Augenblicke lebhafter geworden war, schob er sich, mit dem Kopfe voraus, zur Lucke.

Was er sah, war besorgnißerregend genug. Lange Gestalten, die noch längere, grauenhafte Schatten im Mondlichte warfen. Sie schienen empor zu blicken, gegen ihn oder gegen den Mond. Wohl kroch der Mond versteckensspielend hinter eine schwarze Wolke — oder vielmehr, die schwarze Wolke verhüllte ihn zuthunlich, den Schelm, aber auf wie lange?

Es kam J. vor, als ob die Leute in einer ihm fremden Sprache berathschlagten; nur zuweilen drang ein italienischer Laut an sein Ohr. Da, o weh! näherte sich ein wilder Bengel der Leiter, setzte den Fuß auf die unterste Sprosse; schon packte J. krampfhaft das Ende der Leiter, um sie sammt dem Tschitschen zu überstürzen: als ein anderer Umstand noch im letzten Augenblicke die ersten Feindseligkeiten im Beginne wieder einstellte. Es kam athemlos ein Bursche gelaufen, der den unten Versammelten in ihrem Idiom einige Worte zurief. Darauf eine besondere Rührigkeit, ein Hinundwiderlaufen, Fluchen, bis Alle in die Hütte hinein verschwunden waren, deren Thür sorgfältig verriegelt wurde.

Im Anfange hörte der Lauschende ein wirres Durcheinander, das sich nach und nach in Todesstille löste. Er hatte eine Ritze entdeckt, durch die er hinabblicken konnte und auskundschaften wollte, ob eine Flucht gerathen wäre,

als in dem Moment, da er sein Auge der Spalte näherte, der Lichtstreif erlosch. Sein an den Boden gelegtes Ohr vernahm auch weiter nichts, als ein Summen, wie in einem Bienenstock.

Doch — knarrte nicht leise die Thür? — Jetzt — schwankte nicht die Leiter? Krachten nicht die Sprossen? — Jetzt gilt's! So theuer als möglich! dachte er bebend, richtete den Lauf des Revolvers gegen die Oeffnung — ein Kopf wurde sichtbar — ein Hals und —

„Marinka!" flüsterte der nun plötzlich freudig Erregte, denn ein Hoffnungsstrahl drang durch seine aufgesperrten Augen bis in das arme, pochende Uhrwerk hinter seinen Rippen.

„Bst!" lispelte die braune Holbin, und schon hockte sie traulich neben dem Ueberraschten, drückte seine Hand und preßte, da der Raum eng war, sich an ihn, in sein Ohr wispernd: „Sie müssen fliehen, Herr! Man hat mit Ihnen Schlimmes vor."

Er riß sich empor. „So laß mich fliehen, Mädchen — und sei meiner Dankbarkeit versichert."

Abenteuerliche Pläne schwirrten, noch Embryonen, in seinem Kopfe.

„Ich muß Sie bis vor's Dorf geleiten, damit die Hunde Sie nicht verrathen oder beißen. Doch es wäre besser zu warten, bis die Leute schlafen, denn" — Marinka horchte plötzlich auf. Auch J. vernahm entfernte Schritte, die sich zu nähern schienen; sie wiederholten sich so regelmäßig, daß sie von einer Patrouille herrühren mußten.

J. erzwang sich die Aussicht auf die Straße, obschon das Mädchen ihn zurückzuhalten versuchte. Es glitzerte und glänzte unten von Bajonneten und blanken Gewehrläufen, und „viermannhoch" marschirte reglementsmäßig ausschreitend, um allem überflüssigen Gesindel die Gelegenheit zur Flucht in humanitärer Fürsorge nicht zu benehmen, eine Patrouille vorbei. Wie jubelte sein Herz, er war ja gerettet. Strahlenden Antlitzes wollte er hinunterrufen, aber Marinka verschloß ihm mit der Hand den Mund; ja sie riß seinen Kopf an ihr ängstlich pochendes Herz, drückte seinen Mund gegen ihre Brust, daß J. schier erstickte. Doch er befreite sich gewaltthätig; was war ihm Marinka gegen die Patrouille? Was ihre flüchtigen Reize gegen die glänzenden, soliden Bajonnete? Er wollte die Tschitschin von sich schleudern; doch als sie nassen Auges in sein Ohr flüsterte: „Undankbarer Deutscher! Weil ich Dich retten wollte, verdirbst Du mich! Nun wohlan!" — war ihm dies ein Appell an seine Ehre, an seinen Edelsinn. Traurig senkte er das Haupt; die Patrouillenschritte entfernten sich weiter — weiter — mit ihnen deren Echo.

„Undankbarer, so komm denn!"

Fürsorglich kletterten Beide hinunter. Mit seinen Schuhen konnte er nicht leise genug auftreten. „Zieh' Deine Stiefel aus!" befahl die Zürnende kurz, brachte große, zerrissene Schnürschuhe mit weicher Sohle, wie sie die Tschitschen tragen, und stülpte sie dem Bestürzten auf die Füße, dessen feine Stiefelchen verächtlich in einen Winkel, hübsch nahe der Hütte, schleudernd. Sie faßte ihn nun an der Hand. „Halt," sagte sie energisch, „dummer Deutscher! Zieh' Deinen Rock aus! Wenn unsere Hunde den ihnen fremden Geruch des Rockes wittern, oder unsere Leute Dir begegnen, dann wehe!" — Augenblicks war dem Verblüfften der Rock heruntergestreift, und ehe er sich von seinem Erstaunen erholt hatte, ihm eine kotzengrobe, rauhe, zerrissene Jacke ohne Aermel umgeworfen. Eilig und geräuschlos ging's nun durch das Dorf hinaus auf das Steinfeld.

Marinka wurde wieder zuthunlicher; sie scherzte: „Herz, Du verdienst nicht, daß ich mich für Dich in solche Gefahr begebe. Doch, Liebster, was soll ich, da ich Dich liebe? — Da, geh' auf diesem Wege, rechts, bis zu je-

nem schwarzen Felsen, dann links durch das Wäldchen. Gebt acht, Herr, daß Ihr nicht in die Schlucht fallt!"

„Hab' Dank, tausendfachen Dank, Herzige!" — Er tastete in allen seinen Taschen — ja die Brieftasche — die stack ja in seinem Rocksacke — und der Rock — „Marinka, ich habe" — Wo ist das Mädchen? — Er wollte zurückeilen; da erhob sich ein Gekläffe und Geheul, und dort, von woher er kam, streckten und reckten sich knurrend dunkle Bestien. Zum Glück fühlte er den Revolver im Futteral und sohin blieb ihm nichts übrig, als seufzend den bezeichneten Weg einzuschlagen.

Zu seiner Verwunderung schien er sich vom schwarzen Felsen immer weiter zu entfernen, obwohl er gerade darauf losging. Ja, erblickte er da nicht wieder vor sich das Dorf, das er fliehen wollte? — Wieder Geheul und Gekläffe — und da und dort? — Schleichen nicht rechts, nicht links — nicht vorn und rückwärts unheimliche Schatten? —

Ein entsetzlicher Schlag von rückwärts auf den Kopf warf ihn nieder — die schwindende Besinnung fabelte seinen Augen das Bild eines abgeschlagenen, herumhüpfenden Kopfes vor, der unter gräßlichen Verzerrungen seinen Rumpf zu suchen schien. — Doch bald ward es ihm wieder klar vor Augen; er empfand dumpfen Schmerz am Hinterkopfe, nachdem er vorsichtig mit der Hand getastet hatte, daß er überhaupt noch im Besitze des Kopfes sei.

Mein armer Freund sah um sich einen geschlossenen Kreis von vielleicht zwanzig Tschitschen. Einer trat herzu und sprach: „Wenn wir Dich nicht tödten, so danke unserer Großmuth, Spion!"

J. wollte sich dagegen verwahren, doch der Andere, der ein Anführer zu sein schien, fuhr ernst und gelassen fort: „Schweige! Wir haben Dir bis nun nichts Böses zugefügt — das kleine Steinchen — pah! — — Doch jeder Dienst ist eines Gegendienstes werth."

„Ich bin mit Vergnügen bereit, meine sehr ehrenwerthen Signori," schrie J. und sprang auf die Beine.

„Nun, das ist schön," sagte der Anführer, der sich geläufig und angenehm im Italienischen ausdrückte. „Sei also von der Bonta und nimm dieses Säckchen auf Deine linke Schulter. Es will sich nicht schicken, daß ich, der Capo, selbst es trage, während auch die Uebrigen bereits über Gebühr belastet sind. — Nun seht Euch, Herr, diesen etwas dunkleren Streifen an — diesen — es ist ein, allerdings etwas knorriger, böser Weg. Was thut's, da Ihr Euch bereits mit weiser Fürsorge mit passenden Schuhen versehen habt, so daß Ihr Euch das Genick zu brechen in Wahrheit nicht nöthig habt? Auch die Wahl des Kleides war sehr praktisch, mein verehrungswürdiger Cavaliere. — Kommt Ihr nun, mein Prinz, nach einem halbstündigem Marsche wohlbehalten am Rande eines Wäldchens an, so wollt Ihr gütigst stehen bleiben, und, um die theuren Glieder nicht frieren zu lassen, dieses wenige Stroh entzünden und etwas Reisig zulegen — so etwa hinter den ersten kleinen Bäumchen vor einem sanft ansteigenden Spitzberg, damit ich von hieraus das Feuer sehe und über Euer leibliches Wohlbefinden vollständig beruhigt sei. Sodann gedulbet Euch, bis wir Euch aus schuldiger Dankbarkeit heimwärts geleiten! — Solltet Ihr aber, erlauchter Herr, lebendig von irgend welchen deutschen Hunden abgefangen werden — und gedächtest Du uns zu verrathen, das heißt, einen Hinterhalt zu legen, so bist Du in wenigen Stunden eine Leiche, Sohn einer Kuh, so wahr ich an Jesum Christum glaube und daß ich als guter Katholik einst in das Elysium komme."

J. gab die feierlichsten Zusicherungen, daß er keinen Verrath plane, was die „Herren" auch immer vor-

haben mögen; übrigens halte er von ihrem Ehrgefühl —

„Uebrigens," fuhr der Capo gleichgiltig fort, „ist es sehr fraglich, ob Du lebendig hinüberkommst. — Nun geh'!"

Als der wieder plötzlich Eingeschüchterte zitternd fragte, welches Bedenken man gegen sein Hinüberkommen hege, näherte sich ihm der Capo und flüsterte geheimnißvoll: „Siehst Du, ich will Dir besonders wohl, weil Du meine Dulcinea beschenkt hast und ihr doch mit dem nöthigen Anstande begegnet bist. Also mag ich Dir die Gefahren nicht verhehlen, die Dir drohen. Du wirst die Grenze überschreiten, ohne daß Du sie siehst, denn sie spukt nur im Gehirne der Zollwächter." Lauter fuhr er fort: „Außer den zwei Fällen, in denen Du am Leben bleibst, sind noch drei andere Fälle möglich, die sogar eine größere Wahrscheinlichkeit für sich haben. Du kannst nämlich erschossen oder erstochen werden, endlich, was das Allerwahrscheinlichste, vom Wege abirren und in ein Loch fallen, wo Du doch den Trost hast, daß die Knochen bis zur Auferstehung beisammen bleiben. Darum gib Dich nicht zu sehr irdischen Gedanken hin, und wenn Dir Verdächtiges aufstoßt, schrei so laut Du vermagst! — Nun geh'!" schloß der Schmuggler rauh, und auch andere Stimmen grollten nicht undeutlich auf den v . . . . Hund.

Der Aermste wankte fort, schwer belastet, fröstelnd, mit krankem Kopfe.

Er wußte nicht, wie weit er auf dem dunklen Pfade halb besinnungslos vorwärts gekommen sein mochte, als ihm ein spitzes Eisen entgegenglitzerte, das fast seine Brust berührte, und eine Stimme donnerte: „Ferma! La guardia di finanza!"

Vor seinen blöden Augen stand ein Soldat mit gefälltem Bajonnet; in ganz geringer Entfernung tauchten zwei andere auf. J. ließ den Sack sinken und murmelte: „Ihr mögt mich erschießen, erstechen — oder was Ihr sonst wollt! Nur verlaßt mich nicht!"

Laut auflachend versetzte Einer: „Sei unbesorgt, soferne Du uns nicht zu verlassen gedenkst! Wogegen wir übrigens schon sorgen wollen!" Im Nu waren die Hände gefesselt. „Meine lieben Herren Grenzwächter, erstens wußte ich nicht, auf mein Wort! daß hier die Grenze wäre, zweitens bin ich gar kein Schmuggler, sondern ein verunglückter Tourist!"

Erneuerte Heiterkeit des Lachlustigen. „Der Tschitsche hat eine feine Erziehung auf der Hochschule am Belvedere in Capodistria genossen! — Doch sage uns, Doctor, wie viele Euer sind und ob die anderen trauten Spießgesellen bald nachkommen werden?"

Mein Freund seufzte; wie gerne sprach er, doch: „Ich gab mein Ehrenwort, heute nicht zu plaudern."

Da sprang der Dritte herzu, setzte das Bajonnet dem Gefangenen so hart an die Brust, daß die Haut geritzt wurde und schrie wie rasend: „S . . Tschitsche, wenn Du nicht augenblicklich Dein Maul aufthust und Alles haarklein erzählst, so spieße ich Dich wie einen Käfer."

Doch der Erste wehrte ernst und ruhig. „Laßt ihn! Er würde uns doch nur belügen. — Sie N. begeben sich schleunigst zum Hinterhalt und rufen den dortigen Posten zu unserer Verstärkung ab! Ohne Zweifel brechen die Tschitschen hier durch, da sie ihren Spion passirt wähnen. — Sie N. bleiben auf der anderen Seite des Weges! — Ihr," hier wandt' er sich an J., „folgt mir hieher, legt Euch nieder und gebt keinen Laut von Euch, so Euch das Leben lieb ist! Bei der ersten verdächtigen Bewegung müßte ich Euch nolens volens kalt machen."

Sprach's; der Gefangene ließ sich fast ohne Empfindung nieder — die Augen fielen ihm zum Oeftern zu, wenn er sie gewaltsam auch aufriß. Er hörte wohl die Verstärkung kommen, nahm wahr, wie man ihn, der vor

Frost mit den Zähnen klapperte, mitleidig mit einem Mantel bedeckte, und fiel in einen todtähnlichen Schlaf. —

Als er erwachte, war es Tag. Einige Grenzsoldaten standen um ihn und betrachteten ihn mitleidig; die Fesseln waren ihm während des Schlafes abgenommen worden. Er versuchte sich zu erheben, mußte jedoch unterstützt werden. Der Anführer, der meinte, daß die Schleichhändler anderswo durchgebrannt seien, oder, daß der Ergriffene auf eigene Faust hin eine Schwärzung versucht habe, gab Befehl zum Ausbruch. Unser Tourist war so schwach, daß er von zwei Mann geführt werden mußte.

Nach zweistündigem Marsche langte die Escorte vor einer Dogana an, wo der vermeintliche Schleichhändler verhört und zur Erlegung eines Strafbetrages wegen Schleichhandels mit 42 Pfund Zucker verurtheilt wurde, welches Urtheil schon deshalb nicht in Vollzug gesetzt werden konnte, da die braune Schöne mit dem Rocke ja auch die Geldtasche weggenommen hatte; es wurde sonach seine Einlieferung an die nächst höhere Behörde bestimmt, um den Verbal-Proceß gegen ihn anhängig zu machen, da der processus summarius mit der Börse in die Brüche gegangen war. Nach geschehener Beisetzung seiner Unterschrift im kurzen Verhörs-Protokolle, in dem er den Uebertritt über die Linie mit Contrebande eingestehen mußte, sohin im Hauptmoment geständig und straffällig war, brach er vor Schwäche zusammen. Den letzten moralischen Nasenstieber gab ihm der Umstand, daß er strafbar war, ohne sich doch der Strafbarkeit bewußt zu sein; dieser Widerspruch machte ihn wirblig, die zur Begründung angeführten Paragraphen tanzten einen wüthenden Cancan vor seinen Augen und der Lakonismus, daß Unkenntniß des Gesetzes nicht entschuldige, nahm Gestalt an und schlug am aufgeschlagenen dickleibigen Gefällenstrafgesetzbuche einen Purzelbaum.

Man reichte ihm Cornetti und Wein. Als er letzteren getrunken hatte, wurde er von den mitleidigen Beamten zu Bette gebracht.

Er lag in Fieberhitze; ein grauer Schleier senkte sich vor seine Augen, durch den er einen umfangreichen, behäbigen Mann in undeutlichen Umrissen sah, der in einem kurzen Paletot stak und an dessen Seite ein langer Säbel baumelte. Den großen Kopf dieses jovialen Herrn bedeckte eine schäbige Mütze mit zerzauster Hahnenfeder; sein Antlitz zierten ein ungeheurer, gewichster Schnurbart, eine kupferige, energische Nase und runde Brillengläser, durch die die Aeuglein durchblinzelten wie die Sterne eines Käuzchens.

Der würdige Mann mit der Hahnenfeder hub an: „Ich zweifle nicht, daß er die Wahrheit angab — allerdings verworren — man kann nicht klug werden. Ich vermuthe" — hier deutete er bedeutsam auf die Stirne. „Jedenfalls ist ihm übel mitgespielt worden." Plötzlich schien ihm etwas Lustiges einzufallen, denn sein Oberkörper gerieth bei der erfolglosen Bemühung, ein schallendes Gelächter zu unterdrücken, in krampfartige Zuckungen. „Also in der Tschitscherei - hihihi! wollte er Naturschönheiten entdecken — hohoho! Ansichten für seine Mappe sammeln — hahaha!" Doch sogleich ernsthaft fuhr er fort: „Erwacht er aus seiner Betäubung, so ist er auf freien Fuß zu setzen! Zur Heimreise ist ihm der Grenzzug anzurathen — weniger eine Fortsetzung seiner Excursion. — — Doch, ich wünsche, daß er von Posten zu Posten begleitet und überall verpflegt werde — diese Tschitschen haben ihn gehörig geplündert — mein Gott, von der Menage bleibt immer etwas übrig; ob ihr's den Weibsbildern gebt — na, ich weiß schon — — Doch sollte er ein Nervenfieber, vielmehr das Nervenfieber ihn kriegen, so müßte er hier ohne Arzt, ohne

Medicin, ohne Pflege elendiglich verkommen — er wäre in einem Ochsenwagen warm einzupacken und nach Triest zu überführen!" — — —

Es verflossen Tage, bis mein Freund wieder seine fünf Sinne beisammen hatte und sich als Reconvalescent im Kreise der Seinigen befand. Als solchen traf ich ihn noch auf einer kleinen Urlaubsreise; er erzählte mir sein Abenteuer freilich noch unter dem frischen Eindrucke desselben und daß er nicht geneigt sei, sich noch einmal von den Tschitschen als Werkzeug gebrauchen zu lassen, um die Polizei irrezuführen. Ob er von seinem Vorsatze, die Reise über den Monte maggiore nach Fiume zu machen, seither zurückgekommen ist, kann ich nicht behaupten, denn bald schlug auch mir die Stunde, die den Abschied von meinen bisherigen bedenklichen Nachbarn bedeutete.

Der schwarze Robert oder: Meine Frau und ich.

Eine Novelle von Emil Cohnfeld.

(Schluß.)

Der Kellner empfahl sich mit dem Buch und ich machte mich fertig. Dann kam er mit der Rechnung und ich wollte sie bezahlen. Da stand ich von Neuem starr — mein Geld war zu Ende! Die Rechnung betrug fünf Thaler, zwei und einen halben Silbergroschen und ich hatte nur noch Einen Thaler im Portemonnaie. Ich hatte seit gestern Früh nur ausgegeben und mir kein Geld neu eingesteckt, auch zur Reise nicht... jetzt war meine Casse erschöpft, ich konnte die Rechnung nicht mehr bezahlen und mußte noch nach Warnstadt! Ich war wie vom Donner gerührt! Dann bat ich den Kellner, mir den Wirth zu rufen.

Er kam und ich eröffnete ihm kurz, daß mir das Geld ausgegangen, er möge so gut sein, mir gegen — ja, gegen Hinterlegung meiner Uhrkette und meines Brillantringes eine Summe Geldes zu leihen.

Er dachte einen Augenblick nach, dann sagte er entschlossen: „Ne, bedaure, das kann ich nicht."

„Herr!" rief ich entrüstet, „was denken Sie? Dieser Ring ist über hundert Thaler werth, die Kette fünfzig — leihen Sie mir fünfundzwanzig Thaler dafür, auf zwei Tage."

„Ne," wiederholte er ausweichend, „das können Sie mir nicht verdenken!"

„Verdenken? Weshalb nicht?"

„Die Geschichte — ganz offen gestanden — kommt mir verdächtig vor!"

Verdächtig? — Was?"

„Nicht 'mal fünf Thaler bei sich haben, um seine Rechnung zu bezahlen — ohne Gepäck reisen — und dann einen Brillantring und eine goldene Kette bei sich haben und darauf fünfundzwanzig Thaler leihen wollen — ne, mein Lieber, so ein Handlungsreisender ist mir noch nicht vorgekommen!"

„Handlungsreisender? — Ach so — ja."

„Sehen Sie 'mal, Herr Süßmilch, wenn so etwas einem Privatmann passirt, dann lass' ich's mir gefallen, da kann das vorkommen. Aber ein commis voyageur, auf Geschäftsreisen, aus Calcutta, mit gestern Abend zwei Flaschen schwerem Wein und heut Morgen einem schweren Kopf... und dazu kein Gepäck und jetzt das — ne, mein Lieber: bezahlen Sie Ihre Rechnung und dann ist es gut."

Ich war sehr niedergeschmettert durch das, was mir der Mann sagte. „Meine Rechnung bezahlen," bemerkte ich verlegen, „ja, wie soll ich denn das machen; ich sage Ihnen doch, daß mein Geld nicht reicht..."

„Nun, Sie werden ja als Geschäftsmann hier Bekannte haben — zum Beispiel Siegmund Habermann Söhne; wenden Sie sich doch an die.“

„Siegmund Habermann Söhne? Wer ist das?“

„Die große Rauhwaarenhandlung hier in Nauheim. Die Leute machen Viel in Fuchsfellen. — Und die kennen Sie nicht 'mal? Ei, ei! Ei, ei!“

„Ich — ich kann mich doch nicht an Geschäftsfreunde wenden...“ stotterte ich in sehr peinlicher Stimmung.

„Nein?“ fragte der Wirth sehr ruhig. „Nun, wissen Sie was? Da könnten wir uns ja an die Polizei wenden!“

Ich erschrak so heftig, daß es der Mann bemerkt haben mußte. Schon wieder die Polizei! Diesmal mit falschem Stand und Namen von meiner Seite! Die Sache konnte schlimm werden! Ich nahm meine ganze Fassung zusammen und demonstrirte dem Wirth vor, daß mir ein Appell an die Polizei zwar viele Scherereien zuziehen und mich in meiner wichtigen Reise vielleicht aufhalten könne, daß dies mich aber noch keineswegs in den Stand setze, ihm seine Rechnung zu bezahlen. Ob er nicht klüger thäte, fragte ich ihn, wenn er mir Gelegenheit verschaffe, Geld auf meine Werthsachen zu entnehmen und seiner Forderung gerecht zu werden. Die Sache schien ihm einzuleuchten und er nannte mir einen jüdischen Geldmann in der Stadt, der gewiß ein schönes Stück Geld auf die Sachen — falls sie wirklich echt wären, wie er bedenklich hinzusetzte — leihen werde. Erfreut ging ich darauf ein, aber er erklärte mir freundlich, ich könne doch nicht verlangen, daß er mich fortlasse — er wolle seinen Hausknecht schicken, der mir das Geschäft abmachen werde, der wisse in solchen Dingen schon Bescheid. Mir war das ganz recht, da es mir den peinlichen Gang zu dem „Geldmanne“ ersparte und der Hausknecht wurde expedirt. Der Wirth blieb unterdeß stumm in meinem Zimmer sitzen. Gott sei Dank, nach einer halben Stunde kam Johann zurück und brachte mir die Summe von 70 Thalern. Ein Krösusgefühl überkam mich. Ich gab dem braven Jungen einen Thaler Trinkgeld, bezahlte meine Rechnung, wobei der Wirth die Frechheit hatte, in einem niederträchtig cordialen Ton zu äußern: er habe, offen gestanden, nicht geglaubt, daß die Sachen echt seien, sonst hätte er das Geschäft selbst gemacht. Ich eilte hastig meiner Wege, froh, daß ich aus dieser neuen und schlimmeren Wachtstube glücklich entronnen war.

Eine Stunde hatte ich noch bis zum Abgange des Zuges und brachte sie mit fieberhaftem Promeniren in den Straßen zu. Dann kehrte ich nach dem Bahnhof zurück, die Casse wurde geöffnet, ich trat an das Schalter und forderte ein Billet zweiter Classe nach Warnstadt. Da klopfte mir Jemand auf die Schulter. Ich drehte mich um und erschrak. Ein Polizeibeamter stand vor mir.

„Sie sind Herr Süßmilch?“ fragte er ruhig.

„Nein!“ sagte ich entschlossen und dabei wirbelte es mir im Kopf.

„Hm, das ist ja merkwürdig,“ sagte der Polizeimann verwundert, „der Wirth vom Bahnhofshotel hat es mir doch gesagt.“

„Ich bin es aber nicht!“ betheuerte ich heftig, „lassen Sie mich fort, ich muß abreisen.“

„Na, das ist aber eine merkwürdige Verwechslung!“ machte der Polizeimann verdutzt.

„Merkwürdig oder nicht — ich habe Eile,“ brummte ich und wollte gehen.

Da kam aber schon der kleine, dicke Wirth mit erhitztem Gesicht zu mir hingekeucht. „Herr Süßmilch, Herr Süßmilch!“ rief er mir schon von Weitem zu, „da sind Sie ja, ich dachte mir doch, daß Sie mit dem Zuge abreisen wollten!“

„Lassen Sie mich zufrieden!“ fuhr ich ihn heftig an, „ich bin nicht Ihr Süßmilch, Sie verkennen mich.“

„Verkenne Sie? J, daß dich das Mäuslein beißt,“ rief er entrüstet, „das wäre ja noch schöner! Habe ich Sie nicht deutlich genug gesehen, als ich bei Ihnen im Zimmer saß? Wohl sind Sie's!“

„Ich bin's nicht — lassen Sie mich ungeschoren, Sie sind verrückt!“

„Verrückt? J sehen Sie 'mal? Also erst will man durchaus Herr Süßmilch aus Calcutta sein, wo so viele Umstände dafür sprechen, daß man's nicht ist und nachher, wo's drauf ankommt, will man's wieder **nicht** sein! Das ist ja merkwürdig, recht merkwürdig!“

„Ich bin aber **nicht** Ihr Süßmilch und damit basta!“ erklärte ich kategorisch. „Und nun lassen Sie mich ungeschoren oder ich meinerseits rufe die Hilfe der Polizei an.“

„Nun meinetwegen, meinetwegen — mir kann's egal sein, ob Sie das Papier kriegen oder nicht!“

„Welches Papier!“ fragte ich stutzend.

„Den Schein — den Pfandschein über den Brillantring und die Uhrkette,“ sagte er hämisch.

Pfandschein? Mich überlief's bei dem Wort siedend heiß! „Was ist's damit?“ fragte ich verlegen.

„Hier dieser Schein,“ sagte der Polizeibeamte und breitete ein Papier vor meinen Augen aus. „Der Wirth hatte es mir vorhin übergeben, weil Sie es nicht mitgenommen hatten und er nicht wußte, wo Sie geblieben seien. Später sah er Sie von seinem Fenster aus hier auf dem Perron und machte mich auf Sie aufmerksam.“

Ich hätte mich selbst in Stücke reißen mögen wegen meiner Dummheit! War ich denn seit gestern Abend ganz verhext, daß ich nur noch Unsinn begehen konnte? Wie kann man auch nur so schlecht mit Pfandscheinen Bescheid wissen! Man ist doch Student gewesen! Richtig, jetzt erinnerte ich mich: ich mußte doch einen Schein über die Sachen bekommen, um sie demnächst wieder zurücknehmen zu können! Und ich hatte das Papier ganz unbeachtet gelassen, das der Hausknecht discret zusammengefaltet vor mich auf den Tisch gelegt — ich hatte es dort liegen lassen! „Teufel!“ sagte ich, „das hatte ich vergessen, geben Sie her!“

„Was?“ fragte der Polizeimann ruhig.

„Das Papier, den — den Schein.“

„Ihnen? Hm, ich denke, Sie sind nicht Herr Süßmilch?“

„Gerade bin ich's!“ rief ich ärgerlich, „ich habe nur so gesagt — bin ich's nicht, Herr Wirth?“

„Weiß ich nicht,“ zuckte dieser die Achseln, „Sie haben ja gesagt, ich verkenne Sie — ich glaube, ich habe mich doch wohl geirrt, ich bin meiner Sache nicht ganz sicher.“

„Ein Esel sind Sie!“ rief ich jetzt außer mir, „Sie wollen mich zum Besten haben, Herr! Reden Sie jetzt vernünftig oder ich kenne mich nicht mehr!“

„Ein Esel? So!“ schrie der kleine Dicke erbost. „Also schimpfen will man, drohen, he? Ich werde Sie verklagen, der Polizeimann hat's gehört — ich lasse Sie nicht weg, bis ich weiß, wer Sie eigentlich sind! Kommt so ein wildfremder Mensch her, ohne Gepäck, betrinkt sich, hat nachher kein Geld zu bezahlen, will ein Handlungsreisender aus Calcutta sein und will's dann, wenn er Polizei sieht, wieder **nicht** sein — will's dann aber, wenn sich's um einen Schein über 70 Thaler handelt, mit einem Male wieder **ja** sein! Verdächtig ist die Sache, Herr Polizeimann, faul ist das Pferd, auf dem er sitzt — lassen Sie ihn sich legitimiren!“

Nauheim, sei es noch heut wenigstens **dafür** gelobt und gepriesen, scheint nicht viel Verkehr bei Bummelzügen zu haben, denn der Perron war fast leer, nur einige Beamte hatten

sich um uns gesammelt, sonst wäre die schreckliche Tragikomödie vor einem noch zahlreicheren Auditorium in Scene gegangen. Aber sie war auch so schlimm genug! Ich raffte mich indeß noch einmal zusammen und sagte energisch zu dem Polizeimanne: „Geben Sie mir nun das Papier oder behalten Sie es in Gottes Namen — aber ich muß fort.“

„Können Sie sich legitimiren, wer Sie eigentlich sind?“ fragte der Beamte mißtrauisch.

„Legitimiren? Nein. Ich habe keine Papiere bei mir, ich befinde mich nur auf einer kleinen Reise.“

„Aus Calcutta her?“ höhnte der Beamte, der mich immer mißtrauischer anblickte.

„Nein — ich habe meinen Wohnsitz zur Zeit hier in Deutschland und habe nur einen kleinen Ausflug gemacht von da wo ich wohne.“

„Wo denn?“ fragte der Beamte.

Ich stockte. Ich wußte nicht, ob ich als Süßmilch mit meiner Wohnung weiter in der Welt umherirren oder lieber die Bahnen meines wirklichen Wohnsitzes einlenken sollte. Aber dort würde man ja auch nach einem Handlungsreisenden aus Calcutta vergeblich recherchirt haben! Was also thun? Ich sagte daher bestimmt: „Wenn es nöthig ist und mir ein bestimmter Grund, darnach zu fragen, entgegengehalten wird, werde ich näheren Aufschluß über mich geben, eher nicht.“

„So bitte ich Sie, mir zur Wache zu folgen.“

Lauter Beifallssturm der Anwesenden stimmte dieser Entscheidung zu.

Also wieder einmal die Wache! Und eben läutete es zum dritten Male — ich mußte ja nach Warnstadt! Ich sagte das dem Polizeimann, aber er lachte. Das werde wohl Zeit haben müssen, erklärte er und ich ergab mich in mein Schicksal. Ich war schon ordentlich daran gewöhnt, arretirt zu werden! Er war nur auf mein Ersuchen so gütig, à conto meiner Casse eine Droschke zu nehmen und stolz fuhren wir Beide dem traulichen Polizeiamt Nauheim's zu.

Mein Entschluß war gefaßt, ich wollte mich dem Polizeidirector selbst erschließen, wenigstens soweit erschließen, wie es meine Nauheimer Affairen und meinen wirklichen Namen betraf. Aber auch nur ihm, in welchem ich einen gebildeten Mann zu finden hoffen durfte — nicht den Unterbeamten, welche weder die Macht hatten, eine Sache zart und mit Discretion zu behandeln, noch deren Geschwätz ich meinen wirklichen Namen preisgeben wollte. Ich verlangte, den Polizeidirector persönlich zu sprechen und man sagte mir, er sei nicht anwesend, kehre erst Abends zurück. Ingrimmig verweigerte ich jede Auskunft über mich, außer an ihn selbst und erhielt als Antwort darauf die Mittheilung, daß ich mich dann bequemen müsse, bis zum Abend auf der Wache zu verbleiben. Die Beamten schienen indeß wenigstens von der stillen Ahnung durchdrungen, daß ich nicht gerade ein Räuberhauptmann, sondern wohl so etwas wie ein anständiger Mensch sei — — es geht doch manchmal Nichts über einen guten Polizeiblick! Sie boten mir an, daß ich gegen eine kleine Entschädigung ein gutes Zimmer beim Hausmann des Gebäudes erhalten könne, in welchem man mich allerdings einschließen müsse und ich ging mit Freuden darauf ein. Ich erhielt ein reinliches Zimmer, der Hausmann versorgte mich auf meine Kosten mit allem gewünschten Essen und Trinken und es wäre dort nach all' dem Erlebten ganz traulich gewesen — wenn man mich nur nicht eingeschlossen und wenn ich nur nicht nach Warnstadt gemußt hätte!

Der Hausmann brachte mir auch Lectüre — gegen Abend zum Beispiel das Nauheimer Abendblatt. Ich blätterte es flüchtig durch und traute meinen Sinnen nicht, als ich wahr und wahrhaftig Folgendes las: „Der rüh-

menswerthen Aufmerksamkeit unserer Nauheimer Polizeibeamten ist es heut gelungen, eines lange gesuchten gefährlichen Hochstaplers in der Person eines angeblichen Handlungsreisenden Theodor Süßmilch aus Calcutta habhaft zu werden. Der gefährliche Mensch wurde kurz vor Abgang des Mittagszuges auf hiesigem Bahnhof fast in flagranti erwischt, als er soeben im Begriff stand, sich mit einer ansehnlichen Beute per Bahn aus dem Staube zu machen. Man spricht von einer wahrhaft genial ausgeführten Fälschung eines Pfandbriefes über 70.000 Thaler auf das Haus der bekannten hiesigen Firma Siegmund Habermann Söhne und von einem großartigen Diebstahl an Brillantringen. Der Verbrecher, ein Mensch von herkulischer Kraft, leistete übrigens so heftigen Widerstand, daß er geschlossen per Wagen nach dem Gefängniß transportirt werden mußte. Ein Näheres hoffen wir unseren Lesern schon morgen mittheilen zu können."

Wüthend schleuderte ich das Blatt in den fernsten Winkel des Zimmer und wäre am liebsten mit dem Kopf durch die Thür gerannt! — Gerechter Himmel, was vermag so ein Reporter zu leisten — selbst ein Nauheimer!

Eine Stunde später meldete man mir, daß der Polizeidirector bereit sei, mich zu hören, und ich wurde zu ihm geführt. Der Director saß an seinem Tisch hinter einem Actenstück und blickte mich einen Augenblick scharf an.

„Doctor L.!" rief er dann und er nannte meinen wirklichen Namen, ist es möglich, Sie sind es?"

„Herr Kunzemann — Sie?" rief ich erstaunt zurück.

Es war Herr Kunzemann, ein alter Bekannter von mir, früher Beamter in N., der Vater eines meiner Studienfreunde, mit dem ich manch' frohe Stunde im Hause seiner Eltern verlebt.

„Wie zum Teufel kommen Sie denn als Theodor Süßmilch in's Prison?" lachte er.

„Es ist eine etwas verwickelte Geschichte," erklärte ich. „Auf einem kurzen — kurzen Ausfluge begriffen, auf dem ich Jemand — Jemand überraschen wollte, schrieb ich mich mit einem Scherznamen in das Fremdenbuch ein, das ja wohl von keiner polizeilichen Bedeutung, sondern nur für die Fremdenliste bestimmt ist. Nachher bemerkte ich, daß mir das Geld ausgegangen und war genöthigt —"

„Ich weiß das, weiß das," lachte der Polizeidirector lustig, „der Bahnhofswirth hat's hier ausgesagt in dem Actenstück, und nun begreife ich Alles! Aber Ihr Glück, daß Sie der sind, der Sie sind, das heißt, daß ich Sie kenne, sonst hätte ich Sie wahrhaftig festhalten müssen, bis Ihre räthselhafte Doppelgestalt aufgeklärt war, Sie leichtsinniger Spaßvogel; Nun gut; hier ist Ihr Schein — natürlich sind Sie frei und natürlich sind Sie heut Abend mein Gast."

„Nicht um die Welt!" rief ich ordentlich erschrocken, „ich muß fort, nach Warnstadt."

„Ah, richtig ja, ich vergaß das — der Herr Süßmilch hatte ja so auffällige, pressante Eile, nach Warnstadt zu kommen, hahaha! Nun da sputen Sie sich, um zehn Uhr geht noch ein Zug — glückliche Reise und lassen Sie sich bald einmal wieder sehen!"

Ich empfahl mich dem liebenswürdigen Manne, dem unvermutheten Retter aus der Noth und eilte wieder nach dem Bahnhof. Himmel, wie hätte es mit mir werden können, wenn Nauheim nicht Herrn Kunzemann zu meiner Rettung im Polizeidirectorio hatte! Ich glaube, ich wäre nie nach Warnstadt gekommen und ich mußte doch hin! Nach Warnstadt, nach Warnstadt, das Feuer brannte mir unter den Sohlen!

Nachts 11 Uhr kam ich dort an. Ich ging nicht wieder in's Bahnhofshotel, sondern in den „Goldenen Anker", trank nicht wieder zwei Flaschen „Und oder Ober", sondern eine Tasse Thee und schlief nicht wieder bis Vormittags eilf Uhr, sondern stand um acht auf, schrieb nicht wieder einen fremden, sondern meinen richtigen Namen in's Fremdenbuch und sagte mir rathlos: „Was denn nun aber thun?"

Ob die Flüchtigen überhaupt noch hier wären? Ich hatte ja so gräßlich viel Zeit abgesessen, so viel Zeit verloren — mit Kopfschmerzen, Brillantabenteuer, Bahnhofsscene und Gefängniß zusammengenommen einen vollen Tag! Ich hörte, daß Warnstadt vier Gasthäuser besaß und machte mich auf, um in ihnen allen zu forschen. In den vier Gasthäusern waren sie nicht, waren überhaupt keine ähnlichen Personen abgestiegen, auf die meine Beschreibung allenfalls gepaßt hätte. Wo waren sie geblieben? Weiter gefahren? Was sollte ich thun, um ihre Spur aufzufinden, was, um nur zu einer Klärung all' des Geheimnißvollen, Unbegreiflichen zu kommen, das mich umgab? Ich vermochte Nichts zu thun, sagte ich mir — verloren geben mußte ich mich und meine Sache, untergehen in Verzweiflung, Wuth und Rathlosigkeit! Es war zehn Uhr Vormittags, meine Kräfte waren erschöpft, muthlos, planlos wandelte ich in Gedanken vertieft an den Vorgärten einer herrschaftlichen Villa in einer einsamen Promenadestraße dahin — da schlug mich plötzlich eine derbe Hand auf die Schulter und eine lustige Stimme sagte: „Victor, alter Junge — wie kommst Du denn hieher?"

Wie vom Blitz getroffen fuhr ich herum — Norden stand vor mir!

Einen Augenblick glaubte ich zu träumen. Im nächsten Augenblick brauste mir ein wahrer Wirbelwind durch den Kopf. Im dritten Augenblick schäumte ich vor Wuth über meine Erstarrtheit, daß ich mich nicht regen konnte, um ihn zu packen. Er stand hinter dem niederen Gitter des Vorgartens und blickte mich so harmlos freundlich an, als sei gar nichts vorgefallen.

„Na?" machte er verwundert, „Du bist ja ganz versteinert — fehlt Dir etwas?"

„Schurke!" keuchte ich mühsam hervor.

Er prallte erstaunt zurück. „Was sagst Du?" fragte er verblüfft und starrte mit weit aufgerissenen Augen so verwundert auf mich hin, als glaube er, nicht recht gehört zu haben.

„Wo ist meine Frau?" keuchte ich krampfhaft.

„Deine Frau —?!"

„Ich weiß Alles, läugne nicht — Du hast Laura entführt!"

„Ich Laura entführt? Mensch, plagt Dich der Satan? Bist Du dem Irrenhaus entsprungen?"

„Oder ich will so schlecht von ihr nicht denken, kann so schlecht von ihr nicht denken!" fuhr ich keuchend fort, „aber Du verbirgst sie mir, Du wußtest um ihre Flucht, ich weiß Alles!"

„Ihre Flucht? Ich verberge sie Dir? Victor, bist Du denn wirklich wahnsinnig oder was ist vorgefallen?"

„Seit zwei Tagen verfolge ich Euch — Du hast sie begleitet, läugne nicht!" fuhr ich drohender fort, indem ich mich zu fassen begann.

„Du verfolgst uns? Ich Laura begleitet? Wohin denn? Ist sie denn fort?"

„Mit Dir!" zischte ich und trat ingrimmig einen Schritt näher. „Schon vorgestern Abend erforschte ich, daß Du mit zwei Damen abgereist, mit einer jungen und einer älteren, dicken! Sie waren es, sie und ihre Tante Ulrike!"

„Mensch!" schrie Norden hier in hellem Erstaunen auf, „soll ich denn lachen oder soll ich empört sein über Deinen Wahnsinn? Mit zwei Damen abgereist? Ja wohl! Mit meiner Braut und ihrer Mutter!"

„Wie?“ prallte jetzt ich fast entsetzt zurück, „mit ihnen?“

„Ja doch, Unsinniger! Hier sind wir auf ihrer Villa!“

„Ihrer Villa —?“

„Villa des Geheimraths Brausig!“

„Und jenes Billetchen beim Billard ....“

„War von meiner Braut; die Erlaubniß, sie mit ihrer Mutter von einem Besuch bei Verwandten abholen zu dürfen und sie nach dem Bahnhof oder allenfalls bis Nauheim zu begleiten. Dort blieb ich zurück, weil es nicht schicklich sein konnte, die weitere späte Fahrt mit ihnen zu machen oder Nachts hier in Warnstadt mit ihnen zusammen anzukommen!“

„Himmel — und Dein galantes Abenteuer?“

„Das? Hahaha! Das war das galanteste Abenteuer von der Welt: meine Verlobung, in welche, obgleich die Frist noch nicht ganz um war, Papa auf gestern Abend, Elisens Geburtstag, ganz im Stillen eingewilligt hatte.“

„Gott im Himmel, ist das möglich!“

„Mit den Damen fuhr ich noch bei mir vor, um mir schmuckeren Hut und Handschuh anzulegen. Meine Sachen hatte ich schon nach dem Bahnhof vorausgesandt und expedirte nur rasch noch eine Depesche an meinen Vorgesetzten, daß ich den bewilligten Urlaub anträte.“

„Aber Laura — wo ist denn um Himmelswillen nun Laura?“

„Ich habe sie nicht mit Augen gesehen!“

„Sie ist doch aber fort — nach Nauheim!“

„Nach Nauheim? Auch?“ fragte Norden verwundert. „Und da —?“

„Da ist sie verschwunden!“

„Verschwunden? Teufel noch einmal, wo ist sie denn?“

„Ich weiß es nicht — fort — unauffindbar!“

Da unterbrach ein lauter Schrei unsern Disput.

Wir blickten stutzend auf. Aus dem parkartigen Hintergrunde des Gartens kam hastig eine junge Dame auf uns zugeeilt. Ohne in der sichtlichen Bestürzung, welche sie zeigte, von mir Notiz zu nehmen, wandte sie sich erregt an Norden und rief ihm zu: „Eine schlimme Nachricht, Fritz, Du wirst eine schlimme Nachricht erhalten!“

„Was ist's?“ fragte Norden gespannt, von ihrer Bestürzung offenbar unruhig gemacht. Was mich betraf, so trat ich mit einer leichten Verbeugung einige Schritte zurück, um nicht zu stören.

„Deinem Freund ist ein Unglück zugestoßen!“ rief die junge Dame aufgeregt.

„Meinem Freund? — Welchem?“ fragte Norden erschreckt und warf einen scheuen Seitenblick auf mich. Ich bemerkte ihn und trat unwillkürlich einen Schritt näher.

„Er hat — Fritz, denke Dir nur: er hat sich das Leben genommen!“ sagte die junge Dame bedauernd.

„Das Leben genommen? — Wer, wer denn?“ Norden fragte das sehr gespannt und ich trat bescheiden wieder einen Schritt zurück.

„Hier, lies!“ sagte die junge Dame statt aller anderen Antwort und überreichte ihm ein Zeitungsblatt, in welchem sie ihm eine besondere Stelle markirte. Norden las. Dann schlug er in hellem Erstaunen die Hände zusammen, daß er das Zeitungsblatt zwischen ihnen zerknitterte, wie eine Depesche der Schröder'schen Buchhandlung, und rief, auf mich hinstarrend: „Mann, Mensch, ist es denn möglich! Komm, lies und staune — aber nein, halt, verzeiht, daß ich Euch noch nicht vorgestellt: — meine Braut, Fräulein Elise Brausig!“

Ich trat näher und verbeugte mich. Die junge Dame knixte sehr ernst und feierlich ihren Gruß zurück.

„Und dies hier“ — fuhr Norden fort, auf mich weisend und mit einem seltsam zuckenden Mienenspiel im Ge-

sichte: „Dies hier, liebe Elise, ist mein Freund, Dr. Victor L. aus N.“

„Wie?“ schrie die junge Dame fast erschreckt auf: „Sie sind nicht todt?“

„Todt?“ fragte ich furchtbar erstaunt und riß die Augen weit auf.

„Hier, lies!“ sagte Norden, mir das Zeitungsblatt reichend und im Gesicht mit einer Mischung von allen möglichen Ausdrücken kämpfend. „Ich glaube, Ihr seid Alle miteinander in ein Tollhaus verwandelt worden!“

Ich las. Dann lehnte ich mich, wieder einmal in Stein verwandelt, sprachlos an das Gartengitter. Was ich gelesen hatte, im gestrigen Abendblatte der N'er Zeitung, war Folgendes:

„Nothgedrungene Anzeige. Der Dr. phil. Victor L. aus N. hat sich Dienstag gegen Abend aus seiner hiesigen Wohnung entfernt, vermuthlich und wie durch Thatsachen erwiesen ist, um nach Nauheim zu reisen. Er ist daselbst nicht eingetroffen, seitdem auch nicht in seine Wohnung zurückgekehrt und trotz aller Nachforschungen keine Spur von ihm aufzufinden gewesen. Es liegt dringende Vermuthung vor, daß er sich das Leben genommen. Alle Diejenigen, welche über den Verbleib des Unglücklichen Auskunft zu geben wissen, werden dringend gebeten, ihre Nachrichten, um nahe Verwandte zu schonen, denen die Sache für den Augenblick noch verschwiegen werden soll, nur unter folgender Adresse hieher gelangen zu lassen: Frau Lina Kiekebusch, Rentiere, zur Zeit Seestraße 85 bei Dr. L.“

Hier folgte ein genaues Signalement meiner Person und meiner Kleidung.

Norden unterbrach meine Sprachlosigkeit mit der lachenden Frage: „Nun sag' mir, ist Euch allen zusammen der Verstand durchgegangen oder nicht?“

„Ich weiß nicht!“ stöhnte ich. „Ich weiß nicht, was ich sagen, wie ich mir das Alles erklären soll!“

„O, erklären kann ich's schon,“ lachte Norden. „Wenigstens was das hier anbetrifft! Man glaubte Dich nach Nauheim gereist, man sandte Dir eine Depesche nach, die ich bei meiner Ankunft mit dem Courierzuge auf dem Perron ausrufen hörte.“

„Eine Depesche?“ fragte ich erstaunt.

„Ja. Man rief auf dem Perron Deinen Namen aus, es sei aus N. eine Depesche für Dich da und Du solltest Dich im Courierzuge befinden. Wir suchten Dich — Du warst nicht da! Weshalb, um Himmels willen, kamst Du denn nicht mit dem Courierzuge?“

„Ich — ich konnte nicht!“ knirschte ich, vor Wuth entschlossen, Alles zu sagen. „Ich saß auf der Polizeiwachstube, ich war arretirt!“

„Arretirt?!“

„Mein Himmel!“ rief Fräulein Brausig erschrocken aus.

„Aber was hattest Du denn angerichtet?“

„Nachher! Erzähle erst weiter,“ bat ich.

„Nun gut. Da Du Dich nicht in dem Zuge befandest, so ersuchte ich den Telegraphen-Inspector, der mir discret den Inhalt der Depesche vorenthielt, auf meine Kosten nach Deiner Wohnung zu telegraphiren: eine an Dich hier im Zuge abzugebende Depesche hätte nicht bestellt werden können, da Du nicht im Zuge gewesen, man möge bestimmen, was mit derselben werden solle. Jetzt höre ich, daß Du zu jener Zeit nicht in Deiner Wohnung anwesend warst, sondern man Dich in Nauheim glaubte; man wird in Folge meiner Nachricht erschreckt gewesen sein und dort telegraphisch nach Dir gefragt haben — — hast Du denn Dich nicht in's Fremdenbuch eingeschrieben?“

„Ja! Aber mit falschem Namen!“ beichtete ich wüthend.

„Mein Himmel!“ machte Fräulein Elise noch einmal und schlug erstaunt die Hände zusammen.

„Mit falschem Namen? Ja, warum denn das?“ fragte Norden verwundert.

„Weil ich — weil Du gleichfalls im Bahnhofshotel logirtest und ich meinen wirklichen Namen nicht unter den Deinen setzen wollte!“

„Ah so, ich verstehe, hahaha!“ lachte Norden. „Aber Du logirtest also auch im Bahnhofshotel, Du wußtest, daß ich dort war? Potz Tausend: warum hast Du mich denn da nicht gleich aufgesucht und mich zur Rechenschaft gezogen?“

„Weil ich — hm — — die Zeit verschlafen hatte!“

Fräulein Elise schlug stumm die Hände zusammen.

„Die Zeit — verschlafen?“ starrte mich Norden an. „Na, das ist nicht übel! — So furchtbar lange, daß Du erst heute Nacht hier eintreffen konntest?“

„Nein — das lag daran, daß ich — daß ich in Nauheim fest saß, auf der Polizei!“ knirschte ich.

„Schon wieder? In Nauheim auch?“

Fräulein Elise trat ganz erschrocken zurück und sah mich mißtrauisch von der Seite an, als fürchte sie, doch am Ende einen Räuberhauptmann in mir vor sich zu sehen.

In wenigen Worten erklärte ich ihnen, wie mich ein Mißverständniß mit dem falschen Namen, den ich in's Fremdenbuch geschrieben, in Collision mit der Polizei gebracht, und wie mich der alte Kunzemann befreit habe.

„Wo ist denn aber nun schließlich Laura?“ fragte mich Norden neugierig.

„Ich weiß es nicht! Verschwunden!“

„Unsinn!“ rief Norden: „Ich glaube es zu wissen!“

„Wo ist sie? sprich!“

„Ich glaube — ganz ruhig zu Hause,“ erklärte Norden kaltblütig.

„Unmöglich! Sollte das denkbar sein!“

„Ich glaube es,“ fuhr Norden nachdenklich fort. „Ich schließe es fast mit Sicherheit aus dem Passus in der Annonce Tante Lina's „um nahe Verwandte zu schonen, denen die Sache noch Geheimniß bleiben soll.“ Damit meint sie keinen Anderen, als Deine Frau, und folglich muß Laura zu Hause sein!“

„Das wäre — das wäre ja haarsträubend,“ sagte ich und meinte damit mein verzweifeltes Suchen Laura's, die zu Hause saß!

Wir beriethen, was zu thun sei. Es war halb Elf, um Ein Uhr ging der nächste Zug, mit dem ich nach R. zurückzukehren beschloß. Inzwischen telegraphirte ich auf Norden's Rath nach Hause, daß ich mich lebend und wohlauf hier befände und schloß mit den Worten: „Wo ist meine Frau? Ist sie zu Hause? Rückantwort bezahlt.“ Ich bemerkte auf der Adresse, daß die Depesche von Jedermann zu öffnen sei, der sich bei Ankunft derselben in der Wohnung befinde.

Noch vor meiner Abreise nach R. könnte die Antwort zurück sein. Um halb Ein Uhr kam sie. Wir rissen sie auf und lasen. Sie lautete:

„Frau ist verreist. Nach Nauheim.“

Stummes gegenseitiges Anblicken. Stumme Rathlosigkeit.

Jetzt sagte auch Norden kleinlaut: „Nun ist freilich nicht mehr zu zweifeln: Deine Frau ist wirklich nach Nauheim und ist dort, weiß der Himmel wohin, verschwunden! Fahre nicht nach R., fahre nach Nauheim und suche sie dort mit Hilfe des alten Kunzemann. Nöthigenfalls laß dort eine solche Annonce in's Blatt rücken, wie diejenige Deinetwegen, — aber vernünftiger!“

Ich fuhr also nach Nauheim.

Das Erste, was mir auf dem Bahnhof in's Auge fiel, war das

grinsende Gesicht des kleinen Hotelwirthes, der mich hämisch anblinzelte und mir zu sagen schien: „Ei, ei, Herr Handlungsreisender Süßmilch, sind Sie auch wieder da? Hätte doch kaum gedacht, daß Sie sich noch einmal hervorwagten!" Ich warf ihm einen niederschmetternden Blick zu und ging vorüber. Der Zweite, den ich bemerkte, war der bewußte Polizeimann. Er maß mich mit prüfendem Auge von Oben bis Unten und schien offenbar ungewiß, ob er freundlich sein solle oder amtlich auf der Hut. Ich konnte es mir nicht versagen, auf ihn zuzutreten und ihn so laut zu fragen, daß der nahebei stehende Hotelwirth es hören mußte:

„Ist Herr Polizei-Director Kunzemann zu Hause? Ich möchte ihn begrüßen."

„Ja wohl, Herr Süßmilch; — ist zu Hause," erwiderte der Beamte.

Aha, Herr Süßmilch! Der Director hatte doch also, Gottlob, reinen Mund gehalten über meine Person. Ich schritt mit einem kurzen Gruß weiter, sprang in eine Droschke und fuhr nach dem Polizeiamt. Diesmal offenbar nicht geknebelt mit der herkulischen Kraft eines Nauheimer Reporters, wie ich mir tröstend sagte.

Auf dem Polizeiamt nannte ich meinen Namen und bat, mich dem Director zu melden.

„Alle Teufel," rief der Beamte überrascht. „Sie, Herr Süßmilch, sind also der Doctor L. aus R.? Sie sollten sich ja um's Leben gebracht haben?"

Der Mann hatte auch schon die unselige Annonce gelesen! „Sie sehen, daß ich es nicht ganz so schlimm gemacht," sagte ich kühl.

„Nein!" bemerkte der Mann zustimmend. „Und nun kommen Sie auf Requisition der Warnstädter Polizei hieher, nicht wahr?"

„Der Warnstädter Polizei? Was habe ich mit der zu schaffen?" fragte ich entrüstet.

„Nun, wir haben doch amtlich hinübertelegraphirt, man möge Sie aufsuchen und wenn man Sie fände, Sie veranlassen, wichtiger Privatsachen halber sofort hieher zu kommen."

„Das haben Sie hinübertelegraphirt? Ich habe keine Sterbensahnung davon!" rief ich überrascht. „Natürlich, Die dortige Polizei konnte mich nicht auffinden, ich war heut Morgen Acht Uhr aus dem Hotel fortgegangen und befand mich unterwegs, — wo sollte sie mich suchen? Und in wichtigen Privat-Angelegenheiten? Was ist es?"

„Weiß nicht. Der Herr Polizei-Director hatte befohlen, so zu telegraphiren."

Der alte Kunzemann hatte es befohlen! Sollte er Kunde von dem Verbleib Laura's haben? Sollte er mir Wichtiges über sie mittheilen können? Was würde es sein, was würde ich hören müssen! „Schnell, melden Sie mich dem Director!" drängte ich den Beamten hastig.

Eine Minute später stand ich vor dem alten Kunzemann. Er sprang auf, kam mir entgegen und rief erstaunt: „Aber Mann — was stellen Sie denn an, was muß ich mit Ihnen für Kunststücke machen!"

„Was gibt's — sagen Sie mir Alles, sagen Sie mir das Schlimmste!" rief ich außer mir.

„Das Schlimmste?" fragte er verwundert. „Das Schlimmste ist, daß Sie verschwunden sind und ich alle Telegraphendrähte in Bewegung setzen muß, um Ihrer habhaft zu werden."

„Weshalb? Was wollen Sie von mir?"

„Mein Himmel, Ihre Frau weiß nicht, wo Sie geblieben sind — Ihre Frau sucht Sie wie eine Stecknadel!"

„Meine — Frau — wie eine Stecknadel ...."

„Gewiß! Seit vorgestern Abend!"

„Wo? Wo ist sie?"

„Hier! Im Bahnhofshotel!"

„Im — Bahnhofshotel .... Himmel, ist das möglich! Seit vorgestern Abend!"

„Nicht doch! Seit vorgestern Abend sucht Sie nach Ihnen!" meinte er kopfschüttelnd. „Aber hier ist sie erst seit zwei Stunden."

„Seit zwei Stunden!" Also deshalb die Antwort an mich nach Warnstadt, sie sei nach Nauheim gereist! — „Seit zwei Stunden! Und wo war sie denn bis dahin?"

„Nun, wo soll sie denn gewesen sein? Zu Hause natürlich!"

„Zu Hause! Und ich fahre nach ihr in der ganzen Welt umher! — Zu Hause! Wissen Sie denn das wirklich bestimmt?"

„Natürlich weiß ich's bestimmt!" lachte der alte Kunzemann. „Sie hat's mir ja vor zwei Stunden selber erzählt, als sie hier war! Heut Früh am Morgen las ich den unsinnigen Aufruf da in der Zeitung von gestern Abend. Sofort telegraphirte ich privatim nach Ihrer Wohnung, daß Sie lebten und gesund seien, und telegraphirte zugleich amtlich nach Warnstadt, daß man Sie aufsuchen und wichtiger Privatsachen wegen veranlassen möge, sofort zu mir herzukommen. Wenige Stunden darauf war Ihre Frau hier, mit ihrer Tante, einer sehr — hm — sehr seltsamen Person, die hier gleich einen Anfall von Magenschmerzen bekam, vor Aufregung, wie sie mir sagte. Die Damen erzählten mir, Ihre Frau sei am Dienstag Nachmittag auf Rath der Tante mit einer Verwandten, Namens Ulrike, fortgegangen, um bei dieser einige Stunden zum Besuch zu bleiben, weil die Tante sich vorgenommen hatte, in dieser Zeit auf geschickte Weise, wie sie sagte, einen kleinen Streit zu schlichten, den Sie mit Ihrer Frau gehabt und Euch Beide einmal in kluger Frauenmanier von einem Fehler zu curiren, den Ihr gegen einander hättet. Na, das geht mich nun nichts an! Kaum war Ihre Frau fort, so seien Sie zurückgekommen, hätten furchtbar getobt über ihre Abwesenheit, hätten behauptet, sie sei nach Nauheim gereist und Sie müßten nach — wobei Sie wüthend fortgestürzt und so rücksichtslos gewesen seien, daß Sie die Tante sogar gewaltsam in ein Zimmer eingesperrt hätten, wovon die alte Dame sofort einen Anfall von Krampfhusten bekam, — oder Zahnschmerzen waren's, glaube ich! Bald darauf sei eine amtliche Nachfrage von der Revierpolizei gekommen, ob es wahr sei, daß der Doctor L. nicht zu Hause sei und sich auf dem Wege befinde, mit dem Courierzug nach Nauheim zu reisen: Sie hätten das auf einem anderen Polizeibureau so zu Protokoll gegeben. Die Tante bekam einen fürchterlichen Schreck, als sie hörte: auf der Polizei zu Protokoll gegeben, machte sich nun auf und fuhr plein chasse nach dem Bahnhof, um Sie noch abzufassen. Der Courierzug war aber schon fort und die Dame schickte ihm eine Depesche an Sie nach Nauheim nach: es sei Alles Irrthum, Ihre Frau sei gleich wieder zu Hause und Sie möchten zurückkommen. Statt Ihrer kam jedoch eine officielle Depesche aus Nauheim: Sie seien nicht aufzufinden gewesen, was nun mit der Depesche weiter werden solle?"

„Seitdem war jede Spur von Ihnen verloren, und als Sie auch bis gestern Mittag noch nicht in Ihre Wohnung zurückgekehrt waren, schickte die alte Dame hinter dem Rücken Ihrer Frau die bewußte Annonce da in's Abendblatt. Ihre Frau aber hat sie vorläufig damit beruhigt: sie wüßte von Ihrer Reise und Sie würden schon wieder kommen. Erst in Folge meiner Depesche und als sie hieher kamen, erfuhr die Frau Doctorin die ganze Geschichte ..... na, und das Uebrige werden Sie ja am besten selbst wissen!"

Ja, ich wußte es!

Also doch Tante Lina! Tante Lina hatte alle meine Berechnungen durchkreuzt, hatte alle meine kühnsten Erwartungen zu übertreffen gewußt und hatte ein Chaos in Scene gesetzt, gegen welches dasjenige vor Er-

schaffung von Himmel und Erde noch ein Non plus ultra an Symmetrie gewesen war! Also wirklich Tante Lina! So sehr ich auch auf das Aeußerste gefaßt, auf das Grandioseste bei ihr gerüstet gewesen war! Sie hatte mir mit Norden, mit Laura's angeblicher Reise nach Nauheim und mit der ihr eigenen extraordinären „Frauenklugheit“ eine Komödie vorgespielt, weil sie mich von meiner vermeintlichen Vernachlässigung Laura's oder von sonst irgend einem Fehler, den ich nicht besaß, curiren wollte! — Tante Lina! — Na warte!

Es kam plötzlich eine ungeheure, aber fürchterlich entschlossene Ruhe über mich. Zunächst galt es vor Allem, ein Exempel an Tante Lina zu statuiren! Meine Frau war ja unschuldig, war ja durch Tante Lina's Verrücktheit ebenso mystificirt worden, wie ich selbst! Aber Tante Lina! Wenn ich sie nur erst hätte! Halt da, richtig; sie ist ja mit Laura im Bahnhofshotel! Also hin! Ich dankte dem alten Kunzemann in einigen Worten herzlich für seinen allseitigen Beistand und sagte ihm, daß ich zu meiner Frau wolle.

„Ja wohl, lieber Doctor, gehen Sie!“ sagte er freundlich. „Bahnhofshotel, Zimmer Nr. 11. Grüßen Sie mir die Damen und richten Sie nicht wieder solche heillose Confusion an!“

Ich fuhr nach dem Bahnhofshotel. Der Wirth, als er die Droschke vorfahren hörte, kam eilfertig an die Thür gewackelt und staunte, als er mich sah. Dann blickte er mich mit unverschämtem Lächeln an und sagte: „Ah, Herr Süßmilch, Sie da! Kann ich wieder mit Etwas dienen?“ Und der Hallunke blinzelte forschend nach meiner Westentasche hin, in welcher meine goldene Uhr stak.

„Lassen Sie mich ungeschoren!“ sagte ich kurz. „Ich wünsche die Damen auf Nr. 11 zu sprechen.“

„So, so, ei, ei! Werde Sie gleich melden, Herr Süßmilch!“ Damit wollte er hastig vor mir die Treppe hinauf wackeln.

„Nicht nöthig!“ hielt ich ihn beim Kragen zurück und schob ihn etwas unsanft bei Seite. „Ich bin der Mann der Dame.“

„Au, Herr, das ist eine neue Beleidigung!“ schrie der Kleine wüthend. „Ich werde Sie verklagen!“

„Hol' Sie der Teufel!“ rief ich ihm barsch schon von der Treppe zurück — da flog vor mir eine Thür auf: es war Nr. 11. In der Thür stand Laura, mein armes, langgesuchtes Weib, hinter ihr Tante Lina. Sie hatten meine Stimme gehört, sie erkannt, und Laura riß die Thür auf.

Als sie mich erblickte, schrie sie nur hell, jauchzend auf: „Victor!!“ aber sie stürzte nicht auf mich zu. Sie wendete sich blos hastig um, faßte Tante Lina, die darüber ganz verblüfft war, bei den Schultern, drehte sie kurz herum, schob sie umstandslos, worüber die Tante in einen lauten entrüsteten Protest ausbrach, in ein Nebencabinet, dessen Thür sie hinter ihr abschloß, während ich selbst in das Zimmer eintrat, die Thür hinter mir zuziehend — und dann flog sie auf mich zu, stürzte mir zu Füßen .... ja, ja, stürzte mir veritabel, zu Füßen und rief unter strömenden Thränen: „Victor, einziger, geliebter — theurer Mann, verzeihe mir, stoße Deine Laura nicht von Dir!“

„Laura,“ sagte ich, sehr gerührt, aber mich stark zur Festigkeit zusammennehmend: „ich weiß, daß Du das Ungeheuerliche nicht verschuldet hast, was hier an diabolischem Unsinn in's Werk gesetzt worden ist. Mit dem genialen Autor dieser Komödie, der dort im Cabinet jetzt wahrscheinlich einen „Anfall“ hat, werde ich mich nachdem auseinandersetzen. — Aber was, um Himmels willen, konnte Dich bewegen, einen Besuch bei Tante Ulrike zu machen, damit ich glauben solle, Du wärest — wärest ......“ hier stockte ich ein wenig und schämte mich

doch, zu gestehen, was ich hatte glauben können. — „Du wärest verreist?" ergänzte ich mich ein Bischen unsicher.

„Ich wußte ja nichts davon!" weinte Laura betheuernd. „Tante Lina sprach so rührend zu mir, als Du fortwarst — von unserem Glück, das sie wieder herstellen wolle, von allem Dunklen, das sie klar durchschaue und wo die ordnende Hand einer erfahrenen Frauenklugheit noth thue .... sie weinte dabei so bewegt und sprach so feierliche Worte, die mich ängstigten, daß ich ganz froh und glücklich war, als sie sich erbot, Alles wieder gut zu machen und in einer einzigen Unterredung mit Dir Dich zum Rechten zurückzuführen, von dem Du abzuweichen in Gefahr seiest, wie sie mir zu meiner furchtbaren Angst sagte. Ich beschwor sie, mir zu helfen in meiner Noth, von der ich Aermste ja in dem Augenblick selber gar nicht wußte, worin sie bestände, und ich ging gern mit Tante Ulrike fort, in der Hoffnung, wenn ich nach wenigen Stunden zurückkehre, mein früheres Paradies in Deiner Liebe wiederzufinden!"

„Laura," sagte ich kopfschüttelnd: „Da hast Du doch aber auch ein Bischen im Unsinn mitgemacht! Tante Lina wollte helfen! Jesus, liebes Kind, wurde Dir denn nicht himmelhoch erschrocken zu Muthe, als Du diese gütige Absicht vernahmst? — Aber steh' doch auf, Kind," fügte ich hinzu und wollte sie aufheben, denn sie kniete noch immer.

„Nein!" wehrte Laura weinend ab, „laß mich knien, bis ich Dir, demüthig zu Deinen Füßen, Alles gesagt, denn mein Fehler ist größer, liegt tiefer als Du da ausgesprochen, und — Du weißt es!"

Ich erschrak. Sollte sie dennoch an Tante Lina's Autorschaft betheiligt sein? „So sprich," sagte ich etwas gedehnt: „was hast Du mir zu sagen?"

„Meine Schuld liegt tiefer und Du kennst sie ja, Du guter, lieber Mann, wenn Du auch zu gütig bist, es auszusprechen und mir die Vorwürfe zu machen, die ich mir hier zu Deinen Füßen selbst machen will!" fuhr Laura zu beichten fort. „Ich habe das Ganze verschuldet, indem ich der, wenn auch unbewußte, Anlaß zu all' diesem sein konnte! Ich habe es verschuldet durch den kindischen Unverstand, mit dem ich in das über dem Niveau des nur liebenden Weibes stehende Streben des Mannes eingriff und mit unbedachter Frauenlaune an dem Markstein rüttelte, der das geistige Wollen des Mannes von dem liebenden Wünschen des Weibes scheibet — weil der Mann da Kopf und Herz sein muß, wo das Weib nur Herz zu sein bestimmt ist! Ich weiß, ich fühle, ich sehe das jetzt Alles; ich habe Dich gestört, gekränkt, gequält, verkannt — ich war unverständig, wo das Weib aus Liebe zu dem Manne doppelt die Pflicht gehabt hätte, verständig zu sein!"

„Laura — da hast Du eigentlich nicht Unrecht!" sagte ich überrascht. — Wahrhaftig, ich hatte mir das seit einer halben Stunde selbst schon sehr deutlich und bestimmt gesagt; aber es überraschte mich, es sie sagen zu hören!

„Ich bin noch nicht zu Ende und ich stehe deshalb noch nicht auf von meinen Knien," fuhr sie in rührender Demuth fort. „Ich habe eine Bitte an Dich."

„Sprich, sprich!" rief ich warm, schon im Voraus ahnend, was sie begehrte.

„Du sollst mir verzeihen, indem Du mir dadurch Deine Versöhnung zeigst, daß Du mir die Erinnerung an meine Thorheit nicht nachträgst in Deinem ferneren Thun," bat sie. „Du sollst Dich den geistigen Arbeiten widmen, die Dir Bedürfniß und Erholung sind, reger und häufiger als zuvor, ungestört von meinen kindischen Wünschen und es zurückweisend, wo es Dir darin entgegentritt. Du sollst ..... lieber, guter Victor, Du

sollst den Schwarzen Robert fertig schreiben — emsiger und Dich eifriger darin vertiefend, als je zuvor, denn, Victor: Dein Wollen soll herrschen und — bitte, bitte — gib mir die ersehnte Gelegenheit, mich gerade jetzt hierin ihm zu unterwerfen."

„Laura, meine theure, süße Laura!" rief ich, sie zu mir emporziehend, und schloß sie gerührt in meine Arme. „Deine Bitte ehrt Dich, wie sie mich erfreut, und sie ehrt mich selbst, indem sie lieb und süß dem zuvorkommt, was ich ohne diese herzige Bitte würde haben — Laura, würde haben von Dir fordern müssen!"

„Und Du machst mich glücklich, von Dir zu hören, daß Du es gefordert haben würdest!" jauchzte sie, unter Thränen lächelnd, in meinen Armen.

Ach, Leser, ich sage Euch: das war ein reizender Moment.

„Nun aber zu Tante Lina!" sagte ich nach einigen Augenblicken sehr fest. Ich ging nach der Thür des Cabinets, schloß sie auf und bat die gefangene Dame näher zu treten.

„Ich kann nicht, — oh!" erklärte sie mit der Stimme einer Sterbenden, „diese Rücksichtslosigkeit sondergleichen hat mich krank gemacht, ich habe einen Anfall! — Es ist ein Krampf im Knie, glaube ich."

„Ich muß Sie aber dennoch bitten, näher zu treten" sagte ich bestimmt, „oder wir müssen von Zimmer zu Zimmer verhandeln, da ich Sie dort in dem unbehaglich kleinen Cabinet nicht zu stören beabsichtige."

„Ich kann nicht kommen — oh!" sagte sie mit noch schwächerer Stimme. „Wie kann ich auch von Ihnen eine zarte Rücksicht für mich arme Leidende erwarten! Oh, mein Krampf!"

„So sagen Sie mir vor allen Dingen," fragte ich, indem ich mich ziemlich gleichmüthig in einen Lehnstuhl setzte, von dem aus ich zwar in die Luft sprach, da ich meine Inculpatin in dem Cabinet nicht sehen konnte, aber ungestört von diesem Hinderniß das Verhör begann: „Welche Eingebung hat Sie dazu veranlaßt mir vorzureden, daß Laura gerade nach Nauheim sei?"

„Ich Ihnen vorgeredet?" rief Tante Lina entrüstet, die plötzlich, trotz des Kniekrampfes, aufsprang und energisch in das Zimmer trat. „Jesses, das mir?! Haben Sie Unseliger denn nicht gerade selbst gesagt, Laura sei nach Nauheim?"

„Wie, ich soll das gesagt haben?" rief ich einerseits nicht minder entrüstet.

„Gewiß! Was weiß ich denn von Nauheim!" demonstrirte sie im Tone höchster, gekränkter Unschuld. „Ich hatte Ihnen nur, weil ich es gut mit Euch Beiden meinte und das Entsetzliche durchschaute, was als eigentliche Ursache Eures Streites zwischen Euch lag — weil ich Sie durch eine kurze aber lebhafte Vorführung dessen bessern wollte, was kommen müsse, wenn Sie sich nicht änderten, — hatte Ihnen nur gesagt, Laura sei verreist! Nun aber, als Sie mich fragten: wohin denn? da wußte ich nicht, was ich sagen sollte, denn ich hätte ja rein aus der Luft gegriffen lügen müssen, und ich lüge nie! Als ich nun stockte und mich besann, welchen Ort ich Ihnen wohl nennen sollte, da sagten Sie mir — Sie selbst — Laura sei nach Nauheim . . . . ! Nauheim, so ein Nest, das ich gar nicht einmal dem Namen nach kenne!"

„Teufel, ja," sagte ich betroffen, „das ist möglich!"

„Nun sehen Sie wohl?" fuhr sie siegesgewiß fort. „Na, und weil ich merkte, daß Sie das am meisten packen würde, so sagte ich kurz und gut: Ja wohl, sie ist nach Nauheim!"

„So? das war doch aber gelogen!" sagte ich scharf, um sie damit zu ärgern.

„Gelogen? Nein!" fuhr sie im Ton beleidigter Logik auf. „Das war Etwas vorgeredet. — Ich lüge nie!"

„Ach so! — Nun, und was veranlaßt Sie denn eigentlich zu der ganzen Geschichte? Unser unbedeutender kleiner Streit?

„Unbedeutender kleiner Streit?“ wiederholte sie mit vieler Würde und Hoheit. „Wollen Sie noch versuchen mich zu täuschen? So vernehmen Sie denn: In der Heftigkeit Eures sogenannten kleinen Streites überhörtet Ihr mein wiederholtes Klopfen an die verschlossene Thür, ich mußte draußen stehen und — vernehmen Sie es, Neffe, und läugnen Sie nicht — Beide nicht: Ich hörte, was zwischen Euch vorging!“

„Nun, und?“ fragte ich gleichmüthig.

„Nun, und?“ fuhr sie streng fort. „Und ich hörte daß Sie — wie Sie auf — — auf — nun, es soll ja einmal heraus: auf Laura's — Liebeleien!“

„Liebeleien? Tante, sind Sie unsinnig oder plagt Sie der Teufel?“ rief ich danz entrüstet.

„Keines von Beiden!“ erwiderte sie stolz und majestätisch,“ hörte ich Sie nicht zu Laura sagen, daß Sie ihren Liebeleien zu viel Nachsicht gezollt hätten, und betheuerte nicht Laura weinend als Entgegnung darauf, daß es nur harmlose, unschuldige Liebeleien wären?“

„Liebeleien! hahaha!“ riefen wir Beide zugleich lachend aus. „Sie haben falsch gehört, Tante — Liebhabereien haben wir gesagt!“

„Nun, Liebeleien oder Liebhabereien, das ist egal!“ erklärte sie ganz unwirrsch mit der ihr eigenthümlichen Logik. „Ich bin nicht so ein Haarspalter, daß ich an den Worten herumdeutele, wie Ihr zu thun beliebt, um Euch auszureden! Wo Liebhaberei ist, da ist doch auch, denke ich, Liebe, und wo Liebe ist, da muß doch auch, denke ich, ein Gegenstand derselben sein, seht Ihr wohl!“

„Ja doch, ja!“ lachte ich jubelnd; „natürlich war ein Gegenstand der Liebhaberei da — eine Apfelsine!“

„Eine Apfelsine —?“

„Oder vielmehr: Apfelsine essen beim Schachspiel, was Laura's Liebhaberei ist und was uns beim Spiel störte!“

„Unsinn!“ sagte Tante Lina ärgerlich. Dann besann sie sich einen Augenblick, sah uns Beide scharf an und sagte mit hoheitsvoller Kälte: „Ihr bemüht Euch vergeblich, mich mit solchen Dummheiten blind zu machen, um Euch herauszureden und mir die Schuld zuschieben zu können! Ich bin Euch zu klug dazu. Ich habe auch — gehört, daß von einer bestimmten Person die Rede war.

„Von einer bestimmten Person?“

„Von dem Manne, dem Sie, Herr Neffe, zu viel Ihrer freien Zeit widmeten und über den Sie thöricht und leichtsinnig Ihre arme Frau vernachlässigten. Von dem Manne, den Laura in ihrer Herzensangst das Unglück ihrer Ehe nannte und ein Ungeheuer! Dem Manne, den sie, wie ich errieth, wenn ich mir dieß mit dem Vorangegangenen zusammenhielt, floh und aus Eurer Nähe zu verbannen wünschte, weil sie von seinem Einfluß auf ihr vernachlässigtes Gemüth Gefährdung ihrer ehelichen Ruhe fürchtete! Sie aber, Herr Neffe, Sie Leichtsinniger erklärten, Laura beleidige in ihm Sie selbst — Sie verstanden nicht, was das geängstigte Herz leitete und sagten: Dieser Freund sei Ihr Genuß in freien Stunden, den Sie nicht opfern wollten um Ihres Weibes willen — Ihre ganze Seele sei von ihm erfüllt, sagten Sie!“

„Jesus!“ rief Laura in höchstem Erstaunen, ihren Ohren nicht trauend aus: „Victor — sie meint Deinen Schwarzen Robert!“

„Ja wohl, ihn meine ich!“ schloß Tante Lina triumphirend: „ihn, jenen Norden!“

„Robert wollen Sie sagen!“

„Nun ja, Robert Norden, meinetwegen!“ ergänzte Tante Lina unwillig.

Laura sank in stummem Erstaunen auf einen Stuhl und vermochte gar nichts zu sagen.

Ich meinerseits erstickte vor Lachen. Bis dahin hatte ich mich gehalten, nun aber brach's los. Ich hatte schon seit einem Weilchen kommen sehen, was kam, und hatte mir bis dahin mit beiden Händen das Schnupftuch vor den Mund gepreßt. Nun nahm ich das Schnupftuch fort und nun brach's los! Laura lachte mit, so daß sie sich schüttelte, aber sie that's leise und wandte sich ab, um es zu verbergen. Tante Lina that ihr zu leid. —

Als Tante Lina einige Augenblicke verwundert auf mich hingeblickt, richtete sie sich hoch auf und sagte würdevoll: „Herr Neffe, ich finde das etwas unpassend!"

Ich stöhnte noch einigemal tief auf von der Anstrengung des Lachens, trocknete mir die Thränen aus den Augen, erholte mich erst einen Moment und dann erklärte ich ihr, was sie begangen, wer der vielumstrittene Robert sei und was sie aus ihm gemacht habe.

Tante Lina starrte mich eine Minute sprachlos an, sagte mir dann tief beleidigt: Wir hätten sie mystificirt, setzte sich auf das Sopha und hatte einen Anfall. Ich weiß augenblicklich nicht mehr, was für einen.

Es coursirten zum Glück sehr viele Züge zwischen Nauheim und N., etwa alle zwei Stunden, und der nächste ging in Kürze ab. Ich klingelte und bestellte die Rechnung. Nach einigen Minuten brachte sie der Kellner, ich bezahlte sie und warf das Papier auf den Tisch. Dann versah ich Laura mit Hut und Mantille und war eben im Begriff auch Tante Lina zum Aufbruch einzuladen, als diese plötzlich, mitten aus ihrem Anfall heraus, mit Emphase aufschrie: „Jesses! Nein so was! Sehen Sie doch!"

„Was gibt's?" fragte ich gleichmüthig.

„Sie haben eine falsche Rechnung bezahlt, — Rechnung für Frau Süßmilch steht hier!"

„Thut nichts!" sagte ich unwirrsch und wandte mich ab, um meine Verlegenheit nicht merken zu lassen. Denn die Süßmilch-Geschichte wollte ich doch lieber für mich behalten.

„Ich würde mir das aber nicht gefallen lassen!" erklärte Tante Lina entrüstet. „Süßmilch! Wissen Sie nicht, daß dieß ein berüchtigter Verbrecher ist, den man hier in Nauheim gefangen hat? Ich hab's vorhin in der Zeitung gelesen!"

„Thut nichts!" wiederholte ich noch einmal ärgerlich. „Kommen Sie, Tante, oder ich bedaure, Sie hierlassen zu müssen."

Ich gab meiner Frau den Arm und ging. Tante Lina folgte uns beleidigt.

An der Thüre nach dem Perron begrüßte uns der kleine dicke Wirth mit einer tiefen Verbeugung und sagte hämisch: „Empfehle mich Ihnen ergebenst, Herr Süßmilch!"

„Hören Sie, Herr," sagte ich wüthend, denn der Süßmilch war nun einmal meine Achillesferse, an der ich sterblich war, „Ich bin Dr. Victor L. aus N. und Sie sind ein ganz unverschämter Patron! Treten Sie mir noch einmal mit Ihrer mechanten Physiognomie in den Weg, so vergesse ich mich und lehre Sie mores nach dem Grundsatz: Wer nicht hören will, muß fühlen!" Damit ging ich.

„Schon gut, schon gut!" rief mir der Dicke giftig nach, „werde den Herrn schon noch zu finden wissen!"

Meine Frau begehrte verwundert von mir zu hören, was denn das mit dem Süßmilch und mir sei, und ich erklärte ihr kurz, man habe mich einen Augenblick mit dem Verbrecher verwechselt, weil ich ihm etwas ähnlich sehe, der Irrthum habe sich aber bald aufgeklärt.

Wir fuhren nach N. zurück.

Als ich zu Hause die übliche Frage an das Dienstmädchen richtete, ob „etwas vorgefallen“ sei, erklärte sie, nein, es seien nur sehr viele Depeschen gekommen, welche sie alle sorgfältig aufbewahrt habe. Dabei führte sie mich an einen Tisch, der ganz mit Depeschen bedeckt war. Drei Bahnhofsdepeschen aus Nauheim und zwei Depeschen vom alten Kunzemann, meine eigene Depesche aus Warnstadt und eine noch uneröffnete Depesche von Norden, worin er anfragte, wie denn nun eigentlich Alles geworden und ob ich Laura schon wieder hätte. Ich legte die gesammten Depeschen in mein Pult und beschloß, sie mir zum Andenken aufzuheben.

Dann ersuchte ich Tante Lina um einige Minuten Gehör, die soeben meiner Frau eröffnete, daß sie heute Nacht lieber ihr Bett im Salon aufschlagen und dort schlafen wolle, weil es ihr nach all' den gehabten Aufregungen heut in ihrem Zimmer da hinten zu eng sei, zu „stickig“.

„Tante Lina,“ hub ich an, „ich achte und schätze Sie sehr, aber ich habe die Bitte um Einschränkung einiger Ihrer Eigenthümlichkeiten an Sie zu richten, welche mich theils stören, theils meinen Principien zuwider laufen. Zunächst werden Sie heute nicht im Salon schlafen, sondern in dem Zimmer, was wir Ihnen eingeräumt, und werden überhaupt, so lange Sie uns die Ehre Ihres Besuches schenken, weder Ihren Schlafplatz wechseln, noch Umgestaltungen in der Wirthschaft vornehmen, denn ich halte das für Ihrer Gesundheit nachtheilig.“

Sie müsse das besser verstehen und mir für meine Rathschläge danken, entgegnete sie mir spitz; sie werde doch wohl am besten wissen, was ihre Gesundheit erfordere und was nicht.

„Alsdann,“ fuhr ich ruhig fort, „müssen Sie mir versprechen, Ihre eigenen, Sie genugsam in Anspruch nehmenden Angelegenheiten, als da sind: Pflege Ihrer Gesundheit, medicinische Maßregeln, Zerstreuung auf dieser Erholungsreise, vorzunehmende Besuche, persönliche Geschäftssachen 2c., unvermindert im Auge zu behalten — nicht aber sich mit den oft heiklen und leicht zu verwickelnden Angelegenheiten Anderer zu beschweren, da in Anbetracht der so häufigen „Anfälle“ Ihr Kopf und Nervensystem zu angegriffen ist, als daß ich Ihnen ein Mehr als die Erledigung Ihrer eigenen Sachen gestatten dürfte.“

„Sind Sie mein Arzt?“ rief sie entrüstet, „wollen Sie mich für verrückt erklären? Soll ich hier unter Curatel stehen und mich in meinen Handlungen beschränken lassen? Ich werde das Feld räumen, wenn ich Ihnen zur Last falle!“

„Schließlich“, fuhr ich abermals fort, ohne ihren Einwand zu beachten, „muß ich Sie insbesondere bitten, meine und meiner Frau internen Angelegenheiten Ihrer wohlwollenden Einmischung nicht mehr zu unterziehen und diese Sachen ganz mir und Laura zur Erledigung zu überlassen. Eine Vermittlung bei kleinen Differenzen ist zuweilen ganz gut und ich danke Ihnen für die wohlgemeinte Ihrige bei der obwaltenden Gelegenheit auf's Tiefste. Laura und ich haben indeß beschlossen, Sie in Anbetracht Ihrer leidenden Gesundheit fernerhin damit nicht mehr zu bemühen, sondern unsere Angelegenheiten aus rein eigener Initiative zu erledigen, und Sie würden mich tief kränken, wenn sie dieses unser gutgemeintes Bestreben durchkreuzten.“

„Empörend!“ fuhr Tante Lina aufgeregt empor, „ich soll eine Null sein an der Seite meiner armen mißhandelten Nichte, mich zum duldenden Nichts erniedrigen, wo ich heilen, helfen, bessern sollte! Nimmermehr — und Du, Laura, was sagst Du, für die ich dies Alles auf mich geladen? Bist Du auch der empörenden Ansicht dieses Mannes da?“

„Ja, liebe Tante," sagte Laura bescheiden aber fest.

„Empörend! Unglaublich! Das mir!" rief Tante Lina in heiliger Entrüstung. „Ich gehe, ich reise ab, keinen Augenblick bleibe ich länger! — Ha, und glaubt Ihr, daß ich diese Schmach, diese grenzenlose Beleidigung und Undankbarkeit ruhig hingehen lassen werde? Denkt Ihr an mein Testament — wißt Ihr, daß ich Laura enterben werde?"

„Ja, liebe Tante," sagte ich ruhig aber fest.

„Gut; ich gehe, ich nehme meine Sachen, ich reise ab — und morgen ist mein Testament geändert!"

„So bedaure ich, daß es mir nicht vergönnt ist, Ihnen diejenigen Bedingungen zuzugestehen, welche mein Haus Sie noch länger als lieben Gast umschließen lassen würde," sagte ich ruhig, mich erhebend.

Sie rüstete zur Abreise. Es dauerte etwas lange, aber es ging doch schneller als sonst und sie reiste wirklich ab. Stockböse, ohne Adieu.

Uns hatte die Sache zweiundsechzigtausendfünfhundert Thaler gekostet; eine hübsche Summe — aber ich hatte dafür Frieden in meinem Hause und die Herrschaft in meiner Ehe erkauft, und wir waren's Beide zufrieden!

Abends ging ich, mit einem freundlichen Kuß von Laura dafür belohnt, an meine Arbeit, an den Schwarzen Robert, denn die Sache pressirte jetzt auf's Höchste. Ich setzte mich nieder und schrieb:

Otto von Markheim's Leiche ruhte auf ihrer Bahre — da klingelte es und das Dienstmädchen brachte mir eine Depesche. Ich riß sie auf und las:

„Dr. Victor L. in N. — Verzichten auf Schwarzen Robert vollständig. Schon anderweitig versehen. Schröder'sche Buchhandlung."

Vergnügt legte ich die Feder nieder und ging zu meiner Frau. „Hier, lies," sagte ich lächelnd und gab ihr die Depesche.

Sie las. „Und was gedenkst Du nun zu thun? fragte sie mich forschend.

„Ich werde den Schwarzen Robert dennoch fertig schreiben, liebes Kind, aber drucken lasse ich ihn nicht," erwiderte ich mit freundlicher Betonung. „Indeß, ich werde ihn dennoch fertig schreiben — und Du weißt, warum!"

„Ich weiß es," sagte sie liebevoll, „und Du hast recht. Geh' an Deine Arbeit!"

Ich ging. Und ich habe Wort gehalten, lieber Leser. Ich habe den Schwarzen Robert fertig geschrieben, — aber drucken lasse ich ihn nicht, dazu hat er mich zu sehr geärgert! Er liegt fertig in meinem Pult — wer ihn zu Ende lesen will, mag zu mir kommen und ihn sich ausbitten.

Mit den Folgen aber vom Schwarzen Robert hatte ich noch ein Weilchen zu thun. Zunächst mußte ich einen vertrauten Mann, da ich selber nicht mehr nach Nauheim gehen mochte, mit Geld und dem †††schein nach Nauheim schicken, um mir meine Uhrkette und meinen Brillantring einlösen zu lassen. Ich wählte meinen alten Stiefelputzer dazu, der mich schon in meiner Studentenzeit bedient hatte und eine treue, ehrliche Haut war, — aber es kostete mich ein hübsches Stückchen Geld. Darauf bekam ich einen Brief von Tante Lina, worin sie mir mittheilte, sie habe sich einen Notar kommen lassen und ihr Testament geändert, Laura sei enterbt. Dann erhielt ich eine Injurienklage von dem kleinen dicken Hotelwirth in Nauheim, wegen des „Esels" und mußte drei Thaler Strafe und die Kosten bezahlen. Hierauf bekam ich eine Vorladung wegen des heulenden kleinen Jungen und wurde zu einem Thaler Ordnungsstrafe verurtheilt. Alsdann kam eine Anfrage des Nauheimer Abendblattes an mich, ob es wahr sei, daß der berüchtigte Hochstapler Handlungsreisende Süßmilch

aus Calcutta sich meinen Namen beigelegt und unter dieser Maske sich geflüchtet habe, worauf ich antwortete: Ja, der Verbrecher sei aber auf Rio Janeiro bereits wieder ergriffen und von den portugiesischen Behörden zu lebenslänglicher Zwangsarbeit verurtheilt worden. Dann erhielt ich abermals einen Brief von Tante Lina, worin sie mir schrieb, sie habe doch eingesehen, daß sie uns Unrecht gethan und bereue es, ihre Lieblinge so gekränkt zu haben. Sie habe sich deshalb einen Notar kommen lassen und ihr Testament geändert, Laura sei wieder zur Miterbin eingesetzt. — Das die Geschichte vom Liebeskrieg zwischen Mann und Weib um die Krone in der Ehe, um die Hegemonie auf dem Gebiete der Auffassung der Dinge, um den Friedensschluß im Ausgleich zwischen Gedanken und Gefühlen, Gewohnheiten und Neigungen, Grenze und Grenze zwischen Gebiet und Gebiet! Eine schlechte, trockene, langweilige, gleichgültige Ehe, der dieser Krieg erspart bleibt! Gewöhnlich währt dieser drollige, lustige, prickelnde Krieg ein Jahr, das erste Jahr der Ehe. Ich war mit einem halben Jahre davongekommen und dann war Friede. Sieg und Friede! Das verdankte ich Tante Lina und dem Schwarzen Robert!

Meinem Söhnlein.

So harrten wir denn nicht vergebens
Auf uns'res Glückes neues Pfand,
Und wieder warf das Meer des Lebens
Uns eine Perle an den Strand!
Ein Schicksalsbuch ist aufgeschlagen,
Noch sind die Blätter weiß und glatt,
So sei vom Vater eingetragen
Ein Segensspruch auf's erste Blatt.

Sie, die gebar Dich lieben Jungen
In Schmerz und ach in Seligkeit,
Sie hält den Arm um Dich geschlungen,
Dieweil ihr Blick Dich benedeit!
Wenn hier die Fee des Märchens stände,
Mit Talisman und reichem Erz,
Dich könnten nicht die Feenhände
Begnaden, wie das Mutterherz!

Sie mag des Kindes Schritte lenken
Mit sich'rer Hand, in treuer Hut
Und tief in Deine Seele senken,
Was tief in ihrer eig'nen ruht.
Denn was an Keimen im Gemüthe
Des Mann's auch ringe nach dem Licht,
Es bleibt ein Wachsthum ohne Blüthe,
Ward ihm sein Theil vom Weibe nicht.

Doch wenn sich Deine junge Seele
An echter Weiblichkeit genährt,
Dann ist es Zeit, daß sie sich stähle
Zur Form, die auch im Feuer währt!
Kein Halber sei nur — sei ein Ganzer,
Ein Streiter in der Wahrheit Bann,
Ein Held, auch ohne Schwert und Panzer —
So wachse denn und werd' ein Mann!

Albrecht Graf Wickenburg.

Der Napoleon-Schütz.

Eine steirische Attentatsgeschichte von P. K. Rosegger.

Es war kein fröhliches Glockengeläute, das im Hochsommer des Jahres 1866. Es galt den in Böhmen und Schlesien gefallenen Söhnen des Dorfes. In der Kirche stand der Katafalk. In seinem Innern war es hohl und leer, aber das weinende Herz der Mutter sah in ihm den Leichnam ihres vor wenigen Monaten mit Lust und Muth ausgezogenen Sohnes, und diese traurige Vorstellung verdrängte das gräßliche Bild von den Massengräbern bei Königgrätz.

Als ich — damals ein Student auf Ferien — nach dem Trauergottesdienste aus der Kirche trat, fiel mir ein zwergenhafter alter Mann auf, der sich an der Kirchhofsmauer sonnte und immer etwas vor sich hinmurmelte. Zu Fleiß trat ich ihm näher und da hörte ich, wie er sagte: „Just so gut wie ich haben sie ihre Haut zu Markt getragen; aber die ihrige haben sie gut verkauft und die meinige trage ich noch über den Knochen — das ist der Unterschied. Sie ist zähe, die meinige, sie ist aber auch brav gegärbt worden — nutzt nichts.“

Vier Jahre später kam ich wieder in's Dorf. Die Leute waren aufgeregt, wie das erstemal, aber freudiger. Es war gerade die Nachricht eingetroffen, von der Gefangennahme Napoleon III. bei Sedan. An der Kirchhofsmauer hockte wieder mein uralter, zwergenhafter Mann und murmelte unaufhörlich den Namen „Napoleon“.

Als ich mich erkundigte, wer denn das fahle, gnomenhafte Greislein sei, das fortweg in der heißen Sonne an der Kirchhofsmauer hocke, sagte man mir, ich möchte mich nur näher an dieses Greislein machen, vor dem würde ich noch Respect kriegen, das wäre der Napoleonschütz. Ich solle den Alten nur in's Wirthshaus mitnehmen, er ginge gern, und ein paar Gläschen Branntwein spendiren, ich würde was zu hören kriegen, was eigentlich nicht an den Zechtisch gehöre, sondern in die Weltgeschichte.

Ging ich zum Alten hin und fragte ihn, ob er nicht mit mir in den Schatten gehen wolle?

„Wenn er darnach ist,“ antwortete der alte Mann, hob seine schneeweißen, buschigen Augenbrauen und schaute auf das blinkende Schindelbach des Wirthshauses hinab. Wir verstanden uns, er ging mit mir und ging rasch, trippelnd und gebückt, als ob er auf dem Boden etwas suche. Die Schulkinder nannten ihn „Schützen-Lipp“ und grüßten ihn — sie waren größer als er. Als er das erste Gläschen an den Mund führte, sah ich, daß dies keine Hand für einen Schützen sei, sie zitterte stark.

Er mußte meinen Gedanken errathen haben, denn als er getrunken hatte, und zwar mit einem kurzen, entschlossenen Sturz bis auf den Grund ausgetrunken, sagte er: „Ja, Herr, jetzt freilich nimmer! Jetzt, wenn ich auf eine Scheibe will schießen, muß ich froh sein, wenn ich die richtige Weltgegend treffe — vor Zeiten hab' ich's schon etwas besser gemacht.“

„Gewiß auch bei den Soldaten gewesen?“ fragte ich, dem Wirthe das leere Glas hinschiebend.

„Wer? ich?“ entgegnete der Alte und schaute mich so über die Quer an, als wollte er prüfen, ob meine Frage Spaß oder Ernst sei. „Meint Ihr's richtig, daß ich getaugt hätt'? Ich bin vormals just ein solches Kameelthier gewest, als wie ich heut' dasteh'. Vom Alter kommt's bei mir nit, im Gegentheil, ich bin schöner, weit schöner bin ich, als dazumal und

ich kennn' Eine in der hiesigen Gemein, die sagt, ich kunnt Einer heutzutag leicht gefährlicher werden, als in Jungheit. Ich glaub's nit. Geschossen hab' ich gut, das ist mein Einziges gewest. Aber zum Soldaten haben sie mich doch nit mögen. Bauersmann mißt beim Bäcker die Semmeln nach der Länge und nicht nach der Dicke. — Die Soldatenwerber haben es auch so gemacht. Anderen, den baumlangen Kerlen, haben sie nachgejagt im Gebirg, über mich, den Lipp, sind sie gestolpert und haben mich doch nit gesehen. Franzosenzeit! Die sauberen Burschen haben fort müssen, die Krüppel und Teppen sind daheimblieben; da könnt Euch denken, was die Weiber für eine Freud gehabt haben! Ist aber ein Unsinn von den Werbern, hab' ich gesagt, die Heugeigen und langen Töppeln schießen um kein Haar besser, als wie die Zwerge, geben hingegen der Franzosenkugel ein viel größeres Ziel. Weil's wahr ist!"

Jetzt trank er wieder einmal, mein Alter. Ich ließ ihn Red' an und er fuhr fort:

„'s hat mich bitter verdrossen, daß ich ihnen zu schlecht bin gewest für einen Soldaten und 's hat sich bald gezeigt, was die baumstarken Lümmel ausgerichtet haben. Auf ja und nein ist der Feind im Land und der Murboden ist auf und auf blau vor lauter Franzosen. Im Einserjahr ist's gewest, oder noch was früher. Draußen in der Leobnerstadt ist das Hauptquartier und der Napoleon — das ist der Erste gewest, schau, den heißen sie noch heute den Großen, so klein er gewachsen war! — Der Bonaparte loschirt sich im Gößkloster ein und thut, als wollt' er sich festsetzen für alle Ewigkeit in unserem Steirerland, das recht und schlecht dem guten Kaiser Franz gehört. Mich haben sie daheim alleweil verspöttelt von wegen meiner Untauglichkeit, andererseits hat mir wieder der Kaiser Franz in's Herz hinein weh gethan und drittens ist mir gewest: Das wär' doch eine ewige Schmach, wenn wir diesem verruchten Franzosen-Räuberhauptmann unser Heimatland so gutwillig lassen wollten! Dazumal hab' ich noch nit Schnaps getrunken, aber auf einmal ist was in mich gekommen, das ist euch gewest, wie ein Rausch. Ich geh herum und weiß selber nit, wo. Kein Arbeiten hat mich gefreut, ich misch' mich unter die Blauhosen und treib mich in der Leobnerstadt um und schleich im Garten vor dem Gößkloster auf und ab und schau' durch das Buschwerk in die Fenster hinauf, wo der kleine, weißwanstige General ab und an in die Gegend herausschaut. Und wie ich so guck, da fällts mir gah ein — —."

Der Alte wackelte mit dem Haupt und liebäugelte sein Schnapsfläschchen an, aus welchem ihm alle Erinnerung aufzusteigen schien. Dann kicherte er.

„Was fiel Euch ein?" half ich nach.

„Bin dazumal doch ein verflucht pfiffiger Mensch gewest," fuhr er fort. „Millionen Oesterreicher sind im Land und keiner denkt d'ran. Alleweil nur gegen die französische Armee ist ihr Spieß gerichtet. Was kann die französische Armee dafür! Auf Einen kommt's an — gerade auf einen Einzigen. Da knallen sie darauf los, wie zum Zeitvertreib, schießen auf die Scheibe, treffen das Feld, treffen auch einmal das Schwarze. Aber mitten im Schwarzen ist ein kleinwinziges, weißes Punktlein — das treffen sie nicht. Ein gutes Aug' darf sich nit blenden lassen vom goldenen Stern, eine feste Hand — die Kugel sitzt, wo sie hingehört und ein Pöller geht los, daß die ganze Welt davor aufschreckt."

Er hat schon zu viel getrunken, dachte ich mir.

„Brav nachfüllen, Wirth," sagte der Alte, mit zwei Fingern das leere Schnapsglas über den Tisch schiebend, „der liebe Herrgott wird's schon zahlen."

„Mein lieber Lipp", versetzte der Wirth, „der Herrgott hat Neuzeit im Amtsblatt bekannt machen lassen, daß er Schnapsschulden nicht bezahlt."

„Nicht?" sagte das Greislein und klopfte mir auf die Achsel, „nachher wird dieser Herr da zahlen."

„Du mußt in Deiner Geschichte nicht so lang herumfuchteln, Lipp," bemerkte der Wirth. „'s ist einmal eine Zeit gewesen, wo Du Deine Napoleongeschichte auf einen Guß erzählt hast."

„Hat mir auch nur Einen getragen," entgegnete der Lipp auf das Glas lugend, „heut bin ich gescheidter. Ich will davon trinken, so lang ich leb'. Weiter hab' ich nichts aufzuweisen. — Nu, halt ja. Wie ich da oben im Klosterfenster so den Franzosenkaiser hin und her gehen seh, fällt's mir ein: Kleiner Kerl, was gilts, ich schieß' Dich noch herab! — Da ist's über mich gekommen, da ist mir gewesen: Lipp, Du bist Soldat, Du bist mehr als ein Soldat, bist mehr als ein General, Du bist die Armee. Sie werden Dich einfangen und aufknüpfen. Aber der Napoleon ist hin, und öfter als einmal können Sie Dich nit henken. Denk' an's Heimatland, denk' an den Kaiser Franz. — Meinen Kugelstutzen hab' ich mir bereit; wie ich ihn lade, denke ich mir noch, für's Bauchzwicken, an dem die Welt jetzt klagt, ist diese einzige Pille genug. — Bei Tag und auf freiem Feld gibt man ihm's nit ein, da steckt er mitten im Generalstab und der Generalstab steckt wieder mitten unter Reitern, Fußvolk, Wägen und Kanonen. Auf dem Leobnerfeld gegen Trofaiach hinein hab ich das Unwesen oft betrachtet von meinem Galgenberg aus. Na also, das ist nichts, aber der Napoleon hat die Gewohnheit gehabt, spät in die Nacht hinein zu studiren, wie er's angeht, daß er die ganze Weltkugel unter seinen Fuß kriegt. Hat von seinem Zimmer das Licht herausgeschimmert in den Garten und bis zur Mur, die hinter dem Garten vorbeirinnt. Auch seine Figur ist oft zu sehen gewest, der Mann hat gar keine Scheu gehabt, es kunnt ihm was geschehen. Ist um so besser, denk' ich mir, und in einer Wetternacht — das Wasser geht hoch und der Wind schlagt im Garten die alten Bäume hin und her, daß es kracht und in seinem Zimmer ist noch Licht, — setz' ich auf einem Kahn über die Mur, bind' das Zeug an und schleich durch die Büsche bis hin zu seinem Fenster und lug'. Das Licht fällt gerade auf einen alten Lindenbaum heraus und da huscht ein- um's anderemal sein Schatten hin und her. Sein Schatten, der hilft mir nichts, denk' ich und klettere auf den Lindenbaum. Der Stamm gabelt sich, da sitz' ich d'rinnen und thu mein Gewehr zurecht. Ich seh' in's Zimmer, hängt an der Wand sein weißer Mantel und sein Degen. Jetzt kommt er selber, stellt sich an's Fenster und schaut heraus in die Wetternacht. Es mag ihm heiß sein, jetzt macht er den Flügel auf und läßt den Wind und die kalten Regentropfen an sein Gesicht schlagen. Ich fahr zur Wange. Ein solches Zielen, kaum zehn Schritt davon, ist ein Kinderspiel. — Großer Napoleon, denk' ich, jetzt kriegst Du Deinen Feierabend — und drück' los."

Der Alte schwieg und starrte auf die Tischplatte.

„Ihr habt ihn nicht getroffen," sagte ich.

„Wer weiß denn das?" begehrte er auf.

„Die Weltgeschichte," antwortete ich.

„So!" sagte er und wendete sich unbehaglich hin und her, als ob ihn auf einmal der Höcker zu drücken beginne. „Also das! Also in der Weltgeschichte steht's zu lesen, daß der Philipp Sommerer ein schlechter Schütz ist gewest! Geht mir weg mit Euren Büchern. Auf zehn Schritt ein Brustblatt verfehlen, das wär' sauber! Ge-

sessen wär' der Schuß gut, aber wenn der Mensch eine stählerne Pfaid an hat, was kannst machen? — Ich, wie ich seh', der Franzosenkaiser fahrt vom Fenster zurück, spring vom Baum und schau, daß ich an's Wasser komm'. Hinter mir wird's wild, als wenn alle Höllteufel los und ledig wären. All' Längs leg' ich mich hin in den Kahn und laß mich davon rinnen die Mur hinab gen Leoben. An mein Schifflein pfeifen und schlagen die Kugeln an. Das thut mir nichts, denk' ich in meiner tiefen Wiegen, aber wie wird's mir bei der Wehr unten ergehen! Wollt' ich doch, daß ich jetzt schwimmen kunnt, wie mein Vetter, der Stefel. Der ist Fischer gewest und hat mir's fortan lernen wollen, aber ich hab' alleweil gesagt: ein Fischer und ein Jäger sind zwei Ding. Jetzt war's aber ein Ding und wie ich zu der Leobner Stadtbrucken komm', seh' ich im Mondschein: Die ganz' Brucken ist voll Franzosen und sie passen auf mein Fahrzeug. Lieber dersaufen, denk' ich und stürz' mich kopfüber in's Wasser. Vor den Kugeln bin ich sicher, aber kehr' die Hand um, packt mich so ein Kerl und zerrt mich an's Land. Jetzt kommt's, denk' ich, jetzt, Lipp, schlagen sie Dich todt, wie einen Seehund. Ist auch recht, mein Leben ist gut verkauft. Es kommt aber anders. Gar höflich, und daß mir ja nichts soll geschehen können, haben mich ihrer sechs Soldaten zwischen sich genommen, haben mir trockenes Gewand gegeben und zu Göß in eine warme Stube geführt und mir Wein vorgesetzt. So gut haben mir's die Franzosen gemeint, daß ich wohl gemerkt, das Henken ist nit weit. D'rauf haben sie mich in's Verhör genommen, aber die Gäuche haben schlecht deutsch geredet und so hab' ich gethan, als thät ich kein Wort verstehen oder wär' stocktaub. Ob ich's gewesen, der den Schuß in's Fenster gethan? Ob ich's auf eigene Faust gethan? Ob ich dafür bezahlt worden wär'? — Leut', bei so einer Frag' ists schwer, das Maul zu halten, aber zuweg bracht hab' ich's, und wie sie sehen, daß ich wie ein Klotz dasteh', so haben sie gesagt, sie wollten warten, was der Kaiser selber thät, es hätt' verlautet, er möcht' den Mann sehen. — So, so! Da hab' ich's erfahren, daß mein Schuß für die Katz ist gewest. Ich bin in einen Keller gebracht worden; vor der Thür die aufpflanzt' Wacht, vor dem Fensterloch die aufpflanzt' Wacht, neben mir ein großes, leeres Faß, taugt zu nichts mehr, als zum d'raufsitzen und Gewissenerforschen! Jetzt ist mir die Sach' erst zuwider worden. Will sich der Mensch schon um viel Geld nit henken lassen, umsonst thut er's noch weniger gern. Wie ich draußen schon die Vögel munter werden hör' und an der Mauer seh', wie's anhebt zu tagen, da wird mir ein wenig übel. Werden die Leut' fragen, wo ist denn der Lipp hingekommen! Ja, der kleine Narr ist den Franzosen in die Faust gesprungen. Er hat sich wollen auf den Kaiserschützen hinausspielen, d'rauf haben sie ihn aus dem Wasser gefangen, den Stockfisch, und in die frische Luft gehangen. —"

„Geh, geh," machte der Wirth, den Alten unterbrechend, „thu' nicht so! Was sie von Dir reden, wird Dich nit viel gekümmert haben; vor dem Strick hat Dir graust."

„Schon gewiß nit!" rief der Lipp und schlug die hagere Hand auf den Tisch. „Ich hab' mich in derselbigen Nacht mit beiden Händen an der Brust 'packt und gesagt: Du kleine Mißgeburt, jetzt heißt's sterben — absterben — todtwerden — hin sein, werfen Dich in ein Loch hinab, schaufeln Dich ein! Was meinst dazu? Hat der Lipp in mir gesagt: Was soll ich denn meinen? Dumm genug! — Wie es licht wird, kommt ein Pater und fragt meiner armen Seele nach. Beichten soll ich, meint er, ich würde nächst Ostern nicht mehr erleben. Sechs-

undsechzigmal bin ich seither schon bei der Osterbeicht gewest. — Der Napoleon ist früh aufgestanden, gleich verlangt er mich. Er ist doch um einen Kopf größer gewest als ich, und hübsch untersetzt, in Reitstiefeln und weißen Lederhosen, das Gesicht braun und ohne Bart und hat ausgeschaut, wie ein Comödiantengesicht. Nur an den Augen hab' ich ihm den Franzosenkaiser angesehen. Bei meiner Seel, das sind Schlangenbändiger-Augen gewest! Just, daß ich auf seinen ersten Blick nicht in's Knie gesunken bin und um Verzeihung gebeten, daß ich geschossen hab'. So ein Hundsfott kann der Mensch werden, wenn er verhext ist. Und verhext bin ich gewest, ansonst wär' mein Napoleon an demselbigen Tag mausetodt auf dem Brett gelegen. Nun, er schaut mich an, wie der Schinder einen Hund anschaut, der hat beißen wollen. Nur mit einem Aug braucht er zu blinzeln, denk' ich, nur mit einem einzigen, und ich baumle auf meiner Linden. Und im selbigen Augenblick schreit draußen im Garten eine Stimme: „Scham Dich Napoleon, daß Du Deinen Feind nit kennst und einen Halbtrottel statt meiner abkrageln willst. Ich hab' geschossen und ich schieß schon noch einmal, adieu!“

Alles schaut hin, und ein Adjudant erklärt dem Napoleon, was der Mensch gesagt hat. Ich kenne ihn, mein Vetter Stefan, der Fischer ist's. Ehevor ihn noch eine Kugel erlangt, springt er in die Mur. Die Franzosen jagen ihm noch eine Weile nach, aber gegen die unrechte Seiten. — Der Napoleon macht mit der Hand einen Deuter und ich bin ledig. Ich geh' auf die Straßen, ich geh' in den grünen Wald, mir ist ganz schwindlig. Mir ist wie einem Kind, das mit seinen schwachen Füßen gehen lernen will, wie einem schwer Krankgewesenen, der im Sonnenschein am Kirchhof vorbeigeht, wo der Todtengräber noch an seinem Grab schaufelt. Jetzt erst ist mir der Gräuel gekommen und ich hab' angefangen, mich vor dem Tod zu fürchten. Gelaufen bin ich so schnell und so weit, als mich die Füß' haben getragen, bis in's Hochgebirg hinauf. Dort oben hab' ich mich auf einen Stein gesetzt, hab' herab geschaut in die weit' Welt und hab' mir gesagt: Auf einen Menschen, Lipp, auf einen Menschen schießt nimmer. Nein, sagt in mir Lipp, aber auf den Napoleon, wenn's sein kann, brenn' ich doch noch einmal los. — 's hat nimmer sein können. Mein Küglein muß ihn doch erschreckt haben, bald darauf ist er abgefahren und seither nit mehr im Land gewest. Aber in Göß unten zeigen sie halt doch heut noch das Fenster, wo auf den großen Kaiser Napoleon geschossen worden ist.“

„Ob sie den Fischer Stefan erwischt haben?“ war meine Frage.

„Ei bei Leib nit. Dafür hat der ja schwimmen können wie eine Forelle. Der ist unter dem Wasser aufwärts gen St. Michael, und etliche Tage nachher sind wir da drinnen in den Vordernbergermauern zusammkommen. Vetter, sag' ich, Dir bin ich mein Leben schuldig. Zahlt sich nit aus, sagt er, haben wir diesen Allmächtigen auch nicht weggeräumt, gefoppt haben wir ihn doch und das ist schon der Müh' werth, daß wir allbeid einmal sind naß worden. — Der gute Vetter Stefan, er hat ihn auch gern getrunken!“

In diesem Gedanken faßte der Alte wieder das Branntweinglas.

„Nur zu, Alter, wenn er Euch schmeckt, Euch scheint er wohlzubekommen. Aber nun langt mir einmal Euren rechten Zeigefinger her. Der hat damals den Hahn abgedrückt?“

„Ja freilich,“ meinte das Greislein, „der alte, krumme Dingling da.“

„Wer sähe es ihm an, daß der Brand von Moskau, die Völkerschlacht bei Leipzig und St. Helena daran gehangen . . . . !“

Lyraklänge im Mai.

Gebet.

O Geist der heil'gen Liebe komm
Herab auf unsre Erde,
Damit der wilde Haß entflieh'
Und wieder Frieden werde.

Wohin man hört, wohin man sieht,
Ein tolles Rennen, Jagen!
Die Menschheit tanzt um's goldene Kalb
Mit freudigem Behagen.

Sie liegt — weh', daß es also ist! —
Fest in des Wahnes Ketten,
Nur Du, o heil'ge Liebe, kannst
Sie vom Verderben retten.

Wo Du erscheinst, da sprießen auf
Der Eintracht weiße Rosen,
Da sieht man, schwesterlich gepaart,
Die Freud' und Güte kosen.

Erfüll uns ganz mit Deinem Geist,
Mit Deinem Gottessegen!
Zieh' ein, zieh' ein in's offne Thor,
Wir jauchzen Dir entgegen.

Gleichwie der Hirsch im Schmerze schreit,
Der in das Herz getroffen,
Schreit unsre Seele laut nach Dir,
Du unser Sehnen, Hoffen.

— O Geist der heil'gen Liebe komm,
Daß es zu spät nicht werde!
O steig' von Deinem hehren Thron,
Nimm in Besitz die Erde!! —

Wilhelm Kunze.

Erinnerung.

Lenz war es und lieblicher Sonnenschein,
Da zogen wir All' in den Wald hinein.

Wir wollten begrüßen den wonigen Mai;
Fort waren die Sorgen, wir fühlten uns frei.

Wir lachten und sangen aus voller Brust,
Das war eine Freude, das war eine Lust!

Und enger wurde der Waldespfad,
Da hab' ich mich Dir, Geliebte, genaht.

Wir blieben zurück, stumm sah ich Dich an,
Dann — hab' ich geküßt Dich im duftenden Tann.
Hei! ringsum Jubel und Jauchzen erscholl,
Als wäre die Erde von Liebe voll.

— — Und reichst Du mir heute die Lippen zum Kuß,
An den ersten, o Weibchen, ich denken muß.

Froh blick' ich auf Dich und das Kindchen dabei:
Dem Himmel sei Dank! Noch lacht uns der Mai! —

Wilhelm Kunze.

Ja die Liebe!

Umsonst liegt heut' der Mondenschein
So taghell' auf der Erden.
Sonst harrte hier das Liebchen mein,
Heut aber wandre ich allein,
Kann nicht mehr fröhlich werden.

Es fragt der alte Fliederbaum:
„Wo ist Dein Lieb geblieben?"
O lieber alter Fliederbaum,
Es war ein schöner, süßer Traum
Vom Leben und vom Lieben!

Vom Busche haucht das Röslein roth:
„Dem Liebchen sollst mich pflücken!"
Lieb' Röslein, ach mein Lieb' ist todt,
Doch pflück' ich Dich, o Röslein roth,
Ihr Sterbekleid zu schmücken.

Im Busche schlägt die Nachtigall
Und singt von lauter Liebe.
Frau Nachtigall, Frau Nachtigall,
Die Lieb' ist aus, die Lieb' ist all —
Die Liebe, — ja die Liebe! —

F. Eichert.

Rechtfertigung.

Ihr wißt, daß ich ein Feind des Scheines bin,
Und wißt, daß ich ein Freund des Weines bin,
Wird Heuchlern oder Muckern nachgefragt,
So wißt Ihr, daß davon ich keines bin;
Doch fragt Ihr, wer von süßem Wein berauscht,
So wisset — daß ich's um ein kleines bin.
Auch wißt, daß ich in süßer Trunkenheit
Sanglust'gen Sängern gleich des Haines bin
Und, was der Priester auch dagegen sagt,
Unschuldig, wie ein Kind, ein reines bin,
Und wenn Ihr mich verdammt, so glaubet mir,
Daß ich mir klar bewußt nur Eines bin:
Gott will es nicht, daß ich in seiner Welt
Ein stumm' und kaltes Bild des Steines bin.

F. Eichert.

Am Weg steht ein Madonnenbild.

Am Weg steht ein Madonnenbild,
Vom Rosenstamm umblüht,
Das Vöglein baut sein Nest, wo mild
Die ew'ge Lampe glüht.

Ein Mägdelein kniet vor dem Schrein
In Andacht schön verklärt, —
Wohl weiß es nur ihr Gott allein
Was heiß ihr Herz begehrt.

Sie bringt der Blüte duftigen Gruß,
Geweihter Kerzen Gluth —
Sie opfert Leben und Genuß
Im Tausch dem höchsten Gut. —

„Ich bete — bis Du Dich erbarmt —
Neig' mir den Gnadenblick!
Bis daß der Stein vom Kuß erwarmt
Mir lächelt hold zurück!"

Das Marmorbild bleibt unbewegt
Doch küßt ein Sonnenstrahl
Ihr Herz, das Liebe gläubig hegt,
Und segnet's tausendmal.

A. C.

Wogen.

Wie wogt es und wallt es im bläulichen See!
Wie zucket die Seele im schmerzlichen Weh!
Ach, könnt' ich die beiden ergründen!
Doch beide verschlossen zum innersten Grund,
Sie zeigen mir nichts als den klaffenden Schlund
Mit wogenden Wellen erfüllet.

Wer könnte den sprudelnden ewigen Quell
Des Sees und der Seele beleuchten mir hell
In ihren unendlichen Tiefen?
Sie beide sind stumm wie das finstere Grab,
Und locken mich dennoch beredend hinab,
Verborgenes emsig zu suchen.

Emil Scherrau.

O Lebensfrühling, Rosenblüthe ...

O Lebensfrühling, Rosenblüthe,
Wie traumhaft doch Dein Hauch erhebt!
Was einsam still, vergessen glühte,
Dein Athem hat es neu belebt!

Wie Morgensonnenglanz den Fluren
Der Nächte Silberthau entzieht, —
Dein Zauber scheucht die Leidensspuren,
Die letzten Zähren vom Gemüth.

Und wie die Mailuft, lose neckend,
Die Blumen ruft, zu Lenzeslust:
So thaut Dein Götterstrahl, erweckend
Die Wonne in der Menschenbrust.

Der Winter flieht vor Deinem Schimmer,
Mild grüßt der junge Lenzestag
Voll Lebenslust und Sternenflimmer,
Voll Rosen, Nachtigallenschlag.

Und was im tiefsten Busen keimte,
Verborgen vor dem Frost der Welt —
Die junge Lieb', die früh geträumte,
Hat sich als Freund Dir beigesellt.

O Lebensfrühling, Rosenblüthe,
Wie traumhaft doch Dein Hauch erhebt!
Was einsam still, vergessen glühte,
Dein Athem hat es neu belebt!

Josef Schwaab.

Des Aeplers Heimweh.

In meinen Alpen möcht' ich sein?
In meinen Alpen möcht' ich wandern,
Von einem Berg und Dorf zum andern,
Ich kann doch dort nur glücklich sein?

In meinen Bergen möcht ich weinen,
In meinen Bergen fröhlich sein,
Dort möcht' ich liebend selig sein,
Dort möcht' ich mich mit ihr vereinen!
Möcht' noch vom Geist der Freiheit erben,
Möcht' meinen Lieben allen leben,
Zum Wohl des Heimatlandes streben —
Und auch in meinen Bergen sterben.

Dort legt mich nieder im grünen Hain,
Recht hoch und frei und licht und weit!
Wohin ich gern im Leben schreit',
Möcht' ich im „ew'gen Frieden" sein.

Hans v. Obermühlbach.

Menschenloos.

So lang' Dein Auge hell und offen schaut,
Und in den Adern warm das Blut sich regt; —
So lang' auch Daseinskampf die Seel bewegt,
Und Elend allerwärts ist, wild und laut.

Wenn Deines Lebens Morgen kaum ergraut,
Ist schon Dein Schaft vom Wettersturm umfegt;
Und wenn sich Schnee auf Deinen Scheitel legt
Ist Sorge noch dem Alter angetraut.

Erst wenn Du heimgehst, wie ein welkes Blatt
Vom dürren Zweig in's Gras hinabgeweht,
Dann findest Du Erlösung, Mensch, und Ruh';

Wenn Dir das Auge zufällt, kampfesmatt
Und Dir das Herz im Busen stille steht,
Und kühle Erde deckt den Leib Dir zu.

Frühling kam ....

Frühling kam, der holde Knabe,
Rief mit seinem Zauberstabe
Die Natur aus tiefem Schlaf;
Quellen murmeln, Bäche schäumen,
Vögel jubeln, Blumen träumen,
Leben sprießt, wohin er traf.

Liebeslenz, der süße Knabe,
Rief mit seinem Zauberstabe
Einst mein Herz aus tiefem Schlaf;
Wonnenbäche fühlt ich schäumen,
Lebt' ein selig Blüthenträumen,
Als sein süßer Kuß mich traf.

Eile fort, Du holder Knabe,
Liebeslenz sank längst zu Grabe,
Nur mein Herz sank nicht in Schlaf;
Schmerzensbäche fühl' ich schäumen,
Leb' ein qualvoll ödes Träumen,
Seit der Tod mein Lieben traf.

Nimmer winke, holder Knabe,
Mir mit Deinem Zauberstabe,
Sehne mich nach tiefem Schlaf;
Wo des Lethe Wogen schäumen,
Möcht' ich ruh'n mit meinen Träumen,
Seit der Tod mein Lieben traf.

Müller v. Huttenbrunn.

Unverbesserlich.

Ich hoffe neu und ahne doch,
Daß neu enttäuscht ich werde,
Daß nimmer ich erreiche
Mein Ziel auf dieser Erde.

Und wenn ich wieder fühle,
Daß ich betrogen sei,
Dann werd' ich bitter klagen
Und wieder hoffen neu!

Ludwig Stifter.

Ein Dichter in seinem Heim.

Bedeutende Männer, die in irgend welcher Beziehung über das gewöhnliche Maß emporragen, in irgend welcher Beziehung bewegend auf die Mitwelt wirken, müssen sich's gefallen lassen, wenn sie gesehen, besprochen und beschrieben werden. Herkömmlich pflegt man vor dem Tode eines solchen Mannes dessen Fehler und nach dem Tode dessen Tugenden zu beurtheilen. Das wäre insoweit ganz gut, wenn man nur immer Zeit hätte, auf die Gelegenheit der Nekrologe zu warten.

Ich habe auch keine Lust dazu. Der Tod macht selbstverständlich Alles gut und recht, folglich auch die Todten; ich halte mich lieber an die Lebenden.

Ohne Indiscretion geht's freilich nicht ab, doch möchte ich nicht gerne, daß mir nochmals passirte, was mir schon einmal passirt ist. Ich suchte das neue Buch eines bekannten Schriftstellers zu würdigen. Darauf vom betreffenden Schriftsteller eine Postkarte: „Loben Sie sich ein anderes Mal lieber selbst, Sie haben solcherlei nöthiger, als ich.“ Heute lobt man ihn ungeschmäht, denn er ist todt, seine letzte Klage war: zu viel gelobt und zu wenig gelesen worden zu sein.

Mein Mann hat vielleicht das Gegentheil zu beklagen, denn er wird mitunter auch von Solchen gelesen, zum Mindesten von Solchen beurtheilt, für die kein Poet schreibt. — Ich bin ihm Dank und Verehrung schuldig, aber heute stehe ich für nichts, denn bloß der Tugenden eines Dichters wegen besteigt man keinen dritten Stock.

Und — Graz, Realschulgasse 6 — drei Stiegen müssen wir hinauf, dann stehen wir an einer Thür, an welcher eine Visitkarte klebt mit den kleinen Lettern: Robert Hamerling. Als ich hier vor zwölf Jahren das erste Mal klingelte, pochte mein Herz ungestümer, als das Hämmerchen in der Glocke. Heute wird mir nur warm in der Brust, wenn ich eintrete.

Daß Dichterfürsten keine fürstlichen Wohnungen haben, weiß man; daß aber dem Dichter des „Ahasver“ und der „Aspasia“ zwei Zimmer groß genug sind, wovon Eines noch von seiner Mutter bewohnt wird, dürfte Wenigen bekannt, aber Vielen interessant sein. Eine kapellenartige Nebenkammer

dient als Bibliothek. Die Fenster sind hofseitig, doch lassen sie viel Sonnenlicht in die Stube. Die Einrichtung ist schlicht, aber jedem Stücke glaubt man's anzusehen, daß es als Erinnerung an liebe Menschen oder vergangene Zeiten mit dem Wesen seines Herrn zusammenhängt; und jedem Stücke sieht man's an, daß hier eine sorgliche Hausfrau waltet, eine Hausfrau, die mit unermüdlicher Thätigkeit, energischer Willenskraft und treuer Sorgfalt das Hauswesen des Dichters leitet.

Es ist seine Mutter. Unwandelbar ist unseres Poeten Liebe zu seiner Mutter, der er die Sorge und Mühsal zu vergelten sucht, die sie für ihn ertragen. Treue Muttersorge hat ihn von der Wiege an durch's Leben begleitet — treue Muttersorge war bisher das einzige persönliche und häusliche Glück, das ihm vom Schicksale beschieden wurde.

Wem in Abwesenheit des Dichters gegönnt wird, in das Stübchen der schlichten, treuherzigen, noch so geistesfrischen Matrone zu treten, der wird finden, daß die Mutter des Poeten im Nothfall den Poeten ersetzt.

An den Kupferstichen und Photographien, mit denen die Wände ausgestattet sind, fallen die seltsamen, aus feinen Holzstückchen geschnitzten und zusammengesetzten Bilderrahmen auf; auch Luster, Kreuze u. s. w. sind aus ähnlichem Schnitzwerke verfertigt. Erzeuger dieser überaus sorgfältig gearbeiteten, niedlichen Dinge war ein alter, jovialer Mann, den sie vor einem Jahre auf dem St. Leonharder Friedhof zur Ruhe legten — der Vater des Dichters. Hamerling ist seit seiner Kindheit nicht von seinen Eltern gewichen, sie sind ihm gefolgt nach Triest, wo er zehn Jahre lang eine Professur am Gymnasium bekleidete, gefolgt nach Graz endlich, wo es ihm gelang, ihnen einen sorgenfreien, ruhigen Feierabend zu gründen. Im Jahre 1874 feierten die Eltern Hamerling's ihre goldene Hochzeit, mit den eigenen Ehren auch die ihres einzigen, berühmten Sohnes im stillen Glücke genießend.

In der Hauptstadt Steiermark's gibt es viele Hunderte, die nach Gelegenheit brennen, den Sänger des „Sinnen und Minnen" und des „Ahasver" zu sehen und kennen zu lernen; aber Wenige wagen es, in seine Arbeitsstube zu treten, denn es geht eine Sage — wer weiß, wie Sagen entstehen? — es sei nicht rathsam, den Dichter in seinem Umgange mit Apollo zu stören. Gütige Götter, die ihre Lieblinge vor allerlei trivialen vorwitzigen Ueberfällen schützend Märchen spinnen. Wer aber treuen Herzens eintritt, der findet den Menschen.

Den schlichten, gütigen, treuen Menschen.

Fremde Schriftsteller, Künstler und Gelehrte, die unsere Stadt berühren, versäumen selten, den Dichter zu besuchen. Sie wundern sich über die ungesuchte Liebenswürdigkeit, Offenheit und natürliche Einfachheit, in welcher der Schöpfer so vieler titanischer, dämonischer Gestalten ihnen entgegen kommt.

Da steht ein hagerer Mann, mittelgroß gebaut, mit zurückgekämmten grauen Haaren, mit markirten Zügen, scharf gezeichneter Nase und einer schönen hohen Stirn im Gesicht. Aber hinter den grauen, buschigen Brauen schauen zwei Augen hervor, in denen die ganze Glut eines jugendlichen Dichtergemüthes leuchtet. Es sind ernste, vielleicht finstere Augen, wenn man ihnen auf der Gasse entgegenschaut, aber es sind milde, heitere, mitunter auch ein wenig schalkhafte Augen, wenn man sie in der Nähe besieht.

Sein Auftreten ist überaus bescheiden und zart. Er greift gerne jeden Gesprächsstoff auf (außer der Besucher finge schmeichelnd von seinen Werken an zu sprechen), weiß denselben dem Zuhörer angemessen zu behandeln,

hält niemals mit seiner Meinung zurück, bringt sie aber in discretester und bescheidenster Weise zum Ausdruck, und in seinen ungezierten Worten liegt immerwährend die Achtsamkeit, Niemanden zu verletzen. Und dieses Verhalten ist ein stilles, aber stetes Zurückweisen in die Grenzen des Tactes und der zarten Rücksichten.

Mir ist Keiner begegnet, der in der Beurtheilung der Menschen und ihrer Schwächen rücksichtsvoller und milder wäre, als er, um so vielsagender ist der zarteste Wink, der leiseste Tadel und in Wesenheit ist er strenge gegen jegliches Unrecht, außer, es würde ihm selbst zugefügt. Wenn seine Feinde, und wer hätte deren nicht! wüßten, daß ihre oft unwürdigen Ausfälle gegen den Dichter des „Danton und Robespierre", der „Aspasia" nicht vermochten, ihm auch nur ein herbes Wort zu entlocken, sie würden ärgerlich werden.

Die Kritik steht zu unserem Dichter in einem wunderlichen Verhältnisse. Norddeutsche Kritiker behaupten, daß er in Oesterreich, österreichische, daß er in Norddeutschland „überschätzt" werde. Wo Hamerling am meisten „gelobt" wird, das weiß ich nicht, ich weiß nur, wo sie ihn am nachhaltigsten schelten — das geschieht in seinem eigenen Vaterlande. Während eine in Berlin redigirte Zeitschrift bloß zwei vernichtende Kritiken über die „Aspasia" brachte, vernichtete ein Wiener Kritiker sechsmal dasselbe Werk in sechs verschiedenen Blättern.

Das größte Verkennen war, als man Hamerling für einen Pessimisten hielt. Jene, die aus seinen vor Sehnsucht nach dem ewig Schönen durchklungenen Dichtungen nicht eines Besseren belehrt wurden, müßten im Erkennen seiner Persönlichkeit anderer Meinung werden. Es gibt allerweg Leute, die geneigt sind, die Güte und den Werth eines berühmten Mannes persönlich zu erproben; solchen mag unser Dichter wohl zu verstehen geben, daß ein klingender Name und eine klingende Börse lange nicht eins und dasselbe sei, aber schließlich: ist auch die Rocktasche leer, so mögen sie den Rock selber haben. Freilich wohl, wem man heute den Rock schenkt, der kommt morgen um die Weste; aber deshalb wird sich das Herz eines braven Mannes nicht verkühlen. Und wer weiß es nicht, wie vielen jungen Literaten Robert Hamerling durch Aufmunterung, Empfehlung und Einführung behilflich war! Manche haben seine Güte gerechtfertigt, Manche mißbraucht; Letzteres geschah häufiger, aber das menschengläubige Kind von fünfzig Jahren ist heute eben noch so gerne bereit, Anderen Gutes zu thun, als je. — Mich drängte es, das zu sagen, es wird ihm, dem persönlich so Bescheidenen und Anspruchslosen nicht behagen, aber er muß es mir verzeihen.

Ich will nun ja auch ein wenig boshaft werden, will vom Stiftinghaus erzählen und vom kanariengelben Milchwägelchen mit der Firma R. H., das zwischen Stiftungshaus und Stadt verkehrt. Will verrathen, daß an schönen Sommertagen auf grüner Wiese des Stiftingthals der Dichter schon manchmal mit dem langstieligen Heurechen in der Hand zu sehen gewesen ist. Wer ihn zur Herbstzeit aufsucht, dem bietet er vielleicht Platz auf der Matte seines Obstgartens und schüttelt ihm rothbackige Aepfel in den Schoß. Und wenn der lauschige Abend kommt, so klingen durch das offene Fenster helle Claviertöne in den Wald hinaus, daß die verspäteten Spaziergänger der Stadt stillstehen und horchen, ahnend vielleicht, daß dieselben Finger nicht allein auf den Tasten, sondern auch mit der Feder Lieder zu spielen wissen, denen eine Welt lauscht.

Zur Morgenstunde aber, kaum daß auf dem Schöckel das Frühroth liegt, ist für unsern Dichter die Zeit zum Schaffen. Noch in den Kissen lehnend, gibt er der Muse Audienz und stenographirt ihre Eingebungen rasch auf

ein Blatt. So entstand manches Werk in wenigen Stunden, um dann nach einem gründlichen Ausreifen nach Jahr und Tag erst für den Drucker niedergeschrieben zu werden.

Weitere Stunden des Tages sind dem Studium gewidmet; es ist kein Zweig des Wissens, dem der ehemalige Gymnasialprofessor nicht Interesse entgegen brächte, und mit dem er nicht mehr oder minder vertraut wäre. Wer dächte daran, daß sich der Sänger des „Sinnen und Minnen" mit Sammeln von Mineralien und seltenen Münzen abgäbe? Wenn es schon wenige Dichter gibt, die mit Münzen überhaupt viel zu schaffen haben, so wird es wohl noch weniger von solchen geben, an denen auch der Numismatiker seine Freude haben kann.

Hamerling's Sommerhaus im Stiftingthal ist ein reizendes Dichterheim. Kaum eine halbe Stunde von der Stadt entfernt, liegt es von frischen Nadelwäldern eingefriedet im sonnigen Thale. Ein klares Bächlein rieselt zwischen Wiesen und Gärten am Hause vorüber, an dessen Ufer der Dichter gerne mit einem Buche im Schatten ruht. Des Hauses Giebel umkreisen Schwalben und heitere Singvögel und im Hofe thut sich, vom treuen Haushunde bewacht, ein Schock Hühner und Hühnchen um, und im Stall steht ein Paar wohlgepflegter Rinder, und die liebe, alte Hausfrau geht geschäftig ab und zu und hat an Allem ihre Freude.

Bei der großen Zurückgezogenheit des Dichters, der weder Reisen noch Ausflüge macht, der das nahe „Capua der Geister" schon seit vielen Jahren verschmäht, der selbst auf das gesellschaftliche Leben unserer Stadt verzichtet, sind Werke wie „Die sieben Todsünden" und „Lord Lucifer," in welchen der volle Pulsschlag modernen Lebens fiebert, doppelt merkwürdig. Doch warum? Es ist ja derselbe, der uns die französische Revolution, die Teutonen zur Zeit der Hermannsschlacht, das antike Rom und Athen mit packender Lebenswahrheit vor Augen gestellt hat! — Während der Poet etwa mit seiner Mutter über den Haushalt und die kleine Milchwirthschaft plaudert, oder an ihrer Seite still sein frugales Mahl verzehrt, oder mit einem Freunde über die Obstbaumzucht berathschlagt, oder kindlich heiter mit einem Kinde der Nachbarin spielt, wie einst mit dem trauten Eichhörnchen, das er freilich längst schon in den Wellen der Adria begraben hat — während des täglichen Lebens keimt, wächst im Haupte ein neues Dichterwerk, das er gar keusch und verschwiegen mit sich umträgt, bis es eines Tages als fertiges Buch daliegt.

Am Schreibtisch läßt sich der Dichter äußerst selten finden, viel häufiger an Sommertagen im Waldschatten des Stiftingthales. „Wie kam doch nur unter die Sünden der göttliche Müßiggang?" frägt er mit Hermann von Gilm, und meint dann, eigentlich so recht mit Beruf müßig gehen könnten nur die Götter, wir Erdenkinder blieben in dieser Kunst doch immerhin nur Stümper. Wenn wir Poeten nicht arbeiten, so arbeitet es **in** uns, wird gar lebendig, bekommt Hände und Füße, und ehe wir's denken, muß die Hebmutter geholt werden in Gestalt eines braven Buchverlegers.

So lebt und schafft Robert Hamerling, der wenig gekannte Verfasser vielbekannter Werke. Das hochbewegte Meer unseres aufgeregten, lärmenden, sich jagenden und gejagten Lebens schlägt wohl an sein Heim, das wie ein Leuchtthurm auf dem Eiland steht, aber es prallt ab, und das einsame Licht strahlt hinaus in Sturm und Nebel, den Hort verkündend, wo die Menschenschifflein landen sollen — am Gestade des Idealen und Schönen.

P. K. Rosegger.

Die deutsche Post in alter Zeit.

Von Karl Albert Regnet.

„Wem Gott will rechte Gunst erweisen,
Den schickt er in die weite Welt,
Dem will er seine Wunder weisen
In Berg und Wald und Strom und Feld."

singt Eichendorff, der romantischen Dichtung letzter Ritter.

Aber nicht Alle können, ihr Ränzlein auf dem Rücken und den Stab in der Hand, über Berg und Thal wandern; und nicht Jedem, der aus Lust am Reisen oder Geschäfte halber seiner Heimat den Rücken kehren will oder muß, steht ein Rößlein im Stall und ein Wagen in der Remise. Und gilt es dringende Botschaft von Ort zu Ort, von Land zu Land zu tragen, so ist auch der flinkste Bote noch zu langsam und ermüdet zuletzt auch der ausdauerndste Renner.

Das wußten die Perserkönige schon zu des Cyrus oder Darius Hystaspis Zeit recht wohl und stationirten berittene Eilboten je eine Tagereise weit von einander, welche ihre Befehle auf allzeit frischen Rossen bis an die entferntesten Grenzen ihres weiten Reiches trugen, während man sich in den kleinen hellenischen Republiken mit Schnell-Läufern begnügen konnte, die unter Weges nicht einmal abgelöst wurden.

Die praktischen Römer adoptirten bald die alte persische Einrichtung reitender und fahrender Boten mit feststehenden Stationen und wußten sie so trefflich zu organisiren, daß eine Botschaft von Pannonien, dem heutigen Ungarn, in der kurzen Frist von fünf Tagen nach Rom gelangte. Die Benützung dieser Einrichtung war auch Beamten bei ihren Dienstreisen gestattet.

Ein eminenter, epochemachender Fortschritt aber geschah, als Constantin diese Bewilligung auch auf Private ausdehnte. Der Ostgothe Theodorich und nach ihm Karl der Große behielten die bestehende Einrichtung bei, aber nur für Staatszwecke, was hinwiederum ein unleugbarer Rückschritt war.

Er legte es Privaten nahe, die Sache in die Hand zu nehmen. Stand doch namentlich da, wo Verkehr zwischen Handelsstädten zu vermitteln war, nicht unerheblicher Gewinn in Aussicht. Ihnen folgte bald die Hansa, welche im Interesse ihres ausgebehnten Handels die Städte von Riga bis Amsterdam mittelst reitender, auf zahlreichen Stationen wechselnder Boten mit einander in Verbindung setzte. Fast gleichzeitig ward ein gleicher Verkehr von Nürnberg aus, dem sich kurz darnach Salzburg und Venedig anschlossen, mit Hamburg, einer der Hauptstationen der nordischen Post, organisirt und derselbe namentlich zur Meßzeit, auf Wägen ausgedehnt.

Es fuhren Jedem zugängliche Landkutschen schon in der zweiten Hälfte des dreizehnten Jahrhunderts zwischen Braunschweig, Bremen und Hamburg einer- — und Leipzig andererseits, zwischen Wien und Salzburg, Ulm und Stuttgart, zwischen Bamberg, Schweinfurt, Augsburg, Lindau, Frankfurt und Köln, so daß sich die Posten der Hansastädte einerseits von Riga bis Amsterdam, andererseits von Hamburg bis Venedig erstreckten.

Aber sie dienten nicht dem Publikum im Allgemeinen, sondern nur den Kaufmannsgilden der verbündeten

Städte, welche auch für deren Kosten aufkamen.

Die Privatboten jener Zeit gaben vielfach Anlaß zu Klagen. So heißt es in einer Chronik von 1510 von ihnen, sie werden in den Kriegs- und Pestilenz-Läuften „überall aufgehalten, die Briefe und Geld genommen, die Haut vollgeschlagen und was dergleichen Ungefälle mehr sind.“ Von den Boten selber heißt es, man finde neben anderer Untreu, daß sie die Briefe aufbrechen, die Siegel verfälschen, Heimlichkeiten verrathen, die Päcke aufmachen und das Geld verspielen und versaufen und dann die Leute glauben machen, man habe es ihnen gewaltsam abgenommen und sie selbst mißhandelt.

Erst Roger I. von Thurn und Taxis war es vorbehalten, auf die Principien Constantin's zurückzugreifen, indem er um das Jahr 1460 in Tirol die erste deutsche reitende Post errichtete. Kaiser Maximilian's Verkehr mit Brüssel ließ ihm eine Postverbindung zwischen dieser Stadt und Wien wünschenswerth erscheinen, und seinem Nachfolger Carl V., des Türkenkrieges halber eine gleiche über Nürnberg. Beide waren übrigens nur reitende Posten und wurden in den Jahren 1516 und bezugsweise 1522 eingerichtet; doch hörte die zweite mit dem Kriege wiederum auf.

Noch unter Kaiser Carl dehnte sich das Netz der Taxis'schen Posten von Verona bis Hamburg, von der Schweiz bis Holland aus, ward aber durch den dreißigjährigen Krieg vielfach gelockert und zerrissen, während daneben zahlreiche landesherrliche Posten entstanden waren und später andere nachfolgten.

Diese Taxis'schen Posten übernahmen außer Briefschaften auch Personen-, Packet- und Geldbeförderung und zeitgenössische Schriftsteller nannten sie „eine Erfindung, welche ganz erstaunliche Folgen nach sich gezogen und die Welt in manchen Sachen fast in einen anderen Model gegossen hat, und welche, wenn sie in Schranken bleibet, dem Publiko und Privatis zu unsäglichem Nutzen, und denen, so die Einkünfte davon ziehen, zu großem Profit gereichet.“ Und was das Letztere anlangt, so war dem wirklich so. Der 1588 zum Postdienst gelangte Reichspostmeister Birgden in Frankfurt am Main erzählt in einem Bericht, Graf Leonhard von Taxis habe ihm selbst gesagt, die Reichspost werfe ihm jährlich 100.000 Ducaten Ueberschuß ab, „denn es sei ein solcher Brunnen, wo alle Quellen zusammenflößen.“

Derselbe Leonhard von Taxis ward 1595 von Kaiser Rudolf II. zum General-Reichspostmeister ernannt und so der erste Vorgänger des Herrn von Stefan.

Uebrigens war die Leitung der Reichspost schon damals keine Kleinigkeit, namentlich im dreißigjährigen Kriege. So wurden 1636 und 1637 fast alle Pferde für den Kriegsdienst weggenommen, weshalb die Postdirection die Briefe durch Mägde bestellen ließ, und zwar mit Vorliebe durch die häßlichsten, weil diese am wenigsten Anfechtung hatten. Auch die Erhebung der Posttaxen hatte oft ihre Schwierigkeiten, weil die Empfänger nicht zahlen wollten oder konnten.

Nach dem Ende des Krieges erholten sich Handel und Verkehr nur langsam wieder; zudem machte Gesindel aller Art, hauptsächlich partierende vormalige Kriegsknechte, die Landstraßen unsicher und das Reisen gefährlich. Und schon nach sechzehn Jahren entbrannten Ludwig's XIV. Eroberungs-Kriege am Rhein, so daß das Postwesen nur die allernöthigste Beachtung fand.

Unter solchen Umständen zählte eine Reise nicht gerade zu den Annehmlichkeiten des Lebens. Reisen zu Pferde bildeten für Männer noch immer die Regel. Schwächliche und Frauen bedienten sich dazu der Wägen verschiedenster Art, die sich nur im Punkte der Unbequemlichkeit glichen. Aller-

dings waren schon im 15. Jahrhundert die Kutschen erfunden worden, aber sie hingen bis in's erste Viertel des achtzehnten Jahrhunderts hinein noch in Riemen, denn der Gebrauch der kostspieligen Federn verbreitete sich nur langsam. Dazu kam, daß der Zustand der Straßen gar viel zu wünschen übrig ließ und die Preise des öffentlichen Fuhrwerks für jene Zeit ziemlich hoch standen. So reiste in der Regel nur, wer mußte.

Gleichwohl schien ein verläßiger Ueberblick über die zu Gebote stehenden Verkehrsmittel aus mehreren Gründen wünschenswerth und als die tauglichste Form dafür erschienen Landkarten, auf denen die einschlägigen Verhältnisse kenntlich gemacht waren.

In jener Zeit war das Landkartenwesen namhaft verbessert worden. Der Franzose Guillaume Delisle, der erste Geograph des Königs, legte seinen Karten die neuesten astronomischen Beobachtungen und Notizen von Reisenden zu Grunde und ward so der Vater der neueren Geographie; der Engländer Moll bot ihm bei Einführung der auf astronomischen Beobachtungen beruhenden stereographischen Projectionsmethode die Hand und der Schwabe Johann Baptist Homann in Nürnberg verbesserte sie und wendete sie in seinen überaus zahlreichen Karten, namentlich auch in seinem großen, 126 Blätter umfassenden Atlas über die ganze Welt vom Jahre 1617 an.

Gleichzeitig mit ihm war in Augsburg Matthäus Seutter (auch Seuter), wie Homann „Sr. Römisch-Kaiserlichen und Katholischen Majestät Geographus“ thätig. Wir besitzen von ihm einen „Großen Atlas“, einen „Atlas minor“, beide ohne Jahresangabe, und einen „Atlas novus“ in zwei Ausgaben von den Jahren 1725 und 1728, letztere in Wien, die anderen in Augsburg erschienen.

Die beiden Gelehrten standen in freundschaftlichen Beziehungen zu einander, wie aus der Thatsache zu ersehen, daß Homann seinem Werke „Kleiner Atlas Scholasticus von sechs und zwantzig Charten“ drei Blätter Seutter's, nämlich die Weltkugel, Afrika und Amerika einverleibte, was doch wohl nur mit des Letzteren Zustimmung geschehen konnte.

In Seutter's „Atlas novus“ vom Jahre 1725 nun befindet sich ein Blatt, mit dem wir uns eingehender befassen wollen:

Es trägt die Bezeichnung: „Postarum seu cursorum publicorum diverticula et mansiones per Germaniam et confin. provincias opera et manu M. Seutteri S. C. M. Geogr. A. V.,“ was in unser geliebtes Deutsch übertragen so viel sagen will als: „Post- und Reisekarte von Deutschland und den angrenzenden Ländern, bearbeitet und gezeichnet von M. Seutter, Seiner Kaiserl. Majestät Geograph. Augsburg.“

Nach damaliger Sitte zeigt das Großfolio-Blatt in der linken oberen Ecke ein im Style der Zeit gehaltenes Schild mit obiger Inschrift und überragt vom doppelköpfigen Reichsadler, über dem ein Spruchband mit der Inschrift: „Provido auspicio“ flattert. Links vom Schilde sitzt ein Mann im langen Hauskleide, rechts Mercurius im Costüm eines römischen Kriegers, beide mit Schreiben beschäftigt, während über Letzterem eine geflügelte Fama, ein Packet Briefe in der Hand, in die Trompete stößt. Zwischen und unter den beiden Schreibenden sehen wir die Weltkugel, von Bändern umschlungen, deren Anfänge von den Schreibenden auslaufen, und deren Enden theils zu der erwähnten Fama, theils zu drei in die Landschaft hinausführenden Post-Reitern führen. Zu beiden Seiten der Weltkugel aber zeigen Spruchbänder die Worte: „Humanae vincula gentium“ und „Usui et Lusui.“

In der erwähnten Darstellung des Postverkehrs, die wir bei ihrer naturalistischen Gestaltung kaum eine alle-

gorische nennen dürfen, vermissen wir eine Andeutung des im Titel erwähnten Personenverkehrs, finden das aber begreiflich, wenn wir bei näherer Betrachtung der Karte zur Ueberzeugung gelangen, daß die Anstalten zur Vermittelung desselben mittelst fahrender Posten zur kritischen Zeit eine höchst untergeordnete Rolle spielten.

Rechts oben in der Ecke hat Seutter, der den Stich der Platte seinem Landsmann Melchior Rein übertrug, die Erklärung der für reitende, fahrende Posten, Landstraßen, halbe, ganze, doppelte, dreifache Posten gebrauchten Zeichen rc. angebracht; und da zeigt sich denn die Zahl der Linien mit fahrenden Posten als eine unverhältnißmäßig geringe. Namentlich im Süden des Reiches, wo wir zwischen Main und Alpen nur ein paar solche Routen eingetragen sehen. Es erklärt sich das wohl einfach genug aus dem im Verhältniß zum Norden weniger entwickelten Handelsverkehr der dortigen Länder.

So entbehren Burgund mit Besançon, die Schweiz, Tirol, Kärnten, Krain, Steiermark, Nieder- und Oberösterreich und der baierische Kreis südlich der Donau der fahrenden Posten ganz und gar. Der schwäbische Kreis hat seinerseits nur die einzige Route von Donauwörth über Augsburg, Memmingen, Leutkirch und Wangen nach Lindau aufzuweisen. Auch Elsaß und Lothringen gehört nicht zu den Ländern, welche sich fahrender Posten erfreuen durften.

Erst in Frankfurt am Main findet sich der bezügliche Vortrag wieder und wir können von hier aus die Fahrpostlinie südöstlich über Würzburg nach Nürnberg verfolgen, wo sie einerseits in Regensburg ihren Abschluß findet, anderseits über Eichstädt und Donauwörth sich nach Augsburg und Lindau fortsetzt.

Von Frankfurt a. M. zieht sich die Linie nahe an Wetzlar vorüber nach Köln, setzt hier über den Rhein und erstreckt sich über Cleve und Nimwegen nach Utrecht.

Kehren wir zum Knotenpunkte Nürnberg zurück, so sehen wir die Fahrpostlinie nordwärts bei Erlangen wiederum gabeln. Sie setzt sich östlich über Baireuth, Eger und Karlsbad nach ihrem Endpunkte Prag, unterwegs in Bernack nach Hof abzweigend, fort.

In Hof gabelt sie wieder, um dann von Zwickau sich östlich nach Dresden, nördlich nach Leipzig zu wenden und diese beiden Städte wiederum über Meißen und Wurtzen mit einander zu verbinden.

Die Linie Hof-Leipzig sendet von Zeitz aus, eine Abzweigung nach Jena, und trifft dort auf die von Nürnberg über Bamberg, Coburg und Rudolstadt herkommende Linie, führt darauf einerseits über Naumburg nach Leipzig, andererseits über Weimar nach Erfurt.

Nördlich davon bei Weißensee gabelt sie westlich nach Mühlhausen und östlich nach Mersburg und Leipzig, wo sich nicht weniger als sieben Routen kreuzen.

Vier derselben haben wir bereits verfolgt.

Die fünfte führt östlich über Torgau, Bautzen, Görlitz und Liegnitz nach Breslau, um daselbst abzuschließen.

Die sechste über Wittenberg nach Berlin.

Die siebente über Halle nach Halberstadt, das sich wieder als ein bedeutender Knotenpunkt darstellt, von wo aus weitere vier Linien

über Magdeburg und Brandenburg nach Berlin,

über Wolfenbüttel, Braunschweig, Zell und Ferden nach Bremen,

über Hildesheim und Hannover ebendahin,

und über Werningerroda nach Duderstadt auslaufen.

Auch Berlin bildet mit seinen sechs Fahrpostrouten einen hochwichtigen Knotenpunkt, den wir näher in's Auge fassen müssen.

Die erste Linie verbindet die Hauptstadt Preußens, über Kotbus laufend, mit Dresden.

Die zweite auf dem Wege über Frankfurt a. d. O., Großen und Glogau mit Breslau, das zugleich ihren Endpunkt bildet.

Die dritte führt über Eberswalde, Stargart, Cöslin und Stolpe nach Danzig.

Die vierte über Fehrbellin, Lenzen und Lauenburg nach Hamburg.

Die fünfte über Brandenburg, Magdeburg und Halberstadt einerseits nach Braunschweig und Bremen, andererseits nach Hildesheim, Hannover und gleichfalls nach Bremen.

Die sechste endlich ist die schon oben erwähnte zwischen Berlin und Leipzig via Wittenberg.

Von Hildesheim geht eine Fahrpostlinie über Minden nach Bremen und von dort nach Zwoll und Kampen in den Niederlanden, um über Münster, Paderborn und Cassel wieder zu ihrem Ausgangspunkte zurückzukehren.

Damit ist die Kategorie der Fahrposten erschöpft.

Als dritte führt Seutter's Karte noch die „Landstraßen" an. Indeß finden sich Verkehrswege der bezeichneten Art ausschließlich nur in Böhmen und Mähren vorgetragen und auch hier in sehr beschränktem Maße, nämlich nur zwischen Karlsbad und Pilsen, dann zwischen Prag, Iglau, Znaim und Wien, und endlich zwischen Chlumetz bei Königgrätz, Politschka und Brünn.

Der Verkehr zwischen allen anderen größeren Städten wurde, abgesehen von Privat-Gelegenheiten, ausschließlich nur durch die reitende Post vermittelt.

Aber auch dieser ermangelten vielfach, namentlich im Süden des Reiches, Städte mit vier bis fünf und mehr Tausend Einwohnern und wichtigeren Behörden, wie z. B. Freising, der Sitz eines Fürstbischofs, die alte Herzogsstadt Landshut, die Festung Ingolstadt, die Rentamts-Hauptstadt Burghausen rc. und sogar ganze Landstriche waren in dieser Weise stiefmütterlich bedacht.

So gab es im ganzen Gebiete des baierischen und Böhmer-Waldes, von der Donau bis Horazdiewitz und Wodnian hinein, keinerlei Postverkehr. Dasselbe gilt vom Spessart, wie denn das heutige Unterfranken Baierns nur die einzige, Würzburg berührende Postlinie aufzuweisen hatte. Ebenso findet sich in den von den Punkten Cannstadt, Ulm, Tuttlingen gebildeten Dreiecke keine solche verzeichnet; desgleichen in dem Territorium zwischen Paderborn, Cassel, Wetzlar bis gegen Düsseldorf hin, nicht minder auf jenem Küstrin, Stargard, Stolpe, Danzig, Elbing, Culm und Landsberg und auf dem zwischen Dresden, Breslau, Glatz, Königgrätz, Prag und Leitmeritz. Ganz zu schweigen von dem Fehlen jeder Postanstalt in dem Lande zwischen Großen, Posen, Gnesen, Warschau, Petrikau, Wielun, Breslau, Liegnitz und Glogau.

Am auffälligsten zeigt sich dieser Mangel in der Schweiz und Tirol. Hier verzeichnet die Seutterische Postkarte nur drei Linien reitender Posten, nämlich von Genf über Lausanne, Bern, Solothurn und Aarau nach Schaffhausen und von Genf über Sion zum Simplon. (Die kurze Strecke von Lugano nach Bellingoua nicht zu vergessen.) Als dritte aber ist die von Bludenz in Vorarlberg über Chur und Chiavenna an den Comersee führende verzeichnet.

Zieht man von Chur eine gerade Linie östlich, so trifft sie erst in Brixen wieder auf eine Postroute, nämlich auf die der reitenden Post, welche von Innsbruck über den Brenner und dann das Etschthal hinabführte, und es zeigt sich hier auf dem ganzen Gebirgslande zwischen Rhein und Etsch und zwischen den schwäbisch-baierischen Vorbergen und der Po-Ebene keine Spur von irgend welcher Postverbindung.

Ohne eine solche waren zu Seutter's Zeiten auch die österreichischen Erblande östlich vom Brenner zwischen dem Unterinnthal, Salzburg, Linz, Wien, Wiener-Neustadt, Leoben, Judenburg, Klagenfurt, Villach und dem Pusterthal.

Solche Zustände dürften wir Epigonen mit Recht anzweifeln, müßten wir nicht annehmen, daß einem „kaiserlichen Geographen", wie Matthäus Seutter, alles ämtliche Material zur Verfügung stand, und er seine Post- und Reisekarte mit Benützung der einschlägigen officiellen Quellen, wie wir heute zu sagen pflegen, bearbeitete.

Auch nach einer anderen Seite hin erweist sich das Studium der Seutterischen Karte für uns höchst lehrreich.

Vergleichen wir mit derselben Verkehrskarten aus der ersten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts, so ersehen wir daraus, daß die Linien des Hauptverkehrs in der Zwischenzeit vielfach eine andere Richtung eingeschlagen haben.

So bestand, um nur ein Beispiel anzuführen, zwischen München und Regensburg nur eine reitende Post über Hohenkammer, Geisenfeld und Postsaal, lauter unbedeutende Dörfer und Flecken, während die Städte Freising und Landshut seitab liegen blieben. Die spätere Zeit verhalf diesen letzteren wieder zu ihrem natürlichen Recht und verband München und Regensburg durch eine Poststraße über Freising und Landshut, auf welcher der Verkehr bald ein sehr lebhafter wurde. Unsere Zeit legte zwischen den genannten Städten Schienen-Stränge, und siehe da, es dauerte nicht allzulange, so sahen wir eine zweite Eisenbahnlinie wieder der nämlichen Richtung folgen, in der vordem die Postreiter geritten.

Und Aehnliches geschah anderwärts, so daß man sagen darf, daß die Eisenbahnen mit Vorliebe nicht sowohl den Routen der alten fahrenden Posten, als denen der reitenden folgten.

Daß bei dem Vorwiegen der letzteren vor den ersteren umfangreichere und schwerere Gegenstände zumeist durch Botenfuhrwerk verfrachtet werden mußte, liegt auf der Hand. Ihnen fiel zur Besorgung Alles anheim, was in unseren Tagen, und zwar schon vor Entwicklung des Eisenbahnsystems die Fahrpost besorgte und noch besorgt. Und dazu kamen noch die eigentlichen Frachtgüter, mit denen die alte Post nichts zu schaffen hatte.

Wenn wir in Schriften aus dem vorigen Jahrhundert bis herab zu Goethe's und Schiller's Zeiten des „Posttages" Erwähnung thun sehen, so pflegen wir leicht darüber hinwegzugehen. Und doch war der damalige Posttag für Tausende ein hochwichtiger Tag. Nicht blos der Landbewohner, sondern auch der Städter hatte in der Regel wöchentlich nur einmal die Möglichkeit, durch Briefwechsel mit der Welt außer seinem Wohnort in Verkehr zu treten. Das konnte nicht ohne Einfluß auf das geistige Leben bleiben und machte sich namentlich auch im Briefwechsel bemerkbar. Die Zwischenzeit zwischen dem einen und dem nächstfolgenden Posttag wurde weidlich ausgenützt und so entstanden jene umfangreichen Correspondenzen, welche, meist subjectiven Inhalts, wie sich das aus der politischen Misère der Zeit unschwer erklärt, namentlich die zweite Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts charakterisiren.

In unserer Zeit, in der jeder Tag ein „Posttag" ist, bringt es der Einzelne nicht mehr zu einer solchen Ansammlung des Correspondenz-Materials. Er verausgabt es in kleineren Quantitäten, d. h. in kürzeren Briefen, wie es ihm in kleineren Quantitäten und zu öfteren Malen zuströmt.

Vordem aber war es anders. Da war der „Posttag" für Viele ein Festtag, der sie mit der geistigen Welt draußen in Berührung brachte und für noch Mehrere das Erscheinen des Postboten geradezu ein Ereigniß. Für

Alle aber ohne Unterschied war eine Reise ein selbst in ruhigen Tagen nicht ganz gefahrloses, immer aber mühevolles und anstrengendes Unternehmen, das überdieß auch noch mit namhaften Kosten verbunden zu sein pflegte.

Wir durch die bequemen Einrichtungen der Gegenwart verwöhnten Epigonen lächeln freilich, wenn wir hören, daß, wer etwa von Frankfurt a. M. nach Wien zu reisen vorhatte, sein Testament machte. Aber wir bedenken nicht, daß die Reise ein paar Wochen dauerte und der klägliche Zustand der Straßen die Möglichkeit bei einem gelegentlichen Umsturz des schwerfälligen Reisewagens das Genick oder wenigstens Arm und Bein zu brechen, näher lag, als wir auf den ersten Blick glauben möchten.

Womit übrigens nicht gesagt sein will, daß der Verkehr auf gewissen Eisenbahnen nicht auch dazu angethan sei, gerechte Bedenken zu erwecken.

„Allerweil fidel!“

Ein Wiener Volksbild von Friedrich Schlögl.

> „Bei seiner Anhaltung gestand er, die defraudirte Summe in liederlicher Gesellschaft durchgebracht zu haben, weshalb er in Folge dieses Geständnisses sofort in Haft genommen wurde.“
>
> Localcorrespondenz X.

Vielleicht lebt — außer den bekannten „oberen Zehntausend“ — die Mehrheit der Bevölkerung doch noch „zu gut?“ Ich weiß, daß diese fiskalisch klingende Bemerkung als dem entmenschten Busen eines passionirten Steuererfinders und Erhöhers entsprungen, von weichherzigen Humanisten classificirt zu werden verdiente, aber sie muß trotzdem ausgesprochen werden, denn sie drängt sich selbst dem oberflächlichsten Beobachter, wenn er seine Augen nicht absichtlich schließt, unwillkürlich auf. Gewisse Leute leben wirklich „zu gut“ und nach ihren Verhältnissen in mancher Beziehung sogar verschwenderisch.

Ja, man verschwendet, man verjuxt und verjuckt, verschleudert und vergeudet nicht nur die sauer erworbenen blechernen „Zehnerl“, sondern auch die papierenen „Einserln“ und „Fünfer“, und zuweilen noch breitere Noten. Was liegt d'ran? Eine lustige Stunde, ein lustiger Tag verschlingt den Verdienst einer Woche. Nun, unser Hergott ist ein guter Mann, er läßt (angeblich) einen echten Wiener nie ganz zu Grunde gehen, und was man heute in übermüthiger Laune „verputzt“, für das wird sich schon morgen der Ersatz wieder finden. Oder übermorgen. Oder nächstens. Mittlerweile lebt man „auf Puff“ oder man versetzt Entbehrliches, oder man pumpt und borgt, oder man wagt Schlimmeres.

Und Alles oft der schaalsten „Unterhaltung“ wegen. Aber man will sich eben unterhalten und geschehe es mit nachträglich schwerster Buße. Ich kenne und kannte Familien, wo die Kinder hungern und barhaupt und barfuß auf der Straße herumvagiren, während Vater und Mutter mit einem erschnorrten Gulden zum „Heurigen“ wallfahrten und sich dort „anstrudeln“ lassen. „Allerweil fidel!“ Man johlt und pascht, daß es an den Wänden hallt. Heimgekehrt prügelt man die winselnden Kinder, wenn sie nach Brod verlangen. Aber Nachmittags hat man sich doch unterhalten.

„Nur lusti, Augusti!“ heißt das Sprichwort. Vor zwanzig Jahren wohnte ein Weib, dessen ich schon einmal

flüchtig erwähnte, in meiner Nähe, eine „arme Wittib“, die, um den ersten Maskenball im Theater an der Wien besuchen zu können, ihr Bettgewand verpfändete und ihr Kind beim Greisler zum „Aufheben“ gab. Letzteres abzuholen vergaß die edle Mutter und rief, als man sie am zweiten Tage daran mahnte: „Jessas, richti, mein' Katherl! Auf den Fratzen hab' i gar nimmer denkt!“ Und dann erzählte sie lachend vom Ball, und daß 's „a Hetz war, wie's nix Zweit's mehr gibt!“ Und dem merkwürdigen Weibe konnte man eigentlich nichts sonderlich Schlechtes nachsagen, es war arbeitsam, wusch daheim für die Leute und verdiente sich das Nothbürftigste zum Leben auf rechtschaffene Art. Aber ein bodenloser Leichtsinn und ein untilgbarer Drang und Hang, eine „Unterhaltung“ mitzumachen, verleitete dieses unverfälschte „Wiener (Voll-) Blut“ zu Zeiten zu den närrischesten Streichen. Der Sonntag mußte ihr gehören und — „wenn's Graz gilt!“ So verkaufte sie ein Stück nach dem andern aus dem Nachlasse ihres Mannes, eines „kleinen“ Arbeiters, und als das Letzte „beim Teufel“, der Zins nicht mehr gezahlt werden konnte und sie delogirt wurde, da ging sie, das Kind an der Hand, eigentlich noch wohlgemuth beim Thore hinaus und warf den sie lautlos Anstarrenden die Worte zu: „Na, macht das was? Das is schon noblichern Leuten a g'scheg'n! Dessentweg'n lass'n m'r do no ka Traurigkeit g'spürn und derentweg'n geh'n m'r a no nit unter! Kumm, Kathi, laß bös Volk gaffen, wann's lang g'nua g'schaut hab'n, wern's schon aufhör'n. Kumm!“ — Und dann höhnisch: „Ihr' Dienerin allerseits, bleib'ns halt g'sund und denkens öfter an mi!“ — Und sie entfernte sich mit dem Kinde. Wohin sie ging? Ich weiß es nicht, Beide entschwanden für immer meinen Augen. Nur ihre hellen Lachtriller summten mir noch lange in den Ohren.

Mit solchen Auswüchsen, die im Temperamente ihre Wurzel haben, sei die ehrliche Armuth im Allgemeinen nicht stigmatisirt. Ich habe in dumpfen, feuchten Kellerlöchern, in ausgepfändeten Kämmerleins, auf elendem Strohlager, mit wirr herabhängendem Haare, mit ausgeweinten, blöde blickenden Augen, mit abgezehrten bleichen Wangen und schlotternden Knieen die in Verzweiflung brütende wahrhafteste Noth, den herzzerreißendsten Kummer gefunden und kennen und — den Seelenkampf solcher Mütter und Väter achten gelernt. Ich beugte mich, wie oft! vor der Größe solchen Unglücks und vor dem Heroismus Jener, die es zu ertragen hatten und es ertrugen. Was erzählte mir manch wackerer Armenvater, der es mit seiner Aufgabe ernst nahm, was erlebte ich selbst für Scenen, wo Einem das Mark und Blut zu Eis gefriert! Doch das ist, wenn der Ausdruck nicht ungehörig, die edlere Sorte der Armen, denen selten ein Selbstverschulden ihres Loses zum Vorwurf gemacht werden kann, die ich auch nicht unter jene Typen rangire, von denen ich heute im Besonderen spreche und denen es Zeit ihres Lebens nicht eingefallen, auf jene Devise zu schwören, die ich an die Spitze meiner Schilderung stellte. „Allerweil fidel!“ Sie wußten nie etwas davon, nicht einmal in ihren sonnigeren Tagen. Sie blieben bescheiden, es traf sie nur Schlag auf Schlag ...

„Allerweil fidel!“ Andere rufen's in greller Lust, wenn's auch an allen Ecken und Enden bei ihnen „happert“. Ja, noch mehr. Wenn Alles „vergitscht“, dann fühlen sie sich erst auf der rechten Höhe ihrer „Stimmung“. Wie viele Verbrechen wurden begangen, nicht aus drängender Noth, nicht in Hungersqualen, sondern, um mit dem Gelde, woran Blut geklebt, ein paar „lustige“ Augenblicke sich zu gönnen. Und foltert diese Unseligen später etwa doch Reue? Selten. Ich durchschritt Strafhäuser und hörte in

den Zellen und Arbeitsstuben die tollsten Lieder plärren. Man nannte es mir „Galgenhumor“. Ich hatte Briefe von zu lebenslangem Kerker verurtheilten Raubmördern in Händen, die, an „Freunde“ und Verwandte geschrieben, als Motto und Schluß drastische G'stanzel und die Bemerkung enthielten: „Ich bin ein schlechter Kerl, aber lustig bleib ich doch!“ Einer dieser Auswürflinge versicherte: „Sollte ich doch einmal amnestirt werden, dann gibt's eine Remasuri in Hernals, wo ganz Wien davon reden soll!“ Wir werden's wohl nicht erleben.

Es kam mir zuvor das Wort „Temperament“ in die Feder. Vielleicht ist die Bezeichnung nicht genau, vielleicht ganz unrichtig und ich sollte bei dem Worte „Leichtsinn“ bleiben. Aber der Leichtsinn, wie er dieser Species Menschen eigen und sie kennzeichnet, ist ja nach Galenus und Heinroth eben ein Product des (sanguinischen) Temperamentes, das, leicht erregbar, für tiefere Eindrücke nicht empfänglich, und mehr für Scherz, Zerstreuung und Erheiterung den damit Begabten prädestinirt, der also folgerichtig für sich und seine Handlungen „nichts könne“, weil „seine Natur“ ihn dazu treibe? Ach, seien wir aufrichtig, glauben wir an eine Selbstbestimmung, an einen freien Willen des Menschen und nennen wir die Sache bei dem rechten Namen: Gemüthsverrohung, Nichtsnutzigkeit, Gedankenlosigkeit und — Dummheit, die allerdings auch eine Gabe Gottes ist, der den Menschen erschaffen.

Ja, die Dummheit ist der leitende Factor bei so vielen unbegreiflichen Fällen. Die Dummheit ist unberechenbar in ihren Thaten und weit gefährlicher als absolute Schlechtigkeit. Der veritable Strolch überlegt und calculirt und bedenkt die Folgen, der Dummrian handelt nach momentaner Eingebung, nach augenblicklicher Neigung, ohne die nächsten Consequenzen zu prüfen. Wir haben Gerichtsverhandlungen erlebt, bei denen fünfzehnjährige Bursche und auch dreißigjährige Männer figurirten, die ihre Chefs oder ihre Angehörigen, oder die Amtscasse bestahlen, und schon in der nächsten Nacht in einem Café chantant oder Tingeltangel, wo sie auffällig tractirten, mit dem Geld herumwarfen und überhaupt „recht aufhauten“, arretirt wurden. Ihre vermeintliche Herrlichkeit, ihre „fidele“ Stimmung dauerte ein paar Stunden, für den Rest ihres Lebens waren sie verloren, Schmach und Schande brachten sie über ihre Familien, aber — wie ein solches Lümpchen beim Abführen zum Kerkermeister sagte: „Is alles eins, wenigstens hab i a amal guat g'lebt!“ Gut gelebt, mit dem Bewußtsein, ein Dieb zu sein.

Und ohne Zweifel auch „heiter“ gewesen. Nun, wohl bekomm's! Einer meiner Bekannten, der sich gern mit derlei Menschenräthseln, d. h. mit der Erklärung solcher Probleme befaßt, gelangt am Schlusse seines Deliberirens immer und immer wieder auf die entschuldigende Ansicht von der mangelhaften Organisation manchen Gehirnes. „Sowie es Blind- und Taub- und Stummgeborne gibt,“ meint mein Anwalt aller Preßhaften, „so gibt es auch geborne Esel! Haben wir Mitleid mit den Unglücklichen und die Dummheit ist das ärgste Unglück!“ Ja wohl, aber das Leiden braucht nicht immer unheilbar zu sein und könnten manchmal Versuche nicht fehlschlagen, das Uebel wenigstens zu mildern. Doch dazu gebricht's bei Manchem meist an wirklichem Wollen, man fühlt sich in dem angewohnten Dusel heimischer. —

„Allerweil fidel!“ Es ist dieß die Leibmelodie und das Kriegsgeschrei auch Jener, deren Mittel es anfänglich noch erlauben, stets in dieser Stimmung zu sein. „Biz“ Vater und Sohn z. B. (bekannte Wiener Chargen in mehrfacher Anzahl) schwören

nur auf diese Formel, huldigen keinem anderen Principe, kennen keine andere Aufgabe und ergänzen sich sogar gegenseitig in ihren ohnehin gleichartigen Bestrebungen und Tendenzen und helfen Einer dem Andern mit Ideen und Einfällen aus, wenn das Tages- oder Wochen-Programm monoton zu werden droht. Was der „Alte" nicht weiß, das weiß der Junge, und auf was der Vater nicht verfällt, auf das kommt der lustige „Herr Sohn." Welch' Halloh! wenn die Harmonie hergestellt.

Man muß in den Hauptquartieren und Stammlagern dieser Gattung Ur- und Original-Wiener, in gewissen Café's, in prononcirt altmodischen und altpatriarchalischen Kneipen seine Beobachtungen machen, den Dialogen ein geneigtes Gehör schenken und das „Jägerlatein" dieser eigenthümlichsten Volksschichte verstehen, um sich klar darüber zu werden und es begreiflich zu finden, daß es Leute geben kann, die für ihre irdische Mission sich nur zwei, und zwar identische Ziele aufgestellt: „Jux und Hetz!"

Allerweil fidel! Der alte Biz, ein noch „riegelsamer" Mann, in den sogenannten „besten Jahren," Hausherr und Fabrikant, in letzterer Eigenschaft nur mehr halb activ und fast „emeritirt", da er die Leitung des Geschäftes seinem Sohne übergeben, tritt nach Tische in sein gewohntes Café und selbstverständlich schnurgerade zu dem Häuflein bewährter „Spezi", die mit langen „Köllnischen" oder schöngerauchten Meerschaum-Pfeifen dampfend ausgerüstet, soeben berathen, ob man — eine russische Preferance oder den üblichen Tapper spielen soll. Zu anderweitigen Erwägungen, zu politischen Controversen, zu ernsten Debatten über communale Wirthschaftsangelegenheiten und sonstigen Gesprächsstoffen dieser Qualität versteigen sich die Herren nicht — das überlassen sie den Anderen, den „G'studirten"; die Elite, die Crême des zünftigen Pfahlbürgerthums interessirt sich für derlei Dinge nicht, sie liest auch nichts, außer (kurze) Notizen des Polizeirapportes und einzelne Stellen aus sensationellen Gerichtsverhandlungen. „Alles And're, was 's in die Zeitungen einidrucken, is ja eh derlogen!" So begnügt man sich als echter und rechter „Spießer" mit den geistigen Anregungen, die ein angesagter „Ultimo" bietet oder ein unerwarteter „Contra." Damit reicht man schon aus, den Nachmittag und Abend und die halbe Nacht, überhaupt die sogenannte „freie Zeit", d. h. jene, die das „Malefizg'schäft z'Haus" übrig läßt — todt zu schlagen. „No, so fangen m'r an!" meint ein „vierstöckiger Eckhäusler", „aufdeckt is schon!" Aber, da erscheint eben Vater Biz.

Vater Biz ist auch ein „leidenschäftlicher" Tarokirer und er hat von dem Sechziger, den er am Buckel, gewiß zwei Drittheile am „grünen Tischl" versessen, aber — „a Hetz vor der Liner" ist ihm doch noch lieber. So ruft er denn auch, vollig überrascht von dem gehörten Vorhaben der Freunde und „Brüderln": „Ja, was is 's denn? Ös werd's bei den schön' Tag (er macht solche Repertoirs-Aenderungen auch im Winter und bei garstigstem Wetter) do nit im Zimmer da knotzen bleib'n? Rutsch'n m'r a Bißl wohin, aussi zum Salvini oder zu der „Sigstes Mariedl", oder zum Nußbaumer, oder sunst wo, wo a Tropfen zum trinken is und a a Jux dabei is. I laß einspannen, mir hab'n Alle Platz!"

„Wahr is 's!" ergänzen rasch die Genossen, „mir können ja die Karten a mitnehmen, wan ma eppa d'raust wo ka krieget. M'r muß auf alle Fäll bedacht sein!" Der gegenseitige Scharfsinn wird bewundert, man zahlt seinen „Schwarzen", und summt und pfeift und murmelt indessen präludirend einen Vierzeiligen, während Vater Biz den „Marqueurbuben" hinüber schickt, dem „Micherl" sagen lassend, er möge einspannen und vorfahren. „Kann heut a Hetz wer'n! Nur allerweil fidel!"

Diese sämmtlich bejahrten Männer haben noch nie im Leben eine Bildergallerie, ein Museum, eine Ambraser Sammlung oder sonst ein wissenschaftliches oder Kunst-Institut besucht, sind im Weltausstellungsraume meist auch nur in der Pilsner oder Kärntner Bierhalle zu finden gewesen; kamen, obwohl gesund und bemittelt, nie auf den Gedanken, eine Reise zu unternehmen und sahen außer ihrer Vaterstadt, ja oft auch nur außer ihres Grundbezirkes, von der übrigen Welt nichts, als höchstens Liesing des Bieres, Klosterneuburg des Strohweines, Breitenfurt der Milchrahmstrudel, und Breitensee der Riesenknödel wegen. Und sie lasen, seitdem sie das „Schulbüchel" aus der Hand gelegt, auch kein einziges Buch. Und sie blieben doch frisch und wohlgemuth und heiter und waren in ihren Kreisen sogar geachtet und angesehen und waren beliebt, denn — sie waren „allerweil fidel!"

Das macht das Wiener Element ureinzig. Aber hören wir weiter. Der „Micherl" kann nicht vorfahren, weil — nun, weil Biz's Sohn den Wagen bereits in Beschlag genommen und mit seinen „Spezi's" (jüngeres Blut) soeben ausgeflogen ist. Hm! Der Vater glaubte ihn im Geschäfte, er schüttelt den Kopf, aber da erinnert man ihn, daß heute Freitag, wo die „Harner Buab'n" sich hören lassen und daß es also „everdent" ist, daß der Karl „vor die Taborlinie" gefahren. Dort beginnt die Geschichte freilich erst spät Abends, aber vielleicht sind sie früher zum „Hirschen" im Prater, oder zum „Fürst" oder — sonst wohin? „Richti, so wird's sein," beruhigt sich der „Alte", „fahr'n m'r ihnen nach, mir wer'n 's schon wo treffen, gibt a Mordgaudi, wann mir ang'ruckt kommen!" Allgemeine Zustimmung. Und so geschieht es auch, und ein bekannter Fiaker, der sich für ähnliche Unternehmungen schon öfter bewährte und der um „drei Fünferln" bis Früh Morgens ein Uhr zu haben ist, bringt die bemoosten Häupter nach Wunsch an Ort und Stelle und — man findet sich in der That. Nun gibt es auf beiden Seiten allerdings einen solchen Freudenspectakel, einen solch inbrünstigen Jubel, ein solch enthusiastisch Geschrei und Gebrüll, wie es in dieser Zügellosigkeit nicht einmal am 15. März 1848, als die Verleihung einer „Constitution" proklamirt wurde, zu hören war und wo es an jauchzenden Hochrufen doch auch nicht fehlte . . . .

Aber ich gerathe mit meinen Schilderungen, die sich immer mehr in's Weite verlieren, insoferne auch auf Abwege, als ich mich von dem Ziele gänzlich entfernte, das ich mir mit dem citirten Motto vorgezeichnet. Nun, das Einlenken ist nicht so schwer. Ich sprach ja doch nur von „Vergnüglingen" aus Volkskreisen. Die Façon ist die gleiche, die Einen haben die Mittel, „allerweil fidel" zu sein, die Andern haben sie nicht, aber das lustige Beispiel zieht an, verlockt, verführt, — sie wagen, wagen ohne Ueberlegung, ohne Denkfähigkeit, grundsatzlos — den kurzen Traum, den flüchtigen Taumel beendet der Detectiv. Die alberne Posse ist überstanden. —

Von berühmten Männern.

Nach H. J. Landau.

Jeder Gebildete interessirt sich für die Kunst und ihre Schöpfungen, und in der That, nichts ist mehr geeignet, die höheren Elemente, die wir in uns tragen, zum klaren Bewußtsein zu bringen, als eben die großen Werke, welche die Kunst in ihren verschiedenen Zweigen aufzuweisen hat.

Diese schönste Frucht des Kunstgenusses kann aber für Solche, die nicht ausübende Künstler sind, nur aus der möglichst genauen Erkenntniß des Wesens und der Natur des Künstlers, der Kunst und der als classisch anerkannten Kunstwerke hervorgehen.

Nun kann aber die Bekanntschaft mit den „Eigenthümlichkeiten“ desjenigen, der ein schönes Kunstwerk schuf, nicht schneller, leichter und sicherer erworben werden, als wenn man den Künstler selbst beobachtet, wie er dachte, sprach, empfand und handelte. Nur unter dieser Bedingung ist es möglich, in die geheime Werkstätte des Künstlers zu blicken, wo man die ersten Gedanken zu einem Kunstwerke gleichsam werden, keimen, wachsen, knospen, aufblühen und zur schönen Frucht reifen sieht.

Das ist der leitende Gedanke, nach welchem folgende Charakterskizzen, Geschichtchen und Aussprüche aus dem Leben großer Musiker, Dichter und Schauspieler hier mitgetheilt werden. Wir werden in diesen Zeilen Geisteszüge von berühmten Todten, sowie von noch lebenden Persönlichkeiten begegnen, Züge, die uns näher in die Naturen Derer einführen, welchen wir im Musiksaale, im Lesezimmer, wie auf der Bühne große Genüsse verdanken.

Beethoven. Während seines Aufenthaltes in Berlin traf Beethoven oft in Gesellschaften Himmel, den Componisten der Oper „Fanchon“. Himmel spielte recht hübsch auf dem Piano, wenn er sich auch mit den damaligen Meistern nicht messen konnte. Eines Tages bat er Beethoven, zu improvisiren und dieser genügte der Aufforderung. Himmel setzte sich nach ihm, ohne die Vergleichung zu fürchten, ebenfalls an das Piano und arbeitete auf demselben lange herum, bis Beethoven endlich ausrief: „Nun, werden Sie nicht bald anfangen?“ Das war hart; Himmel stand beleidigt auf und es fielen von beiden Seiten anzügliche Worte. „Ich glaubte wirklich,“ sagte Beethoven einige Tage nachher, „Himmel präludire nur“. Man söhnte die beiden Künstler zwar mit einander aus, aber die Versöhnung war keine aufrichtige. Himmel hatte sich vorgenommen, seinen Gegner lächerlich zu machen und sich auf diese Weise zu rächen. Er trat in Briefwechsel mit Beethoven, der nach Wien zurückgekehrt war, und schrieb ihm eines Tages, man habe eine höchst merkwürdige und wunderbare Entdeckung gemacht, nämlich eine Laterne für die Blinden erfunden. Beethoven war ein ungemeiner Neuigkeitsjäger und glaubte Alles, was man ihm berichtete, ohne erst lange darüber nachzudenken. Sobald er etwas Merkwürdiges, besonders etwas Neues erfuhr, erzählte er es allen seinen Bekannten und breitete so ein ihm aufgebundenes Märchen aus. Eine Laterne für die Blinden! Das

war zu außerordentlich, als daß Beethoven sich nicht hätte beeilen sollen, Jedermann die so wunderbare Entdeckung mitzutheilen. Die Ungläubigkeit einiger Freunde öffnete ihm die Augen nicht. „Worin besteht denn aber diese Laterne?“ Davon erwähnte der Brief nichts. Beethoven schrieb also an Himmel und ersuchte ihn, nähere Details über jene Laterne zu geben. Darauf wartete Himmel. In seiner Antwort löste sich das Räthsel, Beethoven beging überdies die Unvorsichtigkeit, den Brief zu zeigen und wurde denn richtig ausgelacht. —

Rochlitz war einst in ein Speisehaus gegangen, wo, wie er wußte, Beethoven gewöhnlich zu Mittag aß. Er traf Beethoven auch dort, und dieser, als er ihn erblickte, winkte ihm, in ein Nebenzimmer zu kommen, wo sie ungestört mit einander reden konnten. Beethoven ließ eine Flasche Wein bringen, welche er sogleich beim Empfang bezahlte, indem er mit sarkastischem Lächeln zu dem Kellner sprach: „Heute habe ich wieder einmal g e g e s s e n.“ Der Kellner wurde roth und entfernte sich mit sichtlicher Beschämung. Auf Rochlitz's Frage, was er mit dem Kellner habe, gab Beethoven lachend folgende Auskunft: „Seit vielen Jahren besuche ich dieses Speisehaus und habe immer meine Zeche beim Weggehen ehrlich berichtigt. Nun traf sich's einmal, daß ich keinen Kreuzer baares Geld hatte, dafür aber eben an diesem Tage einen gesegneten Appetit. Ich lasse mir also Essen geben, und als ich satt bin, gehe ich davon, mit dem Vorsatz, das nächste Mal zu bezahlen. Nach einigen Tagen komme ich wieder und fordere wieder ein Essen, da schreibt mir der Bengel, der Kellner, auf die Rückseite des Speisezettels: „Sie haben das letzte Mal nicht bezahlt.“ — „Ich habe kein Geld bei mir,“ sage ich, und wieder schreibt der Kerl: „Wenn Sie kein Geld haben, so müssen Sie nicht essen, ich gebe Ihnen Nichts, bis Sie mir 46 kr. bezahlt haben, die Sie mir schuldig sind.“ — Beethoven hatte dann die 46 kr., die er schuldig war, bezahlt, und konnte nun wieder dort essen. —

Beethoven äußerte sich nie über seine religiösen Ansichten und Gefühle. Generalbaß und Religion, erklärte er, seien in sich abgeschlossene Dinge, über die man nicht weiter disputiren sollte. Beethoven hatte zwei alte Inschriften von einem Isistempel eigenhändig abgeschrieben, selbe in Rahmen fassen lassen und so lange Jahre immer vor sich auf seinem Schreibtisch stehen. Sie lauteten:

1. „Ich bin, was da ist. Ich bin Alles, was ist, was war und was sein wird, kein sterblicher Mensch hat meinen Schleier aufgehoben.“

2. „Es ist einzig von sich selbst und diesem E i n z i g e n sind alle Dinge ihr D a s e i n schuldig.“ —

Eines Tages besuchte der Hofcapellsänger Barth den großen Meister. „Da habe ich heute Etwas niedergeschrieben,“ sagte Beethoven zu Barth, „es brennt gerade Feuer im Ofen, da soll's hinein.“ — Barth las und probirte; Beethoven hörte aufmerksam zu; dann aber sagte Barth heiter: „Nein, lieber Beethoven! das werden wir nicht verbrennen!“ — Es war die „Adelaide“, die wir so durch Barth gerettet erhielten. —

Beethoven konnte sich nie den Erfordernissen der Etikette unterwerfen. Der Fürst Lichnowski hatte ihn in seinen Schutz genommen, als er sich in sehr bedrängten Verhältnissen befand. Außer 600 Gulden des Jahres gab ihm der Fürst freie Wohnung und einen Platz an seiner Tafel. Beethoven nahm das Anerbieten an, aber die Regelmäßigkeit wurde ihm bald zur Last. „Was,“ sagte er zu einigen Freunden, „ich sollte alle Tage halb vier Uhr zu Hause sein, mich rasiren und ankleiden! Nein, es ist unerträglich!“

H a y d n pflegte täglich 16 bis 18 Stunden zu arbeiten; bis 1758 lebte er in großer Armuth, alsdann

wurde er in der Familie des Fürsten Esterhazy angestellt. Seine Lebensart war von da an sehr einförmig. Der Morgen war der Composition, der Abend der Aufführung der Oper gewidmet. Die Gesammtzahl seiner Compositionen beträgt nicht weniger als neun hundert und neunzig. Wenn er sich zur Arbeit niedersetzte, putzte und puderte er sich sehr sorgfältig und zog seine besten Kleider an. Er hatte von Friedrich II. einen Diamantring bekommen und versicherte, daß wenn er ohne diesen an die Arbeit ginge, er keiner Idee mächtig werden könne. Er konnte nur auf dem feinsten Papier schreiben und er schrieb seine Noten so genau und sorgfältig, als ob sie in Kupfer gestochen wären. Nach diesen Umständlichkeiten wählte er das Thema zu seinem vorhabenden Werke und den Schlüssel, in welchem er es schreiben wollte. —

Haydn erzählte oft, wie große Mühe es ihm gemacht habe, die Bewegung der Wogen in einem Sturme zu malen, der in der Operette „der hinkende Teufel“ vorkam, die er in großer Jugend (es war seine erste Composition) im Jahre 1751 für den Theater-Director Kurz componirte. Kurz besaß Geist und Geschmack und war nicht so leicht zu befriedigen. Die Sache wurde um so schwieriger, als beide, Kurz und Haydn, weder das Meer, noch einen Sturm darauf gesehen hatten. Wie das malen, was man nicht kennt? Kurz ging in großer Unruhe in dem Zimmer auf und ab, wo der Componist vor dem Clavier saß. „Denke Dir,“ sagte er, „einen emporsteigenden Berg und dann wieder ein einsinkendes Thal, dann ein Berg und wieder ein Thal. Die Berge und Thäler laufen schnell hinter einander her und jeden Augenblick entsteht ein gewaltiges Gebirge und ein tiefer Abgrund.“ Diese schöne Beschreibung führte kein Resultat herbei, obgleich der Director auch die Blitze und den Donner nicht vergaß, um das Ganze seines Gemäldes vollständig zu machen. „Male mir allen diesen Graus, aber besonders deutlich die Berge und Thäler“, wiederholte er fortwährend. Haydn ließ seine Finger rasch über die Tasten des Claviers gleiten, trillerte, machte Sprünge in Octaven — Kurz war nicht zufriedenzustellen. Endlich wurde der junge Componist ungeduldig, legte beide Hände an den beiden Enden des Claviers an und zog sie aneinander, indem er über alle Tasten hinstrich; dann strich er wieder von der Mitte aus nach dem Ende über die Tasten und rief dabei: „Hol der Teufel den Sturm!“ — „Richtig, richtig! Jetzt hast Du es getroffen“, antwortete Kurz, indem er ihm um den Hals fiel. — Haydn setzte hinzu, als er nach vielen Jahren bei schlechtem Wetter über den Canal gefahren, habe er auf der ganzen Ueberfahrt lachen müssen, indem er an seinen Sturm in dem „hinkenden Teufel“ gedacht. —

Haydn war um das Jahr 1770 in ein hitziges Fieber verfallen und der Arzt hatte ihm während seiner allmäligen Genesung strenge verboten, sich mit Musik zu beschäftigen. Bald darauf ging Haydns Gattin in die Kirche, nachdem sie vorher der Magd ernstlich eingeschärft hatte, ihren Herrn zu bewachen, daß er nicht an's Clavier komme. Haydn that in seinem Bette, als ob er nichts von diesem Befehle gehört habe; aber kaum war seine Gattin fort, als er die Magd mit einem Auftrage aus dem Hause schickte. Nun schwang er sich eilends an sein Clavier: mit dem ersten Griffe stand die Idee einer ganzen Sonate vor seiner Seele und der erste Theil wurde beendigt, während seine Frau in der Kirche war. Als er sie zurückkommen hörte, warf er sich geschwind wieder in's Bett und hier componirte er den Rest der Sonate. —

Bei seinem ersten Besuche in London wohnte Haydn in dem Hause des Musikverlegers Bland, der folgende

Anekdote von dem Componisten zu erzählen pflegte: „Als ich auf das Festland ging, um Haydn zu uns einzuladen, wurde ich bei ihm eingeführt, als er sich eben den Bart abrasirte, was nicht die angenehmste Arbeit ist, selbst wenn man ein gutes Messer hat. Haydn besaß aber ein sehr schlechtes und sagte zu mir: „Ach, Herr Bland, wenn ich nur ein englisches Rasirmesser hätte, ich wollte eine der besten Compositionen dafür geben, welche ich geschrieben habe.“ Ohne etwas zu entgegnen, eilte ich in mein Wirthshaus zurück und holte mein bestes Paar Messer. Als ich dieselben dem großen Manne überreichte, gab er mir eines seiner Quartette im Manuscript, das ich später herausgab und Rasirmesser-Quartett nannte.“

Mozart. Unter den mancherlei Porträts, welche von Mozart existiren, befindet sich auch ein kleines Gemälde, aus dem Nachlasse der Witwe Mozart's stammend, an dessen Entstehung sich eine wenig bekannte Anekdote knüpft. In diesem Gemälde ist Mozart in seinem achten Lebensjahr in ganzer Figur abgebildet. Er trägt ein prächtiges, weitbauschiges Hofkleid, seidene Strümpfe und Schnallenschuhe, an der Seite einen kleinen Degen, unter dem Arm einen Chapeaubas. Die linke Hand hat er stolz in die Seite gestemmt, das gepuderte Haar mit dem lieblichen Kindergesichtchen ist nach dem Beschauer des Bildes gerichtet. Das große schwarze Auge blickt frei und keck in die Welt hinaus.

Dieses Bild ist ein kleines Meisterstück und die Entstehungsursache folgende: Eines Tages befand sich der kleine Mozart in einem Zimmer der Kaiserin Maria Theresia, die sich bekanntlich für den genialen Knaben lebhaft interessirte. Er spielte eine Zeit lang auf dem Clavier, dann bemächtigten sich seiner die ganz jungen Erzherzoginnen Caroline und Maria Antoinette und jagten den lebhaften Knaben unter Jauchzen und Jubeln im Gemache umher.

Mozart sprang und hüpfte, bald von den Erzherzoginnen verfolgt, bald sie verfolgend, umher, glitt aber plötzlich auf dem glatten Boden aus und fiel. Caroline stellte sich vor ihm hin, klatschte in die Hände und lachte den verdutzten Knaben aus, dem jetzt vor Scham und Aerger die hellen Thränen in die Augen traten.

Nun trat Maria Antoinette hinzu, hob Mozart von der Erde auf, trocknete seine Thränen und suchte ihn durch Liebkosungen über den gehabten Unfall zu trösten. Mozart's schöne Augen leuchteten hell auf, freudige Wehmuth lächelte aus seinen Zügen, er nahm sie bei der Hand und sagte mit dem Ernste eines Erwachsenen: „Höre, Antoinette, ich will Dir was sagen. Du bist gut und mitleidig, ich werde Dich heiraten.“ Die junge Erzherzogin war über diesen Ausspruch ihres Gespielen seelenvergnügt, hüpfte in das Zimmer der Kaiserin und rief frohlockend: „Mama, Mama! Mozart will mich heiraten!“ „So!“ sprach lächelnd die Kaiserin, „Mozart hat Geschmack, er ist auch keine üble Partie für Dich.“ Während dem wurde Mozart, der Antoinetten nachgeeilt war, an der Thürschwelle sichtbar. „Komm einmal her, mein kleiner Bursche,“ fuhr die Kaiserin fort, „und sage mir, warum willst Du gerade Antoinette heiraten?“ Der Knabe blickte Maria Theresia treuherzig an und küßte ihr die dargereichte Hand. „Ja, Kaiserin, das will ich Dir gleich sagen,“ antwortete er ohne Scheu und Rückhalt; „die Erzherzogin Caroline war Schuld, daß ich fiel und mir recht wehe that, sie ließ mich liegen und lachte mich obendrein noch aus; Antoinette ist gut, und weil sie ein gutes Herz hat, will ich sie heiraten.“ „Das ist recht hübsch, mein Mozart,“ sagte die große Kaiserin, „aber wenn Du Antoinette heiraten willst, mußt Du auch Kleider haben wie ein Erzherzog.“ Der Knabe

senkte jetzt traurig den Kopf und brach in Thränen aus. „Woher soll ich denn Kleider nehmen wie ein Erzherzog?“ schluchzte er, „Antoinette muß mich so nehmen.“ „Das wird sie aber nicht wollen,“ erwiderte die Kaiserin. Nun lief Mozart zu Antoinette, nahm sie bei beiden Händen und bat mit kindlicher Naivetät: „Nicht wahr, Du nimmst mich so?“ Die Kaiserin lachte herzlich über diese Scene und entließ die kleine Schaar, um sich im Spiele weiter zu ergötzen.

Zwei Tage darauf hielt eine kaiserliche Equipage vor der Wohnung Mozart's, ein Kammerherr stieg aus, brachte einen vollständigen Hofanzug, wie ihn die Prinzen tragen, für den kleinen Amadeus, und einen prächtigen Damenanzug für dessen Schwester.

Beide fuhren dann in diesen Galakleidern nach Hofe. In dieser kaiserlichen Tracht wurde später der kleine Mozart auf Befehl der Kaiserin gemalt.

Mozart's sechs, dem Meister Haydn gewidmete Quartette vom Jahre 1785, wurden, wie fast Alles an ihm, Anfangs sehr verkannt. Aus Italien kamen sie an den Verleger Artaria, „weil der Stich so fehlerhaft sei,“ zurück. Man hielt nämlich die vielen fremden neuen Accorde und Dissonanzen für Stichfehler. — In Ungarn ließ sie der Fürst Grassalkowitsch von seiner Capelle aufführen und rief einmal über das andere: „Sie spielen nicht recht, meine Herren!“ Man zeigte ihm die Noten. Voll Verdruß, so viel vermeinten Unsinn darin zu finden, zerriß er sie in kleine Stücke.

Als Mozart sein Einkommen (800 fl.) bescheinigen mußte, was dort Gebrauch war, schrieb er darunter: „Zu viel für das, was ich leiste, zu wenig für das, was ich leisten könnte.“ Es hatte ihn nämlich verdrossen, daß er in seiner Eigenschaft als Kammercomponist niemals einen Auftrag bekommen hatte.

Strauß. Als zu Anfang der Vierziger-Jahre die mit Recht so genannte „schwedische Nachtigall“ Jenny Lind im Theater an der Wien gastirte, war bekanntlich unter den Musikfreunden große Aufregung und eine förmliche Jagd nach Parterre- oder Logenkarten, denn es gehörte zum guten Ton, die „Sonnambula“ oder „Regimentstochter“ der Lind gehört zu haben.

Eines Tages aber wurde unsere Kunst- und Musikwelt völlig allarmirt, als nämlich die Theaterzettel das große musikalische Ereigniß, die erste Aufführung der Oper „Vielka“ unter Maestro Meyerbeer's persönlicher Leitung, mit Fräulein Jenny Lind in der Titelrolle, dem überraschten Publikum von jeder Straßenecke herab bekannt gaben. War bei den anderen Gastrollen der Lind eine Jagd nach Billeten, so erhob sich auf diese Nachricht hin ein förmlicher Sturm gegen den Logenmeister, Herrn Beyer, den dieser so gut als es eben ging abzuschlagen oder — auszuhalten wußte. Wir brauchen nicht zu erzählen, daß in wenigen Tagen, lange noch vor der ersten Probe jener Oper, Logen- und Sperrsitze und sonstige improvisirte Sitzplätze vergriffen waren.

Einem nur war es nicht gegönnt, eine solche Sitzanweisung zu erhaschen, obgleich er seiner Stellung nach wohl völlig dazu berechtigt gewesen wäre. — Dieser Eine war der große Feldherr auf jedem Tanzparquet, nach dessen wunderwirkendem Stabe tausend Füße und Füßchen sich in tactmäßige Bewegung setzten, dessen melodienreiche Compositionen seinen Namen unvergeßlich machten. „Strauß Vater“ war es, der händeringend den Tag, die Stunde der ersten Aufführung der Oper „Vielka“ herannahen sah, ohne Hoffnung ihr beiwohnen zu können.

„Lieber Beyer,“ sagte der große Tanzcomponist zum Logenmeister, „verschafft mir um's Himmelwillens einen Platz im Theater, ich muß die „Vielka“ hören, ich muß Meyerbeer dirigiren und die Lind spielen sehen. Schafft mich auf den Schnürboden oder über

den Kronleuchter — aber weist mich nicht ab.“ — —

Beyer stellte der dringenden Bitte seines Freundes gerechte Bedenken entgegen, und so gerne er seinem Wunsche willfahren hätte, sann er doch lange vergeblich nach einem Mittel.

„Ich hab's,“ rief endlich der Logenmeister mit freudestrahlendem Antlitz — geht in's Orchester und gebt einem Violinspieler ein gutes Wort, daß er Euch für diesen Abend seine Violine und den Bogen überlasse — so wird es gehen!“

Gesagt — gethan!

In einem bescheidenen Winkel des Orchesters, an der Stelle des letzten Violinspielers saß der „alte Strauß“ und das Publikum, das die Aufführung der „Vielka“ mit ungeheurem Enthusiasmus, mit jubelndem Beifall aufnahm, wußte es nicht, daß sein populärster Mann, sein größter Liebling, der „Vater Strauß“ unter dem Tactirstabe Meyerbeer's sein ganz bescheidenes Scherflein an jenem Abende nothgedrungen mit beigetragen habe.

Auerbach Berthold. Es gibt unter den Novellendichtern kaum zwei entgegengesetztere Persönlichkeiten als Berthold Auerbach und A. v. Sternberg. Nur in der schönen Begabung einer gefälligen graziösen Erzählungsweise besteht ein Berührungspunkt zwischen Beiden. A. v. Sternberg, eine schlanke Gestalt, trägt den Kopf hoch, um das Auge von dem Plebs abgewendet zu haben. Auerbach, eine kleine, gedrungene kernige Figur, hebt sein großes Auge, in dem Verstand und Herzlichkeit sich gleichmäßig abspiegeln, auch oft zum Himmel, aber um ihn herabzuzaubern auf seine lieben Mitmenschen. Sternberg erhebt sich stolz über die Masse; Auerbach hebt die Masse zu sich empor, es ist sein Stolz, sie in ihrem Werthe, in ihrer Empfänglichkeit für Belehrung und Fortschritt darzustellen. Als einst Herr von Sternberg und Auerbach in einer Gesellschaft Berlins sich zusammenfanden, äußerte Ersterer, der jeden Tropfen Tinte, den er verschreibt, durch zehn Tropfen Patschuli, die er sich in die Hände reibt, von seinem profanen Geruch befreit: „Ihr Volksschriftsteller, bringt unsere Salons durch die schmutzigen Kleider Eurer Bürger und Bauern in üblen Geruch.“ — „Nicht so!“ versetzte Auerbach, „Ihr vornehmen Schriftsteller, habt durch Euere Patschuli eine so ungesunde Atmosphäre in dem Salon erzeugt, daß wir nur die Fenster aufgemacht haben, um frische Luft hineinzulassen.“

Castelli pflegte sich mit seinen Freunden häufig durch Schnurren und Schwänke zu necken. Als eines Tages einer dieser Freunde eine größere Reise antrat, bat Castelli ihn beim Abschiede, ihm dann und wann Nachricht von seinem Wohlbefinden zu geben. Der Freund hielt Wort. Von der vierten oder fünften Station aus sandte er einen Eilboten auf Castelli's Kosten an diesen mit einer ungeheuren Depesche, in welcher aber weiter nichts stand, als: „Ich befinde mich wohl.“ Castelli ließ den Spaß — Spaß sein und bezahlte ohne Murren die Stafette. — Nach einiger Zeit erhielt der abwesende Freund an dem Orte seines nunmehrigen Aufenthaltes eine schwere, unfrankirte Kiste durch die Post. Was aber befand sich in dieser? Ein 16 Pfund schwerer Stein und auf diesem ein Blatt nachstehenden Inhalts: „Lieber Freund! Bei der erwünschten Nachricht von Deinem Wohlsein ist mir beifolgender Stein vom Herzen gefallen.“ —

Es war im Jahre 1845, als die Nachricht von dem Tode des gemüthlichen Dichters Castelli die Runde durch die deutschen Journale machte. Castelli lebte aber rüstig und in ungeschwächter Geisteskraft auf seinem Gute in Steiermark, und als er sich selbst als „gestorben“ in einer Zeitung

fand, sandte er der Bäuerle'schen Theaterzeitung nachstehendes Gedicht:

Ich bin nicht todt.

Man sagt mir von allen Seiten,
Ich höre von allen Leuten:
  Ich sei ein gestorbener Mann;
Es freut mich aber vom Herzen,
Daß ich darüber hier scherzen
  Und selbst es verneinen kann.

Die mir den Tod jetzt gegeben,
Die meinten, man könne nicht leben,
  Wenn man das Theater entbehrt;
Nicht weiß, wie die Actien stehen;
Nicht kann in den Volksgarten gehen,
  Oder in ein langweil'ges Concert.

O, könnten bei mir sie doch stehen,
Der Schauspiele herrlichstes sehen,
  Hier dargestellt von der Natur,
Der Garten, vom Himmel geziert,
Die Börse, wo Niemand verliert,
  Und der Vögel Concert auf der Flur.

Sie würden die winkligen Gassen,
Die engen Häuser verlassen,
  Und all' den städtischen Glanz,
Sich hier neue Frische erwerben,
Und sagen, hier kann man nicht sterben,
  Nein, nein! hier lebt man erst ganz!

So leid' ich den Tod denn geduldig,
Und bin Jenen Dank auch noch schuldig,
  Die umgebracht mich vor der Zeit;
Man hat mir nämlich gesaget,
Viele Freunde hätten geklaget:
  „Mir ist um ihn wirklich recht leid!"

Heine. Sein Herz war gut. Doch dieses Herz gehörte nur seinen Freunden, der Haß war für die Feinde. Dieses gute Element, das in ihm waltete, ergoß sich sogar auf gleichgiltige, ihm ganz fremde Menschen. Es genügte diesen, um sein Interesse zu wecken, nothdürftig, arm oder unglücklich zu sein. Zahllose Flüchtlinge haben seine wohlthätige Hand empfunden, ohne daß er gefragt hätte, welcher Partei sie angehörten, wenn sie sogar aus einem Lager kamen, dessen Fahnen er verspottete und in dessen Reihen ihm feindliche Kämpfer nisteten; zu jeder Geldsammlung für irgend ein edles oder unverschuldetes Unglück steuerte er bei, beinahe mehr, als seine Mittel es erlaubten, und sagte dabei lächelnd und wie zur Entschuldigung: „Ich liebe von Zeit zu Zeit meine Visitenkarten bei dem lieben Herrgott abzugeben." —

Heine erfuhr in Betreff seines „Atta Troll" in der Zeitschrift „Dithmarsche Blätter für deutsche und schleswig-holsteinische Zustände" (1849) ein seltsames Urtheil. Am Schlusse einer geist- und beziehungsreichen Kritik heißt es:

„Sollen wir nun unsere Meinung über das Gedicht und den Dichter sagen? Das Gedicht ist ein gottloses Meisterwerk. Was den Dichter betrifft, so hat Deutschland nicht Lorbeeren genug für sein Haupt und nicht Thränen genug für seine Seele!" —

Als im Jahre 1847 ein gewisser Püttmann ein Album von Originalpoesien, mehr politischen Inhalts, mit Beiträgen von Freiligrath, Alfred Meißner u. A. herausgab, wendete er sich auch an Heine um einen poetischen Beitrag, mit dem Bemerken: „Daß er (Heine) jedenfalls mit seiner Richtung einverstanden sein würde. Heine antwortete ihm und schloß seinen Brief: „Uebrigens bin ich nicht nur mit Ihrer Richtung, sondern auch mit Ihrer Hinrichtung vollkommen einverstanden." —

Heine lag schwer leidend so darnieder, daß er nicht mehr das Lager verlassen konnte. Eines Tages sprach er seufzend zu Meißner: „Könnte ich doch nur mit Krücken ausgehen! — Wissen Sie, wohin ich ginge?" — „Nein!" — „Gradenwegs in die Kirche!" — „Sie scherzen!" warf Meißner ungläubig ein. — „Nein, nein! gewiß! in die Kirche!" antwortete Heine. „Und wohin soll man denn auch mit Krücken gehn? Freilich, wenn ich ohne Krücken ausgehen könnte, spazierte ich lieber über die lachenden Boulevards und würde den Ball Mabile mitmachen!"

Lenau Nicolaus äußerte selbst, daß er keine Zeile zu schreiben vermöge, ohne seine Pfeife im Munde

zu haben. — Nur beim Rauchen, meinte Lenau, kommen die Gedanken; es concentrirt. Man glaubt nicht, wie viel gerade auf innerliche Naturen, die sich in's Seelenleben versenken, Aeußerlichkeiten wirken. Wenn ich meiner Kappe einen andern Ruck gebe, wenn ich meine Cigarre frisch anzünde, so wirkt das gleich auf mich und gibt mir einen ganz andern Ideengang. —

Lenau hatte sich in ein Mädchen verliebt und es war merkwürdig, daß ein Mensch, der so groß und tief dachte, so viel Schönes empfunden hatte und ein so reiches Herz besaß, für alle diese Liebe und in all' dieser Liebe keine Worte gegen Freunde fand, als: „Bruder, das ist a Mädel!“ Seine Brust war so voll, es drückte ihm beinahe das Herz ab, und doch kam immer wieder nichts heraus, als: „Aber das ist a Mädel!“ —

Lenau hatte eine dunkelblaue Mütze, welche eine Freundin für ihn gearbeitet. Keine war ihm so bequem, er trug sie immer; als sie ganz alt war — kurz vor seinem Hinscheiden — kaufte er sich eine andere, gab die getragene der Freundin und sagte: „Heben Sie das Kaperle gut auf; in dem Kaperl ist viel vorgegangen. So viele Gedanken! Ich habe mehr darunter gelitten als man beschreiben kann.“ —

Lenau äußerte einst in einer Gesellschaft, wo sich das Gespräch auf den Umgang mit hohen Personen lenkte: „Man muß sich nicht nur nicht aufdrängen, sondern nicht hineinziehen lassen in das Vornehme. Man soll nur mit seines Gleichen umgehen! Wenn Einzelne auch anders sind, so gerathen sie doch in den Contact... Ein solcher Verkehr erscheint für mich als ein Herabwürdigung meiner selbst, weil man doch dergleichen thun muß, sich in die Form schmiegen, als achte man diese Convenienz. Ich will nicht immer auf dem Bauch kriechen. Selbst wenn man bei mir Ausnahme macht — ich will nicht exceptionell sein, ich mag diese Narren- und Poetenfreiheit nicht haben.“

Laube war schon als Student in Breslau nicht blos Theaterrecensent; er schrieb auch damals schon Stücke unter dem Namen Heinrich Campo. Eines der Stücke hieß „Gustav Adolf“, das der bekannte Schauspieler Kunst in Breslau zu seinem Benefiz gab, das aber ausgepocht wurde, wie Laube selbst mit Behagen erzählte. Er stand selbst bei der Aufführung im Parterre. Man vermuthete, daß er der Verfasser sei und um diese Meinung zu bekämpfen, fing er an, am eifrigsten mit zu pfeifen und zu trommeln. Neben ihm stand aber ein Fleischer, Wolf, ein Riese gegen den kleinen Laube. Dem Fleischer gefiel das Stück und er ärgerte sich über das Pfeifen seines Nachbars, dem er barsch gebot, Ruhe zu halten. Dem Dichter mochte das Verbot schmeichelhaft sein, der Student konnte es sich nicht gefallen lassen, und hatte er vorher stark getrommelt, so trommelte er nun erst recht. Da machte der Fleischer kurzen Proceß. Er nahm Laube am Kragen, hob ihn in die Höhe, trug ihn, unter dem Jubel der Menge, mitten durch das Parterre und setzte ihn vor die Thür. So wurde er hinausgebracht, weil er gegen sein eigenes Stück Opposition gemacht hatte.

Meißner. Unmittelbar nachdem sich das Grab über Heine geschlossen hatte, ging Meißner an die Abfassung seines Buches: „Erinnerungen an H. Heine“, um sie als einen Kranz auf dessen Monument zu legen. Das Büchlein war rasch entstanden und es handelte sich darum, unter welchen Honorarsbedingungen man es Campe anbieten solle. Meißner befand sich damals gerade in Paris. — Durch den Tuileriengarten gehend, begegnete er einem Landsmann, dem Dichter Hedrich, der ihn aufforderte, mit ihm

in einer Restauration zu frühstücken. „Sehr gerne," erwiderte Meißner, „begleiten Sie mich nur erst zum nächsten Briefkasten, um diesen Brief an Campe hineinzuwerfen." — „Sie schreiben wohl Ihres Heinebuches wegen?" — „Allerdings." — „Und fordern?" — „200 Thaler?" — „Welche Idee, viel zu wenig! Das Buch ist ein Unicum, kein Anderer ist in der Lage, ein Gleiches zu liefern, weil kein Anderer so viel wie Sie in letzter Zeit mit Heine zusammen war, 300 Thaler ist das Minimum, was Campe zahlen muß!" — „Ei was, ich bin bescheiden, das Büchlein ist schnell entstanden und hat mir wenig Mühe gemacht." — „Aber Sie sind ein Thor, wenn Sie den Verleger so wenig schnüren; 300 Thaler sind wenig, das behaupte ich." — „Nun, so will ich beim Restaurant während des Frühstücks einen zweiten Brief schreiben!" — Die Freunde begeben sich in ein Café, Austern und Chablis werden gebracht und dabei wird ein anderer Brief geschrieben. Nachdem die Flasche geleert und eine andere gebracht ist, ist Hedrich plötzlich wieder anderer Meinung; „hören Sie," sagte er, es ist doch jammervoll, daß Sie das Manuscript für 300 Thaler hingeben! Es ist das Resultat vieler Reisen und wird Käufer diesseits und jenseits des Oceans finden. Sie sollten wirklich 400 Thaler verlangen!" — Der zweite Brief wird zerrissen, der Kellner bringt ein neues Blatt und nachdem die Gläser auf's Neue angeklungen, wird ein dritter Brief geschrieben. — „Nun ist es aber Zeit," sagt Hedrich, da das Frühstück zu Ende ist, „den Brief auf die Post zu werfen, wenn er heute noch abgehen soll." — „Jetzt bin ich anderer Meinung," sagt Meißner. „Seitdem die Flaschen hier auf dem Tische stehen, ist meine Meinung von meinem Werke unglaublich gewachsen; 500 Thaler, keinen Heller weniger!" In heiterer, gemüthlicher Stimmung wird die Cigarre mit dem letzten Briefe angezündet und ein vierter ist schnell fertig. Fünf Tage später waren Meißner's „Erinnerungen an H. Heine" unter den gestellten Bedingungen angenommen — Meißner aber nennt von da ab jenes Austern-Frühstück das einträglichste seines Lebens! —

Es gibt Literaturfreunde aller Art und unter diesen auch eine Species reicher Leute, die fortwährend ihre Liebe zur Literatur betheuernd im Munde führt, jedoch am liebsten keinen Kreuzer für ein Buch ausgeben möchte. A. Meißner's Achtbänder: „Schwarz-gelb" war kaum complet erschienen, als er von einer reichen Dame ein unfrankirtes Schreiben erhielt, des Inhalts: sie sei besonders auf diesen Roman gespannt, könne ihn aber trotz aller Bemühungen in keiner Buchhandlung finden. Sie ersuche daher den verehrten Schriftsteller, ihr sein Buch ungesäumt unter ihrer Adresse einzusenden. Meißner, den es verdroß, daß eine reiche Frau, die ihm schon früher seine Bücher abgenöthigt, nun wieder das Neueste und in unfrankirtem Briefe verlange, erwiderte also: „Gnädige Frau! In der Stadt, wo Sie wohnen, scheint allerlei zu fehlen. Nicht nur mein Buch in allen Buchhandlungen, sondern auch die Marken für Briefe, in denen man es verlangt, in allen Kaufläden. Ich wiederum hätte wohl das gewünschte Buch, hätte auch einen großen Drang, es Ihnen zu senden, nicht minder hätte ich das gewünschte Postporto; zu meinem aufrichtigen Bedauern aber fehlt mir der zum Paket unumgänglich nöthige Bindfaden. Darüber untröstlich empfiehlt sich Ihrem Andenken u. s. w."

Mosenthal vernahm, daß die ehemalige Schauspielerin Luise Neumann in Graz, wo sie, an den Grafen Schönfels verheiratet, lebte, mit einem Mädchen gesegnet worden und das Kind selbst stillte. Augenblicklich warf er ein Gedicht auf das Papier, das

er der glücklichen Mutter zusandte und welches folgendermaßen lautet:

Zwei Jahre sind's, daß zu der Musen Gram,
Von uns'rer Bühne schied Luise.
Und keine zweite kam wie diese.
Ich weiß, warum sie ihren Abschied nahm,
Sie hat das Fach der Mütterrollen
Durchaus nicht übernehmen wollen.
Jedoch der Himmel sprach: O nein,
Wie sollt' ich nicht der sinnigsten der Frauen
Das sinnigste der Fächer anvertrauen!
Sie wird darin nicht minder glücklich sein.

Dieses Impromptu machte in Wien und Graz die Runde und wurde mit Recht von aller Welt allerliebst gefunden. Wir theilen es darum auch unsern Lesern mit und denken, daß es diesen gleichfalls wird artig erscheinen mögen.

Saphir verließ München, wurde aber vor seiner Abreise zu einer Audienz bei dem König Ludwig befohlen. Der König war sehr huldvoll und sprach sein Bedauern aus, einen Mann aus seiner Nähe scheiden sehen zu müssen, der mit so vielen geistigen Vorzügen ausgestattet sei, der aber „einen so losen Mund habe." Saphir erwiderte hierauf: „Majestät, diesem Uebel ist bald abgeholfen, hängen Sie mir eines Ihrer Schlösser an." —

Saphir gerieth einst mit einem Literaten in Wortwechsel. Dieser, welcher den Humoristen um seinen Ruf beneidete, sagte: „Sie schreiben nur für Geld, ich jedoch für die Ehre." — „Jeder schreibt für das, was ihm fehlt!" gab Saphir zur Antwort. —

Von einem an Gehirn und Moneten armen Recensenten erzählt Saphir, er habe seine Freibillets stets verkauft, für das Geld Punsch oder Grog getrunken und dann habe in seinen Berichten gestanden: „ich habe durch die Vorstellung einen hohen geistigen Genuß gehabt." —

Ein gekränkter Schauspieler schrieb auf einen Zettel: „Schaafskopf!" und klebte diesen Zettel an die Zimmerthür Saphir's, auf den er einer beißenden Kritik halber erbittert war. Am folgenden Tage kommt Saphir zu dem über diesen Besuch nicht wenig erstaunten Schauspieler mit den Worten in's Zimmer: „Sie haben mir gestern während meiner Abwesenheit die Ehre erwiesen, mich zu besuchen und Ihre Visitenkarte an meiner Thür zurückgelassen; ich halte es daher für meine Schuldigkeit, Ihren Besuch zu erwidern." —

Saphir: Der Mensch soll nur kriechen, da kommt man zu etwas. Beweis: Unter den Thieren haben nur zwei Wesen, die kriechen — eigene Häuser — die Schildkröte und die Schnecke!

Brockmann*) wurde, als er einst den „Essex" auf der Bühne zu Graz gespielt hatte, nur von wenigen Stimmen gerufen, so daß er nicht darauf achtete; die Zuschauer beruhigten sich auch und gingen von dannen, nur ein Einziger harrte aus in dem Rufe, es war ein Knabe auf der Gallerie. Da dieser nun unablässig Brockmann's Namen mit merkwürdig kräftigem Tone herausschrie, ging dieser endlich nach der Gallerie hinauf, machte dem Jungen die gewöhnlichen drei devoten Verbeugungen und sagte dann: „Ich danke gehorsamst für den gnädigen Beifall. Jetzt geh aber nach Hause, Canaille!" —

Als Brockmann 1777 in Berlin Hamlet zwölfmal (zweimal wurde das Stück mit den Todtengräberscenen gegeben), bei immer gleich starkem Zulauf; und auf Verlangen des Publikums, Tellheim zweimal, und Beaumarchais dreimal gespielt hatte; widerfuhr ihm eine Ehre, deren sich bisher kein deutscher Schauspieler rühmen konnte. Der geschickte berlinische Präger Abramson prägte eine silberne Schaumünze auf ihn. Die eine Seite der Münze stellte das Bildniß des Künstlers in gewöhnlicher Kleidung vor,

*) Geboren zu Graz 1745. Sein Geburtshaus ist der Uhrthurm auf dem Schloßberg.

mit der Umschrift: BROCMANN ACT (or) VTR (iusque) SCE (nae) POTENS (Brockmann, so stark auf der komischen Bühne, als auf der tragischen. Die Kehrseite enthält die Worte: PERAGIT TRANOVIL (la) POTESTAS, AVOD VIOLENTA NEAVIT (Ruhige Macht wirkt, was Heftigkeit nicht kann.) Im Abschnitt steht: Berol (ini) d (ie) 1. Jan. MDCCL XXVIII. Die Münze kostete einen Thaler.*)

Beckmann war einst in Berlin zu einer Tischgesellschaft eingeladen. Als man ihm seinen Platz zwischen den beiden Schwestern Auguste und Charlotte von Hagn anwies, sagte er beim Niedersetzen: „Eine herrliche Stelle! Zwischen A. Hagn und C. Hagn kann man nur mit B. Hagn (Behagen) sitzen!"

Devrient. Die Langsamkeit und Trägheit, womit die Maurer arbeiten, ist fast sprichwörtlich geworden. Oft hatte Devrient mit seinen Gefährten einem Baue zugesehen, ihren Scherz und Verdruß darüber gehabt. Eines Morgens sieht Devrient einen Arbeiter auf der hohen Brandmauer stehen, der gemächlich die Dose herauszieht, um eine Prise Tabak zu nehmen. Die träge Gewohnheit hat sich bis auf diese Art von Handlungen verbreitet; sein Griff in die Tasche ist so phlegmatisch, daß Devrient im scherzenden Unwillen ausruft: „Ich wette, ich trinke eher eine Flasche Champagner aus, als dieser Kerl, der schon die Dose in der Hand hat, dazu kommt, eine Prise zu nehmen." Die Wette wird gemacht; Carl, der Kellner, fliegt hinunter in den Keller, ist im Moment mit der Flasche wieder da, der Kork springt und Devrient stürzt das erste Glas hinunter. Die Anwesenden haben bald den Trinker, bald den Arbeiter im Auge und beobachten jede Bewegung. Jetzt hat dieser langsam mit zwei Fingern auf die Dose geklopft, — Devrient hat das zweite Glas hinuntergestürzt; jetzt öffnet er den Deckel, — das dritte Glas ist geleert; gemächlich spitzt der Maurer die Finger und greift die Prise, — Devrient ist mit der halben Flasche fertig. Verloren, verloren! rufen die Wettenden schon triumphirend. Doch der Maurer behält gedankenlos die Prise in der Hand, sieht sich phlegmatisch ringsum und gähnt; ein Camerad tritt auf ihn zu, er reicht auch diesem die Dose, der ebenso gedankenlos hineingreift, sie stehen mit der Prise zwischen den Fingern und schwatzen müssig weiter, da ruft Devrient: ich bin fertig. Und er hat die Wette gewonnen, denn erst jetzt führt der Arbeiter die Prise gemächlich gegen die Nase und schnauft sie langsam auf.

Löwe Ludwig. Zur Zeit, als er noch Mitglied des Prager deutschen Theaters war, spielte er einst den Karl Moor. Im vierten Acte bei den Worten: „Auf, Ihr Klötze, Ihr Eisklumpen, will Keiner erwachen?" faßte er das Pistol, das wahrscheinlich eine schlechte Feder hatte, und mitten im Hahnspannen geht das Gewehr los und er zerschmettert sich den vierten und fünften Finger. Er preßte die Hand, an der das Blut fort und fort herunterlief, zusammen, und spielte zu Aller Entsetzen und Erstaunen die ganze folgende Scene mit voller Kraft und Feuer zu Ende, da aber, durch den großen Blutverlust geschwächt, brach er ohnmächtig zusammen. So bewies Löwe, was einst Fleck gesagt haben soll, daß im Affect des Spieles aller körperlicher Schmerz an dem Darsteller spurlos vorübergehe. Der Arzt erklärte am andern Tage, die Flechsen wären dergestalt zerrissen, daß

*) Den 5. März 1778 ward Hamlet zum erstenmal in Dresden aufgeführt. Reinecke war Hamlet. — Nach der zweiten Vorstellung ward auch demselben eine goldene Schaumünze, zwanzig Dukaten an Werth, von unbekannter Hand überschickt, jedoch mit der Bitte, diese künftig als Hamlet statt der unechten zu tragen.

der Verwundete nur die Wahl habe, ob der kleine Finger aufrechtstehend oder gekrümmt geheilt werden solle. „Natürlich krumm," erwiedert Löwe, „denn wenn ich die Hand zu ballen habe, möchte es doch ganz verzwickt aussehen, wenn der kleine Finger wie ein Meilenzeiger emporstünde."

Nestroy Johann. Es war im Jahre 1826, zu jener Zeit, als Anton Stöger Director des ständischen Theaters in Graz war, als zum Benefiz der später am Burgtheater engagirten berühmten Karoline Müller Raimund's „Alpenkönig" zur Aufführung kam. Nestroy gab den „Rappelkopf". Das Haus war in allen Räumen überfüllt, als während des ersten Actes in einem Hause auf dem Hauptplatze Feuer ausbrach. Das Publikum wollte sich rasch entfernen. Nestroy aber trat an die Rampe und sprach zu demselben: „Wenn's ein Feuer sehen wollen, so warten's bis zum zweiten Act."*) Homerisches Gelächter folgte dieser improvisirten Anrede und das Publikum blieb ruhig im Theater. —

Nach der Vorstellung des „Zerrissenen", welcher zum zwanzigsten Male bei überfülltem Hause zur Aufführung kam, stellte sich dem Verfasser ein Mann vor mit der Bitte: „Wenn Sie schon auf der Bühne eines Zerrissenen sich so angenommen haben, daß er sein Glück machte, so stoßen Sie einen weit Zerrissenern im Leben nicht zurück!" Nestroy beschenkte diesen Mann reichlich. —

Raimund Ferdinand. Vielleicht gab es nie ein Gemüth, welches weicher, zarter, poetisch tiefer gewesen wäre, als das des genialen Raimund, des unglücklichen Dichters. Seine Seele war eine Aeolsharfe, vom leisesten Lufthauche bewegt und oft milde, melodische Klänge ausströmend, aber eben so oft in schrille Schmerzenstöne ausbrechend, wenn der Sturm die Saiten schüttelte. Wir haben dieses hier vorangeschickt, damit unsern Lesern die nachstehende Anekdote nicht als eine müssige Erfindung erscheinen möge, sie beruhet auf buchstäblicher Wahrheit. — In der Nähe Wiens, auf seinem Landgute zu Guttenstein, verbrachte Raimund einen Theil des Jahres. Das harmlose, kindliche Dichterherz glaubte hier in einer idyllischen Welt zu leben, in einer Welt, wohin die Sittenverderbniß und Entartung der großen Stadt noch nicht gedrungen war. In den schlichten Bauern, mit denen er verkehrte, sah er moralisch fleckenlose Geschöpfe, das goldene Zeitalter glaubte er hier zurückgekehrt, und allen Freunden, deren Besuch ihm ward, verkündete er, hier sei die Sage von jenem glücklichen Thal, welche uns das Märchen berichtet, Wirklichkeit geworden. — Raimund hatte eben einen werthen Besuch aus Wien, machte mit diesem einen Gang in's Freie und rühmte, wie gewöhnlich, seine Nachbarn, die Bauern von Guttenstein, in begeisterter Weise, malte in blendenden Farben den Gegensatz, welchen sie zur Moralität der Städter bildeten. In demselben Momente kommt den Lustwandelnden taumelnd und fluchend ein trunkener Bauer entgegen. Der Dichter wird blaß und ruft fast entsetzt: „Was der Tausend, Hansel, bist denn wirklich betrunken?" — Der Mann, welcher sich kaum auf den Füßen erhalten kann, steht nichtsdestoweniger respectvoll Rede, und erzählt unter grimmigen Flüchen, wie sein Vater ihn bei der Theilung eines Ackerfeldes zu übervortheilen gedenke und nun wolle er, der Sohn, zum Gericht, um den alten Hallunken von Haus und Hof jagen zu lassen. Und nach diesem Berichte taumelt der Bauer seines Weges weiter. — Raimund aber stößt einen Schmerzensschrei aus und stürzt, den nachrufen-

*) Bekanntlich wird im zweiten Act des „Alpenkönigs" eine Feuersbrunst dargestellt.

den Freund ohne Antwort lassend, nach Hause. Hier schließt sich Raimund in seinem Zimmer ein, wirft sich schluchzend zur Erde und bleibt den ganzen Tag, die Nacht, bis spät am folgenden Morgen einsam, in der finstersten Melancholie. — Sein schöner Traum, seine echt dichterische Phantasie von der patriarchalischen Sittenreinheit seiner Guttensteiner Bauern war ihm zerstört und der arme Poet weinte händeringend seinen vernichteten Illusionen nach.

Wer Lust hat, noch mehr solcher amüsanten und interessanten Charakterzüge aus dem Leben großer Musiker, Dichter und Schauspieler kennen zu lernen, den verweise ich auf das dreibändige Buch: „Neuer, deutscher Hausschatz für Freunde der Künste und Wissenschaften“, von Hermann Josef Landau (Prag, Selbstverlag des Verfassers), dem diese Auslese entnommen ist. Landau's Werk bietet viele tausend Anekdoten und Züge aus dem Leben berühmter Männer aller Zeiten und Länder, ein originelles, unerschöpfliches Schatzkästlein, das leider in unseren Buchhandlungen schwer zu finden sein wird, da der Autor, mit seinem Buche wandernd, eine einzige Erscheinung in seiner Art, selbst den Vertrieb besorgt. Seit einiger Zeit ließ Herr Landau nichts mehr von sich hören. Vielleicht überrascht er uns plötzlich wieder mit einem neuen Werke aus seiner Domäne, den Künstler- und Schriftstellerkreisen. Es sei willkommen!

H. M.

Kloster-Typen.

Von Oscar Teuber.

II.

In der Prälatur.

Die wichtigste Person „extra clausuram“ ist der Abt. Seine mit fürstlichem Luxus ausgestatteten Appartements liegen in dem elegantesten Tracte der ausgedehnten Klostergebäude, in der Prälatur. Der Abt ist absoluter Souverain in seinem Klosterstaate, wie er es zu Zeiten des heil. römischen Reiches deutscher Nation ja oft auch im diplomatischen Sinne war. Hervorgegangen aus der Klosterfamilie, durch freie Wahl auf den Thron erhoben, ist er mit dem Tage, da das Almutium (Capuzenmäntelchen) um seine Schultern, die schwer goldene Kette mit dem blitzenden Brustkreuze um seinen Hals gelegt, der äbtliche Ring an seinen Finger gesteckt wurde, mächtiger und unumschränkter Gebieter, vor dem sich alle Ordensbrüder in unbegrenzter Demuth beugen, gegen dessen Willen es keinen Appell, keinen Trotz gibt. Man rühmt die militärische Disciplin, den Zauber des soldatischen Commandoworts, — staunenswerther als die soldatische ist die klösterliche Disciplin, nicht aufrecht erhalten durch Rapport und Kriegsartikel; der Gehorsam nicht gegen einen vom allerhöchsten Kriegsherrn ernannten, sondern gegen einen selbstgewählten, einst gleich-, vielleicht niedriger gestellten Vorgesetzten. Kein gewaltigerer Sprung, als der vom einfachen Mönche zum Abte. Heute ist er der schlichte Pater Innocenz; im Refectorium sitzt er seinem Altersrang gemäß in den jüngeren, d. h. unteren Regionen und von dem gewichtigen Gespräche, das oben den gestrengen Pater Prior, Supprior und Provisor gefesselt hält, bringt auch kein Sterbenswörtlein an sein Ohr, das dem harmlosen Geplauder der Cleriker und Novizen am untersten Tafelende näher und zugänglicher ist. Der morgige Tag kann

einen gewaltigen Umschwung bringen. Es ist Abtwahl. Nicht nur den Conventualen des Stifts, auch die auf Pfarren und anderen Ordensbeneficien weilenden Stiftscapitulare strömen in der Abtei zusammen. Im Refectorium hat man schon seit einiger Zeit fractionenweise lauter „geflüstert“ und debattirt als in normalen Zeitläufen. Nationale und Deutsche, Starr-Conservative und vom modernen Zeitgeist Angehauchte haben sich in auffällige Gruppen zusammengethan: in den Zellen werden in einem Tage mehr Besuche gemacht, als sonst im ganzen Jahre zusammengenommen, und selbst im Kreuzgange, wo das bedeutsame Wort „silentium“ (Schweigen) prangt, herrscht ein ungewöhnlich reges Leben und ein Gesumse, lauter als das Chorgebet bei der Matutine. Die Gemüther wollen nicht zusammenkommen. Wer soll auch der Eine sein, der Allen recht ist, den sie Alle durch eigenes Votum zum unumschränkten Herrn und Gebieter machen wollen.

Hundert Rücksichten fallen in's Gewicht, selbst wenn es in puncto der Nationalität und der religiös-politischen Richtung ohne Differenz ablaufen sollte. Sind die Finanzen des Stifts in Ordnung, dann kann man sich einen gelehrten oder noblen Abt gönnen; ist das Gegentheil der Fall, haben die Religionsfond-Steuern den sonst strotzenden Klostersäckel leichter gemacht, oder war der dahingegangene Abt ein gar „zu großer Herr,“ der gerne lebte und noch lieber Andere leben ließ, dann braucht man einen „Oekonomen“, der persönlich einfach und anspruchslos, die krausen Finanzen wieder in Ordnung bringt. Ist die mit Rücksicht auf den Zeitgeist ohnehin modificirte Ordensregel zu sehr in Vergessenheit gerathen, dann gilt es einen strengen Herrn zu wählen, gleichwohl nicht so strenge, daß sich's unter ihm nicht leben ließe. Es dauert oft lange, ehe in diesem Labyrinth von Meinungen, Rücksichten und — Eifersüchteleien der ersehnte Ausweg gefunden ist. Reiche Klöster sind an ihren Abtwahlen zu Grunde gegangen. Ganze Convente geriethen in Hader und Zank, und manchmal fehlte nicht viel, daß es zu Thätlichkeiten kam. In dem altberühmten böhmischen Cistercienserkloster Königsaal stritt man sich zu Zeiten Kaiser Josephs so lange und erbittert wegen der Abtwahl herum, bis eines Tages, als die Brüder gewohntermaßen im Refectorium zankten und speisten, ein kaiserlicher Beamter erschien und die Aufhebung der Abtei proklamirte. Das stolze Auloregium Königsaal ging zu Grunde. Heutzutage ist man denn doch klüger und mäßiger. Allmälig gewinnt eine gewisse Majorität feste Gestalt und einigt ihr Votum auf eine Persönlichkeit, die ihren Wünschen und Erwartungen am meisten zu entsprechen scheint. Wollen sie einen Gelehrten, dann werfen sie ihr Auge auf einen Doctor theologiae oder einen Professor, soll der Abt ein „Oekonom“ sein, dann ist gewöhnlich der Provisor oder ein praktischer Pfarrer der Erkorene, wird Strenge gewünscht, dann denkt man an den Novizenmeister. Ist endlich Einer gefunden, der einer dieser Richtungen angehört, und auch das richtige Alter hat, d. h. kein Springinsfeld ist und doch auch vermöge seiner Altersbürde keine baldige neue, kostspielige Abtwahl in Aussicht stellt, dann klopft man vorsichtig bei dem Erkorenen an, ob er die Wahl acceptiren würde. Ist sein Jawort errathen — es gibt Conventualen, die aus Bequemlichkeit vor der äbtlichen Verantwortlichkeit eine heilige Scheu haben, dann geht es zur Wahl. Man stimmt mittelst Wahlzetteln in einem oder mehreren Wahlgängen, je nachdem das Resultat früher oder später erzielt ist. Gar manche Enttäuschung birgt die Wahl in ihrem Schooße. Stolz erhobenen Hauptes geht Mancher in den Capitelsaal, im Vollbewußtsein seiner hervorragenden Eigenschaften ist er sicher,

als Abt den Saal zu verlassen, und siehe da, der schlichte Pater Innocenz hat die Majorität erhalten! Wie umgewandelt ist er, sind seine Brüder in dem Momente der Wahlverkündigung. In feierlichem Zuge geht es zur Kirche, vom Prior bis zum letzten Novizen herab beugt jeder sein Knie vor dem Neuerwählten, küßt den äbtlichen Ring an seinem Finger und leistet den Eid des Gehorsams.

In vollem Chore erklingt jubelnd das Tedeum und der erwählte Abt nimmt seinen Platz im äbtlichen Stallum (Chorstuhl). Im Klosterhofe hat sich eine neugierige Menge angesammelt und wie der Name des Gewählten zu ihren Ohren bringt, erbrausen die Hoch's und Alles huldigt „Seiner Gnaden". Der Abt residirt in der Prälatur. Die feinsten Gerichte, vom Koche mit größter Accuratesse bereitet, kommen auf seinen Tisch, welchem beigezogen zu werden Nah' und Fern als höchste Ehre gilt. Wie ein höheres Wesen thront er mit einem Male unter seinen Conventualen, die Tags vorher noch Seinesgleichen, vielleicht seine Vorgesetzten waren. Unter den Größen des Landes nimmt er als infulirter Prälat einen ersten Rang ein, Fürsten lassen ihm den Vortritt, ihm, dessen Vater vielleicht noch heute den Pflug auf dem Felde führt. Jeder Mönch trägt eben den „Marschallsstab" — sagen wir lieber die Mitra — in seiner Capuce und der heute unbeachtet im Habit im Klostergarten wandelt, kann morgen im Galawagen, den Büchsenspanner und Lakai auf dem Trittbrette, auf der Straße fahren! Der Abt verfügt über die Revenuen des Stifts, er ernennt geistliche und weltliche Klosterbeamte, vergibt Pfründen, versetzt Conventualen, er gewährt seinen Mönchen jenes Maß der Freihet und des Geldes und jene Güte der Küche, die er für entsprechend hält. — Ja es kann eine gewaltige Ummälzung geben bei so einem Regierungswechsel! Im Mittelalter führten manche Convente bittere Klage über Aebte, die ihnen die Rationen beschnitten und noch heute erregt es keinen Jubel, wenn ein Abt den Tisch um „eine Speise" reducirt und dafür die Chorstunden um zwei vermehrt. Und doch — man nimmt und trägt; Aebte können ein Stift zur höchsten Blüthe bringen, wenn sie weise Herrscher sind, sie können es ruiniren, wenn sie schlecht regieren, und nur in außerordentlichen Fällen wird sich der Convent zum offenen Widerstande aufraffen, vom Abte die Resignation erzwingen.

Einst, als noch der Krummstab für die Bewohner der stiftsherrschaftlichen Orte zugleich Herrscherscepter war, soll es unter den Aebten gar gestrenge Herren gegeben haben, die ein tyrannisch Regiment über ihre Unterthanen führten. Von einem dieser geistlichen Gebieter erzählt man eine seltsame Geschichte. Ihn ärgerte nichts so sehr, als daß die Bewohner eines Dorfes, dessen Häuser knapp an der Straße stehen und das er täglich passirte, ihn und seinen Wagen begafften.

Um diesem „Uebelstande" ein für- allmal ein Ende zu machen, decretirte er, in besagtem Dorfe seien sofort alle Straßenfenster zu vermauern und nie mehr eines herzustellen. Und in der That, bis auf den heutigen Tag sehen wir an den meisten Häusern dieses Dorfes nur Scheinfenster auf der Straßenseite. Zum Glücke waren in der Geschichte der Abtei die äbtlichen Despoten in der Minorität. Die meisten Aebte waren milde, weise Herrscher. Davon zeugt die Blüthe des Stifts, die Blüthe des Ländchens, dessen Centrum die ehrwürdige Abtei ist.

Bei südungarischen Bauern.

Von Moriz Rosenfeld.

In dem südlichen Theile des Ungarlandes, in dem ehemaligen Banat, trifft man auf einzelne Dörfer, welche nur von den aus der Herzegowina eingewanderten Serben bewohnt sind. Schlichte, niedere Häuser, deren Fenster manchmal in den Hofraum münden und breite, theils regelmäßige, theils unregelmäßige Gassen kann man dort erblicken.

Die Bewohner solcher Dörfer, deren Gastfreundschaft sprichwörtlich ist, sind mit dem Zeitgeiste fortgeschritten und stehen gegenwärtig auf einer nicht niedrigen Stufe der Cultur. Ihre Sitten und Gebräuche, welche sie vor fremden Einflüssen stets bewahrten, haben keinerlei Veränderung erfahren und ebenso wie dieselben vor Jahrhunderten waren, so sind sie noch heute.

Ein großes Interesse kann den Hochzeits-Gebräuchen entgegen gebracht werden und wir wollen uns heute speciell auf die Hochzeits-Gebräuche der in Süd-Ungarn lebenden Serben beschränken.

Hat sich ein junger Serbe in das Augenpaar eines Mädchens verschaut und faßt derselbe den Entschluß, sich um die Hand dieses Mädchens zu bewerben, so schickt er einen Verwandten zu den Eltern seiner Angebeteten, welcher anzufragen hat, ob dieselben geneigt wären, ihm, dem jungen Manne, ihre Tochter anzutrauen. Bejahen Vater und Mutter die Frage, so begeben sich die Eltern des verliebten Serben noch am selben Abende zu den Eltern des jungen Mädchens und halten Namens des Sohnes um die Hand desselben an. Erhalten sie das Jawort, so wird der präsumtive Bräutigam abgeholt.

Sind die Unterhandlungen betreffs der Mitgift beendet, so tritt der mittlerweile erschienene Bräutigam in ein hell beleuchtetes Nebenzimmer, in welchem die eingeladenen Freundinnen der Haustochter versammelt sind und unter denen die größte Fröhlichkeit herrscht. Das Zimmer wird aus dem Grunde hell beleuchtet, um daß sich das präsumtive Brautpaar recht gut sehen und nicht täuschen könne. Dort tanzt der junge Mann mit der Haustochter, seiner zukünftigen Braut, einmal herum, um sich die Ueberzeugung zu verschaffen, daß das Mädchen seiner Wahl an den Füßen kein Gebrechen habe. Hierauf unterhält sich das verliebte Paar bis vor Mitternacht, und nachdem sich die Eltern nochmals verständigt haben, findet die Verlobung statt, nach welcher sich alle erschienenen Gäste nach Hause begeben.

Tags darauf wird dem Geistlichen davon Mittheilung gemacht, welcher die erfolgte Verlobung in der Kirche verkündet.

Nach einem Zeitraume von vierzehn Tagen wird der sogenannte „Prsten-jabuka" abgehalten. An diesem Tage fahren der Bräutigam, seine Eltern und Verwandten zu den Eltern der Braut, allwo die Ceremonie des „Aepfeltrinkens" (jabuku piti) vorgenommen wird. Zu diesem Behufe wird ein Apfel durchschnitten, jede Hälfte ausgehöhlt und dann mit Wein gefüllt. Die Braut erhält die schöngefärbte Hälfte des Apfels, der Bräutigam die andere und sie leeren dieselben auf das gegenseitige Wohl.

Bald darauf überreicht der Bräutigam der Braut das Brautgeschenk, welches zumeist aus einem mit Gold- und Silbermünzen besteckten Apfel besteht. Nachdem die Braut dieses Geschenk in Empfang genommen hat, küßt sie alle Anwesenden.

Tags darauf reist der Bräutigam ab und die Braut theilt ihm vorher

mit, welche Geschenke er ihr für die Hochzeitsfeierlichkeit einkaufen möge. Diese Geschenke muß der Bräutigam seiner Braut kaufen, darf aber den dafür entfallenden Betrag nicht schuldig bleiben.

Zwei Tage vor der Hochzeit wird mit den Einladungen begonnen. Junge Anverwandte nehmen eine mit Wein gefüllte Holzflasche (čutura) und einen Rosmarinstrauß und besorgen die Einladungen mit folgenden Worten: „Es grüßt Dich N. N., daß Du morgen zur Hochzeit kommst.“ Die Holzflasche wird dem Eingeladenen gereicht, derselbe bindet um den Hals der Flasche ein Tuch und trinkt hierauf auf das Wohl des Brautpaares.

Ist der Tag der Hochzeit da, so nimmt der Bräutigam, welchem vom Hute ein weißes Tuch herabwallt, von seinen Eltern in einfacher aber herzlicher Weise Abschied und erwartet sehnsuchtsvoll die Braut, welche seine Verwandten abholen gehen. Die Schwiegermutter und die Freundinnen heften dem Bräutigam ebenfalls Tücher an. Die Braut erscheint, begleitet von zwei Mädchen (endje genannt), welche die Nacht bei der Braut zubringen, sie ankleiden und kämmen müssen, und nimmt von denselben mit rührenden Liedern Abschied. Hierauf gesellen sich zur Braut neue Begleiterinnen (endjubele), welche gewöhnlich musikalisch gebildet sind und während der Fahrt zur Kirche allerlei Lieder singen. Die Braut küßt ihren Verwandten die Hände, nimmt dann ein seidenes Tuch und wirft es dem Bräutigam dreimal zu. Derselbe wirft es, nach alter Sitte, zweimal zurück, das drittemal aber behält er es. Ein Verwandter nimmt ihm das Tuch ab, bindet es ihm am Rockkragen an und so trägt er es während der ganzen Hochzeitsfeierlichkeit.

Die bereit gehaltenen Wagen, welch' letztere ebenso wie die vorgespannten Pferde, mit Bändern, Teppichen, Blumen und Tüchern geschmückt sind, werden bestiegen. Der erste Begleiter des Beistandes nimmt gewöhnlich zwei mit Bändern gezierte Kerzen zu sich, um dieselben in der Kirche vor der Ceremonie (als Symbol der brennenden Liebe) anzuzünden und nach derselben wieder selbst auszulöschen. Aus dem aufsteigenden Rauche schließen die Serben auf die Lebenszeit des Brautpaares.

Die Wagen setzen sich in Bewegung und nun geht es zur Kirche. Nach einem kurzen Gebete wird in derselben das Wechseln der Ringe (obručenje) vorgenommen. Die Verwandten verwechseln hierauf die Ringe der Brautleute, so daß man nicht weiß, welcher Ring der Braut und welcher dem Bräutigam gehörte. Dies bedeutet das Symbol der gegenseitigen Treue und Liebe. Das Brautpaar wird von dem ersten Beistand mit einem Tuche bedeckt, der Geistliche nimmt zwei Kronen, setzt dieselben auf den Kopf der Brautleute und die Letzteren müssen dem Geistlichen dreimal um den Bettisch folgen, währenddem der Geistliche allerlei Hochzeitslieder singt. Aus einem Glase trinkt das Brautpaar als Symbol der folgenden Leiden und Freuden im Leben, einige Tropfen rothen Wein. Die Hände des Brautpaares werden dann mit einem von der Braut mitgebrachten Tüchlein verbunden (Symbol des Zusammenlebens), hierauf das Evangelium geküßt und die kirchliche Ceremonie ist beendigt. Die Braut schenkt dem Geistlichen ein Tüchlein zum Andenken. Der erste Beistand wirft, wenn er die Kirche verläßt, der vor der Kirche harrenden Dorfjugend eine Hand voll Geld zu und tritt im Vereine mit den Uebrigen die Rückfahrt an.

Ist das Mittagmahl eingenommen, so wird bis spät Abend der Nationaltanz „Kolo“ getanzt. Auf ein gegebenes Zeichen versammeln sich die Hochzeitsgäste um einen Tisch und jetzt nimmt die Braut von ihren Eltern, Verwandten und Bekannten

Abschied. Die Eltern, welche die Braut um Verzeihung bittet und küßt, geben ihr Ermahnungen und Lehren. Der Dudelsackpfeifer, welcher bei solchen Gelegenheiten nie fehlen darf, stimmt hierauf folgendes, von den Hochzeitsgästen gesanglich begleitetes Lied an: „Komm, schönes Mädchen, in unser Land, in unser Land, — wo drei Sonnen scheinen und uns erwärmen, uns erwärmen, — wo zwei Winde gehen“ . . . . und später: „Vom Ast fiel ab ein Flieder, und die schöne N. von ihrer theueren Mutter.“ Nochmals werden Händedrücke gewechselt und nun besteigen die Brautleute und die Hochzeitsgäste die vor dem Hause wartenden Fuhrwerke. Nachdem sich die Fuhrwerke in Bewegung gesetzt haben, singen die Hochzeitsgäste: „Evo, wende Dich zur Mutter, sie ruft Dich und gibt Dir eine Hand!“ — Der Schwiegersohn erhält vor der Abfahrt von der Schwiegermutter ein Hemd. Jeder Fremde, welcher ihnen begegnet, wird mit Wein und Branntwein bewirthet. Vor dem Hause des Bräutigams wird die Braut von ihrer Schwägerin (wenn sie eine solche hat) begrüßt. Die letztere bringt der Braut in der rechten Hand ein männliches Kind entgegen und die Braut bindet demselben ein rothes Tuch um. Die Braut steigt vom Wagen ab und schreitet dann auf einer aufgespannten Leinwand in ihre neue Wohnung.

Dortselbst werden ihr von der sie begrüßenden Schwiegermutter zwei Laibe Brod und eine Flasche Wein gereicht, welche Gegenstände sie später auf den Tisch niederlegt. (Symbol, daß Nahrung und Trank im ganzen Leben nie fehlen und immer wenigstens soviel, zwei Laibe Brod und eine Flasche Wein vorhanden, sein soll.

Die Einladungen zum Hochzeitsmahle, welches nun auch im Hause des Bräutigams eingenommen wird, werden ebenfalls durch Verwandte besorgt und die Einladungsformel, welche überall in gleicher Weise wiederholt wird, lautet: „N. N. läßt Euch grüßen und bitten, an dem Vergnügen unserer Hochzeit theilzunehmen und bittet, das nothwendige Essen und Etwas, worauf Ihr sitzen könnt, mitzunehmen.“ — Vor dem Mahle werden die erhaltenen Geschenke von einem Verwandten vorgezeigt und von demselben mit launigen Erklärungen begleitet. So sagt er, wenn ein Hemd an die Reihe kommt: „Dies ist ein schönes Geschenk vom guten Freunde N. für die Braut; es ist von guter Leinwand, deren Fäden mit einem großmächtigen Hammer aneinander geschlagen sind. Sie möge damit einherstolziren, wie ein Adler in der unermeßlichen Höhe, wie ein Hase in der Schnelligkeit und wie ein Fisch im tiefen Wasser, — was dem Geber zum Ruhme, uns Allen zur Ehre gereicht.“ Die anwesenden Hochzeitsgäste sagen dann jedesmal einstimmig: „Amen!“

Nachdem das Mahl eingenommen ist und die Mutter des Bräutigams mehrere ärmere Einwohner mit Geschenken bedacht hat, folgt der „Polstertanz.“ Der erste Beistand nimmt einen mit Federn gefüllten Polster, legt denselben auf den Fußboden in der Mitte des Zimmers nieder und eröffnet mit der Braut den Reigen dieses originellen Tanzes. Der Tanz währt so lange, bis der Polster zerrissen und die Haare und Kleider der Tanzenden mit den Federn des Polsters vollgestreut sind.

Mit dem „Polstertanze“ erreicht die Hochzeitsfeierlichkeit ihr Ende und von diesem Tage an wird die junge Frau ein Jahr lang „Mlada“ genannt. — Den älteren Männern des Hauses muß sie sechs Wochen lang alle acht Tage die Füße waschen.

Eine Hochzeit bei den Serben dauert gewöhnlich acht Tage.

Kleine Laube.

Affen.

Eine Plauderei von Heinrich Noë.

Der berühmteste aller Affen ist der Affe Hanuman, welcher in Ramayana und Mahabhärata häufig genannt und von den Hindus verehrt wird. Es kommen in diesen Heldengedichten Stellen vor, wo Gespräche zwischen diesem Thier und Weisen, Büßern, Helden und Göttern mitgetheilt werden. Sämmtliche reden ihn an: „O Affe!“ sowie sie selbst mit „Erhabener!“ und dergleichen angesprochen werden. Der Affe Hanuman haust vornehmlich in Ceylon. Mit heiliger Scheu betrachtet der Arier des Ganges-Landes die haushohen Steinbilder, welche denselben darstellen. Er fletscht die Zähne, hat weit geöffnete Augen und sein Wickelschwanz windet sich steil in die Höhe.

Ich kann mir keinen unheimlicheren Gott vorstellen. Aber der Pessimismus in der Welt-Auffassung alter Völker kommt deutlich in der Verehrung solcher Scheusale zum Ausdruck. Krokodil, Schlange, Affe — das sind Wesen, welche dem Menschen den Kern der Welt enthüllen zu wollen schienen. Sie wußten nichts von den schönen Leibern des griechischen Olympes und hätten sich nie ein der Gottesmutter, die auf Murillo's Bild in's Empyreum schwebt, oder ein ähnliches Geschöpf zum Zwecke der Anbetung ersonnen. Freßlust, Mord, Geilheit, Hohn, Begehrlichkeit: das waren Dinge, die man allenthalben durch die Oberfläche der Welt hindurchscheinen sah, und die man beschwichtigte, indem man sie anbetete.

Der Affe ist das wundervollste Zerrbild des Menschen und dadurch für Alle, die nachdenken, die gräulichste sämmtlicher Bestien. Bekanntlich ist es ja schon der bloße Umstand, daß man in der Wissenschaft die Frage seiner Verwandtschaft mit uns aufgeworfen hat, welcher einer Menge von Menschen fragliche Wissenschaft überhaupt verdächtig und widerwärtig gemacht hat. Von einer solchen Verwandtschaft wollen Viele nichts wissen — es widerstrebt derartiger Meinung das Gefühl des Aristokratismus, welcher weiter verbreitet ist, als man insgemein annimmt.

Mag diese Frage beantwortet werden, wie immer, so viel ist nicht abzuleugnen: Von allen Thieren ist der Affe das dem Menschen ähnlichste. Diese Aehnlichkeit ist nicht nur eine Laune der Darwin'schen Schule. Man hat sich zu allen Zeiten darüber in einstimmiger Weise ausgesprochen. Ja sie wird sogar von den Thieren anerkannt. Ein Bekannter von mir, langjähriger Besitzer eines treuen Pudels, schaffte sich eines Tages einen Affen an. Der Hund, welcher ein solches Thier nie gesehen hatte, bezeigte die größte Ueberraschung. Nach einiger Zeit aber setzte er sich auf die Hinterpfoten und wartete vor dem Ankömmling auf — ein sicheres Anzeichen dafür, daß er ihn für etwas Menschenähnliches hielt. Sicherlich hätte der Pudel vor keinem Thiere irgend eines anderen Geschlechtes eine derartige Ehren- oder Unterwürfigkeits-Bezeigung für nothwendig erachtet.

Wir, in Europa, vermögen übrigens gar nicht, uns ein zutreffendes Bild

von dem Treiben dieses „Verwandten“ zu entwerfen. Zu diesem Zwecke muß man in Länder gehen, in welchen der haarige Zweihänder mitten unter und mit den Menschen lebt, sowie in Amerika der Neger unter Kaukasiern, oder in Neuseeland der Maori unter den Angelsachsen. Das ist nirgends mehr der Fall, als in Siam, dem Lande der weißen Elephanten. Und eben dahin will ich den Leser führen. In Siam sind Affen, Kindeswärter, Hirten, Cassiere. In Bankok, wo ein König haust, der nach ganz Europa Orden versendet, sieht man Affen, welche Wiegen schaukeln und Kinder festhalten, damit sie nicht über die Umzäunung des Hauses hinaus laufen. Münzen werden von ihnen mit der Zunge beleckt, mittelst welcher sie es aufspüren, ob solche von Silber sind oder nicht. Falsches Geld wird von ihnen auf den Zahltisch geworfen. Irrthümer kommen dabei nicht vor. Die Disciplinar-Strafen, welche von den Herren gegen solche Diener angewendet werden, sind die gleichen, welche von einer fast veralteten Pädagogik seiner Zeit überall angerathen wurden: Prügel.

Es versteht sich von selbst, daß der Affe auch, gleichwie bei uns mitunter der Pudel von seinem Herrn, dem homo sapiens, häufig zum Stehlen angehalten wird. Ein Kärntner, der gegenwärtig in Bankok bei der Regierung angestellt ist, theilte mir aus einer einheimischen Zeitung folgenden Gerichtsfall mit: Ein Mann lehrte einem Affen Geld stehlen. Mehr als zehn Jahre hindurch brachte der Geschäftsgenosse täglich einen Betrag heim. War dieser unter einem Tinkal (2½ Mark), so gab es Prügel. Der Affe stahl nie in der Nachbarschaft. Er begab sich in entlegene Stadttheile und kletterte, niemals ohne einen bedeutenden Umweg zu machen, über Dächer und Bäume heim, das erbeutete Geld zwischen den Zähnen haltend. Beide wurden in Ketten gelegt. Diese Geschichte lehrt, daß im Umgang mit dem Menschen das Thier nicht immer besser wird.

Jeder von uns weiß, daß es Menschen gibt, welche, nachdem sie auf irgend eine Weise in Goldstaub gefallen und alsdann mit einem Orden ausgezeichnet oder geadelt worden sind (man vergleiche die Gründer-Barone und die Ritter der eisernen Casse, mit der eisernen Stirn und der „eisernen Krone“), vor die Welt hintreten und die Huldigungen verlangen und erhalten. Wird der Goldstaub durch irgend ein finanzielles Elementar-Ereigniß wieder abgewaschen, so ist es mit solcher Huldigung vorbei und der Herrliche wird zum „Schnorrer.“ Eine ähnliche Geschichte erzählt das älteste Fabelbuch der Welt, das sanscritische Hitopadeça; dort heißt es, daß zu Verauaci (Benares), der „Stadt des Begriffes“, ein Schakal, der zu stehlen ausging, im Hofe eines Färbers in einen Bottich voll von Indigo fiel. Als er herauskam, hatte er ein dunkelblaues Fell. Sodann begab er sich zu anderen Schakalen in den Wald und sagte: „Habe ich nicht eine vorzügliche Farbe? Ihr müßt mich verehren.“ Die Schakale verneigten sich und ernannten ihn zu ihrem König. Es kam aber die Regenzeit und der blaue Schakal wurde wieder fuchsig. Alsdann zerrissen ihn die enttäuschten Anbeter. Nicht so halten es die Affen, wie folgender Vorfall beweist. Der Besitzer eines Fruchtgartens zu Bankok besaß ein schönes Katzenfell. Als wieder einmal seine Bäume von Affen geplündert worden waren, befahl er, einen der Diebe lebendig zu fangen und ihm das schöne Vließ als Rock anzuziehen. Das geschah, nachdem der Eingefangene mit Reisbranntwein betrunken gemacht worden war. Vorne und an den Händen wurde die neue Uniform zugenäht. Freigelassen, eilte er den Palmen zu, auf denen sich seine Bekannten aufhielten. Diese aber empfingen ihn mit Schreien und Pfeifen. Zweihundert Affen wandten sich von ihm ab — sie wollten von dem Parvenu nichts mehr

wissen. Es gab ein zorniges Keifen, Schimpfen und Gröhlen. Der Standplatz in jenem Gehölz wurde von den Affen ganz und gar verlassen. Kein Genosse kümmerte sich mehr um den travestirten Unglücklichen. Was mag wohl das Ende dieses Affen mit dem neuen Rock gewesen sein? Wurde er trübsinnig oder verhärtete er sich in stolzer Selbstüberhebung?

In einem humoristischen Kalender fand ich einmal ein Gedicht, ein Zweigespräch zwischen Menschen und Affen, in welchem sich die beiden Repräsentanten der Zweihänder über ihre wechselseitigen Vorzüge streiten. Lange schwankt der Kampf der Argumente hin und her. Endlich siegt der Mensch durch einen schwerwiegendem Einwand.

Er singt:

„Ich aber kann nach treu erfüllter Pflicht
Einmal noch Commissionsrath werden —
Und, sieh! das kann der Affe nicht!“

Chor:

„Juheirasa, Juheirasa,
Das kann der Affe nicht.“

Das kann er nicht. Dagegen ist er in anderen menschlichen Künsten nicht unerfahren. Ein Heer von Affen greift einen Hain von Cocospalmen an, um sich Früchte zu holen. Wird ihm entgegengetreten, so ergreift der größte Theil desselben vor den Eigenthümern und ihren Helfershelfern eine rasche Scheinflucht, während ein kleinerer Haufe sich seitwärts entfernt, den Verfolgern in den Rücken fällt und den Garten erst recht plündert. Man hat von Menschen gehört, die den Leichnam irgend eines Anverwandten dazu benützten, um mit ihm im nächsten Gewässer Krebse zu fangen. Das kommt bei Affen nicht vor. Sie bedienen sich zu dem nämlichen Zwecke eines Geräthes, welches an Einfachheit die einfachsten Fischerei-Werkzeuge der Steinzeit übertrifft.

Fährt man auf einem Boote einen der Ströme des Landes Siam hinab oder hinauf, so sieht man Affen auf Gezweig knapp über der Oberfläche des Wassers sitzend, welche ihre Wickelschwänze in's Wasser oder in den Schlamm tauchen. Hängt sich ein Krebs mit seinen Scheeren daran, so schnellen sie ihn gewandt hinaus und verzehren ihn sofort zur Stelle. Mitunter kommt es aber umgekehrt vor, daß der Krebs den Affen frißt. Das geschieht bei hohen Fluthen, in welchen das Meerwasser weit in die großen Ströme hinaufsteigt. Mit der Salzfluth kommen die schweren Krabben und Seekrebse in's Land. Kneifen sich solche an einem Wickelschwanze ein, so gibt es kein Entrinnen mehr. Der Fischer fällt unter kläglichem Geheul rücklings in's Brackewasser und ertrinkt eingeklemmt.

Mit vielen Angehörigen unserer eigenen Sippe theilt der Affe die Eigenschaften des Mangels an Rechtsgefühl, der Bosheit und der Nachahmungswuth. In letzterer Hinsicht möchten wir ihn vielleicht noch überbieten. Man erinnere sich, wie unsere deutschen Frauen sofort nachahmen, was die Kundschaften des Schneiders Wörth in Paris anziehen, und wie Niedere die Gesten und Gewohnheiten Höherer copiren. Ja, wir ergötzen uns daran, wenn der große Nachahmer Affe seinerseits wieder von Menschen nachgeahmt wird. Klischnigg, der „berühmte“ Affendarsteller hat sich während seiner Künstlerlaufbahn ungefähr so viel verdient, als die Gesammthonorare für alle Werke Schiller's und Göthe's zusammengerechnet ausmachen.

Gedankenspiele.

Von J. Hutschak.

Wenn ein Menschenherz nicht finden kann, was es sucht, verliert es sich endlich selbst, oder irrt verloren herum.

„Ich möchte leben!“ ruft der sieche Körper; „ich möchte sterben“ seufzt die kranke Seele.

In der Art, mit welcher Viele nach Höherem trachten, liegt eben das Niederträchtige.

Verwundere Dich nicht, wenn Dir im Verkehre Personen so „zugeknöpft" erscheinen, sie müssen ja die Blößen ihres Herzens decken!

Der unbeugsamste Stolz kann Dir leicht etwas — nachtragen.

Kalte Behandlung kann uns zwar nie erwärmen, doch oft sehr heiß machen.

Sobald wir uns um gar nichts umschauen, können wir das Nachsehen bekommen.

Bei Genuß der Belladonna erfolgt die Tollheit nachher, es gibt aber manche Bella Donna, wo es umgekehrt hergeht.

Die weibliche Eitelkeit vereitelt echte Weiblichkeit.

Frauen sind Perlen, deren Fassung die Männer, darum gerathen erstere so ganz außer Fassung, wenn diese sich verlieren; Frauen sind Perlen, die Männer die Muscheln, welche sie einschließen; Perlen sind aber in der Wissenschaft eine Muschel-Krankheit, ist dies etwa auch bei beiden Geschlechtern der Fall? Wenn die Perle der Muschel geraubt wird, ist's ihr Tod.

Jede Frau ist musikalisch! Sie will den Mann behandeln nach den Noten, und liebt es zwar, den Ton anzugeben; sie will aber auch mit ihm in Harmonie verschmelzen. Kleine Tactlosigkeiten wird jeder Meister darum verzeihen, wenn sie nicht selbst den Tactirstab angreift. In der Ehe sollen beide Theile zwar aus einem Horn blasen, doch will nie das Weib die Primgeige spielen!

Wenn schöne Frauen auch die Blicke senken, wollen sie doch Aufsehen erregen.

Aus der schwersten Seiden-Toilette gestaltet sich öfters ein — liederliches Tuch.

Die drei bekannten Tugenden übt jedes Mädchen, es glaubt, hofft und liebt — zu heiraten.

Wir brennen oft bei demjenigen Herzen ab, das wir entzünden wollten.

Warum zürnt die Männerwelt gar so sehr, wenn die Damen Schleppen tragen? Es zeigt sich in derselben die weibliche Aufrichtigkeit, sie wollen, daß man auch ihre Kehrseite kennen lernt!

Der Leichenpeter.

Von Dr. Franz Groder*)

War vor langer Zeit ein Mann, der hieß der Leichenpeter, denn — war im Städtle wer gestorben, gab er andächtig dem Todten das Geleite zur letzten Ruhestätte und warf gewissenhaft seine drei Hand voll Erde in die Grube nach. Die Leute hatten ihn gern und waren ihm gut, aber der düstere, wortkarge Peter mied Gesellschaft und Vergnügen und kam nur mit einem ehemaligen Schulgenossen, den er von früher her lieb hatte, dann und wann zusammen.

Einst, als die Beiden in der Wirthsstube beieinander saßen, sagte Konrad, sein Kamerad: „Wer hätt's gedacht, daß unser Bürgermeister, der gesunde, fröhliche Herr, so plötzlich sterben werde." Peter seufzte und sprach: „Ich wußte es wohl, ich sah das Zeichen des Todes auf seiner Stirne." Erwiderte hierauf Konrad: „Wie ist das möglich auch, war ja gar nicht krank und klagte über keinerlei Schmerz oder Beschwerde?" — Nachdem Beide ausgetrunken hatten, standen sie auf und gingen hinaus in's Freie — vor die Stadt. Der Vollmond goß sein bleiches Licht herunter und die Grillen zirpten — und auf der Höhe eines Hügels angelangt — setzten sie sich und Peter nahm das Wort: „Noch nie habe ich einen Laut über die

*) Aus dessen „Märchen für Jung und Alt." Siehe Heimgarten: IV. Jahrgang, Seite 315.

Lippen kommen lassen, aber Dir, meinem einzigen, erprobten, verschwiegenen Freunde muß ich etwas mittheilen, daß wenigstens eine Seele weiß — wie's mir ist — und woher es kommt, daß ich bin — wie ich bin. Du kennst meine Jugend; hab' als Waisenknab' mit Müh' und Noth Schul- und Lehrzeit durchgemacht und wanderte von hier in die weite Welt. Lange zog ich umher, bis mir Arbeit ward, aber sie dauerte nur wenige Wochen. Mußte wieder mein Bündelchen schnüren, trabte ziel- und muthlos den Weg dahin, verirrte mich in einem wilden Walde, wußte weder ein noch aus, denn die Nacht brach ein und ich hatte den Pfad verloren, da plötzlich ersah ich Licht, stolperte über alle die Wurzeln drauf los und stand endlich vor einem alten steinernen Haus. Auf mein Pochen wurde aufgethan, ein graubärtiger Mann leuchtete mir in's Gesicht und frug um mein Begehr. Ich sagte, daß ich ein armer Tischlergesell und ohne Arbeit sei — und da lachte er und rief: „Kommst gerade recht, Bürschchen; willst sieben Jahr' dienen mir, wird's Dein Schaden nicht sein!“ Mir war das nach Wunsch und schlug gleich ein. Aber — das war ein sonderbarer Dienst, konnte wenig von meinem Handwerk brauchen; mußte Kräuter kochen, die Ziegen melken, den Garten besorgen und sonst noch allerlei; ich merkte bald, daß der Mann geheime Künste trieb — — doch hatt' ich's gut bei ihm. Als die sieben Jahre um waren, kriegte ich ein schönes Geld und durfte auch noch einen Wunsch thun. Mit dem Wunsche aber hab' ich's nicht getroffen. Ich wollt' es dem Menschen ansehen können, wie bald er sterben werde. Der Alte hatte mich lieb, das merkte ich — denn er machte ein finsteres Gesicht und brummte: „Hätt'st was Besseres verlangen sollen, doch — nun ist's geschehen!“ — Ich mußte niederknien und er riß am Wirbel des Kopfes fünf Haare mir aus, verbrannte sie und rieb mit der Asche sodann die Stelle ein, wo er sie ausgerissen. Er befahl: „Niemanden darfst Du es sagen, daß Du an ihm das Zeichen gesehen. Wer plötzlich stirbt, hat einen langen Aschenstrich über's ganze Gesicht, wer in einiger Zeit stirbt, einen größeren oder kleineren Aschenfleck auf der Stirne.“

„Ich nahm Abschied, wanderte fort und durft' nicht lange gehen — so fand ich den grauenhaften Aschenfleck — ach überall — überall — und es schnürte mir das Herz zusammen. Gehst in die Residenz, dacht' ich mir, dort im Gewimmel der großen Stadt wird's besser sein, hat man nicht Zeit auf das zu achten, ist viel Zerstreuung da — aber es war ärger, denn — wo viel' Leut' beieinander sind, müssen auch viel mehr sterben, und darum erblickte ich den Aschenfleck häufiger noch — und oft an kräftigen Jünglingen und schönen Mädchen, die, in der Blüthe ihres Lebens, keine Ahnung hatten — wie so bald — sie dem goldigen, warmen Sonnenschein des Tages entrissen und in die finstere, kalte Nacht des Grabes gestürzt werden. Auch ihn selbst sah ich, den nimmerrastenden, grimmigen Menschenwürger, im dunklen Faltenmantel mit dem breitkrämpigen, schwarzen Hut und gelber, wallender Feder d'rauf auf nacktem Schädel, wie er hastig unter jauchzendem Geigenklang und schmetterndem Trompetengetön' im Saale auf- und niederhuschte und im heißen Getümmel des Tanzes und der Lust da und dort mit Asche die Stirnen der Fröhlichen zeichnete. — Mir war angst und bange; selbst im Schlafe quälten mich die Erlebnisse des Wachens, denn allnächtlich im Traume erschienen die traurigen Aschengesichter, die ich alle schon gesehen — und im langen Zuge schwebten sie in schleppenden Gewändern an mir vorüber, schauten mich an mit ihren gebrochenen Augen und grüßten mich wehmüthig. Meines Bleibens war nicht in der Residenz — ich floh — und war froh — die Landstraße wieder unter den Füßen zu haben, aber auch draußen war's anders nun — und der

murmelnde Silberbach durch Wiesengrün, das singende Vöglein, das Rauschen des Windes durch duftige Tannenwipfel — waren mir nicht mehr — was einst in früherer Zeit. Die schöne, bunte, lachende Welt war in schwarzen Flor gehüllt; aschgrau war Alles! — Ich sah nur das Sterben, fühlte das Weh der jammernden Angehörigen und mein Kopf wurde wirr'. Im dichten Nebel schwankte ich dahin; weder Farb', noch Form, noch Ton erquickten mich mehr. Wohl nahm das Geld im Säckel nicht ab, es war ein eigener Segen dabei, aber was hatt' ich davon; durch die Erfüllung meines dummen, vorwitzigen Wunsches war mir alle — alle Freude verloren. Wollte von der Fremde nun nichts mehr wissen — war ihrer satt — und die Sehnsucht trieb mich zurück in mein kleines, stilles Heimatsstädtle, errichtete hier eine Werkstätte, hatte Arbeit vollauf und war fleißig, unermüdlich fleißig, daß mir die trüben, peinlichen Gedanken vergehen möchten; doch es ward nicht anders. — — —

In der vorvorigen Woche hatte ich oben in der Stadtamtskanzlei zu thun mit meinen Gesellen — ich gab mir alle Mühe, die vollste Zufriedenheit zu erringen und ich sputete mich wacker — und als der Herr Bürgermeister zur Thüre hereinschritt und sah, daß die neuen Actenschränke alle schon an der Wand standen, war er sehr überrascht, spendete mir viel Lob, dankte höflich für das schnelle Zustandebringen der Sache, ließ einen Krug guten Weins holen für uns — und wie ich das Glas zum Munde führe und ihn ansehe, lass' ich's fallen vor Schreck, denn er hatte — über die ganze Stirne den Aschenfleck."

Konrad schauderte zusammen bei den letzten Worten seines Freundes und sie erhoben sich und gingen schweigend heim zu.

Peter wartete nun des Abends vergeblich auf seinen Freund; es war fast, als ob dieser ihm auswiche, — — endlich aber kam er doch wieder.

Und wieder einmal waren Peter und Konrad an ihrem bestimmten, traulichen Plätzchen im Winkel beim Ofen, und es füllte sich — früher denn sonst — die Stube mit Gästen. Immer lauter und lauter wurde es an den Tischen — und Einer war da, der durch seine drolligen Einfälle und Späße besonders sich hervorthat. Seine schlagfertigen, stets treffenden Antworten und das Brillantfeuerwerk seiner blitzenden Witze hoben die gute Laune der Anwesenden auf den höchsten Gipfelpunkt der Heiterkeit und des schallenden Gelächters war kein Ende. Und auf ging die Thüre jetzt — weit auf — und ein eisiger Luftstrom durchfröstelte Alle — aber kein Gast trat herein. — Peter schaute unverwandt mit starrem Blick auf ein' und dieselbe Stelle hin, fuhr entsetzt zurück und stieß seinen Bierkrug um. — „Was ist Dir, Peter?" frug Konrad. — „Morgen wirst Du es wissen," entgegnete mit hohler Stimme der bleiche Peter. — — Und richtig — am andern Tage wußte es das ganze Städtlein. — Der übersprudelnde, durch seinen rosigen Humor allen Gästen des schwarzen Adlers so lieb und unentbehrlich gewordene Wagnermeister war, als er nach Hause kam, rücklings über die eigene Stiege gestürzt und augenblicklich todt.

Als am nächsten Abende die beiden Freunde wieder beisammen saßen, flüsterte Konrad: „Es ist schrecklich!" — „Ja wohl, schrecklich," antwortete beklemmt und fast tonlos Peter und setzte hinzu — „ich sah — wie der Fürchterliche durch die weitgeöffnete Thüre eintrat in die Wirthsstube; ich sah — wie er in der Mitte dastand und die Gäste alle mit höhnischem Grinsen musterte: ich sah — wie er zu ihm hinging und mit seinem dürren Knochenfinger dem Wagnermeister von der Stirn bis zur Brust herunter den breiten Aschenstrich machte!"

„O — das größte — größte Glück ist," sagte Konrad, „daß man nicht weiß, was der nächste Augenblick bringt,

— und wenn's ein Kaiser wär', müßt' er den Bettler dieses Glückes wegen beneiden! Das Beste ist: zu wissen, was man sich und dem Nebenmenschen schuldig — — und dann getreulich seine Pflicht erfüllen in der Gegenwart, das schafft Beruhigung und Freude — — und die Hoffnung, sie ist der Wanderstab, der durch's Leben führt und stützt und aufrecht erhält im Unglück — bricht dieser — ist Verzweiflung unser Los!"

Der Leichenpeter wurde seines Daseins nimmer froh, er blieb unverheiratet und mußte noch manchen und manchen Aschenfleck schauen, ehe die Reihe ihn traf. Und einstmals — in der Frühe — gleich darnach als er fortgegangen von der Werkstätte, kam er wieder zurück nach Hause — mit entfärbtem Antlitz — fast ohne Athem — ließ das Maß nehmen nach sich zu einem Sarge — setzte sich an den Tisch, schrieb, siegelte und machte Ordnung — — und am dritten Tage lag er, von seinem traurigen, freudeleeren Leben erlöst, still zwischen den Lichtern auf der Bahre.

Steirische Dialektwörter.

Erläuterungen von K. J. Schröer.

(Fortsetzung von „Heimgarten", Märzheft, S. 474.)

Das B. Unsere Mundart hat im Anlaute (zu Anfang eines Wortes) kein B. Alle B werden im Anlaute P gesprochen, aber rein, ohne nachklingendes H. Dies ist nicht in allen deutschen Mundarten der Fall.*) — Einen schönen Beweis dafür bietet uns das Magyarische mit der Aussprache deutscher Wörter, die in das Magyarische übergegangen sind. Die Wörter mit anlautendem B, die der Magyare aus dem Oesterreichischen entlehnt hat, spricht er mit P nach. Der Bötticher heißt im Oesterreichischen Binder, sprich: Pinder. Der Magyare macht daraus pintér. Der Bäcker heißt bei uns Beck, sprich Peck, magyarisch pék. In der Zips und in Siebenbürgen heißt aber der Bötticher: Büttner, Böddner. Dort wird das B weich gesprochen. Der Magyare hat auch dieses Wort entlehnt. Er nennt den Bötticher auch bodnár. Er gibt also die Laute treu wieder, wie er sie findet. Scherer hat schon in Gesch. d. deutsch. Spr. 1, Ausg. S. 471 das erste Beispiel erwähnt; aber erst durch das zweite, bodnár, wird klar, daß nur das Oesterreichische B zu P wird. Dem Magyaren ist eine Verwechslung von B und P unmöglich, indem bei uns eine scharfe Unterscheidung selten ist. Besonders ist unser Bewußtsein über unsere Aussprache beirrt, wenn wir z. B. von jeher gewohnt sind, das geschriebene B = P zu sprechen.

paan („bahn, beizen, sengen, bähen") mittelhochdeutsch bæn.

packschirli („backschirli, ungeschickt, niedlich") anstellig, niedlich. „Beigeschirrig (beigeschirrlich) wird von Pferden gesagt, die eingespannt (zusammengeschirrt) gut neben einander gehen." Schmeller 1, S. 225 (164). Höfer, österr. Wtbch. 2, 304, schreibt packschierig und packschierlich. Er gibt schon dieselbe Erklärung, nach Mich. Denis Lesefrüchten 1797, wo die Form beigeschirrig aus alten Schriften bezeugt sein soll, s. Höfer a. a. O. — Diese Form hat das Grimm'sche Wörterb. nur aus Schmeller belegt. Die Deutung des Wortes packschirli daraus wird allgemein angenommen. Ueber jeden Zweifel erhaben scheint sie mir nicht.

Paal, das — der Holzpfropfen am Fasse; mittelhochd. beil, beiel und beigel: Der Eichstempel, das Spundloch (Lexer im Nachtrag).

Palawaatsch, der — Kauderwelsch. Das Wort war schon in Frommann's Zeitschr. 5, 505 (1858) von mir

*) In Castelli's niederösterreichischem Wörterbuche fehlen hinwiederum die harten Buchstaben P und T als Anlaute gänzlich. Auch der Steirer ist geneigt, diese harten Anlaute weich, das P als B, das T als D auszusprechen. R.

aus der Mundart von Presburg angeführt. Ob hier an eine Bildung aus dem Italienischen, etwa aus parolaccia, zu denken ist, weiß ich nicht. Im Fränkischen nennt man unverständliche Rede: Bobelatschen. S. Frommann 2, 245. Vgl. Pawlatschen.

Paldl Sebaldus. Rosegger, Gesch. aus den Alpen 2, 133.

palai, bei Leibe nicht, behüte! Ursprünglich Betheuerung, wie: bei meinem Leben, bei Leib und Leben! s. Grimm Wörterb. 1, 1351. Rosegger Gestalten 135: beileib!

Palm, die — (das a dem o genähert à) Pappelweide, als Stellvertreterin der biblischen Palme. Gesch. aus den Alpen 2, 306.

Pand, das — (das a dem o genähert) Band. Pandel (reines a) das —. Bändlein. Einen lenken, gängeln, wird auch mit: am Bändlein haben ausgedrückt. Rosegger schreibt einmal Gestalten aus d. Volke 128: Die hat ihn auch auf (sic) dem Bandel.*)

Pappen, die — (reines a also = Päppe; Roseggers Schreibung ist Bapn): großes breites Maul. Von Papp (a dem o genähert), der — Mehlbrei, lat. papa mittelhochd. pappe oder peppe. Weitverbreitetes Wort.

Parocken, die, Perrücke. Vgl. Barucke Gr. Wtbch. 1146.

Partl (reines a = Bärtl): Bartholomäus.

„paschln („baschln") plätschern" ist mir unklar. Wenn das Wort gebräuchlich ist, so wäre die Aussprache (ob reines a), Bedeutung und Anwendung noch näher zu bestimmen.**)

Paatsch, der — (das lange a dem o genähert å): ein träger, kraftloser Mensch. Wenn ich so ein Batschen da zur Tochter hätt! Gestalten aus d. Volke 89, auch 87. — Paatschn, der —: grober Schuh, daher paatschen: schwerfällig auftreten. Alles zu batschen zusammenschlagen, treten S. Grimm Wtbch. 1, 1157.

Patzen, der — (das kurze a dem o genähert: à) kleiner, geronnener Klumpen. Ja patzen! für: warum nicht gar. Alpengesch. 2, 126. — Patzel, das —: (reines a) Bätzlein: ein Batzel Butter, Gestalten 177. pàtzwoach („badswoach") leicht zerdrückbar. Batzn, der — 1. eine Berner Münze mit dem Bilde des Bären. 2. ein Klumpn. S. Gr. Wtbch. 1, 1159.

Paaz, die — (reines langes a): die Beize; auch der weiche Inhalt eines Gegenstandes. Dies Wort wird mit dem vorigen vermengt, z. B. ich drücke dich, daß dir die Paaz ausgeht (Gr. Wtbch. 1, 1160).

Paamhackel (reines a in —hackel) der — Specht. Der Ausdruck Baumhäckel für Specht ist allbekannt. S. Gr. 1, 1192.

Paamhirsch, der —: das Eichhörnchen. Ein dichterisches schönes Wort, das mir sonst noch nie untergekommen. Ist es nur Rosegger eigen oder allgemein üblich in Steiermark?*)

Paunzen („Baunzn, der —") Zu Grunde liegt ital. pancia Wanst, das im Deutschen in den Formen: Der Bantsch, das Banze. S. Gr. Wtbch. 1, 1119, 1120 und in der Pluralform Baunzer, das. 1196 f. mit den Bedeutungen: Wanst, dickbauchiges Kind, dickes Gebäck, Eingeweide und dgl. vorkommt. In Wien ist ein Paunzerl dickbauchiges Gebäck.

Pauxl, der — („Bauxerl") kleines, fettes Kind. Sonst Pauxl, Paunxl: Kleiner, putziger Kerl. S. Schmeller 1, 382 (277).

---

*) nach volksthümlicher Redeweise.

**) baschelu mit reinem a; Beispiel der Anwendung: Heind regnts, daß s olls baschlt.

*) Ich fand das Wort im Ennsthale und habe es mehrmals als „Baumhirsch" scherzweise im Hochdeutschen angewandt. R.

Paawlaatschn, die — („Bawlatschn") „die hölzerne Schlafstelle." — Im Fränkischen nennt man **Bobelatschen** undeutliche Rede, was auf einer Verwechslung mit **Palawaatsch** beruht. S. d. — Vgl. übrigens auch Fromm. 3, 502. — Das Wort ist tschechisch pawlač und bedeutet Bühne, Erker, Geländergang, Hütte. Es ist in Deutschland weitverbreitet. S. d. Grimm'sche Wtbch. 2, 199: Die **Boblatsche**; Weinh. schles. Wtbch. 11ª Schmeller, 1, 377 (275).

Fortsetzung des Alphabets.

H.

habrana Herrgott, Spottwort für eine fahle Gesichtsfarbe. **Der schaut aus, wir a habrana Herrgott.**
hadschn, hinken, schleppenden Gang haben.
haglziahn, Fingerhäkeln, eine bei Bauern beliebte Muskelkraftmessung.
hal, schlüpfrig, glatteisig.
han? für die Frage: wie? oder was? Das n ein langgezogener Nasenlaut. **hanz?** wenn man die Frage an Mehrere zugleich richtet.
handlon sein, sich aufschmeicheln, auch so viel als **anbandln**. Sprichwort: **Bist ollaweil handlon, handlon, d Muada greint mih aus.**
Hangerl (das), Brustfleck mit Achselbändern.
hanti, bitter, bissig.
harb, salzsauer, **harb sein**, verdrießlich sein.
harbn, sich ärgern.
haschbln, stolpern.
haschbelonschlogn, Jemand ein Bein stellen, durch einen Schlag mit dem Fuß einen Andern unversehends die Beine ausschlagen. Ein beliebtes Manöver beim Ringen.
hasln, ohasln, streicheln.
hasn, beinahe, schier, auch: glatt, geschlacht, gehobelt. **Da Tonzbodn muaß hasn sein, aft wir ih s Tonzn hasn probirn.**
Hausbein (die), der große Rosenkranz, der in der Bauernstube an der Wand zu hängen pflegt und bei dem Rosenkranzgebete der Familie verwendet wird.
Hausl, Balthausar.
hausn, wirthschaften, **ohausn**, lamentiren, heftig weinen und klagen.
Hazn (die), Oberschenkel.
heanzn, höhnen, foppen.
Hedschn (die), Hagebutte.
heen, heulen.
Hegerlschiaba (der), Spottname für einen zusammengekauerten Menschen.
Heidl (die), Wiege, **heidlbanzn**, auch: **heidln**, in der Wiege liegen.
Heigeign (die), Spottname für eine lange Figur.
Heilinstritzl, ein Gebäck, daß zu Allerheiligen als Geschenk oder Almosen gebacken wird. (Siehe Rosegger's „Volksleben in Steiermark", II., S. 146.
heleraзn, irren, **umaheleraзn**, herumirren, planlos umherwimmern.
hell, gerade, schlechterdings. **'s ist hell zan Durchgehn.**
Heni (das), Honig. **Henileckn möcht ih.**
henzn, wimmern bei Kindern, in weinerlichem Tone fortwährend etwas verlangen.
herrhobn, überwältigen, einer Sache Herr werden. **Däs is gspoaßt, hiazt hot da Kleana übern Größern herrghobt.**
herrisch, städtisch, vornehm.
Herzwurm (der), ein eingebildetes, wurmartiges Thier, das sich im Herzen befinden soll, auch eine unbekannte Krankheit. Er hat den Herzwurm, dürfte so viel heißen, als: er ist Hypochonder.
heschazn, seufzen, schluchzen.
Hiaba (die), Herberge. **Bitt gor schön um d Nochthiaba.**
Hiaschd (der), Herbst.
hiat oder **hiascht**, hart, **stoanhiat.**
Hiatajausn (die), eine Vormittagsjause, welche an Sonn- und Feiertagen während der Kirchenzeit die Haushüter einzunehmen pflegen.
hiaz, auch: **hiazt** oder **hiazta**, jetzt.
Hisel (das), Flachsbüschel auf einer Stange zum Trocknen hängend.
Himmelseitn! ein gemildertes Fluchwort anstatt Himmelsakerment.
himlazn, blitzen. **Hiaz hots an Himlaza thon.**
hisch, brav, gutmüthig, auch: ziemlich. **Er is hisch, sie is zwida, hot oba hisch a Geld.**
Hoada (das), Heidekraut.
hoagl, heikel. **Hot koan Hoagl**, so viel als: macht nichts, oder meinetwegen. **Ih roats nit hoagl**, ich nehme es nicht so genau.
hoamgeigna lossn, ein Sprichwort um Jemand zu tadeln, zurechtzuweisen.
Hoamgong, an Hoamgong hobn, ein Daheim haben.
hoamisch, zahm, zutraulich (von Thieren gesagt).
Hoamkronkhat (die), Heimweh.
Hoanzlbonk (die), Schnitzbank.
Hoar (der), Flachs.
Hoarrach, Höhenrauch.
Hobagoas (die), Habergais, ein gespenstisches Wesen mit drei Füßen.
hobn, halten (hier nicht: haben). **Ih mog mih aufn Doch nit dahobn, ih foll owi.**

Hockad (das), gehacktes Futter für Hausthiere.
Hockbredl (das), Hackbrett, ein zitherartiges Saiteninstrument, welches mit Hämmerchen gespielt wird.
Hodl (die), Hülse oder Rispe des Hafers.
Hölb (der), Habe, Stiel.
Höllsn (die), Höhle.
Hold (die), Viehweide.
holsn, den Arm um den Hals legen, als Liebkosung.
holt, denn, eben, doch, nun einmal, auch, am Ende u. s. w. (Das charakteristischste Wörtchen des süddeutschen Dialekts.)
Holbnthoal, die Hälfte. **s Holbad,** die Hälfte.
Honsiagl, Johann Georg.
hon, ih hon, ich habe.
hort sein, hart um's Herz sein. **Mir is hort,** mir ist bange.
Hosnausstabn, „auf die Seite gehen."
hots ba da Foltn, so viel als: hat's erwischt (zumeist moralisch gemeint).
Howan (der), Hafer.
Hüll (die), Bettdecke.
Huf (der) die Hüften.
hugan, hocken.
huir, heuer.
huit, in olla huit, in aller Früh.
hulan, hallen.
Hulz (das), Wald, Schachen.
Hulzjogl (der), Fink. Des Finken Gezwitscher: **Zi, zi, zi, Hulzjogl.**
Huma (der), Hunger. **Humeri war ih,** Hunger hätte ich.
husi, hurtig.
hussn, hetzn. **Er hot sein Hund auf mih ghußt.**
hutschn, schaukeln.

J.

Jiach (das), ein gegärbtes Fell.
iachn, gärben.
iag, arg, auch: **iagn. An iagns Weta.**
Jagad (die), Egart, ein brachliegendes Feld.
Jazn (die), Achsel. **Inta der Jazn bin ih kizli.**
ibawindlin nahn, über den Rand nähen.
Inslad (das), Unschlitt.
immeramol, mitunter.
int, unten, **inta,** unter.
inta d Schinkn trein, Jemand unterdrücken, knechten.
intaschussn, mitunter, manchesmal.
intawegn, unterwegs.
Irgl, Georg.
Irrwurzn, eine eingebildete Wurzel, welche den, der auf sie tritt, auf Irrwege leitet.
Irta, Erchtag, Dienstag.
iwi, hinüber.

J.

Jangga, Jacke.
jechtas! Ausruf der Ueberraschung, auch: **Jeßtl** oder **Joßtl. Jeßtl Moron.**
jeikn, jagen.
jegas, Ausdruck der Freude.
jelsna, lärmen (bei Kindern angewandt).
joad, er joad, er jagt.
Jod (das), das ausgejätete Unkraut.
Jodl (der), Stier.
Jogl, Jakob.
jo Schneggn! Ausdruck um Jemand etwas abzuschlagen.
Josl, Josef.
juchazn, jauchzen.

Wanderlust.

(In Mundart.)

Ih gspür in mein Herzn
A mächtigi Freud,
Möcht ollaweil roasn
In d Welt aussi weit.
Möcht singen und wondan
Von oan Dörfel zan ondan.

Und fohrad aufn Dompfwogn
Wuhl ah amol gern,
Und möcht mich ergötzn
Wia fürnehmi Herrn.
Oba däs is koa Roasn
Auf da gußeisarn Gloasn.

Ih brauchat koan Dompfwogn,
Hätt ih nur a Geld,
So gangad ih gwiß bis
An's End vo da Welt,
Auf's Schuaster sein Roppn,
Bis d Knia mir einschnoppn.

Ih brauch ah koa Geld nit,
Es wern scho Leut lebn,
Dä mir für mei Singa
A Kloanigkeit gebn:
Mitn Gspoaseln und Scherzn
Do rührt ma die Herzn.

Zan Wondan, zan Wondan
Ghört nix als da Gsund,
An aufgweckti Weis und
A lochanda Mund
Mit an lustinga Liadl
Und an Buschn aufn Hüadl!

Koloman Hornsburg.

Es soll sich halt Keiner mit der Liebe abgeben.

(Volkslied aus dem Meininger Unterland, mitgetheilt von A. B.)

Es sul sich halt Kener mit der Liebe agabe,
Sie bracht ju schu manche schüne Kerle um's Labe.
Gester hat mir mei Trutscherl die Liebe versät,
Ich hun se verklät.

Ich hatt nu mei Trutscherl in's Harz nei geschlasse,
Und sie hat gsät, sät sie, sie wil mich net lasse;
Da reit me der Teufel de Scholse sien Hanse,
Der fort se zum Tanze.

Su gets, bame Menscher zum Tanze lät geh,
Da mut me halt ömer in Sorgane steh,
Daß sie sich verliebe in anere Knachte.
Su Menscher sen schlachte.

Nu schmeckt me ka Esse, nu schmeckt me ka Trenke,
Und ban ich söl arbet, se möcht ich versenke,
Und ban ich söl spreche: ich hätt s nemer lieb,
Se wär ich ä Dieb.

Dröm, bin ich gestorbe, se lat mich begrabe,
Und lat me vom Schreiner vier Bratle abschabe,
Und lat me zwu feurige Harzer drufmale,
Ich wils schu bezahle.

Und lat me ach senge de Sterbegesänge:
Da leit nu der Esel die Quer un die Länge;
Im Labe, da hatt he vil Liebesaffäre,
Zu Dreeck muß he were.

Erklärung: agabe: abgeben. Labe: Leben. versät: versagt. verklät: verklagt. gsät: gesagt. Scholse: Schulze. Knachte: Knechte. schlachte: schlecht. Bratle: Brettchen. aschabe: abhobeln. Harzer: Herzen.

Originelle Bienenjagd.

Richard Oberländer erzählt in seinem Werke über Australien, daß die Engländer auf ihren australischen Entdeckungsfahrten von den Wilden häufig mit Honig bedient wurden, ohne zu wissen, wie diese zur köstlichen Frucht kämen.

Für die ungeschickten und ungeübten Engländer waren die Fundgruben dieses in der australischen Wildniß doppelt kostbaren Leckerbissens nicht nur unerfindlich, sondern auch unsichtbar. Endlich gelang es, einen Bienenjäger zu beobachten. Der Schwarze hatte bemerkt, wie eine Biene sich an den Blumen, welche dicht über einem Bächlein blühten, herumtrieb, und sich flach auf die Erde gelegt, den Kopf ganz nahe dem Wasser, und wartete nun regungslos den Augenblick ab, in welchem die Biene der Oberfläche desselben nahe genug kommen würde. Vorher hatte er schon den Mund mit Wasser gefüllt, und als nun das Thierchen dicht über dem Bache dahinsummte, spritzte er es so naß, daß es vor Schreck in das Wasser fiel. In diesem Augenblicke griff der Schwarze zu und hatte es gefangen. Nun befestigte er mit einem Stückchen Gummi eine ziemlich große Flaumfeder an den Körper des Insectes und ließ es wieder fliegen. Die Biene tritt, mit der ungewohnten Bürde beladen, jedesmal den Weg nach ihrem Stocke an, und der Bienenjäger hat jetzt nur Acht zu geben, daß er ihr folgt. Den scharfsichtigen Schwarzen macht dies keine besondere Schwierigkeit, und in hurtigen Sprüngen über Busch und Stein geht es nach dem Baume, in dessen Zweigen die Biene verschwindet. Regelmäßig kehrt der Wilde mit Honigscheiben beladen zurück. Es bedarf keiner besonderen Versicherung, daß eine solche Bienenjagd jedesmal eine recht ergötzliche Scene bietet.

Bücher.

Zu den lyrischen Sammlungen, welche keinen großen Lärm in der Welt machen, aber manches mit dem Dichter gleichgestimmte Gemüth im Stillen erfreuen werden, gehören die **„Neuen Gedichte von Wilhelm K. v. Katzenhofer“** (Wien, Rosner, 1879). „Versifizirte Prosa nennst Du meine Gedichte? Freund, ich nehm' es als Lob, denn ich verbannte den Schwulst!“ — So ruft der Verfasser „einem Kritiker“ zu, und damit hat er wirklich das größte Lob ausgesprochen, das seinen Gedichten zu spenden ist. Wenn Gutzkow eine Brochure „über den Schwulst in der modernen deutschen Literatur“ zu schreiben veranlaßt war — Herr

W. v. Ratzenhofer ist daran nicht schuld. Ein weiterer Vorzug dieser Gedichte ist, daß sie, obgleich ferne von jeder bewußten Hascherei nach Originalität, doch gar manchen, in seiner Einfachheit wirklich originellen und ansprechenden Gedanken enthalten. So z. B. wenn er „die hessischen Isabellen in Wien“ besingt:

„O Hessenprinz, im Grabe würdest Du
Dich drehen,
Vermöchtest Deine Isabellen Du zu sehen:
Ihr stolzer Hals beugt widerwillig sich dem
Kummet,
Statt Prachtkarossen zieh'n sie Wagen nun
mit Grummet!“ —

Wohlgebaut sind die Octaven und Sonette Ratzenhofers; sehr Hübsches leistet er namentlich auch in der erzählenden Gattung. —g.

Das **„Dichterbuch zur Pflege der österreichischen Vaterlandsliebe“**, zusammengestellt von Eduard Wenisch (Prag, Bellmann, 1880) liegt nun in zwei starken Bänden vollendet war. Es verdient hervorgehoben zu werden, daß die Bedeutung dieses Buches durchaus nicht blos in der patriotischen Bedeutung desselben liegt. Wer die Sammlung auch nur flüchtig durchblättert, wird sich sogleich überzeugen, daß sie auch einen poetischen und vor Allem einen literar-historischen Werth besitzt. So manche ältere, schöne und anmuthende Dichterspende, besonders des österreichischen Parnasses, die mit Unrecht schon vergessen war, ist hier dem Andenken und Genusse der Mitwelt wieder dargeboten. Die beiden Bände, der erste epischen, der zweite lyrischen Inhalts, bringen nicht etwa blos im engeren, politischen Sinne Patriotisches, sondern eine Auswahl des Besten, was zum Lobe des österreichischen Landes und Volkes in Versen gesagt und gesungen worden. —g.

Der alte literarische Wanderer, Herr Hermann Joseph Landau, über dessen hochinteressantes **Album** der „Heimgarten“ einen längeren Artikel gebracht, hat sich unverhofft mit einer neuen Auflage eben dieses in Druck gelegten werthvollen Albums eingestellt. Diese neue Auflage ist für's Erste von den zahlreichen Druckfehlern der frühern gereinigt, dann auch erheblich vermehrt, denn Herr Landau wandert immerfort und seine Sammlung vergrößert sich mit jedem Jahre. Leider hat er sich noch immer nicht entschließen können, sein Werk dem eigentlichen Buchhandel zu übergeben, so daß der Besteller nicht weiß, wohin er sich zu wenden hat. Dem ihm vom „Heimgarten“ ertheilten wohlgemeinten Rathe hat er nur in so weit entsprochen, daß er seine Adresse privatim mittheilte, in ein paar Zeilen, die der Leser sich als Gedächtnißverse einprägen möge:

„Und daß ich nicht vergesse —
Erfahre meine Adresse:
Prag, Zeltnergasse 8,
Wo siebzehn Jahr' ich verbracht.“

—g.

Preširenklänge von Edward Samhaber. (Laibach von Ig. v. Kleinmayr & Fed. Bamberg, 1880.) In diesem Büchlein wird uns eine flüchtige Lebensskizze und eine ziemlich eingehende, liebevoll gehaltene Charakteristik des krainerischen Dichters Preširen geboten. Aus der Biographie des für sein Vaterland bedeutenden Sängers erfahren wir, daß derselbe 1800 im oberkrainerischen Dörfchen Verba als Bauernsohn geboren war und in Laibach und Wien studirte. In Wien kam er in das Klinkowströmische Institut, um Lectionen zu geben und wurde ihm der junge Graf Anton Auersperg als Schüler zugetheilt. Später wurde er ein kleiner Beamter in der Kammerprocuratur zu Laibach und dann Advocaturs-Concipient. Erst in seinen letzten Lebensjahren gelang es ihm, in Krainburg eine eigene Advocatur zu erhalten. Seine Liebessonette, sowie seine patriotischen und freiheitlichen Gesänge trugen ihm Spott und Mißgunst ein; erst ein Jahr vor seinem Tode, im Jahre 1848, änderte sich die Stimmung und man erkannte den Werth und die Bedeutung des Poeten, der die Sprache des krainerischen Volkes zur Kunstform erhob. In den Liedern Preširen's weht der elegische Hauch des Slaventhums, der sich allmälig zu bewußtem, absichtlichem Pessimismus verdichtet, welcher in der kümmerlichen Lebensstellung und den Mißerfolgen des Dichters gewiß seine berechtigte Ursache hat.

Die Lebensskizze Preširen's hätten wir etwas sachlicher und ausführlicher gewünscht, als sie hier geboten wird; trotzdem erfüllt sie den Zweck, das Interesse für den krainerischen Sänger zu wecken. Ein kleines Epos „Certomir“, im Preširen'schen Geiste ist dem Büchlein beigegeben, sowie viele Lieder und Sonetten des Dichters von dem Herausgeber E. Samhaber mit Geschick in's Deutsche übersetzt oder vielmehr umgedichtet geboten werden. **M.**

Australien. Geschichte der Entdeckung und Colonisation. Von Richard Oberländer. (Leipzig, Otto Spamer.) Dieses interessante Werk, welches seiner Zeit von Fr. Christmann herausgegeben wurde, liegt nun in einer zweiten, völlig umgestalteten Auflage vor uns. Dieselbe berücksichtigt

auch die neuesten Zustände und gesellschaftlichen Verhältnisse Australiens und ist demnach in diesem Werke Alles berührt und benützt, was die englische, deutsche und französische Literatur über den fünften Welttheil gebracht haben. In klarem und stets sachlich gehaltenem Style werden uns vorgeführt die Entdeckungsgeschichte der Weltinsel, Reisen zur Erforschung der Küsten, des Innern, Beschreibung des Landes, der Colonien Australiens und der dazugehörigen Inseln. Handel und Verkehr, wie Urproduction und Industrie, Lebensweise der Wilden wie der Eingewanderten, die geographischen, geologischen, botanischen und zoologischen Verhältnisse, das Klima, die staatliche Organisation u. s. w. kommen uns zur klaren Anschauung. Inzwischen Erzählungen von interessanten Abenteuern der Entdecker und allerlei Einzelnheiten, ebenso unterhaltend als belehrend. Der Verleger hat das Buch mit 129 trefflich ausgeführten Bildern und einer Karte ausgestattet.

Ferner dem „Heimgarten“ zugegangen:

Die fünfhundert Millionen der Begum. Von Julius Verne. (A. Hartleben, Wien 1880.)

Die großen Seefahrer des achtzehnten Jahrhunderts. Von Julius Verne. Zwei Bände. (A. Hartleben, Wien 1880.)

Die Leiden eines Chinesen in China. Von Julius Verne. (A. Hartleben, Wien 1880.)

„Hallberger's Illustrated Magazine“ founded by F. Freiligrath. Nr. 3. (Stuttgart 1880.)

Sieben Jahre in Süd-Afrika. Von Dr. Emil Holub. 4. und 5. Lieferung. (Verlag von Alfred Hölder, Wien 1880.)

Mythen und Sagen aus dem steirischen Hochlande. Herausgegeben von Johann Krainz. (Druck und Verlag von Karl Jilg, Bruck a. d. M.)

Kosmos. Zeitschrift für einheitliche Weltanschauung auf Grund der Entwicklungslehre in Verbindung mit Charles Darwin und Ernst Haeckel. 11. u. 12. Heft. Herausgegeben von Ernst Krause. (Leipzig, Ernst Günther's Verlag.)

Topographisch-statistisches Lexikon von Steiermark. Herausgegeben von Josef Andreas Janisch. 28. Heft. (Graz, Druck und Verlag von Leykam-Josefsthal.)

Aus der Werkstatt der Natur. Streifzüge durch Feld und Flur, Haushalt und Leben. Von Dr. Julius Stinde. 1. u. 2. Bändchen. (Verlag von Edwin Schloemp, Leipzig, 1880.)

In der Sommernacht. Novelle in Versen von Karl Caro. (L. Rosner, Wien.)

Die Tochter Theoderich's. Trauerspiel in fünf Aufzügen von Karl Caro. (Verlag von L. Rosner, Wien.)

Moschko von Parma. Geschichte eines jüdischen Soldaten. Von Emil Franzos. (Verlag von Dunker u. Humblet, Leipzig.)

Neueste Erfindungen und Erfahrungen auf den Gebieten der praktischen Technik, der Gewerbe, Industrie, Chemie, der Land- u. Hauswirthschaft. VII. Jahrgang, 4. Heft, 1880. Herausgegeben von Theodor Koller. (A. Hartleben's Verlag, Wien.)

Postkarten des Heimgarten:

Herrn F. K. Ramsau: Besten Dank für Mittheilung, daß im oberen Ennsthale bei dem Dialektworte für: schneefrei die harte Form aper gebräuchlich ist.

S. Hamburg: Für Ihren aufgeweckten Knaben gibt es wohl kaum eine geeignetere Lectüre, als den in seiner Art classischen Julius Verne. Dieser Schriftsteller beschäftigt die Phantasie, regt zum Lernen an und bildet männliche Charaktere.

Ein Unstudirter in Hoch—n: Mehreres acceptirt.

K. Gleisdorf: Recht freundlichen Dank, Sie finden schon in diesem Hefte Spuren Ihrer Sammlung. Weiteres wird benützt.

E. N. v. Y. . . . Mit Ihnen wollen wir uns ein wenig unterhalten. Hätten Sie sich nicht als Engländer legitimirt, Ihrer geographischen Kenntnisse wegen hielte man Sie für einen Franzosen. Ihre „Weltausstellungsbriefe aus Sidney“ mögen überall geschrieben sein, nur nicht in Australien. Sie erzählen in fast heiliger Naivetät, daß dort, „besonders im südlichen Australien, der Winter kaum 6 Wochen lang währt, mit Anfang December beginnt und Mitte Jänner endet.“ Wir suchten unsere verstaubten Schulthefen hervor, in diesen alten Papieren steht Folgendes: In Australien fallen die Jahreszeiten genau in die entgegengesetzten Monate, als bei uns. Der Sommer währt vom 1. November bis 1. März und der Winter von Ende Mai bis Ende August. In Sydney fällt der längste Tag auf den 21. December. Von Sonnenaufgang 5 Uhr Früh bis Sonnenuntergang 7 Uhr Abends währt derselbe 14 Stunden. Der kürzeste Tag im Jahre ist dort am 21. Juni, geht die Sonne um 7 Uhr auf und um 5 Uhr unter, währt also 10 Stunden. — In der Theke befinden sich übrigens gräuliche Kleckse, während Ihre „Australischen Briefe“ überaus reinlich geschrieben sind, aber diesmal müssen wir es mit der Ersteren halten.

Druck von Leykam-Josefsthal in Graz. — Für die Redaction verantwortlich P. K. Rosegger.

Gräfin Hedwig.

Erzählung von C. Schirmer.

„Das alte schiefe Haus mit den Lehmwänden muß nächstens eingerissen werden; ich kann nicht begreifen, wie es möglich gewesen, dies Gebäude, das kaum einem Stall ähnlich sieht, mitten im Dorfe so lange stehen zu lassen."

Diese Worte sprach der Commissionsrath Dietrich zu dem Pastor, dem Schulzen und dem Lehrer des Dorfes.

Doch auch ich spitzte die Ohren, als von dem alten Lehmhause die Rede war, und wenn auch keiner der Herren auf mich, das kleine Pastortöchterlein, achtete, und wenn ich auch sehr eifrig auf meiner Schiefertafel kritzelte, so entging mir doch kein Wort von der nun folgenden Verhandlung.

Der Commissionsrath saß mit meinem Vater auf der Bank vor dem Pfarrhause, vor ihnen stand der Dorfschullehrer, ein langer, etwas gebückter alter Mann mit schwarzem Sammtkäppchen, aus dem die spärlichen weißen Haare hervorschauten.

Der Schulze, das Oberhaupt der Bauern, war soeben herangetreten, hatte den Herren zum „Guten Abend" die Hand geschüttelt, ohne die Pfeife aus dem Munde zu nehmen, und stand nun, gegen einen Baum gelehnt, mit wichtiger Miene ihnen gegenüber. Der Herr Commissionsrath war im Dorfe erschienen, um die Vermessung der bäuerlichen Grundstücke vorzunehmen. Er kam als oberste Behörde und hatte mit seinen Conducteuren und Vermessungsgehilfen eine gewaltige Revolution unter den guten Bauern hervorgerufen, die sich so lange bei ihrem althergebrachten Gewohnheiten wohl gefühlt hatten und die nun voller Entsetzen sahen, wie hie und da Stangen mit Fähnchen auf den Acker gesteckt wurden und alle Feldmarken gerade gelegt werden sollten, gleichviel, ob Einer dabei verlor oder gewann.

Und nun drang der Herr Commissionsrath mit seinen Verbesserungen und Veränderungen auch schon bis in

das friedliche Dorf. Ja es war gewiß recht schön, daß die große Pfütze am Ende des Dorfes zugeschüttet wurde, aber wo sollten denn die Gänse, die dort immer die Alleinherrschaft geführt, von nun an baden? „Jeder muß die ihm zugehörenden Thiere auf seinem Hof behalten," war die Antwort. Sie durften ja auch nicht mehr auf den Acker getrieben werden, nachdem die neue Bodeneintheilung beschlossen, folglich war im Dorfe auch keine Gänsehirtin mehr nöthig. An die Gänsehirtin, die alte Hedwig, dachte ich aber sofort, als ich aus dem Munde des Commissionsraths vernahm: „Das alte schiefe Lehmhaus muß abgerissen werden."

In meinen kindischen Augen war das Lehmhaus weder alt noch schief, sondern gehörte so fest zu Allem, was mein Heimatsdorf Schönes aufzuweisen hatte, es war der Inbegriff meiner Jugendträume, und als ich jetzt, meine Schiefertafel im Arm, hinüberlief nach der Hütte, da glaubte ich fast, daß eher das ganze Dorf von der Erde verschwinden, als das Häuschen meiner lieben, alten Hedwig weggerissen werden könne. Da saß ja die Alte unter dem blühenden Hollunderbaum, der seine Blüthenbüschel der Hütte auf's Dach gelegt und es damit so prächtig geschmückt hatte, daß es mir schien, als habe das Strohdach einen Kranz aufgesetzt bekommen.

„Nun," was blickst Du denn immer so nach oben, stehst und kommst nicht heran?" So rief mir meine alte Freundin zu.

Da war ich mit einem Satz bei ihr und saß auf der Schwelle neben ihr.

Sie strickte an einem groben Wollenstrumpf, nahm dann die große Hornbrille ab und strich mit ihrer harten Hand über mein Haar.

„Siehst ja ganz verstört aus, Marie, hat der alte Rath aus der Stadt Dir Schrecken eingejagt? Erzähl' doch, Kind."

Ich konnte aber kein Wort hervorbringen, sondern legte meinen blonden Kopf in den Schooß der alten Hedwig und weinte in ihre blaue Leinenschürze hinein die bittersten Thränen.

Unter Schluchzen, abgebrochenen Sätzen und einzelnen Worte erzählte ich denn die traurige Geschichte, daß der alte, böse Commissionsrath zum Schulzen gesagt habe, das alte, schiefe Lehmhaus solle eingerissen werden.

„Dann muß die Gräfin Hedwig wieder in die weite Welt ziehen!" sagte meine alte Freundin langsam und leise. Das Strickzeug war ihren Händen entfallen, sie ruhten auf ihrem Schooße und ihr Blick richtete sich zum Himmel.

„Weshalb nennen Dich denn die Leute immer die Gräfin?" fragte ich und wunderte mich, daß ich noch nie daran gedacht, früher diese Frage an die Alte zu richten.

Sie richtete meinen Kopf in die Höhe und sah mich mit ihren lieben, treuen Augen an, als wollte sie mir in's Herz sehen, dann sagte sie: „Ja, Kind, Du bist besser als die Andern, die sich über die Alte lustig machen und sie verspotten. Sie wissen nicht, wie weh es thut, bei einem Spottnamen gerufen zu werden. Du bist aber noch zu jung, Marie, als daß Du mich verstehen könntest. Wenn Du erwachsen bist und ich lebe noch, dann sollst Du erfahren, weshalb man mich „die Gräfin" nennt, Du sollst erfahren, daß die alte Hedwig auch einmal jung und frisch war."

Die Alte hatte mir an manchem Sommerabend und manchem Wintertage so schöne Geschichten erzählt, daß ich nicht begreifen konnte, weshalb ich auf die Geschichte von „der Gräfin" noch warten sollte. Alle weiteren Fragen wurden mir aber dadurch abgeschnitten, daß wir jetzt den Schulzen geradenwegs auf uns lossteuern sahen. Die Berathung der Herren mußte ihr Ende erreicht haben; der Herr Rath und mein Vater gingen vor dem Hause auf und ab, der Lehrer ließ das Abendglöckchen vom Kirchthurm ertönen und

der Schulze nahm eben seine Pfeife aus dem Mund und verkündete nun der alten Hedwig, daß ihr Dienst als Gänsehirtin aufhören werde; ferner, daß das Haus, in dem sie bisher gewohnt habe, weggerissen werden solle.

Ich sah immer auf Hedwig und wunderte mich, daß sie so ruhig zuhörte. Ihr Blick war starr in's Weite gerichtet. Endlich fragte sie: „Und wo soll ich wohnen? Wovon soll ich leben?"

„Ihr könntet ja vielleicht in einen Dienst gehen," sagte der Schulze.

Da stand Hedwig auf, ihre sonst gebückte Gestalt erreichte fast die Größe des Schulzen. Der wich ordentlich zurück, als sie ihn so starr ansah. „Wißt Ihr nicht mehr," rief Hedwig, „daß ich zeitlebens hier Obdach zu verlangen habe? Habt Ihr es nicht meiner Mutter auf dem Sterbebett versprochen?"

„Ach was," sagte der Schulze, „wenn das Schloß der Gräfin weggerissen wird, dann muß diese auch wegziehen."

Ich hörte nur noch das gellende Lachen der alten Hedwig und wie sie mit zischender Stimme rief, indem sie ihren Stock fest in die Hand nahm: „Gräfin? Ja, die Gräfin wird es Euch zeigen, daß sie auch ohne Euch nicht verlassen ist, Gräfin? Ha, ha, ha —"

Da fing ich mich an zu fürchten, die alte Hedwig sah auch zu entsetzlich aus mit den wirren grauen Haaren und den starren Augen. Ich schlich hinter den Hollunderbusch und ging um das Häuschen; mein Kopf brannte. Ich lief nach dem Pfarrhause zurück und lief auf meine Mutter zu, die eben aus der Thür trat. Sie faßte nach meinem Kopf und mußte wohl recht besorgt sein, denn ich zitterte am ganzen Körper und bin dann von der Mutter sofort in's Bett gebracht worden.

* * *

Danach kommt eine lange, lange Zeit, von der mir nur das Bewußtsein eines unendlichen Wohlbefindens in der Erinnerung geblieben ist. Und doch soll ich sehr, sehr krank gewesen sein. Wochenlang schwebte mein Leben in der größten Gefahr. Die Krankheit hielt den Körper in festem Bann, ich wußte stets, daß die treuliebende Mutter an meinem Lager saß und daß ihre Hand es war, die mir die kühlen Tücher auf die Stirne legte und doch konnte ich meine kleinen Glieder nicht bewegen. Traumhafte Bilder und Phantasien verwirrten meinen Geist, die Erzählungen der alten Hedwig vermischten sich mit der Wirklichkeit und selbst, als ich hergestellt war und im warmen Sommersonnenschein im Garten zwischen den blühenden, duftenden Blumen saß, da schloß ich oft die Augen vor Mattigkeit und träumte mich zurück zu den Krankheitstagen, die hinter mir wie ein abgeschlossenes Leben lagen. Ich war wohl noch sehr schwach und matt, als ich zwischen den Blumen saß und mich von der Sonne bescheinen ließ, denn ich hatte gar kein Verlangen, mit den andern Kindern zwischen den Beeten herumzulaufen, wie ich es sonst so gern gethan. Es machte mir weit mehr Vergnügen, so still zu sitzen und auf das Summen der Bienen zu lauschen, auf das Schwirren der Käfer und Schmetterlinge. Die Welt kam mir so herrlich, so schön vor; selbst in dem kleinen Kreise, in dem ich mich befand, lag so viel Zauber, daß ich mir vorkam, wie eine Prinzessin in irgend einem Märchen, das mir die alte Hedwig erzählt. Ja! wie merkwürdig, ich habe ja noch gar nicht an sie gedacht! Wo ist sie? So fragte ich mich plötzlich und fragte auch sofort meine Mutter, die in meiner Nähe in der Laube saß.

Die Mutter küßte mich und sagte mir dann, daß sie diese Frage schon längst von mir gefürchtet habe. Sie erzählte mir, daß ich in der ganzen langen Krankheit nur immer mit Hedwig

gesprochen, stets nach ihr verlangt habe. Alle Erzählungen der Alten waren bei mir lebendig geworden und Erinnerungen der ganzen Jahre meines Verkehrs mit der alten Freundin erwacht, ich hatte sie stets gerufen, und, fügte meine Mutter hinzu, „wir konnten sie nicht herbeischaffen, Kind, denn die Alte ist verschwunden."

„Und das Haus?" fragte ich athemlos.

„Steht nicht mehr. Der Schulze hatte Befehl bekommen, es niederzureißen."

Ich kann noch heute nicht begreifen, daß ich nicht wieder in eine Krankheit verfiel, nun ich die Wirklichkeit aussprechen hörte von dem, was damals nur angedeutet wurde. Ich war vielleicht an dem Lebensabschnitt angelangt, wo aus dem Kind ein verständiges Mädchen wird. Meine Krankheit hatte vielleicht den Jahren etwas vorgegriffen, denn ich fing, nachdem mir volle Gesundheit und Kraft wiederkehrte, an, ein recht fleißiges Mädchen zu werden. An die alte Hedwig dachte ich wohl oft, doch wie an eine liebe Verstorbene. Sie war auch sicher todt, denn Niemand sprach von ihr, Niemand hatte wieder von ihr gehört. Der Platz, auf dem ihr Häuschen gestanden, war mir aber stets heilig, ich betrachtete ihn wie das Grab der alten Freundin. Man hatte dort Bäume angepflanzt, wodurch entschieden das Dorf sehr gewonnen hatte und ich söhnte mich mit der Veränderung umso eher aus, da man den lieben Hollunderbaum hatte stehen lassen. Gar manchmal saß ich dort und gedachte der alten Hedwig, „der Gräfin". Heimlich wand ich oft einen Kranz und legte ihn an den Baum, dort wo das Lehmhäuschen gestanden, das Grab der Gräfin Hedwig.

* * *

Jahre vergingen.

Ich war eingesegnet und wurde zu den erwachsenen Mädchen gezählt. Der Sommer hatte wieder seine ganze Blüthenpracht entfaltet und ich saß oft in dem kleinen Pfarrgarten, zwischen den Rosen- und Resedabeeten in der Nähe meiner Mutter, der ich nun schon als älteste Tochter eine Stütze in allen häuslichen Arbeiten sein konnte. Dann kam der Herbst und brachte eine Menge von Früchten, die nicht allein in dem Pfarrgarten eingesammelt wurden, sondern auch auf dem dicht daneben liegenden Kirchhofe. Zwischen den alten Gräbern standen die Pflaumenbäume und schon von Jugend an waren wir Pfarrkinder daran gewöhnt, zur Zeit der Obsternte die Früchte einsammeln zu helfen auf der Stätte, wo so Viele auf ewig ausruhten von ihrer Arbeit. Daran dachten wir freilich nicht, wenn wir fröhlich auf- und absprangen, wenn wir die Lehrerskinder noch dazu holten und dann im fröhlichen Chor um die Kirche jagten und Versteck in den Steinnischen derselben und hinter den alten Grabsteinen spielten.

Die Tage der Kindheit waren nun freilich vorüber für mich, doch sie tauchten frisch in der Erinnerung auf, wenn ich meine jüngeren Geschwister auf dem Platz, der mir doch jetzt ernster erschien, sich tummeln sah. Das Haus des Lehrers lag mitten auf dem Kirchhof, der Kirche gegenüber; jetzt lebte das alte Ehepaar dort ganz allein und hatte zur Gesellschaft und zur Bewachung nur einen Hund, der sich in einer Hütte in dem Gärtchen befand, das zwischen dem Kirchhof und dem Hause lag. Die Kinder des Lehrers, meine Jugend- und Spielgefährten, waren, nachdem sie erwachsen, aus dem Hause in Dienst gegangen, denn die Besoldung des Lehrers mußte wohl sehr kärglich sein, da er neben seiner Schule auch noch das Schneiderhandwerk betrieb. Außerdem hatte er eine große Bienenzüchterei und ich erinnere mich, daß wir Kinder erwartungsvoll dastanden, wenn der Honigausschnitt gewesen war, denn

Tags darauf erschien der Herr Cantor in eigener Person und brachte meiner Mutter auf einem bunt gemalten Teller die schönste goldgelbe Scheibe Honig.

An einem recht kalten, stürmischen Herbsttage sammelten wir die letzten Früchte auf dem Kirchhofe ein. Es war so kalt, daß wir oft zur Erwärmung in eine Nische der Kirche traten und die rothgefrorenen Hände rieben. Die gelben Herbstblätter flogen uns in's Gesicht und der Wind fegte um die Ecken der alten Kirche, als wolle er uns zurufen: Ja, verwahrt Euch ordentlich, bald komme ich noch kälter mit Schnee und Eis und bedecke die Gräber mit dem weißen Leichentuche.

Ich wollte eben mit meiner Mutter einen Korb voll der letzten Früchte in's Haus tragen, als mein Vater und der Lehrer den Weg über den Kirchhof daher kamen. Sie blieben bei uns stehen und der Vater sagte, daß sie den Amtmann in dem benachbarten Dorfe besuchen wollten, um bei dem kalten, unfreundlichen Wetter eine Partie Whist mit ihm zu spielen. Wir sahen ihnen nach, als sie zur Hinterthür des Kirchhofs, die in's freie Feld führte, hinausgingen und waren dann froh, uns im Zimmer erwärmen zu können. Für den Abend hatte meine Mutter die Frau des Lehrers und einige Bauersfrauen eingeladen, sie halfen bei dem Ausschneiden der Pflaumen und den folgenden Tag sollte in einem großen Kessel Mus gekocht werden.

Es war ziemlich spät, als mein Vater zurückkam. Er war ganz durchnäßt und erzählte von dem stürmischen Wetter, der Stockfinsterniß, so daß uns ganz unheimlich zu Muth wurde. Da klopfte es leise, dann immer deutlicher an den Fensterladen.

„Herr Pastor, Herr Pastor, öffnen Sie!"

Es war die ängstliche Stimme des Cantors, die sich vernehmen ließ. Ich lief schnell nach der Hausthür, um sie zu öffnen und herein trat zitternd und kreideweiß der alte Lehrer. Er sank sofort auf einen Stuhl und erst auf Zureden meiner Eltern kamen stoßweise einzelne Worte von seinen Lippen.

„Herr Pastor, ich habe es mit eigenen Augen gesehen, es geht nicht mit rechten Dingen zu. Dreimal schrie eine Eule, dann flog es um alle Ecken der Kirche heulend wie Sturm, dann war Alles dunkel. Ich habe in der Kirche einen hellen Lichtschein gesehen."

Mein Vater hatte viele Mühe, den alten, aufgeregten Mann etwas zu beruhigen. Meine Mutter brachte ihm ein Glas heißen Punsch; doch ich gestehe, daß mir ein wenig die Glieder bebten, es kam der ganze Reiz eines gruseligen Gefühls über mich und alle Erzählungen von Gespenstern, Geistern und Ahnungen, die ich je mit Aufregung angehört, tauchten vor meinem Geist auf. Die Mutter meinte: „Es ist nur gut, daß die Kleinen zu Bette sind, sie würden sich fürchten."

Der Vater lächelte und hatte endlich den alten Cantor so weit beruhigt, daß er zusammenhängend erzählte, was er gesehen. Er hatte, nachdem er nach Hause gekommen, noch einmal nach seinen Bienen gesehen und dann, als er nach der Kirche geblickt, dort einen hellen Schein in der Gegend des Altars bemerkt.

„Es geht dort um, Herr Pastor, ein heller Schein um Mitternacht in der Kirche, Gott steh' mir bei! Das sind die Geister, die keine Ruhe im Grabe haben!"

Jetzt sah mein Vater sehr ernst aus, als er sagte: „Ich hätte Sie für verständiger gehalten, lieber Cantor, und muß Sie bitten, solche Reden nicht zu wiederholen."

Der Cantor aber beruhigte sich nicht, sondern fuhr fort: „Ja, ja, ich habe es immer gesagt, es ist nicht gut gethan, daß die Kinder zwischen den Gräbern herumspringen und spielen, man soll den Todten ihre Ruhe

lassen. Herr Pastor, uns steht ein großes Unglück bevor, ein heller Schein in der Kirche bedeutet immer —"

„Ich will Ihre Bedeutungen nicht weiter hören," unterbrach ihn mein Vater streng. Er hatte seinen warmen Rock angezogen und forderte nun den Cantor auf, ihn hinaus zu begleiten.

„In die Kirche gehe ich nicht mit, Herr Pastor, mich würde auf der Stelle der Schlag rühren," erklärte der Cantor wieder in voller Angst.

„Das ist auch nicht nöthig," sagte mein Vater, „ich will mich nur überzeugen, ob der Schein, den Sie gesehen, noch vorhanden ist. Es wäre ja auch möglich, daß Diebe in der Kirche nach Schätzen suchen wollten, die dort allerdings nicht vorhanden sind."

Sie gingen Beide hinaus in die stockfinstere, stürmische Nacht. Meine Mutter griff still nach ihrem Gesangbuch und las mit lauter Stimme, ich hörte aber nicht darauf, sondern lauschte immer auf die Rückkehr des Vaters.

Bald hörten wir ihn kommen und ein Blick in sein Antlitz sagte mir sofort, daß durchaus kein ungewöhnliches Ereigniß eingetreten sei.

„Kinder, geht ruhig schlafen, es sind weder Diebe noch Geister in der Kirche, wer weiß, was unser guter Cantor im Traume gesehen hat!"

Mit diesen Worten entließ uns mein Vater und die Spukgeschichte des Cantors wurde in den nächsten Tagen nicht mehr erwähnt.

Da kam eines Tages der Amtmann von dem Nachbardorfe zu uns; er blieb bis zum späten Abend und in lebhafter Unterhaltung ging die Zeit hin, so daß es bald Mitternacht war, als er an den Aufbruch dachte.

Mein Vater wollte ihm das Geleit über den Kirchhof geben und kaum hatten die beiden alten Freunde die wenigen Schritte von dem Pfarrhause bis zum Kirchhof zurückgelegt, da blieben sie betroffen stehen, denn — sie bemerkten einen hellen Lichtschein in der Kirche.

„Das ist wunderbar! So hat unser alter Cantor also doch recht gesehen," sagte mein Vater, und der lebhafte Herr Amtmann lief schon nach der Lehrerwohnung und klopfte an das niedrige Fenster.

„Herr Cantor, schnell den Schlüssel zur Kirche und eine Laterne, kommen Sie!"

Von dem Schreck, der in die Glieder des armen Cantors fuhr, als er so aus dem ersten festen Schlafe geweckt wurde, kann man sich keine Vorstellung machen. Er zitterte am ganzen Körper, als endlich sein bleiches Antlitz am Fenster erschien und der Amtmann mußte ihm mehrmals wiederholen, daß man den Schein in der Kirche bemerke und er schleunigst aufschließen solle.

Endlich erschien der Cantor, in der einen Hand die Laterne und den Kirchenschlüssel, in der andern ein langes Lineal als Waffe gegen die unsichtbaren Geister.

Unheimlich genug war die Nacht; der Wind fegte heulend um die Kirchenecken, die alte, verrostete Wetterfahne kreischte und ein Käuzchen schrie auf dem verfallenen Grabdenkmal, als wolle es die nächtlichen Wanderer warnen vor dem Schein, der spukhaft aus dem Kirchenfenster über die Gräber zitterte.

„Herr Pastor, lassen Sie uns umkehren, es ist unser Tod, wenn wir in die Kirche treten, die Geister..."

„Ach was, Geister," unterbrach der Amtmann des Cantors weinerliche Rede, „geben Sie den Schlüssel her und nun vorwärts!"

So leise wie möglich öffnete der Amtmann die Thür und dann traten alle drei in die Kirche, die allerdings von einem merkwürdigen Licht erleuchtet war, dessen Schein von dem Altar ausging. Noch standen sie still an der Thür und der Cantor öffnete schon wieder den Mund, um seine Ansicht über Geistererscheinungen kundzugeben, als hinter dem Altar eine hohe dunkel

Gestalt leise mit unhörbaren Schritten hervorkam. Am Altar bückte sie sich mehrmals und dann flammte der Schein jedesmal heller auf.

Dem Cantor schlugen die Zähne aneinander und Fieberfrost schüttelte seine Glieder. „Alle guten Geister loben Gott den Herrn!“ flüsterte er und sank auf die Knie.

Die Gestalt war inzwischen wieder hinter dem Altar verschwunden und nun gingen die beiden Herren, ohne den furchtsamen Cantor zu beachten, die Kirche entlang und traten zum Altar, auf dem friedlich und ganz natürlich brennend, ein kleines Oellämpchen stand.

Das sah durchaus nicht nach Geistern aus, besonders war der glimmende, blackende Docht, der mit wenig Oel getränkt schien, so irdisch, daß er sicher erst soeben von einer menschlichen Hand berührt worden, um sein Leben noch etwas zu fristen.

Die beiden Herren gingen nun hinter den Altar und dort saß zusammengekauert eine Gestalt, die sie bei dem schwachen Lichtschein nur undeutlich sahen.

„Wer ist da?“ rief mit lauter Stimme der Amtmann und langsam erhob sich die Gestalt und schritt vor bis in das flackernde Lampenlicht.

„Gräfin Hedwig!“ riefen Alle wie aus einem Munde. „Hedwig, woher kommst Du und was suchst Du hier in der Kirche?“ fragte dann mein Vater und ergriff die Hand der alten Frau.

„Von weither komme ich,“ sagte Hedwig, denn sie war es wirklich, „bettelnd durchzog ich das Land, lange habe ich dann krank gelegen, wo? weiß ich nicht, denn mein Verstand war gestört. Da ergriff mich die Sehnsucht nach meiner Heimat, die Sehnsucht, hier zu sterben. Einen Ort, mich ruhig niederzulegen, habe ich nicht, man hat mich fortgejagt aus diesem Dorfe. Abends kam ich hier an und als ich die Kirchhofspforte öffnete, ging der Cantor zum Abendläuten in die Kirche. Da schlich ich mich hinein und übernachtete hier unter dem sichern Dach. Des Morgens, während dem Läuten, schlich ich wieder hinaus, bettelte mir am Tage Brot weiter draußen in der Gegend, und des Abends war ich zur bestimmten Zeit hier, um in die Kirche zu schlüpfen. Doch als die Nächte länger und dunkler wurden, war es mir unheimlich, zumal mich oft der Schlaf flieht und ich kaufte für erbetteltes Geld die kleine Lampe und Oel, ich erleuchtete die Kirche, ohne daran zu denken, daß ich dadurch in der Nacht entdeckt werden könnte. Und nun, Ihr Herren, wißt Ihr Alles, laßt mich hier sterben, denn ich bin des Lebens müde.“

Sie sank auf die Stufen des Altars, die Lampe glimmerte noch einmal auf und war dann erloschen.

* * *

Der Cantor hatte, als er sah, daß kein einziger Geist erschien, seinen Muth wieder bekommen und trat mit der Laterne näher. Mein Vater reichte der alten Hedwig die Hand und sagte freundlich zu ihr: „Komm, Hedwig, in mein Haus, Du wirst noch lange nicht sterben, sondern sollst gepflegt werden, damit Du wieder zu Kräften kommst.“

Sie folgte ruhig und willig wie ein Kind, doch schwankend und matt war ihr Gang und die hohe Gestalt gebückt.

Wir saßen noch im Wohnzimmer, um die Rückkehr des Vaters zu erwarten; die Mutter las in einem Andachtsbuche, ich saß still in der Ecke am Ofen, die Müdigkeit überwältigte mich fast und doch wäre ich um keinen Preis schlafen gegangen, ehe der Vater zurückkehrte. Endlich hörten wir Schritte, ich nahm das Licht, um nach dem Flur zu leuchten, aber fast fiel mir der Leuchter aus der Hand, als ich an der Seite meines Vaters die unheimliche dunkle Gestalt eintreten sah.

Daß ich meine alte Freundin nicht erkannte, war natürlich, denn Jahre waren seit ihrem Verschwinden vergangen und stets hatte ich ihrer nur als einer Verstorbenen gedacht.

Jetzt schlug sie die alte Kaputze von dem runzlichen Gesicht, die grauen Haare hingen ihr wirr um's Haupt, für Andere mochte der Anblick wohl erschreckend sein, doch mir stand mit einem Mal die ganze Jugendzeit vor Augen und die Erinnerung daran zeigte mir die alte Hedwig, wie sie mir so viele Jahre die liebe, treue Freundin war.

„Hedwig, Hedwig!“ rief ich und hing an ihrem Halse.

Ja, sie war es wirklich! jubelnd zog ich die Alte in das Zimmer zur Mutter und streichelte das liebe, alte Gesicht immer wieder, während ich fühlte, daß die Thränen aus ihren Augen auf meine Hände fielen.

Hedwig konnte vor Rührung noch kein Wort über die Lippen bringen und willig ließ sie geschehen, daß ich sie in des Vaters Sorgenstuhl an dem warmen Ofen in Decken packte, während der Vater uns ausführlich erzählte, wie sie Hedwig in der Kirche gefunden.

Daß Hedwig von da an bei uns im Pfarrhause blieb, wurde als fest abgemacht betrachtet und war stilles Uebereinkommen zwischen den Eltern und ihr. Auch daß ihr ein Stübchen neben dem meinigen angewiesen wurde, verstand sich fast von selbst und oftmals saß ich später wieder, wie in meinen Kindertagen, zu den Füßen der alten Hedwig, den Kopf in ihrem Schooß und ließ mir von ihr erzählen.

* * *

Bald verbreitete sich die Nachricht: „Die Gräfin Hedwig ist wieder da,“ im ganzen Dorfe; das nächtliche Auffinden derselben in der Kirche gab Stoff zu vielen Unterhaltungen und Uebertreibungen und Jeder war gespannt, die Alte, die so lange verschwunden war, zu sehen. Doch Hedwig war nicht zu bewegen, das Haus zu verlassen, sie saß still und in sich gekehrt, und trotz aller Ruhe und Pflege magerte ihr Körper sichtlich ab. Sie klagte nie, sondern reichte meinen Eltern oft mit dankbarem Blick die Hand und sagte dann wohl auch, daß sie ihnen nicht lange eine Last sein würde. Im Laufe des Winters schien sie sich wieder mehr zu erholen, so daß sie kleine häusliche Beschäftigungen vornehmen konnte. Sie war glücklich, sich nützlich machen zu können und schien ordentlich wieder aufzuleben. Doch, wenn man mit ihr darüber sprach und sich über ihr besseres Aussehen freute, dann lächelte sie wehmüthig und sagte: „Gott hat es gut gemacht am Abend, ich danke ihm, daß er mir zum Schluß so schöne Stunden schenkt. Wenn ich auch noch die Frühlingssonne sehe, so wird es doch mit mir zu Ende gehen, wenn mein Hollunderbaum blüht.“

Und der Winter ging zu Ende, der Frühling schaute schon manchmal mit fröhlichem Sonnenantlitz zum Fenster herein, er schickte seine Vorposten, die lauen Lüfte, und im Garten wagten sich die Schneeglöckchen mit ihren frischen Köpfchen aus dem schwarzen Erdreich. Noch sah es in Flur und Feld wild aus von den harten, stürmischen Wintertagen, doch es ging schon ein ahnungsvolles Blitzen und Leuchten durch die Welt, das von den Menschenkindern den Stubenbann nahm und sie hinaus lockte in's Freie. So hielt es auch mich nicht länger in der dumpfen Stubenluft, ich durchlief Garten und Feld, freute mich über jedes grüne Hälmchen, über den blauen Himmel und Frühlings-Sonnenschein und lief dann zurück zum Haus, um die alte Hedwig zu holen, damit auch sie all' diese Herrlichkeit schaue. Alles Sträuben half nichts, sie mußte mir folgen und bald führte ich sie durch den Garten, langsam und vorsichtig, denn sie war recht schwach.

„Jetzt gehen wir täglich in's Freie, Hedwig, dann wirst Du bald wieder zu Kräften kommen."

„Ja, bis der Hollunderbaum blüht," sagte sie leise und blickte zum Himmel.

Mir ging ein Schauer durch die Glieder und ich sah auf zu der Alten; sollte sie denn wirklich sterben? Als ob sie meine Gedanken errathen hätte, lächelte sie, nickte und legte ihre Hand auf meinen Kopf. „Ja, Kind, ich werde bald sterben und es ist gut so. Du bist jung und gehst in's Leben, und ich bitte Gott täglich, daß er Dich recht glücklich machen möge. Niemand habe ich so lieb gehabt, als Dich. Deine fröhliche Kindheit hat die Tage der alten Hedwig mit Sonnenschein umgeben und daß Du durch die Jahre der Trennung mir die treue Anhänglichkeit bewahrt hast, ist der letzte Lichtblick in meinem Dasein gewesen."

Ihre Hand ruhte noch auf meinem Haupt und mir war zu Muthe, als zöge der Segen Gottes mir durch Herz und Seele. Die feierliche Stimmung wurde recht grell unterbrochen durch eine Stimme, die vom Gartenzaun herüberrief.

Der Schulze stand da, er hatte beide Arme auf den Zaun gelegt und hatte wohl schon längere Zeit von uns unbemerkt auf diesem Posten gestanden.

„Nun, Gräfin Hedwig," rief er mit höhnischer Stimme, „jetzt in der feinen Gesellschaft paßt es Ihr wohl besser, als in dem Schloß am Hollunderbaum? Betteln war Ihr ja immer bequemer als Arbeiten."

Ich fühlte, wie Hedwig zusammenzuckte und empört über die boshaften Worte, rief ich zu dem Manne hinüber: „Hedwig hat nicht gebettelt, sondern ist freiwillig von meinen Eltern aufgenommen, jede Beleidigung, die ihr zugefügt wird, trifft auch uns!"

„Nun, mir kann's recht sein, daß die Gräfin im Pfarrhause wohnt, Andere würden für die Ehre danken, solchen Besuch aufzunehmen!"

Er ging, ohne daß Hedwig ein Wort erwidert hätte. Matt war sie auf eine Bank gesunken, das Gesicht mit den zitternden Händen bedeckend. Ich schlang den Arm um ihren Hals und bat sie, doch mit mir wieder in's Haus zu kommen. Alle Frühlingslust, alle Freude war mir vergangen, als ich in das verstörte Gesicht meiner alten Freundin sah, die boshaften Worte des Schulzen klangen mir noch immer in den Ohren und vergebens sann ich nach einer Erklärung derselben.

Wieder war es, als hätte Hedwig meine Gedanken errathen, denn sie drückte mir die Hand und sagte leise: „Heute nicht, mein Kind, ich bin zu erregt, aber ehe ich sterbe, sollst Du die Geschichte der Gräfin Hedwig von mir hören, Du sollst erfahren, weshalb mir der böse Mann die Rache bis in's Grab nachträgt."

Je schöner die Frühlingstage wurden, je milder die Luft und blüthenreicher die Erde, desto mehr schwanden die Kräfte unserer alten Hedwig. Nur selten fühlte sie sich so stark, bis in den Garten zu gehen, doch dann saß sie gerne dort im Sonnenschein und ließ sich von den Schmetterlingen und Bienen umspielen.

Es war an einem herrlichen Maiabend, Hedwig saß schon seit Mittag im Garten ganz still, ich saß bei ihr mit einer Handarbeit und meine kleinen Geschwister brachten ihr ganze Hände voll Veilchen und Schlüsselblumen.

Plötzlich ergriff sie meine Hand und sagte: „Komm, Marie, ich fühle mich stark genug, wir wollen zum Hollunderbaum, er muß bald blühen."

Ich fühlte, daß es nicht möglich war, ihr zu widersprechen und geleitete sie zu dem Platz, den sie seit Jahren nicht betreten.

Als wir langsam durch das Dorf schritten, sah ich, daß eine Schaar Kinder um den Platz jagte und Versteckan

spielte; aber als sie uns kommen sahen, stoben sie davon, steckten scheu die Köpfe zusammen, als ob sie ein Gespenst erblickten und schlichen dann nach Haus. Hedwig schüttelte den Kopf, schritt auf den Baum zu und umschlang mit ihren Armen den Stamm, dann trat sie zurück und sah sich auf dem Platze um, der ihr wohl ganz fremd erschien.

„Es ist hier nicht mehr so, wie damals, Marie," sagte Hedwig, weißt Du wohl, wenn Du als kleines Kind zu mir gelaufen kamst? Du warst stets meine Freude, Kind. Der Hollunderbaum wird bald blühen, es wird Zeit, daß Dir die Gräfin Hedwig ihre Geschichte erzählt. Doch nicht hier, der Platz ist mir fremd geworden. Morgen im Garten, wenn die Sonne scheint und meinen müden Gliedern Kraft gibt, dann werde ich Dir erzählen von den Zeiten, wo ich auch jung und frisch war."

Wir gingen zurück, nachdem Hedwig noch wehmüthig Abschied genommen von dem Platz, der wohl mit manchen ihrer Erinnerungen verknüpft war; aber das Morgen, das uns Beide im Garten finden sollte, kam noch nicht so bald, denn Hedwig lag am folgenden Tage krank im Bette, so daß der Arzt geholt werden mußte. Er schüttelte den Kopf und meinte: „Gegen das Alter schützt kein Mittel." Ich pflegte meine alte Hedwig Tag und Nacht und wich nicht von ihrem Lager. Oft murmelte sie unverständliche Worte, nur einigemale hörte ich deutlich den Namen „Ewald" von ihren Lippen.

Dann drückte sie mir die Hand und sah mich mit ihren treuen Augen dankbar an. Endlich verfiel sie in einen stundenlangen Schlaf und als sie erwachte, fing sie wieder an zu sprechen. „Ich sterbe noch nicht, Kind, die Blüthen am Hollunderbaum sind noch nicht aufgebrochen."

Dann nestelte sie an ihrem Brusttuche und zog ein goldenes Kreuz an einer Schnur hervor.

„Dies habe ich über 50 Jahre auf meinem Herzen getragen, bewahre es zum Andenken an mich, Marie; möge es Dir das Glück bringen, das mir der Himmel versagte."

Mit Thränen hing ich das Kreuz um meinen Hals, ich konnte ja nicht fassen, daß die alte, treue Freundin von mir scheiden sollte.

Noch einmal kam ein Lichtblick und ich war so erfreut, daß ich mich täuschen ließ und fest an die Genesung der guten Hedwig glaubte, als ich sie wieder in den Garten führen konnte. Da saß sie im Sonnenschein, nickte mir zu und sagte dann:

„Sieh', mein Kind, Gott hat mir noch einmal Kraft für eine kurze Frist gegeben. Ich will sie benutzen, setze Dich zur mir und höre die Geschichte der Gräfin Hedwig." —

* * *

„Vor dem Dorfe, an der Stelle, wo jetzt der Schulze eine große Scheune stehen hat, war der kleine Besitz meines Vaters. Dort stand das Haus, mit Stroh gedeckt, wo ich geboren wurde und als einziges Kind meiner Eltern Freude und Wonne war. Der kleine Garten, das Stückchen Feld, eine Kuh und eine Ziege waren der ganze Reichthum meiner Eltern und doch weiß ich, daß sie glücklich und zufrieden lebten. Ich war gesund und fröhlich, verzehrte mein trockenes Schwarzbrod, wenn ich aus der Schule kam und trieb die Ziege am grünen Rain auf die Weide.

So wuchs ich auf, ein frisches, blühendes Dorfkind. Der Lehrer hatte in der Schule stets seine Freude an mir, so daß er sich erbot, mir noch außer dem gewöhnlichen Schulunterrichte Stunden zu geben und da kam es denn, daß ich mehr lernte, als die übrigen Dorfkinder. Die Folge davon war, daß sie mich allein ließen, von mir nichts wissen wollten und mich für hochmüthig hielten.

Mir war es recht, ich saß im Garten mit einem Buche, oder lief durch's Feld und hatte nie Verlangen, mit den Dorfkindern zu verkehren.

Die Jahre gingen dahin und die Zeit meiner Einsegnung nahte heran. Da brachten eines Tages Leute meinen Vater aus dem Walde nach Haus. Sie trugen ihn auf einer Bahre und besinnungslos wurde er auf's Bett gelegt. Ein Baum hatte ihn beim Fällen getroffen und ihn dahingestreckt.

Meine Mutter rang die Hände und ich lief laut weinend zu dem alten Schäfer, der in der ganzen Gegend als ein Wunderdoctor galt.

Doch als er kam, war es bereits zu spät, mein Vater war todt. Ach, das war ein schwerer Schlag für meine arme Mutter! Ich war noch zu jung, um den ganzen Umfang unseres Unglückes zu begreifen und später ist mir erst klar geworden, wie viel die arme Mutter hat erdulden müssen.

Unsere kleine Besitzung war verschuldet und der Vater war noch nicht lange unter der Erde, als der alte Schulze, der Vater des jetzigen, bei uns eintrat und die Mutter fragte, ob und wann sie die ganze Schuld, die er an sich gebracht habe, an ihn zahlen könne. Der Mutter war es unmöglich zu zahlen, und da wußte er es dahin zu bringen, daß ihm ein Stück Acker nach dem andern in die Hände fiel, so daß uns zuletzt nur das Häuschen und die Ziege übrig blieb.

Meine Mutter mußte Arbeit im Dorfe suchen und ich verrichtete die Hausarbeit und strickte für die Bauern Strümpfe. Da saß ich eines Tages vor der Thür, mit dem Strickstrumpf so ganz allein, denn die reichen Bauernmädchen verkehrten ja mit der armen Hedwig nicht, obgleich mein Aeußeres es wohl mit ihnen aufnehmen konnte. Ich hörte das Geräusch eines Wagens und daher gebraust kamen, in eine Staubwolke gehüllt, zwei Pferde, die offenbar scheu geworden waren. Ich hatte unwillkürlich laut geschrieen und rief noch immer um Hilfe, als die Pferde schon von zwei Dreschern, die aus einer Scheune gesprungen waren, aufgehalten wurden. Die Pferde bäumten sich und schlugen wild um sich und zertrümmerten dabei vollends einen leichten Wagen, dessen Insassen wahrscheinlich aus demselben gestürzt waren.

„Helft doch, helft!“ hörten wir jetzt eine Stimme und sahen einen jungen Herrn, der sich bemühte, eine Dame aufzurichten. Ich lief schnell hinzu und unseren vereinten Kräften gelang es, die alte Dame, die über heftige Schmerzen am Fuß klagte, zu unterstützen und nach unserem nahen Häuschen zu führen.

Sie ließ es ruhig geschehen, daß wir sie auf das Bett meiner Mutter legten, ich zog ihr die Schuhe aus und dann fragte ich, ob ich vielleicht den alten Schäfer holen solle, der für alle solche Beschädigungen Mittel wisse.

Sie lächelte und sagte: „Ich danke Dir, Kind, es wird nicht so schlimm sein, der Schreck war die Hauptsache, gib mir etwas frisches Wasser und dann wird ein Stündchen Ruhe Alles wieder gut machen. Doch, Ewald, was ist Dir, Du blutest?“ rief sie plötzlich und ich sah auf den jungen Mann, der ganz bleich aussah und auf einen Stuhl gesunken war.

„Es ist unbedeutend, liebe Mama, der Kopf ist ein wenig geschunden, das wird bald wieder heilen, aber die bittersten Vorwürfe mache ich mir, daß ich Dich zu der Ausfahrt mit den jungen Pferden verleitete.“

„Beruhige Dich, mein Sohn,“ sagte die Dame freundlich. „Wir wollen Gott danken, daß wir noch so davon gekommen sind und Dir wird die Lehre für Dein ganzes Leben von Nutzen sein.“

Ich hatte inzwischen Wasser in ein Becken gegossen und brachte es nebst einem Tuche dem Herrn, der sich damit die Stirne kühlte und das Blut abwusch.

Auch um den etwas geschwollenen Fuß der Dame schlug ich ein nasses Tuch und blickte dann immer wieder in das schöne sanfte Antlitz, zu dem es mich so hinzog, daß ich die Augen nicht abwenden konnte.

Sie reichte mir freundlich die Hand und sagte: „Nun, Du liebe Samariterin, wohnst Du hier ganz allein?"

„Mit meiner Mutter, die auf Arbeit gegangen ist," erwiederte ich schnell.

Und nun sprach sie so lieb und gut zu mir, daß ich auch ganz zutraulich wurde und ihr erzählte von dem einsamen Leben, dem guten verstorbenen Vater und von Allem, was ich gelernt.

Der junge Herr war inzwischen hinausgegangen nach den Pferden zu sehen, und als er zurückkehrte sagte er, daß er einen Boten geschickt habe, damit ein anderer Wagen gesandt werde, um sie abzuholen.

Ich mußte immer wieder in das schöne Gesicht des jungen Mannes blicken und was war denn auch Unrechtes dabei, daß ich ihn ansah? Ich hatte ja noch nie so schöne, vornehme Menschen gesehen, was Wunder, daß mir der edle Kopf mit dem schwarzen Haar und den prächtigen, blitzenden Augen gefiel."

Hedwig seufzte tief und legte, wie in Erinnerungen verloren, die Hand über die Augen.

Ich mochte sie nicht stören, sondern saß ruhig da, bis sie in ihrer Erzählung fortfuhr:

„Die alte Dame hatte wieder die Augen geschlossen und ihr Sohn stand am Fenster, als sich plötzlich die Thüre öffnete und der alte Schulze in unser Stübchen trat.

„Ist's möglich!" rief er, „gnädigste Gräfin, Sie und der junge Herr Graf in diesem kleinen, elenden Stübchen? Ich dachte mir gleich, als ich die Pferde sah, daß es die Frau Gräfin sei, die das Unglück betroffen. Nun bitte ich aber, daß Sie in mein Haus kommen, in meiner besten Stube steht ein Sopha; hier können die gnädige Gräfin doch unmöglich bleiben."

Die Dame wehrte mit der Hand die weiteren Worte des Schulzen ab und sagte:

„Ich danke Ihnen, lieber Schulze. Wir sind hier sehr gut aufgenommen von der kleinen freundlichen Pflegerin. Wollen Sie mir aber einen Gefallen erweisen, dann lassen Sie uns in Ihrem Wagen nach Haus fahren, da es doch zu lange dauert, ehe der Bote nach M. kommt."

„Gern, gern," erwiederte der Schulze, „mein Sohn soll sofort vorfahren."

Mit vielen Kratzfüßen ging er zur Thür hinaus und ich stand in heller Verwunderung da, nur immer auf meine Gäste blickend.

Also das war die Gräfin aus Schloß M.!

In der ganzen Gegend durch ihre Liebenswürdigkeit, durch ihr Wohlthun und ihren edlen Sinn bekannt und verehrt, war sie mir immer wie ein höheres Wesen erschienen, wenn ich von ihr erzählen hörte, und nun war ich mit ihr in so nahe Berührung gekommen, hatte ihre Hand erfassen dürfen und freundliche Worte des Dankes von ihr gehört, für die kleine Hilfeleistung.

Ich muß mich etwas kürzer fassen, sonst kann ich heute meine Erzählung nicht mehr vollenden und wer weiß, ob es nicht schon morgen mit mir vorbei ist.

Der Wagen des Schulzen hatte meine Gäste aufgenommen und ich stand noch immer vor der Hausthür, blickte der Staubwolke nach, die mir die Dahinfahrenden verhüllte und glaubte, das Ganze geträumt zu haben. Da hielt ich ja aber das schöne seidene Tuch in der Hand, das die Gräfin von dem eigenen Hals genommen und mir gegeben und dabei gesagt hatte, ich solle in diesen Tagen nach dem Schloß kommen und mich

bei ihr melden, sie wolle mich in Dienst nehmen.

Ich stand vor dem Spiegel und betrachtete mich. Mein Gesicht war recht hübsch, besonders stand mir der Kranz dicker Flechten sehr gut, ich war groß und schlank gewachsen und als ich jetzt das schöne seidene Tuch um den Hals legte, sah ich mit natürlicher Eitelkeit auf mein Spiegelbild.

Daß ich hübsch sei, hatte mir erst am Sonntag des Schulzen Sohn gesagt. Es war bei Gelegenheit des Pfingsttanzes. Ich stand außerhalb des Platzes und sah von ferne zu, wie die Bauernmädchen mit den jungen Burschen tanzten; in meinem bescheidenen Anzuge hätte ich mich ja gar nicht in ihre Mitte gewagt.

Da trat der junge Schulzensohn zu mir und sagte:

„Du bist viel schöner, als alle die Anderen, ich würde gern mit Dir tanzen, Hedwig, wenn Du ein anderes Kleid anhättest.“

„Ich kann nicht tanzen,“ erwiederte ich schüchtern, „und bin zu arm, mir andere Kleider anzuschaffen.“

„So komm' auf unseren Hof in Dienst,“ rief er, „dann sollst Du es besser haben, als alle anderen Mägde, gehst Sonntags mit zum Tanz und sollst mein Schatz werden.“

Er wollte mich umfassen, doch ich entschlüpfte ihm und lief nach Haus. Da stand ich und weinte und ließ mich von meiner Mutter ein dummes Ding schelten, als ich ihr erzählte, was der Schulzensohn zu mir gesagt.

Ich wußte ja recht gut, daß sie mich gern auf den Schulzenhof in Dienst geben wollte. Ich wußte aber auch, daß ich lieber in die weite Welt gelaufen wäre, als auf den Hof mich verdingt hätte. Ich mochte den Schulzensohn nicht leiden und wußte, daß der Alte und die Frau ihre Dienstleute schlecht behandelten.

Ueber alles dies nachdenkend, stand ich in der offenen Hausthür, das seidene Tuch schmiegte sich weich an meinen Hals und erinnerte mich an die Aussicht, die mir durch die gütige Frau Gräfin eröffnet war.

„Was wird die Mutter sagen, wenn sie nach Haus kommt?“

So hatte ich mich schon oft gefragt und konnte kaum die Zeit erwarten, bis sie nach Haus kam.

Da hörte ich das Geräusch von einem herankommenden Wagen und gleich darauf hielt der Schulzensohn mit seinem Gefährt an unserem Hause.

Er sprang vom Wagen und indem er die Leine in der Hand behielt, trat er an mich heran und sagte:

„Stehst Du doch schon da, als ob Du zum Schloß gehörtest, thust ordentlich stolz mit dem seidenen Lappen. Auf den Schulzenhof wolltest Du nicht — nun, wer weiß, ob's Dich nicht doch noch einmal gereut.“

Mich verdroß die höhnische Miene und ich wollte ihm schon auf dieselbe Weise antworten, als ich ihm in's Gesicht sah und bemerkte, wie es darin zuckte und wie ihm die Augen trüb wurden. Ja, er meinte es doch wohl ehrlich, als er mir die Hand hinstreckte und dann leise sagte:

„Sieh', Hedwig, ich mag kein Mädchen so gern als Dich, und wenn Du auch arm und stolz bist, ich würde Dich doch heiraten, möchten meine Eltern und alle Menschen sagen, was sie wollten.“

Ich stand unbeweglich und wenn auch einen Augenblick der Triumphgedanke durch meine Seele ging, was wohl der alte Schulze sagen würde, wenn er seinen Sohn hörte, so wußte ich doch schon meine Antwort, als mein Freier fortfuhr: „Bleib' hier, Hedwig, geh' nicht in's Schloß, Du bist hier im Dorfe aufgewachsen, das Schloß paßt nicht für Dich!“

„So?“ fragte ich, „das werde ich Euch wohl zeigen! Geh' nur und freie wo anders, ich mag Dich nicht; kann mir auch nicht denken, daß dies Ernst ist mit dem Freien um die Hedwig, die Ihr ja doch Alle ver-

achtet. Ich möchte das Gesicht Deines Vaters sehen, wenn Du mich als Schwiegertochter brächtest. Du hast Recht, ich bin stolz, viel zu stolz, als daß ich mich bei Deinem Vater einbettelte."

„So geh' und spiele die Gräfin, geh!" Er knirschte vor Wuth mit den Zähnen, ballte die Faust und fuhr davon. „Ich werde Dir's gedenken, Du bettelstolzes Ding," hörte ich ihn noch rufen.

Ich stand zitternd in der Thür und als meine Mutter bald darauf nach Haus kam, mußte sie mich erst derb am Arm schütteln, ehe ich ihr Antwort auf ihre Fragen geben konnte. Es wurde mir schwer, ihr im Zusammenhange alle meine Erlebnisse zu erzählen. Von dem Unglück der Gräfin und daß ich sie in unserem Hause aufgenommen, hatte sie schon gehört, denn die Kunde von so einem Ereigniß geht wie ein Lauffeuer durch's Dorf.

Als ich ihr aber erzählte, was der Schulzensohn zu mir gesagt, da schlug sie vor Schreck die Hände zusammen. „Hedwig, Hedwig, was hast Du gethan, das wird er Dir nie vergeben!" rief sie und brach in Thränen aus.

Der Tag sollte uns aber noch größere Aufregung bringen. Es war schon fast dunkel, als wir den alten Schulzen auf unser Haus zukommen sahen. Die Mutter und ich saßen vor der Thür, als er an uns herantrat und uns so freundlich wie nie zuvor die Hand zum guten Abend bot.

Er setzte sich zu uns und fing dann über das Ereigniß des Nachmittags an zu sprechen. Dann sah er auf mich und sagte: „Ja, mein Sohn erzählte mir, daß die Frau Gräfin Dich in Dienst nehmen wolle? Hm, hm."

Er saß eine Weile, das Kinn in die Hand gestützt, sah dann plötzlich auf und sagte: „Was ich Euch jetzt sage, wird mir nicht etwa leicht, sondern hat zu Hause mit meiner Alten einen harten Kampf gekostet, aber seht, es ist mein einziger Sohn, er geht umher wie rasend und Hedwig, um daß ich's kurz mache, ich komme für meinen Sohn, er hat mir gesagt, daß er Dich liebt, er will Dich zur Frau; und da mag es denn darum sein, Du bist ein braves, hübsches Mädchen, Geld habe ich für Euch genug, ich habe nichts dagegen, wenn Ihr Euch heiratet. Er hat mir Alles erzählt, daß Du ihn abgewiesen, daß er Dich hart angelassen; er bittet Dich, ihm seine harten Worte zu verzeihen, nun Hedwig, schlag' ein!"

Er streckte mir die Hand hin, doch ich saß unbeweglich.

Meine Mutter sprang auf, sie wußte vor Freude nicht, was sie anfangen sollte, sie drückte dem Schulzen die Hand und rief nur immer:

„Wie ist's denn nur möglich! Ist's denn Wahrheit, meine Hedwig soll Schulzenfrau werden? Nun, Hedwig, so sprich doch? Das Mädel ist ganz stumm geworden, sie hat nie an Wahrheit gedacht, sonst hätte sie Euren Sohn heut nicht abgewiesen."

„O, Mutter, ich wußte, was ich sagte," erwiederte ich ruhig, aber mit innerer Erregung, und zum Schulzen gewendet sagte ich:

„Nie werde ich Euere Schwiegertochter, ich danke Euch für die Ehre, die Ihr mir angethan, aber wenn ich heirate, muß mein Herz Liebe für den Mann meiner Wahl fühlen, Euren Sohn liebe ich nicht."

Der Schulze stand vor mir und schien in seinem Zorn noch größer geworden, ich hörte auf seine Worte nicht, auch nicht auf das Klagen und Schelten meiner Mutter, sondern lief fort in den Garten und von da in's Feld und warf mich in das feuchte Gras, um meine glühende Stirne abzukühlen.

Spät kehrte ich wieder heim, schlich in's Zimmer und an's Bett meiner Mutter.

Sie lag mit offenen Augen da, der Schlaf floh sie, denn ihre Sorgen

und ihr Kummer war groß. Ach, die arme Mutter!

Ich legte meinen heißen Kopf an ihr Gesicht und fühlte ihre Thränen rinnen, Vorwürfe hörte ich nicht mehr.

* * *

Andern Tags ging ich nach Schloß M. Es trieb mich fort aus dem Dorfe, ich mochte dem Schulzen nicht wieder begegnen und auch der kummervolle Blick meiner Mutter gab mir jedesmal einen Stich in's Herz.

Die Frau Gräfin empfing mich mit unbeschreiblicher Liebenswürdigkeit und sagte mir, daß ich bei ihr in Dienst treten könne, wann ich wolle. Ich wäre am liebsten gleich dort geblieben, doch auf einige Tage mußte ich noch zu meiner Mutter zurückkehren. Der Abschied wurde ihr sehr schwer, war ich doch ihr einziges Kind, und noch sehe ich ihr kummervolles Gesicht vor mir, als ich mit meinem kleinen Bündel in der Hand ihr Lebewohl sagte. Ach, die Thränen, die sie um mich geweint, brennen mir noch immer auf dem Herzen, mit aller Reue habe ich diese Erinnerungen nicht tilgen können.

Ein neues Leben ging mir auf in Schloß M. und ich möchte wohl das junge Mädchen sehen, das nicht geblendet wäre durch den Glanz, nachdem es ihr ganzes Leben in Dürftigkeit zugebracht.

Die Gräfin war gegen mich die Güte und Freundlichkeit selbst, ich durfte oft bei ihr im Zimmer sein und wurde von ihr in allen weiblichen Handarbeiten unterwiesen. Da sie auch bald merkte, daß meine Schulbildung besser als die der übrigen Landmädchen war, gab sie mir gute Bücher zum Lesen, ja, ich durfte ihr sogar vorlesen und wurde bald ihre tägliche Gesellschafterin.

Eine längere Krankheit der Gräfin fesselte sie an's Bett und mehrere Monate lang konnte sie das Zimmer nicht verlassen. Da war ich Tag und Nacht bei ihr, konnte durch treue Pflege ihr meine Dankbarkeit für alle mir erzeigten Wohlthaten beweisen und die innige Zuneigung, die ich vom ersten Augenblick an für die edle Frau hatte, wurde zur tiefsten Verehrung für sie.

Jedes Opfer hätte ich für sie gebracht und wenn ich oft Nachts an ihrem Bette saß und mit Müdigkeit kämpfte, so genügte es, daß sie mir die zarte, weiße Hand hinstreckte und mir freundlich zunickte, dann dachte ich nicht an Schlaf, sondern griff zu einem Buche und las ihr vor, oder plauderte so lange, bis sie die Augen schloß.

Von den anderen Dienstboten wurde ich für hochmüthig gehalten, doch es war gewiß nicht Hochmuth oder Stolz, was mich zurückhielt, mit ihnen zu verkehren, ich fühlte nicht das Bedürfniß ihres Umganges und war lieber für mich allein, wenn die Gräfin meine Gesellschaft nicht verlangte.

Der einzige Sohn der Gräfin, Graf Ewald, war zu der Zeit nur selten zu Haus, er machte in der Residenzstadt sein Assessors-Examen. Seine früher so kräftige Gesundheit hatte sehr gelitten durch die Strapazen des Feldzuges, den er als sehr junger Lieutenant mitgemacht.

Zum Herbst standen ihm die großen Manöver bevor und da wurde denn von der besorgten Mutter beschlossen, die Zwischenzeit des Sommers zu einer gemeinschaftlichen Cur- und Erholungsreise zu benutzen. Ende Mai traf Graf Ewald im Schlosse seiner Mutter ein. Diese hatte sich so weit erholt, daß sie, auf mich gestützt, ihrem Sohne entgegengehen konnte.

Die Begrüßung zwischen Mutter und Sohn war eine rührend zärtliche. Lange hielten sie sich umschlungen und die zarten Wangen der Gräfin waren vor Freude geröthet.

Es war aber auch ein herrlicher Anblick für ein Mutterauge, der schöne stattliche Sohn in der Fülle jugend-

licher Kraft, mit den vor Freude und Glück blitzenden Augen.

Ich stand im Anschauen versunken und gedachte des Tages, als diese Beiden in der Hütte meiner Mutter Schutz gefunden. Ob er mich wohl erkannte? Es war seitdem fast ein Jahr vergangen und bei seinen flüchtigen kurzen Besuchen im Winter hatten wir uns nicht gesehen.

Jetzt standen wir uns im Sommerschein gegenüber und — ja, jetzt fielen seine Augen auf mich. Ich fühlte, wie mir das Blut in die Wangen stieg, als seine Blicke so fragend auf mir ruhten.

„Mama, sag' mir" —

„Ja, ja, mein Sohn," unterbrach sie ihn, „dies ist Hedwig, unsere kleine Samariterin, in der ich mir eine liebe, treue Gesellschafterin erzogen habe."

Er reichte mir freundlich die Hand und dankte mir so herzlich, daß ich die Augen niederschlug und ganz verlegen zu einer Handarbeit griff, und mich an's Fenster setzte.

„Mama, wie ist eine solche Metamorphose in so kurzer Zeit möglich gewesen, Du hast ja aus Hedwig, dem kleinen Dorfmädchen, fast eine Salondame geschaffen?"

„Wenn auch das nicht, lieber Ewald, und offen gestanden, ich möchte meine Hedwig auch gar nicht für den Salon gestalten, aber ich hoffe, mir ein treues Herz erzogen zu haben."

Ich sprang auf und küßte der verehrten Frau die Hand, ein Wort zu sagen, war mir nicht möglich. Sie strich mit ihrer Hand über mein Haar und sagte:

„Hedwig wird uns auf unserer Reise begleiten, ich habe mich so an sie gewöhnt, daß ich sie keine Stunde entbehren möchte."

Ich hätte laut jubeln mögen bei dem Gedanken, eine Reise machen zu können und die Gräfin bemerkte auch wohl meine Freude, denn sie fuhr fort: „Gelt, Hedwig, Du wirst uns gern begleiten?"

„O, meine gütige, theure Frau Gräfin," rief ich, und Thränen standen mir in den Augen, „wie verdiene ich das Alles und wie wird es mir möglich sein, Ihnen meine Dankbarkeit stets auf die rechte Weise zu erkennen zu geben?"

Da trat Graf Ewald zu mir und indem er mir die Hand reichte, sagte er: „Bleiben Sie stets, so wie Sie sind, einfach und treu, dann wird es auch mich beglücken, ein solches Herz in der Umgebung meiner Mutter zu wissen."

Ich fühlte, wie seine Augen auf mir ruhten und mein Herz erbebte unter seinem Blick. — Hedwig, Hedwig, bleibe einfach und treu, so rief ich mir selbst zu, laß auch nicht einen einzigen Gedanken auf Abwege gerathen und sich in Regionen verirren, denen Du fern bleiben mußt.

Was helfen aber alle guten Vorsätze, wenn das Herz jung und unbändig ist?

Die nächsten Wochen gingen schnell hin mit den Vorbereitungen zur Reise, die Gräfin war heiterer und lebhafter als je zuvor, doch war ich seltener bei ihr, da Graf Ewald jetzt seine ganze Zeit der Mutter widmete.

So nahte der Tag der Abreise, die Koffer standen gepackt und ich hatte an dem letzten Nachmittag Erlaubniß bekommen, meiner Mutter Lebewohl zu sagen.

Nur selten hatte ich, seit ich im Schloß M. weilte, mein Heimatsdorf besucht.

Ich fühlte, daß ich nicht mehr dahin paßte und fürchtete mich auch, mit dem Schulzen oder seinem Sohn zusammenzutreffen. Es war mir stets lieber, wenn meine Mutter zu mir kam und ich freute mich dann immer, wenn sie mit Wohlgefallen auf mich und meine Umgebung blickte.

Seit mehreren Wochen hatte ich meine Mutter nicht gesehen und heute hatte sie mir sagen lassen, daß sie nicht zu mir kommen könne, da sie sich den Fuß verstaucht habe.

Da ging ich denn über die Felder, die im üppigsten, schönsten Grün prangten. Die Vögel sangen und der Himmel wölbte sich über mir in wunderbar schöner, sommerlicher Bläue. Mir war so frisch, so froh zu Muth, ich sang und jubelte mit den Vögeln um die Wette und dachte an die kommenden Tage, die mich in die schöne Ferne führen und mir an der Seite der theuren Menschen die herrlichsten Schöpfungen zeigen sollten.

Ich trug ein einfaches dunkelbraunes Kleid und ein weißes Tuch um den Hals geschlungen, ein Anzug, den ich auf der Reise tragen sollte. Den Hut, den mir die Gräfin geschenkt, hatte ich nicht aufgesetzt, ich glaube, die Mutter wäre vor Schreck umgesunken, wenn sie mich im modischen Hut erblickt hätte.

So ließ ich die Sonne auf mein unbedecktes Haupt scheinen, doch daran war ich ja von Jugend an gewöhnt, fühlte auch heute die brennenden Strahlen nicht, denn meine Gedanken schweiften immer vorwärts in die schöne Zukunft.

Mit solchen Gedanken suchte ich auch meine Mutter zu beruhigen, die, den Arm um mich geschlungen, bitterlich weinte und fest behauptete, daß sie für mich kein Glück kommen sehe.

„Der Hochmuthsteufel hat Dich gepackt und ich sehe für Dich nichts Gutes kommen aus dem vornehmen Umgang.

Als Du getauft warst, sagte die weise Frau, die Dich zur Kirche getragen, daß Dir der Name, den wir Dir gegeben, kein Glück bringen würde. Ich hatte aber damals gerade eine Geschichte gelesen von der schönen, edlen Hedwig, die man auch die heilige Hedwig nennt, und da gelobte ich mir, wenn Gott mir eine Tochter schenkte, solle sie Hedwig heißen. Dein Vater und alle Leute im Dorfe schüttelten die Köpfe und meinten, ich wolle aus Dir etwas ganz Apartes erziehen. Daß Du anders geworden, als die Dorfmädchen, dafür kann ich nicht, es lag in Deiner Art und Weise von frühester Kindheit an, und daß Du nun so schön geworden, sieh' Kind, das ist meine größte Sorge. Die Versuchung tritt im Leben immer zuerst an das heran, was lieblich und schön ist.“ —

„Bin ich denn so schön, Mutter?“ fragte ich und stellte mich vor sie hin.

Sie reichte mir beide Hände und sagte dann: „Knie nieder, Hedwig. Gott segne Dich, mein Kind! Sollten wir uns nicht wiedersehen, so vergiß nicht, daß Deine Mutter stets Dein Bestes wollte, daß sie aber zu schwach und unwissend ist, Dir jetzt ein Schutz zu sein. Ja, Du bist schön, doch Alles ist vergänglich, auch Dein glattes, frisches Gesicht und Deine schönen, vollen Flechten.

Wenn ich Dich jetzt ansehe, dann sage ich mir, daß Du nicht zur Schulzenfrau gepaßt hättest und doch träume ich fortwährend davon, wie so ganz anders sich mein Alter gestaltet hätte und wie viel besser es vielleicht für uns gewesen wäre, wenn Du mit Deinen Gedanken hier in unserem einfachen Kreise geblieben wärest.“

Wir besprachen dann noch mancherlei und ich suchte meine Mutter so viel als möglich zu beruhigen, versprach ihr, zu schreiben und sagte ihr endlich Lebewohl.

Noch hingen Thränen des Abschiedes an meinen Wimpern, als ich von der kleinen Anhöhe vor dem Dorfe noch einmal auf mein Vaterhaus zurückblickte und meine Mutter an der Gartenecke stehen sah. Ich winkte noch einmal mit dem Tuche und lief dann schnell davon.

Die Sonne schickte sich schon an, zur Ruhe zu gehen, als ich um die hohe Gartenhecke bog, und obgleich mich der Abschied von der Mutter sehr bewegt hatte, eilte ich doch mit meinen Gedanken schon wieder den neuen Verhältnissen entgegen und in dem Gefühle, daß ich nicht mehr in

das kleine Häuschen und in das bescheidene Dorf passe, warf ich den Kopf hoch und blickte nach der Höhe, von der mir der Thurm des Schlosses winkte.

Eben wollte ich den kürzeren Weg über die Felder einschlagen, als vor mir die Gestalt eines Mannes auftauchte, die offenbar in dem hohen Getreide versteckt gelegen hatte.

Ich wollte schnell vorüber gehen, doch da erkannte ich den Schulzensohn, der auch schon an mich herantrat und seine Hand auf meinen Arm legte.

Bei der Berührung zuckte ich zusammen und erschrak, als ich in sein bleiches, verstörtes Gesicht sah.

„Hedwig," sagte er mit bebender Stimme, „ich habe Dich hier erwartet und hätte hier gelegen, bis an mein Ende, nur um Dich noch einmal zu sehen.

Du gehst fort und wenn Du wieder kommst, wirst Du eine vornehme Dame sein oder sehr unglücklich werden. — Höre mich noch einmal, ehe Du gehst; ich habe Dich geliebt, wie sonst Nichts auf Erden, ich liebe Dich noch und würde Dich auf Händen tragen, wenn Du hier bliebest und mein sein wolltest.

Sieh', Hedwig, in Deiner Hand liegt es, mich zu einem guten, fügsamen Menschen zu machen, wenn Du von mir gehst, wird sich mein Herz verhärten und jede Freude wird von mir genommen sein. Noch ist es Zeit, noch kannst Du zurück, Hedwig, wenn Du auch keine Liebe für mich fühlst, vielleicht gewinne ich doch mit der Zeit Dein Herz, wenn Du siehst, wie treu ich zu Dir halten und wie ich für Deine Mutter sorgen werde."

Ging mir eine Ahnung meiner Zukunft durch die Seele, daß mein Körper wie im Fieber geschüttelt wurde? Meine Hand ruhte in der des Schulzensohnes, heiße Thränen rannen mir über's Gesicht, es rührte mich doch, daß er es so treu meinte und so beharrlich an der Liebe zu mir festhielt. Und meine Mutter! wie glücklich würde sie sein, wenn ich zurückkehrte.

Ich stand mit niedergeschlagenen Augen, meine Hand ruhte noch immer in der seinen und schon wurde ich schwankend in dem Kampfe meines Herzens. Da schlug ich die Augen auf und sah plötzlich auf der Straße einen Reiter daherkommen. Das war Graf Ewald! Ich zuckte zusammen, wußte ich doch sicher, daß er nach mir ausblickte. Doch auch der Schulzensohn hatte den Reiter bemerkt und hatte wohl sofort erkannt, daß sein Erscheinen meine Gedanken in eine andere Richtung gebracht hatte.

Ich wandte mich zum Gehen, ihm jedoch noch einmal die Hand zum Abschied reichend. Doch er erfaßte sie nicht wieder, sondern rief mir nur nach, indem er die Hände ballte: „So geh' denn und versuche, wie es sich als Gräfin lebt!" Seine weiteren Worte hörte ich nicht mehr, sie klangen mir wie ein Fluch in den Ohren und ich lief so schnell ich konnte, querfeldein, bis ich ganz erschöpft an dem großen Eichbaum anlangte, der an der Landstraße vor dem Schloßparke steht. Darunter war eine Rasenbank, auf die ich mich setzte, um nur erst etwas ruhiger zu werden, ehe ich vor die Gräfin trat.

Doch ich saß hier noch nicht lange, da hörte ich, wie ein Reiter auf der Landstraße dahergesprengt kam und nach wenigen Augenblicken hielt Graf Ewald an der Eiche. Als er mich erblickte, sprang er vom Pferde, band es an den Baum und saß dann neben mir, als ob er an den Platz gehörte.

„Hedwig, ich habe Dich gesucht," sagte er und legte seinen Arm um mich. „Was ist Dir, Du siehst ganz verstört aus?"

„Lassen Sie mich, Herr Graf!" rief ich ganz entsetzt und doch mit seligem Herzklopfen, denn ich fühlte, daß ich ihm ja gehörte mit allen Gedanken und ganzem Herzen; „lassen

Sie mich, ich muß eilen, nach dem Schlosse zu kommen, die Frau Gräfin erwartet mich.“

„Nicht eher gehst Du, bis Du gehört, wie sehr ich Dich liebe; bis ich Dir gesagt, daß ich das Wort nicht mehr verschließen kann in meinem Herzen; bis ich weiß, daß Du meine Liebe erwiederst und ganz mir angehören willst.“

Er hatte meine beiden Hände fest ergriffen und für mich hörte jedes Widerstreben auf, da ich ihm ja längst mein volles Herz entgegen trug. An unsere verschiedene Stellung, an die Zukunft und was sie uns bringen würde, dachten wir nicht, nur die süße Gegenwart, die uns die Gewißheit unserer gegenseitigen Liebe gebracht, umfing uns mit ihrem Zauber.

In der Seligkeit unserer Herzen hätten wir Zeit und Stunde vergessen, wenn uns das Pferd nicht durch ungeduldiges Scharren gemahnt hätte, daß wir uns trennen müßten.

Noch ein Kuß und das Versprechen, das süße Geheimniß zu verbergen, und fort eilte ich durch den Park dem Schlosse zu.

Es war mir sehr lieb zu hören, daß meine Gebieterin schon zur Ruhe gegangen, ich hätte ihr heute nicht mehr vor die Augen treten können.

Es kam mir jetzt, als ich in meinem Zimmer am Fenster saß, fast vor, als hätte ich einen Betrug begangen. — O Gott, was würde die Gräfin dazu sagen! Die Thränen stürzten mir aus den Augen und ich sank auf die Knie und bat Gott um Verzeihung.

Mein Gebet war aber nicht aufrichtig, denn ich hätte um keinen Preis meine Liebe zu Ewald aufgegeben, trotzdem ich fühlte, daß ein Glück mir schwerlich daraus erblühen würde. Meine Thränen versiegten, doch nicht etwa, weil ich Trost und Kraft in dem Aufblick zum Himmel gefunden, nein, weil die Seligkeit der ersten Liebe mein Herz durchzog und mein ganzes Denken beherrschte. Mit dem Leichtsinn der Jugend schüttelte ich denn auch alle Sorgen ab und obgleich mich in dieser Nacht der Schlaf floh, stand ich doch am anderen Morgen frisch und heiter im Reiseanzug vor meiner gütigen Herrin.

(Schluß folgt.)

Vor zehn Jahren.

Zwei Geschichten aus der preußischen Invasion in Frankreich von **Alphonse Daudet.**

Die Partie Billard.

Seit zwei Tagen hat man sich geschlagen und die Nacht bei strömendem Regen und vollständig bepackt im Freien zugebracht. Die französischen Soldaten sind auf's Aeußerste erschöpft. Und nun läßt man sie noch seit drei Stunden Gewehr bei Fuß in den Pfützen der Landstraßen, im durchweichten Boden der Felder zwecklos stehen.

Uebermüdet von den Strapazen, den durchwachten Nächten, drängen sie in ihren durchnäßten Uniformen sich dicht aneinander, um sich ein wenig zu erwärmen, sich aufrecht zu erhalten. Manche, an den Tornister des Nachbars gelehnt, nicken stehend ein, und die verschlafenen, schlaffen Gesichter verrathen Erschöpfung und mehr noch Entbehrungen. Regen, Koth, kein Feuer, keine Suppe, ein niederer grauer Himmel und der Feind, der rings umher sich spüren läßt. Schauerlich ...

Was geschieht da? Was geht vor?

Die auf den Wald gerichteten Kanonen scheinen etwas zu erlauern. Die Mitrailleusen im Hinterhalt blicken

unverwandt in die Ferne. Alles sieht nach einem Angriff aus. Warum wird nicht angegriffen? Worauf wartet man?

Man wartet auf Befehle, und das Hauptquartier sendet keine.

Aber das Hauptquartier ist nicht weit. Es ist dort jenes schöne Schloß im Style Louis XIII. Seine rothen, vom Regen abgewaschenen Ziegel leuchten auf halber Höhe des Hügels zwischen den Wirthschaftsgebäuden hervor. Eine wahrhaft fürstliche Wohnung, die wohl würdig ist, die Quartierfahne eines Marschalls von Frankreich zu tragen. Hinter einem breiten Graben und einer steinernen Rampe steigt, von Blumen eingefaßt, der grüne Rasen bis zur Freitreppe hinan. Jenseits, an der Rückfaçade des Hauses, die lichten Hagebuchengänge, der spiegelglatte Teich mit seinen Schwänen. Unter dem Pagodendache eines weiten Hühnerhauses ertönt der grelle Schrei der Pfauen; Goldfasanen lassen ihre Flügel rauschen und schlagen ein Rad. Obgleich die Herrschaft fern ist, drängt sich uns doch nirgends die Empfindung der Verlassenheit auf, merkt man nichts von der Flucht vor dem Kriege. Die Oriflamme des Armee-Commandanten breitet sich schützend über jedes Blümchen auf den Wiesen; es liegt etwas Packendes darin, so ganz in der Nähe des Schlachtfeldes auf behaglichste Ungestörtheit zu stoßen, die in der vollkommenen Ordnung aller Dinge, der tadellosen Geradlinigkeit der Gebäude, dem tiefen Schweigen auf allen Wegen und Zugängen ruht.

Der Regen, der unten die Straße in eine Pfütze mit Gruben und Löchern verwandelt, ist droben nur eine elegante, aristokratische Berieselung, die das Roth der Ziegel, das Grün der Wiesen belebt, die Orangenblätter, das weiße Gefieder der Schwäne erfrischt. Alles glänzt und strahlt hier in stillem Frieden. Wahrlich, ohne die Fahne, die droben auf dem Dache flattert, dächte kein Mensch daran, daß hier das Hauptquartier sich befindet. Die Pferde ruhen in den Ställen. Da und dort begegnet man Leuten mit Putzgeräthen, Ordonnanzen in kleiner Uniform, die in der Nähe der Küchen herumtrollen, oder gar einem rothhosigen Gärtner, der ruhig mit dem Rechen über die Kieswege fährt.

Der Speisesaal, dessen Fenster auf die Freitreppe hinausgehen, zeigt einen halbabgeräumten Tisch, entkorkte Flaschen, gebrauchte, leere, trübe Gläser auf dem zerknitterten Tafeltuch, die Reste eines eben von den Gästen beendeten Mahles. Aus dem Zimmer nebenan hört man laute Stimmen, Gelächter, rollende Billardkugeln, das Anstoßen der Trinkenden. Der Marschall spielt eben seine Partie und deshalb muß die Armee auf die Befehle warten. Wenn der Marschall seine Partie begonnen hat, dann mag der Himmel einstürzen, er muß sie zu Ende bringen.

Das Billard!

Es ist die Schwäche des großen Kriegsmannes. Da steht er, ernst wie in der Schlacht, in voller Uniform, die Brust mit Orden bedeckt, sein Auge leuchtet, sein Gesicht ist vom Essen, vom Spiel, vom Grog hochroth. Die Adjutanten halten sich respectvoll und dienstfertig in seiner Nähe und wissen sich vor Bewunderung nicht zu fassen, wenn er einen Stoß gethan. Hat der Marschall einen Point gemacht, dann eilen sie Alle, um ihn zu markiren; will der Marschall trinken, dann möchte Jeder ihm den Grog bereiten. Das ist ein Hinundher von Epauletten und Federbüschen, ein Klappern von Ordenskreuzen und schweren Achselschnüren; und betrachtet man in dem hohen, eichengetäfelten Saal, der auf den Park und den Ehrenhof hinausgeht, das einstudirte Lächeln, die zierlichen Verbeugungen der Hofschranzen, die Goldstickereien auf den neuen Uniformen, so gemahnt es einen an die Herbstfeste in Compiègne; es beruhigt auf den Anblick der schmutzigen Soldatenmäntel, deren Insassen drunten

am Wege vor Frost klappern und traurig-düstre Gruppen im unerschöpflichen Regen bilden.

Der Partner des Marschalls war ein kleiner, geschnürter, frisirter, hellbehandschuhter Capitän vom Generalstab. Er ist sehr stark im Billardspiel und könnte sämmtliche Marschälle von Frankreich darin schlagen; aber er versteht es, sich in respectvoller Entfernung von seinem Vorgesetzten zu halten; er bemüht sich, nicht zu gewinnen, aber auch nicht gar zu schnell zu verlieren. Das nennt man einen hoffnungsvollen Officier . . .

Achtung, junger Mann, nehmen Sie sich zusammen. Der Marschall hat fünfzehn, Sie haben zehn. Es handelt sich darum, die Partie auf diese Weise bis zu Ende zu spielen, und Sie haben dann für Ihre Beförderung mehr gethan, als wenn Sie drunten mit den Andern im Regenguß ständen, Ihre hübsche Uniform und die goldenen Achselschnüre beschmutzten, um auf Befehle zu warten, die nicht kommen.

Es ist in der That eine interessante Partie. Die Kugeln laufen, streifen sich, vermischen ihre Farben. Die Banden geben gut ab, das Tuch wird warm . . . Plötzlich leuchtet ein Kanonenblitz am Himmel, vom Schuß erzittern die Scheiben. Man erbebt, man betrachtet sich unruhig. Nur der Marschall hat nichts gesehen, nichts gehört: über das Billard gebeugt, ist er eben im Begriff, einen prachtvollen Rückläufer auszuführen; die Rückläufer sind seine starke Seite.

Wieder ein Blitz, dann noch einer. Die Kanonenschüsse kommen schneller und schneller. Die Adjutanten eilen an die Fenster. Sollten die Preußen etwa angreifen?

„Mögen Sie angreifen!“ sagte der Marschall und legte Kreide auf . . . „Es ist an Ihnen, Herr Capitän.“

Der Generalstab war außer sich vor Bewunderung. Was ist Turenne, auf einer Lafette schlafend, neben diesem Marschall, der im Augenblick der Schlacht so ruhig vor seinem Billard steht . . . Indessen wird der Lärm immer heftiger. Auf die Kanonenschüsse folgt das Geprassel der Mitrailleusen, das Rollen des Pelotonfeuers. Ein rother Dampf, schwarz umrändert, steigt den Rasen hinan; der ganze Park ist wie in Flammen gehüllt. Die erschrockenen Pfauen und Fasanen schreien ängstlich auf in ihrem Gitterhaus; die arabischen Pferde riechen Pulver und bäumen sich in den Ställen. Das Hauptquartier wird unruhig. Depeschen auf Depeschen. Stafetten mit verhängtem Zügel folgen einander. Man fragt nach dem Marschall.

Der Marschall ist nicht zu sprechen. Ich habe es schon gesagt, daß er bei seiner Partie sich nicht stören läßt.

„An Ihnen ist es, Capitän!“

Der Capitän aber ist zerstreut . . . er ist eben noch jung! Und nun verliert er gar den Kopf, vergißt sein Spiel und macht zwei Serien hinter einander; fast hat er gewonnen. Der Marschall geräth in Wuth. Ueberraschung, Entrüstung flammen aus seinem männlichen Antlitz. In diesem Augenblicke rennt ein Pferd in sausendem Galopp in den Hof und bricht zusammen. Ein Adjutant, mit Koth bedeckt, drängt rücksichtslos den Wachtposten bei Seite und ist mit einem Satz auf der Freitreppe: „Marschall! Marschall! . . .“ Er wurde nach Gebühr empfangen . . . Vor Wuth schnaubend, roth wie ein Streithahn, erscheint der Marschall am Fenster, mit dem Billardstock in der Hand:

„Was gibt's? . . . Was ist los? Steht denn keine Schildwache hier?“

„Aber . . . Marschall! . . .“

„Es ist gut . . . Sogleich . . . Man warte auf meine Befehle, in's Teufels Namen!“

Und das Fenster wird heftig zugeschlagen.

Man warte auf seine Befehle!

Das thun sie ja, die armen Jungen. Der Wind peitscht ihnen den Regen und die Kugeln in's Gesicht. Ganze Bataillone werden niedergeschmettert, während andere unnütz dastehen, Gewehr im Arm, ohne zu wissen, was ihre Unthätigkeit zu bedeuten hat. Da ist nichts zu thun. Man wartet auf Befehle . . . doch da man keiner Befehle braucht, um zu sterben, so fallen die Leute zu Hunderten hinter den Büschen, in den Gräben, im Angesicht des großen, stillen Schlosses. Selbst am Boden werden sie noch von den Sprenggeschossen zerrissen und aus ihren offenen Wunden fließt geräuschlos das herrliche Blut Frankreichs . . . Oben im Billardsaal geht es auch heiß her. Der Marschall ist wieder um einige Punkte vor, der kleine Capitän wehrt sich aber wie ein Löwe.

Siebenzehn! achtzehn! neunzehn!...

Man hat kaum Zeit zu markiren. Der Lärm der Schlacht rückt näher. Der Marschall spielt nur noch um einen Punkt. Schon fallen die Sprenggeschosse in den Park. Da platzt eines mitten im Teich; der Wasserspiegel ist zertrümmert; ein Schwan schwimmt entsetzt dem Ufer zu, sein rothes Blut färbt das zerstiebende Gefieder. Es war der letzte Kanonenschuß.

Jetzt wird es plötzlich still! Nur der Regen rieselt leise über die Hagebuchen, ein dumpfes Rollen unten am Abhang, auf den durchweichten Wegen etwas wie das Getrappel einer hastig dahin eilenden Herde . . . Die Armee ist in voller Flucht. Der Marschall hat seine Partie gewonnen.

Die Belagerung von Berlin.

Wir gingen mit Doctor V . . . die Avenue der Champs-Elisées hinauf und studirten an den von Granaten durchlöcherten Mauern und zerwühlten Asphaltwegen die Geschichte des belagerten Paris, als der Doctor kurz vor dem runden Platz de l'Etoile stehen blieb und auf eines jener großen Eckhäuser hinwies, die sich rechts und links vom Triumphbogen so pomphaft erheben.

„Sehen Sie jene vier geschlossenen Fenster da oben auf dem Balcon?" fragte er mich. — „In den ersten Tagen des Monats August, jenes schrecklichen Monats August des unseligen Jahres, der uns so viel Noth und Unheil brachte, wurde ich dorthin wegen eines Schlaganfalls zu Oberst Jouve gerufen, einem Kürassier aus dem ersten Kaiserreich, einem alten Brausekopf, der voller Ruhm und Patriotismus steckte und bei Beginn des Krieges in den Champs-Elisées eine Wohnung mit Balcon bezogen hatte . . . Errathen Sie weshalb? Um hier dem Siegeseinzug unserer Truppen beizuwohnen. Armer Alter! Er erfuhr den Fall von Weißenburg, als er eben vom Tische aufstand. Beim Lesen des Namens Napoleon unter der Meldung einer Niederlage war er vom Schlage getroffen worden.

Ich fand den ehemaligen Kürassier der Länge nach auf dem Teppich seines Speisezimmers ausgestreckt; sein Gesicht war blutunterlaufen und regungslos, als hätte man ihm mit einer Keule auf den Kopf geschlagen. Stehend mochte er schon groß sein, liegend sah er wie ein Riese aus. Schöne Züge, prächtige Zähne, volles, weißes, lockiges Haar. Er war achtzig Jahre alt, man hätte ihm kaum sechzig gegeben . . . Neben ihm kniete seine Enkelin, in Thränen aufgelöst. Sie war ihm ähnlich. Wenn man sie so Beide neben einander anschaute, dachte man unwillkürlich an zwei schöne griechische Medaillen mit demselben Kopf; die eine uralt, verwischt, am Rande etwas abgestoßen, die andere schimmernd und rein, in der vollen Frische und mit dem Sammetglanz der neuen Prägung.

Ich war tief ergriffen beim Schmerz dieses Kindes. Sie war die Tochter eines Soldaten und Enkelin eines solchen. Ihr Vater stand im Stabe Mac-Mahon's und der Anblick des vor ihr dahin gestreckten großen Greises rief in ihrem Geiste ein nicht minder schreckliches Bild hervor. Ich beruhigte sie nach Kräften, im Grunde aber hatte ich wenig Hoffnung. Es lag eine regelrechte einseitige Lähmung vor und im Alter von achtzig Jahren hat dies etwas zu bedeuten. Drei Tage lang blieb der Kranke regungslos und der Sinne beraubt . . . Inzwischen kam die Nachricht von der Schlacht bei Reichshofen, Sie erinnern sich in welch' sonderbarer Weise, nach Paris. Bis zum Abend glaubten wir Alle an einen großen Sieg . . . zwanzigtausend Preußen todt, der Kronprinz gefangen . . . Ich weiß nicht, durch welches Mirakel, durch welchen magnetischen Strom ein Echo jenes nationalen Jubels bis zu unserem armen Taubstummen, bis in die Nacht seiner Besinnungslosigkeit drang; Thatsache ist es, daß ich an jenem Abend, als ich an sein Bett trat, nicht mehr denselben Menschen wiederfand. Das Auge war beinahe hell, die Zunge minder schwer. Er besaß die Kraft, mir zuzulächeln und stammelte zweimal:

„Si . . . i . . . ieg!"

„Ja, Oberst, ein großer Sieg!"

Und während ich ihm einige Einzelnheiten über den schönen Erfolg Mac-Mahon's mittheilte, sah ich, wie seine Züge nach und nach sich belebten, sein ganzes Gesicht sich erhellte.

Als ich ging, erwartete mich seine Enkelin bleich und schluchzend an der Thür.

„Er ist ja gerettet!" sagte ich und ergriff theilnehmend ihre Hände.

Das unglückliche Kind hatte kaum den Muth, mir zu antworten. Soeben war die wirkliche Schlacht bei Reichshofen durch öffentlichen Anschlag bekannt geworden, Mac-Mahon auf der Flucht, die ganze Armee vernichtet . . . Wir betrachteten uns voll tiefster Bestürzung. Sie jammerte bei dem Gedanken an ihren Vater; ich zitterte auch bei dem Gedanken an den Alten. Es war gewiß, daß er gegen eine neue Erschütterung nicht Widerstandskraft genug besaß . . . Was sollten wir thun? . . . Ihn seiner Freude, ihn der Illusion überlassen, die ihn wieder in's Leben gerufen? . . . Dann mußten wir lügen . . .

„Nun, so werde ich lügen," sagte das Mädchen und trocknete sich die Augen.

Freudestrahlend trat sie in das Zimmer ihres Großvaters.

Sie hatte eine schwere Aufgabe übernommen. Die ersten Tage ging Alles noch leicht. Der gute Alte war noch etwas schwachsinnig und ließ sich täuschen wie ein Kind. Mit zunehmender Gesundheit wurden seine Gedanken jedoch klarer. Man mußte ihn über die Bewegungen der Armee unterrichten, Kriegsbülletins für ihn erfinden. Es war ein wahrer Jammer, das hübsche Kind Tag und Nacht über eine Karte von Deutschland gebückt zu sehen; sie steckte da und dort kleine Fähnchen auf und bemühte sich, einen ganzen, ruhmvollen Feldzug auszusinnen: Bazaine auf dem Marsch gegen Berlin, Frossard in Baiern, Mac-Mahon an der Ostsee. Sie fragte mich natürlich dabei um Rath und ich half ihr, so gut ich konnte. Von größtem Nutzen bei dieser eingebildeten Invasion war uns aber der Großvater selber. Er hatte Deutschland unter dem ersten Napoleon so oft erobert. Er wußte Alles im Voraus anzugeben: „Jetzt werden sie dorthin gehen, jetzt wird das geschehen . . ." und alle seine Vorhersagungen wurden stets zur Wirklichkeit. Zuletzt war er ganz stolz darauf.

Leider aber mochten wir noch so viele Städte einnehmen, noch so viele Schlachten gewinnen, wir gingen ihm niemals rasch genug. Der Alte war geradezu unersättlich! . . . Jeden Tag,

wenn ich zu ihm kam, erfuhr ich Etwas von einer neuen Waffenthat:

„Doctor, wir haben Mainz eingenommen," rief mir das Mädchen mit einem bittern Lächeln entgegen, und innen hörte ich eine fröhliche Stimme:

„Es rückt! es rückt! ... In acht Tagen sind wir in Berlin."

Zu jener Zeit waren die Preußen nur noch acht Tagemärsche von Paris entfernt ... Zuerst fragten wir uns, ob es nicht besser wäre, ihn in die Provinz zu schaffen; doch einmal außerhalb Paris hätte er Alles durch den Anblick des Landes erfahren und er schien mir noch zu schwach, von seiner großen Erschütterung zu sehr angegriffen, als daß man ihm die Wahrheit hätte mittheilen dürfen. Es wurde also beschlossen, zu bleiben.

Am ersten Tage der Einschließung ging ich sehr aufgeregt, ich erinnere mich dessen wohl, zu ihnen hinauf. Mein Herz, wie unser aller Herz, war beklommen bei dem Gedanken, daß die Thore von Paris nun geschlossen seien, daß man vor den Mauern der Stadt sich schlage, daß unsere Wälle zugleich unsere Grenze waren. Ich traf den Alten stolz und voller Jubel auf seinem Bette sitzen:

„Ha, ha," sagte er; „die Belagerung hat also begonnen!"

Ich blickte ihm bestürzt in's Auge:

„Wie, Oberst, Sie wissen? ..."

Seine Enkelin wandte sich mir zu:

„Ja freilich, Herr Doctor ... das ist ja die wichtige Neuigkeit ... die Belagerung von Berlin hat begonnen."

Sie sagte das beim Nähen, so ruhig, so harmlos ... Wie hätte er den geringsten Verdacht schöpfen können? Die Kanonen von den Forts konnte er nicht hören. Das unglückliche, düstere, unheimlich aufgeregte Paris konnte er nicht sehen. Was er von seinem Bett aus bemerkte, war eine Ecke des Arc de Triomphe und um sich herum in seinem Zimmer allerlei Tröbel aus dem ersten Kaiserreich, der nur dazu diente, seine Illusionen aufrecht zu halten. Porträts von Marschällen, Schlachtenbilder, der König von Rom im Kinderröckchen; dazu große mit Siegeszeichen verzierte Consolen, voll kaiserlicher Reliquien, Medaillen, Bronzen, ein Felsen von St. Helena unter einer Glaskuppel, Miniaturbilder, welche Damen in gelbem Ballkleid mit Pumpärmeln, Lockenköpfchen mit hellen Augen darstellten — und dies Alles, die Consolen, der König von Rom, die Marschälle, die gelben Damen mit hoher Taille, breitem Gürtel, die bis an den Hals steif eingepackten Grazien des Jahres 1806, armer Oberst! diese Siegess- und Eroberungsatmosphäre war weit, weit mehr als Alles, was wir ihm vorschwatzen konnten, die Ursache, daß er so kindlich an die Belagerung von Berlin glaubte.

Von jenem Tage an waren unsere militärischen Operationen sehr vereinfacht. Berlin einzunehmen, war nur eine Sache der Geduld. Von Zeit zu Zeit, wenn der Alte sich zu sehr langweilte, las man ihm einen Brief von seinem Sohne vor, einen erdichteten Brief natürlich, da nichts mehr nach Paris gelangte und seit der Schlacht bei Sedan der Adjutant des Marschalls Mac-Mahon in eine deutsche Festung gesandt worden war. Man denke sich den Jammer des armen Mädchens, das ohne Nachricht von seinem Vater war, ihn gefangen, in Noth, wohl auch krank sich dachte und sich genöthigt sah, ihn in heiteren, freilich etwas kurzen Briefen reden zu lassen, wie sie ein Soldat eben im Felde schreibt, der im eroberten Lande stets vorwärts marschirt. Bisweilen fehlte es ihr doch an der Kraft dazu; dann blieb man wochenlang ohne Nachricht. Der Alte aber wurde unruhig, er schlief nicht mehr. Da kam schnell ein Brief aus Deutschland, den sie ihm mit zurückgehaltenen Thränen, ja fröhlichen Angesichts vorlas. Der Oberst hörte andächtig zu, lächelte verständ-

nißvoll, billigte, kritisirte, erklärte uns die etwas dunklen Stellen. Wahrhaft schön aber war er in den Antworten, die er an seinen Sohn sandte: „Vergiß es nie,“ sagte er, „daß Du ein Franzose bist . . . Sei milde gegen die armen Leute. Mache Ihnen die Invasion nicht zu hart . . .“ Und dann kamen endlose, bestgemeinte Rathschläge mit Bezug auf die Achtung fremden Eigenthums, die Höflichkeit gegenüber den Damen, ein wahrer militärischer Ehrencodex zum Gebrauche für Eroberer. Er mischte auch einige allgemeine Betrachtungen über die Politik, über die den Besiegten aufzuerlegenden Friedensbedingungen hinein. In diesem Punkte, das muß ich sagen, war er durchaus nicht anspruchsvoll:

„Die Kriegsentschädigung und nichts weiter . . . Wozu soll man ihnen Provinzen entreißen? . . . Kann man aus Deutschen Franzosen machen? . . .“

Mit fester Stimme dictirte er dies und es lag eine solche Redlichkeit, ein so treuherziger Patriotismus in seinen Worten, daß es unmöglich war, bei seinen Worten die Rührung zu bezwingen.

Während dessen rückte die Belagerung stetig vorwärts, ach, nicht die von Berlin! . . . Es war die Zeit der strengen Kälte, des Bombardements, der Epidemien, des Hungers. Doch Dank unserer Fürsorge, unseren Bemühungen, der unerschöpflichen Zärtlichkeit, die sich für ihn vervielfältigte, wurde das heitere Gemüth des Greises nicht einen Augenblick getrübt. Bis an's Ende konnte ich mir weißes Brod, frisches Fleisch für ihn verschaffen. Natürlich, daß es nur für ihn allein welches gab, und Sie können sich nichts Rührenderes denken, als eine Morgenmahlzeit des unbewußt so selbstsüchtigen Großvaters: — Der Alte frisch und heiter in seinem Bett aufgerichtet, eine Serviette unter dem Kinn, seine in Folge der Entbehrungen etwas blaß gewordene Enkelin stand neben ihm, leitete seine Hände, reichte ihm zu trinken, half ihm all' jene schönen verbotenen Dinge essen. Der alte Küraßier, von der Mahlzeit angeregt, voller Behagen in seinem warmen Zimmer, während draußen ein eisiger Wind wehte und der Schnee vor den Scheiben wirbelte, wurde dann wieder lebendig; er erzählte von seinen Feldzügen im Norden und schilderte wohl zum hundertsten Male den fürchterlichen Rückzug aus Rußland, wo es nur noch Gefrorenes, Biscuit und Pferdefleisch zu essen gab.

„Begreifst Du das, Kleine? Wir aßen Pferdefleisch!“

O sie begriff es nur zu wohl. Seit zwei Monaten aß sie nichts Anderes . . . Von Tag zu Tag indessen, je mehr seine Genesung Fortschritte machte, um so schwieriger wurde unsere Aufgabe dem Kranken gegenüber. Die Erstarrung seiner Glieder, die Betäubung seiner Sinne, die uns bisher Alles so leicht gemacht, begann zu schwinden. Schon war er zwei- oder dreimal bei dem furchtbaren Geschützdonner vor der Porte Maillot in die Höhe gefahren; wie ein Jagdhund hatte er das Ohr gespitzt. Man sah sich genöthigt, einen letzten Sieg Bazaine's in der Nähe von Berlin zu erfinden, der durch Kanonensalven vor dem Invalidenhotel gefeiert werde. An einem andern Tage, da man sein Bett an's Fenster gerückt, es war, glaube ich, der Donnerstag von Buzenval, sah er große Massen Nationalgarden, die in der Avenue de la grande Armée zusammentraten.

„Was haben diese Truppen zu bedeuten?“ fragte der gute Alte und dabei murmelte er zwischen den Zähnen:

„Schlechte Haltung, schlechte Haltung!“

Es hatte weiter keine Folgen, aber wir begriffen, daß wir von nun an außerordentlich vorsichtig sein mußten. Leider waren wir es nicht genug.

Eines Abends, als ich in's Vorzimmer trat, kam mir das Kind in großer Aufregung entgegen:

„Morgen ist der Einzug," sagte sie.

War das Zimmer des Großvaters offen gewesen? Thatsache ist, jetzt, da ich daran denke, fällt es mir ein, daß er an jenem Abend ungewöhnlich aussah. Wahrscheinlich hatte er uns gehört. Nur daß wir von den Preußen sprachen, und er, er dachte an die Franzosen, an den Siegeseinzug, den er so lange schon erwartete: MacMahon unter rauschender Musik reitet die blumengeschmückte Avenue herunter, sein Sohn zur Seite des Marschalls, und er, der Alte, auf seinem Balcon, in voller Uniform wie bei Lützen, grüßt die durchlöcherten Fahnen und die pulvergeschwärzten Adler.

Armer Papa Jouve! Er hatte sich ohne Zweifel eingebildet, daß man ihn abhalten wollte, Zeuge des Einmarsches unserer Truppen zu sein, um ihn vor einer zu großen Aufregung zu bewahren. Deshalb hütete er sich auch, ein Wort darüber fallen zu lassen; am folgenden Morgen aber, genau zu der Stunde, wo die preußischen Bataillone die lange Straße betraten, die von der Porte Maillot bis zu den Tuilerien führt, wurde da oben das Fenster leise geöffnet und der Oberst erschien mit seinem Helm, seinem langen Säbel, in der alten, längst abgelegten ruhmreichen Uniform eines ehemaligen Milhaud'schen Kürassiers auf dem Balcon. Ich erstaune noch über die ungeheure Willens- und Lebenskraft, die er bethätigte, Alles dies durchzusetzen. Sicher ist, daß er hinter jenem Geländer aufrecht dastand, sich verwundernd, die Avenue so breit, so stumm, alle Fensterladen verschlossen zu sehen und Paris so düster wie ein großes Lazareth; überall Fahnen, aber so sonderbare Fahnen ausgehängt, weiß mit rothem Kreuz, und Niemand, um unsern Soldaten entgegenzugehen.

Einen Augenblick mochte er glauben, daß er sich getäuscht.

Aber nein! von dort unten her, hinter dem Arc de Triomphe, ertönte es wie ein wirres Brausen, eine schwarze Linie rückte immer sichtbarer näher ... dann, nach und nach, blitzte es von Helmspitzen, die kleinen preußischen Trommeln rasselten und unter dem Arc de l'Etoile erklang zu dem schweren Tritt der Bataillone und dem Hufschlag der Rosse ein heller, preußischer Siegesmarsch.

Da drang durch die dumpfe Stille des Platzes ein Schrei, ein furchtbarer Schrei: „Zu den Waffen! ... zu den Waffen! ... die Preußen!" Und die vier Uhlanen des Vortrabs konnten deutlich sehen, wie da oben auf dem Balcon ein großer Greis wankte, die Arme ausstreckte und plötzlich hinstürzte. Dieses Mal war der Oberst Jouve wirklich todt.

Drei Stunden vor dem Sterben.

Nach einer wahren Begebenheit erzählt von P. K. Rosegger.

Sie schritten durch den Klosterpark Arm in Arm.

Dominikus bog mit einer Hand das kühle Reisig der jungen Tanne auseinander, denn es ist ein Naturwäldchen, das gerade noch so viel Wildheit übrig läßt, um den Spaziergang reizend zu machen. Der Mann geht fertige Wege niemals mit Lust, er muß sie bahnen können; er will nichts zu Gnaden, will sich seine Straßen selber schaffen.

Der Andere — Lorenz — schürzte sein Ordenskleid, weil es ihm im Gehen hinderlich sein wollte. Schon setzte er seine ganz weltlich-kleinen Füße voran, während sein Kopf sich mehrmals nach rückwärts wendete. Der Guardian war nämlich, was der Guardian sein muß: ein gestrenger Mann, der es nicht gerne sah, wenn zwei Priester seiner Abtei Arm in Arm gingen — denn der Orden schreibt Einsamkeit vor; sah es nicht gern, wenn sich Zwei gegenseitig in's Gesicht lächelten, — denn der Orden schreibt Selbstbeschaulichkeit vor; sah es auch nicht gern, wenn Einer zu tief in den Wald hinausging — denn der Orden sprach nur von heiligen Mauern. — Nun, wenn's Ehrwürden nicht gerne sieht, so braucht er's eben nicht zu sehen. So dachten die Beiden und schlichen durch die Büsche.

Es war ein heißer Juni-Nachmittag. Die Klosterglocke schlug drei Uhr.

„In solcher Schwüle kann man nicht arbeiten," sagte der eine Priester.

„Nur beten," versetzte der Andere.

„Beten? Kannst Du's jetzt?"

„Beten, wie's im Buche steht, kann man alle Zeit, wie's im Herzen steht, nur selten."

„Wie hältst denn Du's mit dem Beten?"

„Für Andere kann ich, wann's nöthig ist; wüßte auch nicht, wie ich ihnen nicht zu jeder Stunde Gutes soll't wünschen können. Aber für mich selber beten — Bruder, das geht mir zu seicht, da möchte ich lieber Hand anlegen. Ich möchte was bauen, was schaffen."

„Warum denn nicht?" versetzte Dominikus, „Gebete sind Bausteine, Worte sind Werkzeuge; damit hat man das ganze Kloster gebaut. Auch Guardians werden daraus gemacht. Wir sind noch in den Zwanzigern, Freund; müßte doch der Teufel ein Ei in die Kutte legen, wenn's Einer von uns nicht zur goldenen Kette brächte!"

„Golden, golden — wenn's doch immer eine Kette bleibt," sagte Lorenz gedämpft. „Du, Domini, hast ein Klostertemperament, dem man sicherlich einmal den Prälatenmantel umhängen wird. Bei mir thut sich's anders. Mein Vater wollte einen Priester zum Sohne haben, darum soll ich — Niemand zum Sohne haben. Du kennst das Häusel am Rain und den jungen Kopf, der gerne zum Fenster ausschaut . . . . Soll es. Jedermann rühmt das Stift und seine guten Weine."

Dominikus sah, daß hier keine Entgegnung von Nöthen war; er hob das Haupt und blickte gegen die blauenden Felswände auf. Ueber denselben stand ein Reigen milchweißer, scharfgeränderter Wolken.

„Eine Stadt aus Elfenbein mit Thürmen und Zinnen," sagte er, „das himmlische Zion."

„Ein mißrathenes Gleichniß, Freund, oder Du mußt leiden, daß

morgen, heute noch, das himmlische Zion vergangen ist."

„Bruder! Bruder!" rief Dominikus, „gib Acht auf Deinen heiligen Glauben!"

„Komme, Domini, wir wollen zum See hinab."

„Und Menschen fischen?"

„Will schon trachten, daß Einer im Wasser ist."

„Wie, Du wolltest?" —

„Baden."

„Und nicht der Weiber achten, die am Waldrande gerne Beeren pflücken? — Einen Stiftsprediger im See zu sehen, was würden sie dazu sagen?"

„Ich möchte wissen, woran sie den Stiftsgeistlichen erkennen sollen! Meinst Du, ich bade mich in der Kutte?"

„Lorenz, verzeihe, Du bist heute frivoler, als je," bemerkte Dominikus, machte aber ein Gesicht dazu, dem man es ansah, daß der Vorwurf nicht abschreckend wirken sollte.

„Steigen wir nur hinab," sagte Lorenz, „ich glaube, an der rothen Wand ist ja eine Badestelle; laß sie uns aufsuchen. Mir ist heute, als wäre mir was angethan; ich trage so was Heißes in mir, es jagt mich, es entzückt mich, es brennt mich. Heute wäre mir kein Roß zu hoch!"

„Vielleicht bist Du vom Teufel besessen!" sagte der Andere.

„Dann laß ich mir ihn einstweilen nicht austreiben, Domini!" rief er und schlang seinen Arm um den Gefährten. „Es ist eine Lust auf dieser Welt!"

„Wenn ich's redlich will sagen, ich verspür' auch so was. Es muß heute in der Luft liegen."

Sie wandelten fort durch den Wald, sie kamen durch dichtbewachsenen Hag aus Buchen- und Haselnußsträuchen, und sie wanden sich in das Dickicht hinein. Sie huschten dahin, schwammen gleichsam im weichen, schattigen Laub, und Dominikus äußerte: „Helfe mir Gott, aber ein wildes Thier zu sein hätte erst auch sein Schönes!"

„Kannst eins werden, wann Du willst," antwortete Lorenz.

Sie kletterten hinab und sahen durch das junge Gestämme den Schimmer. —

Sie standen am See, nahe an der rothen Wand. Ringsum dichtes Laubgehölze, in welchem jede Knospe lauschend den Finger an den Mund zu halten schien, kein Blatt sich rührte. An der Wand rieselte eine Quelle; der See lag dunkelblau in tiefster Ruhe.

Hier standen die zwei jungen Priester und warfen scheue, forschende Blicke um sich. — Dann begannen sie sich rasch zu entkleiden. Stück für Stück warfen sie die Ordenskleider in das Gras — und bald standen sie auf gut weltlich da. Dominikus war glatt rasirt, weil die Regel vorschreibt, am Gesichte die Spuren des Mannes auszutilgen. Die Locken waren kurz geschoren, weil die Regel vorschreibt, dem Teufel auch nicht Ein Haar zum Anfassen bereit zu halten. Am Scheitel war eine runde Glatze ausgeschnitten, weil die Regel durch solches weißes Scheibchen den Heiligenschein andeuten will, der das Haupt verklären soll. — Lorenz trug fast längere Locken, als die Ordensregel dulden wollte; wie junge Schlangen ringelten sie sich um die weiße Stirne und gegen den schlanken Nacken hinab; und er trug schönere und feurigere Augen, als es zum obligaten Blick gegen Himmel unumgänglich nothwendig ist. Auf seiner Oberlippe lag der ersten Reife leichter Schatten.

Ueber dem Buchenwalde her klang leise der Ton der Stiftsglocke, welche vier Uhr schlug. Noch zwei Stunden bis zur Vesper.

Lorenz hob die Hände und rief einem jungen Adler zu, der hoch über dem See schwebte: „Ich wollte, Du flögest jetzt zur Kirchenuhr und hieltest mit Deinen Krallen den Zeiger fest; wie kann ich mir denken, daß mir in zwei Stunden diese Welt wieder verloren sein soll!"

Dominikus schwieg und ging das sanft fallende Ufer hinab, und das weiche, kühle Wasser stieg empor an seinem schönen, jugendlichen Körper. Seine Glieder schimmerten wie Marmor so weiß durch das Wasser, seine Arme streckte er aus nach der milden Fluth, als drücke er die Wellen, die er schlug, an sein erwachendes Herz.

Lorenz ging einer tieferen Stelle zu und stürzte sich kopfüber in den See. — So verschieden war bei beiden Männern das Erfassen dessen, was ihnen durch das Verbot zur süßen Sünde gemacht wurde.

Lorenz war verschwunden, er genoß die Lust in ihrem tiefsten Grunde, verhüllt vom krystallenen Mantel. Dominikus gab sich nur bis zum Halse hin, sein Haupt stand über der Fläche des Wassers im Sonnenschein. So versuchte er's, ob der Mensch nicht zu theilen wäre, das Herz der Erde, das Haupt dem Himmel . . .

Nun, der Himmel schien heute mit dem Haupte allein nicht zufrieden zu sein. — Die Sonne hatte seit einer Stunde einen guten Sprung niederwärts gemacht, die Wolkenmauern ragten höher, als vorhin, und ein weißlicher Schleier ging ihnen voraus, in welchen sich die Sonne nun verhüllen wollte. Sie that's, wurde glanzlos und sank endlich ganz hinter die lichtberänderten Wolken. Da lag der Schatten über dem See, der um so schwerer war, je heller früher der Sonnenschein gewesen. Auch die Luft war schwer und schwül; im Walde sang kein Vogel, am Ufer hüpfte manch verlorenes Heupferdchen ohne Schutzengel herum, so daß es plötzlich im Wasser zappelte. Am Steinhange bewegte sich das Kraut der Wildfarren, tief und schwer Athem schöpfend, träge auf und nieder. Nichts war zu hören, als dort das Plätschern der Felsenquelle und hier das Gischten der Schwimmenden. Lorenz war endlich emporgetaucht und von seinen schwarzen Locken, die in Strähnen über Stirne und Nacken lagen, rieselte das Wasser.

Am jenseitigen Ufer saß in leichtem Sommerkleide eine Mädchengestalt, welche ihre Füße im Wasser badete. Die beiden Jünglinge im See wollten sich wenden und fliehen, aber ein warmer Hauch ging jetzt über den See, kurze Windstöße begannen auf der Fläche zu graben, das Wasser wurde wogend und trieb die Priester gegen das Ufer hin, wo jenes Mädchen saß. —

Als das Mädchen die beiden Menschenköpfe von der Weite des See's gegen sich herangleiten sah, wurde ihm unheimlich. Rasch zog es die Füße aus dem Wasser und floh in das Dickicht hinein.

Lorenz und Dominikus mußten, von den erregten Fluthen gepeitscht, an das Ufer springen und sahen sich nun rathlos nach Hüllen um, da sie ihr Kleid jenseits des See's gelassen hatten. Dominikus fühlte heiße Lanzenstiche in seinen Körper dringen, wenn er an zwei Augen dachte, die, im Gebüsch versteckt, sich nach ihm richten konnten. Lorenz meinte, es sei auch für sie Beide das Beste, in's Dickicht zu schlüpfen, und eilte so, aus Angst, von dem Mädchen gesehen zu werden — demselben nach.

Dominikus flocht rasch grünes Laub der Buchen um seinen noch in hellen Tropfen perlenden Leib und umging den rauschenden See, die Kleider zu holen.

Sie hörten das Murren nicht im Gewölke, sie sahen die Habichte nicht, welche über dem See kreisten, sich fast bis in die Nebel erhoben und deren Gefieder dann und wann wie von einem verlorenen Sonnenstrahl getroffen schimmerten. Und sie sahen auch den schwarzen, weißberänderten Schmetterling nicht, der über dem Busche flatterte.

Von der Rothwand hallten die Schläge der fünften Stunde. Dominikus suchte den Gefährten und konnte

ihn lange nicht finden. Als auch dieser sein priesterliches Gewand wieder angethan, gellte in den Haselsträuchen ein unterdrückter Schrei, und Lorenz zog den Andern hastig mit sich fort, um nach der Vesper zurecht in die Kirche zu kommen.

„Lorenz", sagte Dominikus, „Du bist gotteseifriger geworden im See."

„Ich wünschte es Dir vom Herzen, Bruder", entgegnete der Andere, „daß auch auf Dich der Frieden gekommen wäre, welcher mich nun erquickt. Das erstemal in meinem Leben, daß ich ihn so empfinde."

Das Wort hat ein Drittes gehört.

Sie stiegen den Hang empor, sie gingen durch den Wald, in welchem die Bäume rauschten, sie eilten dem Kloster zu, dessen Kirchthurmspitze wie ein Degen zum Pariren gegen die Wetterwolken aufstrebte. Leichten und heiteren Gemüthes waren sie, als sie sich zu den Brüdern gesellten, welche zerstreut mit Büchern in der Hand im Parke wandelten und sich nun anschickten, vor dem nahenden Gewitter Obdach zu suchen.

Helles Geläute verkündete die Vesper. Durch die weitläufigen Räume des Stiftes eilten die Priester im Chorgewand. Dominikus und Lorenz schritten feierlichen Ganges durch das hohe Portal.

In der großen, gothischen Stiftskirche brannten bereits die Kerzen, sie flackerten, weil der Sturm, der außen toste, auch die weihrauchduftende Luft innerhalb der Mauern unruhig gemacht hatte. In den Kirchenstühlen knieten einige Andächtige und beteten bedrängten Herzens um Erhaltung der Erdfrüchte. Eigennützige Beter sind stets die andächtigsten, und der Glaube ist vor der Gefahr größer, als nach derselben.

Im Chorraume befanden sich an beiden Seiten der großen, reichverzierten Orgel, gelehnt an die Mauer, die Bänke der Chorgeistlichen. Ueber denselben waren zwei Zifferblätter angebracht, die durch lange Eisenstangen mit dem Uhrwerk hoch im Thurme in Verbindung standen. Die metallenen Zeiger auf diesen Zifferblättern deuteten noch einige Minuten vor sechs.

Das Murren und Brausen war mächtig, doch die Orgel übertönte jetzt in tiefen, feierlichen Klängen das Wettertosen. Nun nahte in doppelter Reihe das Chorpersonal; es neigte sich gegen den Hochaltar und vertheilte sich dann in die zwei Bänke an den Wänden. Dominikus war der Mittlere in der rechten Reihe, Lorenz kniete ihm gerade gegenüber. Die Augen Beider wechselten einen Blick, in welchem die weltlichen Stunden, die sie eben verlebt hatten, ausdrucksvoll sich wiederspiegelten. — Das Glöcklein der Sakristei klingelte, der Prälat, von drei Diakonen umgeben, in reichem Ornat, trat zum Altare.

Es schlug sechs Uhr. Die Orgel verstummte, der Gesang begann. Erhaben wie ein Hymnus der Seligen, weich und innig, wie das Ahnen und Sehnen des menschlichen Herzens, schwer und bang, wie die Klage verlorener Seelen — so ertönte das Lied der Priester. Dominikus richtete seinen Blick zur Höhe; Lorenz senkte sein Auge zu Boden; was Ersterer im Geiste sah, das weiß man nicht; was Letzterem sich noch einmal wiederspiegelte, wäre schier zu errathen. Sein Antlitz war geröthet in Andacht — in Andacht dessen, was er schaute. Sein Gedächtniß brauchte nicht weit zu fliegen; was vor den letzten Stunden gewesen in seinem Leben, daran war nichts zu suchen. —

Große Tropfen und Schlossen schlugen an die Fenster; da — jählings war ein wilder Feuerstrom, ein schmetternder Knall — — die Mauern des Gotteshauses schienen gewankt zu haben, die Sänger waren stumm. Die Blasebälge der Orgel schnauften ächzend aus, die Kerzen waren verloschen, dichter Qualm erfüllte den Raum.

— — — — — — — —

„Der Blitz hat eingeschlagen!“ Dieser Ruf ging durch das Kloster. Alles eilte durch Guß und Hagel der Kirche zu. Mehrere hatten es gesehen, wie die Flammenzungen niedergezuckt waren auf den hohen Thurm. Die Leute in der Kirche taumelten halb bewußtlos umher. Man begab sich auf den Chor; hier lagen die Priester auf dem Boden, in Ohnmacht, nach Athem ringend. Nur zwei knieten noch auf ihrem Platze und falteten die Hände und senkten das Haupt. Sie knieten unmittelbar unter den beiden Zifferblättern, welche die sechste Stunde zeigten. Man rief sie beim Namen. „Bruder Dominikus!“ „Bruder Lorenz!“ — Sie bewegten sich nicht. Man faßte sie an — jetzt sanken sie zu Boden. Die Silberschließen an ihren Chorröcken waren geschmolzen.

Zwei junge Leben waren dahin.

— — — — — — — —

Nun fragen wir Alle: warum?

Während sie das erste und einzige Mal die Hand ausgestreckt hatten nach dem Ziele junger Herzen, bereitete sich in den Wolken des Himmels schon die Schlachtkeule, und dann schoß der Funke herab auf den Thurm, fand seinen Weg die eisernen Stangen entlang zu den Metallzeigern der Uhr und an diesen senkrecht nieder, an der Ziffer sechs vorbei — in ihr Leben.

Die fünfte, die siebente Stunde hätte den Blitz vielleicht abgewendet! — Was ist über den seltsamen Umstand nicht gesprochen, nicht gedeutelt worden! Und die Moral dieser Begebenheit? Grübelt keiner nach. Das Fatum, der Zufall kennt keine Moral, und der Dichter hat's diesmal erzählt, wie es geschehen ist.

Die Todten wurden in einem Saale des Klosters aufgebahrt, und die Zeiger über den Chorstühlen rückten weiter und weiter.

Wenn Zwei sich innig lieben.

Wenn Zwei sich innig lieben,
Geeint zu guter Stund';
Erfüllt von süßen Trieben,
Dann segnet Gott den Bund.
Der Gott der Liebe segnet ihn
Und durch das All' ertönt's weithin:
Was kann das Leben trüben,
Wenn Zwei sich innig lieben? —

Wenn Zwei sich innig lieben,
Geeint durch Priesters Hand,
Seh'n oftmals sie zerstieben
Geträumtes Zauberland.
Des Lebens Ernst erinnert sie
Durch Prosa mehr, als Poesie —
Daß Poesie geblieben,
Wenn Zwei sich innig lieben.

Wenn Zwei sich innig lieben,
Getreulich bis zum Schluß,
Und löst der Tod die Siegel
Im letzten Weihekuß,
Dann werden Engel flügge
Erzählen es dort drüben,
Wie schön es ist auf Erden,
Wenn Zwei sich innig lieben.

R. Bileck.

Der Ritter von Pimpelshausen.

Aus dem Skizzenbuche von **Robert Hamerling.**

Ich hatte es übernommen, für die befreundete Familie eines reichen Finanzbarons einen Hofmeister ausfindig zu machen.

Ein junger Doctor der Philosophie und Privatgelehrter, der den lächerlichen, kindisch klingenden und wenig versprechenden Namen Pimperl führte, wurde mir empfohlen und vorgestellt. Ein ganz armer Teufel; sah aus wie ein Bettelstudent. Aber, wie man mir sagte, nicht ohne schätzbare Anlagen und Kenntnisse.

Ich wollte mir den jungen Mann erst ein wenig besehen, ihm auf den Zahn fühlen, verschob es also einige Tage, ihn dem Banquier und seiner Familie zuzuführen.

Der Mensch war von einer fabelhaften Unbeholfenheit und Schüchternheit und sein Aeußeres von Hause aus ziemlich drollig.

Seine Gestalt war unansehnlich, aber er besaß eine ungewöhnlich starke, ich möchte sagen, „felserne" Nase.

Da er immer tief erröthete, wenn er in Verlegenheit war, und immer in Verlegenheit war, so ließ sich seine eigentliche Gesichtsfarbe nicht genau bestimmen.

Er trug eine scharlachrothe Halsbinde und ein ursprünglich blaues, im Laufe der Jahre aber, unter dem Einflusse des Sonnenlichts, fast bis zu mattem Grau verschossenes Röckchen, das, um die Schultern und um die Achseln viel zu enge, den ganzen Menschen noch schmächtiger und gedrückter erscheinen ließ, als er schon von Natur war. Mit dieser Gepreßtheit und dem auffallend kurz geschorenen Haar stand die breite, rothe Halsschleife und der lange Schnurbart in einigem Contrast.

Ein gewisser Widerspruch lag überhaupt in dem Wesen des jungen Mannes. Er hatte z. B. kleine, zarte Hände, aber große Füße, mit plumpen Stiefeln daran, welche die Aengstlichkeit, mit welcher er auftrat, noch auffälliger und drolliger machten.

Er sprach leise und stockend und seine Bewegungen waren wie die eines Menschen, der zum ersten Mal in seinem Leben mit angeschnallten Schlittschuhen auf dem Eise steht. Zuweilen aber, auf Augenblicke, sprach er mit einer gewissen Erregtheit, bewegte sich mit einer Art nervöser Hast. Es war, als ob er sich seiner Kleinmüthigkeit schämte, sich zur Energie gewaltsam aufraffen wollte, aber vergeblich. Er schnellte immer wieder in sich zurück wie ein ausgezogener Kautschukstreifen. Er sah aus wie die Ohnmacht, die sich selbst gern ohrfeigen möchte, wenn sie nur nicht zu schwach dazu wäre.

Befand er sich im Affect, so brachte er kein ordentliches Wort hervor, verfiel in ein krampfhaftes Würgen und drehte dabei das Köpflein, wie ein an Rheumatismus leidender Canarienvogel.

Es kam der Tag, an welchem ich ihn bei dem Banquier einzuführen versprochen hatte. Ich mußte lächeln, als er sich zu diesem Behufe, sorgsam, aber ziemlich abenteuerlich herausstaffirt, bei mir einfand. Er hatte sich auch sorgfältig rasirt, aber in der Eile und mehr noch in der Angst hatte er sich ein halbes Dutzend Mal in die Haut geschnitten, und da er die Schnittwunden, um die Blutung zu stillen, mit kleinen Stückchen Zündschwamm bedeckt hatte, so sah er aus, als ob der bekannte Spongiologe Prof. Oscar Schmidt eine seiner Anstalten für künstliche Schwammzucht im Gesichte des armen Privatgelehrten errichtet hätte.

Ich hörte förmlich sein Herz klopfen, als ich den unsicher neben mir her Torkelnden und Zögernden in den Salon des Banquiers hineinschob.

Zum Unglück hatte er seine Beine für diese Gelegenheit in ein neues Stiefelpaar gesteckt, das entsetzlich knarrte, was ihn, während wir die halbe Länge des Saals der sich vom Sopha erhebenden Hausfrau entgegenschritten, sichtlich zur Verzweiflung brachte. Ein paar Mal blieb er rathlos stehen, als überlege er, ob er bei so bewandten Umständen weiter gehen könne und dürfe. Aber er mußte doch immer wieder einen Anlauf nach vorwärts nehmen, und da er sich auf alle Weise bemühte, das vorlaute Gekreisch seiner Stiefel zum Schweigen zu bringen, so machte er auf dem Parquet Capriolen, als ob er auf glühenden Metallplatten wandelte.

Die Frau des Hauses, eine dicke, leutselige Dame, hieß uns niedersitzen. Mein Client folgte zuletzt der wiederholten Aufforderung und nahm, nach der bekannten Gepflogenheit der Leute seines Schlages, bescheiden Platz auf der Kante des Sessels.

Ich sprach für ihn — in dem doppelten Sinne des Wortes.

Er selber brachte kaum ein Wort hervor, verfiel bei jeder an ihn gestellten Frage, kirschroth im Gesicht, in sein krampfhaftes Würgen, als steckte ihm ein großer Knochen im Halse.

Als ihm die beiden Knaben vorgestellt wurden, bei welchen er das Pädagogenamt antreten sollte, verbeugte er sich tief vor denselben, wobei der Stuhl, auf dessen Kante er saß, in ein bedenkliches Schwanken nach vorn gerieth.

Die leutselige Hausfrau suchte vergebens durch freundlichen Zuspruch ihn zu ermuthigen. Er verbeugte sich nur immer, und als die Dame zuletzt das Gespräch auf die monatliche Entlohnung brachte, die man ihm anbiete, und einen Betrag nannte, der weit über die Erwartungen des armen Teufels hinausging — plautz! da kippte der Sessel wirklich vorn über, und der freudig Betroffene glitt blitzschnell hinter den Tisch hinab, wie ein Theatergeist in die Versenkung. Ebenso blitzschnell tauchte er freilich wieder empor, und nahm seinen alten Platz auf der Kante des Stuhles wieder ein, und einen Moment schien er, mit dem Muthe der Verzweiflung um sich blikkend, sich der leisen Hoffnung hinzugeben, der kleine Zwischenfall sei vielleicht gar nicht bemerkt worden. Als ihn aber das Schmunzeln der erschrokkenen Hausfrau und das laute Gelächter der Knaben vom Gegentheil überzeugte, sah der Aermste mehr todt als lebendig aus, was mich veranlaßte, der Vorstellung ein Ende zu machen und ihm durch Erheben vom Sitze das Zeichen zum Aufbruch zu geben.

Unter wiederholten tiefen Verbeugungen stieß er beim Fortgehen mit dem Hintertheil seines Leibes an einen Schrank, drehte sich verlegen um, stammelte ein unwillkürliches „pardon" und fuhr instinctmäßig mit der Hand über die Stelle des glänzend polirten Möbels, an welche er gestoßen, als ob er sie rein wischen müßte von seiner Berührung...

Im Vorzimmer trat er dem Bedienten, der ihm den Ueberrock darreichte, auf die Zehen, so daß demselben ein halblauter Schmerzensruf entfuhr, und ich mußte dem unglückseligen Jüngling unter den Arm greifen, um ihn fortzuführen, da er allen Halt verloren hatte und Miene machte, die Treppe hinabzufallen.

Mir blieb die ganze lächerliche Vorstellungsscene geraume Zeit in heiterer Erinnerung. Indessen kümmerte ich mich doch weiterhin nicht viel um das schüchterne Doctorchen mit dem lächerlich klingenden Namen. Ich hörte nur noch ganz zufällig, daß man recht wohl mit ihm zufrieden war, und daß man ihm alles mögliche Vertrauen schenkte, daß er aber seine Schüchternheit noch immer nicht ablegte.

Nicht lange hernach trat ich meine große Reise nach Brasilien an.

Sieben Jahre verstrichen, bevor mein Stern mich wieder in's Vaterland zurückführte.

Auf der Reise durch X. fand ich die große Stube des Gasthofes zur „Goldenen Sonne“ wimmelnd von Bürgersleuten, die beim Glase Wein in lebhafter Debatte begriffen waren.

So viel ich merken konnte, handelte sich's um einen Abgeordneten des Parlaments, welcher heute in dem Städtchen erwartet wurde, um vor seinen Wählern eine Rede zu halten und sich zu rechtfertigen. Dieser Abgeordnete hatte sich, wie ich aus den geführten Reden entnahm, zum „enfant terrible“ des Parlaments gemacht, war allgemein gefürchtet seiner Rücksichtslosigkeit wegen, der maßlosen und häufig ganz unparlamentarischen Aeußerungen wegen, mit welcher er die Minister in Wuth, und seine eigenen Parteigenossen in Verlegenheit setzte. Eine seiner letzten Ausschreitungen, die jeden nicht durch den Schild der Volksvertreterschaft Gedeckten vor die Gerichte gebracht haben würden, hatte einen Sturm der Entrüstung hervorgerufen und sogar unter seinen Wählern so viel böses Blut gemacht, daß ein Theil derselben ihm ein Mißtrauensvotum zu senden sich bemüssigt glaubte. Das hatte ihn nun veranlaßt, eben diesen seinen Wählern seinen Besuch für den Tag anzukündigen.

Es wurde lebhaft hin und her gestritten. Die Einen bestanden darauf, man müsse den zügellos verwegenen Abgeordneten zur Niederlegung seines Mandates zwingen, die Andern meinten, es hätte doch auch seinen Nutzen, wenn es im ganzen Parlament mindestens Einen Mann gäbe, der kein Blatt vor dem Mund nähme und es dem Volke durch seine stenographirten Reden möglich machte, Dinge schwarz auf weiß im Zeitungsblatt zu lesen, die sonst kein Mensch im ganzen Reiche sagen oder drucken dürfte, bei Verlust seiner Freiheit oder gar seines Kopfes. —

Jetzt kam ein Wagen herangerollt und hielt vor dem Wirthshause.

„Da ist er! hurrah! da ist er!“ scholl es von allen Seiten. Wirth und Diener eilten dem Ankömmling entgegen.

Der Abgeordnete stieg aus dem Wagen und verneigte sich sehr leutselig-bescheiden, ja fast ein wenig linkisch und verlegen, als seine Anhänger ihn mit einem lebhaften Hoch begrüßten. Er wich der Menge sichtlich aus und huschte mit einer gewissen ängstlichen Hast hinter dem Wirthe her, der ihm auf seinen Wunsch ein Gemach im oberen Stockwerk anwies.

Die Züge und das ganze Wesen des Mannes erinnerten mich ein wenig — ich wußte nicht gleich an wen? Endlich besann ich mich: sie erinnerten mich an den von mir in das Haus des Banquiers eingeführten biederen Privatgelehrten und Hofmeister.

Ich bemerkte dies meinem Tischnachbar, einem Bürger des Ortes, und nannte den Namen des Hofmeisters.

„Nein!“ rief dieser mit einem bedeutsamen Lächeln; „es ist Le chevalier de Pimpelshausen! So steht es zu lesen auf seiner Visitkarte. Denn er ist seit Kurzem geadelt.“

„Mit jenem Privatgelehrten,“ sagte ich, „kann derselbe doch wohl auf keinen Fall identisch sein; denn der hatte nicht das Zeug in sich zum kühnen Parlamentsredner.“

Da lächelte der Nachbar wieder. „Der kühne Parlamentsredner von heute,“ versetzte er, „ist nichtsdestoweniger identisch mit jenem einstigen schüchternen Privatgelehrten und Hofmeister. Ich habe ihn selbst auch gar wohl gekannt in seiner früheren Laufbahn.“

„Der junge Mensch,“ fuhr er fort, „wurde allerdings von Jedermann für eine Null angesehen, belächelt und zum Theil sogar verhöhnt. Alle Welt vertraute ihm unbedingt, betrachtete ihn als ein schlechterdings willenloses, beinahe sächliches Wesen. Der Banquier

gab ihn seinen Töchtern auf kleinen Reisen als Begleiter und Tugendwächter mit, ja, hätte ihn unbedenklich in den Gemächern derselben schlafen lassen. Dies unbegrenzte Vertrauen auf seine Nullität begann aber den Menschen heimlich zu wurmen — und war es nun, daß der im Stillen an ihm nagende Aerger allmälig ihn völlig verwandelte oder nur seine wirkliche und ursprüngliche Natur zum Vorschein brachte, genug, es ist Thatsache, daß . . . nun, Sie werden es mir nicht glauben, aber es ist wirklich so, und der Teufel weiß, wie es zuging, daß dieser junge Mann in demselben Hause, in welchem er beim ersten Besuch aus Schüchternheit vom Stuhle fiel, nach Jahresfrist die ganze Familie beherrschte, die Dienerschaft terrorisirte, seine beiden Eleven heimlich und öffentlich mit den kräftigsten Püffen regalirte und schließlich — die älteste Tochter des Banquiers entführte! — Der Banquier machte nach einiger Zeit gute Miene zum bösen Spiel, und durch die reiche Mitgift des Mädchens wurde der arme Schlucker zum vermöglichen Manne.

Was Natursache bei ihm war, das behielt er jetzt mit bewußter Absicht bei. Als er merkte, daß man ihn gerade seiner anscheinenden Bescheidenheit und Harmlosigkeit wegen, auf die Empfehlung der Wortführer und „faiseurs“ hin, die sich seiner als eines Strohmannes zu bedienen gedachten, in die verschiedensten Comité's und Commissionen wählte, stellte er sich noch zahmer und harmloser, und wenn er dann fest im Sattel saß, so kehrte er das Rauhe heraus, stürzte Diejenigen, die ihn gefördert hatten, und errang sich eine dominirende Stellung.

Noch immer fand er welche, die sein scheues Wesen in Sicherheit wiegte, bis sie durch einen Zug ungeahnter Energie des Mannes, oft zu ihrem Schaden, überrascht wurden und merkten, daß hinter dieser schüchternen Unbeholfenheit eine sehr willenskräftige und intriguante Natur sich berge.

Nun ließ er sich in's Parlament wählen.

Bei seinem ersten Debut als Redner wurde er ausgelacht und mußte abtreten. Jetzt erbleichen die Minister auf ihren Sitzen, wenn er die Tribüne besteigt, und nehmen, wenn er zu heftig gegen sie donnert, wohl gar Reißaus in's Büffet hinaus, versichernd, wenn man sie fragt, warum sie nicht hören wollten, was dieser Volksvertreter spricht, sie hörten es auch draußen deutlich genug . . .“

So der Nachbar. Jetzt mischten sich auch Andere in's Gespräch, und Einer gab noch eine ganz hübsche, bezeichnende Anekdote aus des Doctors Junggesellenjahren zum Besten.

Er galt als ein Tugendmuster und schien sich niemals an ein weibliches Wesen heranzuwagen. Als aber ein Freund ihn deshalb aufzog und ihn bald darauf bei seiner Geliebten, einer Tänzerin, einführte, geschah es, daß, als der Freund nach acht Tagen wieder bei der Tänzerin vorsprach, das Doctorchen den Kopf aus der Thür derselben streckte und in ihrem Namen jenen barsch abwies mit den Worten: „Fräulein X. ist heute für Niemand zu sprechen!“ —

Man lachte und der Eine verwies auf das Sprüchlein: „Stille Wasser sind tief“, der Andere citirte: „Er hat es faustdick hinter den Ohren.“ —

Ich ließ mir das Alles erzählen und notirte mir hernach den Kauz vorläufig mit diesen paar Strichen in's Skizzenbuch.

Ich werde ihn im Auge behalten, diesen Ritter von Pimpelshausen, und mich gar nicht wundern, wenn mir der bescheidene, stille, anspruchslose Mann nach einigen Jahren als allvermögender Minister, oder an der Spitze eines revolutionären Volkshaufens, oder als gefürchteter Hauptmann einer großen Räuberbande in den Abruzzen begegnet.

Galilei.

Gedicht von Johann Anzengruber.*)

Florenz, wo noch kurz die Freude wohnte
Und ihr lärmend leicht beschwingtes Heer,
Florenz war verstummt und Schweigen thronte
In den heitern Hallen, bang und schwer;
Stille Trauer füllte jeden Busen,
Bang' Erwarten jedes Edlen Herz,
Ihm, dem Hort des Friedens und der Musen,
Ihm, des Volkes Vater galt der Schmerz.

Herzog Cosmo war erkrankt, kein Schimmer
Süßer Lebenshoffnung lachte mehr,
Freunde standen in dem Sterbezimmer
Klagend, Aerzte rathlos um ihn her; —
Sieh', da ward die Thüre aufgerissen
Und vor's Lager, wo der Herzog schlief,
Zu des hochverehrten Kranken Füßen
Stürzt ein Greis und weint und schluchzet tief.

Aufgeschreckt von seinem leisen Schlummer,
„Galilei," ruft der Herzog, „Du?"
„„Ich — ich bin es,"" spricht der Greis voll Kummer,
„„O verzeih' dem Störer Deiner Ruh'.""
„Sag', was bringt Dich zu der ernsten Stunde
Aus dem fernen Padua zu mir?"
„„Fürst,"" versetzte der aus Herzens Grunde,
Nichts, als daß ich sterben will mit Dir!""

„Nimmermehr," sprach Cosmo drauf voll Liebe
Und umschlang des treuen Freundes Hals,
„Leb' der Wissenschaft noch lang, dem Triebe,
Der die Spur erhellt des Weltenalls,
Hoher Ruhm, ich sag's, wird Dir einst strahlen; —
Doch, daß Dich nicht reue Deine Treu',
Flüchte vor des Ketzerrichters Krallen,
Nur so lang ich athme bist Du frei!"

„„Wie Planeten um die Sonne kreisen,
Also kreist mein Herz um Dich, o Herr,
Mögen sie von dieser Stell' mich reißen,
Aber ich, ich weiche nimmermehr!""
Und so war es, zu des Herzogs Füßen
Saß der Treue dienend Tag und Nacht,
Seines Freundes Leiden zu versüßen,
Bis des Edlen Laufbahn war vollbracht.

Aber weh ihm nun! Nichts konnt' ihn retten,
Frech obsiegte seiner Feinde Hohn
Und man führte ihn nach Rom, in Ketten,
Vor des Inquisitors finstern Thron;
Denn der Unglückselige, er lehrte
Trotz der Kirche, trotz der Bibel Spruch,
„Daß sich um die Sonne dreh' die Erde —"
War das nicht genug zu Bann und Fluch?

Und vor Mönche, kalte Philosophen,
Wahngenährt, umhüllt von Geistesnacht —
Wehe ihm, da war kein Heil zu hoffen! —
Vor dies Tribunal wird er gebracht.
Abzuschwören zu der Kirche Ehre
Heißt man ihn sein giftig Heidenthum,
Abzuschwören seine Ketzerlehre,
Kniend auf das Evangelium.

Wohl beschwört er, was ihm hehr und theuer,
Daß die Wahrheit sei, was er gelehrt.
Doch die Richter drohen ihm mit Feuer,
Drohen ihm mit Martern, unerhört, —
Da — da faßt ihn Grau'n vor jenen Flammen,
Ganz betäubt, erliegend der Natur,
Sinkt der Greis, der schwache Greis zusammen,
Ach — und stammelt den unsel'gen Schwur.

Aber kaum noch war sein Wort verklungen,
Da besiegt die Scham, was ihn entmannt,
Und schon ist er wüthend aufgesprungen,
Stampft den Boden, knirscht und ballt die Hand. —
„Sie bewegt sich doch!" schreit er, „Ihr Thoren,
Werft mich auf den Scheiterhaufen hin,
Schnöde Lüge war, was ich geschworen,
Sie bewegt sich doch, so wahr ich bin!"

Und als hätte er durch diese Worte
Aufgeschlossen sich das Paradies,
Freudig ging er durch des Kerkers Pforte,
Freudig in das schaurige Verließ.
Freundestreue, Wissenschaft und Wahrheit
Hatten ihn des gold'nen Lichts beraubt —
Wohl dem Herrlichen, in ew'ger Klarheit
Strahlt ihr Kranz um sein unsterblich Haupt!

*) Vater des berühmten Dichters Ludwig Anzengruber, geboren zu Weng in Oberösterreich 1810, gestorben als Ingrossist der Hofbuchhaltung zu Wien 1844. Aus diesem Jahre stammt auch obiges Gedicht.

Eine Erinnerung an Oberammergau.

Von U. G.

Sengend heiß schien die Sonne auf die weite Ebene nieder, auf welcher sich München ausbreitet. Glühend senkten sich ihre Strahlen auf das hohle, erzene Haupt der Bavaria und auf die dahinter sich erhebende Ruhmeshalle, deren Büsten sich so blendend von der Rückwand abheben wie einst vielleicht die Köpfe ihrer Originale von ihrer Umgebung. Die Fremden, die in diesem Sommer noch mehr als gewöhnlich die weiten, öden Plätze und menschenleeren, schönen Straßen der kunstsinnigen Isarstadt belebten, flüchteten, nachdem sie ihr Pensum im Anschauen und Bewundern der Sammlungen und Kirchen abgefertigt hatten, in die kühlen Hallen oder schattigen Gärten der Labe-Anstalten, wo Gambrinus die Honneurs machte.

Auch wir waren solche, mit rothen Büchern bewaffnete Vergnügungs-Arbeiter, die müde und abgehetzt, mit schmerzenden Augen und gedankenstumpfen Köpfen auf eine Bank niederfielen und nach kühlem Naß riefen.

Als unsere Lebensgeister einigermaßen erfrischt und wir wieder denkfähig geworden waren, war das Erste, was wir einstimmig beschlossen: „Wir bleiben keinen Tag mehr in München." Zwar sollte die Fahrt nach Ober-Ammergau, zu der wir die Karten bereits in der Tasche hatten, erst Samstag Früh von Statten gehen, aber das sollte uns nicht abhalten, schon am nächsten Tage den übrigen Pilgern ein Stück vorauszueilen. Der Freitag Morgen sah uns demnach bereits auf den blaugrünen Wogen des Starhemberger Sees, an dessen beiden Ufern abwechselnd unser Dampfer anlegte, an den schönsten Punkten einzelne Touristen absetzend und Landleute mit Körben zur Weiterfahrt aufnehmend. Friedlich und ruhig ging es heut auf dem Schiffe her, man konnte sich seinen Platz wählen und auf und abgehen — morgen sollte es anders werden.

In Seeshaupt angekommen, freuten wir uns der frischen Luft und des saftigen Grüns, mehr aber noch der idyllischen Ruhe, die uns nach den bewegten Tagen so unendlich wohl that. In dem am Ufer gelegenen Gasthause waren nur wenig Gäste, da gab's kein Hasten und Eilen, und ruhig plaudernd saßen junge Mädchen im Garten und wanden grüne Kränze für die nahe Sedanfeier, die damals zum ersten Male stattfinden sollte, denn man schrieb 1871. Unter einem schattigen Baume in einem Rollstuhle saß, den Kranzwinderinnen zusehend, ein noch junger Mann, dem man keine Krankheit ansah, der aber dennoch weder gehen noch stehen konnte. Er war, so erfuhren wir, ein ziemlich beliebter Opernsänger am Anfange einer vielversprechenden Carrière, hatte bei Gelegenheit einer Gastvorstellung aus Mangel an Localkenntniß beim Ueberschreiten der dunklen Bühne eine offene Versenkung nicht beachtet, und machte einen Sturz, durch den er sich eine Verletzung des Rückgrats zuzog. Hier am Ufer des herrlichen Sees in stärkender Landluft hoffte er wohl auf Kräftigung und Genesung.

Nachdem wir unser einfaches Mahl eingenommen, durchwanderten wir das nette Dörfchen und lagerten uns hinter demselben in's duftige Gras, von

wo aus wir über Wiesen, Felder, Gärten und Wälder nach den blauen Bergen blicken konnten, in die wir am nächsten Tage eindringen sollten. Es war ein unvergeßlich schöner Tag! Wie bringen sich doch die meisten Reisenden durch das Vorwärtsstürmen und Hetzen von einem Orte zum andern um allen Genuß, so daß das alte Citat: „Welche Lust gewährt das Reisen —" oft wirklich wie pure Ironie klingt. Auf jeden bewegten Reisetag sollte ein ruhiger, beschaulicher folgen, dann bliebe man frisch und empfänglich. Leider gönnt man sich selten solchen Luxus an Zeit und Geld.

Eine herrliche Abendfahrt auf dem See und ein köstliches Frühstück angesichts des grünen, leicht gekräuselten Wasserspiegels, über dem noch, wie der Hauch der Jugend, ein leichter Morgennebel lag, war uns noch beschieden; dann — kam die Fluth heran. Im Hofe des Gasthauses und auf den Plätzen rings herum hatten sich nach und nach vierrädrige Transportmaschinen aller Formen und Größen versammelt: leviathanartige Omnibusse, vorsintfluthliche Stellwagen, schwerfällige Familienkutschen und leichte Plauenwägelchen. Es war, als wären längst begrabene und vergessene Vehikel wieder auferstanden, um ihre leeren Bäuche der Menge zur Verfügung zu stellen, die auf den nahenden Dampfern eben daherschwamm.

Die Schiffe legten an und bald war die kleine Erhöhung, worauf unsere friedliche Herberge lag, von einem bunten Schwarme bedeckt. In allen Sprachen und namentlich in allen deutschen Dialekten schrie und plauderte es durcheinander; die Einen liefen auf die Wagenburg zu und suchten sich einzelner Gefährte zu bemächtigen; Andere, die gleich uns ihre Entoutcas-Billets und damit ihre Plätze in den Omnibussen gesichert hatten, ließen sich die Gelegenheit nicht entgehen, bevor sie die lange, heiße Fahrt antraten, sich durch ein zweites Frühstück zu stärken. Es war ein Treiben, das wohl der Mühe lohnte, beobachtet zu werden; dort das Feilschen um die Fahrgelegenheiten, hier das Rufen nach Speise und Getränk. Im Gasthause war Alles was Hände und Füße hatte thätig beim Bedienen der Gäste; selbst die kleinen Mädchen, die in der Gartenlaube die Kränze gewunden hatten, ließen diese unfertig liegen und wurden zu Bierträgerinnen; der kranke Sänger in seinem Rollstuhle aber sah wehmüthig lächelnd von ferne dem interessanten Wirrwarr zu. Auch wir hatten uns daran ergötzt, suchten aber nun den uns angewiesenen Omnibus auf, um uns die bequemsten Plätze darin zu sichern, bevor die Uebrigen herankamen. Der schon jetzt heiße Kasten konnte 18 bis 20 Personen fassen, eine entsetzliche Wahrnehmung bei der herrschenden Schwüle. Die Passagiere fanden sich denn auch vollzählig ein, man schmiegte und drängte sich an einander, so gut es ging und die ganze Wagenkaravane setzte sich in Bewegung.

Einige Griesgrämlinge wollten über die Hitze und das Eingepferchtsein zu schimpfen anfangen, die gutgelaunte Majorität jedoch lachte sie nieder und machte schlechte Witze über alle Unbequemlichkeiten, so daß endlich auch Jene sich mit Ruhe und Heiterkeit in ihr Schicksal ergaben, und schon in der ersten halben Stunde die Gesellschaft mit einander ganz bekannt war. Diese bestand aus den verschiedensten Elementen, wovon mir nur noch Einzelne erinnerlich sind. So z. B. zwei Russen, ein preußischer Hauptmann, ein alter Erzdechant sammt Caplan, eine dicke Münchner Bürgersfrau sammt Proviantkorb, ein magerer Herr aus Sachsen, ein junger, trotz moderner Cravatte und zugewachsener Tonsur von uns als Geistlicher erkannter Erzieher aus hohem Hause und eine sehr lebhafte und geistreiche Dame, die sich später als bekannte Schriftstellerin ent-

puppte. Langsam nur, wie es bei dem schweren Wagen und der meist steigenden Straße nicht anders zu erwarten war, kamen wir vorwärts. Die Sonne brannte auf das Dach unserer Arche, als wollte sie das Kunststück aufführen, Holz zu schmelzen und wir drinnen wischten den Schweiß von der Stirne, entledigten uns, so weit der Anstand es erlaubte, aller überflüssigen Kleidungsstücke und betrachteten mit sehnsüchtigen Blicken die an der Straße sich hinziehenden, bald vor, bald zurücktretenden Wälder, die uns, unerreichbaren Traumbildern gleich, Kühle und Schatten vorzugaukeln schienen. Anderthalb Stunden mochte die heiße Fahrt gedauert haben, da machte der erste Wagen Halt und gab so das Signal zum allgemeinen Stillstande. „Was gibt's?" frug man; doch im nächsten Augenblicke ließ das Haus, in dessen Thüre der dicke Wirth mit schäumenden Bierkrügen in den Händen stand, keinen Zweifel mehr übrig. Auf gingen die Thüren und Wagenschläge und die durstige Menge stürzte auf den schmunzelnden Wirth zu. Nur unsere dicke Münchnerin ließ sich einige Krügeln in den Wagen reichen und kramte ihren Proviant behäbig aus. Nach einer Viertelstunde waren des Wirthes Krüge leer und seine Taschen gefüllt. Vergnügt lüftete er sein Käppchen und dachte wohl: „Na, mir is recht, aber ich wollt' da nit mitthun," als er uns die heißen Marterkasten besteigen sah.

Noch zwei bis dreimal wiederholte sich diese Scene, eh' wir die Mittagsstation Murnau erreichten, wo wir wie ein Heuschreckenschwarm einfielen und Jeder, so gut es anging, einen Platz an der Wirthstafel und etwas Eßbares zu erlangen trachtete, während die kluge Münchnerin bequem im Garten saß und an ihren Vorräthen, die unerschöpflich schienen, zehrte. Heiter und scherzend hielten indessen die kleinen Omnibuscolonien zusammen und die Energischeren halfen den Unbeholfenen und Schüchternen so aufopfernd, daß schließlich Alle befriedigt wurden.

Wir hatten nun die Hälfte des Weges von Seeshaupt bis zu unserem Ziele erreicht, doch war damit nicht der beschwerlichere Theil überwunden. Von Murnau an beginnt das eigentliche Gebirge. Die Loisach und später die Ammer kamen von den Bergen herab und begleiteten uns streckenweise mit wildem Rauschen oder sanftem Gemurmel; die größeren Berge kamen näher und näher und kündigten sich durch frische, würzige Lüftchen an, die ab und zu unsere heißen Stirnen kühlten. Endlich standen wir vor dem Ettaler Berge.

„Aussteigen!" erklang es die Wagenburg entlang, und Alt und Jung, dürr und dick mußten die Wagen verlassen, die, vollständig leer, zwei Paar Pferde kaum hinaufzuziehen vermochten.

Die dicke Münchenerin seufzte tief und der preußische Officier, welcher noch an den Folgen einer Fußwunde litt, weigerte sich auszusteigen, begann sogar darüber einen Streit mit dem sehr kurz angebundenen Kutscher, der unangenehm zu werden drohte — doch ohne Erfolg. Er mußte sich eben fügen trotz des preußischen Siegesbewußtseins.

Der Aufstieg auf der meist dem Felsen abgerungenen Straße, an deren einer Seite die Bergwand ragt, während man auf der andern in tiefer, waldiger Schlucht die Wasser niederbrausen hört, nahm fast eine Stunde in Anspruch und mochte so manchem der älteren und unbehilflicheren Reisenden eine schwere Aufgabe gewesen sein. Es war eine bunte Menge, welche die zum Glück schattige Straße hinanstieg. Damen in hochgeschürzten Kleidern, Herren, die sich ungenirt des lästigen Rockes entledigt hatten, Geistliche in schwarzen und weißen Kutten, Landleute, echte und costumirte Gebirgsjäger — Alles wogte durcheinander und athmete tief auf, als man die Hochebene erreicht hatte, wo rechts

die schöne Kirche und das ehemalige Benedictinerkloster, links das Wirthshaus der Reisenden Aufmerksamkeit auf sich zogen.

Wir wandten uns zuerst dem Kloster zu und traten in die kühlen Säulengänge der Kirche, deren hohe und mächtige Kuppel und herrliche Fresken Zeugniß gaben von dem Walten eines reichen und kunstsinnigen Ordens, dessen einstiges „Heim“ jedoch, wenn ich nicht irre, jetzt in ein großes Brauhaus umgewandelt ist.

In dem Bewußtsein, das Ziel bereits ganz nahe zu haben, labte man sich auf Bänken und Rasen sitzend in der heitersten Stimmung an Bier und Gebirgsluft und gratulirte sich, die Beschwerden der Reise alle hinter sich zu haben. Der magere Sachse aber meinte: „Hören Sie, meine Herrschaften, morgen werden wir auch noch viel Vergnügen auszustehen haben!“

In weiteren Dreiviertelstunden waren wir in Ammergau, dem kleinen, stillen Gebirgsdorfe, das wie ein langer Streifen in dem von der Ammer durchströmten Thale liegt, überragt von bewaldeten Bergen, deren einzelne Spitzen förmlich neugierig zwischen seine Häuser hinab zu blicken scheinen.

Neun Jahre lang bleibt das von einem stillen, aber industriösen Völklein bewohnte Oertchen wie verschollen und vergessen, im zehnten Jahre aber erwacht es plötzlich zu riesiger Thätigkeit und tritt aus seiner Verborgenheit hervor.*) Sein Name geht durch alle Zeitungen, ist in Jedermann's Munde und Tausende von Menschen pilgern dahin. Mag es zusehen, wie es die vielen Gäste beherbergt.

Wohl kann man sich vorstellen, daß am Samstag-Abende jeder Winkel in den Häusern, jedes Eckchen in den Gärten occupirt ist, trotzdem viele der Zugereisten Unterkunft in Unter-Ammergau und Ettal suchen müssen.

Dank sei es abermals unserer Münchner Karte, wir brauchten für unser Nachtlager nicht zu sorgen, sondern suchten blos nach Anweisung das bezeichnete Häuschen auf, wo wir von der Eigenthümerin, einer Witwe, sehr freundlich empfangen wurden. Ihre Tochter, die Darstellerin der Martha, that ihrem Namen alle Ehre, indem sie für unsere Bequemlichkeit sorgte, so gut es eben bei den einfachen Verhältnissen des Hauses anging.

Die noch übrigen Abendstunden verbrachten wir damit, den Ort anzusehen, der einzelne, sehr originell bemalte Häuser aufwies, kauften in der Niederlage des Herrn Lang, recte Pilatus, einige nette Schnitzereien und versuchten es endlich, in einem der beiden größeren Gasthäuser einen Abendimbiß zu erlangen, was uns nur nach großer Anstrengung gelang, denn Küche und Ausschank waren von einer hundertköpfigen Menge belagert und das Warten auf Bedienung war völlig aussichtslos.

Des Lärms und Tumults müde, suchten wir sobald als möglich das Häuschen unserer sorgsamen Martha wieder auf, wo wir alle Winkel belegt und besetzt fanden. Unten in der Stube auf der Ofenbank hatte sich ein junger geistlicher Herr hingestreckt und als wir auf einer Art Leiter in den oberen Stock hinaufgeklettert waren, fanden wir den Vorplatz vor unseren zellenartigen Stübchen bereits von Schläfern besetzt. Das Meine war so klein, daß nebst dem ganz einfachen aber sauberen Bette nur noch ein Stuhl und Tisch darin Platz fand.

Ein Spiegel war im ganzen Hause nicht vorhanden, er wurde, als ich darnach verlangte, auswärts aufgetrieben; gewiß ein Zeichen großer Bedürfnißlosigkeit unter einem Dache, wo zwei Frauen wohnten.

---

*) Diesmal hatte der deutsch-französische Krieg die Verlegung des Passionsspiels auf das Jahr 1871 zur Folge, da die Darsteller der Hauptrollen in's Feld ziehen mußten.

Durch die dünnen Bretterwände rechts und links wäre mir wohl Gelegenheit gegeben worden, manches Bruchstück eines Touristengesprächs zu erlauschen, doch machte Müdigkeit mich taub und gleichgiltig für Alles, außer für die etwas zu hoch schwellenden Polster meines Lagers. Auch ward es sehr bald ruhig; Hausleute und Fremde versanken in Schlaf, denn dieses Tages Last war groß gewesen und morgen mußten wir ja noch sehr viel Vergnügen ausstehen, wie der alte Sachse gesagt hatte.

* * *

Am andern Morgen hätten mich gewiß die Pöller geweckt, die, in den Bergen widerhallend, den Anbruch des festlichen Tages verkündeten, hätten das nicht schon früher meine Nachbarn besorgt. Schnell in die Kleider schlüpfend, stieg ich die leiterartigen Stufen in's Erdgeschoß hinab, wo uns unsere Hausfrau einen sehr dünnen Kaffee bereit hielt. Mußte doch heut die vorhandene Milch in Ammergau ungewöhnlich viel gewässert werden, damit das Wunder der Brode und Fische zu Stande gebracht werde.

Die sorgsame Martha war nicht zugegen, sondern bearbeitete wohl bereits Bart und Haarschmuck des Heilands, dessen Pflege ihr besonders anvertraut war, wie ihre Mutter uns ganz stolz erzählte. Der herrlichste, sonnigste Tag begrüßte uns, als wir in's Freie traten und überall wimmelte es von Fremden, denn nun waren auch noch Jene, die in den Nachbarorten die Nacht verbracht hatten, hinzugekommen. Seltsam costumirte Kinder, halb schon Bewohner von Jerusalem, halb noch Ammergauer, die ihren Eltern entlaufen zu sein schienen, bevor die Metamorphose complet war, kamen uns entgegen und zwängten sich neugierig zwischen den Fremden durch. Die Letzteren aber zogen jetzt in dichten Schaaren zum Theater, das am Ende des Dorfes gelegen war, um dessen sehr rusticalen Zuschauerraum in Besitz zu nehmen.

Die Bühne bestand aus einem weiten, langen Vordertheile und einem in drei Abtheilungen geschiedenen Hintergrunde, dessen Seiten durch zwei große Thorbogen Straßen von Jerusalem sehen ließen, während der Mitteltheil eine Bühne mit Coulissen und Vorhang zeigte, welche von den mit Balconen versehenen Häusern des römischen Landpflegers Pilatus und des Oberpriesters Annas flankirt ward. Auf dieser Bühne spielten sich all' die Scenen ab, die in geschlossenen Räumen vor sich gingen, auch diente sie zum Rahmen für die lebenden Bilder des alten Testamentes, die jedem Theile des Neuen vorangingen. Der breite Raum des Vordergrundes aber war der Schauplatz der großen Volksscenen und zugleich auch Stand des Chores, der die Zwischenpausen singend ausfüllte. Der Orchesterraum lag tiefer unten und hinter demselben breiteten sich die wohlfeileren Sitze aus, deren Eigenthümer ebenso wie die Personen auf der Bühne eventuell den Sonnenstrahlen wie dem Regen preisgegeben waren. Die sogenannten Logensitze stiegen ringsum amphitheatralisch empor und waren durch ein Dach geschützt.

Wir hatten die unseren auf den höchstgelegenen Bänken, deren primitive Formen durch rothe Tücher nur sehr unvollkommen verhüllt waren, und übersahen von dort nicht nur vortrefflich die bunte Menge zu unseren Füßen und die Bühne, sondern hatten auch noch drüber hinweg den Ausblick auf die grünen Berge, welche das Bild auf so wahrhaft malerische Weise schlossen, daß es mir stets unvergeßlich bleiben wird.

Die Vorstellung begann um 8 Uhr mit einer Art Ouverture, worauf von beiden Seiten der Chor erschien, im Vordergrunde sich in einem Halbkreise aufstellend. Die Sänger, 16 bis 18 an der Zahl, waren alle gleich geklei-

bet in blauen Untergewändern, weißen Chorhemdchen, großen Mänteln und einem Diadem von Gold. Nur an den kurzen oder langen Haaren unterschied man die Jünglinge und Mädchen, in deren Mitte der Chorführer, ein reiferer Mann, alle um einen Kopf überragte. Als der Gesang, soviel ich mich erinnere, eine Vorbereitung zu dem, was folgen sollte, beendet war, zogen sich die Sänger zurück und auf der Bühne in der Mitte zeigten sich die ersten Menschen, umringt von Pflanzen und Thieren des Paradieses, eine Gruppe, die trotz der damals noch nicht gebrauchten Feigenblätter durchaus weder etwas Frivoles noch Lächerliches hatte. Mir ist heut noch das Prachthaar Eva's gegenwärtig, das die ganze Gestalt wie ein Mantel umfloß.

Und nun begann die eigentliche Passionsgeschichte mit dem Einzug in Jerusalem. Aus dem Hintergrunde der einen Straße drängt die Menge, Kinder, Weiber und Männer Hosiannah singend und Palmenzweige schwenkend, vorwärts. Auf der Eselin reitend wird die traditionelle Gestalt des Heilands sichtbar; ihm folgend die Schaar der Jünger, eine Collection der interessantesten Charakterköpfe. Deutlich erkennt man die oft auf Bildern gesehenen Gestalten des Petrus, Johannes und Philippus. Nur Judas hat eine Physiognomie, deren Gutmüthigkeit unverwüstlich zu sein scheint und mit dem Charakter, den er darstellt, nicht recht in Einklang zu bringen ist. Jetzt kommt der Zug auf den Vordergrund zu, wo auf der Mittelbühne der Vorhof des Tempels mit den Verkäufern und Geldwechslern sich darstellt, lebhaft gemahnend an die Kirchenfeste von heut. Christus steigt ab, tritt unter die Feilschenden, spricht die bekannten Worte: „Mein Haus ist ein Bethaus" 2c. und stößt mit einer ruhigen aber energischen Bewegung einen der Tische um, daß das Geld klirrend zu Boden fällt. Dieser einzige Zug, der so vortheilhaft von den Darstellungen dieser Scene, wo der Heiland meist wie ein Wüthender mit einem Knüttel um sich schlägt, abweicht, nimmt jeden denkenden Zuschauer für sich ein und bringt das Publikum in die richtige Stimmung für das Folgende. Dieses einzeln zu schildern gebricht es mir an Raum und an Gedächtniß. Ich kann nur constatiren, daß es Scenen gab, wo wenig Augen trocken blieben, sowie Jesu Begegnung mit seiner Mutter auf dem Wege nach Golgatha, und solche, die man mit der größten Spannung verfolgte, sowie die Verhandlung im Synedrium, wo die lebhaften Reden und Gegenreden unter dem Vorsitze des ausgezeichneten Darstellers des Kaiphas die Zuhörer ganz der Gegenwart entrückten. Den Höhepunkt des ganzen Spieles jedoch bildete die Kreuzigung. Welch' ein Bild! Der plastisch vollendete Körper des Heilands auf dem Kreuze, die beiden Schächer weit überragend, unter demselben Maria und Johannes und der die Execution commandirende römische Hauptmann, eine wahre Prachtgestalt. Die unruhige, theils von Hast, theils von Mitleid erregte Menge von Kaiphas und den Pharisäern zur Wuth gegen ihner hitzt, der hilflos dort am Kreuze hängt und nur von Zeit zu Zeit die Lippen öffnet, um die bekannten denkwürdigen Worte zu sprechen, die trotz der Bemühungen der Aufwiegler ihre Wirkung auf das Volk nicht verfehlen. Im Vordergrunde die um die Kleider würfelnden Knechte — überall Bewegung, Lärm und doch, man könnte sagen, geordneter Wirrwarr, der plötzlich verstummt, als der Gekreuzigte sein Haupt neigt und spricht: „Es ist vollbracht!"

„Wie der Mann sich nur in der unbequemen Stellung so lang erhalten kann —" sagte ein Herr neben mir und ein Anderer fügte hinzu: „Hat es auch lange genug einüben müssen — der arme Mayer — am Anfange hielt er es nicht drei Minuten aus und nun hängt er bereits," die Uhr

ziehend, „zwanzig Minuten. „Ja, ja, Uebung macht den Meister!“

Noch heut kann ich es den Beiden nicht verzeihen, daß sie mit ihren profanen Worten meine erhobene, andachtsvolle Stimmung störten.

Die nächste Scene stellte die Kreuzabnahme vor. Nicodemus und Joseph von Arimathia fordern ihr Recht auf den Leichnam des Gekreuzigten und dieser wird mit der größten Zartheit vom Kreuze herabgenommen und in den Schooß der weinenden Mutter gelegt. Hier hätte das Spiel, so dächte ich, ein Ende nehmen sollen; — was noch folgte: Die Auferstehung, Erscheinungen Jesu und die Verklärung, erhöhten nicht mehr den Eindruck, sondern schwächten ihn vielmehr ab. Dennoch blieb er noch immer ein gewaltiger. Viele waren zu Thränen gerührt, Viele im Innersten bewegt; selbst die Skeptiker und Spötter verstummten, als nach der vollkommen würdigen Darstellung des heiligen Dramas die Menge das Theater verließ. Mir selbst blieb eine Erinnerung, die mich alle Mühsale der Reise, allen Mangel an Comfort vergessen machte und mich heut noch mit freudiger Genugthuung erfüllt.

In diesem Jahre ist nun abermals Ammergau lebendig geworden. Es haben die Schauspieler und Sänger bereits seit Monaten ihre Arbeit begonnen und wurden die Darsteller der Hauptrollen schon lange vorher durch das, das ganze Spiel leitende Comité gewählt. — Auch das Theater soll überbaut und verschönert worden sein und die Eisenbahn ist dem berühmten Dörfchen näher gerückt. Der Weg von Murnau aber muß doch noch zu Wagen zurückgelegt und der Ettaler Berg zu Fuße bestiegen werden und das ist gut, es kommen dadurch die herrlichen Gegenden des bairischen Gebirges zur Geltung und man wird durch die idyllische Fahrt für die Vorstellung der Leidensgeschichte Jesu viel besser und heilsamer vorbereitet, als wenn man sich vom Bahnhofe in Ammergau stracks in’s Theater begeben könnte, denn Eines ist unbestritten: Die gewöhnliche leichte Reisestimmung paßt nicht zu dem, was man in Ammergau zu sehen bekommt; ein Hauch von Poesie und Weihe muß das Gemüth durchzittern, dann erst bietet es reinen ungestörten Genuß.

Idyllisches.

Von Heinrich Noë.

Der tyrrhenische oder toskanische Archipel besteht aus einer Anzahl von Bergoberflächen, die, je in einer Entfernung von fünf bis sechs Meilen, aus dem Meere emporragen. La Capraja, Gorgona, Elba, Corsica, sind die Hochflächen und Spitzen solcher unterseeischer Gebirge. Wundervoll ist der Anblick derselben und es möchte in Europa wenig schönere Oertlichkeiten geben, als den Strand von Piandino mit dem nahen Elba, dessen Berge so blau aus dem Gewoge aufsteigen, als die Fluth selbst erscheint.

Die höchste der Bergspitzen Elba’s, der Monte Capanne, ist freilich nicht gar hoch, da sie nur etwa viertausend Fuß mißt, aber ihr schlanker Aufbau läßt sie sehr stattlich erscheinen. Dabei darf nicht vergessen werden, daß diese viertausend Fuß im Ernste genommen werden müssen, weil sie aus dem Meere selbst sich emporheben und nicht, wie etwa bei unseren Bergen, gleich ein Drittel für die Höhe des Piedestals oder Sockels abgezogen werden muß. An dieser schönen Granitsäule sammeln sich die Dünste des

Meeres, gleich wie auf anderen hervorragenden Klippen die weißen Seevögel rasten.

Vor einigen Jahren befand ich mich in der kleinen Hauptstadt der Insel, Porto Ferrajo. Oft schaute ich nach dem steilen Granitberge aus und immer mehr wuchs mir der Trieb, von seiner Höhe aus die Weite der Meere und die Züge des Apennins auf dem Festlande zu betrachten. Die Absicht wurde fortwährend durch den Plan vereitelt, nach Monte Cristo zu fahren, welches durch den famosen Roman, den ich vor Jahren in der Kirche und unter der Schulbank las, eine unvergeßliche Jugenderinnerung geworden ist. Ich wollte die Schatten des wundersamen Grafen verfolgen, gleich wie ich zu anderer Zeit nach Toboso gepilgert bin, um die Heimat einer Bauerndirne zu sehen, welche nie gelebt hat. Aber — den Göttern sei's geklagt — ich konnte nie nach Monte Cristo gelangen. Dampfschiffe landen dort nicht und die Benützung von Barken erschien aus zwei Gründen bedenklich.

Erstlich kosten solche eine Menge Geld, Einschiffung von Mundvorrath und Ausrüstung mit mancherlei Gegenständen und alsdann begann die Jahreszeit — es war schon Spätherbst — allgemach unsicher zu werden. Trat beispielsweise in der Zeit, in der wir mit der Barke Monte Cristo verlassen wollten, Tramontana ein, so konnten wir nicht nach Elba zurückkehren, waren — Aeolus weiß, auf wie lange — auf das unbewohnte Eiland verbannt und konnten zwischen den Trümmern seines Klosters dürsten und hungern.

Statt dieses Ausfluges wurde die Ersteigung des Monte Capanne beschlossen, zur höchsten Genugthuung der Honoratioren, von denen selbstverständlich noch nicht einem Einzigen ein derartiger Spaziergang jemals im Traume eingefallen war. Denn die Signori von Porto Ferrajo machen es wie alle Italiener. Wenn sie sich Bewegung machen wollen, so gehen sie auf den Platz, wo Alles zusammenkommt, vielleicht auch auf die Marina, einen breiten Weg zwischen alten Festungsmauern und dem Meer, wo man die Schiffe ankommen sieht und jeden Abend der Vaporino, ein winziger Dampfer, der die Verbindung mit Piombino vermittelt, landet. Dort sieht man an schönen Tagen die feine Welt, mitunter auch die Bagnosträflinge in ihren rothen Jacken, die unter Kettengeklirr von irgend einer Arbeit in ihre Kerker zurückgeführt werden und unter denen Mancher sich befindet, der sein vollwichtiges Dutzend Mordthaten in den Acten auf seine Rechnung vorgetragen findet. Die Honoratioren, die ihre schönen Lackstiefel stündlich auf dem Platze zeigten, fanden meinen Entschluß über die Maßen lobenswerth und der Apotheker, vor dessen Bude sie sich zu versammeln pflegten, und der einen Anflug von botanischen Kenntnissen über die Pflanzen seiner Insel besaß, belehrte mich über den einzuschlagenden Weg.

So verließ ich das Städtchen mit seinen hohen Häusern und seiner unebenen Piazza an einem Mittag. Das Nachtquartier sollte an der Marina di Marciana genommen, am nächsten Tage der Berg bestiegen und nach Porto Ferrajo zurückgekehrt werden.

Zunächst schritt ich dem Val San Martino zu, wo Napoleon Elba regierte, nachdem er die Welt beherrscht hatte. Jenen Weg durch die grünen Wälder, wo Eichen und Erbeerbaum, Terebinthen und Myrten stehen — jenen Weg des Ostertages, den ich in meinem „Italienischen Seebuch" beschrieben, ließ ich zur Linken. Ich will aus jener Beschreibung hier nur wiederholen, daß keine Gegend im ganzen Mittelmeerbecken, die ich gesehen habe, sich an Schönheit des Wachsthums mit diesem Eiland vergleichen läßt, wohin unter tausend Italia-Fahrern sich Einer verirrt.

Was an wohlthätigen Einrichtungen und nützlichen Anstalten auf der Insel vorkommt, ist auf die neunmonatliche Regierung des „corsischen Ungeheuers“ zurückzuführen. Der Imperator wurde vom Volke auf den Händen getragen. Es ist gewiß die schönste Zeit seines Lebens gewesen. Hier lebte der große Mann nur dem Wohlergehen und Glück Anderer.

Der Nachmittag war warm und ich rastete in der Nähe seines Landhauses an einem hellen Bach, im Schatten einer Korkeiche. Rings herum standen hohe Opuntien als Zäune und über ihre Stacheln hinweg sah ich die Früchte und Blüthen der Citronenbäume im Garten. Alsbald ermahnte mich die Einbildungskraft, an's ferne Morgenland zu denken.

In Buddhas heiligen Büchern steht geschrieben:

„Von Natur gleicht der Mensch einem Betrunkenen. Er ist von Leidenschaftlichkeit geblendet, zum Uebermaße geneigt und bedenkt weder die Unbeständigkeit, noch das Elend, noch die Nichtigkeit alles Seienden. Der erste Schritt zur Vollendung ist die Erkenntniß, daß nichts beständig, also auch weder begehrenswerth noch beklagenswerth sei.“

Hier ist eine Anmerkung zu dem Spruche des Weisen zu lesen. Sie besteht in zwei Worten: Elba, Waterloo.

Eine Leidenschaft, die aus diesem Paradiese auf das Schlachtfeld führt, ist den unheilvollsten Krankheiten beizuzählen. Es muß immer wiederholt werden: unsere Erzieher, unsere Schriftsteller müssen auf die „Idyllisirung“ der Menschheit bedacht sein. Man soll die zahllosen Freuden der Beschauung, die Herrlichkeiten der ewigen Natur, die Schmerzen der Leidenschaften, die Thorheiten der Genußsucht unablässig predigen.

Allenthalben muß die Freude am Kleinen, am Alltäglichen, an dem geweckt werden, was wir in unserer Stumpfheit schon für selbstverständlich halten. Statt der Nibelungen lese man die Georgica, statt —. Doch, solche Bemerkungen sind widerwärtig in einer Zeit, in der das Idyll als langweilig gilt und der Mensch, der nicht nach Habe und Macht trachtet, dem Gespött verfällt. —

Am Abend war ich in der kleinen Osteria und verspeiste einige gebratene Sardinen. Weißer Wein der Insel in irdenem Krug war der Trank. Herinnen glühten die Kohlen unter dem Rost und draußen lag über den zackigen Vorstaffeln des Capanne wie im Meere Vollmondschein. Ich setzte mich vor die Thür und überließ mich allerlei Träumereien über die abenteuerlichen Geschichten der Insel, von denen manche als Märchen in ihren Schluchten verborgen liegen, wie die tiefen Schatten im Geklipp dort neben dem grellen Mondlicht. Aus den Geschichten von Elba ließen sich phantastische Erzählungen schaffen. Zu allen Zeiten waren hier merkwürdige Zustände und Begebenheiten. Einmal waren die Elbaner Wilde, wie heut zu Tage die Bewohner des Feuerlandes oder Neu-Caledoniens, ja, sie besaßen, wie Herrn Foresi's Museum zu Porto Ferrajo beweist, noch weniger Hilfsmittel zur Erwerbung ihres Unterhaltes, als diese. Ihre Angelhaken bestanden aus Feuersteinen, welche durch die Arbeit von Generationen gekrümmt und ausgeschliffen wurden. Wie müssen späterhin, als die Hellenen dieses Eiland Aethalia, das „brennende“ hießen, seine Hochöfen in die Nacht des Meeres hinausgeleuchtet haben! Jetzt zeigte mir das schwanke Geflirre des Mondes die Liebenden, die sich an der Cala degli Inamorati zusammen in die Brandung stürzten, um der Trennung durch Seeräuber zu entgehen, und durch das leise Anschlagen der kleinen Schaumwellen am Strande vernahm ich die Seufzer der anmuthigen Jünglinge, welche von der „Torre del Monte Giove“ hinabgestürzt worden, nachdem sie die Gunst der Isabella

Appiani, der Herrin der Insel, genossen hatten.

An der Marina di Marciana geht Alles Früh schlafen. Es war nicht möglich, noch diesen Abend einen Führer zur hohen Granitkuppe zu erfragen. So war ich denn allein mit dem Knistern der Kohlen und dem schwachen Geräusche des Meeres.

Dieses Idyll wurde durch einen Menschen unterbrochen, der mir nicht gefiel. Es war ein ziemlich junger, städtischer Stutzer. Offenbar hatte ihn die Nachricht, es sei ein Fremder angekommen — eines der seltensten Geschöpfe an diesem einsamen Strande — zu dem verspäteten Besuche der Osteria verleitet.

Ich sehe nicht gern Leute, welche nicht zu ihrer Umgebung passen. Was hatte dieser Elegant mit seiner Sammtjacke, seiner glatten, carrirten Hose und seinen glänzenden Lackstiefelchen an diesem alten Strande der Etrusker in schweigsamer Mondnacht zu schaffen?

Mein Theilnahme steigerte sich gar nicht, als sich der Ankömmling zu mir setzte und mir geschwätzig erzählte, die Regierung habe ihm wegen seiner politischen Gefährlichkeit hier Zwangsaufenthalt angewiesen. Vermuthlich hielt er mich für unwissend in solchen Dingen. Es geschieht kaum, daß die Gerichte des Königs Umberto das domicilio coatto über einen Menschen verhängen, der sich anderer als gemeiner Verbrechen schuldig oder verdächtig gemacht hat. In der That erfuhr ich am nächsten Morgen bei einem Glase Nero in der Cafeteria des Platzes, daß so etwas wie Camorra hinter dieser unfreiwilligen Sommerfrische steckte. Er liebte es, von der Rolle zu erzählen, die ihm nicht nur in den Umtrieben des „Unerlösten Italien", sondern auch in denen der Socialisten zugefallen war.

Wenn er vermuthete, sich damit zu einem merkwürdigeren Manne zu machen, dem Frembling Theilnahme oder Bewunderung beizubringen, so irrte er sich. Denn dieser Frembling hält die Männer des „Unerlösten Italien" für unverschämte Narren, die sich einbilden, daß ihre Italia noch einmal so die Treppe hinauf geworfen werden kann, wie es ihr schon dreimal begegnet ist. Und was die Anderen anbelangt, so kümmert er sich nicht darum; es ist ihm die deutsche Entsagung nicht verliehen, Alles für bedeutend und tiefsinnig zu halten, was ihm unverständlich bleibt. Er hat eine Unzahl von Veröffentlichungen gelesen, in welchen die Wortführer zu erklären vorgaben, was sie wollen, und zwar von den rothen Pronunciamentos der Volksredner an, bis zur professorlichglatten Quintessenz des Herrn Schäffle. Er hat nichts begriffen — er versteht es nicht, also will er nichts davon wissen. Bescheidene Menschen werden sich wohl durch die Welt schlagen und Reichthümer verlangt nur Derjenige, der nicht weiß, was mit ihnen von Solchen getrieben wird, in deren Händen sie sich befinden.

Also — dieser Jüngling störte mir das Idyll und stand als Flecken im klaren Mondlicht. Darum lag ich bald auf dem raschelnden Maisstroh. Die Augen, gesättigt von Mondenschein und Sternenglanz, schlossen sich.

Die nahe Felseninsel Capraja und die ferne Gorgona hatten im Frühschein das Ansehen von Amethysten angenommen, als ich erwachte.

Sofort begab ich mich auf die Piazza, wo sich schon eine Anzahl von Müßigen herumtrieb. Die Bewohner von Marciana sind zumeist Seeleute und wegen ihrer Kühnheit bekannt. Nachdem ich in der Cafeteria den Nero genossen, setzte ich den Männern von Marciana, die mich neugierig umringten, meinen Plan auseinander.

Zuerst Schweigen — alsdann brachen Einige in Gelächter, Andere in Vermuthungen aus. „Wer Euch gesagt hat, daß man in einem Tage auf die Spitze des Capanne und zurück

nach Porto Ferrajo gelangen könne, ist ein Betrüger!“ rief der Eine.

„Ein Wahnsinniger!“ der Andere.

„Dergleichen hat man niemals gehört!“ hieß es im Chor.

Dieser Auftritt überraschte mich nicht. Die Leute der Insel sind schlechte Fußgänger, am schlechtesten die von der Marina. Zudem erscheinen ihnen Berge in einem ganz anderen Lichte. Wer einem solchen Menschen sagt, er soll klettern, der thut diesem das Gleiche an, wie einem Jäger im Wald, der in's Meer steuern soll. Außerdem sind es ja Italiener — und deshalb in Allem zur Uebertreibung geneigt.

Während dieses Getümmels schweifte mein Blick auf der Piazza umher. Es fiel mir ein Mann in Seemannstracht auf, in blauer Jacke und Beinkleidern, breitem, rothen, wollenen Gürtel und phrygischer Mütze, der, an die Mauer gelehnt, seine Thonpfeife rauchte und mich ruhig und unverwandt betrachtete.

Plötzlich machte sich dieser von der Mauer, von der er ein Stück zu sein schien, los und ging geraden Weges auf die Ellipse von schreienden Kerlen zu, in deren Brennpunkt ich mich befand.

„Schweigt, Ihr Hundesöhne!“ sagte er laut, aber ohne Aufregung.

Die Versammlung betrachtete ihn eine Weile überrascht. Alles verstummte. Mit einem Male aber brachen Alle in ein Gelächter aus.

„Und warum sollen wir schweigen?“ frug Einer.

„Weil Ihr dem Fremden Lügen vorsagt,“ antwortete der Mann ruhig.

„So? Wer ist Derjenige, der in einem Tage den Weg zurücklegt?“

„Ich,“ sagte der Seemann.

Alsbald wurde abermals gelacht und geschrieen. Der Mann aber wandte sich an mich und fuhr, ohne daß ein Wort mit stärkerer Betonung gesprochen wurde, als das Andere, fort:

„Kommen Sie mit mir, Herr! Wir werden den Gang machen.“

Ich zögerte keinen Augenblick, der Aufforderung Folge zu leisten. Ich glaubte dem Manne auf das erste Wort. Wir verließen die Piazza, von Lachen und höhnischen Addios! begleitet.

„Ich muß nur bitten, an meinem Hause vorerst mit mir vorüber zu kommen. Wir wollen dort ein kleines Frühstück einnehmen,“ sagte der Führer, nachdem wir in einer Seitengasse angelangt waren.

Wir stiegen ziemlich steil durch Hohlwege hinan, über deren Zäune Granat- und Oleanderbäume ihre Aeste streckten. Weiter hinauf zu gelangten wir alsdann zu stattlichen Eichen und Kastanien, deren Blattwerk schon stark herbstlich gefärbt war.

Mittlerweile hatte ich Muße genug, meinen voranschreitenden Führer zu mustern. Man findet selten unter italienischen Matrosen Männer von gleichem Wuchse. Es war ein Riese. Wo diese Fäuste hinschlugen, konnte kein Gras mehr wachsen. Vielleicht hatte das vornehmlich dazu beigetragen, daß von der Gesellschaft der Piazza seine Beschimpfungen ohne entsprechende Gegenrede hingenommen worden war.

Wie das bei so grobknochigen, muskelstarken, selbstbewußten Menschen meist der Fall ist, war mein Begleiter schweigsam. Ich konnte nur einige unwesentliche Bemerkungen aus ihm herausbekommen.

Nachdem wir lange Zeit auf steinigem Wege empor gestiegen waren, hielten wir vor einem unansehnlichen, sehr reinlichen Häuschen. Ein Feigenbaum, dessen Blätter schon stark zusammenzuschrumpfen begonnen hatten, beschattete die niedrige Thür.

„Eh, Tonina!“ rief er.

Sofort erschien ein jugendliches Weib, welches ich nicht anders schildern kann, als indem ich es mit dem Ideal einer Hebe vergleiche — indessen nur dann, wenn man sich die Gestalt noch viel zarter, kindlicher, rosiger vorstellt, als sie uns von den Griechen dargestellt wird.

„Das ist meine Frau!“ sagte der Führer.

Das war nun in der That ein Paar, wie es ungleicher kaum hätte zusammengestellt werden können. Es glich wirklich der jungen Rebe, die mit ihren saftgrünen, frisch entfalteten Maiblättern sich um den knorrigen Stamm einer Eiche rankt.

Ich wurde auf das Herzlichste begrüßt. Die Frau, welche, wie ich später erfuhr, niemals die Insel verlassen und ebenso wenig jemals einen Fremden gesehen hatte, besaß so viel Schicklichkeitsgefühl, um ihre Verwunderung zu unterdrücken. Sie lächelte den Gast ihres Mannes mit ihren weißen Zähnen an, als ob er seit ihrem Gedenken da ein- und ausginge.

Ihrem Gatten gegenüber betrug sie sich wie ein wohlerzogenes Kind gegen seinen Vater. Sie hing an seinen Augen und wartete auf seine Winke.

„Gehe hinaus und bereite uns einige Eier!“ sagte er kurz.

Als wir allein waren, trat der Mann dicht vor mich hin und begann mit einer Verlegenheit, über die ich mich wunderte, eine Phrase, deren Sinn der war, daß er mich fragte, ob ich ihm zu reden gestatte.

Auf ein bejahendes Nicken sagte er kurz:

„Nehmen Sie mich mit nach England, Herr!“

„Ich bin kein Engländer.“

„O, mich täuschen Sie nicht, Herr! Ich war in allen fünf Welttheilen und es ist Keiner auf der Insel, der das gesehen hat, was mir vor Augen gekommen ist. Mögen Sie sich verstellen, so viel Sie wollen — ich weiß es doch gewiß, Sie sind ein nobler Engländer und könnten mit Wenigem mein Glück machen, wenn Sie nur wollten!“

„Bei was soll ich denn schwören, daß ich kein Engländer bin?“ sagte ich lächelnd. Denn die Idee war mir zugleich neu und komisch. Ein Schriftsteller, der bei so mancher europäischen Staatsaction Berichterstatter für große Zeitungen war, ist für das und jenes gehalten worden: für einen Carlisten, für einen Schlachtenmaler, für einen verkappten französischen oder italienischen Generalstäbler, für einen wälschen Bauunternehmer, für alles Mögliche, aber niemals für einen milordo inglese.

Ich zuckte die Achseln, als der Mann eine abermalige Beschwörungsformel beendigt hatte.

So ging es eine Weile mit Bitten und Gegenbetheuerungen fort. Mittlerweile brachte Tonina ihre Frittura herein.

„Essen Sie nur einstweilen,“ sagte der Athlet, „ich habe für zwei Stöcke zu sorgen.“

Er verließ das Zimmer. Kaum waren seine Schritte verhallt, als die Frau unter Thränen vor mir auf die Knie sank und mit beiden Händen meine Rechte ergriff.

Das war ein sonderbares Haus.

„Um Gottes und Christi Willen,“ sagte die Frau stöhnend, „nehmt meinen Giannino nicht mit nach England! Ich will meiner Lebtage lang für Euch beten — macht eine arme Frau nicht unglücklich!“

„Ich schwöre Euch, liebe Frau,“ sagte ich in vollkommener Gemüthsruhe, „daß ich niemals Eueren Giannino mit fortführen werde nach England. Nur zum Monte Capanne. Dann gehört er wieder Euch!“

„Ich habe Alles gehört,“ fuhr sie schluchzend fort. „Ich habe sofort nichts Gutes geahnt, wie er den fremden Herrn in's Haus brachte. Gott gab mir ein zu horchen — Christus, was hätte das für ein Unheil werden können!“

Ich wiederholte meine Zusicherung. Vielleicht habe ich in meinem ganzen Leben keine gegeben, die aufrichtiger gemeint war. Einen Diener mit fortnehmen in die weite Welt — das konnte nur eine Insulanerin erdenken, die von deutschem Buchhandel, deutschen Verlegern und ähnlichen Dingen niemals etwas gehört hatte.

Meine Gedanken sagten: „O, Weib, weißt Du nicht, daß das Geschlecht der Mäcenaten ausgestorben ist und Diejenigen, die in Germaniens Fluren denken und sagen, zumeist froh wären, wenn sie eine Hütte besäßen, wie Du, schöne Tonina, am Eichwald des Monte Capanne!“

„Steht auf, gute Frau, Euer Giannino kommt jeden Augenblick,“ fuhr ich laut fort.

Ich beschäftigte mich nun emsig mit der Frittura. Bald darauf betheiligte sich auch Giannino mit gleichem Eifer daran.

Tonina wollte mir als Imbiß einen Haufen gerösteter Kastanien mitgeben. Um sie nicht zu kränken, steckte ich mir eine Tasche voll. Wir rüsteten uns zum Aufbruch.

Schon war ich im Begriffe, mich von der anmuthigen Gattin des Giannino zu verabschieden, als diese plötzlich erklärte, sie wolle uns auf die Spitze des Berges begleiten. Ich wehrte ab. Der Seemann aber sagte: „Lassen wir das Kind nur mitgehen. Es wird schon zurückbleiben, wenn wir auf den rauhen Felsen kommen!“

Die Frau, die vor wenigen Augenblicken Verzweiflungsthränen geweint hatte, jubelte jetzt. Es war wirklich ein Kind.

Als wir fortgingen, sagte sie einem Knaben, der vor der benachbarten Hütte stand, einige Worte. Ich nahm wahr, daß dieser, der bloßfüßig war, in's Häuschen hineinging, sofort in Schuhen zurückkam, und sich eiligst in entgegengesetzter Richtung entfernte.

Ich versage es mir, die Herrlichkeiten des hohen Bergpfades zu schildern. Es war ein Festtag dieses Lebens. Immer weiter spannte sich der sonnige Gesichtskreis. Wir sahen die Berge der Inseln Corsica und Sardinien, als ob sie ein einziges, mit dem Apennin parallel laufendes Gebirge, mitten im Meere einen „Gegen-Apennin“ bildeten. Im blauen Gewoge glänzte Planasia, heute Pianosa, wo einst Agrippa, der Enkel des Augustus, schmachtete — Igilium (Giglio) mit altem, cäsarischem Bauwerk; schöner aber als alles dieses das schwankenlose Meer mit weißen Vögeln und Segeln und der mächtige Apennin, der das Land Italia scheidet, und die Abruzzenhäupter bis weit gegen Campanien hinab weiß von Schnee, wie die Alpen der Heimat. Es wurde wenig gesprochen.

Am meisten hafteten meine Blicke rückwärts gewendet am Strande der Etruskerstadt Pupluna (Populonia), wo über den „Feengrotten“ der Mastixwald grünt.

Alle Bemühungen, alles Lächeln vermochten nicht, die Erschöpfung Tonina's zu verbergen. So oft wir sie zur Rast aufforderten, wies sie es mit schalkhafter Geberde zurück. Das zarte Geschöpf litt, aber es war in keiner Weise zum Zurückbleiben zu bewegen. Giannino wollte sie tragen — es wäre ihm ein Kinderspiel gewesen. Sie lachte laut auf bei der Zumuthung. Der Himmel weiß, wie viele Ueberwindung ihr dies Lachen gekostet haben mag. Im Uebrigen würde ich mich einer Fortsetzung dieser Quälerei widersetzt haben, wenn wir nicht in der That dem Gipfel schon sehr nahe gewesen wären und ich ihr gerne den Triumph gönnte, ihn unter allen Frauen der Insel ohne Zweifel als die erste und einzige betreten zu haben.

Aber kurz vor dem äußersten Zacken verließ sie der Muth. Es galt ein paar Schritte quer über eine glatte und steil geneigte Granitplatte hin zu thun. Im Nu war sie von ihrem Manne ergriffen und über die bedenkliche Stelle hinübergehoben.

Ihr Entzücken, als ich ihr die Berge von La Spezzia sowie die Höhen zeigte, welche auf die ewige Stadt hinabschauen, war unbeschreiblich und der Genuß des Erstaunens dieses Naturkindes allein eine Reise werth. Nicht minder groß aber war meine Verwunderung, als ich erst jetzt den

eigentlichen Grund ihrer Wanderung erfuhr. Sie hatte nämlich, als sie mich nur wenige Kastanien einstecken sah, geglaubt, ich thue dies aus Scheu, etwas zu tragen. Solches gilt in Italien bei den Signori überhaupt als unanständig, um wie viel mehr von einem Milordo Inglese. Jetzt brachte sie einen kleinen Sack voll von diesen Früchten zum Vorschein, den sie auf eine mir jetzt noch unbegreifliche Art bis dahin versteckt getragen hatte und dessen Inhalt sie mir nun mit freundlichem Lächeln anbot.

„Ihr hättet nichts zu essen gehabt, wenn ich nicht mitgegangen wäre," sagte sie.

Giannino warf mir einen Blick zu, in welchem ich den Ausdruck des Stolzes auf die Frau zu finden glaubte. War es so, so hätte ich ihm von Herzen Recht gegeben.

Niemals wird von mir eine solche Menge der mehligen Frucht verzehrt werden, als ich es dort oben that, auf der steilen Granitwarte, in deren Gesichtskreis Hesperien dahin gestreckt liegt, wie eine Karte. Wenn der Wind die Schalen nicht aus der Mulde in's Meer getragen, so müssen sich heute noch Spuren dieser Mahlzeit auf dem Gipfel finden.

Indessen war die Reihe anmuthender Handlungen noch nicht abgeschlossen. Beim Abstieg hielt ich Giannino eine kleine Predigt mit Zugrundelegung Textes: „Bleibe im Lande und nähre Dich reblich!" Als es aber zur Trennung kam, wurde mir von Tonina ein feierliches Versprechen abgenommen.

Sie sagte, sie habe beim Weggehen von zu Hause einen Knaben in ein Haus geschickt, das zwischen Pila und der Villa Napoleon's liegt und worin ihre beiden Schwestern lebten. Dieses Haus sollte ich auf dem Rückwege nach Porto Ferrajo berühren.

Wenn sie später von dem merkwürdigen Besuche erzählen würde, durch welchen ihr armes Haus heute beehrt worden sei, meinte sie, so würden es ihr die Schwestern nie verzeihen, daß sie solchen Signore nicht zu sehen bekommen hätten. Ich müsse deshalb unter allen Umständen dort unten vorsprechen. Ueberdies, fügte sie schelmisch hinzu, seien ihre beiden Schwestern viel hübscher, als sie selbst. Wie viel von dieser Nöthigung auf die Freude kam, daß ich ihren Giannino nicht nach England mitnehmen wollte, vermag ich nicht zu sagen, genug, ich gab auch dieses Gelöbniß und hielt Wort.

Als ich am Abend mich dem bezeichneten Hause näherte, gewahrte ich, daß man mich erwartete. Vater, Mutter und Schwestern standen vor dem Hause und schauten nach der Straße. Als ich fragte, wurde ich mit Freuden bewillkommt.

Süßeren, feurigeren Weißwein habe ich nie getrunken und nirgends süßere Spätfeigen gegessen. Aber auch Tonina hatte Wort gehalten. Ihre Schwestern waren Gestalten, wie man sie in den Gemälden der umbrischen Meister findet und ihre Augen und Reden werde ich nie vergessen. In später Nacht kehrte ich nach Porto Ferrajo zurück. Ja — von den Socialisten will ich nichts wissen. Aber in Einem haben sie doch Recht: in der Verdammung jenes Wahnes, welcher sich da vorstellt, die Menschen und Völker seien dazu da, um sich durch Schlagworte auf einander hetzen und sich gegen einander bewaffnen zu lassen. Vielmehr wollen wir glauben, sie seien geschaffen, daß sie begreifen, sie seien unter dem weiten Himmel eine einzige Familie, in der sich die Mitglieder wechselseitig verstehen und lieben lernen sollen.

Lose Gedanken.

Von Luise Lecher.

Es geht ein Zug durch uns're Zeit,
Der vom Ideal die Welt befreit.
Wir werfen Anker im Concreten,
Und lassen stolz das Schwärmen, Beten
Und sonst'gen Firlefanz beiseit.
Die Wirklichkeit gilt allerwärts
Als Inbegriff von allem Guten: —
Nur leider will der Menschheit Herz
An solchem Götzendienst verbluten.

Wozu Instinct bewegt,
Das nennt man Neigung;
Wo's der Verstand erwägt
Wird's Ueberzeugung.

Wer zu genau nach jedem Worte klaubt,
Kömmt in Verdacht, daß ihm Gedanken fehlen.

Nicht der Tugenden Gleichheit begründet den Frieden der Ehe,
Sondern die Gleichheit der Fehler wird hier zum fesselnden Band.

Eh' hieß man's Gott,
Heut nennt man's All. —
Für Viele war's,
Für Viele bleibt's
Ein leerer Schall.

Rachsucht und Dankbarkeit
Entspringt der Phantasie;
Wer zu der Erstern rasch bereit
Vergißt der Andern nie.

Was man nicht erklären kann
Sieht man als metaphysisch an.

Wer Hand und Geist durch nied're Arbeit glaubt entweiht,
Bleibt unvermögend auch zu hoher allezeit.

Als echt' Gebild ursprünglichster Natur
Entstand das Weib, ganz Sinn und ganz Gemüth.
Zum künstlichsten Product gekünstelter Cultur
Ist heut' der Schöpfung Meisterwerk verblüht.

Wenn wir die Liebe auch begreifen möchten,
Wär' mit dem Räthsel auch ihr Reiz beim Teufel;
Genug, daß wir den fühlen sonder Zweifel
Und fühlend sanft erliegen ew'gen Rechten.

Was Euch von Eltern anerzogen,
Was Ihr den Büchern ausgesogen,
Was Euch von Außen angeflogen,
Was Eitelkeit Euch vorgelogen,
Das nennt Ihr protzig Euren Geist? —
Als solcher doch sich nur erweist,
Was Ihr im Innern still erwogen.

Einst folgte begeistert der Dichter
Allsiegender Schönheit Gebot;
Heut folgt er dem Arzt und dem Richter,
Secirend der Häßlichkeit Noth.

Wo Achtung sich mit Liebe paart
Wird sicher auch die Treu gewahrt.

Dem Nutzen fröhnen
Als Zweck und Ziel;
Absprechend höhnen
Jedwedes Spiel
Von Kunst und Phantasie,
Macht fett, doch glücklich nie.

Dein Wissen nehm' ich nicht, ich nehme nicht Dein Können
Zum Prüfstein Deines Werth's, wenn Du mich fragst;
Ich seh' nur, ob Du Andersdenkenden vermagst
Ihr Streben, ihr Idol, ja selbst ihr Glück zu gönnen.

Magst Du den Einzelnen verachten —
Doch sollst Du stets im Ganzen trachten,
Der Gattung Menschheit zu vertrauen,
Auf ihren Fortschritt fest zu bauen.

Wer Lust vor Liebe kannte, ist verloren,
Und besser ihm, er wäre nie geboren.

Die Vorurtheile der Menschen zu achten ist blöde;
Doch wie vor Ochsen biegt man vor ihnen beiseit.

Gottbegnadet ist die Schönheit,
Gottgefällig ist die Güte,
Gottverlassen ist der Geist!

Des Menschen That ist frei
Nach seines Geistes Willen,
Er wird d'rum, was es sei,
Mit festem Muth erfüllen.
Doch Wollen kann er ewig nur
Nach seiner innersten Natur.

Nie siegte Toleranz als heil'ges Menschenrecht,
Aus Noth nur übt sie heut' ein praktisches Geschlecht.

Kloster-Typen.

Von Oscar Teuber.

III.

Ein Sonderling im Convente.

Jedes Kloster hat seine Sonderlinge; denn keine Berufssphäre ist fruchtbarer an Originalen, als der Mönchsstand, der es dem Individuum ermöglicht, sich unbeirrt von äußeren Einflüssen seinen Schrullen hinzugeben. Der merkwürdigste Sonderling unserer Abtei war der greise Pater Stephanus; nicht in den weiten, luftigen Gängen des Clausurgebäudes, wo sich Zelle an Zelle reiht, hatte er sich einquartiert; seine Zelle lag „unterirdisch" im tiefsten und düstersten Kreuzgange, hart neben der Todtenkapelle, an deren unheimlichem Fenster ich ebenso eilig vorbeihuschte, wie an dem colossalen Crucifix, das die Stirnseite des Ganges bedeckte. Dort hauste er, unberührt von dem Wechsel der Zeiten, still für sich, und nur wenn die Glocke zur Hora rief oder die Stunde seiner gewohnten Morgenmesse nahte, dann öffnete sich mit gewaltigem Geräusch die Thür der einsamen Zelle — denn seine Officien versäumte Pater Stephan, obschon er von den Neunzigen nicht mehr weit hatte, niemals. Er war einfacher Conventuale; im Mannesalter erst war er in den Orden getreten, und so trotz seiner hohen Jahre eigentlich noch keiner der Rangsälteren im Convente. Ein wichtigeres Amt hätte man ihm, dem Einsiedler und Sonderling, für den jeder Ordensbruder ein mitleidiges Lächeln hatte, wahrscheinlich auch gar nicht anvertraut. Einige Jahre hatte er sich als Katechet mit den ungeberdigen Rangen der Normalschule geplagt, dann hatte er sich in seine Klostereinsamkeit zurückgezogen und die Pforten des Klosters nie wieder überschritten. In der Stadt kannte man den Pater nur von der täglichen Messe her, die er an einem der entlegensten Altäre der Klosterkirche allmorgentlich um sechs Uhr celebrirte; sie erfreute sich unter der frommen Welt großer Beliebtheit, weil sie recht lange dauerte. Im Uebrigen erzählte man sich von dem Einsiedler die wunderlichsten Dinge. Nur wenige Sterbliche waren auserkoren, von dem Pater eines freundlichen Blickes gewürdigt zu werden, und da ich Einer dieser Wenigen war, ja sogar in seiner vollen Gunst stand, setzte man mir gar oft hart zu, doch ja Etwas von den Mysterien der entlegenen Klosterzelle zu erzählen. Wunderlich genug sah's darin aus. Am liebsten hätte Pater Stephanus in einer einsamen Waldhöhle gehaust. Da sich nun aber die Söhne des hl. Benedict heutzutage an civilisirtere Wohnstätten halten und auch dem modernen Comfort eines Wohnzimmers nicht abgeneigt sind, mußte er sich im Allgemeinen fügen. Dafür rächte er sich durch die äußere Ausstattung des

Gemaches. Die Wände waren rothbraun ausgemalt, so daß sie aus rohen Ziegeln erbaut schienen. Dort, wo wir anderen Sterblichen einen Spiegel oder ein Prachtbild haben, hatte sich Pater Stephanus ein Gitterfenster, getreu nach der Natur malen lassen, und das einzig vorhandene wirkliche Fenster war mit dicken Eisenstäben vergittert und verfinstert. Den Fußboden bedeckte Jahrzehnte alter Staub, denn der Besen gehörte zu den bestgehaßten Wirthschaftsgeräthen des Sonderlings. Pflichtgemäß zeigte sich jeden Morgen der Conventsdiener mit seinem Reinigungswerkzeuge vor der Thür, um sich mit Windeseile aus dem Staube zu machen, wenn auf sein bescheidenes Klopfen das gewohnte, sehr deutliche: „Hinaus, Cujon!“ erfolgte. Wagte es dennoch einmal ein noch uneingeweihter dienstbarer Geist, während der Horastunde in die Zelle zu dringen und frevelnd wenigstens an der obersten Staubschichte zu rühren, dann schreckte unser Pater selbst vor Thätlichkeiten nicht zurück. Als einst — so erzählte man sich im Kloster — ein der Verhältnisse unkundiger Zimmermaler im Auftrage des Abtes mit Pinsel und Palette die Schwelle der Zelle überschritt, um an dem stark herabgekommenen Mauerschmuck die nothwendigsten Restaurirungen vorzunehmen, erfolgte eine kleine Katastrophe. Pinsel, Palette und zuletzt der unglückliche „Künstler“ selbst flogen zur Thüre hinaus. Seit jener Zeit war der Pater vor weiteren künstlerischen Invasionen sicher. Auf die Integrität des altehrwürdigen Staubes seiner Zelle hielt Pater Stephanus so viel, daß er jeden Besucher dringend ermahnte, nur ja nicht von dem schmalen staubfreien Pfade abzuweichen, der sich wie eine Milchstraße mitten durch den staubbedeckten Fußboden schlängelte. Wer von dem Pfade abwich und seine Fußstapfen in den Staub drückte, konnte des Unwillens unseres Paters gewiß sein; nicht minder Derjenige, der es wagte, seinen Hut auf einen der ebenfalls fußhoch mit Staub bedeckten Tische zu legen.

Ein Privilegium zur Ueberschreitung der Staubgrenze erhielt nur einmal im Verlaufe der Jahre ein allerliebstes Meerschweinchen, das der Einsiedler — ich glaube, aus sanitären Rücksichten — in seine Nähe gezogen hatte und sorgfältig behütete. Die kleine Bestie lief Einem beharrlich um die Füße herum — ein Tritt aber hätte unseren Pater zur grimmsten Wuth gebracht. Das Ameublement der interessanten Zelle des Pater Stephanus hätte den Freund von Curiositäten enthusiasmiren können. Eine wahrhaft geniale und imposante Unordnung fesselte den Blick. Das Zimmer war mit „Urvater-Hausrath“ vollgepfropft in des Wortes vollster Bedeutung. Gewissermaßen das Centrum des Chaos bildete ein roher, langgestreckter Tisch, auf welchem durchlöcherte Globen, zerbrochene Flaschen und Gläser, uralte Folianten, Kochgeräthe und Tischlerhandwerkzeuge im Urstaube der Zelle begraben lagen. Mit dem Tischler-Geräthe hantirte der greise Benedictiner selbst; er hatte sich damit beinahe sämmtliche Tische, Stühle, Schränke und Kästen seines „Ameublements“ zusammengedrechselt. Im Bettgestell sah man einen ältlichen Strohsack, der dem Pater Matratze und Federbett entbehrlich machte. In der Nähe stand, unkenntlich durch die darauf lagernden Staubschichten, ein altes Spinett, auf dem Pater Stephanus gerne musicirte. War er durch Schwäche und Krankheit am Besuche des Oratoriums und der Kirche behindert, so sang er die Horas zu Hause und begleitete sich auf dem altersgrauen Spinett dazu. Der Pater war sehr musikalisch, aber taub, so daß es mit der Harmonie ziemlich schlecht bestellt war; im Chor sang der gute Pater Stephanus oft noch eine gute Weile fort, wenn Alles schon aufgehört oder einen neuen Vers begonnen hatte, was auf

der äußersten Linken der jungen Cleriker immer eine gewisse, unter dem Dunkel der Capuze verborgene Heiterkeit zur Folge hatte.

Auf dem schlichten Holztische der Zelle sah man die originelle Schnupftabakdose des Mönches — ein Miniatursarg mit weißem Kreuze, der zu dem selbstgeschnitzten Todtengerippe trefflich paßte, das von einem Wandschrank herabgrinste. Die Tabakdose und ein Fläschchen Kaiserwasser waren die einzigen Dinge, welche der greise Pater seinem Körper gönnte. Die wohlbesetzte Tafel des Kloster-Refectoriums hatte an Pater Stephanus keinen dankbaren Kostgänger; in's Refectorium ging er überhaupt nicht, theils weil ihm der Weg zu weit, theils weil das „junge Volk" mit seinem weltlichen Geplauder und Gezänke nicht nach seinem Geschmacke war. Die Speisen wurden ihm deshalb zugesandt. Oft rührte er sie wochenlang nicht an; vergessen und allmälig mit einer Schimmeldecke überzogen, standen sie in einem Fache seines Schrankes und nicht selten passirte es einem seiner Günstlinge, daß der Pater, um ihm einen Beweis seines Wohlwollens zu geben, eine der verschimmelten Delicatessen hervorholte und auftischte — wehe dem, der es versucht hätte, die altehrwürdigen Gerichte zurückzuweisen. Ich erinnere mich noch mit Wehmuth einer mindestens acht Tage alten, duftenden Brattaube, die ich schüchtern von mir abzuwälzen wagte. Es dauerte lange, ehe mir der gute Pater diese Verachtung seines Präsentes verzieh. Die meisten dieser Schätze wurden, wenn sie genug geruht hatten, den Ministrantenbuben zu Theil, die es mit dem Alter der aus der Klosterküche stammenden Herrlichkeit minder genau nahmen. So wenig der Pater für seines eigenen Leibes Wohlfahrt sorgte, so besorgt war er um das leibliche Heil seiner zwei Canarienvögel und zweier Kaninchen, die er später dem geliebten Meerschweinchen zugesellt hatte. Den Thieren zu Liebe suchte er auch an besonders schönen Sommertagen die freie Luft auf. Da ihm der Klostergarten zu ferne lag und ein Spaziergang dort die Begegnung mit unliebsamen Angehörigen der Menschenspecies unvermeidlich gemacht hätte, kam ihm ein kleines Convents-Krautgärtchen sehr zu Statten, das von seiner Zelle aus mit wenigen Schritten zu erreichen und sonst von keinem Menschen behelligt war. Die Stunden, die er dort mit seinen Kaninchen zubrachte, waren die einzigen, in denen er den blauen Himmel zu Gesicht bekam. Pater Stephanus hatte die Vorliebe für die freie Luft an sonnigen Tagen vor einem Prämonstratenser-Mönche voraus, der bis heute nur an regnerischen Tagen das Kloster verläßt. „An schönen Tagen", meint er, „habe ich's auch im Zimmer schön, an häßlichen ist's besser im Freien."

Bei diesem Einsiedlerleben war unser Pater natürlich außer allen Contact mit den Tagesereignissen gekommen. Früher hatte er noch hie und da einen Blick in die politischen Tagesblätter geworfen; als aber die nationalen und politischen Polemiken den größten Raum der Journale occupirten und das politische Gezänke aus den Journalspalten bis in die Mönchszellen drang, so daß die schöne Aufschrift „pax dei" thatsächlich verblaßte, bekam Pater Stephanus einen Abscheu vor den Zeitungen und blieb seitdem mit seinen Begriffen von den Vorgängen in der Welt um Jahre zurück. Dieser Stillstand erstreckte sich aber nicht auf die wissenschaftliche Lectüre und Forschung, die der greise Benedictiner als hoher Achtziger noch mit dem Feuereifer der Jugend trieb — und in denen er seinen ihn belächelnden Mitbrüdern um viele Spannen voraus war. Er hatte nie in seinem Leben eine Eisenbahn und einen Telegraphen gesehen; aber alle Erfindungen und Verbesserungen auf diesen Gebieten

verfolgte er aus den neuesten Fachwerken. Oft mußte ich ihm Stunden lang von dem Getriebe auf den Bahnhöfen der Residenzen u. dgl. Herrlichkeiten erzählen. In seinen letzten Lebenstagen — ich war schon ferne der Abtei — lächelte ihm, wie ich glaube, doch noch das Glück, die Feueraugen einer unten im Thale vorüberbrausenden Locomotive zu sehen, als endlich auch die Eisenschienen den Weg in den gesegneten Landstrich gefunden, den die alte Abtei beherrschte. Einen großen Theil des Tages brachte Pater Stephanus mit astronomischen Studien zu und die bei Cieslar in Graz erschienene Zeitschrift „Sirius" zählte ihn zu ihren eifrigsten und — ungeduldigsten Abonnenten. Mit Sehnsucht erwartete er stets den Tag, der das Blatt bringen mußte, und untröstlich war er, wenn es einmal eine Verzögerung gab. Außer den astronomischen Studien trieb der Mönch mit besonderer Vorliebe spanische Lectüre. Seine reiche Bibliothek, die sich freilich als wüstes Chaos präsentirte, umfaßte alle Werke der neuen und alten spanischen Literatur; er sprach das edle Castilianisch mit seltener Reinheit und Eleganz, und daß ich selbst sein Partner in den spanischen Studien war, machte mir den greisen Pater zum wärmsten Freunde. Oft, wenn wir über neu eingelangten spanischen Büchern saßen, wenn er mir classische Verse im castilischen Idiom vorlas, leuchtete sein Auge begeistert auf, wie das des feurigen Jünglings. Mein Lebenspfad führte mich fort von dem Städtchen und der alten Abtei; als ich nach etlichen Jahren wieder kam, fand ich meinen hochbetagten Freund wirklich „gealtert"; er war kindisch geworden, sein Geist, der sich heroisch gegen die zersetzende Gewalt der Jahre gewehrt hatte, war zur Ruine geworden, und er fühlte dies selbst. Den kleinen Sarg, die Tabakdose, betrachtete er oft mit stiller Wehmuth. „Da drinnen allein", meinte er doppelsinnig, „ruht mein Trost, meine Freude." Das Einsiedlerleben führte er strenger als je, und sogar die gewohnte Frühmesse mußte aufhören. Für seine Ordensbrüder war der greise Mönch wie verschollen, und die neu eingetretenen Brüder bekamen ihn wohl gar nicht zu Gesichte, da er gegen dieses „jüngste" Volk, das sich schon recht modisch kleidete und sogar außerhalb des Klosters den Habit verschmähte, einen besonderen Widerwillen hatte und jede Vorstellung eines solchen neuen „Bruders" gerne vermied. Bei Gelegenheit seines 50jährigen Profeßjubiläums ließ sich Pater Stephanus auf besonderes Andringen photographiren, natürlich zum ersten Male in seinem Leben. Im Chorkleide der Benedictiner, die Capuze über dem Haupte, den Pilgerstab des Jubelprofeßen in der Hand, den Todtenkopf zur Seite, umgeben von wildem Felsgeklüfte, ließ er sich conterfeien und das Bildchen machte ihm selbst viel Freude. Er überlebte sein Jubiläum nur wenige Jahre. Ich erhielt die Todeskunde gleichzeitig mit einem von der Hand des Paters gemalten Landschaftsbilde aus seiner Verlassenschaft. „Pater Stephanus" — ein Name mehr in dem Nekrologium des Stiftes, ein schlichter Name, ohne Würde in der Ordenshierarchie. Die Nachwelt wird ihn ruhig überschlagen, Diejenigen, die ihn flüchtig kannten, lächeln noch heute über den Sonderling. Wenige aber kannten und schätzten, wie er es verdiente, dies Mönchs-Original.

Bäuerliche Fopperei.

Ein Beitrag zur Charakteristik des Landvolkes von P. K. Rosegger.

„Geh, Hannerl, lauf eilends zu der Frau Nachbarin hinüber, ich laß sie schön bitten, sie möcht mir ihre Gicht- und Gall-Zwicken ein Eichtel leihen, thät sie bald wiederum zurückschicken."

Die Magd Hannerl hört den Befehl ihres Dienstherrn und schaut eine Weile so drein, als wie wenn ihr der Verstand still stünde.

„Hast gehört?" sagt er, „die Gicht- und Gall-Zwicken wollt sie mir leihen!"

„Ah ja so, die Gicht- und Gall-Zwicken," wiederholt die Magd und macht sich auf den Weg zur Nachbarin. Und denkt unterwegs: „Jetzt weiß ichs schon, das wird gewiß so ein b'sonderes Zangerl sein, mit dem Eins sich die Haut ein Bissel aufzwickt, daß die Gicht und Gall herauskann. Was doch die Leut' heutzutag schon für Sachen haben, jetzt- und gibt's eine Gicht- und Gall-Zwicken auch schon. Daß aber mein Bauer schon die Gicht und Gall sollt' haben, das verwundert mich, er ist sonst alleweil so lustig. Mein Gott, der Mensch weiß halt nie, was ihm gach ankommt, und jetzt im März schon gar, das ist ein falsches Monat; im März sollt' ja, glaub' ich, der Judas den Herrn Jesus verrathen haben, daß er sich darnach gehenkt hat, und desweg ist das ein so ungesundes Monat. Jetzt, wie heißt das Ding? Gicht- und Gall-Zwicken — daß ich's nicht vergeß, dumm genug wär' ich dazu."

Mittlerweile kommt die Magd in das Haus der Nachbarin. Diese hat gerade ihren Kopfwehtag und wickelt ein großes Wollentuch um das Haupt.

„O je," denkt sich die Magd, „die wird heut' ihre Zwicken selber brauchen."

„Was willst denn, Dirn?" fragt die Nachbarin.

„Ja, Ihr werdet es heute halt selber brauchen," meint die Hannerl, „mein Bauer, der hätt' sonst schön bitten lassen um die Gicht- und Gall-Zwicken."

„Um was hätt' Dein Bauer bitten lassen?"

„Um Euer Gicht- und Gall-Zwicken, er wollt' sie bald wieder zurück schicken."

Die Nachbarin ist still, dann schiebt sie mit zwei Fingern das Wollentuch über das Ohr hinauf und sagt: „Jetzt muß ich schon noch einmal fragen: Was willst Du haben?"

„Die Gicht- und Gall-Zwicken!" schreit die Magd der Nachbarin in's Ohr.

Da thut die Nachbarin einen Lacher und sagt: „Ich muß lachen auch noch wie ein Närrisch. Von einer Gicht- und Gall-Zwicken hab' ich meiner Tag nichts gehört. Wirst Deinen Bauern wohl nicht recht verstanden haben. Hast in den Kalender geschaut? Es wird heut' der erste April sein."

„Jesses Maria!" ächzt die Magd auf und wird krebsroth im Gesicht, „der erste April! Na, jetzt kann ich als ein sauberer Esel wieder heimgehen."

Und sie geht heim und ärgert sich unterwegs und lacht dabei und denkt: „Was ich ihm nur anthun kunnt, meinem Bauer!" Als sie seiner ansichtig wird, schreit sie ihm schon von Weitem zu: „Na, lach' nur, lach' nur, hast halt einmal einen Narren geschickt — ist Dir jetzt gut?"

Der Bauer lacht nicht allein, das ganze Gesinde lacht und die Hannerl muß sich's gefallen lassen.

Das Aprilschicken ist in unseren Ländern noch recht gebräuchlich. Oft schickt die Magd auch ihren Dienstherrn, der Halterbub den Großknecht, immerdar aber der Gescheidtere den Einfältigeren, und nachträglich kann sich auch der Dumme gescheidt stellen, wenn er zu der Fopperei brav lacht. Die Aufträge sind mitunter recht possirlich, und je leichtgläubiger der Bote, der Aprilnarr ist, desto unglaublicher sind die Ziele. Das in die Apotheke um ungebrannte Asche schicken, oder um ein goldenes Warteinweil, ein silbernes Nichtschen in einem niemalenen Büchschen u. s. w. ist ganz gewöhnlicher Spaß. Possirlicher ist Anderes.

In meinem Vaterhause arbeitete einmal ein Schuster, der mich auf mein Bitten, er möchte mir was singen, an diesem Tage anging: „Bübel, da mußt schon so gut sein und mir beim Kaufmann zwei Ellen Baß holen. Sag' nur, er gehört für mich und zahlen wollt' ich ihn schon."

Ich ging, verlangte zwei Ellen Baß für den Schuster und wurde tüchtig ausgelacht.

Um einen Sternanzünder wurde ich zweimal geschickt. Das erste Mal am lichten Tag, da hieß es: „Wenn's finster wird, brauchen wir ihn selber, komm', bis wir angezündet haben." Und spät Abends kam ich wieder und wurde ausgelacht.

Einmal war in's N.-Thal ein vornehmes Fräulein gekommen, das sich sehr darüber moquirte, daß im ganzen Dorfe keine Handschuhe zu haben wären. „O ja," sagte ihr hierauf der Postwirth, „der Lederer hat die feinsten Gimpelfellhandschuhe. Ja, und das sind die allerbesten und sollen jetzt stark getragen werden." Das Fräulein ging zum Lederer und verlangte drei Paar Gimpelfellhandschuhe. Der Mann wollt' sagen: „Mein Fräulein, Gimpelfell tragen Sie ja bereits," aber er schmunzelte nur und sagte: „Sie dürften vielleicht mit einem Paar ausreichen, meine Gnädige, denn Gimpelfellhandschuhe trägt man nur am ersten April!"

Das Fräulein reiste auf der Stelle ab und erzählte es aller Welt, daß sie nirgends ungebildetere und rohere Menschen gefunden habe, als im N.-Thal.

Wer sich über ein Aprilschicken beleidigt fühlt, dem sagt man, daß Christus der Herr selber in den April geschickt worden wäre von Anas zu Kaiphas, von Pontius zu Pilatus (die Bauern machen nämlich aus dem römischen Landpfleger Pontius Pilatus immer zwei Personen).

Ein paar Stunden von meiner Heimat, auf dem Hochbirstling, stand ein gläserner Lärchenbaum. Er stand ganz auf der Höhe, wo man in sieben Thäler sieht, er war sehr groß und ästig, warf aber keinen Schatten, weil er ja von Glas war. Er stand seit Menschengedenken dort; Viele hatten ihn gesehen und ausgesagt, daß er sehr groß wäre und auf dem Wipfel auch gläserne Vögel singen thäten. Er war aber von Menschenaugen nur am ersten April zu schauen. Am ersten April lag in der Regel noch so viel Schnee auf den Bergen und besonders auf dem Hochbirstling, daß es sehr mühevoll war, die Höhe zu erreichen, wo der gläserne Baum stand. Trotzdem unternahm es mancher rüstige Bursche, hinanzusteigen, um den gläsernen Baum anzuschauen, und wenn er zurückkam, so sagte er nichts aus, als daß der Baum eben sehr groß wäre und keinen Schatten gäbe. Nur Einer war, der barthat: der gläserne Lärchenbaum auf dem Hochbirstling sei, wie alle anderen Lärchbäume auch, er wäre groß, hätte viele Aeste und auf dem Wipfel auch Vögel, seines Dafürhaltens aber wäre der Baum nicht von Glas, sondern von Holz, und zwar von Lärchenholz, wovon auch der Name Lärchenbaum herstammen dürfte.

Seit dieser Zeit verscholl die Sache.

Der verruchteste Aprilspaß, von dem ich je gehört, trug sich in Nättenegg an der Feistritz zu. Dort ließ ein Bauer unter der Alm Früh Morgens, als es noch stockfinster war, den Gevatter rufen und bedeutete ihm, daß er in dieser Nacht das erwartete Söhnlein bekommen habe und nun den Gevatter bitte, die Pathenstelle zu übernehmen und den Kleinen zur heiligen Taufe zu tragen. Der Gevatter weigerte sich nicht, massen ja auch ihm der Bauer unter der Alm das erste Kind zur Taufe getragen hatte, er gab im Gegentheile seiner Freude Ausdruck und beeilte sich, nach Bauernbrauch, den jungen Weltbürger alsobald dem Christenthume zuzuführen. Das Kind war auch schon entsprechend in Windeln und Fatschen gewickelt und das Gesichtchen sorgfältig gegen die rauhe Frühjahrsluft verwahrt. Die Hebamme war des raschen Vorganges wegen gar nicht geholt worden und so mußte nun der Gevatter das Kind allein in die Kirche tragen. Er that's mit Schick und freute sich unterwegs, daß der Kleine in den Windeln so prächtig strampfeln (mit den Füßchen treten) konnte und auch ein so helles Stimmchen hatte.

Im Dorfe wurde alsbald der Schulmeister, Meßner und Pfarrer benachrichtigt. Die Herren erschienen. Vor der Kirchenthür die Frage an den Täufling, was er begehre? Antwort des Pathen: „Den heiligen Glauben, das ewige Leben u. s. w.“ Als es aber zur Wasserbegießung kam und der Pathe das Haupt des Kindes entblößte, erschrack er dermaßen, daß er den Täufling zu Boden fallen ließ. Kein Menschenkind war's, sondern ein junges, weißes Lämmlein.

Als der Bauer unter der Alm darob von seinem Gevatter geprügelt und vom Herrn Pfarrer auf vier Wochen in den Arrest gesetzt ward, wunderte er sich baß über Leute, die keinen Spaß verstünden.

In der ganzen Gegend war man nun überzeugt, daß des Frevels wegen das nächste Kind der Bäuerin unter der Alm mit einem Schafskopf geboren werden würde. Ich weiß nicht, ob das eingetroffen ist.

Nicht allein den ersten, sondern auch den letzten April feiert man in Steiermark mit Possen und selbst der erste Mai kommt nicht ungeschoren davon. „Im April schickt man den Narren hin, wo man will; im Mai schickt man den Esel in's Heu.“ Nämlich, da geht er nach solchem noch umsonst. Der Genarrte wird im April mit dem Rufe: „April-Lapp!“ im Mai mit dem Ausdrucke: „Mai-Lapp!“ verhöhnt.

Die Mai-Lappen recrutiren sich zumeist aus geckenhaften Mannsleuten, die sich einbilden, bei allen Dirndl'n im Gau der Hahn im Korb zu sein.

„So komm' am Samstagabend, wenn's finster ist, zu meinem Kammerfenster,“ sagt Eine und blinzelt ihn an. Und am Samstagabend, wenn's finster ist, kommt er und betet seinen Gasselspruch: „Dirndl, is nix brocha die Wocha, ka Häfn, ka Kruag, kan onderi Socha — that da's mocha.“

Sie gibt keine Antwort, er fährt fort: „Dixboscha, daxboscha, hot s' mich nit g'hört dahe duscha mit an grossa Fedabuscha, mit an saggrisch'n Soal — is koan Antwort foal?“

Im Kämmerchen bleibt es still, da will er sie durch eine Sensationsnachricht wecken: „Dirndl, da Wossatrog brinnt und da Strohhausa rinnt — moch s' Fenster auf g'schwind!“

Was er auch sagen mag, er hört nichts, als etwa ein wenig kichern. Die Zeit vergeht, 's ist Schade um die Samstagnacht; er steigt davon und brummt ärgerlich das Liedchen:

„Kloan vadraht is 's ma gongan
Van Brentlfenster,
Eini bin ih nit kema,
Ausser is sie nit gonga.
De vaflixt'n Mentscher!“

— „Mai-Lapp! Mai-Lapp! Mai-Lapp!“ rufen ihm die anderen Burschen entgegen; „Mai-Lapp!“ flüstert ihm am nächsten Tage das Dirndl zu und schmunzelt.

Ein Anderer ist glücklicher. Er klopft an's Kammerfenster. Sie: „Wer is draußen?“

Er: „Zwoa rinerni Häf'n mit a schweinernen Supp'n und an Menschenfleisch drein.“

Sie kennt die Parole; zwei Stiefeln aus Rindsleder mit Schweinslederbesatz inwendig und zwei Füßen stehen draußen; sie kamen durch nasses Gras und Wasser gewatet; so Stiefeln muß der arme Mensch ausziehen. — Aber etliche Wochen später vertraut das Dirndl dem Stiefelmann mit gerötheten Augen eine interessante Sach. Er macht ein langes Gesicht dazu. Niemand schreit: „Mai-Lapp! Mai-Lapp!“ und er ist es doch.

Ein ergötzliches Beispiel bäuerlicher Fopperei erzählt der ober-österreichische Dialektdichter Koglgruber, Stiftspriester im Stifte Schlägel. Ein Bäuerlein will um die Tochter eines Großbauers freien; zu diesem Behufe ersucht es einen Nachbarn, daß der ihm beim Brautwerben beistehen möge: „Weißt, Nachbar, ich selber kann mich nicht so hinstellen, als ich gern' möcht'; ich muß die Wahrheit sagen und auf die krieg' ich das Dirndl nicht. So mein' ich halt — brauchst es nicht umsonst zu thun, Camerad, eine gute Zech' zahl' ich dafür — Du gingest mit mir und thätest Alles, was ich von mir und mein Haus und Hof sag', wolter vergrößern, daß es ausschaut, ich wär' nur so bescheiden und Du wolltest es sauber richtig stellen. Gelt, Du bist so gut und wird Dein Schaden nicht sein, wenn ich die reiche Dirn krieg.“

„Du bist ein verdammt feiner Schelm,“ sagt der Nachbar, „aber ich helf' Dir. Du wirfst mir nur die Hölzlein und ich — ich mach' Scheiter d'raus. Du die Wahrheit, ich vergrößern. Bist höllisch gescheidt, Du.“

Sie gehen zum Großfeldbauer und der Kleinbauer wirbt um dessen Tochter. „Werdet zwar,“ meint er bescheiden, „nach meinem Haus fragen; da muß ich freilich aufrichtig sagen: Das ist eine Hütten und Alles klein beisamm.“

„Was?“ fällt der Nachbar ein, „dem sein Haus eine Hütten? Das wär' schon zum lachen! Das größte Haus auf der Welserheide, viel geht nicht ab, schaut's aus, wie ein Schloß.“

Der Werber thut, als wäre auf die Rede seines Begleiters weiter nicht zu achten und fährt fort: „Ein paar Aeckerlein, ein klein Fleckerl Wiesen und ein Waldschachel — ist mein ganzer Besitz.“

„Großfeldbauer!“ schreit der Nachbar, „Waldschachel! sagt er; wer seinen Wald will umgehen, der muß gut bei Fuß sein, will er's in zwölf Stunden dermachen. Und die Bäum' drinnen thun, als wollten sie schnurgrad' in den Himmel hineinwachsen. Nachher die Felder; von seinen Feldern führen all' Jahr viel Wägen den besten Weizen und Korn in's Salzburgische hinauf. Zwanzig Paar Ochsen kann er halten und Küh' gar von der Steiermark und Schweiz, daß schon eine Freud' ist. Seine Rösser sind wie die hellen Elefanten, so groß, und die Schweine erst — dem seine Säue haben einen großen Ruf im Land und kann ich wohl sagen: Eine, die in diese Schweinezucht hineinheiratet, die mag sich alle zehn Finger abschlecken.“

„Hab' wohl auch Schulden auf meinem Häusel,“ meint demüthig der Brautwerber, „bisweilen, daß ich gern ein Seidel trink' und unter guten Cameraden ein Spielerl mach' und nachher mit einem kleinen Spitz heimkomm' — da werdet Ihr einen Spaß verstehen.“

„Das muß ich sagen,“ drauf rasch der Nachbar, „die Schulden thun ihn zwicken, er steckt über Hals drinnen;

wollen ihn ja schon alleweil pfänden und wie er nicht seine Aufheiterung noch im Weinglas und beim Kartenspiel sucht und sich all' Tag sternhagelvoll ansauft, so müßt' er verzweifeln."

Da wird der Brautwerber todtenblaß, stößt den Nachbar mit dem Ellbogen und murmelt: „Bist nicht recht gescheidt?"

„Was willst denn?" fragt der Nachbar, „haben es ja ausgemacht, daß ich Alles vergrößern soll, was Du sagst."

Hierauf weist ihnen der Großfeldhofer die Thür. Der Nachbar aber sagt zum Brautwerber: „Leutfoppen thu' ich gern, wo es zum Spaß ist; aber wo es zu weit geht und daß wer unschuldiger Weis deswegen in's Elend kommen kunnt, da dreh' ich den Spieß um und — Du weißt, wer heute der Gefoppte ist."

Damit schlug sich der Nachbar seitab und der Brautwerber murmelte bei sich: „Das ist mir g'rad' genug auf mein Lebtag lang."

Waldandacht.

Felsgestein! — Die Föhren flüstern! —
Silberquellchen murmelt süß!
Zuflucht Du — mein Paradies —
Heiligthum im Wonnigdüstern!

Weich in dunklem, duft'gem Moose
Lieg ich — fern vom Weltgewühl —
Ohne Wunsch und ohne Ziel —
Wie ein Kind im Mutterschooße.

Seltsam Summen — seltsam Klingen!
Welch' ein Zauber wirket hier?
Ist, als könnt' heraus aus mir
Fessellos in's All' ich dringen.

Ist, als ob ich üppig grünte,
Wipfel hoch im Sonnenschein —
Wurzelt' tief im Grunde drein
Und als Eiche ragend stünde! —

Ist, als könnt' als Bach ich wallen —
Klar und froh durch Auen fort,
Ist, als säß' am Zweig ich dort —
Ließ' als Vöglein Liedlein schallen!

Ist, als könnt' ich schaukeln, fliegen —
Als ein Falter frei dahin,
Wohlgemuth mit leichtem Sinn —
Mich von Lust zu Lust zu wiegen!

Ist, als dürft' als Lüftchen kosen
Ich mit Blume, Halm und Blatt,
Könnte küssen — nimmersatt —
Alle Knöspleín, alle Rosen!

Ist, als könnt' ich stille schweben
Als ein Wölklein — weithin — weit,
Ist, als wär' Allseligkeit
Mir in's kleine Herz gegeben!

Dr. F. Kroder.

Kleine Laube.

Die böhmischen Lehrjungen in Wien.

Von Prof. K. J. Schröer.

Der Name von Böhmen ist einer der ältesten deutschen Ländernamen Europa's. Die Namen von England, Frankreich, Oesterreich sind lange nicht so alt. Schon bei dem Römer Tacitus in dessen Buch über Germanien (Capitel 28) kommt er vor. Tacitus nennt das Land Boihaem und bemerkt dazu, der Name bewahre eine alte Erinnerung, das Land habe aber die Einwohner gewechselt. Es waren nämlich früher Bojer in dem Lande, ein gallisches Volk. Eine Erinnerung daran bewahrt der Name, den die nachfolgenden Deutschen ihm gegeben, die es Boiheim nannten. Eine recht ehrwürdig alte deutsche Benennung! Auch als die Tschechen einwanderten, blieb der Name in der Form Beeheim, Böheim, in neuerer Zeit endlich Böhmen. — Die Tschechen sind jetzt darin zahlreicher als die Deutschen, ihre Zahl verhält sich zu der der Letzteren wie drei zu zwei. Sie machen daher sogar Anspruch auf das ganze Land und nennen in deutscher Rede ihre Sprache gerne Böhmisch. Es scheint der Name Tschechisch gefällt ihnen nicht. — Bei alledem gehörte Böhmen ehdem zum deutschen Reich und gehört jetzt zu Oesterreich.

In neuerer Zeit nun erwacht in der tschechischen Bevölkerung der Drang, es den Deutschen gleich zu thun; ein Drang, der ja ganz löblich ist. Es ist nur zu bedauern, daß in der Art, wie dies angestrebt wird, die tschechischen Stimmführer mit ihrem Volke selbst nicht harmoniren. Die Stimmführer sind eben Agitatoren, erregte Menschen, Kirchthurmpolitiker, das Volk folgt seinen natürlichen Instincten und bewahrt sich dabei die Weisheit volksmäßiger Weltanschauung, die niemals Ueberstürzungen liebt.

Eine der wichtigsten Sorgen tschechischer Eltern aus dem Volke ist die, daß die Kinder deutsch lernen, damit sie ihr „Fortkommen" finden. Sie geben sie in Tausch mit deutschen Kindern auf ein Jahr in einen deutschen Ort und bitten da dringend, daß man die Kinder nur ja kein tschechisches Wort hören lasse, wünschen auch, daß sie in der Schule alles nur deutsch lernen.

Die Maxime haben übrigens auch die andern Nationalitäten; doch das ist hier gleichgiltig.

Wenn den Eltern dies nun nicht möglich ist, so trachten sie wenigstens die Knaben, wenn möglich, an einen deutschen Ort in die Lehre zu geben. Das Höchste was erreicht werden kann, ist, wenn es gelingt, einen Jungen nach Wien in die Lehre zu geben. Da ist sein Glück so gut als gemacht. In Wien ist mancher Landsmann schon Bürger und Meister und Gemeinderath geworden!

Häufig wird so ein Knabe nun in Wien zu einem solchen Landsmanne in die Lehre gegeben. Der Landsmann, der doch vielleicht noch besser böhmisch als deutsch spricht, verspricht den Eltern des Knaben hoch und theuer kein Wort böhmisch zu ihm zu sprechen.

Nun kommen die Stimmführer des Volkes und halten Reden über die armen böhmischen Lehrjungen in Wien, die in

ihrer schönen Muttersprache nicht einmal Unterricht erhalten können!

Was in aller Welt soll denn nun wohl geschehen, um diese Klagen zu beschwichtigen? — Natürlich nichts anderes, als daß man in Wien Schulen errichtet, in denen die böhmische Jugend Wiens in böhmischer Sprache und Literatur unterrichtet wird, damit sie in böhmischer Bildung nicht zurückbleibt!

Wäre damit nun dem böhmischen Volke wahrhaft gedient? Ich glaube nicht.

Dies ist nur Ein Beispiel von der Hohlheit der nationalen Agitationen, die den Staat unterwühlen und in der That nur geeignet sind, Aufregungen hervorzubringen. Der Wunsch, die Universität in Prag zu tschechisiren, ist kaum um Vieles vernünftiger, als der nach böhmischen Schulen für Wiener Lehrbuben. Denke man sich doch nur einen Böhmen, der in Volksschule, Gymnasium und an der Universität immer nur in tschechischer Sprache unterrichtet ist! Wollen die böhmischen Eltern, die einen Sohn auf der Universität studiren lassen, ihn nicht mindestens brauchbar machen für die ganze Monarchie? — Wer kann denn aber außerhalb des kleinen böhmischen Sprachgebietes einen Menschen brauchen mit reinböhmischer Bildung? Die Deutschen gewiß nicht, aber auch die Slovenen, Ruthenen und Polen nicht, die ja kein Böhmisch versteh'n! Es ist wieder ein Fall, wo die Stimmführer etwas anstreben, womit ihrem Volke nicht gedient ist.

Wie die wissenschaftlichen Interessen leiden müssen mit Tschechisirung der Universität, das liegt ja auf der Hand! Dafür hat man ja ein kaum lockendes Vorbild an den Universitäten der Magyaren und Croaten.

Die Magyaren haben aber in ihrer nationalen Tendenz noch nicht genug erreicht, das Schwabenthum ist ihnen überall im Wege, so sehr sie es bedrücken. Jetzt wollen sie den ungrischen Handelsstand magyarisiren! — Sie wollen einen Handelsstand, der keiner Weltsprache mächtig ist! Die deutsche Sprache eröffnet dem ungrischen Kaufmann den Welthandel. Wem geschieht denn ein Gefallen damit, wenn die ungrischen Kaufleute nicht deutsch lernen? Gewiß dem Handel am allerwenigsten. Was also sollen alle diese kindischen Tendenzen?

Das Treiben unserer Nationalitäten macht den Eindruck des Treibens von Kindern, denen die mäßigende Leitung vernünftiger Eltern fehlt.

Sie verlangen alles Mögliche, auch alles Unmögliche und die verzärtelnden Eltern fragen immer noch: ob sie nicht noch etwas möchten? Wo denn dann die Folgen nicht ausbleiben. Es kommt zu Absurditäten und am Ende sind die Kinder selbst, die auf diese Weise verwildern, doch nur am Empfindlichsten gestraft! — — —

Ein Faustschlag.

Episode aus dem Soldatenleben; erzählt von Robert Fränzel in Riga.

Als ich eines Tages in meinem Studirzimmer saß und mich, von der Arbeit ermüdet, in den Anblick des schönen Bildes der lieblichen Stadt Graz von P. Hauser vertiefte und mit Hilfe des Gieslar'schen Fremdenführers die einzelnen Orte und Höhen zu bestimmen suchte, welche ich auf meiner für den kommenden Sommer geplanten Erholungsreise zu besuchen gedachte, wurde leise an meine Thür geklopft.

Auf meinen Ruf trat ein ärmlich gekleideter Mann in meine Stube und rief mir ein freundliches „Grüß Gott!“ zu. —

Dieser, in meiner nordischen Heimat ungewöhnliche Gruß rief in meiner Seele die schönsten Erinnerungen wach. Wie oft hatte ich diesen Gruß in den Bergen Oesterreich's vernommen; wie oft wurde derselbe mir zugerufen, wenn ich ermüdet von meinen Wanderungen in ein schlichtes Wirthshaus trat, um mich daselbst, bei einem Schoppen kühlen Land-

weines von meinen Strapazen zu erholen.

Gott grüße Dich! kein anderer Gruß
Gleicht dem an Innigkeit,
Gott grüße Dich! kein and'rer Gruß
Paßt so zu aller Zeit!

Mit diesem lieben Gruß hatte der schlichte Mann mein Herz gewonnen.

„Sind Sie ein Oesterreicher?" war meine erste Frage an ihn.

„Ja, mein Herr", antwortete er freundlich, und erzählte, nachdem wir einige formelle Worte gewechselt hatten, weiter: „Seit Jahren habe ich mein liebes Heimatsland nicht gesehen. Ich bin aus der Bergstadt Gottesgab gebürtig, wo ich bis zu meinem zwanzigsten Jahre Bergknappe war, später aber zum Militärdienst ausgehoben wurde. Hier in Livland habe ich mich seit mehreren Jahren durch Vorzeigen eines künstlichen Bergwerkes schlecht und recht ernährt, bis ich krank wurde. Lange habe ich hier in Riga im Krankenhause gelegen und mußte mich endlich einer Operation unterwerfen, durch welche ich dem Tode entrissen wurde, aber auch zum Krüppel geworden bin. Durch meine lange Krankheit bin ich von allen Mitteln entblößt und bitte Sie, mich armen alten Mann unterstützen zu wollen."

Ich bat ihn, sich zu setzen; er that es ohne Umstände und blickte mich mit seinen ehrlichen braunen Augen erwartungsvoll an.

„Sind Sie in Steiermark gewesen, kennen Sie die Stadt Graz?"

„O, gewiß mein Herr", erwiderte der Alte und warf einen Blick auf das Bild über meinem Schreibtische, „im Revolutionsjahre 1848 habe ich daselbst längere Zeit zugebracht und sowohl die Stadt, als auch die reizende Umgebung derselben, genau kennen gelernt. Das Bild dort ist ja das schöne, von Bergen umschlossene Graz! Sehen Sie, dort liegt Schloß Eggenberg, hier auf dem Berge die Ruine Gösting und dort in der Mitte ragt über dem Häusermeer der Schloßberg hervor, auf welchem ich manchen Abend gesessen und auf die fernen Berge geschaut."

Ich freute mich endlich einen Mann gefunden zu haben, der mir nähere Auskunft in Betreff der Stadt Graz nnd der schönen grünen Steiermark geben konnte und ließ es an Fragen in Bezug auf Land und Leute, Sitten und Gebräuche nicht fehlen.

Ehe wir es merkten, hatten wir ein Stündchen angenehm verplaudert. Als er sich verabschieden wollte, forderte ich ihn auf, bei mir sein Mittagsmahl einnehmen zu wollen. Er dankte und blieb. Von jenem Tage an war er durch Wochen hindurch mein Mittagsgast.

Als wir eines Nachmittags wieder in meinem Studirzimmer gemüthlich plauderten, erzählte er mir in seiner schlichten Weise folgende Begebenheit aus seinem bewegten Leben:

„Es war im Jahre 1848, als wir nach ermüdenden Märschen vor Treviso unser Lager aufgeschlagen hatten und der wohlverdienten Ruhe pflegen konnten. Als ich eines Tages vor meinem Zelte saß und der lieben Eltern in der trauten Heimat gedachte, schreckte mich der Befehl, unverzüglich vor dem Divisionschef zu erscheinen, aus meinen süßen Träumereien. Nach wenigen Minuten stand ich vor dem gestrengen Herrn, der mir meiner Anstelligkeit wegen sehr zugethan war und mir häufig Beweise seiner Zuneigung gegeben hatte. Der Herr Divisionschef war ein braver Soldat, der uns Soldaten wie seine Kinder liebte und väterlich für uns sorgte. Bei aller Gutmüthigkeit war er jedoch in Dienst-Angelegenheiten nachsichtslos streng und konnte bei dem kleinsten Vergehen in heftigen Zorn gerathen.

Als ich vor ihm stand und er mich mit seinen großen schwarzen Augen anblitzte, sank mir ein wenig der Muth und alle meine Sünden zogen wie ein Schreckgespenst an meiner Seele vorüber; mein Herz klopfte wie ein Hammer in meiner Brust.

„Höre 'mal, Wickler," begann er mit dröhnendem Baß, „Du bist ein muthiger Kerl und vorsichtiger Soldat, auf den man sich verlassen kann. Will Dir einen ehrenvollen Auftrag geben. Eine Viertelmeile von hier liegt ein Meierhof, der anscheinend unbewohnt ist, in welchem sich aber Insurgenten verborgen halten können — den sollst Du recognosciren! Suche Dir nach eigenem Gefallen zehn tüchtige Soldaten aus und mache Dich nach einer Stunde auf den Weg."

Wie vom Donner gerührt stand ich da! Ich muß aufrichtig gestehen, daß ich wohl ein vorsichtiger, aber kein besonders muthiger Soldat war und lieber in den tiefsten Schacht hinabgefahren wäre, als den unheimlichen Meierhof zu recognosciren. In meiner Angst wagte ich die Frage an ihn zu richten, „weshalb er denn gerade mich mit dem Auftrage beehre, da es doch gewiß bessere und einsichtsvollere Soldaten in der Division gäbe." Da kam ich aber mit meiner Bescheidenheit schlecht an!

„Kreuzhimmeldonnerwetter," schrie er wüthend, „Du erbärmlicher Kerl hast wohl Angst? Mach', daß Du fortkommst oder ich lasse Dich krumm schließen! Rechts um — Marsch!"

Das war deutlich gesprochen und ich mußte mich in das Unabänderliche fügen.

Ich suchte mir unter meinen Cameraden zehn verwegene Kerle aus, die das Rauchen entbehren konnten und nicht husteten, und machte mich mit denselben nach den nöthigen Vorbereitungen, auf den Weg. Ein Mann ging voraus, zwei folgten demselben nach einer kurzen Strecke, rechts und links drei Flanqueuere, ich selbst ging in der Mitte, weil ich mich als Anführer decken mußte.

Bald hatten wir den Hof erreicht. Alles war still. Die Läden des Wohnhauses waren geschlossen; die Thüren der Ställe und Nebengebäude standen weit offen. Mit großer Vorsicht durchsuchten wir zuerst die Ställe, dann sämmtliche Nebengebäude, deren Keller und Bodenräume, fanden aber nichts Verdächtiges. Wir näherten uns nun behutsam dem Wohngebäude. Die Läden wurden erbrochen und wir blickten durch die Fenster in die Stuben hinein, welche alle, so viel wir gewahr werden konnten, öde und leer waren. Durch die offen stehende Thür traten wir vorsichtig in das Haus und durchsuchten dasselbe auf das Genaueste. In dem letzten Zimmer stand ein großer altmodischer Schrank, welcher die halbe Wand einnahm, sonst war es leer und hatte weiter keine Thüre. Eben wollten wir das Zimmer verlassen, als einer meiner Cameraden mich darauf aufmerksam machte, daß in dem geräumigen Schrank leicht etwas Verdächtiges verborgen sein könnte. Wir machten uns gleich daran, den Schrank mit unseren Zeltbeilen zu erbrechen. So sehr wir uns auch mühten, es gelang uns nicht, das große solide Schloß zu sprengen und es blieb uns nichts übrig, als die dicken eichenen Thüren zu zerspalten.

Die Beilhiebe hallten wie Donnerschläge durch das öde Haus und riefen zu unserer Ueberraschung ein ganz unerwartetes Echo wach. Wir hörten nämlich dicht vor uns ein lautes, durchdringendes Kindergeschrei. Erschreckt ließen wir unsere Beile sinken und sahen einander fragend an. Sollten Kinder in dem Schranke eingeschlossen sein oder sich hinter demselben ein verborgenes Zimmer befinden, welches bisher unseren Nachforschungen entgangen war? Um darüber in's Klare zu kommen, gingen wir mit doppeltem Eifer an unser Zerstörungswerk; in wenigen Augenblicken lag die Thür in Trümmern — der Schrank war leer. Nun rückten wir mit nicht geringer Anstrengung denselben von der Wand und gewahrten eine Zimmerthüre, hinter welcher eben wieder das Geschrei laut und vernehmbar ertönte. Jetzt galt es vorsichtig zu sein! Zwei meiner Cameraden stellten sich mit gefällten Bajonetten rechts und links vor die Thür, zwei hielten ihre Gewehre

im Anschlag und ich schlug mit meinem Zeltbeil gegen dieselbe und befahl mit lauter Stimme, sofort zu öffnen. Das Kindergeschrei wurde lauter, wir hörten leise Tritte und bald darauf wurde die Thüre langsam geöffnet. Ein schönes, hochgewachsenes Weib mit dunkeln Augen und schwarzen Haaren stand uns gegenüber; das Antlitz marmorbleich, die Hände flehend erhoben. Als wir in unserem Eifer ungestüm in das Zimmer eindrangen, floh sie mit einem gellenden Angstschrei und fiel ohnmächtig zu Boden. Zwei Kinder, ein Knabe und ein Mädchen, stürzten sich laut weinend auf die Mutter und umfaßten sie angstvoll mit ihren Armen. Es war ein jammervolles Bild! Wir hoben die schreienden Kinder auf, beruhigten sie so viel wie möglich und trugen dann die Ohnmächtige auf das Bett, welches in der Ecke der Stube stand. Um sie zum Bewußtsein zu bringen, rieb ich ihr die Schläfen mit Branntwein und hatte bald die Freude zu sehen, wie sie ihre Augen langsam öffnete und erstaunt um sich blickte. Ich bat sie, sich nicht beunruhigen zu wollen, wir seien keine Mörder, sondern ehrliche Soldaten, welche keinen Krieg gegen Frauen, sondern gegen Männer führten. Meine freundlichen Worte, sowie das ruhige Verhalten meiner Cameraden beruhigten sie. Ein schwerer Seufzer entrang sich ihrer Brust und mit einem dankbaren Blick auf mich erhob sie sich und fragte mit bebender Stimme, was wir wollten und was wir beabsichtigten. Ich erklärte ihr nun, daß wir den Auftrag hätten, den Hof zu recognosciren und falls wir keine Insurgenten verborgen fänden, wieder ruhig abziehen würden. Als sie die Ueberzeugung gewonnen hatte, daß wir nichts Böses beabsichtigen, flog ein Strahl inniger Freude über ihr schönes Gesicht; sie hieß uns willkommen und bat uns mit gewinnender Freundlichkeit, so lange bei ihr zu verweilen, bis wir uns mit Speise und Trank erquickt hätten. Wir bezeigten uns nicht abgeneigt, ihre Bitte zu erfüllen. Sie bat uns nun, das Bett von der Stelle zu rücken. Wir thaten es bereitwillig und erblickten eine Fallthüre. Uns stieg ein böser Verdacht in die Seele und wir blickten sie mißtrauisch an; sie aber lachte herzlich, hob die Thüre und stieg die in den Keller führende Treppe hinab. Als sie bald darauf mit einem Korbe voll Brot und Salamiwurst, sowie mit einem Kruge voll Wein wieder erschien, schwand unser Verdacht; wir beobachteten nun noch die Vorsicht, sie zu bitten, zuerst die Speisen und den Wein kosten zu wollen. Sie blickte uns mit ihren dunklen Augen schelmisch an, setzte den Krug an die frischen Lippen und trank in langen Zügen, dann reichte sie mir den Krug mit einem freundlichen Kopfnicken.

Wir fühlten uns bald heimisch in dem gemüthlichen Stübchen und aßen und tranken nach Herzenslust, während sie uns mittheilte, daß sie eine Witwe sei und seit dem Tode ihres Gatten mit ihren beiden Kindern allein auf dem Hofe lebe. Ihre Knechte und Mägde seien davongelaufen. Mehrere Male seien die Aufständischen in ihr Haus gedrungen und hätten Alles, was nicht niet- und nagelfest gewesen sei, davongetragen. Um vor ferneren Besuchen verschont zu bleiben, habe sie sich in dies eine Zimmer zurückgezogen und den Schrank von einigen Bekannten aus der Nachbarschaft vor die Thüre rücken lassen und bisher still und unbehelligt hier gelebt. Aus dem Keller führe eine kleine Thür in's Freie, welche sie hin und wieder benutze, um mit der Außenwelt zu verkehren. Nun schilderte sie ihre Angst, als sie unser Rumoren im Hause gehört und wie sie gedacht hätte, daß ihr letztes Stündlein geschlagen habe, als sie uns mit den drohenden Mienen und blitzenden Gewehren erblickt.

Sie war eine geborene Italienerin und verstand nur wenig deutsch, wir konnten uns aber ganz gut verständigen. Als wir uns gesättigt hatten, befahl ich meinen Cameraden in das Lager

zurückzukehren und dem Divisionschef die Meldung zu machen, daß der Hof frei von Insurgenten sei und nur von einer Witwe und deren beiden Kindern bewohnt werde. Ich selbst würde bleiben und warten bis der Herr Divisionschef mit seiner Patrouille käme, um selbst den Hof zu recognosciren und nöthigenfalls zu besetzen.

Die Cameraden marschirten ab und ich blieb mit der Witwe allein. Wir plauderten wie alte Bekannte mit einander; sie konnte mir nicht genug für meine freundliche Behandlung danken und war der festen Ueberzeugung, daß, wenn ich nicht die Patrouille angeführt hätte, sie wohl nicht mehr am Leben sein würde. Ihre Dankbarkeit steigerte sich im Laufe des Gespräches derartig, daß sie mir den eigenthümlichen und unerwarteten Vorschlag machte — sie zu heiraten. Auf meinen Einwand, daß ich auf ihren gut gemeinten Vorschlag schon deshalb nicht eingehen könne, weil ich noch im Dienst sei und nicht wisse, wohin ich nächstens marschiren müßte, meint: sie, ich könne desertiren, sie würde mich derartig zu verstecken wissen, daß kein Mensch mich fände.

Ich vergaß auf mancherlei, was ich sonst lieb gehabt. Das Weib gefiel mir, auch lockte mich der schöne Hof, sowie die Aussicht auf ein ruhiges, behagliches Leben, weshalb ich mich nicht abgeneigt bezeigte, auf ihren für mich schmeichelhaften Vorschlag einzugehen, erklärte aber sogleich, daß ich als braver Soldat nicht desertiren könne.

Während wir noch im eifrigen Gespräch begriffen waren, ertönte plötzlich der dröhnende Baß unseres Chefs auf dem Hofe. Die gute Frau erbebte und sah mich erschreckt an. „Fürchten Sie nichts," sagte ich lachend, „der Mann thut Ihnen kein Leid, in der rauhen Schale steckt ein guter Kern!"

Ich ging dem gestrengen Herrn entgegen, rapportirte pflichtschuldigst und hatte die Dreistigkeit, ihn zu ersuchen, mit der armen Frau freundlich und wo möglich etwas weniger laut zu sprechen, da sie von dem gehabten Schrecken sehr angegriffen sei. „Na," sagte er lachend, „sie wird nicht gleich umkommen, wenn ich etwas derb rede! Führe mich zu ihr, will mir 'mal die Frau ansehen."

Als er in das Zimmer trat und die Frau die colossale Gestalt mit dem gewaltigen Schnurbart und den blitzenden Augen erblickte, erschrak sie sichtlich und trat unwillkürlich einen Schritt zurück. „Na, was — was erschrickst Du," schrie er mit lauter Stimme, „hast Du ein böses Gewissen?"

Die arme Frau zitterte vor Furcht, beantwortete aber alle an sie gerichteten Fragen rasch und deutlich.

Als er sich davon überzeugt hatte, daß er es mit einer harmlosen Frau zu thun habe, die seines Schutzes bedürftig sei, sagte er freundlich: „Will eine Sauvegarde vor Deine Thür stellen, kannst dann ruhig mit Deinen Kindern hier hausen, wird Dir kein Haar gekrümmt werden!" — „Na, was will sie noch," rief er ergrimmt, als das schöne Weib ihm zu Füßen stürzte und ihm mit Thränen in den Augen dankte, „bin nicht so grimmig, wie ich vielleicht aussehen mag und wie die schreienden Krausköpfe da unter dem Bette meinen!"

Er befahl uns noch den Keller zu durchsuchen, und als wir auch in demselben nichts Verdächtiges gefunden hatten, commandirte er: „Kehrt — marsch!" und wir zogen alle ab; ich mit etwas wehmüthigen Gefühlen, weil ich nicht hoffen konnte, die liebenswürdige, junge Witwe jemals wiederzusehen.

Am folgenden Tage mußten wir auf Befehl des Feldzeugmeisters Freiherrn von Welden unser Lager abbrechen und weiter marschiren. Sechs Wochen zogen wir im Lande umher, hatten hin und wieder kleine Gefechte mit den Insurgenten und kehrten endlich wieder nach Treviso zurück.

Als ich in der Ferne den Meierhof erblickte, beschlich mich eine gewaltige Sehnsucht, die junge Witwe wiederzusehen und ich dachte hin und her, wie ich das ausführen könnte. Am an-

deren Tage war ich zu dem Entschluß gekommen, meinem Chef um Erlaubniß zu bitten. Als ich ihm mein Anliegen vorbrachte, lachte er ingrimmig, stemmte die Hände in die Seiten und rief: „Ist mir so eine Frechheit vorgekommen — denkt der vermaledeite Kerl an Liebesgeschichten, während die Insurgenten wie Pilze aus der Erde wachsen! Hast Du wirklich nichts Besseres zu thun, als hübschen Weibern nachzulaufen? Sieh' Dich lieber nach den verdammten Kerlen um, die uns das Leben sauer genug machen und laß die Weiber ungeschoren! Mach', daß Du fortkommst, sonst ergeht es Dir schlecht!"

Betrübt über meine fehlgeschlagene Bitte suchte ich mein Zelt auf und dachte über mein trauriges Schicksal nach. Desertiren? Nein, dazu war ich zu ehrliches Soldatenblut — aber die Frau heimlich besuchen, das könnte gehn!

Ich dachte nicht an ein liebewarmes Herz, das in unserem Lager für mich schlug und das ganz gefahrlos zu erreichen gewesen wäre — gedachte nicht der holden Marketenderin.

Bald war mein Entschluß gefaßt. Mit einbrechender Dunkelheit wollte ich das Lager verlassen, ein paar Stunden bei der Witwe verweilen und dann wieder zur rechten Zeit zurückkehren.

Als die Sonne gesunken war und es im Lager stille wurde, machte ich mich heimlich auf den Weg und es gelang mir denn auch, von der Dunkelheit begünstigt, mich durch die Vorpostenkette zu schleichen. Still in mich hineinlachend, lief ich nun auf den Meierhof zu und hatte ihn nach einer halben Stunde ohne Unfall glücklich erreicht.

Von der Witwe, welche bereits die Hoffnung mich jemals wiederzusehen aufgegeben hatte, wurde ich mit aufrichtiger Freude empfangen. Natürlich wurden wieder das Heiratsproject besprochen und die schönsten Luftschlösser für die Zukunft gebaut.

Nachdem ich zwei Stunden bei ihr verweilt hatte, mußte ich, so schwer es mir wurde, doch endlich an die Rückkehr denken. Wir nahmen herzlichen Abschied von einander und ich mußte ihr heilig versprechen, sie so bald als möglich wieder in ihrer Einsamkeit aufzusuchen.

Das Herz klopfte mir stürmisch, als ich in die Nähe der Vorpostenkette gekommen war. Ich verließ mich aber auf mein gutes Glück und ging ruhig weiter.

„Wer da!" ertönte plötzlich eine tiefe Stimme und ich hörte deutlich einen Flintenhahn knacken.

„Gut Freund!" rief ich rasch, „ich bin der Unterofficier Wickler und habe die Vorposten zu revidiren."

„Still gestanden oder ich gebe Feuer!" rief es zurück. „Warten bis die Patrouille kommt!"

Mir wurde es heiß im Herzen! Was sollte ich thun? Ich stand still da, und wartete geduldig der Dinge, die da kommen sollten.

Auf ein von dem Vorposten gegebenes Zeichen erschien auch bald die Patrouille und kam mit gefällten Bajonneten auf mich zu. Der Führer derselben war ein gewisser Kiwetz, ein guter Freund von mir. Als ich ihn erkannt hatte, rief ich erfreut:

„Kiwetz, alter Freund, ich bin es, laß mich in's Lager."

Er antwortete mir nicht, kam ruhig näher, setzte mir das Bajonnet auf den Leib und befahl den Anderen, die scharf geladenen Gewehre auf mich zu richten.

„Wie heißt die Parole?" fragte er ernst. Ich nannte dieselbe. „Thut mir leid, armer Freund," sagte er mit bewegter Stimme, „die Parole ist vor einer Stunde gewechselt worden! Wo kommst Du, Unglücksmensch, her?"

Ich erzählte ihm nun mein Abenteuer und bat ihn dringend, doch keinen Lärm zu schlagen, er kenne mich als einen braven Soldaten und werde mir doch gewiß keinen Verrath zutrauen.

„Thue es auch nicht — aber so leid es mir thut, ich muß Dich zur Standartenwache bringen!"

Ich bot alle meine Ueberredungskunst auf, erinnerte ihn an unsere alte Freund-

schaft und fragte ihn, ob er es denn wirklich über sein Herz bringen könne, mich eines leichtsinnigen Streiches wegen in's Unglück zu bringen. Es half Alles nichts — ich mußte mitgehen, wurde der Wache übergeben und verbrachte auf derselben die Nacht schlaflos, gequält von den trübsten Gedanken.

Am Morgen früh wurde ich vor den Divisionschef geführt. Der Unterofficier Kiwetz stattete seinen Rapport ab und berichtete genau, unter welchen Umständen er mich in der Nacht vor der Vorpostenkette arretirt habe.

Während des Berichtes flammten die Augen des Chefs wild auf und eine dunkle Zornröthe bedeckte unheilbrohend sein Antlitz.

Als Kiwetz schwieg, trat er langsam auf mich zu und fragte mit vor Zorn bebender Stimme: „Weshalb hast Du das Lager verlassen und wo warst Du?“

„Herr,“ erwiderte ich demüthig, „ich habe wahrhaftig nichts Schlechtes gethan, und bin kein Verräther. Bin ohne Ew. Gnaden Erlaubniß im Meierhof gewesen; es war leichtsinnig von mir, aber nicht schlecht. Ew. Gnaden werden mich nicht zu hart dafür strafen!“

„Nicht hart strafen,“ — rief er in aufbrausendem Zorne, „wenn ein Soldat in Kriegszeiten aus dem Lager desertirt? Weißt Du, Elender, daß Du dafür erschossen wirst?“

„Führt ihn hinweg, ich will das Standgericht zusammenberufen!“

Wüthend ertheilte er seine Befehle und die Adjutanten sprengten nach allen Richtungen durch das Lager.

Das hatte ich mir nicht gedacht — bleich und an allen Gliedern zitternd stand ich vor dem Zelte des Gewaltigen. „Du wirst erschossen“ — dieses schreckliche Wort gellte mir in den Ohren. Es schwindelte mir — ich war keines vernünftigen Gedankens fähig. Meine Cameraden sahen mich mitleidig an und zuckten die Achseln. Ich weiß nicht, wie lange ich dort gestanden hatte, als sechs Mann unseres Bataillons auf das Zelt des Chefs zukamen. Ein Adjutant empfing sie und fragte nach ihrem Begehren.

„Wir bitten im Namen des ganzen Bataillons den Herrn Divisionschef, uns anhören zu wollen!“

Der Adjutant verschwand und kehrte alsbald mit dem gestrengen Herrn zurück.

„Was ist Euer Begehr, Ihr Leute?“ rief er unmuthig, „macht's kurz!“

„Im Namen des ganzen Bataillons bitten wir um Pardon für den braven Soldaten Wickler.“

„Kann kein Pardon gegeben werden, sein Leben ist verwirkt!“ rief er mit drohender Stimme.

„Auch wir bitten Ew. Gnaden um Pardon für Wickler, er war stets ein braver Soldat und guter Camerad“ — riefen jetzt die in der Nähe stehenden Officiere.

„Auch Sie, meine Herren?“ schrie jetzt, ganz außer sich, der Divisionschef, „Sie sollten doch wenigstens einsehen, daß er den Tod verschuldet hat und ich ihn nicht begnadigen darf!“

Jetzt kam noch was dazu, wovon ich entschieden mein Verderben erwartete. Ein Rapport traf ein, daß in dem bewußten Meierhof Insurgenten gefangen worden wären, und daß dieses Gebäude den Aufständigen doch zu einem Schürherde gedient habe. Das schöne Weib war ihr Werkzeug, womit sie uns irreführen wollten. Ich war schmählich betrogen und sollte nun sterben.

Unter den Officieren und Soldaten entstand nun ein dumpfes Murren, was den Zorn des grimmigen Mannes noch steigerte.

Während er wetterte und tobte, theilten sich plötzlich die dichten Reihen der Soldaten, und unsere Marketenderin, ein blühendes Mädchen von stolzem Wuchse, stürzte dem Divisionschef zu Füßen, umklammerte seine Knie mit ihren starken Armen und rief mit vor Aufregung zitternder Stimme:

„Ich lasse Sie nicht eher los, als bis Sie ihn begnadigt!“

„Auch Du?“ schrie im höchsten Grade aufgebracht der Chef; „bist Du von

Sinnen? Laß mich los — oder ich vergesse, daß Du ein Weib bist!“

Er strengte seine ganze Kraft an, um sich ihr zu entwinden — aber vergebens. Wie mit eisernen Klammern hielt sie seine Knie umfangen und achtete nicht seiner Wuth und seiner schrecklichen Drohungen.

Das schöne Haupt zurückgebeugt, floß ihr das volle blonde Haar, in goldenen Wellen aufgelöst, über den stolzen Nacken bis zu den Hüften herab. Ihr Gesicht war von der Anstrengung tief geröthet; die großen dunklen Augen sprühten Feuer, ihr Athem flog und der üppige Körper bebte in furchtbarer Aufregung.

Er rang unaufhörlich mit ihr und versuchte es, sie gewaltsam von sich zu stoßen und traf sie dabei so hart mit seiner starken Faust, daß sie laut aufstöhnte.

Das brachte ihn zur Besinnung — erstaunt und beschämt blickte er auf das Mädchen, seine Züge wurden milder, er legte unwillkürlich seine Hand auf ihr schönes Haupt und mit bewegter Stimme sprach er: „Du hast mich besiegt. — Es geschah im Zorne, ich will den Faustschlag quitt machen, ich nehme ihn zurück, was verlangst Du dafür?“

„Diesen Mann!“ rief sie, und wies auf mich, „o, gestrenger Herr, begnadigen Sie ihn!“

„Ein hoher Preis,“ sagte der Chef, „doch so sei es, er ist begnadigt!“

Ein donnernder Jubelruf erscholl aus den rauhen Kehlen der Soldaten, die mit wachsender Aufregung diesem ungleichen Kampfe, diesem wüthenden Ringen zugeschaut.

Das Mädchen aber sprang schwer athmend auf und schritt, unter donnernden Jubelrufen, durch die Reihen der Soldaten, in das Lager zurück.

Und die schöne, tapfere Marketenderin, der ich mein Leben und meine Freiheit verdankte, war eine Grazerin. Als ich meinen Abschied erhielt, nahm sie mich mit in ihre schöne Vaterstadt.“

Die Kartenschlägerin der alten Schule.

Von K. Bruch-Sinn.

„Schöner Mann, reicher Mann, Caro-Zehn, große Leidenschaft, Pique-Bube, Herz-Dame nach, Hochzeit nahe bevorstehend“ — und so fort. Doch, wir kennen das ja. Aber halt! Der Titel verspricht etwas mehr: „Alte Schule“ — was bedeutet das? Der Autor will die Güte haben, sich die undankbare Mühe zu nehmen, eines der „interessanten“ Individuen jener Race zu schildern, für welche wir „Epigonen“ weder Verständniß noch Achtung mehr haben, einer jener unzähligen Nachtreterinnen der in Gott (oder vielmehr in dessen Widerpart) ruhenden Lenormand (welche dem großen Napoleon seinen Untergang „prophezeite“, wie's in dem „echten egyptischen Traumbuche“ heißt). Danke. Weiß Alles! Grauenhafte Höhle, altmodischer Zauber-Apparat, Zauberspiegel, der alle abwesenden Personen in allen möglichen Stellungen zeigt, welche sie in dem Momente „nach sehr verbürgten Nachrichten“ einnehmen sollen, item: ein schwarzer Kater, ein Todtenschädel, eine Eule, einige „im passenden Momente“ aus einer Ecke hervorflatternde Fledermäuse und — der Mittelpunkt all dieser Herrlichkeiten ein Scheusal von einem alten Weibe mit flatternden grauen Haaren und sonstigem etwas „exaltirten“ Wesen, so damals zum Handwerk gehörte, und erst den rechten Kern zur Sauce gab. Nichts von all' dem, schöne Leserin! Dies gehört einer Epoche an, mit welcher ich mich nicht einzulassen wünsche.

Zwischen den Zeiten der Lenormand's — deren Stifterin dem alten Napoleon eine Prise Kaffeesatz präsentirte, welche dieser große Mann mit vielem Interesse hinaufschnupfte, um dann auf St. Helena nießend, auszurufen: „Ja, sie hat's gesagt“ — und unserer skeptischen Epoche liegt noch eine Generation, so ein niedliches juste milieu hält zwischen totaler Finsterniß und blendendem Lichte, eine anheimelnde Dämmerung, deren allmä-

liges Schwinden wir Jüngeren noch zu beobachten das Vergnügen hatten, und deren sich unterschiedliche Repräsentanten und Verehrer der „guten alten Zeit“ mit so innigem, durch die Schlechtigkeit der neuen, noch gehobenen Vergnügen zu entsinnen wissen.

Meine liebe Mutter Nanette stammt aus dieser Zeit, und ich gedenke ihrer, welche ich nun seit nahezu einem Decennium aus den Augen verloren, mit umso größerer Werthschätzung, als sie mir, da ich noch in der Wiege lag, bereits prophezeit hatte, ich würde dereinst einen Grafen, einen veritablen Grafen, heiraten — ob jetzt oder erst — wenn ich nach vollzogener Seelenwanderung altadelige Baronesse mit 386 Ahnen, das hat sie leider nicht gesagt! — — — — — —

Mutter Nanette war die Kartenschlägerin der vornehmen Kreise der Hauptstadt **. — Das documentirt sich bereits an dem noblen französischen Klange, welchen sie ihrem schlichten Taufnamen substituirt. Anna, Nani, Nanette — das ist umgekehrte Darwin'sche Theorie, nach welcher ein an sich ganz hübscher Name „degenerirt.“ Nanette — das ist der feinen Welt mundgerechter, und der „alten Mutter“ klingt's vornehm schmeichlerisch in's Ohr. Nicht daß sie sich ihres schönen Taufnamens geschämt hätte. Im Gegentheile, sie sagt oft: „Die heilige Anna, meine gnädige Patronin, sie hat mich nicht verlassen, hat mir auf meine alten Tag' das Bisserl gegeben, das ich brauche. Und einmal bitt' sie im Himmel für meine arme Seel', daß's aus dem Fegfeuer kommt.“ Worauf dann die jeweilige feine „Kundschaft“, mit welcher sie eben „beschäftigt“ ist, regelmäßig erwidert: „Aber, Nanette, Sie brauchen nicht an derlei zu denken, sind ja gesund, munter (herablassend auf die Schulter klopfend), unsere alte Mutter darf uns ja nicht verlassen — wer sollte uns dann wohl all' die schönen Sachen prophezeien — und wenn man sonst — hm, etwas wissen will . . . .“ worauf dann die Alte mit frommem Aufblick und gleicher Regelmäßigkeit zu erwidern pflegt: „Wie Gott will! Der alte Gott lebt ja noch, Euer Gnaden, nur auf ihn vertrauen, das ist die Hauptsach', und auf die liebe Mutter Maria — die bitt' für uns Alle!“ — Und hiermit nimmt das, durch diese frommen Excurse unterbrochene Geschäft seinen Fortgang. Ja, Mutter Nanette ist gottesfürchtig, sparsam, reinlich, kurz mit allen guten Eigenschaften begabt, und dabei heikel in Bezug auf die Kundschaft. In der bürgerlichen Atmosphäre hat sie sich nie recht wohl gefühlt, obwohl sie auch von Zeit zu Zeit dem bekannten Grundsatze von der Geruchlosigkeit des Geldes huldigend, sich herabläßt, auch in minder vornehmen Kreisen ein Engagement gnädigst anzunehmen.

Sie rächt sich aber regelmäßig dafür, indem sie nach ihrer Rückkehr in die ihr allein zusagenden Sphären von dieser Höhe herab vernichtende Urtheile auf die „unteren Schichten“ schleudert, mit welchen sie sich um schnöden Gewinnes willen eben „gemein gemacht“. „Gräfliche Gnaden werden mich versteh'n — ist halt doch ganz etwas Anderes auch für unser Einen, in einem solchen Boudoir zu sitzen, als in die Zimmer von diese Leut'. Alles was wahr ist: schön eingerichtet sind's oft, Sammtmöbeln und Bilder und Alles — aber fehlt halt der Perfim, das wirkliche Noble — das können sich die Leut' ewig nit kaufen. Und wenn man auch nur ein armer Teufel ist — was aber immer nur mit die höchsten Herrschaften verkehrt, unter die Leut' kommt — man findet sich halt nicht hinein. Und völlig weh thut's Einem, wenn man sieht, wie's die Leut' in Allem der hohen Aristokratie nachmachen möchten — da denk' ich mir allerweil, Du arm's Hascherl! So was muß angeboren sein!“

Visiten, welche solche kleine Intermezzo begleiten, sind oft die ergiebigsten für Mutter Nanette. Da wird denn regelmäßig daheim, im reinlichen, netten

Stübchen, ein reinlicher, netter Strumpf aus der alten Truhe hervorgezogen, wo er zwischen Gebetbuch und Sonntagsshawl friedlich geschlummert und eine Procedur an der ci-devant Fußbekleidung in's Werk gesetzt, welche an die Schlangenfütterung in den Menagerien mahnt. Und die Strumpf-Boa wird immer dicker; Mutter Nanette ist ja sparsam und hält das Bisserl zusammen, das ihr ihre Schutzpatronin für ihre alten Tage bescheert. Nach der Fütterung kommt die Danksagung. Da wird ein Stahlstich-Portrait der heiligen Anna aus dem Gebetbuche genommen und „abgebusselt", dann wird die Truhe vollständig verschlossen und Mutter Nanette setzt sich zu Tische und läßt sich ihr „Häferl Kaffee" schmecken.

So bürgerlich ordentlich, so prosaisch klar sieht's in dem Stübchen der alten Wahrsagerin aus! Das altmodische Bett mit der blauwollenen Decke, darüber ein hübsch geschnitzter Christus zu dessen Füßen Weihbrunn und Palmkätzchen malerisch gruppirt — ein Tisch, die alte Truhe, ein Großvater-Sessel und zwei Stühle für die Kundschaften, welche die Weisheit frisch von der Quelle trinken wollen. Beim Kachelofen hängt eine alte Schwarzwälderuhr, eine von denen, welche als „längst nicht mehr modern" von uns in's Gesindezimmer verwiesen werden, vielleicht, weil auch die damit verknüpfte Poesie antiquirt ist, die Poesie des Waldes, welche uns ihr stündlicher Kukuruf vorzauberte.

Es klopft und herein tritt eine elegante junge Dame und nimmt auf einem der Stühle Platz, welchen ihr Mutter Nanette mit einer würdevollen Verbeugung angewiesen. „Gnädige Baronesse beehren mich wieder einmal" — und unterdessen hat sie schon ein Spiel Karten, nicht schmutzig, aber etwas „überspielt", wie der Kunstausdruck lautet („die neuen thun's nicht"), hervorgezogen. Sie setzt sich an den Tisch, fährt aber bald wieder empor, erschrocken über ihre Zerstreutheit, sich an den Besuch wendend: „Aber bitt', gnädiges Fräulein (mit einladender Handbewegung gegen den Weihbrunnkessel hin), bitt' recht schön, jetzt hätten wir bald alle Beide vergessen" — und die junge Dame nickt lächelnd, tritt an's Bett und besprengt sich; die Alte folgt ihr mit den Augen und schlägt gleichfalls ein Kreuz, aber ein trockenes . . .

„So ist's recht, jetzt können wir anfangen. Alles mit Gott, nichts ohne Gott! — So hab' ich's immer gehalten und bin in Ehren grau geworden. Gibt schon Leut', die nichts d'rauf halten, aber man sieht auch das Ende (Karten mischend). Wie die alte Fahmann, meine Nachbarin. Hat alle Arbeit angefangen ohne Gebet und hat's auf keinen grünen Zweig gebracht, und Tag und Nacht genäht und gestrickt, bis sie halt blind geworden ist. Ich hab' oft zu ihr gesagt, wenn's mir ihr Elend geklagt hat, Rosi, hab' ich g'sagt, allerweil ein Bissl beten und besonders die Mutter Maria anrufen — aber sie immer d'rauf: „„'s Beten macht nicht satt und Sie haben leicht beten, Ihnen geht's gut."" Ist am Stroh g'storben. — Gott sei der armen Seel' gnädig und laß sie ruhen in Frieden, Amen. Abheben, wenn ich bitten dürft!" — Und nun wird lustig d'rauf los prophezeit, und zwar in jener diplomatischen Weise, welcher Mutter Nanette ihr glänzendes Renommé verdankt. „Es geht fast immer Alles aus", was sie vorhersagt. Denn sie sagt immer nur, was ihr das Wahrscheinlichste dünkt im Hinblick auf den jeweiligen Stand, der ihr meist wohlbekannten Verhältnisse der „gnädigen Kundschaft" . . . „Es ist mein Grundsatz: man darf mit den Leuten nicht zu familiär werden, sonst übernehmen sie sich, aber der alten Nanette kann man wirklich vertrauen, die ist treu wie Gold und bleibt immer in ihren Schranken. Ueberdieß — die alte Hexe weiß ja so Alles! . . ." Wie oft hörte man nicht Aehnliches! Und wenn dann der Sprecherin die Ablagerungen ihres „Vertrauens" als Neuigkeit bei der nächsten Sitzung auf-

getischt werden, dann heißt's: „Weiß Gott, ich bin nicht abergläubisch, aber es gibt halt doch was! Ich sage Ihnen das — und ich bin nicht abergläubisch, nicht im Geringsten — au contrair!"

Hoffnung.

In düst'rer Nacht, vom Lande fern
Treibt jetzt mein Schiff — ein Spiel der Wogen;
Gebrochen ist sein Mast; sein Stern
Ist tief zum Meer herabgezogen.

Das Deck von Fluthen überstürzt —
Kaum, daß ich selbst noch Boden finde...
Die Taue, sonst so fest geschürzt,
Sie schlagen klappend sich im Winde.

Die Segel sind zerfetzt — ein Hohn
Auf ihr vergang'nes stolzes Bauschen —
Gespenstisch Alles und kein Ton
Dringt hell mehr durch des Meeres Rauschen.

Und ich allein... allein gestellt,
Verlassen längst von den Genossen —:
Die Einen — vielleicht längst zerschellt,
Die Andern — wieder glückumgossen!...

Ja, ich allein und ohne Licht —
Es scheint selbst nicht der Mond hernieder —
Was ist's, was dennoch zu mir spricht:
Und Du siehst doch den Hafen wieder?...

Emil Richter.

Ein Richterspruch.

Nach Gottfried Keller.

Ein Landvogt saß zu Gerichte. Wollt ihr wissen, wie er richtete?

Der Amtsdiener führte ein ländliches Ehepaar herein, welches in großem Unfrieden lebte, ohne daß der Landvogt bis jetzt hatte ermitteln können, auf welcher Seite die Schuld lag. Gegenseitig überhäuften sie sich mit Anschuldigungen und Keines war verlegen, auf die grobe Münze des Andern Kleingeld genug herauszugeben. Neulich hatte die Frau dem Manne ein Becken voll heißer Mehlsuppe an den Kopf geworfen, so daß er jetzt mit verbrühtem Schädel dastand und bereits ganze Büschel seines Haares herunterfielen, was er mit höchster Unruhe alle Augenblicke prüfte, und es doch gleich wieder bereute, wenn ihm jedesmal ein neuer Wisch in der Hand blieb. Die Frau aber läugnete die That rundweg und behauptete, der Mann habe in seiner tollen Wuth den Suppentopf für seine Pelzmütze angesehen und sich auf den Kopf stülpen wollen.

Der Landvogt, um auf seine Weise einen Ausweg zu finden, ließ die Frau abtreten und sagte hierauf zum Manne: „Ich sehe wohl, daß Du der leidende Theil bist — ein armer Hiob — Hans Jakob — und daß das Unrecht und die Teufelei auf Seite Deiner Frau sind. Ich werde sie daher am nächsten Sonntag in das Drillhäuschen am Markt setzen lassen und Du selber sollst sie vor der ganzen Gemeinde herumdrehen, bis Dein Herz genug hat und sie gezähmt ist."

Allein der Bauer erschrak über diesen Spruch und bat den Amtmann, davon abzustehen. Denn wenn seine Frau, sagte er, auch ein böses Weib sei, seine Frau sei sie doch und es gezieme ihm nicht, sie in solcher Art der öffentlichen Schande preis zu geben. Er möchte bitten, es etwa bei einem kräftigen Verweis bewenden lassen zu wollen.

Hierauf ließ der Landvogt den Mann hinausgehen und die Frau wieder eintreten.

„Euer Mann ist," sagte er zu ihr, „allem Anscheine nach ein Taugenichts, und hat sich selbst den Kopf verbrüht, um Euch in's Unglück zu stürzen. Seine ausgesuchte Bosheit verdient die gehörige Strafe, die Ihr selbst vollziehen sollt. Wir wollen den Kerl am Sonntag in das Drillhäuschen setzen und Ihr möget ihn alsdann vor allem Volk so lange drillen, als Euer Herz verlangt."

Die Frau hüpfte, als sie das hörte, vor Freuden in die Höhe, dankte dem Herrn Landvogt für den guten Spruch und schwur, daß sie die Drille so gut drehen und nicht müde werden wolle, bis ihm die Seele im Leib weh thue.

„Nun sehen wir, wo der Teufel sitzt!“ sagte der Landvogt in strengem Tone und verurtheilte das böse Weib zu drei Tagen Thurm bei Wasser und Brot.

Noch ein Richterspruch.

Ein andermal erschienen vor demselben Landvogte zwei religiöse Sectirer als Kläger; die hatten — aus ihren religiösen Gründen — dem Landvogte den Bürgereid verweigert und sich beharrlich der Erfüllung aller bürgerlichen Pflichten widersetzt, ohne den gütlichen Ermahnungen Gehör zu geben. Alles unter Hinweis auf ihren Glauben und Beruf. Jetzt waren sie gekommen, um sich gegen arme Leute zu beklagen, welche in ihre Waldungen gedrungen seien und nach Belieben mit Brennholz versehen hätten.

„Wer seid Ihr?“ fragte der Landvogt, „ich kenne Euch nicht.“

„Wie ist das möglich?“ riefen sie, indem sie ihm ihre Namen nannten. „Ihr habt uns ja schon mehrmals herbeigerufen und den Amtsboten zu uns gesandt mit schriftlichen und mündlichen Aufträgen.“

„Ich kenne Euch dennoch nicht!“ fuhr er kaltblütig fort; „da Ihr selbst daran erinnert, wie Ihr keine bürgerlichen Pflichten anerkannt habt, so vermag ich Euch kein Recht zu ertheilen. Geht und suchet, wo Ihr es findet!“

Wer nachdenkt — das Geschichtchen läßt sich gut anwenden.

Die böse Glocke.

So ein Volsblatt ist, wie eine große Glocke, die das ganze Jahr läutet; Manchem zur Freude, Vielen zum Aerger; es ist mitunter wie jene Glocke im Märchen, an welcher kleine Böcklein den Schwengel zogen — und die Böcke waren Teufelchen, und so war das ein Läuten und Läuten, daß sich die armen Sünder davor bekreuzten.

Der Jahrgang wäre nicht groß genug, um Alles auszuläuten, was an Schlechtigkeit und Dummheit begangen wird. Vom Ersteren ist es besser, man schweigt ganz still — begraben ohne Glockenklang, wie einen Hund, und Erde drauf. Mit der Dummheit und den Abelsbergerstücklein thut sich's schon possirlicher; hei, da ziehen die Böcklein am Schwengel, daß es eine Lust ist, und die Glocke klingt.

Wir nehmen nur das Harmlose, daß Niemand böse wird, nennen auch keine Namen, denn die Orte stehen und die Leute leben noch.

In einem Dorfe des Oberlandes, an einer Abzweigung der Straße, hat der fürsorgliche Gemeindevorstand folgende Aufschriftstafel stellen lassen:

> „Warnung. Es wird von Seite der Gemeindevorstehung Kumpitz strengstens beauftragt, daß über die Wassendorfer Brücke bis sie nicht gebaut ist, Niemand fahren darf. Gemeindevorstehung Kumpitz.“

Wer eine solche Verantwortung hat, wie ein Gemeindevorsteher! Ein Unglück ist bald fertig und auf der Straße gibt es Leute, die so unvorsichtig sind, daß sie mit Roß und Wagen über eine Brücke fahren, die gar nicht da ist!

Kein Mensch glaubt es, was ein Bürgermeister für Umsicht und Selbstverleugnung haben muß! Zu dem Bürgermeister eines niederösterreichischen Dorfes kam eine Anfrage nach einem gewissen Strohmeier. Hierüber ertheilte der Befragte folgenden Bescheid:

„Obiger Strohmeier in unserem Orte nicht auffindbar. Ueberhaupt ist der Name Strohmeier in den letzten dreißig Jahren nicht in der Gemeinde vorgekommen. Strohmeier, Bürgermeister.“

Auch das Geld bringt die wunderlichsten Stücklein zusammen.

Da fragte Einer: „Freund, ich höre, Du willst Dich verheiraten?“

„Allerdings.“

„Mit wem denn?“

„Sechzigtausend Gulden,“ antwortete der Bräutigam, „der andere Name fällt mir jetzt nicht gleich ein.“

Vor einem Jahre hat in Berlin ein 35jähriger Mann eine 70jährige Jungfrau geheiratet. Er nahm sie der hohen Ziffer wegen, meine aber nicht die Ziffer ihrer Jahre, sondern die ihres Vermögens. Nun, es sei ihm gegönnt, und auch sie wird die Ursache seiner Liebe kennen. Nur die Verwandtschaftsverhältnisse betrachten wir, welche aus dieser Heirat entstanden sind.

Der 42 Jahre alte Sohn der Braut nämlich ist seit zehn Jahren mit der Mutter des Bräutigams verheiratet, eine Dame, die sich, obwohl 60 Jahre alt, eine seltene Frische und ein liebliches Aeußeres bewahrt hat. So wird der Bräutigam zunächst der Mann seiner eigenen Großmutter, der Schwiegervater seiner Mutter, der Großvater seiner Geschwister und also auch sein eigener Großvater. Die Braut wird aus der Schwiegermutter zur Schwiegertochter, ihr Sohn der Schwiegervater seiner Mutter und endlich machen ihre Enkel ihr als Schwägersleute die Aufwartung.

Ja, das liebe Geld! nicht wahr, Herr Baron? Ich meine hier den lebenslustigen Baron v. Perming, der gar traurig im Vorzimmer seines schwer darniederliegenden Onkels sitzt und klopfenden Herzens den Arzt des Patienten erwartet. Als dieser aus der Krankenstube trat, fragte der Baron sehr gespannt: „Nun?“

„Traurig!“ murmelte der Arzt und zuckte die Achseln.

„Offen, Herr Doctor,“ versetzte der Baron, „ich bin auf Alles gefaßt.“

„Da bedauere ich Sie, Herr Baron,“ sagte der Arzt, „wie ich aus sicherer Quelle weiß, hat er Ihnen nur die Hälfte vermacht.“

Gut gebrummt, Löwe!

Aber auch gut gebrummt, Löwin! Ich meine hier das Weib, welches, mit ihrem Kinde an der Brust, auf der Wiener Tramway fuhr. Als der Schaffner ihre Fahrkarte besah, bemerkte er zu seinem Erstaunen, daß eine solche für den nicht mehr ganz kleinen Knaben fehlte.

„Das ist ein ziemlich großes Kind,“ meinte er.

„Ja,“ gab das Weib zurück, „aber Sie sind so langsam gefahren, daß mein Sohn seit dem Einsteigen rechtschaffen groß geworden ist.“

— — Und so könnte die Glocke fortläuten Tag und Nacht, aber für heute genug, denn die Leser dürften meinen, es wäre Eins oder das Andere auf sie selbst und ihren guten Ruf gemünzt. Es sind nicht Alle, sowie jener Mann, der gegen jede Anschuldigung und jeden Spott gleichgiltig bleibt und nur das Eine sagt: „Mein Ruf gleicht meinen Stiefeln, er wird glänzender nach jeder Anschwärzung.“

Für's Herrgottskind d Wiagn.

In steirischer Mundart von P. K. Rosegger.

Du narisch Kind, jo,
Wos grimst Dih dan so?
Geh, moch a frisch Gsicht
Und nims noch n Gwicht.
Noch n Gwicht nims und nit
Noch der unrichtin Elln,
De d Folscher und Schimpfer
Und Raunzer aufstelln.
Drahst Dih rechts oda dengs,
Oda liegst noch da Längs,
Willst Dih stelln oda legn,
Es kon da nix gschegn.
Bist reich, wirds da taugn,
Bist gsund, wirst es gspirn,
Bist kronk oder orm,
Host nix zan valiern.
Bist brav, konst as gniassn,
Host Schuld, wirst as büassn,
Leidst Unrecht, wuhlon:
Bessa glitn, wia thon.
Bist schön, mochst a Freud,
Bist as nit, findst koan Neid,
Bist jung, renst in Saus
Und bist olt, is s bold aus.
So long s d do bist, thuast mit,
Und bist gstorbn, host an Fried,
Schlofst Dih aus, aft is schon
Wieda munta Dei Seel,
Legt sih onderster on
Und hot d Augn wieda hel. —
Da Wind waht Dih hin
Und da Boch trogt Dih he,
D Erd ziacht Dih nieda,

s Feur hebt Dih auf d Heh.
Loß Dih wahn, loß Dih trogn,
Loß Dih aufhebn und legn,
s schuadlt hin, s schuadlt her
Und as kon da nix gschegn.
s schuadlt hin und da Staub
Sein scha d Federn zan Fliagn,
s schuadlt her und Dei Grob
Is für's Herrgottskind d Wiagn.

Fortsetzung des Alphabets.

K.

kagazn, krächzen, hüsteln bei Kindern.
kami, schimmelig (bei Flüssigkeiten).
kamp, kaum.
Kampel (der), Kamm, auch Kempe, so viel, als ein ganzer Mann.
kasweiß, schreckbleich, todtenbleich.
katzln, sich erbrechen nach übermäßigem Trunke.
kauschn, das Schmatzen mit dem Munde während des Essens.
Keichn (die), Kerker.
Keiderei, Keierei (die), Verdrießlichkeiten, Zwistigkeiten.
Keil (das), für Stück Brot.
kein, tönen, klingen. **Dä Musi keit schön.**
kein, werfen, schleudern, fallen lassen. **Kei's nit owi!** Laß es nicht fallen.
kein, sich kümmern, an etwas kehren. **Brumelst ma long guat, ih kei mih nit drum.**
keisch, gefügig, zart, schwächlich.
Keischn, Gehäuschen, **Keischl,** Gehäusel, kleines Haus, **Keischla,** Inwohner, Eigenthümer desselben.
kenin, onkenin, anzünden.
Kestn (die), Kastanie.
Kiata (der), Jahrmarkt, Kirchtag, auch das Jahrmarktsgeschenk heißt **Kiata.**
Kin (der), Kümmel.
kifeln, kauen, nagen.
kirfohrtn, wallfahren, kirchfahrten.
Kitzl (das), junge Ziege.
Klachel (der), Schwenkel, **Glocknklachel,** auch Spottname für einen leichtfertigen Burschen.

Wan s Monscha schön scheint,
So scheints üba s Dachl,
Wan sist ka Bua kimt,
So kimt s Nochbarn Klachel.

klaubn, kleibeln, ein bezeichnendes Wort für ausmustern, aussuchen, etwas hin und herlegen u. s. w.; im Hochdeutschen dafür kein genau deckendes Wort, **aufklaubn,** aufheben.
kleckn, ausreichen. **A Guldn kleckt nix in Wirthshaus.**
klemi, klemmend, karg. **A klemi's Oertl** sagt man von einer kleinen, kümmerlichen Bauernwirthschaft.
klempern, klappern, schellen.
kleschn, heftig pochen, **a Klescha,** lauter Schlag.
kletzln, kletzn, etwas mühsam mit den Fingernägeln herabzwicken.
Kletznbrot, mit gedörrtem Obst- und Südfrüchten gefülltes Brot. Als Festbrot zur Weihnachtszeit üblich.
klewa, kleber, kaum, auch: schwächlich. **Zan an Soldotn bist viel z klewa.**
Klogfist (der), Spottname für einen Angeber, Kläger (bei Kindern gebräuchlich).
klua, klug, in der Bauernsprache so viel wie sparsam, auch: spärlich, rar. (Das hochdeutsche klug heißt gemeinhin: gescheidt).
Kneissl (der), Scherzname für einen dicken, bausbackigen Jungen.
kneifeln, knöpfen. **Kneisl Dein Jangga zua, s geht a kolta Wind.**
knodzn, im Bett unruhig hin- und herwälzen.
Knödl (das), Klosse, steirische Lieblingsspeise aus Weizenmehl, mit Semmeln oder Speck gefüllt, zum Selchfleisch und Sauerkraut gegessen.
koan Bodn hobn, ungenügsam sein.
Koblwogn, mit einer Plache gedeckter Wagen.
Koch (das), Brei.
Kogl (der), Bergkuppe, Bühel, auch **Kofel.**
Koissl (das), Kosename für Kuh, Lockform: **Seh, Koissl, seh!**
Kolm (die), ein erwachsenes, weibliches Kalb.
koln, bellen, auch: husten.
Kopp, castrirtes Männchen bei Schafen, auch eine Fischgattung.
Korfreidaradschn, Charfreitagsklapper, wie solche in der Charwoche anstatt den Kirchenglocken verwendet werden.
kragazn, knarren, ächzen, auch: **schoagazn.**
krallen, kratzen.
Kramel (die), altes, verwahrlostes Haus.
Kramelwerch, Gerümpel, uneingeräumtes, ungeordnetes Geräthe.
krameln, hin- und herräumen, **zsomkrameln, einkrameln, auskrameln,** auskramen.
krampeln, kratzen, **wulkrampeln,** das Zerzausen und Zerreißen der Wolle durch Drahtstriegeln.
Krampeln, Krallen.
Kranawetstaudn (die), Wachholderstrauch, **Kranabir,** Wachholderbeere.
kraxln, klettern, **Bamkraxln,** eine beliebte Kletterübung auf glattgeschälten Stämmen bei Volksfesten.
Kraxn, hölzerne Rückentrage, **Hauskraxn,** baufälliges Haus.
kreistn, stöhnen, ächzen.
kremeissln, langsam herumgreifen, tändeln.
Krippn (die), Futterbarren, **Kulkrippn,** aus Korbspänen geflochtener Kohlenwagenbarren.
Kriachn (die), Steinobst, wilde Zwetschke, **kriachnblow,** blau wie eine Zwetschke.

Kring (die), Einschnitt, Mark in einem Stab. **Bis zu da Kring is s grod an Elln.**
kroama, mit den Zähnen scharren, auch in Zorn was zermalmen. **Ih z kroam Dih!** Die Redensart kommt häufig bei Raufhändeln vor.
kroanzn, mühsam klettern. **Da kloani Bua kroanzt scha wieder afn Tisch auffi.**
Kruiß (der), Krebs.
Krumpbirn (die), Spottname für Kartoffel.
kudern, kichern.
Kudlkraut, Thymian.
Kui (das), Kinn.
Kumad (das), Pferdegeschirr.
kußtn, küssen.

L.

Labn (die), Vorhaus, Hausflur.
lacht, auch **leicht,** vielleicht, auch **lachtawa.**
lackn, das Anfallen von Wärmewellen von einem heftigen Feuer oder der Sonne. **Hiazt lackt d Sun wieda hoaß her.**
ladschad, schlaff, blöde.
Lagl (der), Spottwort für einen großgewachsenen Mann.
Lahn (die), Lawine.
lahn, aufthauen.
Landla (der), einheimischer Bauerntanz.
Lanftn (die), Baumrinde. **Der Heilin is aus a lerhana Lanftn gschnitzlt.**
Lanzin (der), Frühling.
lanzln, lungern.
lauta, leti, klar, auch so viel wie: nur, bloß. **Heint hon ih lauta jungi Dirndln gsehn.**
lawett sein, erschöpft sein.
Leckn (die), gemischtes und gesalzenes Futter für Hausthiere.
Lefzn (die), Lippe.
Legl (der), **a guata Legl,** ein gutmüthiger Mensch.
len, weich, verweichlicht.
Leibl (das), Weste.
leicht, so viel als gemein, leichtfertig, **z leicht sein,** zu gemein, zu ordinär.
leichtla nia, selten. **Ih hon leichtla nia ka Geld.**
leicht rod sein, überflüssig sein, leicht zu entrathen sein.
Leikauf (der), Leihkauf, auch Leutkauf. Angeld, welches der Bauer seinen an einem bestimmten Tag, dem Leihkauftag, für ein nächstes Jahr gedingten Dienstboten gibt. Leihkauf heißt auch das ausbedungene oder freiwillig gespendete Aufgeld, welches die Bäuerin vom Käufer erhält, wenn der Bauer ein Stück Vieh oder Wald, oder das Haus verkauft. Es wird gewöhnlich in Silber gezahlt. Von diesem unterscheidet sich das **Dudlgeld,** welches die Stallmagd erhält, wenn der Bauer ein Kalb verkauft, und das **Fuatageld, Holtergeld,** welches bei Viehverkauf dem Stallknecht u. s. w. zufällt.
leit, liegt.
Leitn (die), Lehne, steiles Feld.
lempern, das Jungewerfen bei Schafen, **zsomglempert sein,** etwas zerrissen, abgenützt sein.
Lenfl, Lorenz.
lentlas, locker.
leppa, mei leppa, mein Lebtag.
leschad, breit, aufgedunsen, man sagt es von einem breiten Gesicht.
Leser (die), die feinsten Geschälltheile der Ochsen.
letz, schwach. **Der olt Vader is scha wulta letz.**
lezna, ausdörren, austrocknen von Holzkübeln, so daß sie nicht mehr Wasser halten.
Liachtbradl, so heißt die Mahlzeit, welche der Schuster- oder Schneidermeister zum Michaelstage seinen Gesellen auftischt, weil um diese Zeit des Morgens und Abends die Lichtarbeit, die Arbeit bei Span- oder Kerzenlicht angeht.
liapern, viel trinken. **Was ih heint wieda Wossa gliapert hon!**
Liegads (das), Liegende, Lager (Ausdruck beim Eisschießen).
lind, ungesalzen. **D Suppn is lind.**
Linsad (die), Leinsamen.
Lipp, Philipp.
loabn, etwas dulden. **Ih loab in mein Haus koan Faullenza.**
loachn, Jemanden zur Seite schwingen, hinschleudern, **umiloachn,** auch: übervortheilen. **Ba dem Handl host mih sagrisch gloachn.**
loadi, ih bin loadi, es thut mir leid. **Mei Muader is gstorbn, ih bin loadi um sei.**
Loam (der), Lehm.
loan, lehnen.
loandln, träge hintrotten, schleppend, schläfrig gehen.
Loatagorm (der), zweiräderiger Leiterwagen, auch Benennung für die Spinnengattung „Weberknecht."
Locherl (der), Spottname für einen blöden und gutmüthigen Menschen.
Lockn (die), Lache, **Lakl,** kleine Lache.
lodna, laden.
Logl (die), Lagel, hölzernes Wassergefäß zum Tragen der Fische.
Loi, Gattung, **ollaloi,** allerlei. **Der Wein taugt ma nit, ih möcht an ondern Loi.**
Lopp (der), leichter Spottname für Narr, Närrchen. **A guata Lopp.**
losn, horchen, irgendwo im Versteck sein. **In Heuschoba drein bin ih glost. Losn gehn** ist der specielle Ausdruck für das Horchengehen in der Christnacht, ob und was in den Ställen die Hausthiere reden.
Losta (der), so viel als Menge. **Z Wean hots den Losta Leut.**

Lotta (der), Geliebter, auch Schimpfname, der so viel bedeutet als Lungerer.
luckad, durchlöchert. **A luckada Stiefel.**
Lucka (die), mit Stangen oder Brettern zu verschließende Zaundurchfahrt. (Unterschied von Thörl oder Gadern).
ludlazn, jodeln, einen Jodler blasen.
lifti, flink, rasch.
ludln, saugen, trinken, auch: **luzln**.
Lugna (der), Lügner. **Du Glogna** heißt, Du Lügender, oder: Du, der Du gelogen hast; **luschln**, lügen.
Lugndorf, Scherzname für den Mund. **Blos die hoaß Suppn, sist verbrennst da Dei Lugndorf.**
lunzn, schlummern, auch: faullenzen.
Lus (der), Streifen von jungem Waldanwuchs.
lustn, gelüsten. **Mih lust's noch an Bradl.**

M.

madsch, abgemattet, zu Grunde gerichtet.
Mäur (die), Felswände.
mäusoanmochn, Hindernisse in den Weg legen.
Malta (das), Mörtel.
manga, rein, glatt, gleich sein.
Marblstoan (der), Marmorstein.
marzn, vergebliches Bemühen, um etwas aufzuheben. **Ih marz und marz und kon den Hobabinggl nit dahebn.**
maun, mahnen.
Maschn (die), Schleife, Band an einem Strauß.
mausn, schnipfen, kleinweise stehlen.
Max (die), Schlinge, Masche. **Vogelmax.**
meh, so viel als: schon wieder. **Host scha meh was gfundn?**
mei, mei! Ausruf der Verwunderung.
mei du, mein ös, so viel als: mein Freund, meine Lieben.
mein Oad, bei meinem Eid.
Meni, dameni, die Menge.
Mensch (das), Mädchen. Magd. Mehrzahl: **Menscha.**
mentisch, stark, tüchtig, sehr, im hohen Grade. **Da Schwob is a mentisch hoha Berg. Höllmentisch**, Fluchwort.
miachtln, auch: **musseln**, der Geruch von feuchter, verschlossener Luft im Zimmer.
Mias (das), Moos.
miaslsüchti, kränklich, grämlich.
Miazl, auch: **Muizl, Miaz, Mirl**, Marie.
mirtnlobn, so nennt man das Martinimahl. Die Martinigans, welche am Tage des heiligen Martinus eingenommen zu werden pflegte, wird heut durch andere Speisen ersetzt.
mitlaxln, mitlocken.
moab, mürbe, morsch.
Moach, Merkzeichen. **Moach und Boan.**
moahli, befleckt.
Moam (die), Muhme, als Base, Cousine oder überhaupt eine Verwandte.
Moark, Marktflecken.
Mochad (das), Schmalz, Fleisch, Speckvorrath in einem Hause.
mockn, schmollen. **Hon mei Weib harb gmocht, hiaz mockt sie sih.**
modemochn, eine Sache in Ordnung bringen.
modln, nach Fäulniß riechen. Wird von verdorbenen Nahrungsmitteln gesagt.
mögn, statt: können, wollen, gern haben.
Mogn (der), Mohn. **Mokaas**, durch Stampfen und Pressen hergestellter Mohnkuchen. Eine zur Fastenzeit beliebte Speise als Leckerbissen.
Monähndl (der), so nennt man den Kindern den Mond.
Monscha (das), der Mond, der Mondschein.
Mos (das), Moor.
Mosn (die), Narbe.
Mosthesn, Spottname für einen dicken Menschen.
motzn, zaudern, träge arbeiten.
Muasa (der), Kochlöffel.
mugazn, auch: **mucksn**, ächzen, unwillkürlich einen Laut von sich geben. **Wer sich dasteckt, der derf net mugazn.**
Mugazn (die), Johannesbeere, auch: **Meigaschde.**
mudlfoast, fett und rund.
mudlsauba, hübsch, schön (man sagts gewöhnlich von Frauenzimmern).
Mühlbrot (das), Weißbrod, welches sich der Bauer backen läßt, um es in seiner vom Wohnhause oft entfernten Mühle als Imbiß zu verzehren.
mul, mürbe, kernweich (man sagt es vom Obst).
Muldn (die), Staubschichte auf Straßen. Auch Mulde, eine Einbuchtung, Vertiefung auf Wiese oder Feld.
Multwurn (der), Molch, Salamander.
mumeln, das Kauen des Zahnlosen.
Munggn (die), ein Mus oder Brei aus Mehl von getrockneten Birnen bereitet. (Eine im Jackelland vorkommende Speise.)
munta sein, wach sein.
murln, das Uebelriechen der Wasserthiere.

N

nachtn, gestern Abends. **Nacht is a Nachthiaba kema**, gestern Abends ist ein Mensch gekommen, der um Nachtherberge anhielt.
Nagerl (das), Nelke.
nahad, nahand, nähand, nahe, in der Nähe.
namla, nämlich, freilich **namlawul**, besonders, wohl sehr.
na warla! Ein Ausruf des Bedauerns, der Rathlosigkeit; vielleicht: ach, wahrlich, es ist so!
Nebelstrittn (die), eine lange Flinte.

nedla, wühlerisch, verwöhnt. **Der Mensch is nedla, er mog ka Baurnkost.**
Neidkrompn (der), Geizhals.
netln, langsam, träge arbeiten, fretten, auch: nöthigen. **Zan Essn netln.**
Niaschl (das), **Nuasch** (der), kleiner Holztrog.
Nigerl (das), ein klein gewachsener Mensch, ein niedliches Kind, auch Verkleinerung für Nicolaus.
Nigl (der), **Germnigl**, Germkuchen.
ninaschd, nirgends.
Nissn (die), Eier von den Läusen.
nit ba sogn mögn, völlig erschöpft sein.
nit schern mögn, so viel als: sich fügen, etwas zugeben, gut sein lassen. **Ih mog mih nit schern und gib noch.**
niveln, fein regnen, auch: **nebelreisn**, auch: **niseln.**
Noagl (das), Ueberbleibsel.
nochi, nach. **Ih schau nochi.**
nochtrogn, wos nochtrogn, eine Beleidigung nicht vergessen, auf Gelegenheit warten, sie zu rächen.
nopsazn, einschlummern, ein Schläfchen machen, auch: **notzn.**
noppn, mit den Kopf schütteln. **A noppanda Schimel.**
Nud (die), in Holz ausgehöhlte Rinne.
nutz, brav. **Er is nit viel nutz**, er ist liederlich.

Bücher.

Montags-Geschichten von Alphonse Daudet. (Basel, Beno Schwabe.) Wer es wissen will, wie der große deutsch-französische Krieg in den Jahren 1870 und 1871 von französischem Standpunkte aus betrachtet ausgesehen hat, dem rathen wir ein Büchlein an, in welchem ein französischer Poet mit Meisterschaft Bilder entrollt aus dem aufgeregten Leben, dem wilden Treiben des französischen Volkes, der Pariser während des Herannahens der Preußen, während der Belagerung und während der rothen Commune. Der Dichter hat hier die Eindrücke geschildert, welche die Niederlage und Selbstschändung Frankreichs auf sein patriotisches Herz gemacht hat. Er schont dabei seine Landsleute nicht, er sagt ihnen viel Bitteres, und dennoch verläugnet keine Zeile den Franzosen.

Die Schilderungen der Natur- und Kriegsbilder sind unübertrefflich, die Charakterisirung der Personen ist mit wenigen Strichen stets treffend. In der liebenswürdig geistvollen Form und in der Gediegenheit des Inhaltes vereinigen sich sozusagen die Vorzüge französischer und deutscher Meister. Es ist uns gestattet, zwei Kabinetsstücke aus dem neuen Buche Daudet's, welches Stephan Born mit feinem Geschicke in's Deutsche übertragen hat, den Lesern des „Heimgarten" vorzuführen.

Steiermärkische Geschichtsblätter, herausgegeben von Dr. J. v. Zahn. I. Jahrgang, 1. Heft. (Graz, Leykam-Josefsthal, 1880.) Eine höchst dankenswerthe That ist die periodische Herausgabe von historischen Actenstücken, die sich auf Steiermark beziehen, sowie von seltenen und interessanten Orts-, Geschichts- und Trachtenbildern, Autographen, alten Drucken, genauen Nachbildungen von wichtigen Originalurkunden u. s. w. — welche sich diese Zeitschrift zur Aufgabe macht. Vom Inhalte des ersten Heftes zu nennen: Wie die Herren von Liechtenstein und Stubenberg vor Kaiser Friedrich Gnade fanden; Schreiben eines österreichischen Jesuitenmissionärs an den Propst zu Pöllau, betreffs seiner Reise nach Mexico und seiner Erfahrungen daselbst (lateinisch). Ferner vom Sanitätswesen, der Stadtbeleuchtung zu Graz in alter Zeit, Privilegien steiermärkischer Städte und Märkte u. s. w. Eine musterhaft ausgeführte artistische Beilage: Was vor vier und drei Jahrhunderten man sich von Steiermark erzählte, ist dem Hefte angeschlossen.

Geschichtsforschern wird diese Zeitschrift, der das beste Gedeihen zu wünschen ist, stets eine willkommene Handhabe sein.

Des Dichters Alphabet. Eine Sammlung episch-lyrisch-didaktischer Gedichte. Verfaßt und herausg. von Rudolf Bieleck. Erste Auflage. (sic!) Wien, Selbstverlag des Verfassers. Die Herausgabe von Gedichten erscheint in unserer Zeit nicht immer motivirt. Wer verlangt neue Gedichte, wer hätte an den alten nicht hinreichend genug? Oder wer dichtet sich seinen Bedarf nicht selbst? Honorar bringen Gedichte auch selten ein, im Gegentheil, das Druckenlassen kostet Geld, das Hausiren mit der Waare kostet Mühe und bringt oft nur Grobheiten ein.

Es zeugt also von einem ausgebildeten Idealismus des Autors, der trotzdem seine Poesien herauszugeben Muth und Liebe hat. Von diesem Standpunkte aus erscheint uns vorliegende Gedicht-Sammlung aller Ehren werth. Außerdem fanden wir in derselben wirklich Lieder, die zum Herzen dringen und würdig sind, in das Liederbuch des deutschen Volkes aufgenommen zu werden. Eines davon, warm empfunden und schlicht gegeben, veröffentlicht der „Heimgarten" in diesem Hefte. Ferner findet sich in der Abtheilung „Xenien" mancher gute, freimüthige Spruch, z. B. ruft der Dichter den Atheisten zu: „Den ewigen Gott wollt ihr läugnen, den Vater aller Geschöpfe? — Läugnet die Mutter doch gleich — die euch gebar — noch dazu!" Zu gewissen Geldmenschen

sagt er: „Ihr wäget den Menschen nach dem, was er hat, nicht nach dem, was er ist; und mit Allem, was Ihr habt und gehabt, erkauft Ihr Euch nicht, was er ist.“

Alt- und Neu-Wien. Geschichte der Kaiserstadt und ihrer Umgebungen seit dem Entstehen bis auf den heutigen Tag, geschildert von Moriz Bermann. Mit 312 Illustrationen, Bildnissen, Initialen und Plänen von hervorragenden Künstlern. (A. Hartleben, Wien.) Mit Liebe und Emsigkeit hat der Verfasser alle die schönen Perlen aneinandergereiht, welche sich in Wien seit dessen Entstehen vorfinden und man muß sagen, daß er seine Aufgabe in gelungenster Weise gelöst hat. Schon ein einfaches Durchblättern des ausgezeichneten Bilderwerkes ist überaus instructiv und die Lectüre führt uns gewissenhaft und treu durch Geschichte, Gestalt und Geist der Kaiserstadt an der Donau.

Das Frauenleben der Erde. Unter der Reihe der meist trefflichen populären Schriften über Erd- und Völkerkunde nimmt das soeben in A. Hartleben's Verlag in Wien, im Erscheinen begriffene Werk: „Das Frauenleben der Erde“ aus der Feder A. v. Schweiger-Lerchenfeld's einen ganz eigenen, man möchte sagen: bevorzugten Rang ein. Der Autor hat es trefflich verstanden, das scheinbar zu abgeschlossene Thema in unzählbaren Farbenbildern und Formengestalten wiederzugeben. Kaukasier und Araber, Kirgisen, Juden, Malayen, Chinesen und Japaner, die Völker Europa's, dann die anglosächsischen und romanischen Cultur-Repräsentanten der beiden amerikanischen Continente, sowie der ganze Schwarm von afrikanischen, australischen und oceanischen Naturvölkern — sie alle weisen ihre originellen Seiten im Frauen- und Familienleben auf, in ihrem Gebahren in Steppen, Gebirgen und Niederlassungen bis zu den europäischen Culturcentren hinauf. Die zahlreichen, höchst interessanten Illustrationen (Typenbilder, Haus- und Familienscenen, Geräthe, Schmucksachen u. s. w.), sind gelungen, und so gewährt dieses Werk nicht nur eine höchst anregende Lectüre, sondern es vertritt gewissermaßen auch den Anschauungs-Unterricht, der gerade bei einem solchen Buche unerläßlich ist. „Das Frauenleben der Erde,“ welches in glänzender Ausstattung, geschmückt mit 200 Abbildungen in 20 Lieferungen erscheint, sei somit der Beachtung unserer Leserinnen und Leser empfohlen!

H. Jäger'sches **Garten- und Blumen-Brevier.** Widmungsgabe für unsere Frauen und Jungfrauen. Nebst einem Gartenarbeits-Kalender. Mit 100 Text-Abbildungen nach Zeichnungen von E. Eggel u. A. (Leipzig, Otto Spamer, 1880. (Inhalt: 1. Der Schmuckgarten und die Blumenzucht. — 2. Der Küchen- und Obstgarten. — 3. Die Blumen und der Blumenschmuck im Hause. — 4. Symbolik der Pflanzen und Blumensprache. — 5. Gartenarbeits-Kalender. Für den Familientisch und das Damenzimmer kann es kaum ein sinnigeres Werkchen geben, als Jäger's Garten-Brevier, das gerade jetzt zur bevorstehenden Sommerszeit namentlich Solchen willkommen sein dürfte, die um ein passendes Damen-Geschenkbuch als Geburtstags-, Braut-, Hochzeits-, &c.-Gabe verlegen sind.

Otto Hübner's **statistische Tafel aller Länder der Erde** (Verlag von Wilh. Rommel in Frankfurt a. M.) ist soeben in neuer (29.) Auflage erschienen. Dieselbe enthält in übersichtlicher Weise die neuesten Daten über die wirthschaftlichen Verhältnisse aller Länder der Erde, wie Größe, Bevölkerung, Ausgaben, Schulden, Heer, Kriegs- und Handelsflotte, Ein- und Ausfuhr, Zolleinnahmen, Erzeugnisse, Geld, Maß, Gewicht, Eisenbahnen, Hauptstädte &c. — Wir können diese statistische Tafel mit gutem Gewissen allen Freunden solcher Zusammenstellungen auf das Beste empfehlen, da sie mit vielem Fleiße und großer Gewissenhaftigkeit bearbeitet ist.

Eine wirklich interessante literarische Gabe erscheint in Hartleben's Verlag, Wien. Die Schauspieler des Burgtheaters in Wien haben sich nämlich vereinigt, und zu wohlthätigem Zwecke erzählt jeder von ihnen, mit der Feder in der Hand, irgend ein ernstes oder heiteres Erlebniß. Witz und Schalkheit, graziöser Muthwille und ernst reflectirender Lebenssinn, drängt sich in den Blättern des auf diese Weise entstandenen hoch originellen Werkes zusammen, welches den Titel: **„Dekamerone vom Burgtheater“** trägt und mit den Portraits und Facsimiles aller jener Künstler geschmückt sein wird, welche an dieser Schöpfung mitgewirkt haben. Wenn wir erwähnen, daß die Federn von Karl la Roche, Amalie Haizinger, Sonnenthal, Baumeister, Meixner; die Ehepaare Gabillon, Hartmann und Mitterwurzer, dann die Künstlerinnen Röckel, Janisch, Kupfer, Hohenfels und Heese und Kräfte wie Arnsburg, Lewinsky, Schöne, Krastel, Reusche, Hallenstein und Thimig &c. zum „Dekamerone vom Burgtheater“ beitrugen, jeder in seiner Weise, so bedarf es wohl kaum weiterer Ausführung, um neugierig zu machen auf die hellen Lachblumen und duftenden Geistesblüthen, welche das „Dekamerone vom Burgtheater“ birgt.

Ferner dem „Heimgarten" zugegangen:

Die Alpenpflanzen. Nach der Natur gemalt von Jos. Seboth. Mit Text von F. Graf. 21. Heft. (Verlag von F. Tempsky, Prag.)

Drei Monate am Libanon. Von Dr. Oscar Fraas. II. Auflage. (Verlag von Lewy & Müller in Stuttgart.)

Die Gefahren der See und die Rettung Schiffbrüchiger. Von R. Werner. (Heidelberg, C. Winter's Buchhandlung, 1880.)

Die Entstehung des Cristustypus in der abendländischen Kunst. Von A. Hauck. (Heidelberg, C. Winter's Buchhandlung, 1880.)

Der Thurmbau zu Babel. Von W. Hachmelt. (Heidelberg, C. Winter's Buchhandlung, 1880.)

Ueber die Nachahmung von Naturstimmen in der deutschen Poesie. Von Dr. L. Jacoby. (Heidelberg, C. Winter's Buchhandlung, 1880.)

Sieben Jahre in Süd-Afrika. Von Dr. Emil Holub. 6. bis 8. Lieferung. (Verlag von Alfred Hölder, Wien, 1880.)

Kosmos. Zeitschrift für einheitliche Weltanschauung auf Grund der Entwicklungslehre in Verbindung mit Charles Darwin und Ernst Haeckel. Herausg. von Ernst Kruse. IV. Jahrg., 1880, 1. Heft, April. (Leipzig, Ernst Günther's Verlag.)

Aus Italien. Von A. W. Ambros. Erster Band der nachgelassenen kleinen Schriften. (Preßburg und Leipzig, Heckenast's Nachfolger, 1880.)

Buntes Nichts. Heitere Skizzen und Lebenserinnerungen von R. Schmidt-Cabanis. (Leipzig, Hoffmann und Ohnstein.)

Kaiser Josef II. Ein Lebens- und Charakterbild zur hundertjährigen Gedenkfeier seiner Thronbesteigung. Von Johann Wendimsky. (Wien, W. Braumüller, 1880.)

Moravia. Monatsschrift für Literatur und Heimatskunde, herausg. von W. Müller. III. Jahrg., 1. Heft. Unter der verantwortlichen Redaction Heinrich Frauberger's. (Brünn, Rudolf M. Rohrer.)

Maria Theresia und Kaiser Josef II. in ihrem Leben und Wirken. Mit besonderer Berücksichtigung der interessantesten Zeitereignisse geschildert von Moriz Bermann. Denkbuch zum 100jährigen Jubiläum des Regierungsantrittes Kaiser Josefs II., 1780 bis 1880. Mit 200 Illustrationen, Bildnissen, Initialen u. s. w. von hervorragenden Künstlern. Hefte 1—6. (A. Hartleben's Verlag in Wien.)

Postkarten des Heimgarten:

H. K., Leoben: Ein fast ideales Landschaftsbild bietet sich Ihnen in Deutsch-Landsberg von der Ruine aus dar. Außerdem möge das dortige Fremdenverkehrs-Comité Ihren oberländischen Collegen zum Muster dienen.

F. M., Wien: Die bewußte Tragödie „Selim III." von Murad Efende ist vor Kurzem von Dr. Jonkblont in's Holländische übertragen worden. Weiteres uns nicht bekannt.

G. H., Würzburg: Mit freundlichem Dank angenommen.

E. S., Wien: In der Form sehr anmuthend, aber der Stoff zu abgebraucht.

K. F. in K.: Wie Sie sehen, sofort mit Dank verwendet.

M. v. Th., Wien, F. T., Graz: Recht sinnig.

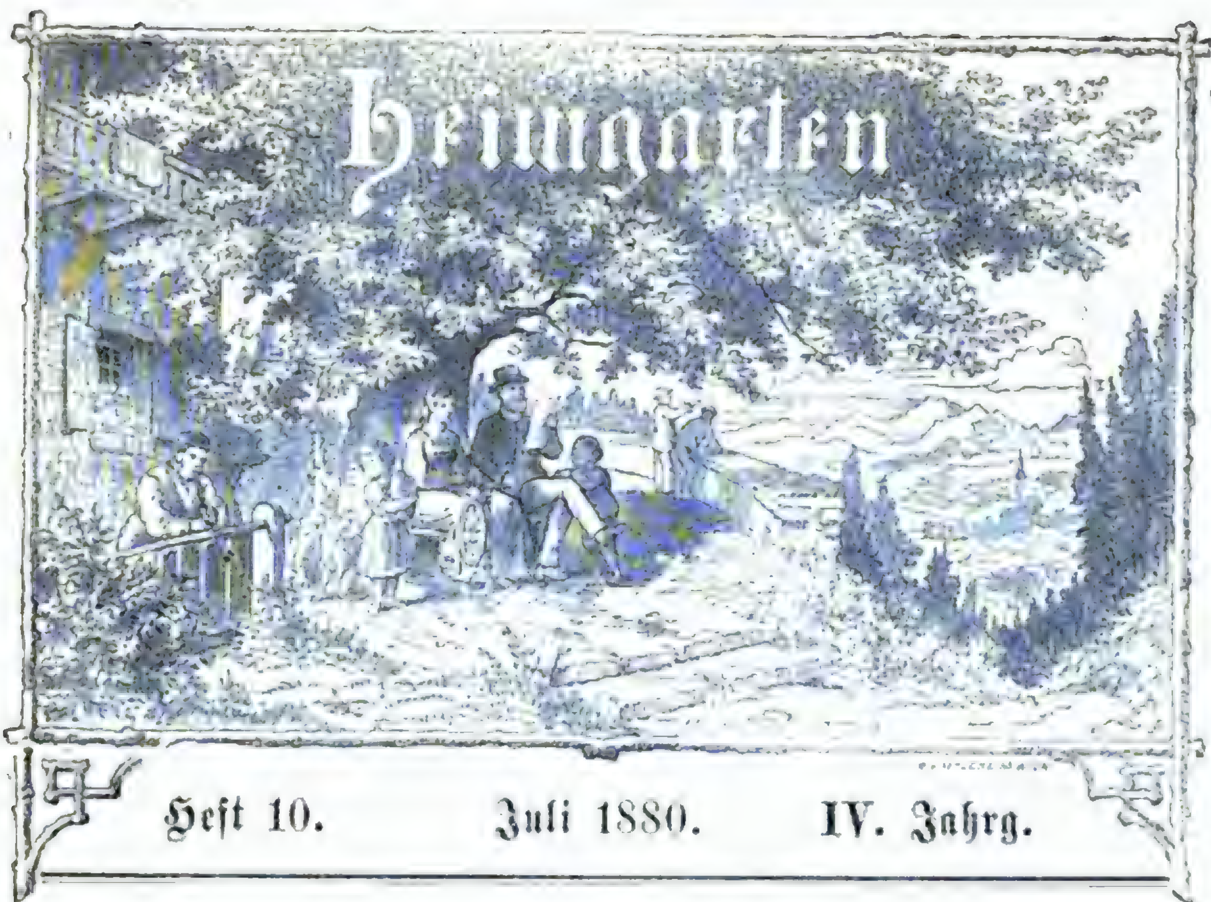
K. Sch., Siebenbürgen:

Küsse mir die Augen beide,
Denn das Schönste sehen sie;
Küsse mir die Wangen beide,
Denn für's Schönste glühen sie;
Küsse mir die Lippen beide,
Denn zum Schönsten sprechen sie!

Wahrhaftig, sinniger und wohl auch erfolgreicher kann man einem Weibe nicht schmeicheln.

Vom 1. Juni an über die Sommersaison bitten wir Sendungen an die Redaction des „Heimgarten" nach **Krieglach, Südbahn, Steiermark** adressiren zu wollen. In geschäftlichen Angelegenheiten beliebe man sich nach wie vor an die Verlagshandlung in Graz zu wenden, wohin die P. T. Mitarbeiter gütigst auch die Correcturen befördern mögen.

Druck von Leykam-Josefsthal in Graz. — Für die Redaction verantwortlich P. K. Rosegger.



Der Vagabunden-Franz.

Eine Dorfgeschichte aus Oesterreich von P. K. Rosegger.

Nächtliches Werden.

Mitten auf seinen winterlichen Landflächen liegt der stattliche Karmerhof. Eine milde Mondnacht deckt ihn zu — er schläft.

Der Kettenhund schläft, denn es rührt sich nichts; der Brunnen vor dem Hause rieselt fast unhörbar in seinem eisigen Mantel; der rothe Schein an den Fenstern ist erloschen.

Aber traue man so einem Bauernhofe nicht! Wenn er noch so still und regungslos daliegt — inwendig lebts, wachts. Sind die Fenster auch dunkel, es kann doch was glühen, lodern und leuchten da drinnen, wenn in verschlossener Kammer die Gewalten des Herzens spielen.

Wir haben den Zauberschlüssel und dürfen hinein. Den Schnarchenden wünschen wir friedsame Ruh und schleichen vorüber, den Träumenden gönnen wir heitere Gestalten, den Weinenden lassen wir ungestört ihr Herzleid verrinnen und schleichen vorüber. Wohl einen Augenblick mag unser Auge auf dem Angesichte der Glücklichen weilen, aber nicht lange und hübsch verschwiegen! Hingegen, wo die alte Thres bei der matten Ampel ihr Jöpplein flickt, daß es übermorgen zum ersten Werktag nach den Weihnachtsfesten die Kälte nicht hinein- und den Rest der lieben Wärme nicht herauslasse, da mögen wir uns nebenhin auf das Fußende ihres Bettes setzen — wenn sie's erlaubt. Sie erlaubt's aber nicht. Wer mit ihr was zu thun hätte, der möge beim hellen Tag kommen und nicht zur nachtschlafenden Stund' — sie sei in guten Sitten alt geworden.

Da weiß ich aber im Hause ein Kämmerlein, das ist gerade über der Stube, in welcher der brave Karmer mit der Seinigen schläft; und im Kämmerlein steht ein schneeweißes Bett mit blauen Bändern in dem Kopfkissen, und da drinnen liegt Etwas, auch in guten Sitten groß geworden, das

viel jünger und anmuthiger ist, als die gute Thres und das nicht flickt, sondern an Gedanken spinnt, das keine Ampel brennen hat, und doch so viel sieht. Ein sonniger Wintertag und die Leute gehen von der Kirche heim und unter ihnen geht der alte Student. Die Burschen umringen ihn, die vorwitzigen Dirndln gucken jenen unter den Schultern durch und möchten auch was sehen und hören, denn er macht ihnen wieder was vor, erzählt Geschichten, sagt ihnen neue Lieder und Sprüchel — er macht sie selber, er kann so Sachen, er weiß allerhand Schwänke, daß es ein heller Spaß ist, und wenn er will, so muß den Leuten auf der Stelle das Wasser aus den Augen rinnen — er kann's. Schier fürchten muß man ihn; wenn er anfängt, da hebt's Einem inwendig ordentlich zu graben an. Kein Mensch glaubt's, was das für Einer ist! 's schickt sich gar nicht, auf dem Kirchweg so weltliche Sachen, aber man muß dabei sein und zuhören, will man oder nicht. Ich verwett' nichts d'rauf, der Mensch kann zaubern! —

So sah es und so dachte es, das Lichtl.

Das Lichtl! So ward das Töchterlein des Karmer genannt. In der heiligen Taufe, bei der noch kein Mensch weiß, als was das Kind einst gerufen werden wird, gab man ihm den Namen Mechtildis. Kaum das Mädchen aus den Kinderschuhen gesprungen war, sah man, daß der Nonnenname für dasselbe nicht passe. Auch konnte ihn Keiner kunstgerecht aussprechen und die Zunge der Bauersleute in der unteren Schlehn ist nicht darnach gewachsen, daß sie des Namens Mechtildis Herr zu werden vermöchte. Man weiß nicht, wie es kam, aber wie auf Verabredung nannten die Leute das Töchterlein des Karmer: 's Lichtl. Wenn man's betrachtet, es war nichts Fremdes dabei, es waren im neuen Namen lauter Buchstaben aus der Mechtildis und auch sonst: die Jungfrau lebte so still heiter und fromm und schön für sich, als wie ein Lichtlein vor dem Muttergottesbilde. Der Vater sorgte freilich brav für den Docht der Pflege und Atzung, und die stille, gütige Mutter goß täglich das Oel ihrer zärtlichen Liebe dazu. Und da geschah es wohl, daß in der Gegend, die an Mädchenschönheiten nicht reich ist, das Lichtl vom Karmerhofe weithin sichtbar war und daß in den langen Nächten kein Stern am Himmel so viele heimliche Verehrer hatte, als das Lichtl im Karmerhofe. Es brannte im neunzehnten Jahre und das gibt gerade den hellsten Schein. Die größte Gluth kommt erst später.

In der Kammer des Mädchens duftete noch der Weihrauch; es war nämlich die Dreikönigsnacht, die letzte der drei „Rauchnächte," da man nach alter Sitte vor dem Schlafengehen alle Räume des Hofes mit geweihtem Rauche und geweihtem Wasser besegnet. Und wie nun das Lichtl auf ihrem Bette ruhte, längst mit ihrem Abendgebete fertig war und doch nicht einschlafen konnte, sondern in ihrer Seele dem Treiben des alten Studenten zusah, da hörte sie plötzlich draußen vor dem Hause Tritte knistern. Sie lugte durch's Fenster. Drei schreckbar große Männer gingen langsam auf das Haus zu und blieben vor demselben stehen. Nach genauerer Betrachtung bemerkte das Lichtl, daß alle drei oben und unten Köpfe und die Füße in der Mitte hatten. Die Hälfte der Gestalten war nicht echt, sondern nur der Schatten des Mondes, d'rum sagte ja die alte Thres immer: „Dirndln, gebt Acht, die Mannerleut', die beim Mondschein dahersteigen, sind zur Hälfte falsch!"

Sie stellten sich gerade vor das Fenster des Karmer, da hub Einer von den Dreien so an zu sprechen:

„Wach' auf, Du lieber und ehrsamer Hausvater mein, es grüße Dich das Kind Jesulein, wir stehen im Schutz und Schirm der heiligen drei

Könige, Gott sei Lob und Ehr' und wir haben ein großes Begehr!"

Nicht lange hernach wurde hinter dem Fenster die Stimme des Karmers hörbar, diese sagte: „Manner, ich kenne Euch nicht; aber weil ihr mir den heiligen Gruß bringet, so gottwillkomm! Was ist Euer Begehr?"

Der Redner fuhr in seinem alten Spruche fort: „Gott der Herr hat einen Junggesellen erschaffen, der kann nicht wachen und nicht schlafen, der schickt uns aus zu diesem ehrsamen Haus und läßt fragen, ob er die Jungfrau Tochter zum Eheweib kunnt haben."

Man kann sich denken, wie das Lichtl über diese Worte, die es deutlich gehört hatte, erschrak. Das waren die Brautwerber, wie solche nach der Väter Sitte in der Dreikönigsnacht anklopften, um, ohne sich zu erkennen zu geben, mit den Eltern eines Mädchens vorläufige Anfrage und Verhandlung zu pflegen. Waren die äußeren Bedingungen, die man Gesicht um Gesicht so ungerne abmacht, für die Eltern oder den Vormund des Mädchens annehmbar, so erscheinen die nächtlichen Unbekannten an einem der nächsten Tage als wirkliche Werber, als welche sie erst angeben, für wen sie die Braut eigentlich begehren. Das gibt dann freilich mitunter eine höllische Ueberraschung, zumeist aber kommt die Einigung leicht zu Stande. Dieser Brauch ist in manchen Gegenden Oesterreichs heute noch üblich, so auch in der unteren Schlehn, wo die folgende Geschichte spielt.

Das Lichtl horchte nun, was der Vater sagen würde.

Der Vater gab nicht sogleich Antwort. Endlich aber machte er das Fenster auf und sagte: „Meine werthen Manner! Meine Tochter ist noch schier ein Kind und hat wohl bis jetzt an keinen Bräutigam gedacht. Jedochhalben weiß ich, daß Vater und Mutter das liebste Kind müssen hingeben, wenn's Zeit und Gotteswill' ist und haben die Eltern zu fragen, wer der Tochtermann sein soll und ob er wohl im Stande ist, Weib und Kind ehrsam zu versorgen."

Nach diesen Worten trat der Redner noch näher an's Fenster und sagte: „Der Junggesell', der uns schickt, ist ehrenwerth und wohl nicht mehr jung genug, als daß er noch länger zuwarten kunnt, die Jungfrau zu begehren, die er meint. Er kennt sie seit etlichen Jahren und hat sich den Schritt wohl überlegt. Führt er sie heim, so wird er ein freudenreicher Mann sein, wird sie ihm verweigert, so will er sich als Junggesell' auf die Todtenbahr' legen. Das laßt er sagen."

„Nichts für Ungut, Manner," entgegnete der Karmer, „was Ihr da vorbringt, das sagt Jeder, das hat auch der Färber zu Schlehnfeld gesagt, der sich jetzt den Ehebund mit seinem Weib wieder auseinander trennen lassen will, als wär's ein verkehrt zusammengenähter Pelz, bei dem die Wolle nach außen geht und einwendig die harte, kalte Schöpshaut ist. Ich frag', ob Euer Junggesell' ein gutes Gemüth hat?"

„Mein ehrsamer Hausvater! Unser Junggesell' ist nicht reich und nicht arm; er hat nichts, als ein kleines, leeres Haus, aber er hat den lieben Gesund und er hat den ehrlichen Namen und was den Verstand anlangt, so ist er etwan um einen Kopf größer, als manch' Anderer; und er hat viel Gemüth, ein gutes und leichtes Gemüth — das ist sein Weg und Steg. Weiter können wir nichts sagen. Wenn Eure Jungfrau Tochter nicht nach einem gar Jungen ausschaut und nicht meint, sein Gesicht müßt wie Milch und Blut sein und nicht viel auf der Leut' Reden geht, so soll sie ihn nehmen — er ist ihrer werth."

— 's ist der Curschmied, 's ist der Timotheus! so rief es jetzt im Mädchen und es hätte am liebsten laut aufgelacht, wenn man hätte wissen dürfen, daß sie gehorcht. — Ja, ja, der Timotheus hat sein Häusel

bei Schlehnfeld und läuft ihm Alles zu, weil er so gut Zahnreißen kann; Verstand und Humor hat er auch, sonst könnte er jetzt in seinen alten Tagen nicht auf den Gedanken kommen, zu heiraten. Jetzt wird er erst schön! Die Blatternarben sieht man vor Falten nicht mehr und die rothen Haare werden grau. Alles paßt auf ihn, es ist der Curschmied.

Jetzt ist sie nur begierig, was der Vater auf eine solche Zumuthung für einen Bescheid geben wird. Das hörte sie bald, der Karmer antwortete: „Wenn das Alles so ist, wie Ihr sagt, so soll er am Erhardtag kommen und sich zeigen. Meine Tochter wird das letzte Wort haben und ich verhoff's, sie wird ihm's geben. Ist er brav und ihr recht, so werde ich nichts dagegen haben."

Hierauf entgegnete der Redner: „So hätten wir in Sitten und Ehren unsere Sach' gethan' und Ihr habt uns in Sitten und Ehren empfangen. Seid bedankt, Karmer, und wir sprechen den heiligen Dreikönig-Segen über Euer Haus und Hof und rufen den heiligen Schutzengel an zur guten Nacht."

„Gute Nacht," sagte der Karmer und schloß das Fenster. Die drei Männer gingen davon. Das Lichtl aber, das wußte sich nicht zu helfen. Zuerst war ihr, als hätte sie ein schwerer Stein auf den Kopf getroffen, die zwei Fenster ihrer Kammer huben sich an zu drehen. Als sie wieder zu sich kam, begann sie zu weinen und das war das Gescheidteste, was sie thun konnte. Dabei wurde ihr leichter und endlich begriff sie, daß sie sehr albern war. Hatte der Vater nicht gesagt, daß seine Tochter das letzte Wort habe? Wo man ihr solche Dinge zumuthet, daß hier gehandelt wird, wie um eine Katz' im Sack, da ist ihr erstes und ihr letztes Wort: Nein.

Warum hat sie es nicht gleich zum Fenster hinausgerufen? Dann wäre alles überflüssige Hinundhergehen und Hinundherreden abgethan. So fest stand ihr Nein, daß sie es mitten in der Nacht noch verkörpern wollte. Sie hob ihren Zeigefinger und schrieb mit demselben auf das schwitzende Fensterglas das Wort: Nein. Der Mond schien durch das Fenster und legte das Wort mit silberweißen Buchstaben auf die Bettdecke des Mädchens. Es war das ganze, wahrhaftige Nein, aber — umgekehrt.

Auf Gassen und Straßen.

Als der Karmer am Dreikönigsmorgen erwachte, sah er nicht gut aus. Bei offenem Fenster kann sich der Mensch in der Nacht verkühlen. Sonst war er gewohnt, sich an jedem Sonn- und Feiertage das Gesicht zu rasiren, heute ließ er die Haare stehen, wie sie standen, so daß sein Weib ihn fragte: „Ja, Michel, willst denn Du heut' nicht in die Kirche gehen?"

„Ich bin nicht aufgelegt," war die Antwort.

Sie wußte recht gut, was ihn wurmte. Er war zu vorschnell gewesen. Wer weiß, was jetzt für ein Geselle vorsprechen wird! Es ließ sich nichts Rechtes vermuthen. Die nächtlichen Werber waren ihm, so viel er sie sah, unbekannt, und der Sprecher, wenn er nicht der Postmeister zu Schlehnfeld gewesen sein sollte, so wüßte er schon gar nicht. — Der Bauer hatte die Nacht über alle Häuser in der unteren Schlehn abgedacht, in keinem fand er einen heiratsmäßigen Mann, der auf die Beschreibung der nächtlichen Werber paßte. Auf den Curschmied Timotheus dachte er nur, wenn er Zahnschmerz hatte; gottlob, das war heute nicht der Fall. — Ehrenwerth, ein gutes Gemüth, ihrer werth? Der Karmer war ein Mann, der auf solche Sachen was hielt. Als er das Weib genommen hatte, war er auch nichts gewesen, als ehrenwerth, lustig und ihrer werth, und wie schön

und gut war's geworden! Sein Haus und Hof war gewachsen, seine Familie war gewachsen, schließlich war auch sein Bäuchlein gewachsen, und so hatte er wohl Ursache, der munterste und gemüthlichste Mann von der ganzen Schlehn zu sein — und er war es auch.

Heute aber nicht.

Wenn er verstimmt war, pflegte er nicht unter die Leute zu gehen; er ließ sich denn heute nicht viel blicken, sondern machte sich bald auf den Weg zur Kirche. Vor ihm ging ein Trupp von Bauern; der Karmer hielt sich zurück, aber sie zogen ihn bald in ihren Kreis. Und wird auch besser sein, dachte er sich, je mehr man so einen Gedanken auseinanderzieht, desto schwerer wird er. Blast man einen frischen Lacher drauf, so vergeht das Wehe wie der Schnee vor dem Föhn.

Bei der Bauerngruppe, die mit dampfenden Tabakspfeifen des Weges dahertrottete, gab es viel zu lachen — aber für den Karmer war doch nichts Rechtes dabei. — Sie sprachen vom Färber zu Schlehnfeld, der sich von seinem Weibe scheiden lassen wollte und da wußte der Stiegelwirth, der keine Pfeife, sondern eine Cigarre im Mund hatte und anstatt des Hutes eine Pelzmütze auf dem Kopf, eine schöne Geschichte. Hätten sich der Stiegelwirth und der Färber nicht beim neuesten Pferdehandel verfeindet, so wäre sie nicht erzählt worden.

„Der Färber zu Schlehnfeld das ist ein Hauptadut!“ sagte der Stiegelwirth.

„An ihr soll's liegen,“ bemerkte ein Anderer, „sie soll ein Band sein!“

„Was weißt denn Du!“ fuhr ihn der Wirth in die Rede. „Thät's mir nicht Leid um den Färber, ich kunnt eine schöne Geschichte erzählen.“

„Wird eh nit wahr sein,“ sagte ein Dritter.

„So!“ rief der Stiegelwirth, „wollts auch nicht glauben, wenn ich's nicht von ihm selber hätt'. Schon vor zwei oder drei Jahren, ehzeit, nachdem sie geheiratet haben, ist's auseinander gegangen. Leicht, daß ihm was Anderes in den Kopf geschossen ist — er hat ihrer wieder ledig sein wollen.“

„Schon dazumal?“

„Schon dazumal. Sterben wird sie nicht sobald, auf das darf er sich keine Hoffnung machen. Zur Zeit war von der neumodischen Ehe viel die Rede und von den Ehescheidungen. Das packt der Färber gleich auf, das ist seine Sach'. Aber ein gehöriger Grund muß sein, sagt der Notar. Wo eine Ursach' hernehmen? Sein Weib ist soweit brav und macht er die Ursach', so heißt's alle Kosten zahlen und Vergütung auswerfen. Das will mein Färber nicht. Ist selb' Zeit oft in mein Haus gekommen, sind ja von der Schulbank auf Cameraden gewesen. Und da sagt er mir einmal, daß ich nicht verheiratet wäre; das weiß ich, sag' ich, willst mir vielleicht die Deinige geben? Warum denn nicht? lacht er auf, nimm Dir sie heimlich. — Geht aber schon ein verdammt schneidiger Wind heut.“

„Na und nachher?“ fragte einer der Weggenossen.

„Dreikönigwind macht Lichtmeß lind,“ sagte der Karmer, um das Gespräch auf einen harmloseren Gegenstand zu lenken; ein schneidiger Wind schneidet doch keine Ehre ab.

— „Der dort vorangeht, ist es der Förster-Toni oder ist es der Vagabunden-Franz?“

„Ei, der Förster-Toni geht nicht so flink fürbaß. Es ist der alte Student, der Weltvagabund. Eilen wir voran, der muß uns was erzählen.“ Deß einigten sie sich.

Der Mann voran sah einem Waidmann ähnlich von den Wasserstiefeln bis zur Feldmütze, auf der nicht einmal das grüne Tannenreis fehlte. Auch der schöne, lange Vollbart war da und die Adlernase, wie sie Förster tragen. Nur die Locken hingen zu lang in den Nacken herab. Die beiden Hände in den Rocksäcken vergraben, die Beine

flink vorsetzend, so schritt die schlanke und doch kernige Gestalt dem Markte Schlehnfeld zu — der feinste Vagabund, der je diese Straße unter den Füßen gehabt hat. Er war einmal Student gewesen und wollte was werden. Er ward aber nichts, sondern ist alter Student geblieben, bis er wirklich ein recht alter geworden. Im Buch, aus dem er studirte, waren Berg und Thal die Blätter, Mensch und Thier die Buchstaben, Wirthshäuser die Interpunktionen. Wenn draußen in der Universitätsstadt die Burschen lustige Kneipen hielten, da saß er mitten unter ihnen und machte die übermüthigsten Lieder. Wo sich ein Paar in Fehde und Zweikampf hineinsprühen wollte, da warf er allemal einen Schwank dazwischen, der so toll und närrisch war, daß sie auf's Schlagen vergaßen. Wo sich's um eine Liebschaft handelte, da holte er den Betheiligten die Kastanien aus dem Feuer, so daß sie ihn aus Dankbarkeit den Onkel des Cupido hießen.

Die übrige Zeit strich er im Lande herum und meinte es mit den Bauernburschen gerade so gut, wie mit den Musensöhnen. Er war selber ein Bauernbursche, drei Stunden von Schlehnfeld in einem Winzerhäuschen geboren. Weil der Knabe so aufgeweckt war und ein goldenes Gemüth bekundete, so ließ ihn der Dechant von Schlehnfeld studiren. Der Dechant starb, der arme Vater des Knaben starb, der junge Mann begann zu leben. Er kegelte und kartelte so ein wenig in der schönen Welt herum, guckte hier einmal zu tief in den Krug, dort einmal zu tief in die Augen, war heute zu Gast bei einem lustigen Schloßherrn und schlief morgen in einer Scheune oder im Schatten eines Baumes. Dabei sang er Lieder, Lieder, die noch kein Mensch gehört, aber Jeder in Lust und Leid schon in sich empfunden hatte.

Vom Hunnenkönig Etzel erzählt man, daß aus der Scholle, auf welche er seinen Fuß gesetzt, kein Halm mehr wächst. Bei unserem alten Studenten war das gerade umgekehrt, überall, wo er ging und stand, und wäre es auf steiniger Straßen oder auf Schnee und Eis, überall wuchsen Blümlein auf hinter ihm, Knospen und Rosen, und die Leute pflückten und heimsten sie, um damit ihr Leben zu schmücken.

Einmal zog er mit Volkssängern, das anderemal mit einer Schauspielerbande; dann sah man ihn an der Seite eines alten, blinden Geigers, dem seine Führerin gestorben war, und zu den Liedern, die er dichtete, strich der Geiger die Weisen — neue, seltsame Weisen, die durch Dorf und Wald klangen und nimmer verklangen.

„Ich bin ein Vöglein
Zur Maienzeit,
Ich flieg' umher
Im Lande weit,
Und süß gestimmt
Sing' ich mein Lied,
Daß, wer's vernimmt,
Im Herzen glüht."

O frohe Zeit! Je üppiger aber sein blonder Bart ward und je mehr graue Härchen in diesen Bart kamen, desto öfter setzte er auch das Folgende bei:

„Ich möchte mir bauen
Im Strauch ein Nest,
Von innen recht lind,
Von außen fest.
Da sieh', schon hockt
Das Huhn auf dem Ei,
Ho, wie frohlockt
Mein Herz dabei.
Dann Brot, ja Brot
Für die Brut im Nest!
Ein Schuft, der in Noth
Die Seinen läßt!
Dann sing' ich dem Wald,
Der lauschenden Welt,
Bis Jung und Alt
In Schlummer fällt.
O Vögelein, wie
So lieb und leicht,
Was kaum mit Müh'
Ein Mensch erreicht!"

Wie lange währte das? Bald war die Wandermüdigkeit wieder weg, er wanderte wieder im fremden Thal und sang:

„Gott sei Lob und sei Dank,
Ich bin frei, ich bin frank!
Ich bin frank, ich bin frei,
Wie der Stein, den ich kei (werfe),
Wie der Schrei, den ich schrei,
Wie mein Zeiserl,
Dem ich's Häuserl
Aufthua und — fliag zua!

— — — — — — — — — — — — — — —

Gelts Gott, wann s d mich bschenkst,
Und Gott gsegns wann s d mich bstiehlst,
Aber gscheidter, laß s bleibn,
Wann s d nit ausglacht wern willst.

— — — — — — — — — — — — — — —

Wia mehra, daß d hast,
Und wia mehr, daß d verlangst,
Um so größer wird d Last und dei Plag und dein Angst.
Wia s Haserl sei Graserl,
Find s Büaberl sei Liab,
Na, und stiehlst dir a Busserl,
Bist ah noh ka Diab.

s Bingerl aufn Bugl,
A Rüathl in de Händ,
Rul i um, wir a Kugl,
De s Rasin nit kennt.
Wir a Kügerl, a klingads,
Wir a Vögerl, a singads,
Wir a Wasserl, a springads,
Dem s im Wald nimmer gfallt.

Was i han, va dem iß ich
Und gwandt mich und spiel
Oda trink, wann ich n Himmel
Auf Erdn habn will.
Freili, Null va Null hebt sich
Jahr aus und Jahr ein,
Aber s lebt sich, es lebt sich
Pfarr aus und Pfarr ein.

Han nia z weng und nia z viel,
Bin nia arm und nia reich,
Aber just wir ich will,
Ich bin frank, ich bin frei.
Drum Gottlob und sei Dank,
Daß ich frei bin und frank,
Daß ich frank bin und frei,
Jucheissa, juchei!"

So sang er — so lebte er.

Doch war einmal eine Zeit, nachdem man lange nichts vom Studenten-Franz gehört hatte, daß er gar zerrissen und zerfahren in die Schlehn heimkam. Die Stiefel thaten den Schnabel auf, der Rock grinste an den Nähten auseinander und hing mit den großen Taschen, in denen die ganze Habe war, schlotternd hinab, Haar und Bart aber waren gepflegt, wie in guten Tagen und unter den buschigen Brauen die großen blauen Augen waren noch die alten, guten, treuherzigen Augen. Sie blickten wohl etwas unruhig hin und her und wäre ihnen fast lieber gewesen, keinem Bekannten zu begegnen, als so vielen, wovon ihm doch die meisten gerne ausgewichen wären, um nicht „Grüß Gott, Franz," sagen zu müssen, „und wie gehts, wie stehts alleweil?" wo es doch der Augenschein gab, wie es ging und stand.

Er wäre nicht gekommen, aber, es rief ihn Eine mit sterbendem Hauch: „Nur meinen Franzl möcht' ich noch einmal sehen!" Das war ihr leises, warmes Wort; und weit weg, wo er weilte, mitten unter lauten, lustigen Brüdern in der Straßenschenke war es ihm plötzlich gewesen, er hätte sein Mütterlein „Franzel" rufen gehört. Er stand auf und ging den kürzesten Weg in die Schlehn zum lieben Winzerhäuschen. Das war verschlossen. Er blickte zum Fensterchen hinein. Da lag auf ihrem armen Bette die Mutter — o wie schmal und blaß im Gesicht! Sie sah ihn, sie lächelte, sie hob ihre Hand zu seiner Stirne und eine Freudenthräne in ihrem Auge dankte, daß er gekommen war. Dann sagte sie, er möge nur ein klein Weilchen Geduld haben, die Wärterin habe auf einen kleinen Gang die Thür verschlossen, sie müsse bald kommen. Er ging einigemal ungeduldig um das kleine Haus herum; da kam endlich vom Nachbar her die Wärterin, in der Hand einen großen Wachskerzenstock, den sie geholt zu haben schien; sie schloß die Thür auf, sie that einen Blick nach dem Bette und eilig zündete sie die Kerzen an.

Aber die alte Frau schlief schon den ewigen Schlaf.

Sie hat noch sein liebes, schönes Gesicht gesehen, aber nichts von seiner äußeren Zerfahrenheit, die sich doch so leicht abstreifen ließ schon an demselbigen Tage. Im ehrsamen Tuch-

gewand seines längstverstorbenen Vaters begrub er die Mutter. — Und wenige Tage nachher sang man in der Gegend das „Lied vom Mütterlein", wozu der Karmer die Bemerkung that: „Ich bin ein angesehener Mann, ich hab' brave Kinder, aber Keines wird mir einen solchen Marbelstein (Marmorstein, Denkmal) auf das Grab setzen, wie dieser Weltvagabund seiner Mutter selig."

Seither war der Student wieder lange Zeit verschollen gewesen, aber nicht vergessen. Seine Lieder lebten und manch' vornehme Kalesche fuhr in Schlehnfeld beim Postmeister vor und die Inhaber stiegen aus und erkundigten sich nach dem Geburtsorte des Dichters. Auf einmal war er selber wieder da und heimte sich in einem Wirthshause ein und schaffte sich ein Gewand an, wie es die Förster tragen und strich in Berg und Thal um und machte Bekanntschaft und Freundschaft mit Allem, was ihm begegnete, war es Baum, Thier oder Mensch. Und wo es heiter herging, da holte man ihn herbei, da durfte der Studenten-Franz nicht fehlen.

Sie hätten ihn immerhin gern den Vagabungen-Franz geheißen, aber der Wirth, bei dem er wohnte, brachte heraus, daß er den Namen Student doch nicht ganz umsonst trage. In seiner Stube lägen allerlei Bücher und Schriften herum — die Unordnung sei höllisch groß — und das Verdächtige wäre, daß er sich bisweilen einschließe und mit Jemandem laut in einer fremde Sprache rede. Letzlich hätte er, der Wirth, ihn einmal geradaus gefragt, wer denn so oft bei ihm drinnen sei? Hätte er, der Student, geantwortet: Der Homer. — Wird ein guter Bekannter von ihm sein. —

Jetzt, am Dreikönigstage, wollten ihn auf dem Kirchwege die Bauern einholen, aber es war ganz sonderbar, heute gesellte er sich nicht zu und als sie ihm nahe kamen, schlug er einen Seitenweg ein. Sollte auch Der Mücken in den Kopf kriegen? Dann wird ein schlechtes Jahr.

Auf dem Kirchplatze übergab der Postbote dem Karmer einen Brief. Vom Karl, dem Sohn und Feldwebel aus Ungarn? Nein, vom Steueramt. Der Bauer zahlt seine Steuern gern, ja er ist der Einzige in der Gegend, der dem Steueramtsboten Trinkgeld gibt, weil solcher Bote ohnehin von anderen Seiten schmählich genug behandelt wird. Aber heute wäre ihm ein Brief von seinem Sohne lieber gewesen und hätte derselbe gleichwohl wieder eine Zehner-Banknote gekostet.

Es ereignete sich denn nichts an diesem Tage und am nächsten, was ihm den Humor wieder gebracht hätte. Mit dem Lichtl war er doppelt zart und liebevoll, aber das Lichtl wich ihm aus oder zeigte ihm ein schmollendes Gesichtchen, so daß die alte Thres den Finger hob und lispelte: „Wie kommst denn Du mir neuzeit gegen Deinen Vater vor? Lichtl, Lichtl, ich glaub', Dir thut eine Lichtputzen Noth!"

Sei zum Lieben mir gegeben!

Am Morgen des Erharditages stand das Lichtl mit verweinten Augen auf. Es wußte heute nicht, wohin sich wenden. Dem Vater konnte sie nicht in das Gesicht sehen. Sie wußte nichts von der inneren Unruhe, die auch ihren Vater quälte. Sie kam sich verrathen und verkauft vor. Die Mutter hielt es immer mit dem Vater, zu der durfte, wollte sie heute nicht gehen. Das ganze Mädchen, wie es jetzt dastand in ihrem geschlossenen Hauskleide, mit ihren scharf geschlossenen Lippen und in der geschlossenen Kammer, war ein leibhaftiges Nein.

Es war noch nicht hoch am Tage, als der Kettenhund Fremde verkündete und an der Hausthür wurden Männerstimmen vernehmbar. Das Lichtl hielt es jetzt in ihrem Stübchen nicht

mehr aus, sie lief durch den finstern Bodengang in die Kammer ihrer Großbase, der alten Thres.

„Du bist ja nicht gescheidt," sagte die Magd, „Du läufst bigott um, wie ein verliebtes Ding! Nicht? Nu, was gehen Dich denn nachher die Bibelleut (Brautwerber) an? Wirst gefragt, so trittst vor, bedankst Dich für die Ehr', hättest gar nichts gegen den braven So und So, wolltest aber aufrichtig sein und kurzweg sagen, Dein Herz thäte Dir nichts weisen und ohne das könntest Du nimmer in den heiligen Ehestand treten. Drauf machst Du Dein Beugerl und gehst weg."

Im Vorboden ging der Hausjunge um und rief das Lichtl, es möge eilends zum Vater auf seine Stube kommen. Sagte das Mädchen: „In Gottesnamen, so gehe ich, in fünf Minuten ist Alles vorbei!"

Liebes Lichtl! In fünf Minuten war Alles ganz anders, aber nichts vorbei.

In der Stube bei ihrem Vater und ihrer Mutter stand der Postmeister von Schlehnfeld und der alte Student. Beide hatten schwarze Kleider an; der dicke Postmeister machte ein breites, lächelndes Gesicht, als das Mädchen eintrat, der Student stand ernsthaft da, sein Gesicht war braun und rauh, nur die hohe Stirne war weiß, von der die Haare rückwärts gingen, wie beim Herrn Christus. Der braune Vollbart zuckte ein wenig und sein Auge richtete sich so gutmüthig und treuherzig auf das Angesicht der Jungfrau.

Der Karmar trat seiner Tochter entgegen und sagte: „Mein liebes Kind! Diese zwei Männer, die Du wohl kennen wirst, sind Deinetwegen gekommen. Der Herr Franz hält um Deine Hand an."

Das Lichtl stand da — unbeweglich und roth erglüht wie ein Flämmchen, wenn kein Lufthauch zieht. Der Franz hielt ja den Athem ein. Der Postmeister hatte das Seine bereits gesprochen, der Vater wartete auf ihre Antwort. Aber sie schaute vor sich hin und sah nichts und schwieg.

„Daß ich es bin, nicht wahr, daß ich es bin, Du liebes Kind!" so rief jetzt der Student aus und hielt die Hände auf seine Brust, „ich, der Mann, der nichts ist, als ein Vagabund, der nichts hat, als ein leicht Gemüth und — graue Haare im Bart. Vierzig Jahre bin ich jetzt alt, aber zehn davon sind Dein; ich habe Dich, da Du noch ein kleines, blondes Mädchen warst, umwunden und mir verbunden in meinem Gedenken. Ich bin gegangen und habe nicht gefragt, was die Menschen meinen, nicht geschaut, ob die Sterne scheinen — Du in mir und nur Du allein! Singen und Lieben, sonst kann ich nichts, o Jungfrau, komm', sei zum Lieben mir gegeben!"

„Ist schon recht, das ist schon recht," beschwichtigte der Karmer den alten, überquellenden Burschen, „ich glaube es, Franz, daß Euch das Herz hat hergeführt, aber jetzund muß man wohl auch den Kopf was reden lassen. Ich frage nicht: Könnt' Ihr eine Familie ernähren? Denn ich weiß, Ihr könnt' das und Ihr werdet es. Aber Eure Wege gehen weit herum in Land und Stadt, wird Euch meine Tochter folgen können? sie ist ein Bauernkind. Sie ist ein Bauernkind und wird nicht denken können, was Ihr denkt, und wird nicht wollen können, was Ihr wollt. Sie wird unschuldig dran sein und Ihr werdet unschuldig sein und es ist doch ein Elend."

Sagte der Postmeister: „Das ist Alles überlegt worden. Er zieht mit seinem Weib in das Häuschen seiner Mutter, das ihm gehört, dort wird er arbeiten, wie sein Vater gearbeitet hat. Von der weiten Welt will er nichts mehr, er will daheim sein."

Die Karmerin stand an der Ecke und that nichts, als weinen.

Der Karmer nahm seine Tochter an der Hand und sagte: „Das Begehren hast Du gehört, so gib Deine Antwort."

Sie fiel ihrem Vater um den Hals, und schluchzte: „Ich kann's nicht glauben, daß es sein Ernst ist!"

„Haben schon gewonnen," flüsterte der Postmeister dem Studenten zu.

Und nach wenigen Minuten hing das Lichtl nicht mehr an des Vaters, sondern an des Bräutigams Brust.

„Jetzt bin ich der Narr gewesen!" so rief Franz in seiner Freude aus, „und hab' geschwätzt von der Lieb', wie der Blinde von der Farb'."

„Sind aber noch nicht fertig," sagte der Karmer. Nun hatte auch die Mutter ihr Kind an sich gerissen und schluchzte: „Ich hab' gemeint, Du, einzige Tochter, Du müßtest mein bleiben, bis ich die Augen schließen werde. Jetzt bist auf einmal weg —"

„Nein, Mutter, so mußt Du nicht —"

„Das laß', es hilft Alles nichts," unterbrach sie der Vater, „Du wirst uns lieb behalten, das weiß ich. Aber gehören wirst Du ihm und er Dir und das wird immer wachsen, wachsen in Dir und endlich werden Vater und Mutter keinen Platz mehr haben. Es ist ja recht so, und wenn Du mir's anders wolltest, ich könnt's nicht gut heißen. Du trittst aus Deinem alten lieben Kreis und gehst in einen neuen ein. Es hüte Dich, es segne Dich der liebe Herrgott!"

„Und weil," so begann jetzt der Postmeister wieder, „unser lieber Freund Franz glaubt, bei ihm wär's schon hohe Zeit, und es auch der gute Brauch ist, daß man, wenn's einmal angefangen, nicht allzu lang herumzieht, so möchten wir es gleich der Hochzeit wegen besprechen."

Wie da dem Lichtl zu Muthe war! Ist meine liebe Leserin schon in deren Lage gewesen? Dann ist mein Beschreiben überflüssig, sie möge zurückdenken an die einzigste Stunde und — weinen. Hat sie es noch nicht erfahren, dann gelingt es dem Erzähler nimmer, ihr ein Gefühl zu schildern, das die junge, liebende Braut befällt, wenn das Erstemal von der Hochzeit die Rede ist....

„Der Hochzeit wegen, meint Ihr?" sagte der Karmer; „für's Erste setzen wir uns zu einem Glase Wein — man redet dann leichter."

Und als das Haus erfuhr, es werde den Freiersleuten Wein aufgetragen, da schoß Alles kichernd und flüsternd durcheinander und die alte Thres brummte: „So sind sie heut' zu Tag, da zieren und sperren sie sich — und nehmen thun sie den Ersten, der kommt!"

Wie hätte es die gute Alte wissen sollen, daß eben der Rechte kam? — Das Lichtl hatte doch viele Männer gesehen, junge und alte, die meisten sind artig mit ihr gewesen, manche sogar süß — aber in der Brust heiß geworden, ganz plötzlich heiß und unstät war ihr nur, wenn sie den alten Studenten gesehen hatte. Er schaute sie oft an, redete aber mit jeder Andern mehr, als mit ihr. Es gibt Männer, die mit Furchen auf der Stirne und mit grauen Haaren noch ein Kind sind, wenn sie die Liebe erfaßt. So einer war der Franz. Er dichtete allerlei von der Liebe; was ihn eigentlich gar nichts anging; er war der Mund eines Herzens, das so heiß ist, so gewaltig bebt in Lust und Schmerzen und — stumm ist. Er war der Mund des Volksherzens. Und wie es ihn nun selber erfaßte, da erging es ihm auch nicht besser, als Anderen — er war stumm und konnte das Mädchen nur ansehen und träumen. Endlich wollten seine Pulse nicht mehr gleichmäßig schlagen — er mußte wissen, ob sie ihn lieb haben kann oder nicht.

Nun stand er aber — unverdient wie die meisten lustigen Gesellen — im Geruche der Flatterhaftigkeit; er fürchtete, das Lichtl würde ihm eine Liebeserklärung unter vier Augen nicht glauben wollen; sie sollte seinen Ernst sehen, und so ging er hin und warb um sie nach altem Brauch.

— Man wollte den Leuten nicht viel Zeit zum üblichen Geschwätz lassen. Die Hochzeit wurde bestimmt als am dritten Sonntag nach der Verlobung.

„Und nun will ich noch was sagen," versetzte der Karmer und schob das Weinglas vor sich hin.

„Franz, Ihr wollt' in das Häusel Eurer Mutter ziehen und arbeiten wie Euer Vater? Seht, das ist schön, aber es taugt nicht. Die Sorgen kommen später, ich möchte Euch gerne so lang als möglich davor bewahren. Man wird sich arg verwundern, daß ein Mann, wie Ihr, die Tochter eines Großbauers bekommt. Ich, der Karmer, aber sage, ich bin stolz darauf, daß Ihr sie begehrt. — Franz, gebt mir Eure Hand, ich hab' Euch lieb. Ich halt' Euch in Ehren seit dem ersten Sang, den ich von Euch gehört hab' und seit ich Euch näher kenne, seit ich das Lied von Eurer Mutter weiß, hab' ich Euch lieb. Und wenn Ihr jetzt mein Sohn seid, so sollt Ihr wohl arbeiten im Weinberg, aber nicht wie der arme Winzer, Euer Vater selig — ich hab' ihn gut gekannt — sondern wie es der Herr Jesus meint — im Geist und mit dem Herzen. Ihr sollt Lieder machen und schöne Märchen und Geschichten, die das Herz erfreuen. Auch dazu muß wer sein und es sind doch so Wenige. Ich habe gehört, Ihr thut noch gern mit Büchern um und schreibt was Neues. So wollte ich Euch doch in meinem Haus die zwei Stuben, die gegen den Baumgarten hinausgehen, herrichten lassen und Euch bitten, daß Ihr fürlieb nehmt mit dem, was der Karmerhof bieten kann und daß Ihr arbeitet und studirt, wie es Euch zur Freude ist. Und möchte ich wissen, ob sich der Bauernhof nicht so gut seinen Dichter halten kann, als wie das Schloß und die Stadt!"

„Karmer! Schwieger!" rief jetzt Franz aus und schüttelte ihm die Hand und wurde ganz roth im Gesicht vor Begeisterung und machte den Mund auf, um seine Gefühle durch den Bart zu stoßen und brachte nichts hervor, als: „Karmer! Schwieger!" —

Am nächsten Tage gingen sie alle miteinander zum Pfarrer von Schlehnfeld. Der Karmer war wieder in seiner gewohnten Fröhlichkeit und fast vornehm ging er in seiner stattlichen Gestalt neben dem „alten Studenten" daher. — Wo ist ein Mann weit und breit, der einen lustigen Stromer zu seinem Tochtermanne machen kann? Keiner kann's. Wo ist der Bauer, der einen Liedermann zu seinem Schwiegersohne kriegt? —

Und das Lichtl! Was das hell brannte und rein und still und heiß! Und der sonst so kecke, übermüthige Franz, wie war er so zart und schüchtern und aufmerksam, und fast ehrerbietig gegen seine schöne Braut, als wäre sie keine Bauerndirne, sondern eine Prinzessin.

Als sie an den Pfarrhof kamen, schossen aus dem Thore zwei Menschen heraus und liefen, der eine rechts, der andere links, seitab.

Der Postmeister, der als Beistandszeuge mit unserem Pärchen war, konnte es nicht unterlassen, folgende Bemerkung zu thun: „Da gehen Zwei hinein, die gerne beisammen wären, und da sprangen Zwei heraus, die gerne auseinander wären."

Der Färber und seine Frau waren es gewesen. Sie waren beim Pfarrherrn oben, um sich gegenseitig zu verleumden und die Ehescheidung zu erwirken. Der Pfarrherr hatte ihnen einen derben Strafsermon gehalten, die Scheidung rund abgeschlagen und als sie Beide gegen ihn auf waren, ihnen die Thüre gewiesen.

„Ist das ein Vorbedeuten?" fragte das Lichtl den Bräutigam etwas beklommen, als die verfahrenen Eheleute vor ihren Augen auseinandergestoben waren.

„Ja, gewiß, mein Kind," antwortete Franz, „wenn schon das rostige Band so fest hält, an dem zwei Bestien

nagen, wie der Hund an der Kette, wie muß erst das blanke, goldene Band halten, an welchem jeder leichte Schaden allsogleich im Liebesfeuer wieder festgeschmiedet wird."

„Du kannst Alles so schön und gelehrt auslegen," sagte sie, „ich kann mir's wohl immer denken, wie Du's meinst, aber aufrichtig, Franz, auf's Wort verstehen kann ich Dich nicht immer."

„Dann machen wir's so! Das ist die Weltsprache, die Jeder versteht." Er gab ihr einen Kuß, gerade als sie durch das Thor in den Pfarrhof traten.

„Es zeigt sich Alles gut," sagte der Postmeister zum Karmer.

„Gott sei Dank!" antwortete dieser, „aber mir thut doch das Herz weh."

* * *

Am Tage der Hochzeit, als das neue Ehepaar aus der Kirche trat, hielt der Franz seinem Weibe den Finger mit dem Ehering hin und, auf letzteren weisend, murmelte er:

„Das ist der Grundstein,
Wo d Welt drauf steht,
Wer n rüttelt, kann machen,
Daß d Welt vergeht!"

Die Hochzeit war ganz, wie alle Bauernhochzeiten sind, so wollte es der Bräutigam. Er lud aber keinen seiner entfernten Freunde in der Stadt und auf Schlössern dazu ein, denn so Leute blasen und spreizen sich den guten Bauernsitten gegenüber allzugerne auf, spötteln oder deuteln und verstehen doch nichts davon.

Bei dem Gesundheittrinken, wo Jeder mit dem Weinglase in der Hand sein Sprüchlein zu sagen hat, legte der Franz seinen rechten Arm um den Nacken des Lichtl, so daß der grüne Kranz auf ihrem Haar seine Stirn berührte und lispelte zu ihr:

„Vier Viertel ist ein Ganz's,
Und ganz Dein g'hört der Franz,
Und —"

Das Weitere konnten die Umsitzenden nicht mehr hören.

Als sie spät in der Nacht ihre Ruhe aufsuchten, sagte der Bräutigam wie zum „Gute Nacht" noch seiner Genossin:

„Leben und Sterb
Steht in Gottes Hand,
Aber todt und lebendig:
Beinand, nur beinand!

Im warmen Nest.

Es ist nicht schön, was vom Färber und seiner Ehefrau erzählt werden muß, daher sei es recht kurz erzählt.

Zwar, es gehört nicht hierher, und doch! Neben diesem Schatten war der Liebestag des jungen Paares auf dem Karmerhofe um so schöner. Der Franz zog aus der Ehe des Meisters Färber manchen Gedanken, den er brauchen konnte und — wie der Mensch schon beschaffen ist — er fühlte sich in seinem warmen Neste um so behaglicher, je frostiger es anderswo zuging.

Die Färbersleute wollten einander ledig sein, sie wußten keine triftigen Gründe dafür und waren mit Eifer bestrebt, solche zu schaffen und zu erfinden. Und Jedes wollte die Schuld auf den Gegenpart schieben, damit es die Nachtheile einer Scheidung nicht zu tragen brauche. Nun nahm sich der Färber einen Doctor auf und die Färberin auch einen. Der Färber sagte, er verlange von seiner Frau ein Liebespfand. Die Färberin sagte, als sie im zweiten Jahre der Ehe mit Segen gegangen, da habe der Mann davon nichts wissen wollen und sie mit widerlichster Eifersucht gemartert. Da sei wie zu einer Strafe Gottes die gute Hoffnung wieder verschwunden — die gute Hoffnung nach einer glücklichen Ehe und seither nicht wiedergekehrt.

Die Leute waren wohlhabend; er war ein guter Geschäftsmann, sie eine gute Hauswirthin, aber es war ein höllisches Verhängniß: sie konnten sich nicht in's Gesicht schauen. Jedes wurde aufgeregt, trotzig und gereizt, wenn

es das Andere sah, aber Jedes hütete sich, dem Andern Leides zuzufügen — denn so rieth es der Doctor zu beiden Seiten. Hingegen war es gestattet und vielleicht auch warm empfohlen, durch harmlose Mittel das Andere zu reizen, unter allen Umständen aber auf den Lebenswandel des Andern ein wachsames Auge zu haben. Leider aber war weder in seinem, noch in ihrem sittlichen Verhalten weiters ein Verstoß zu finden — es gab kein Ehepaar in der unteren Schlehn, das nach außen hin sittsamer dastand, als das Färberische.

So hieß es denn in Geduld warten, bis sich was ergebe. Der Vagabunden-Franz mischte sich einmal drein und rieth dem Färber, er möge doch frischen Muth haben und — wenn er sein Weib schon nicht wolle — endlich einen massiven Scheidegrund machen, sonst sei Gefahr in Verzug.

„Welche Gefahr?“

„Daß Euch das Beisammensein zur Gewohnheit wird. Nachher ist nichts mehr zu machen.“

Der Spötter!

Freilich, der Franz hatte leicht spotten, ihm ging's so gut! Er bewohnte mit seinem Lichtl zwei schöne Stuben mit der Aussicht in den Obstgarten und auf die waldigen Berge. Was, die Aussicht! er sah doch nicht hinaus, er sah sein Lichtl an; wie gefiel's ihm gut, wenn es ruhig brannte, und doch entfachte er es bisweilen zur Flamme, die wild und groß und gefährlich war, wie ein vom Himmel fallender Stern.

„Es ist doch um das Lieben
Ein wonnigliches Ding fürwahr!
Man treibt und wird getrieben,
Macht Narren und ist selber ein Narr.

— — — — — — — — — — — — —

Das Suchen und das Finden,
Das Wenden und das Winden,
Das Bändigen und Binden —
Wem das nicht tief zu Herzen ging!
's ist doch ein wonnig Ding!“

So sang er damals.

In den ersten Monaten war sein Geist, wie betäubt gewesen, „betäubt von frischem Erdengeruch des aufwirbelnden Herzens.“ Dann kam allmälig die milde Ruhe und die Abklärung; er ging in den sonnigen Weiten um, und dichtete, er weilte auf seiner heimlichen Stube und arbeitete. Er studirte und schrieb und der Karmer hütete seine Wohnung, daß kein Lärm und Unfrieden den Franz störe. Dem Hirten war verboten, die blökende und schellende Herde an den Fenstern des Schaffenden vorbeizutreiben; den Knechten war an den Feierabenden — als der Zeit, da Franz am liebsten arbeitete — nicht gestattet, sich im Baumgarten herumzubalgen. Dem Lichtl fiel es auf, warum der Fuhrmann nicht mehr mit der Peitsche knatterte, wie er das sonst so gerne und lustig gethan hatte, und so kamen sie dahinter, daß ein Verbot darauf liege. Es wurde erst wieder anders, als Franz hoch und theuer versicherte, daß ihm bei Herdenschellen, Peitschenknallen und Knechtejodeln die Arbeiten, die er mache, viel besser gelängen, als in der Klosterstille.

Aber der gute Großbauer blieb unermüdlich in seiner Fürsorge, die Muse nicht zu verscheuchen, die eingegangen war unter sein Dach. Der Franz durfte sich weder kümmern um Küche und Keller, noch um ein anderes Bedürfniß, so daß er einmal zum Karmer sagte: „Ich muß Dir zu verstehen geben, Vater, daß man Dichter nicht zu mästen pflegt.“

Auf das entgegnete der Karmer, daß es auf der Bauernschaft nicht der Brauch wäre, ein Hausgeschöpf, sei es Mensch oder Thier, Hunger leiden zu lassen. Doch werde er seinen Hammel schon ausnützen. Hernach fragte er, ob es nicht erlaubt wäre, einmal zuzuhören, wenn er — der Franz — dem Lichtl die neuen G'schriften vorlese?

Wie freute sich Franz über diese Frage und so saß denn der Bauer

manchen Abend in der Stube seines Schwiegersohnes, und dieser las seine Studien und Schöpfungen vor. Dabei schaute denn der Vater unverwandt seiner Tochter in's Gesicht und nach ihren Mienen beurtheilte er das Vorgelesene — lachte, wenn sie lächelte, war ernsthaft, wenn sie es war. Sie — die Frau dieses gelehrten Mannes — mußte seine Schriften wohl verstehen, und begriff er sie nicht, so war er eben dafür ein Bauer, und je weniger er ein Stück verstand, um so höher und gelehrter mußte es wohl sein, und um so inniger freute er sich und war stolz auf seinen Mann. Bisweilen, so hoffte er, würde der alte Vagabund doch wieder ein lustiges Lied haben, oder eins, das zu Herzen geht. — Aber thatsächlich — der Vogel sang spärlicher, seit er bei Zucker und Brot so warm im Bauer saß.

Einmal fand das Lichtl auf dem Tische ihres Mannes ein angefangenes Lied:

„Mir thut das Herz so weh,
Wenn ich der Zeit gedenk' —"

Nichts weiter. Am nächsten Tage fehlte das Blatt.

Zur selben Zeit war es, als der junge Töpfer Hieronymus aus Schlehnfeld im Karmerhofe vorsprach. Er wendete sich vor der Hausthür an den Bauer: Ob der Herr Franz nicht daheim wäre?

„Was wollt' Ihr denn von ihm!" fragte der Karmer, der den Schwiegersohn eben in seiner Arbeit wußte und ihn nicht stören lassen wollte.

„Wisset, Karmerhofer," entgegnete der Töpfergeselle, „ich sag's nicht gern, aber — so ein Gedicht thäte ich für wen brauchen und weil der Franz so schön allerlei zusammenreimen kann —"

Da unterbrach ihn der Bauer, ob man denn glaube, sein Herr Sohn verlege sich auf das Reimefabriziren? Der arbeite nicht auf Bestellung, so wie der Schuster und Schneider, er habe was Besseres zu thun.

„Soll's ein Liebsg'sangel sein?" rief der Franz zum Fenster herab.

„Maria und Josef!" hauchte der Töpfer, „da oben reckt er ja den Kopf herfür."

Der Franz trillerte:

„So viel, als da Wörtl
Stehn auf dem Papier,
So viel han ich Seufzer than,
Seufzer zu Dir!

Ist das recht?"

„Franzl, sing' weiter!" bat der Töpfergeselle.

„Und mehr, als is gflossen
Tinten aufs Papier,
Han ich Thränen vergossen,
Schware Thränen zu Dir.

Und wollt ich Dir sagen,
Was ich Tag und Nacht denk,
Hätt ich Seufzer und Thränen
Und Tinten viel z'weng."

„Das brauch' ich, das kann ich schon brauchen!" jubelte der Töpfergeselle, „zuck' (höre) nur nicht auf!"

„Und wollt ich Dir klagen
All mein Lieb und mein Leid,
Siebn Elln wurd er lang, der Brief,
Siebn wurd er breit!

Und so bschließ ich mein Schreiben
Und petschir's mit ein Kuß,
Und es wird Dir treu bleiben
Dein Hieronymus."

Der Töpfer war entzückt. Also gar auf seinen Namen lautete das Gedicht. Auf ein Blatt geschrieben trug er es nach Hause, um es sofort an die richtige Adresse zu befördern. Und zwei Wochen später war der Franz Besitzer eines kunstreichen Kruges mit weißer Glasur, zwei rothen Herzen und den zierlich geschriebenen Worten: „Dem Herrn Dichter". Aus diesem Kruge trank Franz manches neue Lied, denn es kam eine Zeit, da er zu frohem Sange von außen hinein begeistert werden mußte.

Als der Frühherbst da war, die schönste Zeit des Wanderns, wurde der alte Vagabund in seinem friedlichen Daheim von Tag zu Tag unruhiger.

Schon früher hatte er dem Lichtl öfters von seinen alten Freunden und Studiengenossen erzählt, die draußen in Städten oder Märkten, oder auf Landgütern und Schlössern wohnten und ihn manche unter ihnen mit seiner jungen Frau auf einen Besuch eingeladen hätten. Das Lichtl hatte stets dafür gedankt, sie sei nicht für so weite Reisen, auch könne sie sich zu den Herren nicht schicken und ihr sei es am liebsten daheim. Auch der Karmer hatte gerathen, der Franz möge für dieses Jahr sich daheim ausruhen und wohl sein lassen, und wenn er gerade einen besonders lieben Bekannten habe, so sei er jetzt ja in der Lage, ihn zu sich einzuladen, ihm, dem Karmer, würde jeder bescheidene Gast willkommen sein. Und der goldherzige Mann verdoppelte seine Güte und Aufmerksamkeit; auch der mittlerweile auf Urlaub heimgekehrte Sohn des Bauers gewann seinen Schwager bald lieb und erwies ihm allerlei Artiges. Es waren lauter warme Herzen, die den Vagabunden-Franz umgaben.

Das Gesinde des Hofes hatte aber seine besonderen Ansichten: So was würde man nicht bald wieder finden, wie diesen Franz, zuhalb Stadtherr, zuhalb Bettelmann — arbeitet nichts und lebt wie ein Prinz.

„Dennoch kommt er mir nicht mehr so lustig vor, wie voreh," bemerkte eine der Mägde. —

Und eines Abends legte der Franz seinen Arm um das Weib und sagte: „Lichtl, ich mag nicht mehr."

Sie schwieg, er auch. Nach einer Weile sagte er: „Lichtl, ich muß — ich muß fort. Da wird mein Blut zu Blei, des Hauses Umfriedung zu Ketten, ich möcht' schreien einen Schrei, daß sie kommen und mich retten!"

„Jesus, Maria, Mann, was hast Du für Gedanken?" fuhr das Lichtl auf. Er sah sie überrascht an: „Gedanken? Hab' ich laut gedacht? Dann war's ein Gedicht."

„Franz," bat sie, „sei aufrichtig mit mir, Du hast was auf dem Herzen!"

Er starrte auf den Tisch hin, seine hohe Stirne wurde roth, sein rückwärts wallendes Haar zitterte.

„Ja!" rief er endlich, „ich will fort, ich muß fort, aber Du mußt mit mir. Wir besuchen meinen lieben, alten Freund Berger in der Arch, er hat dort ein Landgut, er hat mich schon so lange und so liebevoll eingeladen. Das ist ein prächtiger, alter Junge, er wird Dir gefallen. Und wir besuchen endlich einmal den wackeren Edelknaben, den Grafen auf Stoßberg — ich bin bei ihm wie daheim. Vor dem brauchst Du Dich nicht zu fürchten, das ist ein Ritter vom Fuß bis zum Kopf, der weiß nichts von bürgerlich und adelich, ist ein alter Student geblieben und der am besten zecht und minnt und pürscht und dabei ein ehrlicher Kerl ist, der ist sein Freund. O, was freue ich mich, Dich endlich wieder zu umarmen, Du gutes, altes Haus!"

Das Lichtl sagte nichts. Und am andern Tage theilten sie es dem Vater mit, sie wollten eine Reise thun.

„Mein lieber Vagabund," sagte der Karmer ernsthaft und hielt den Franz an der Hand, „ich laß' Euch ohne Sorgen fort, ich will mir denken, es ist die Hochzeitsreise. Aber gib Acht, daß Dich der Vagabundenteufel nicht packt, er kennt Dich allzugut. Zu einzeln tanzt sich's lustig hin und Du, der Heimatlose, warst überall daheim, wo sie Dein gutes Wort verstanden haben. Aber zu Zweien ginge jeder Schritt in's Blaue hinein dem Verderben zu. Ich wollt's nicht erleben, meine lieben Kinder, daß Ihr noch einmal in jenem Zustand zurückkämet, in welchem Eins von Euch schon einmal heimgekehrt ist. Ich will jetzt nicht sagen: Franz, leg' ab und bleibe; ich kann mir's denken, wie Dir's um's Weite ist. Ich will auch nicht sagen: Laß' Dein Weib daheim; sie soll mit Dir auf allen Wegen, und

wär's in's Elend; Mann und Weib gehören zusammen, wie der Doppelkern in einer Nuß. — Jetzt zählen wir Maria Geburt; bis zu Micheli, verhoff' ich, halten wir zusammen das Erntemahl."

Neues Vagabundenleben.

„Gott sei Lob und sei Dank,
Ich bin frei, ich bin frank!"

So jauchzte er auf, der Vagabunden-Franz, als er auf der Straße hinter Schlehnfeld dahinschritt.

Neben ihm ging sein Lichtl. Sie war still. Ihr thaten schon die Schuhe weh, aber sie wollte es ihm nicht sagen, sie wollte seine Lust nicht verderben, und die Schuhe hatten eigentlich noch gar kein Recht zu drücken, waren sie doch erst kaum eine Stunde gegangen.

Sie wird später ja fahren, aber er läßt sich das freie, echte Wandern nicht nehmen. Das Ranzel am Rücken, den Stock in der Hand und

Funklnagelneue Stiefel,
Die Taschen voll Geld,
Und mei Vater hat gsagt:
Bua, jetzt betracht d Welt!

Das Weib war bald glücklich auf einen Wagen gebracht. „Zu Lehmdorf, Lichtl, steigst aus, beim Fuchsenwirth wartest auf mich."

„Will's schon halten. Uebergeh' Dich nicht, Franz!"

Der Wagen rollte voran, der Vagabund pfiff und sang und trat mit den Füßen den Tact dazu.

„A Lebn voller Freuden
Führ ich auf der Welt,
Mein Zimmer is d Leiten,
Mein Haus s weite Feld.

Meine Wänd, meine Fenster
Sein die Bäum grün und frisch,
Stein und Stock meine Stühl,
Meine Knie sein mein Tisch.

Auf dem les ich und los ich,
Drauf iß ich und schreib,
Drauf hutschad (schaukelte) ich die Kinder,
Wann ich s hätt, zsammt dem Weib.

Da Wind is mein Knecht,
Fleißig schon, aber dumm,
Er blattelt wohl um,
Aber selten is s recht.

Meine Köchin d Frau Sunn,
Dient mir treu ohne Lohn,
Und mein Kellner, der Brunn,
Nimmt kein Trinkgeld nit on.

Linde Waserl, feine Graserl,
Zum Liegn findt ich gnua,
A gsunds Fell über d Seel,
Mit dem hüll ich mich zua.

Statt n Spanlicht brenn ich Mondlicht,
Statt n Kerznlicht Stern!
Bin begierig, wann ich stirb,
Was s mir anzündn wern.

Wer möcht sich drum kümmern
Und wunderli sein,
So Heilign, wie ich
Geben selten an Schein!"

Solche Lieder sprudelten jetzt aus ihm hervor — ein Quell aus dem Felsen, den ein Moses mit dem W a n d e r s t a b berührt hat. Jetzt war Franz wieder in seinem Element und so ging es nun fort tagelang — sein Lichtl theils zu Wagen, theils zu Fuß — bis sie endlich die Arch erreichten, wo der alte Jugendfreund Berger sein Landgut hatte.

Als sie dem stattlichen Hause nahten, sah Franz seinen Freund schon am Fenster stehen, er winkte mit der Hand hinauf: „Grüß' Dich, grüß' Dich, alter Freund, wir sind da!" Doch jener war vom Fenster zurückgetreten und hatte es nicht gesehen, nicht gehört. Sie gingen in das Haus, ein Diener trat ihnen in den Weg, was sie begehrten?

„Melden ist nicht nöthig, wir gehen zum Hausherrn."

„Ich darf Fremde nicht vorlassen."

„So sagt, der Vagabunden-Franzl ist da — und mit ihr."

„Jetzt paß' auf," schmunzelte der Franz zu seinem Weibe, „Der wird eine Freude haben!"

Der Diener kam zurück und sagte: „Der Herr ist nicht zu Hause."

„Aber ich sah ihn ja vorhin am Fenster," wendete der Franz ein.

„So wird er seither ausgegangen sein.“

„Das ist nicht möglich, wir hätten uns an der Thür treffen müssen.“

„Wenn ich sage: er ist nicht zu Hause, so ist er nicht zu Hause. Adieu!“

Da schlichen sie davon und der Franz war gar kleinlaut. Das Lichtl wollte ihm seine Vertrauensseligkeit verweisen, aber er dauerte sie und da hub sie an und zog höllisch gegen diesen Herrn Berger los, der seinen besten Freund in's Haus lade, um sich vor ihm verleugnen und ihm die Thür weisen zu lassen.

„Nein,“ meinte der Franz, „so ist er nicht, er mag wirklich durch eine Hinterthür davongegangen sein in die Wirthschaftsgebäude, auf die Aecker, mein Gott, so ein Mann hat auch seine Geschäfte und Sorgen. Gib Acht, Lichtl, er reitet uns nach oder holt uns mit dem Wagen ein — denke Dir den Spaß!“

Aber der Herr Gutsbesitzer kam weder geritten noch gefahren, sie kehrten in einer Schenke ein und es war von ihm weiter nicht mehr die Rede.

Auf derselben Straße begegnete ihnen aber ein guter Bekannter aus Schlehnfeld — der Färber. Er reiste in die Stadt und machte ein gar fröhlich Gesicht. So fröhlich, als ob er zur Hochzeit ginge. Er ging zur Ehescheidung. Der Proceß war gewonnen. Zur Scheidung war ein triftiger Grund gefunden worden an etwas, das — nicht war. Der Franz errieth.

Als der Vagabund mit seinem geduldigen Weibe in den Marktflecken Menberg kam, erinnerte er sich, daß in Menberg sein alter Freund, der Meister Peter lebe. „Lichtl, den müssen wir aufsuchen. Weltewig wäre mir Der böse, wenn er erführe, das wir in Menberg waren, ohne ihn zu besuchen. Meister Peter ist ein berühmter Maler; Kind, ich sage Dir, der läßt Dich nicht fort, dem mußt Du sitzen. Wenn Du nur erst die wunderprächtigen Bilder von seinen Frauen siehst!“

„Hat er mehrere Frauen gehabt?“ fragte das Lichtl.

„Er hat sie noch. Ja, da wirst Du lachen. Er lebt mit zwei Frauen.“

Man kann sich das Entsetzen des Bauernweibes denken.

„Zwei auf einmal! Und ist es denn möglich, daß er Beide gern hat?“

„Er hat gar keine gern. Die Einzige, die er lieb gehabt hat, mein liebes Lichtl, die ist ihm gestorben. Jetzt ist ihm Alles eins, jetzt *laßt* er sich nur mehr gern haben. Die Eine ist gescheidt, die braucht er zum Discuriren, die Andere ist schön, die braucht er zum Malen.“

„Du hast saubere Freunde, Franz,“ sagte sie.

„Wie sie Gott eben gibt.“

„Na, zu so einem Wildling gehe ich nicht mit!“

Es kam auch nicht dazu. Als sie am Friedhofe vorbei in den Marktflecken einwanderten, begegneten ihnen die zwei Frauen des Meisters Peter; jede hatte ein schwarzes Kleid an, jede trug einen grünen Kranz mit zinnoberrothem Band. Der Peter war gestorben. Der Franz ging mit auf den Friedhof. Er konnte die Veränderung kaum fassen. Diese zwei Frauen, sonst so bissig auf einander, so feindselig, fortweg lauernd und sich überlistend und tastend, wie zwei Katzen um eine Maus, fortweg knurrend und raufend, wie zwei Hunde um einen Knochen — sie gingen jetzt so friedfertig, so theilnehmend neben einander her wie zwei Schwestern. Als sie ihre Kränze auf das Grab legten, lehnten sie sich aneinander und schluchzten und waren einig um den Todten, wie sie um den Lebenden uneinig gewesen waren.

„Tröst' uns, Franz, tröst' uns,“ schluchzte die Eine.

Hierauf sagte der Franz:

„Freud und Leid hat Alls sein Zeit.
Wie s kommt, so gehts und Keins verstehts,
Aufs Hirn kannst hammern, ans Herz kannst schlagen,
Das Gescheidest is: geduldig tragen.“

Unvorsichtig mit dem Lichtl!

Die Reise wurde von Tag zu Tag beschwerlicher. Beide hatten sonnenverbrannte Gesichter, Beide hatten wunde Füße und an Franzens Kleidern wären allerlei vagabundenmäßige Schäden bemerkbar geworden, wenn sie das Lichtl unter Baumschatten oder in verschwiegenen Schlafkammern nicht sorgfältig ausgebessert hätte.

Das Lichtl schlug vor, umzukehren, aber der Franz bat sie, sie möge ihm die Freude gewähren, den alten, treuen Busenfreund auf Stoßberg wiederzusehen. Sie waren doch kaum mehr eine Tagreise von der alten Grafenburg entfernt. Das Lichtl gab sich drein und machte den Gatten nur noch darauf aufmerksam, daß die Reisecasse der Erschöpfung nahe sei.

„O, Du gutes Kind!“ rief der Franz, „das laß' Dir keine Sorge sein; überall, wo ich meinen Namen nenne, finden wir ein gedecktes Tischlein.“

Einmal wurden sie von einem Landwächter angehalten und um den Paß befragt. Das Lichtl schämte sich halb zu Tode — wie mußten sie schon aussehen, daß in einer so ruhigen Zeit, in einer so sicheren Gegend eine solche Frage frei war! Aber der Franz sagte: „Seit wann haben denn Vagabunden einen Paß? Na, schaut mich nur einmal recht an.“

„Ich kenn' Euch nicht,“ brummte der Landwächter.

Da begann der Franz zu trillern:

„Alleweil kreuzlusti
Und trauri gar nia,
Ih steh da, wia da Kerschbam
In ewiger Blüa!“

„Der Franzl, der Franzl!“ rief der Landwächter aus, „Dich kennt man wie den Vogel beim Singen; aber so fein beieinander bist jetzt, daß Du völlig fremd ausschaust.“

„Aha, hier zu Land hält der Landwächter nur die feinen Leut' an.“

„Na, ist schon gut, Franz, Du brauchst keinen Paß, bist ja, wie das schlecht' Geld, überall bekannt. Wer ist denn Die da?“

„Dem schlechten Geld sein Weibel.“

Er ließ sie wandern.

„Franz,“ sagte das Lichtl und weinte in ihr Sacktuch, „ich komm' mir vor, wie eine verlorene Seel'.“

„Laß' Zeit, bis wir beim Grafen sind,“ tröstete er sie, „dort rasten wir aus, lassen uns gut geschehen, so lang's uns freut.“

Und am selbigen Abend kamen sie auf Stoßberg an. Der Graf hatte Gäste, die schon zu den Herbstjagden angekommen waren, es ging lebhaft zu im Schloßhof, und Mensch und Hund trollte sich lustig durcheinander. Der Graf war ein Mann „in den besten Jahren,“ diese besten Jahre währen bei Herren seinesgleichen bis das Zipperlein kommt. Edelmann, Weltmann, Lebemann, diese drei Männer hatte — wie man sagt — der Graf Stoßberg unter seinem Hütlein beisammen.

Er empfing den Franz sehr höflich und zuvorkommend, stellte ihn den Gästen als den „Liederdichter Franz von Schlehnfeld“ vor; Mancher trat auf ihn zu, um ihm verbindliche Worte zu sagen; er schlug seinen gemüthlichen Ton an, wollte aber Keiner recht darauf eingehen. Der Graf wollte mit dem vor Verlegenheit überaus ungeschickten Lichtl ein kleines Gespräch anfangen, versuchte es in schäkerndem Tone, war gar freundlich und herablassend und sagte ihr allerlei Artiges, aber sie knüpfte fortwährend an ihrem Handbündelchen und that, als wäre der Knoten an diesem Bündelchen die Hauptsache auf der Welt.

Dann wurden sie bewirthet, aber nicht mit den anderen Herrschaften, sondern im Gesindehaus. Der Franz machte sich Hoffnung auf einen fröhlichen Abend und bereitete in sich schon allerlei Schwänke und Schnaken vor, womit er die Gesellschaft zu unterhal-

ten gedachte. Da kam ein Diener und brachte die Nachricht, daß der Herr Graf meine, die zwei Leutchen möchten von dem weiten Wege müde sein und so würde ihnen unten in der Hube eine Nachtherberge angewiesen werden.

Ein halbes Stündlein später kauerten der Franz und sein Lichtl in einer düsteren Scheunenkammer des Bauernhauses, das am Fuße des Schloßberges stand und die Hube geheißen war. Die Kammer duftete von frischem Stroh, das an einer Wand aufgeschichtet war; auch die Liegerstätten bestanden aus Stroh, das mit grober Leinwand überzogen worden. Franz war verstimmt über diesen Empfang beim Grafen, aber als er sich zur Rast legte, sagte er: „Das Bett ist nicht schlecht."

„Mein's daheim im Karmerhof wäre mir lieber," bemerkte das Lichtl.

„Weil Dir nichts recht ist!" fuhr er jetzt plötzlich gegen sie auf. „Weil Du auf der Reise Ansprüche machst, als wie eine Fürstentochter und meinst, der Graf müßt' uns mit Musik in's Schloß geleiten lassen und in seinem Rittersaal unsertwegen eine Mahlzeit geben und was weiß ich für Sachen!"

„Das magst wohl Du erwartet haben, Franz, ich nicht," so antwortete sie und barg ihr Gesicht in das Kissen.

Als es schon finster und still war im ganzen Hause und draußen nur der Bach rauschte, wurde der Franz erst inne, daß er seinen Zorn gegen den Grafen an einer ganz Unschuldigen ausgelassen habe. Er legte seine Hand zu ihr hinüber und sagte: „Gute Nacht, Lichtl, morgen reisen wir heim zu."

Sie erwiederte warmherzig das Gute Nacht — dann schliefen sie ein.

Am andern Morgen, als sie sich hastig zur Abreise rüsteten, kam vom Schlosse herab wieder der Diener: „Der Herr Graf läßt sagen, wenn der Vagabund gut ausgeschlafen hätte, so solle er sich aufmachen und mit auf die Jagd gehen."

„Siehst Du!" jubelte der Franz zu seinem Weibe, „das ist mein Graf, das gemüthliche, alte Haus! Oh, er kommt auch noch drauf, daß wir Duzbrüder sind. Ja versteht sich, daß ich dabei bin. Ich laß' dem Herrn Grafen einen guten Morgen sagen und eine gute Stund', einen guten Anblick und einen guten Hund, ein gutes Pulver und ein gutes Blei. Ich komme glei'." —

Der Franz war über das Lebenszeichen seines alten Freundes in hellen Freuden.

„Was nur ich dieweilen anfangen werde?" meinte das Lichtl.

„Dir wird die Zeit zu kurz. Du schaust Dir die Schießstatt an und die Kugelbahn; findest auch nicht bald eine, wie die da oben. Wirst an der Wand Einen aufgeschrieben sehen, der vor sieben Jahren am Jakobitag alle Neune schob! Kennst ihn gut, Denselbigen! Nachher laßt Dir im Schloß die schönen Zimmer zeigen."

„Nicht einen Schritt in's Schloß!" versetzte das Lichtl, „ich pfeif' auf Dem seine Zimmer!"

„Wirst Dich schon unterhalten, behüte Dich Gott, Schatz!" Verließ sie und ging mit den Jägern.

Es ging lustig zu auf der Jagd. Der Franz schoß nichts, machte aber ein paar Waidmannslieder, die man im Lager bei Wein und Branntwein nach bekannten Arien sang, wo man den „ewig jungen Sohn in Apollo und Weltvagabunden" mit rasendem Geschrei „leben" ließ. Schade nur, daß es so nicht dauern wollte; bald zerstreuten sich die Jäger wieder im Gebirge und der Franz wollte nicht begreifen, wie ihnen die Thierhetze besser gefallen konnte, als Wein und Gesang. Ganz allein lag er nun im Waldschatten da und so blieb er liegen und schaute zwischen den hohen Tannen in den blauen Himmel hinein.

„Urgroß ist Waldesruh'!"

Ganz allein kehrte er im Abenddunkel in's Thal zurück. Das lag im rothen Scheine. Am Fuße des Schloßbergs brannte das Haus. Es brannte lichterloh und die Rauchwirbel umhüllten das stolze Stoßberg. Mit Löschen befaßte sich Niemand, es war zu spät. Die Leute umstanden ein Weib, welches an einem Steine kauerte. Bei dem Scheine des Brandes erkannte der Franz sein Lichtl.

Er fuhr drein: was hier vorgehe?

„Sie hat die Huben angezündet!" riefen mehrere Stimmen.

„Das ist erlogen!" schrie der Franz.

„Mein lieber Mann," sagte das Lichtl traurig, „es ist wahr."

„Hinweg da!" rief er und öffnete sich mit seinen Ellbogen eine Gasse zu ihr. Er hob sie vom feuchten Boden auf, da sank sie an seine Brust und brach in ein Weinen aus, daß es allen Anwesenden an's Herz ging.

„Sei still, sei still," beruhigte er sie, „es ist aus Unvorsicht geschehen."

„O nein," sagte sie, „ich hab's mit Fleiß gethan."

„Lichtl! Bist Du wahnsinnig geworden?"

„Mir scheint es selber. Ich will Dir wohl Alles sagen, Franz, denk' nur nichts Böses von mir. — Schau, daß ich so ganz allein war! — Wie es finster wird, sitz' ich in der Kammer beim Kerzenlicht und ist mir um's Herz, als wärest Du in einer Gefahr und als sollt' ich was beten. Das Haus ist so verlassen gewesen. Auf einmal geht die Thür auf und ein großer Mann steht vor mir, hat eine Larve an. Ich spring auf und frag' ihn, was er will. Steht nicht lang an, so weiß ich's. Wer hilft mir? Das Schreien ist umsonst — wie komm' ich aus! Da kommt mir der Gedanke: das Feuer muß mir helfen, lieber verbrennen! Ich fahr' mit der Kerze in's Stroh. — Er springt hinaus, ich lauf' auch davon. — Da hast Du mich noch einmal, Franz, aber verlaß mich nimmer!"

„So wird er mit Dir in den Arrest müssen!" drohten die Leute.

„Zehntausendmal lieber," rief der Franz, „als noch eine Stunde hier verbleiben!"

Ehe vom Hause die letzten Brände einfielen, kam vom Schlosse herab der Befehl: Für den Brand sei Niemand verantwortlich zu machen, aber der Landstreicher möge mit seinem Weibe sofort die Gegend verlassen, sonst könne für nichts gebürgt werden.

Jetzt hat der Franz aufgelacht — aber so seltsam aufgelacht, daß es war, wie ein wildes, gewaltiges Lied. Er nahm das Weib an seine Seiten — dann gingen sie heim.

Zerfahren und erschöpft kamen sie nach Tagen von dem Besuche bei ihren „lieben Freunden" nach Schlehnfeld zurück.

„Nu, wie ist's ergangen?" fragte der Karmer, seine Kinder mit offenen Armen empfangend, „seid wohl überall recht gut aufgenommen worden?"

Da faßte der Franz den Schwiegervater bei der Hand: „Jetzt hab' ich wieder ein neues Liedl:

„Viel g'habt habn und nix mehr,
Das nimmt den Muth;
Viel gwest sein und nix mehr,
Wie weh das thut!

Und noch eins:

Die Heimat und d'Herzen
Reißt nix auseinand,
Ih bau' mir mein' Himmel
Daheim in mein' Land!"

Jetzt ging's.

In der unteren Schlehn gab's eine Neuigkeit. Die Färbersleute lassen sich nicht scheiben, sie bleiben beisammen.

Es war endlich durchgesetzt, die Scheidung konnte von beiden Theilen verlangt und vollzogen werden. Aber der Proceß hatte das Vermögen der beiden Theile verschlungen. Und nun

sie arm waren, wußte Eines ohne das Andere nichts Rechtes zu beginnen; sie bedurfte eines tüchtigen Arbeiters, er bedurfte einer häuslichen Wirthin — so blieben sie beisammen. Um das Ding aufzuputzen, sagten sie; sie hätten in Glück und Freud beisammen gelebt, so wollten sie sich in der Noth nicht verlassen.

Jetzt hatten sie andere Sorgen, als ihre Ehe, jetzt ging's. Sie wußten es nun selbst nicht mehr zu sagen, welcher Teufel sie denn eigentlich geritten hatte. Sie hätten ja gewiß gerne zusammen bleiben wollen, aber zusammenbleiben müssen, das war für zwei Trotzköpfe eine zu harte Sach'.

Jetzt hatten sie sich freiwillig wieder begeben, jetzt ging's — jetzt geht's.

Und unsere lieben Vagabundenleut'? Sie wollten, als der junge Karmer das Gut übernahm, in ihr Winzerhäuschen ziehen, aber im Karmerhofe ließ man sie nicht fort. „Schwalben, Dichter und Störche sind für das Haus allzeit ein Segen!" sagte der alte Karmer und der junge sagte es auch.

Im nächsten Frühjahre mit den Schwalben kam vom Landesfürsten eine goldene Ehrenmünze für den Sänger Franz von Schlehnfeld; im nächsten Herbste kam der Storch.

Da saß die junge Mutter mit dem lieben Kind an der Brust und da neigte der Franz sich nieder, schlang den Arm um sie — und — blieb stumm.

Es gibt kein Wort, es gibt kein Lied dafür.

Gräfin Hedwig.

Erzählung von C. Schirmer.

(Schluß.)

Zu damaliger Zeit ging es mit dem Reisen noch nicht so schnell als jetzt. Man wußte noch nichts von Dampfwagen und es war ein großes Ereigniß, wenn eine Reise in ein entferntes Bad unternommen wurde.

Die alte, große Reisekutsche war mit Koffern bepackt und außer dem Kutscher, der in seiner neuen Livrée auf dem hohen Bock paradirte, sollte uns noch ein alter, treuer Diener begleiten, der schon zu Lebzeiten des Grafen mit der Familie manche Reise gemacht hatte und überall Bescheid wußte.

Die Gräfin saß bereits im Wagen und ich reichte ihr noch einige Sachen zu, als der Kutscher mir zurief, ich solle mich zu ihm auf den Bock setzen. Im Begriff, hinaufzusteigen, kam Graf Ewald und rief schon von Weitem: „Was soll das heißen? Hedwig fährt mit uns im Wagen!"

Ich bemerkte die spöttische Miene des Kutschers und sagte deshalb: „Lassen Sie mich da bleiben, wohin ich gehöre." Schnell wollte ich hinaufsteigen, doch da rief die Gräfin: „Hedwig, wo bleibst Du? Komm' zu mir in den Wagen, Du fährst mit mir." Da war es entschieden. Ich saß bei meiner theuren Herrin, blickte in die Augen meines geliebten Ewald und gar oft berührten sich unsere Hände im stillen, verständnißvollen Druck und unsere Blicke sagten sich Alles, was die Herzen fühlten.

So fuhren wir Tag um Tag und kamen durch Gegenden, die mich entzückten. Wir machten öfter Rast, damit die Gräfin sich erholen konnte, dann streifte ich mit Ewald durch Berg und Thal.

Ich fühlte, wie die Liebe mich zu einem andern Wesen schuf und wie es nur einer Anregung bedurfte, um

meinen Geist zu bilden für andere Verhältnisse, als die waren, in denen ich meine Kindheit verbracht.

Wie entzückt lauschte ich seinen Worten, wenn er mir die Zukunft ausmalte und der Gedanke, was die Mutter zu unserer Liebe sagen würde, trat gar nicht an uns heran. Bis jetzt ahnte sie noch nichts und das Geheimnißvolle unseres Bundes erhöhte ja auch den Reiz, obgleich ich oft einen Stich durchs Herz fühlte, wenn ich bei den vielen Beweisen von Nachsicht und Güte meiner Herrin mir sagen mußte, daß ich dieselbe täusche. Mehrere Wochen waren wir schon unterwegs und die Gräfin war sehr angegriffen, als wir uns endlich dem Ziel unserer Reise näherten.

Noch eine Nacht wurde Rast gemacht und dann langten wir den folgenden Tag in Wiesbaden an.

Wenn ich jetzt zurückdenke an die ersten Tage nach unserer Ankunft in Wiesbaden, so schwebt mir nur vor, daß mich das Leben und Treiben, das viele Neue und Fremde, was ich sah, fast verwirrt machte.

Doch ich halte nicht Zeit, mich den neuen Eindrücken hinzugeben, denn schon in der ersten Nacht erkrankte die Gräfin heftig. Der herbeigerufene Arzt fand zwar nicht unbedingte Gefahr, doch meinte er, es sei ein Leiden, das sich lange hinziehen könne, die sorgfältigste Pflege sei nothwendig und in einigen Wochen vielleicht ein Gebrauch der Badecur zu rathen.

Bange Tage und Wochen kamen jetzt, und doch trotz aller Sorge um das theure Leben so selig durch das fortwährende Beisammensein mit Ewald. Wir widmeten uns ganz der Pflege, kaum gönnten wir uns abwechselnd einige Stunden der Ruhe und Erholung. Als es mit der Kranken zur Besserung ging, drang sie selbst darauf, daß wir täglich ins Freie gingen und es waren herrliche Stunden, in denen ich mit Ewald die wundervolle Umgebung von Wiesbaden durchschweifte.

Schon freuten wir uns darauf, die geliebte Kranke nun auch bald in den milden Sonnenschein führen zu können, als uns Alle ein so harter Schlag traf, daß alle schönen Hoffnungen und Pläne auf einmal zerstört waren. Ewald bekam plötzlich Ordre, bei seinem Regiment einzutreffen, da der Krieg, der schon längst in Aussicht stand und alle Gemüther mit Unruhe erfüllte, ausgebrochen war.

Napoleon war mit seinen Heerschaaren in Deutschland eingedrungen und die deutschen Söhne wurden gerufen, ihr Vaterland zu vertheidigen. Ueber Ewalds Gesicht blitzte es wie freudiger Muth und als ich zum schweren Abschied an seiner Brust lag, da wünschte ich mir, ein Mann zu sein, um auch mit in die Reihen der muthigen jungen Kämpfer zu ziehen und das Joch abschütteln zu helfen, das auf dem theuern Vaterlande lag.

Ich war aber ein schwaches Weib, niedergedrückt von dem Schmerz des Abschieds, und meine Thränen floßen unaufhaltsam.

Ewald hing mir das goldene Kreuz um den Hals, das mich seitdem nicht verlassen hat, wir schworen uns ewige Treue und gingen dann zur Mutter. Sie mußte wohl längst unsere Herzen durchschaut haben, denn sie legte segnend die Hand auf uns, als wir vor ihr niederknieten. Dann eine stumme Umarmung und fort eilte Ewald, denn die Trompete rief ihn zu Sturm und Schlacht.

* * *

Mehrere Wochen waren vergangen, als endlich ein Brief von Ewald eintraf und uns mit großer Freude erfüllte. Er war gesund und heiter, hatte mehrere Schlachten mitgemacht und hatte die besten Hoffnungen für die Befreiung des Vaterlandes. Doch dann kam eine lange, lange traurige Zeit. Wir hörten nichts von Ewald. Deutschland seufzte unter dem Druck der Fremdherrschaft

und hatte noch nicht die Kraft, das Joch abzuschütteln.

Napoleons Schaaren zogen nach Rußland, nachdem sie Deutschland geknechtet und ausgesogen hatten. Aus Zeitungsberichten erfuhren wir, daß auch das Regiment, bei dem Ewald stand, auf dem Wege nach Rußland sei, eine weitere Nachricht bekamen wir nicht, denn die Briefbeförderung war damals so unsicher, daß nur in seltenen Fällen Briefe an ihre Adresse gelangten.

Nach der Heimat konnten wir nicht zurück, da es mit der Gesundheit der Gräfin immer mehr bergab ging und oft sah ich mit Entsetzen und Angst in das theure Antlitz, das täglich bleicher und magerer wurde.

Was sollte aus mir werden, wenn sich die Augen meiner geliebten Wohlthäterin schloßen? Diese Gedanken zogen durch mein beängstigtes Herz, als ich vor ihr kniete und ich legte meinen Kopf in ihren Schooß und weinte bitterlich.

„Meine arme Hedwig,“ sagte sie matt und mit bewegter Stimme, „verzage nicht, sondern vertrau Deiner Jugend und Deiner Kraft. Bald werde ich von Dir gehen und Du wirst dann hier ganz verlassen sein. Wenn ich todt bin, nimm dieses Päckchen und diesen Beutel mit 100 Rthlr. und sieh, daß Du Ewald auffindest. Nur in seine Hand gibst Du das Packet. Ich sehe meinen Sohn nicht wieder, diese Papiere enthalten meine letzten Wünsche, die er heilig halten wird. Die kleine Geldsumme wird Dich vor dem ersten Mangel bewahren und es Dir hoffentlich erleichtern, Ewald zu finden, wenn er noch unter den Lebenden weilt.

Sollte er todt sein, dann möge Gott Dich schützen, liebes Kind! Du bist gut und brav und wirst wieder eine Stätte finden, die Dir das Glück bringt, das ich Dir nicht mehr schaffen kann.“

Ein entfernter Verwandter der Gräfin, der ihre Besitzung verwaltete, hatte ihr seit unserer Abreise fortwährend Berichte gesandt, die so trostlos wie möglich lauteten, jetzt traf er selbst in Wiesbaden ein, um Instructionen für sein Verhalten von der Gräfin einzuholen.

Die Felder waren verwüstet, die Gebäude zerstört, das Vieh fortgetrieben und geschlachtet. Alle nur irgend brauchbaren Männer hatte man zum Kriegsdienst gepreßt und da in der Wirthschaft und den Feldern nichts gethan werden konnte, hatte sich Baron F. auf die Reise begeben, um der Gräfin mündlich den Stand ihrer Angelegenheiten mitzutheilen.

Das waren allerdings trostlose Nachrichten, doch es schien, als ob die Gräfin schon mit allen irdischen Dingen abgeschlossen hätte, so gleichgiltig nahm sie Alles auf.

Schon den folgenden Tag lag ihre erstarrte Hand in der meinen und ich war der Verzweiflung nahe und warf mich immer wieder über die entseelte Hülle meiner theuren, geliebten Herrin. Ich konnte nicht fassen, daß sie wirklich todt war, daß sich ihre lieben Augen für immer geschlossen hatten und daß ich nun so ganz allein und verlassen in der Fremde dastand.

Die Wirklichkeit trat denn auch so rauh wie möglich an mich heran. Kaum wurde mir gestattet, meine wenigen Sachen in ein Bündel zu schnüren und fortwährend war ich den größten Demüthigungen ausgesetzt.

„Woher ist das Mädchen?“ hatte der Baron gefragt und der Bediente hatte ihm höhnisch geantwortet: „Es ist eine Dorfdirne, die bei uns zu Haus die Gänse gehütet hat, sich aber bei der Gräfin einzuschmeicheln wußte. Nebenbei versuchte sie, dem jungen Herrn den Kopf zu verdrehen.“ Ich wußte, daß ich bei diesem Menschen kein Mitleid zu erwarten hatte, schlich noch einmal in das Sterbezimmer und nahm dann mein Bündel zur Hand, um mich auf den Weg zu begeben, der unbekannt vor mir lag.

Wohin sollte ich mich wenden? Ich mußte Ewald suchen, doch wo sollte ich ihn finden? Das Regiment, bei dem er stand, war nach Rußland marschirt und es war wohl für ein junges Mädchen ein tollkühnes Unternehmen, dahin zu Fuß wandern zu wollen, wo der Krieg mit allen seinen Schrecken wüthete. Doch davor hatte ich keine Furcht, mir schwebte nur immer die Hoffnung vor, Ewald wiederzusehen, und die weite Entfernung, sowie die Ungewißheit des Wiederfindens konnten mich nicht zurückhalten, mich muthig auf den Weg zu machen.

Da stand ich auf der Landstraße und sah mich um, die Stadt lag mir bereits im Rücken und ehe ich weiter wanderte, wollte ich wenigstens wissen, welche Richtung ich einzuschlagen habe. Ein Bauer kam des Wegs daher, er sah recht gutmüthig aus und konnte mir vielleicht Auskunft geben. Ich grüßte ihn freundlich und fragte: „Wo geht der Weg nach Rußland?" Er riß vor Verwunderung die Augen weit auf und statt einer Antwort fragte er zurück: „Nach Rußland? Ja, die Mamsell sieht doch ganz vernünftig aus, was soll es aber heißen, so ein junges Frauenzimmer kann doch nicht nach Rußland gehen?"

„Und doch ist es so, lieber Mann, ich muß meinen Bruder aufsuchen, also sagt mir, ob dies der rechte Weg nach Rußland ist."

„Ja, ja, nur immer geradeaus; ach daß sich Gott erbarm', so ein junges Blut!"

Ich dankte ihm und ging dann wieder weiter. Als ich mich noch einmal umwandte, stand der Bauer noch auf demselben Fleck, er murmelte einige Worte und schlug das Kreuz. Offenbar hatte er mich für verrückt gehalten.

Was soll ich Dir nun sagen von den unendlichen Wegen, den wunden, müden Füßen, die mich kaum noch weiter tragen konnten, als ich Tag um Tag weiter wanderte. Des Nachts fand ich stets ein Unterkommen in einem Bauernhause, einer Dorfschenke, einer verlassenen Scheune, ja einige Mal in einem schönen Walde. Furcht kannte ich nicht, wer sollte mir denn etwas zu Leide thun? Oft fragte ich noch nach dem Weg nach Rußland und stets begegnete ich dann scheuen, mitleidigen Blicken, man glaubte es mit einer Geisteskranken zu thun zu haben.

Endlich kam ich nach einer großen Stadt und sah hier die ersten Kriegstruppen. Meine müden Füße nöthigten mich, einige Tage auszuruhen, ich fühlte mich unsäglich matt und mein Muth war schon recht schwach geworden. Ich hatte aber noch ziemlich viel Geld und konnte es dadurch möglich machen, eine Herberge aufzusuchen und wieder frische Kräfte zu sammeln. Nach langem Suchen fand ich eine solche, aus der mir helles Lachen und Gläserklingen entgegentönte. Der Wirth stand in der Hausthür, sah mich aber auf meine Frage nach einem Nachtquartier von Kopf bis zu den Füßen mißtrauisch an und rief dann barsch: „Für herumbettelnde Dirnen gibts bei mir kein Quartier."

Mir traten die Thränen in die Augen und ich wollte mich schon wegwenden, da trat ein aufgeputztes Frauenzimmer mit hochroth geschminkten Wangen aus der Hausflur in die Thür und rief: „Ei, Herr Wirth, die Kleine behalten wir hier, sie kann mit in meinem Zimmer schlafen. Seht doch, sie ist ja zum Umfallen müde. Wenn sie sich erholt hat, ist sie vielleicht gut zu gebrauchen. Komm', liebes Kind, wohin willst Du denn mit Deinem Bündelchen?"

„Ich will nach Rußland gehen," sagte ich leise und schüchtern.

Da lachte das Frauenzimmer so laut und heftig, daß ich mich fast vor ihr fürchtete, der Wirth lachte auch und sagte: „Na, Minna, das gibt einen schönen Spaß, da kann sich ja die kleine Mamsell auf ein Husarenpferd setzen und mitreiten."

Wäre ich nicht gar zu müde gewesen, dann hätten mich wohl die frechen Worte wieder aus dem Hause getrieben, so aber ließ ich mich willig von dem Frauenzimmer, die der Wirth „Minna“ nannte, in ein Dachstübchen führen und sank hier fast besinnungslos auf einem Lager nieder. So widerwärtig mir Minna im ersten Augenblick erschienen, so mußte ich doch erkennen, daß sie ein sehr gutmüthiges Geschöpf war. Sie zog mir die Schuhe aus, machte mir das Lager bequem, brachte mir eine Tasse Kaffee und sagte mir dann, ich solle nur ganz ruhig liegen bleiben, bis sie mich wecke, ihre Pflicht rufe sie jetzt.

Ueber die Art dieser Pflicht nachzudenken und sie darnach zu fragen, dazu fühlte ich mich zu erschöpft, es war mir auch ganz gleichgiltig, meine Gedanken verwirrten sich vollständig und ich schloß die Augen. Wie lange der tiefe Schlaf, in den ich gesunken war, angehalten hatte, weiß ich nicht und dem vollständigen Erwachen ging ein Träumen voran, das nur von einem wirren Geräusch, das an meine Ohren drang, gestört wurde.

Ich war aber wie betäubt und mein Körper schwer wie Blei, so daß ich nicht im Stande war, mich zu erheben. Endlich kehrte doch die Besinnung zurück und mit ihr auch die körperliche Kraft. Ich lauschte und hörte deutlich unter mir Musik, unterbrochen von Lachen, Gläserklingen, lauten Stimmen und einem Gewirr, als wären viele Menschen beisammen. Ich erhob mich und ging zur Thür, die ich leise öffnete und nun deutlicher das Geräusch vieler Stimmen und auch Waffengeklirr hörte.

Mein Herz schlug laut und doch war die weibliche Neugier stärker, als die Furcht. Ich mußte wissen, wo ich mich befand und wenn Minna nicht bald kam, mußte ich selbst dahinterkommen, wohin mich mein Geschick geführt. Der Mond schien hell in das kleine Dachstübchen, das, wie ich ja schon am Tage gehört hatte, Minna's Wohnung war.

Bunt genug sah es hier aus. Da hing überall an den Wänden allerhand Flitterkram. Röcke und Mieder mit Silber und Gold benäht, Turbans und viele blitzende Sachen, die ich nicht einmal dem Namen nach kannte. In einer Ecke lagen eine Menge künstlicher Blumen, dabei verschiedene Instrumente, kurz, in dem Stübchen war kaum ein Plätzchen, das nicht mit Sachen bedeckt gewesen wäre, die meinen Augen noch nie vorgekommen waren. Die Stimmen und das Geräusch aus den untern Räumen drang immer stärker zu mir, ich öffnete wieder die Thür und befand mich nun auf einem Bodenraume, der vom Mondlicht schwach beleuchtet war. Ich ging vorsichtig weiter und immer lauter drangen die Stimmen und die Musik an mein Ohr. Da kam ich an eine Bretterwand, durch die ein Lichtschimmer drang und nach einigen Schritten entdeckte ich eine kleine Klappthür, groß genug, meinen Kopf durchzustecken. Die Thür war wahrscheinlich angebracht, um in den darunter liegenden Saal frische Luft strömen zu lassen, denn als ich sie zurückklappte, war es mir zuerst nicht möglich, vor Tabaksrauch und heißer Luft irgend etwas zu sehen. Doch dann steckte ich den Kopf durch die Oeffnung und hatte nun den Anblick eines Bildes, welches mich in die größte Aufregung versetzte.

Gerade unter mir befand sich ein ziemlich großer Saal, der mit Militär überfüllt war. An allen Tischen, sogar auf denselben, auf Bänken und auf dem Fußboden saßen und lagen Soldaten. Sie tranken, sangen, spielten Karten; und zwischen den rauhen Männerstimmen hörte ich auch weibliches Lachen und Kichern. Auch Minna's Stimme vernahm ich.

„Minna soll singen!“ riefen mehrere Stimmen wiederholt und ich sah, wie Minna auf eine Art Bühne trat. Sie war sehr phantastisch gekleidet und

machte auf mich einen so widerwärtigen Eindruck, daß ich kaum hinsehen mochte. Sie nahm nun eine Guitarre zur Hand und sang mit frecher, lauter Stimme ein Lied, das an Gemeinheit Alles überstieg, was ich bisher für möglich gehalten hatte.

Die Soldaten jubelten und klatschten Beifall, sie ließ sich umarmen und küssen, und obgleich sie offenbar schon berauscht war, trank sie unaufhörlich Bier und Branntwein. Mich widerte dies Treiben auf das Entsetzlichste an und eine unbeschreibliche Angst schnürte mir die Brust zusammen. Ich schlich wieder in mein Kämmerchen zurück, setzte mich auf mein Lager und fing bitterlich an zu weinen.

Ich fühlte mich unbeschreiblich verlassen und unglücklich und wäre sicher davon gelaufen, wenn die körperliche Schwäche nicht so groß gewesen wäre.

Es mochte wohl mitten in der Nacht sein, ich war in einen Halbschlummer gesunken, als Minna eintrat. Ich erhob mich sofort, um ihr Platz auf dem Lager zu machen, doch sie bemerkte mich kaum und war so betrunken, daß sie nicht mehr bei Besinnung zu sein schien.

Sie riß sich einige Kleidungsstücke herunter, die sie auf den Boden schleuderte und dann warf sie sich auf's Bett und sank sofort in tiefen Schlaf.

Ich kauerte in einer Ecke, bis der Tag zu grauen anfing und da ich sah, daß Minna wohl noch lange schlafen würde, wollte ich mich heimlich aus dem Hause schleichen und meine Wanderung fortsetzen.

Doch ein tiefes Mitleiden erfaßte mich, als ich meinen Blick auf das Mädchen warf, das bei aller Verworfenheit doch noch Herz besaß und ohne welches ich vielleicht auf der Landstraße umgekommen wäre. Nein, so konnte ich sie nicht verlassen, ich mußte ihr wenigstens danken. Ach, und vielleicht konnte ich ihr den Liebesdienst in irgend einer Weise vergelten.

Als es hell wurde, sah ich mich in dem Dachstübchen um und fing dann an, unter den wild umherliegenden Sachen etwas Ordnung zu stiften. Dann setzte ich mich an das Bett und betrachtete das Mädchen genauer.

Minna mochte ungefähr 30 Jahre zählen und war sicher in ihrer Jugend sehr hübsch gewesen, doch jetzt war sie entstellt von Leidenschaften und durch den Putz und die Schminke sah sie noch widerwärtiger aus.

Noch war Alles still im Hause, ich konnte mich vielleicht unbemerkt hinausschleichen, ich griff schon nach meinem Bündel. Da schlug Minna die Augen auf und sah mich verwundert an.

„Willst Du Dich fortmachen, Kleine?“ sagte sie, „nun ich kann's Dir eigentlich nicht verdenken, aber rathen möcht' ich's Dir doch nicht.“

„Nein, Minna, ich will nicht fort, ohne Dir zu danken. Halte mich aber nicht auf, ich habe noch einen weiten Weg zurückzulegen.“

„Und meinst Du wirklich den Weg nach Rußland zu finden? Wie willst Du, unschuldiges Kind, durch all' das Militär kommen, das von hier an auf allen Wegen zu finden ist? Willst Du es so machen wie ich? Dazu bist Du mir viel zu Schade mit Deinem glatten Gesicht und Deiner Jugend.“

Sie sah traurig vor sich nieder und ich ergriff ihre Hand und sagte: „So gib dies Leben auf, Minna, komm' mit mir, laß' uns fliehen, Dein Herz ist gut! Du wirst eine Stelle finden und Dir durch Arbeit bessere Tage schaffen, als jetzt.“

„Arbeiten?“ fiel sie mir in's Wort, „Kind, Du verstehst nicht, was es heißt, von der Lust und Wonne meines jetzigen Lebens gepackt zu sein. Der Teufel hat mich bereits fest in seinen Krallen und das bischen Dasein, das mir noch vergönnt ist, will ich genießen.“ Ein Lied trällernd, sprang sie vom Lager auf und ich betrachtete sie voll Mitleid und Schauder.

„Nun, was starrst Du mich so an? Sei vergnügt und nun laß' Dir sagen, Mädchen, wenn ich auch die verworfenste Creatur auf Gottes Erdboden bin, so will ich Dich doch schützen und wehe dem, der Dich berührt. Deine Jugend und Schönheit dauert mich, deshalb sollst Du bei mir bleiben. — Ja, ja, fürchte Dich nicht," fuhr sie fort, als ich scheu zur Thür entwich, „wenn Du nicht bei mir bleibst, bist Du verloren, denn die Soldaten, die Du nach wenigen Schritten triffst, würden Dich nicht weit kommen lassen."

„Aber ich muß nach Rußland," bemerkte ich.

„Darüber sprechen wir später," erwiderte Minna, „für jetzt sei zufrieden, wenn ich Dir sage, daß Du unter meinem Schutz einen Theil Deines Weges zurücklegen kannst, wenigstens bis zur Grenze. Wohin Du Dich dann wendest und was Deine Absicht ist, darum kann ich mich nicht kümmern. Komm' jetzt mit."

„Willig folgte ich ihr in das verräucherte Gastzimmer, wo sie ein Frühstück bestellte. An einem Tisch saß eine Gesellschaft von mehreren Männern, Frauen und Kindern, denen Minna zunickte und die mich neugierig ansahen.

„Was hast Du denn da für einen Vogel erwischt?" fragte der eine der Männer und machte Miene, an mich heranzukommen.

„Nichts für Deinen Schnabel," erwiderte Minna und setzte sich zu mir.

Ich hörte nun aus den Gesprächen, daß ich in eine herumziehende Truppe von Schauspielern gerathen war. Minna war erste Sängerin und wurde von der ganzen Gesellschaft mit einem Respect behandelt, der mir wunderbar vorkam nach alldem, was ich bis jetzt von ihr gehört und gesehen. Doch bald wurde mir klar, daß sie durch ihr vielseitiges Talent die Gesellschaft zusammenhielt und daß sie wohl Alle verhungert wären, wenn sie nicht das meiste Geld verdient hätte. Nachdem wir gefrühstückt hatten, stand Minna auf und stellte mich der Gesellschaft vor als eine Verwandte, die sie zufällig hier getroffen. Sie verlange, daß ich mit Achtung behandelt werde, sonst sollten Alle ihren Zorn fühlen. Ob ich brauchbar für die Gesellschaft und für die Kunst sei, müsse sie erst mit der Zeit sehen, für jetzt bliebe ich bei ihr und würde sie nach Rußland begleiten.

Was die Gesellschaft dachte und was sie von Minna's Worten glaubte, war mir ganz gleichgiltig, ich achtete auch nicht auf die spöttischen Blicke und Bemerkungen, sondern hatte nur das eine Wort gehört, daß sie nach Rußland wollten und diese Gewißheit gab mir allen Muth und alle Freudigkeit wieder.

Von den nun folgenden Wochen und meinen Erlebnissen könnte ich Dir tagelang erzählen, die Zeit war so ereignißreich und bunt, daß ich damit ein ganzes Buch ausfüllen könnte, doch ich will schnell darüber hinweggehen, da die nächsten Wochen nicht gerade von Bedeutung für mein Schicksal waren.

Wir zogen von Ort zu Ort, trafen überall Militär, so daß es oft schwer hielt, Quartier zu bekommen. Doch immer gelang es Minna, die Gesellschaft unterzubringen und des Abends durch eine Vorstellung noch so viel zu verdienen, daß wir unser Dasein weiter fristen konnten. Meine Baarschaft war fast verbraucht, denn da ich der Gesellschaft durch keinerlei Kunstfertigkeit nützen konnte, zahlte ich für meinen Unterhalt, so lange meine Casse vorhielt.

Hier und da hatte ich Erkundigungen eingezogen nach dem Regimente, bei dem Ewald stand und hatte stets gehört, daß es die Grenze nach Rußland überschritten habe.

Ach, und die Grenze war noch so fern und meine Baarschaft ging zu Ende!

Ich war wieder einmal recht verzweifelt, zumal ich mich in meiner Stellung, der Schauspielergesellschaft gegenüber durchaus nicht wohl fühlte. Minna war nach wie vor freundlich gegen mich und schützte mich in jeder Weise; doch in den letzten Tagen hatte ich bemerkt, daß sie mich mitunter von der Seite eigenthümlich und mißtrauisch betrachtete.

Daß der Grund hierzu Eifersucht von ihrer Seite war, ahnte ich nicht, doch sollte es mir nicht lange verborgen bleiben. Das eine Mitglied, „der lange Georg" genannt, war Minna's erklärter Liebhaber. Trotzdem hatte er nichts dagegen, wenn sie mit andern Männern verkehrte und auf jede nur mögliche Weise Geld zu verdienen suchte, welches größtentheils ihm in die Tasche floß und von ihm verspielt und vertrunken wurde. Der lange Georg war mir eine höchst unangenehme Persönlichkeit und wurde mir noch widerwärtiger, als er anfing, sich mir zu nähern und mich mit seiner Zuneigung zu belästigen. Ich suchte ihm zu entfliehen, wo ich nur konnte, doch immer wieder war er an meiner Seite und kümmerte sich um Minna viel weniger als sonst. Daß diese hierdurch zur Eifersucht gereizt wurde, sollte mir bald klar werden. Wir befanden uns in einer kleinen Stadt an der polnischen Grenze und ich war, während Minna sich zu einer Abendvorstellung schmückte, in der Nebenkammer beschäftigt, einige Schäden an meinen Kleidungsstücken auszubessern. Da hörte ich durch die Bretterwand, daß Georg bei ihr eintrat und ohne daß ich beabsichtigte, zu lauschen, mußte ich doch das ganze Gespräch zwischen Beiden mit anhören.

Es war für mich nicht gerade erfreulich, zu vernehmen, wie über meine Person verhandelt wurde und doch war es mir lieb, die Erklärung für die mißtrauischen Blicke, die mich verfolgt hatten, zu finden. Ebenso war ich froh, zu hören, daß die Liebe, die mir Georg gezeigt und vor der ich mich fürchtete, nur vom Eigennutz hergeleitet wurde. Er wußte Minna's Eifersucht zu beschwichtigen und verlangte nur, daß ich nun endlich mit meinen „Künsten" hervorkomme und auch zeige, daß ich der Gesellschaft, zu der ich doch jetzt gehöre, auch etwas nützen könne.

Denselben Abend noch hatte ich mit Minna eine Unterredung und da meine Casse zu Ende ging und ich nicht wußte, wohin ich mich wenden sollte, warf ich mich der Verzweiflung, aber auch dem Leichtsinn in die Arme. „Wozu immer den Kopf hängen und verzagen!" so hatte Minna gesagt und ihr Wort fiel in meinem jungen unerfahrenen Herzen auf guten Boden. Ich gerieth in einen wahren Taumel, als ich einmal anfing von dem leichtsinnigen Leben zu kosten und mit Schaudern denke ich daran, wie manches junge Wesen schon zu Grunde gegangen ist, dadurch, daß ihm Niemand die Hand reichte und es emporzog aus dem Schlamm, in dem es immer mehr und mehr versinken mußte. So versank ich von Tag zu Tag mehr, ohne es zu merken, denn dazu blieb mir ja nicht Zeit. Ich wurde bald der Stern der Gesellschaft, lernte tanzen, singen und mußte mich so schön zu schmücken, daß ich, sobald ich die Bühne betrat, einen Beifallssturm hervorrief und Jeder in Entzücken ausbrach über meine Erscheinung.

Ueber mein Leben nachzudenken, dazu blieb mir gar keine Zeit, denn wenn ich spät Abends das Lager aufsuchte, war ich todtmüde, so daß ich sofort in festen Schlaf verfiel. Und der Tag ging hin in Arbeit und Jubel. Minna schüttelte manchmal den Kopf, wenn sie mich betrachtete und meinte eines Tages: „Kind, Du übertreibst, es wird Dir so gehen, wie mir, auf solche Weise kannst Du Dein Leben nur wenige Jahre genießen."

Ich sah Minna an und bemerkte zum ersten Mal, wie ihre Gestalt zusammengefallen war und wie elend

ihr Gesicht, trotz der Schminke, aussah. Auf meine besorgte Frage, erwiderte sie lachend: „Es geht, so lange es geht! Wenn das Leben zu Ende ist, nun, was habe ich da verloren! Kind, sieh mich nicht so betrübt an, das kann ich nicht ertragen.“

Sie ging fort und lebte weiter und ich — lebte auch weiter in Lust und Freude.

Ob ich damals wohl glaubte, daß es immer so weiter gehen könne? Ach, daran dachte ich gar nicht und selbst der Gedanke an Ewald trat allmälig in den Hintergrund und trieb mir kaum noch das Roth der Scham in's Gesicht.

* * *

Inzwischen verzeichnete die Zeit die großartigsten Begebenheiten in dem Buche der Weltgeschichte. Die Kriegsereignisse rollten über die Erde und erschütterten alle Verhältnisse. Des Königs Ruf an sein Volk erklang durch ganz Deutschland und begeisterte Jeden, dazu beizutragen, seine Nation von der Fremdherrschaft zu befreien.

Wir waren ganz nahe der russischen Grenze, als die Schaaren der aufgeriebenen Truppen sich zurückschleppten von dem entsetzlichsten aller Feldzüge.

Jetzt tauchte bei mir wieder die Sehnsucht nach Ewald auf und ich forschte, etwas über den Verbleib seines Regiments zu erfahren. Ich hatte das Vermächtniß seiner Mutter, das kleine Päckchen treu verwahrt, doch mit tiefer Zerknirschung mußte ich mir gestehen, daß ich die Treue gegen Ewald nicht so fest gehalten, und daß ich ihm nicht ohne zu erröthen vor die Augen treten konnte.

Ich war durch die Noth ein leichtsinniges Geschöpf geworden und nicht werth, Ewald wiederzusehen.

Aber erfahren wollte ich, wo er geblieben und, wenn er noch lebte, ihm das Päckchen zustellen.

Eines Tages stand ich am Fenster des Wirthshauses einer kleinen polnischen Stadt, als ich viele Menschen laufen sah und als ich vor die Thür trat, einen großen Zug Soldaten bemerkte. Sie kamen aber nicht mit klingendem Spiel und in Marschordnung, sondern sie schlichen matt und zerlumpt einher. Nur Fetzen waren von den Uniformen übrig und die Gestalten sahen elend und herabgekommen aus.

Das waren die Reste der stolzen Armee, es war ein jammervoller Anblick und zu allem Unglück war der Ort schon so ausgehungert, daß es den Bewohnern nicht möglich war, die armen Soldaten aufzunehmen.

Der Anblick war mir entsetzlich, und ich ging zum Wirth, bot ihm meine ganze Baarschaft und bat ihn, doch nur einigen der zum Tode ermatteten Soldaten Quartier zu geben.

Er wollte erst nichts davon hören, war aber ein gutmüthiger Mensch und folgte mir vor die Thür.

Da saßen auf der Schwelle und auf der Erde mehrere Soldaten und ich schrie laut auf vor Schreck und Freude, als ich trotz Staub und Fetzen die Uniform von Ewalds Regiment erkannte.

„Diese hier,“ sagte ich zum Wirth, „nehmt diese auf,“ und darauf richteten die armen, matten Leute ihre Bitten an den Polen, der aber erklärte, nur für einige Platz zu haben. Sechs Soldaten nahmen wir mit ins Haus, was aus den anderen geworden ist, und wie lange sie sich noch weiter geschleppt haben, weiß ich nicht. Mir lag nur daran, dafür zu sorgen, daß meine Landsleute gestärkt wurden und daß ich dann etwas über den Verbleib des Regiments erfuhr.

Ich ging selbst nach der Küche, und durch meine Bitten und Hilfe hatte ich bald eine kräftige Mahlzeit für die armen ausgehungerten Menschen hergestellt, über die sie gierig herfielen, um nach erfolgter Sättigung eines stärkenden Schlummers zu genießen.

Mit unbeschreiblicher Aufregung wartete ich auf ihr Erwachen, doch sie lagen wie todt bis zum anderen Morgen.

Ich hatte von Minna und meinen Collegen viel auszustehen, daß ich mich der Soldaten so angenommen, ich mußte daher suchen, mich ihnen im Verborgenen zu nähern, denn hätten die Schauspieler von meinem Verhältniß zu Graf Ewald erfahren, dann hätte ich mich endlosen Neckereien und Bemerkungen ausgesetzt. Anfänglich hatte ich zwar öfter erwähnt, daß ich meinen Bruder in Rußland aufsuchen wolle, doch seit ich mich in das leichtsinnige Leben gestürzt, hatte ich nichts wieder von dem Bruder erwähnt und so war es in Vergessenheit gekommen. Als endlich die Soldaten erwachten, kamen sie in das große Wirthszimmer, wo wir uns auch befanden.

Bald ging es ans Erzählen und auf ganz unbefangene Weise warf ich ab und zu eine Frage ein, durch die ich meinen Zweck zu erreichen hoffte. So erfuhr ich, daß das Regiment, von dem ich hier einige Trümmer sah, nach Rußland marschirt und daß es, nachdem es tapfer gekämpft hatte, durch die gräßlichen Strapazen aufgerieben war.

„Weshalb fragst Du denn so viel nach diesem Regiment?“ warf Minna ein und ich antwortete anscheinend ruhig, obgleich mir das Herz klopfte: „Du weißt doch, Minna, daß ich bei der Gräfin F. Kammerjungfrau war, ihr Sohn hat den Feldzug mitgemacht . . . .“

„Ach, Graf Ewald,“ rief einer der Soldaten.

„Ja, so hieß er,“ erwiderte ich schnell, „was ist aus ihm geworden?“

„Er ist schwer verwundet ins Lazareth nach Königsberg geschafft, wo er entweder noch liegt, oder inzwischen gestorben ist.“

„Was ist Dir, Hedwig?“ rief Minna und griff nach meiner Hand, „Du bist eiskalt und siehst leichenblaß aus. Was geht Dich der Graf an, wenn er sterben muß, kannst Du ihm doch nicht helfen.“

„Laß mich, mir ist nicht wohl,“ sagte ich und lief hinaus, um in der frischen Luft mich zu sammeln.

Dann ging ich auf meine Kammer und packte soviel von meinen Sachen in ein Bündel, als ich tragen konnte. Darauf ging ich zur Hinterthür durch den Garten und stand auf der Landstraße.

Dort unten an der Waldecke hatte ich einen Wegweiser gesehen, als wir nach dem Ort zogen, darauf stand: „Nach Königsberg 5 Meilen.“

Wieviel war ich schon in der Welt umhergeirrt, da konnte ich doch wohl die kurze Strecke Wegs zurücklegen, um endlich zum Ziel zu kommen.

Als ich am Wegweiser stand und nun weiter wandern wollte, kam eine unendliche Bangigkeit über mich und mit verzagtem und reumüthigem Herzen sank ich auf die Kniee und bat Gott inständig, mir meinen Leichtsinn zu vergeben. Ich faßte den festen Entschluß, ein anderes Leben zu beginnen, wenn ich nur Ewald wieder sehen konnte.

Aber wie? konnte ich ihm denn überhaupt vor die Augen treten? O, hätte ich doch die Erinnerungen daran und mit ihnen die Tage aus meinem Leben vernichten können!

Ich war ein verworfenes Geschöpf geworden und verachtete mich selbst zu sehr, als daß ich dem, der mich wegen meiner Unschuld und Reinheit geliebt hatte, in die Augen blicken konnte.

Aber war ich nicht entflohen? Konnte ich nicht ein neues Leben beginnen? Also vorwärts denn Hedwig, sieh, ob du ihn, der dich treu geliebt, noch unter den Lebenden findest.

Es war ein recht kalter rauher Wintertag und meine Kleidung schützte mich wenig gegen den scharfen Wind und gegen die Schneeflocken, die er mir wie Nadeln ins Gesicht wehte.

Ich fühlte meine Glieder erstarren, trotzdem aber brannte meine Stirn und mitunter zuckte mir ein stechender Schmerz durch den Kopf.

Es fing schon an zu dunkeln und noch war ich nicht weit gewandert, denn eine Müdigkeit befiel mich, die mich kaum die Füße fortschleppen ließ.

In der Ferne sah ich Lichter auftauchen, war das Königsberg? Ich wußte es nicht und habe es auch nie erfahren. Einen Wagen hörte ich hinter mir und blieb stehen, um vielleicht einen Platz zu erobern. Es mußte wohl ein Handelsmann sein, der mit seinen Wägelchen durchs Land fuhr und der Erbarmen hatte, als er mich dem Umsinken nahe sah. Das Rütteln und Stoßen des Wagens erhielt mich bei Besinnung und verscheuchte den Schlaf, außerdem ging mir ein Schauer und Prickeln durch die Glieder, abwechselnd wurde mir heiß und kalt, so daß ich mich der Ueberzeugung von einer ernsten Krankheit heimgesucht worden zu sein, nicht länger verschließen konnte. Als wir an einem großen Hause hielten, rief mich der Fuhrmann an, vom Wagen zu steigen, doch ich konnte kein Glied rühren und war vollständig kraftlos. Ich sagte ihm, ich fühle mich sehr krank, doch er meinte, das komme mir so vor bei der Kälte, ich solle nur in die Stube kommen und mich erwärmen.

Eine mürrische Frau öffnete und sah mich mißtrauisch an, als ich mühsam und halb von meinem Begleiter getragen zur Thüre hereinwankte.

„Das fehlte noch, daß Du mir eine kranke Person ins Haus bringst, marsch fort damit, solch Gesindel kann man jetzt jede Stunde auflesen, wenn man Lust dazu hat.“

Der Mann schien an die Reden seiner Frau gewöhnt, denn er kehrte sich nicht daran, sondern setzte mich in die warme Ecke am Ofen. Er sagte, ich solle nur ruhig bleiben, bis er ausgespannt habe. Als er hinausgegangen war, zeigte sich die Frau gar nicht so böse, als ihre Reden sie erscheinen ließen. Sie brachte mir eine Tasse Kaffee und legte eine warme Decke über mich und fragte dann, ob ich mich schon etwas erwärmt habe.

Ja, warm war mir, aber nur im Kopf, der mir glühte, als ob er zerspringen sollte, meine Gedanken verwirrten sich und nur mit Mühe konnte ich die Fragen der Frau beantworten. Als ihr Mann kam, meinte sie, es wäre doch besser, einmal den Nachbar Barbier zu rufen, der so viele Mittel wüßte, wenn eine Krankheit im Anzuge.

Der Mann ging sogleich und es dauerte nicht lange, da kam er mit einem kleinen alten Männchen zurück, der eine Art Wunderdoctor zu sein schien.

Als er mich starr ansah und mir den Puls fühlte, dann über die Stirn strich und die Hand auf meinen Kopf legte, kam er mir so possirlich vor, daß ich fast laut gelacht hätte, aber der Schreck sollte mir das Lachen vertreiben als der Barbier sagte: „Bringt sie bald aus dem Hause, wenn Ihr Euch nicht anstecken wollt, sie hat die Blattern.“

Die Frau schrie laut auf und ich dachte schon, sie würde mich gleich auf die Straße werfen, da sagte sie aber: „Lieber Nachbar, es wäre zu große Sünde, das arme Ding bei der Kälte fortzutreiben, dafür würde uns der Herrgott strafen, geht doch und seht, daß Ihr einen Platz für sie im Lazareth findet.“

Der Barbier lief fort und ich blieb in einem unbeschreiblichen Zustand zurück. Das Fieber schüttelte mich und nur mit Mühe erhielt ich mich aufrecht, ich fühlte, wenn ich mich niederlegte und die Augen schloß, war es mit der Besinnung vorbei.

Daß ich auf ein Tragbett gelegt und fortgebracht wurde, wußte ich noch, ebenso hörte ich, wo ich vorübergetragen wurde oft die Worte: „Da tragen sie einen Blatterkranken

ins Lazareth," dann war es aber vorbei und mein Bewußtsein schwand.

* * *

Wie lange ich krank gelegen, weiß ich nicht, doch sind es wohl viele Wochen gewesen und als ich endlich so weit hergestellt war, daß ich meine Umgebung erkannte, da war das Erwachen zum Bewußtsein auch nicht geeignet, mich freudig zu stimmen. Ich lag in einem großen Saal mit vielen Kranken beisammen, deren Stöhnen und Aechzen mir grausig in die Ohren klang. Da ich großen Durst empfand, richtete ich mich auf, um mich nach Wasser umzusehen, und da ich Niemand in der Nähe bemerkte, versuchte ich, aus dem Bett aufzustehen, um mir einen in der Nähe stehenden Krug zu holen. Ich fühlte mich fast gar nicht schwach und ging einigemal zwischen den Krankenbetten auf und ab. Da blieb ich plötzlich stehen und mußte mich vor Schreck an den nächsten Tisch halten, denn fast wäre ich umgefallen, als ich meinen Blick in einen Spiegel warf.

War ich denn das wirklich? War das die Hedwig mit dem glatten rosigen Gesicht und den schönen blonden Flechten?

Ich hatte ein grauenvolles Spiegelbild gesehen, ein dickgedunsenes, blaurothes Gesicht mit unförmiger Nase, triefenden Augen und fast kahlem Kopf. Als ich meine Hände betrachtete, sah ich, daß sie auch mißgestaltet, dick und roth waren. Also ich hatte wirklich die Blattern gehabt und war für das ganze Leben gekennzeichnet durch die schrecklichen Spuren! Ich warf mich auf mein Bett und weinte bitterlich.

Es dauerte lange, ehe meine Kräfte wiederkehrten, die böse Krankheit hatte mich zu sehr mitgenommen und dazu fühlte ich mich auch geistig so zerrüttet und niedergedrückt, daß ich von Tag zu Tag tiefsinniger wurde.

Endlich erklärte mich der Arzt für hergestellt, ich sollte das Krankenhaus verlassen, doch wohin sollte ich mich wenden, was sollte aus mir werden? In einen Dienst zu gehen, fühlte ich mich noch zu schwach und außerdem war es auch fraglich, ob eine Herrschaft sich finden würde, für eine durch die Blattern so entstellte Person.

Es war die letzte Nacht, denn in der Morgenfrühe mußte ich das Haus verlassen, da bereits andere Kranke angemeldet waren. Die Sorge ließ mich nicht schlafen, ich stand auf und blickte vom Fenster zu dem Mond und den Sternen empor. Die Hände gefaltet sandte ich Gebete zu dem Höchsten und flehte um seinen Schutz in meiner tiefen Noth.

Da hörte ich leise die Bitte: „Wasser, Wasser, ich verschmachte," die Stimme kam von dem einen Bett. Ich trat schnell heran und gab einem Kranken den Labetrunk. Dann ging ich zwischen den Betten auf und ab und beschäftigte mich, meinen bisherigen Gefährten noch einige Liebesdienste zu beweisen. Hier legte ich die Kissen zurecht, da labte ich die lechzenden trocknen Lippen und gewiß war es auch nöthig, Diesem und Jenem von der neben dem Bett stehenden Arzenei zu geben, doch keine Wärterin war in der Nähe, die ich hätte befragen können.

Endlich ging der Wächter, der zu controliren hatte, durch den Saal, er kannte mich und glaubte, ich hätte eine der Wärterinnen abgelöst.

Als ich ihm sagte, daß ich die Frauen noch gar nicht gesehen habe, und daß sie wahrscheinlich eingeschlafen seien, meinte er: „Ja, ja, es ist schlimm, die Frauen sind übermüdet, es ist zu viel Arbeit für so wenige Wärterinnen. Sie können die Kranken nicht Alle im Auge haben und wer nicht eine gute Natur hat, muß ins Gras beißen."

„Aber mein Gott," sagte ich, „weshalb werden nicht mehr Frauen

angestellt, es würden doch gewiß passende zu finden sein."

„Das wohl," erwiderte er, „aber die Meisten fürchten sich vor den ansteckenden Krankheiten."

„Ich fürchte mich nicht," rief ich, „und ich werde mich melden zum Dienst als Krankenwärterin."

„So, das ist brav, Mädchen, Gott sei mit Dir und schenke Dir Segen zu Deinem Entschluß."

Der Alte reichte mir die Hand und von da an hatte ich an ihm einen treuen Freund und Beschützer, mit dem ich manche Stunde der langen Nächte an den Krankenbetten verbrachte.

Der Director des Lazareths hatte Nichts dagegen, daß ich als Wärterin eintrat, ich fand mich auch bald in meinem neuen Amte zurecht und fand viel Arbeit, denn durch den Krieg waren schreckliche Krankheiten eingeschleppt.

* * *

Viele, viele Wochen waren vergangen, seit ich mich in dem Lazareth in Königsberg befand, daß ich endlich an dem Ziel meiner Wünsche, an dem Ort, wo sich Ewald befinden sollte, war, wußte ich schon seit meiner Krankheit. Aber der leidenschaftliche Wunsch, den Geliebten wiederzusehen, war der Demuth gewichen, in die mich die Krankheit versetzt hatte. Ich fühlte mich unwürdig, ihm vor die Augen zu treten, er sollte mein Bild in der Erinnerung behalten, wie er mich zuletzt gesehen, in jugendlicher Schönheit und Unschuld.

In Pflichttreue verwaltete ich mein Amt und fand den besten Lohn in der Zufriedenheit meiner Vorgesetzten und den dankbaren Blicken der mir anvertrauten Kranken. Unermüdlich ging ich von Bett zu Bett und hatte eine Kraft und Ausdauer, über die ich selbst oft staunen mußte. Währenddem hatten sich die Ereignisse in der Welt vollständig verändert. Deutschland war frei, und der Tyrann von der Höhe gestürzt, auf die er sich in maßlosem Frevel geschwungen. Nur ab und zu waren die Nachrichten vom Kriegsschauplatz in mein Asyl gedrungen, und so sehr ich mich früher dafür interissirte, so gleichgiltig ließ es mich jetzt, ob Krieg oder Frieden sei. Mein Herz war abgestorben und mir war oft, als sei ich in eine andere Welt versetzt und als wären meine Jugendjahre von einer ganz anderen Person erlebt.

Eines Abends mußte noch schnell ein Krankenzimmer eingerichtet werden, da mit einem Transport kranker Soldaten auch ein höherer Officier erwartet wurde, der in Folge einer Amputation ganz besonderer Pflege bedurfte.

Der Oberarzt fragte nach einer sehr zuverlässigen Wärterin, und da ich ihm als solche empfohlen wurde, übergab man mir den Kranken in Pflege.

Als ich in das Zimmer kam, wohin er transportirt war, kamen mir gerade die Männer entgegen, die ihn auf einer Tragbahre dahin geschafft hatten und der eine drehte sich zu mir um und sagte: „Da werdet Ihr nicht mehr viel zu pflegen haben, mit dem ist es bald zu Ende."

Ich hatte so viel Leiden gesehen, war so oft an einem Sterbebett gewesen, daß ich fast gleichgiltig die Worte anhörte und mich an das Bett des Kranken setzte, um nach Vorschrift des Arztes Compressen auf die Stirn zu legen.

Eine wachsbleiche Hand lag auf dem Deckbett, doch nur eine, der andere Arm fehlte. „Der arme Mensch!" dachte ich und legte meine warme Hand auf die seinige, um zu fühlen, ob wirklich noch Leben sei in dem so regungslos dahingestreckten Körper.

Da fühlte ich, daß er zusammenzuckte und ganz leise sagte: „Wasser!" Ich nahm die Compresse von der Stirn und versuchte den Kopf ihm etwas aufzurichten, um ihm Wasser einzuflößen, aber fast schrie ich laut auf,

als ich in das bleiche Gesicht blickte und Ewald erkannte!

Ich stöhnte und hielt noch immer das Glas in der Hand, ohne daran zu denken, ihn zu erquicken. Er schlug die Augen groß auf, griff nach meiner Hand und bat noch einmal um Wasser. Da konnte ich die Thränen nicht zurückhalten und große Tropfen fielen herab aus meinen Augen als ich ihm die trocknen Lippen netzte.

„Sie weinen?“ sagte er, „ich glaubte, die Thränen wären versiegt, nach dem vielen Leid, das Deutschlands Frauen mit angesehen.“

„Sie brechen hervor, wenn man den Einzelnen auf dem Schmerzenslager sieht,“ erwiderte ich.

„Er sah zu mir auf und sagte dann leise: „Diese Stimme — — fast könnte ich mich der Täuschung hingeben, doch nein, nein — — es ist ja nicht möglich — — bitte, sprechen Sie noch mehr, Ihre Stimme ruft mir liebe Erinnerungen wach.“

Ich hätte aufjubeln und mich über ihn stürzen mögen, um mich zu erkennen zu geben, doch jede Aufregung konnte ja für ihn den Tod zur Folge haben. Mein Gesicht erkannte er auch unmöglich, es war ja entsetzlich verändert durch die Blattern. Er sollte es auch nicht erkennen, nein; er sollte durch meine Stimme nur an die Jugendgeliebte erinnert werden, ich wollte ihm dadurch wieder die Tage vorzaubern, die wir in der Seligkeit der jungen Liebe miteinander verlebt, weiter wollte ich nichts und weiter verdiente ich nichts. Ich bekämpfte also meine furchtbare Aufregung, und obgleich meine Stimme wohl etwas bebte, sprach ich doch ganz ruhig zu ihm und er schloß dann die Augen, lächelte so glücklich und ergriff meine Hand.

„Wie heißen Sie?“

„Schwester Marie werde ich hier genannt.“

„Ich möchte Sie Hedwig nennen, es ist der lieben Erinnerungen wegen,“ setzte er hinzu und sah mich bittend an.

„Ja, ja,“ rief ich freudig,“ nennen Sie mich Hedwig, auch mir ist das sehr lieb, da meine beste Freundin diesen Namen führte.“

„Erzählen Sie mir von dieser Freundin, doch nicht heute, ich fühle mich sehr schwach. Vielleicht habe ich morgen mehr Kraft.“

Das „Morgen“ kam noch nicht so bald, denn durch den Transport und die erst vor Kurzem erfolgte Amputation trat ein erneutes Wundfieber ein und eine so große Schwäche, daß der Kranke fast immer mit geschlossenen Augen dalag. Alles was er in seinen Fieberphantasien sprach, bezog sich auf die Vergangenheit und die Zeit unseres Liebeslebens, und was ich dabei empfand, vermag ich nicht zu schildern.

So vergingen Tage und Wochen und Ewalds Zustand veränderte sich wenig. Der Arzt gab wenig Hoffnung und auch ich sah, wie das Leben immer schwächer wurde und wie ich mit der treuesten, aufopferndsten Pflege doch das Schicksal des theuren Kranken nicht zu ändern vermochte.

Noch einmal flackerte das Lebenslicht auf und täuschte mich mit einem Hoffnungsschimmer. Es war ein wunderschöner sonnenheller Maitag, so warm und mild wie heute. Durch die geöffneten Fenster blickte der blaue Himmel und die Sonnenstrahlen huschten durch das Zimmer, als wollten sie dem Kranken noch einmal ihre goldene Pracht zeigen.

„Hedwig, ich möchte noch einmal die grünen Bäume sehen, frage doch den Arzt, ob ich ins Freie gebracht werden darf?“

Er nannte mich stets „Hedwig“ und „Du“ und schien fast daran zu glauben, daß ich seine Hedwig sei. Dann sah er mich jedoch oft so entsetzt an und schüttelte den Kopf und ich wagte nicht, ihm die Wahrheit zu gestehen.

Der Arzt hatte nichts dagegen, dem Kranken noch eine letzte Freude

zu bereiten, er wurde auf ein Ruhebett gelegt und ins Freie unter die grünen Bäume getragen.

Mit tiefen Zügen athmete er die erquickende Luft ein. Dann erzählte er mir von dem Park in seiner Heimat, wo ich ja jedes Plätzchen kannte, er sprach von seiner Mutter, deren Tod er erst kurz vor seiner Verwundung erfahren. Und als er sich in Erinnerungen vertiefte, fragte er plötzlich: „Ja, was ist aus Hedwig geworden, Du wolltest mir von ihr erzählen, lebt sie noch?“

Ich wollte ihm sagen, daß Hedwig todt sei, doch die Lüge konnte nicht über meine Lippen. Er sah mich fragend an, dann nahm ich das Kreuz vom Halse, legte es in seine Hand und erzählte ihm meine Erlebnisse.

Ganz still hatte mich Ewald angehört, nur mitunter fühlte ich seinen Händedruck. Als ich geendet, liefen ihm die heißen Thränen über die abgezehrten Wangen. „Hedwig, Hedwig, ja Du bist es, ich wußte es ja gleich, jetzt erkenne ich auch Deine lieben Augen. Wieviel hast Du für mich gelitten und wie trostlos ist der Gedanke, daß ich Dir Deine Liebe nie vergelten kann!“

Ich sagte ihm, wie sehr ich Gott danke, daß ich ihn gefunden und daß ich ihn nun noch pflegen könne.

„Nicht mehr lange,“ sagte er mit einem Blick zum Himmel.

Der Arzt trat zu uns und blickte verwundert auf unsere verschlungenen Hände.

„Schwester Marie ist eine Jugendbekannte von mir,“ sagte Ewald, die langen Jahre der Trennung machten ein Erkennen unmöglich.“

„Wie lange habe ich noch zu leben?“ fragte er den Arzt, und als dieser zögerte, eine Antwort zu geben, fügte er ruhig hinzu: „Ich bitte Sie darum, mir die Wahrheit zu sagen. Daß ich nicht mehr lange lebe, weiß ich, vorbereitet bin ich, nur möchte ich wissen, wie lange dieser schwache Leib noch allen Kämpfen Trotz bieten wird.“

Der Arzt ergriff Ewalds Hand und sagte mit bewegter Stimme: „Die Frühjahrsluft, die Sie jetzt anscheinend erquickt und die für jeden Genesenden zur Erholung dient, wird Sie ermatten und auf den Bäumen, die jetzt in der Blüthe prangen, werden Sie nicht mehr die Früchte reifen sehen.“

„Ich wußte es,“ sprach Ewald leise.

Ich war neben ihm niedergekniet, seine Hand lag auf meinem Kopf und die Verzweiflung zog wieder einmal durch mein Herz und wollte es zerreißen.

„Warum, warum?“ fragte ich immer wieder, „warum schickte Gott so grenzenloses Leid über uns? War es ein Verbrechen, daß wir uns geliebt hatten?“

Ewald sah meine Kämpfe, er sah meine Thränen, doch er war stärker als ich, obgleich sein Körper so schwach und elend war.

„Hedwig,“ sagte er, „wollen wir Gott nicht dankbar sein, daß er unsere Wege noch einmal so wunderbar zusammengeführt hat? Laß uns die kurze Zeit noch miteinander genießen und mit Ruhe dem Augenblick der Trennung entgegengehen.“

„Was soll ich Dir nun noch erzählen?

In Ewalds Herz war eine Ruhe und Ergebung gezogen, die auch auf mich nicht ohne Einfluß blieb und die mich endlich dahin führte, alle Trübsal und allen Kummer Dem anheim zu stellen, der ja unser Geschick stets in seiner Hand hat und es auch tragen hilft, wenn wir ihm nur recht vertrauen. Das Päckchen, welches mir Ewalds Mutter übergeben, enthielt eine Geldsumme, von der Ewald mir einen Theil übergab, der mir die Reise in die Heimat ermöglichen sollte. Das übrige Geld hinterließ er dem Krankenhause. Außerdem fanden sich in dem Päckchen Briefe seiner Eltern und deren Trauringe, sowie

ein Miniaturbild von Ewald, das ihn als frischen Jüngling darstellt und das ich noch besitze.

In Ruhe und Frieden floßen uns die Tage hin und ruhig und friedlich schlummerte Ewald hinüber um auszuruhen von allen Leiden des Erdenlebens.

* * *

Als ich den Geliebten zur letzten Ruhe unter Blumen gebettet hatte, nahm ich Abschied von der Stätte, auf der ich so viel verloren, aber auch viel gefunden hatte. An inneren Frieden und Gottvertrauen reich, wanderte ich fort, der Heimat zu. Meine Jugend lag hinter mir, dazu hatte mich die Krankheit entstellt, und als ich hier ins Dorf trat, erkannte Niemand in mir die schöne, blühende Hedwig, als die ich fortgezogen. Vor dem Lehmhäuschen, das Du noch gekannt, saß meine Mutter. Sie war erblindet und von hohem Alter zusammengeschrumpft.

„Mutter!" rief ich und sank vor ihr nieder. „Gott sei Dank, daß ich Dich noch am Leben finde."

„Wer bist Du?" sagte sie mit zitternder Stimme, „ich glaubte, meine Tochter zu hören."

„Ja, ja Mutter, ich bin es, Deine Hedwig ist da und bittet Dich auf ihren Knien um Verzeihung für allen Kummer, den sie Dir gemacht."

Da legte die Alte ihre Arme um meinen Nacken und jubelte laut, daß sie ihr so lange entbehrtes Kind wieder hatte.

„Hedwig, meine Tochter! bist Du endlich da? Ach, ich kann Dich nicht sehen, aber Deine Stimme ist es, laß mich Deine Flechten fühlen — ach, sie sind dünn geworden, ja Deine Jugend ist dahin, wirst Du mich auch nun nicht wieder verlassen?"

So plauderte das alte Mütterchen immer zu und dann gingen wir ins kleine Stübchen, wo ich sofort anfing die Herrschaft zu übernehmen, um meiner alten Mutter Alles bequem zu machen. Bald hieß es im Dorfe: „Die Hedwig ist wieder da, die Gräfin," wie sie mich höhnisch nannten.

Einer kam nach dem Andern, um mich anzustarren; der Schulze war einer der Ersten, doch sprach er nur wenig, es schien fast, als ob etwas wie Mitleid durch seine Seele zog, als er mich so verändert wieder sah.

Meine Mutter hatte das Häuschen von der Gemeinde zugewiesen bekommen und hatte dafür die Gänse gehütet und mancherlei Dienste verrichtet. Doch seit ihrer Blindheit war sie ganz auf die Mildthätigkeit der Dorfbewohner angewiesen. Jetzt benutzte ich meine ganze Baarschaft, um uns das Stübchen etwas behaglicher einzurichten und für ein Bett und einen warmen Anzug für meine Mutter zu sorgen. Ihre Hirtendienste übernahm ich und bekam dafür die Zusicherung, Zeitlebens in dem Häuschen bleiben zu können. Du weißt, wie mir das Versprachen gehalten wurde.

Noch manches Jahr konnte ich meine alte Mutter pflegen, und war glücklich, wenn ich sie im Sonnenschein vor der Thür oder im Zimmer am warmen Ofen sitzen sah.

Endlich schlug auch ihre Stunde und dann blieb ich allein in dem Lehmhäuschen, in dem auch ich meine Tage friedlich zu beschließen hoffte. Du, liebes Kind, warst stets meine Freude, deshalb habe ich Dir jetzt am Ende meiner Tage meine Geschichte erzählt, die viel Trauriges enthält, Dir aber durch den Schluß bewiesen hat, daß man durch viel Trübsal eingeht zu hoher Freude und zum Frieden und Gottvertrauen."

* * *

Der Hollunderbaum stand in voller Blüthe, als Hedwig fühlte, daß ihr Ende herannahe. Sie hatte bereits von uns Allen Abschied genommen, als sie sich umsah und dann den Wunsch aussprach, den Schulzen noch einmal

zu sehen. Mein Vater ging selbst, um ihn zu holen und bald trat der Mann ein, der Hedwig so sehr geliebt und sie dann die ganze Lebenszeit hindurch mit seinem Haß verfolgt hatte.

Still und ernst trat er an das Sterbebett. „Es konnte anders sein Hedwig," sagte er mit bewegter Stimme. Sie reichte ihm die Hand und sprach: „Verzeiht mir, ich habe den Leichtsinn meiner Jugend abgebüßt und ich hoffe, daß ich bei Gott längst Verzeihung gefunden und ruhig vor sein Angesicht treten kann."

Große Thränen rannen über des Schulzen Gesicht, als er sich von Hedwig wandte.

Auch wir umstanden bewegt und still das Sterbebett. Ich lief hinaus und holte einen großen Strauß Hollunderblüthen, womit ich Hedwigs Bett schmückte. Sie sprach nicht mehr, dankte mir aber mit einem herzlichen Blick. Noch einmal hob sie die Hände wie zum Segen und schloß dann die Augen für immer.

Auf ihr Grab pflanzte ich einen Hollunderzweig, der jetzt als Baum den Hügel beschattet. Nur Wenige werden sich der Gräfin Hedwig erinnern, doch ich gedenke oft ihrer Erzählung und habe manche stille feierliche Stunde auf dem Hügel unter dem Hollunderbaum verlebt.

Gedenktafeln.

Von Emanuel Geibel.

Das magst Du selbst am Kleinsten spüren:
Wo die Schuld gegangen hinaus,
Immer durch dieselbigen Thüren
Tritt die Buße zu Dir in das Haus.

Schreibe mit unbedachtem Stift
Kein leichtes Wort an die leere Wand!
Daß keinen Reim Dir eine Geisterhand
Darunterschreibe, der in's Herz Dich trifft.

Wenn, was Gott Dir zur Freude bescheert,
Deine Thorheit in Leid verkehrt,
Wird er Dich künftig der Müh' überheben,
Und das Leid Dir schon fertig geben.

Wie sollen die Freuden Dir wiederkommen,
Wenn Du sie ruchlos aufgenommen!
So manche trat zu Dir in's Haus,
Und ging als Sünde wieder heraus.

Lüge, wie sie schlau sich hüte,
Bricht am Ende stets das Bein;
Kannst Du wahr nicht sein aus Güte,
Lern' aus Klugheit wahr zu sein.

Bist Du betrübt, beseligt, Herz,
So meide der Gesellschaft Fratzen;
Dein höchstes Glück, Dein tiefster Schmerz
Sind ihnen nichts, als Stoff zum Schwatzen.

Was Du gründlich verstehst, das mache,
Was Du gründlich erfuhrst, das sprich!
Bist Du Meister im eigenen Fache,
Schmäht kein Schweigen im fremden Dich.
Das Reden von Allem magst Du gönnen
Denen, die selbst nichts machen können.

Der falsche Profet.

Eine Betrachtung von Hans Malser.

Vor einiger Zeit las ich ein Buch über die jetzige Menschheit. Es war eigentlich eine grauenhafte Lectüre; das Buch schien im Wahnsinne der Verzweiflung geschrieben. Zehnmal rief ich während des Lesens aus: „Nein, nein, das ist nicht wahr!" und ich schleuderte das Buch doch nicht aus der Hand.

Dort hieß es: „In der heutigen Menschheit ist eine Gährung, aber nicht die des Mostes, dem der klare Wein folgt, sondern die des Leichnams. Sie ist nicht sterbenskrank, nein, sie ist verurtheilt und in ihrem Hirne tobt die wilde Orgie des Hinzurichtenden. Man sagt, vor einem großen Unglücke pflege eine seltsame, wirre Ahnung den Menschen zu ergreifen. So ist es heute, die Menschheit beeilt sich, sie fiebert und bangt. Man denkt nicht mehr an die Enkelkinder, man denkt nur mehr an sein Ich, an seinen Tag. So der Einzelne, so die Nationen. Das Volk will sich nicht mehr befreien, es will genießen; nicht mehr die Gleichheit wird angestrebt, sondern der Umsturz, was oben ist, soll unten, was unten ist, soll oben sein. Der Priester, der Pädagoge will reich werden. Der Adel will applaudirt werden, der Künstler will Orden tragen, der Minister will pensionirt sein und der Ruhe fröhnen. Der Student will sich schlagen, der Soldat träumt von Kosmopolitismus. Der Gelehrte ist intolerant, die Masse ist indifferent."

„Das heitere Leben der Griechen, der düstere Ernst des Mittelalters ist jetzt eine Burleske geworden. Und das ist das Grauenhafte, daß die Menschheit nicht mehr an das glaubt, was sie thut, gleichsam irrsinnig das thut, was sie verleugnet. Sie wollen keine Herrscher und treiben Chauvinismus und Byzantismus. Sie wollen keine Kriege und zahlen dafür die ungeheuerlichsten Steuern. Sie wollen die Vorurtheile austilgen und leben sich immer neue und größere an. Der Dienende verachtet den Herrn, aber er dient, er verspottet ihn, aber er kriecht vor ihm; der Schwörende verlacht den Schwur, aber er schwört. Es ist im Kleinen wie im Großen dasselbe: eine grenzenlose Heuchelei und Feigheit. Ueber jeglicher Reformation steht Eins: Der Egoismus, über jeglichem Ideale steht Eins, der Egoismus, über jegliches Gesetz steht Eins: Der Egoismus. Aber nicht der edle, erhaltende, aufbauende Egoismus, sondern der niederträchtige. Der Süddeutsche haßt das Preußenthum, aber er bebt vor dessen klirrenden Waffen und schreit die Phrase vom einigen, deutschen Reiche. Fast ganz Oesterreich ist katholisch und fast jeder „Katholike" höhnt die Unfehlbarkeit des Papstes. Man läßt sein Kind taufen und leugnet die Gottheit Jesu, zu der man wieder betet und winselt, wenn das Kind im Sterben ist. Man will für den Todten geweihte Erde und leugnet die Unsterblichkeit. Man hat keine Opposition mehr, als die geschriebene und gedruckte. Wie steht noch das vorige Jahrhundert gegen das jetzige da! Es hatte seine Ideale. Schiller glaubte an Freundschaft, Goethe glaubte an das Gnadenthum Gottes. Die Welt war darum nicht dümmer, sondern schöner."

„Wer glaubt heute an Freundschaft? Die Welt beweist ja, daß Alles Egoismus ist. Wer denkt heute an edle Liebe, die Wissenschaft sagt ja, daß Alles thierisch ist. Wer ringt heute nach Schönheit? Die moderne Aesthetik lehrt ja, daß nur das Wahre schön ist. Das Wahre in einer solchen Welt ist aber die Materie, die Sünde, das Elend, die Verzweiflung. Wer

strebt heute nach Vollkommenheit, wo Pfaffen des Materialismus predigen: Alles vervollkommene sich unwillkürlich und bis zu einem gewissen Grade, und das Ende sei Niedergang und der Mensch sei ein Thier und das Thier sei Koth."

„Bettelarm stehst du jetzt da in dieser Welt, nach so vielen Errungenschaften und Erfindungen — bettelarm!"

„Cultur und Fortschritt! Schlagworte, hohle Worte, die so wenig Seele haben, als nach moderner Forschung der Mensch. Sind wir auf gesellschaftlichem, auf politischem Wege einem menschlichen Ideale näher gekommen? Wir haben die Ideale nicht erreicht, sondern verloren und tanzen nur mehr um das Idol. Es gibt eine Civilisation der Formen, aber keine des Gehaltes. Es gibt einen Fortschritt in Beherrschung der Materie und der Naturkräfte, aber keinen zur Erreichung inneren Gleichgewichtes, inneren Friedens. Die humanitären Anstalten von heute? sind sie dem Feingefühle, dem Mitleide, dem Wohlwollen entsprungen! Einer Zeit, die dem Gefühlsleben so abhold ist, trauen wir nicht zu, daß sie mit Gefühlen Polizeiinstitute, Krankenhäuser und Assecuranzgesellschaften gründet. Diese Schöpfungen sind entsprungen dem kalten Egoismus des Staates, oder dem Ehrgeize mächtiger Personen. Unsere Gesetze sind nicht für die Menschen gemacht, sondern für den Staat und der Staat ist jederzeit bereit, im Interesse des sogenannten Ganzen einzelne, ja tausende von Menschen zu opfern."

„Wie viele Weltweise haben herrliche Theorien aufgestellt, um die Menschen besser und vollendeter zu machen. Die Menschen haben den Adel dieser Lehren empfunden, in sich aufgenommen und verbreitet — und sind dieselben geblieben. Die Arbeit der Jahrtausende wirkte nicht zur Veredelung der Seele, sondern zur Vervollkommnung des Comforts. Das Menschengemüth ist der starre, ewig unfruchtbare Felsen der Parabel. Nur der menschliche Gaumen ist lernbegierig und der menschliche Magen ist entwicklungsfähig. Die französische Küche ist Thatsache geworden, die Bergpredigt Jesu ist Wort geblieben. Den Mord und den Diebstahl haben schon die urältesten Völker verdammt und noch heute existirt der Krieg, nur, daß er — wie die Leute sagen — nicht so grausam sei, als einst, wahrscheinlich weil die Kanone und die Mitrailleuse auf einen Schlag Hunderte statt Einen von dieser Welt befreit. Und so unsäglich verblendet ist die Menschheit, daß sie den Krieg nicht bösen Gewissens, wie eine Sünde begeht, sondern in demselben noch zu Gott im Himmel ruft um Beistand und Glück im Rauben und Morden. Ewig baut der Nationalitätenhaß an dem babylonischen Thurm. „Mit vereinten Kräften!" heißt eines edlen, constitutionellen Herrschers Wahlspruch, aber die Völker kennen nur den particularen Egoismus."

„Aus den ersten Tagen der Erde berichtet uns die Schrift, daß Adam und Eva aus Genußsucht frevelten; Kain den Bruder aus Neid erschlug, dann betrog Jakob den Bruder aus Eigennutz, dann verkauften die Söhne Israels den Josef aus Gewinnsucht. Was hat Homer verschönt, Jesus gebessert, Goethe geklärt, Columbus bereichert, Gutenberg erfunden! Ist etwas erreicht?"

„Es waren göttliche Keime da, aber sie sind in der Pflege des Menschen zum Giftbaum geworden. Die Religion der Liebe hat die Scheiterhaufen der Inquisition entzündet; die Weltweisheit hat zu den verderblichsten Trugschlüssen geführt, die Entdeckungen und Erfindungen sind zur Fröhnung menschlicher Begierden mißbraucht worden. Heute hat sich der enttäuschten Welt eine entsetzliche Frivolität bemächtigt. Das Kind, welches in seinem Vater einen Verbrecher kennt, ist verloren; wie sollen wir aufwärts streben,

wenn wir nichts Höheres über uns sehen!"

„Ihr weist auf die wilden, culturlosen Völker und sagt, wir wären fortgeschritten. Menschenfresser sind wir nicht, aber die gebildeten Spartaner haben ihre Schwächlinge umgebracht; die Jesuiten haben Ketzer gebraten, die Tyrannen haben Tausende und Tausende zur Schlachtbank gehetzt. Unsere Industrie fordert in ihren Etablissements unzählige Opfer, lockt die Menschen aus ihrem gesunden, ländlichen Leben, rafft sie in jungen Jahren hin. Die Todten zerstückeln wir im „Interesse der Lebenden," die Reste wollen wir verbrennen, damit sie keinen Platz mehr brauchen, ja es ist von Seite der Wissenschaft schon die Frage aufgeworfen worden, ob man die Knochen nicht für praktische Zwecke benützen wolle? — Das ist die Menschenfresserei der Civilisation."

„Vernunft! Vernunft! Aber neben Vernunft hat der Mensch auch ein Herz, neben dem trostlosen Materialismus, dem Seelen- und Gottestödter steht die Wiege, neben dem Esprit die Unsicherheit seines Geschickes. In diesem Conflicte steht der heutige Mensch und kreischt auf: Ich kann nicht leben und will nicht sterben! Ich kann nicht glauben und will nicht verloren sein!"

„O Sohn der Zeit! Deine Rettung heißt: Menschenliebe. Diese macht die Richter und Advocaten und Kriegsminister entbehrlich, aber sie sollen darum nicht verhungern, sie sollen unsere Gäste sein. Und kannst Du die Liebe nicht, so lerne den Muth, so zu thun, wie Du denkst. Sei gottlos, aber sei ehrlich, sei roh, aber sei nicht falsch."

Wie dieses eine Buch, so sprechen heutzutage viele Bücher und viele Zungen. Erst vor Kurzem überraschte uns in einem der Wohlthätigkeit gewidmeten Festblatte ein bekannter Schriftsteller mit folgendem „Autograph": Unserer fortschreitenden Cultur ist nicht unbedingt zu trauen. Wir sehen, was sie thut: sie macht die Menschen wohl feiner, aber nicht gesünder, wohl gescheidter, aber nicht weiser, wohl klüger, aber nicht besser, wohl genußsüchtiger, aber nicht glücklicher. Diese Wege der Welt sind mir unheimlich.

Die Erscheinung ist wunderlich. Wo will das hinaus? Will man eine Rückkehr zur ländlichen, patriarchalischen Einfachheit? Ja, sie wäre gewiß heilsam, wenn sie möglich wäre. Für das unendlich viele und gewaltige Können der Menschheit hat sie sich leider den Einen begeben: sie kann nicht mehr zurück. Alles, was die Menschen treiben, ist Fortschritt, auch die Reactionen sind es, denn sie entstehen von Zeit zu Zeit in dem natürlichen Entwicklungsgange des Menschengeschlechtes. Wir können etwas verlieren, was wir besessen haben, aber wir können nicht etwas vergessen, was einmal Eigenthum des menschlichen Geistes geworden. Wenn heute durch ungeheure Umwälzungen alle Eisenbahnen, Maschinen, Telegraphenleitungen und Bibliotheken der Welt zu Grunde gingen, so würde unser wissendes Haupt ruhelos sein, bis sich endlich Alles wieder daraus entwickelt hätte, und zwar in ähnlicher Gestalt, wie es früher gewesen. Und hätte sich Alles entwickelt, so würde der menschliche Geist noch immer ruhelos sein, wie er heute ruhelos ist und wie er ruhelos bleiben wird.

Es ist nicht zu leugnen, daß wir mit der Einfachheit unserer Bedürfnisse unendlich viel verloren haben, aber es ist auch nicht zu leugnen, daß uns die Cultur außerordentliche Mittel zur Verschönerung und Verbesserung des Lebens in die Hand gelegt hat. Wenn der Statistiker beweist, daß die Menschheit trotz dieser Mittel nicht ein einziges Jahr des durchschnittlichen Einzellebens gewonnen hat, wenn er beweist, daß in den Städten der Glücklichen und Zufriedenen weniger gezählt werden, als auf dem Lande und in der Abgeschiedenheit, gut, so ist etwas gesagt. Aber es ist damit

nicht bestritten, daß das menschliche Geschlecht wirklich reicher geworden ist, als es war. Wir haben die Vortheile des Landes und die Vorzüge der Stadt, wir haben die Bequemlichkeiten des Verkehrs, durch welchen uns die Vereinigung materieller und geistiger Güter möglich ist. Die äußeren Bedingungen, um glücklicher zu sein, als einst, sind da, es liegt am Menschen, ob er dieselben sich nutzbar zu machen weiß, oder nicht. Die ungeheure Mehrzahl allerdings läßt sich durch äußere Erscheinung, durch heiße Sucht nach Befriedigung sinnlicher Wünsche irreführen, hetzt sich in ein Wirrsal von Arbeiten, Begierden, Genüssen und Conflicten hinein, ringt und streitet, erschöpft sich, klammert sich an alle Hebel der Cultur, aber diese brechen in der Hinsteuerung zu falschen Zielen und der Arme geht unter mit dem gebrochenen Klageschrei: Diese Welt habe kein Glück.

Wahrlich, die Erscheinung, daß das Leben der großen Massen immer unruhiger wird, immer hastiger und gemüthsleerer, immer gottloser und götzenreicher, weil man seine Ideale nur mehr aus Erde formt — diese Erscheinung spricht nicht für den Segen der Cultur, und so meint es wohl auch jener Mann, dem solche Wege der Welt unheimlich sind. Jedoch, der Segen der Cultur liegt wo anders, zu finden nur von den wenigen Auserwählten, die den Zweck dieses Lebens niemals außer Augen lassen. Sie genießen die Vortheile einer hochentwikkelten Cultur, verzichten auf nichts, was schön und groß ist und führen ein schlichtes, einfaches, patriarchalisches Leben im Frieden ihres Hauses und mit den Augen echter Weisheit scheint ihnen diese Welt so schön und licht, das Elend und die Irrthümer der Menschen dünken ihnen nicht so trostlos, als daß man darob verzweifeln müßte, und kommt über sie selbst Unheil, so tragen sie es wie Philosophen und Helden. Eine solche Charakteranlage ist allerdings zumeist ein göttliches Geschenk der Natur, oft aber ist die glückliche Weltanschauung wirklich ein Resultat der Erziehung, der Studien, der günstigen materiellen Verhältnisse und der Einflüsse edler Kunst- und Dichterwerke.

Da es nun einmal so weit ist, daß die Menschen gescheidt und klug sind, so wird es auch so weit kommen, daß sie weise und gut sind. Jedes Zeitalter, jede Entwicklungsperiode braucht ihre eigene Philosophie. In unserem schaffensfreudigen, erfolgreichen Jahrhundert kann doch unmöglich der Pessimismus die richtige Weltanschauung sein. Es ist eine dem überreizten Geistesleben entsprungene ephemere Erscheinung, ich möchte sagen, jener falsche Prophet, der von den Weisen, sowie von der Einfalt vorausgesagte Antichrist, dessen Reich nur eine kurze Weile währen wird. Aus den Errungenschaften der Cultur, wenn sie wirkliche Errungenschaften sind, muß und wird sich eine andere Weltanschauung herausbilden, und zwar eine sehr zuversichtliche und heitere — ein modernes Hellenenthum. Aus dem crassen Egoismus kann sich dasselbe allerdings nicht entwickeln, Der ist das Mistbeet des Pessimismus und aller geistigen Seuchen der Zeit. Aber der forcirte Materialismus wird Bankerott machen und dann werden die inneren, die moralischen Güter in ihrem Course wieder steigen.

Mit diesem Troste habe ich auch jenes Buch aus der Hand gelegt, jenes herzzerreißende Buch, welches so viele Wahrheiten enthält, gleichwohl es gottlob nicht wahr ist. Wahrheit mag sein, daß der Pöbel aller Stände des Himmelslichtes und seiner wunderbaren Pracht auf Erden nicht würdig ist; aber daß das Himmelslicht auf Erden nicht hohe Seelen zu zeitigen vermöge, das ist nicht wahr. Ich gebe zu, daß du in einer Million von Menschen jene obersten zehntausend Ritter des Geistes nicht findest, aber

Du findest in ihr die zehn Gerechten. So schätze ich Europa auf mindestens 3000 echte, seelisch vollendete Menschen, und ich recrutire sie nicht aus den unschuldigen Kindern, nicht aus den duldenden, opferwilligen Weibern, nicht aus den resignirten Greisen, sondern aus thatkräftigen Männern, die im Stande sind, Staaten zu lenken, Bestien zu bändigen und eine junge Generation zu leiten. Diese Dreitausend retten Europa.

Zugegeben allerdings, daß es verzweifelt ist, wenn Leute herrschen und den Ton angeben, die weder Liebe zur Menschheit, noch Glauben an ihre hohe Sendung haben, die mit ihren Leidenschaften und Lastern in Glanz und Ruhm leben, während sie — in der Tiefe stehend — mit denselben Leidenschaften und Lastern in's Zuchthaus oder auf den Galgen gelangen würden. Doch das sind immerhin Ausnahmsfälle, deren die Geschichte nicht allzuviele aufweist. Zumeist ist man von bester Absicht beseelt, aber die entsprechende Weltanschauung fehlt, eine falsche Philosophie und Theorie verwirrt die Köpfe. In obigem Buche heißt es, philosophische Systeme seien auf die Menschen und ihre thierischen Neigungen ohne Einfluß geblieben. Das ist nun aber nicht wahr. Gerade oft die unsinnigste und widernatürlichste Philosophie hat ganzen Völkern und Jahrhunderten ihre unglückselige Richtung gegeben. Ist denn Ascetik der Natur und den Leidenschaften der Menschen angemessen? Gewiß nicht. Und das ganze Mittelalter ächzte unter Selbstpeinigung; noch heute leben in Asien ganze Völker, die ihr fröhnen und unser moderner Pessimismus und und Nihilismus — er ist die Ascese, die Selbstabtödtung in feinster Form. Wenn nun solche Lehren ihre Millionen und Millionen von Anhängern finden, warum soll nicht auch eine der Natur entsprechende heitere, lebensmuthige Weltanschauung wieder Platz greifen können? Die Vorstellung, daß alles Bestehende so unselig sei, daß man es — der natürlichen Entwickelung vorgreifend — gewaltsam ändern oder vernichten müsse, ist eine Geisteskrankheit, eine fixe Idee. Und zugegeben, es sei auch die Vorstellung von irdischem Glücke und ewiger Seligkeit eine fixe Idee, so wird doch letztere tausendmal günstiger auf unser natürliches Befinden wie erstere wirken, so wie ein anmuthiger Traum für den Schlafenden erquickender ist, als ein beängstigender.

Aber die Wahrheit, die Wahrheit! schreien sie und weisen auf die Spitäler und Kerker und Schlachtfelder. Ja, die Wahrheit! rufen auch wir und weisen auf die harmlosen, glücklichen und reinen Gemüther, die überall zu finden sind, außer dort, wo sie der Wahn oder das Laster zerstört hat.

Es ist eine wunderliche Erscheinung, daß ein Zeitalter, welches mit all' seinen geistigen Kräften nach der Wahrheit zu streben vorgibt, so viel auf äußere Form und Decorum hält. Das aber ist die Ursache der Enttäuschungen, des Unmuthes und der Irrthümer. Es ist gut, die Wahrheit zu suchen, aber es ist besser, wahr zu sein. Und hier ist der Punkt und der Keim, aus dem die bessere Zukunft wachsen muß. Du willst leben, so verwerfe die Lehre vom Tode, du willst Freude haben, so ignorire die Lehre vom unendlichen Elende und dein Leben und deine Freude kann wohl durch vorüberziehende Wolken getrübt, aber nicht durch die Nacht einer unheilvollen Vorstellung vernichtet werden. Dir sei einzig maßgebend die gesunde Natur eines wohlorganisirten Menschen — in der ist die Wahrheit. Dieser Wahrheit sei getreu und habe den Muth, so zu thun, als du denkst, so zu scheinen, als du bist — denn du bist mehr und du vermagst Größeres in dir, als du glauben willst.

Glaube es, Verzweifelnder, nur die Bitterkeit deines Herzens wirf von dir und das Leben ist wieder dein.

Gardasee.

Ein Gedicht von Karl Walpurg.

„Der Du mit Fluthen des Meeres und Geräusch aufschäumst, o Benacus,"
Also hat, blauender See, einst Dich der Dichter begrüßt,
Welchem die Sonne von Rom im Zenith zu schauen vergönnt war —
Ein Jahrtausend seitdem, bald schon ein zweites versank.
Unsere Welt zeigt gänzlich verwandeltes Antlitz; Virgilius'
Götter und Völker sind todt, lebend nur blieb sein Gedicht.
Aber es ließ am See, den er liebte, gar heiter sich wohnen,
Als noch den blühenden Strand Roms Glückssonne beschien.
Zwar an des Nordrands dunkeln, mit Eis umpanzerten Bergen
Drohte kimmerische Nacht, wilder Barbaren Gefahr.
Fromm zur Abwehr stellte der Römer die schützende Göttin
Auf den thürmenden Fels, der, von den Fluthen umrauscht,
Weit vorspringet im Süd; der Volksmund nennt ihn noch heute
Cap der Minerva, ob auch längst schon ihr Tempel zerbrach.
Dort jungfräulich und hehr stand weitausschauend die Göttin,
Welche gewaffnet beschirmt Fleiß und erfindsamen Geist.
Dankbar aus nördlichster Bucht zur Tochter Jovis herüber
Grüßen die Zweige des Baums, welchen vor allen sie liebt,
Heiligen Oelbaums nährende Zweige, die nirgends auf Erden
Vor sich wagen soweit nach dem umstürmeten Nord.
Hier doch beschirmt mild leuchtend der Göttin Aug' sie; die Lanze
Droht ferntragenden Wurfs jeglichem Räuber den Tod.
So Jahrhundert' entlang am Hochgestad des Benacus
Hält Minerva die Wacht; Adria's ähnlichen Sohn
Schützend; gezwungen dereinst verließ ihn die heftige Mutter,
Als vor undenklicher Zeit Trock'nes und Feuchtes sich schied
Und sie zurückwich höh'rer Gewalt, da emporstieg das Festland.
Nun umhegt ihn das Land, hält den Gefang'nen ihr fern,
Sie jedoch sendet ihm tägliche Botschaft, schickt ihm den Südwind,
Freudig jauchzet er auf, wenn er den Boten empfängt,
Siehst Du den silbernen Streif im See am Monte Castello?
Langsam rückt er von fern, bald doch beschleunigten Lauf's,
Nah und näher blinkt er heran — auf hüpfen die Wogen,
Plötzlich in jubelndem Tanz wallen die Töchter der Fluth.
Leise rauscht es im heiligen Oelwald; älteste Stämme
Fühlen, so scheint es, im Mark wärmende Schauer des Glücks.
„Südwind, der unsere, ist da," so flüstern silberne Zweige
Und im munteren Chor rufen's die Wogen an's Land.
Leben kommt und Gedeih'n mit dem Südwind; glühend im Laube
Winkt die Granate, vom Duft würz'ger Citronen erfüllt
Koset die Luft, von Baum zu Baume verschlingt sich die Rebe
Traubenbeschwert und es spannt Feigenbaum schattig sein Zelt.
Oleander bestreuen die Fluth mit rosigen Blüthen,
Dankbar dem feurigen Hauch, der sie zu Bäumen erzieht.
Dreifache Ernten gewährt die Campagna, die rüstigen Stiere
Ziehen noch emsig den Pflug, ging schon die Sonne zur Ruh'.
Paradiesisch Gefild und laulich schäumende Welle,
Sagt, wie ertruget es Ihr, als Euch die Sturmfluth erfaßt,
Jene lebendige Sturmfluth, vom Nord herbrausend, verschüttend
Ewig gewährten Bestand, Götter und Völker und Staat?
Denn es nahte die Zeit, die grimmes Verderben erzeugte,
Unwiderstehlich herein brachen die Söhne des Thor.
Riesigen Leibes und trunken von Kampflust, feurigen Weinen

Zugethan und dem Gold, welches das Weltreich gehäuft,
Drängen herab sie vom hohen Gebirg, aus endlosen Wäldern
Strömen sie zahllos heran, stark wie die Eichen im Saft.
Ja sie durchschiffen sogar furchtlos die zornigen Meere,
Welche den eisigen Strand Thules verderblich umdroh'n.
Sich zu stürzen auf Rom, auf Italiens Wundergefilde
Treibt sie ein innerster Zug, hartes Gesetz der Natur.
Durch den Paß des schroffen Gebirges die Pfade sich öffnend
Wird Wegweiser für sie Wildbachs stürzender Lauf.
Bald am Gestade der Etsch, von Südluft weichlich umfächelt,
Sehen sie Feigengebüsch, Myrte und Lorbeer zuerst.
Wie im Halbrausch drängen sie vorwärts, finden am Wege
Seitlich den köstlichen See, wallend in purpurnem Blau.
Garda, die strahlende Burg, ward Sitz manch' trotzigem Herzog,
Welcher die Schätze der Näh' rafft in's gewölbte Verließ.
Jeglich Gebilde zerschlug der Barbar, selbst Berge und Flüsse
Wechselten Namen, als Herrn wechseln mußte die Welt.
Hochberühmt ward die Burg bei den harten Söhnen Thuiskons,
Oft zu lärmendem Fest schifften sie fröhlich herbei.
Was war den Wilden Catull und Virgil? Sie kannten nur heute,
Kämpften und zechten; im Rausch glaubten sie ewig ihr Glück.
So ging endlich Dein Ruhm und Name verloren, Benacus,
Und Du wurdest und bliebst Gardasee fortan genannt.
Romas riesiges Erbe theilten indessen die Sieger,
Fürstenthümer wie Pilz' schossen empor über Nacht,
Eben so bald wie ein Traum zergingen Kön'ge; die Fremde,
Was man von ihr auch gewann, heimlich stahl sie's zurück.
Kraft, auf sich selber gestellt, schmolz schneegleich im treibenden Lenze,
Sterbend erkämpft sich der Held selbst nicht den Platz für sein Grab.
Nicht im heimischen Nebel verdämmernde Göttergestalten
Liehen Schutz; was vermag jenseits der Alpen noch Thor
Und was Wotan? Verkündeten ihm in Asgard die Raben,
Wie sein muthiges Volk zahllos dem Südwind erlag?
Warum, ihr Helden der That, vermochtet ihr nur zu zerstören!
Wer erbaut aus dem Schutt neu die geordnete Welt?
Wer entfacht die geläuterte Flamm' auf behütetem Herde,
Seit mordbrennerisch Glüh'n Tempel versehrt und Altar?
Ach, die Fackel erlosch, die so lang war Leuchte der Menschheit!
Zögernd verglimmte sie, lang währte der Kampf mit der Nacht.
Altem heiteren Glauben an heitere Götter versagte
Nahrung die grimmige Noth, wie sie das Chaos gebar.
Noth lag schwer auf dem Erdkreis, Nacht auf den Geistern,
Hoffnungslos — wo oder wann könnte ein Morgen ersteh'n? —
Sieh', ein Fünklein östlich entglomm, ein verachtetes Fünklein,
Nährte sich gut oder schlecht, wurde zur Flamme und gab
Klarheit und Wärme zurück auf's Neu' der darbenden Menschheit —
Sei mir heiliges Licht, christlicher Glaube gegrüßt!
O wie zerschmolz dein Strahl die eisige Rinde der Herzen,
Rang um das tödtliche Erz oft mit dem Sieger umsonst!
Doch der blutigen Hand entsank allmälig die Waffe
Und die stolzeste Stirn beugte sich, wenn es erklang:
„Ehre sei Gott in der Höh' und Friede den Menschen auf Erden!"
Ueber die Sieger der Schlacht hat der Messias gesiegt.
Nicht in Purpur geboren, kein Heerfürst, arm und unschuldig
Trug er die Sünden der Welt, starb, sie erlösend, am Kreuz.
Wonnige Botschaft, von Sklaven zuerst geglaubt und verbreitet:
„Er entrang sich dem Tod, lebet und herrschet mit Gott!
Ihm, dem Sohn, ward gegeben zu richten Lebend'ge und Todte,
Ja am Ende der Zeit kehrt er als König zurück
Und die Menschen sind Brüder" — so lautet die göttliche Lehre
Allen verkündigt — der Welt neu Ideal ist enthüllt.
Ihm nachstrebend erfüllen Jahrhunderte reich sich mit Leben
Und dem göttlichen Geist weiht sich die nordische Kraft.
Sieh, da treibt in der Seele der Völker ringende Lenznacht,

Eigene Wege versucht wieder erwachet die Kunst.
Tempel um Tempel ersteht; es weist wie ein Finger nach Oben
Zierlich gegliedert der Thurm, der uns mit Glockengeläut'
In das Heiligthum ruft; wie mächtig erbrauset die Orgel!
Und wie ein himmlischer Chor schwebt es um Säul' und Altar:
„Benedictus qui venit in nomine domini! Selig
Fühle der Mensch sich fortan, welchen sein Schöpfer geliebt."
Von der Liebe Gewalt durchschüttert, der ewigen Wahrheit
Zugeschworen, beginnt eifrig sein Tagwerk der Mensch.
Flügel erwachsen dem Geist; der Natur verborgenste Kräfte
Zwingt er an's Licht und dient ihm die dämonische Macht.
Er erfasset der Erde Gestalt, die entferntesten Meere
Schließt er sich auf und besitzt gänzlich als Wohnhaus die Erd'.
Ja des Himmels Gesetz zu ergründen wagt er, die Sphären
Müssen dem forschenden Aug' selbst ihr Geheimniß vertrau'n.
Wie er die Räume durchmißt, so lernt er auch sie bemeistern
Und dem flücht'gen Moment gibt er der Jahre Gewicht.
Schaffenslust, unsäglicher Drang zur Arbeit ergreifet
Ein und das and're Geschlecht; stets in erweitertem Kreis
Wirken Will' und Gedanke — o sagt, bis wohin ihr Gestirne?
Welches herrlichste Ziel ward uns erreichbar gesteckt?
Reift zur Vollendung heran der Menschheit prächtige Blüthe?
Oder folgt jeglichem Lenz winterlich tödtend ein Grab?
Schuld und Elend und Noth, die tausendköpfige Hyder,
Ob sie wohl menschlicher Muth je zu bewält'gen vermag?
Keine Antwort vernehm' ich; der Sterne wandelnder Reigen
Zieht, wie Aeonen zuvor, stumm die unendliche Bahn.
Unbeirrt rinnet indessen die Zeit, es schwinget ihr Pendel
Auf und nieder ohn' End' zwischen Tod und Geburt.
An der Marke des Festlands naget die Fluth wie vor tausend
Jahren, mit Schutt des Gebirgs füllen die Flüsse das Meer.
Ewiger Wechsel im ewigen Kreislauf! Könnt' es sich fügen,
Daß der Geist Dir entschlüpft, wo Du das Weltall regierst?
Wie es auch sei, es hoffet der Mensch; er begehret der Dauer
Für sein Bestes, erstrebt kühn sie in Worten und That.
Noch erklingen für uns die Saiten Homer's, und Aenea's
Loos, wie Virgil es erzählt, bildet des Jünglings Talent.
Und so find' ich mich wieder an Deinem Strand, o Benacus,
Des Mantuaner's Gesang lockt mich zur blauenden Fluth.
Seit Catull nicht mehr scherzt und die Leier Virgils ist verstummet,
Hat auf Dir mächtig der Blick späterer Dichter geruht.
Dante kannte Dich wohl, der Mann unsäglicher Tiefe,
Der mit dem knappesten Wort ew'ge Gedanken umspannt,
Der wie ein Markstein ragt an der Grenze der Neuzeit, wendend
Rückwärts und vorwärts den Blick, Richter zugleich und Prophet.
Aber uns vom germanischen Stamm ist näher ein and'rer
Herrlicher Sohn des Apoll; sühnend die That der Gewalt
Seiner Ahnen, die wild im Uebermuthe der Jugend
Einst entfügten die Welt, schuf er ein keusches Gedicht,
Welches den Glanz zerfallener Tempel und Helden uns auffrischt.
Hier war's am glücklichen Strand, wo er voll Wohllaut begann
Also: „In euren Schatten ihr uralt heiligen Wipfel"
Und Iphigenien's Geschick rührt und erhebt uns auf's Neu.

Die Söhne der Wildniß.

Eine ethnographische Skizze aus Australien nach Richard Oberländer.

Die australischen Weltausstellungen, die zu Sydney, sowie die zu erwartende in Melbourne, haben in unseren Tagen das Interesse für den fünften Welttheil neuerdings wachgerufen. Australien ist rasch in die Reihen der Culturländer getreten: neu für uns mag daran das Alte, Ursprüngliche, bereits im Untergehen Begriffene sein. Wir wissen, daß der allergrößte Theil, das ganze Innere des Continents eine ungeheure wasserlose Wüste ist und nur die Küstenstriche und einzelne Flußgebiete bewohnt sind. Diese Küstenländer hat der Weiße den Eingebornen abgenommen. Die Wilden führen nur noch ein engbegrenztes und stetig bedrohtes Buschleben. Ihr Wesen und Leben, wovon uns R. Oberländer in seinem ausgezeichneten Werke über Australien (Otto Spamer, Leipzig) ein klares, abgerundetes und nach den neuesten Forschungen gewiß verläßliches Bild gibt, halten wir für interessant genug, daß es hier zur Anschauung gelange.

Der Australier ist durchschnittlich nur klein und von verhältnißmäßig schwachem Gliederbau; auffallend ist der Mangel an Waden. Die Schädelbildung ist bei den Männern immer schöner als bei den Weibern; im Ganzen ist sie schmal und länglich. Die Stirn ist oft hoch und gerade. Die Augen sind groß, glänzend und ausdrucksvoll. Die Nase ist an der Wurzel schmal, wodurch die Augen zusammengedrückt erscheinen, gegen unten zu wird sie breit und eingedrückt; die Zähne sind stark und weiß, der Mund ist groß, das Haar dunkel, glänzend und etwas gekräuselt, ohne jedoch wollig zu werden. Viele Männer haben lange, glänzende, gelockte Bärte, die den Neid manches Europäers erwecken würden. Die Haut ist nicht schwarz, sondern von dunkler Kupferfarbe. Der Gebrauch von Fett, Holzkohle und Ocker indessen, obschon von Nutzen gegen die Einwirkung der Sonnenstrahlen, hat ihre Farbe anscheinend verdunkelt.

Die Stämme der Eingeborenen sind im Allgemeinen wenig zahlreich, viele bestehen nur aus 50 bis 60 Personen und scheinen oftmals mehr eine Art größerer Familie zu bilden, obschon dieselben wenigstens in vielen Fällen, Oberhäupter (gewöhnlich der Aelteste des Stammes) besitzen. Aber auch das Familienleben ist nur äußerst nothdürftig ausgebildet, und in einzelnen Gegenden ist schon der Anfang der Ehe mit grauenhaften Rohheiten verknüpft. Jedenfalls geht immer noch die Sage, obwohl dem von anderer Seite widersprochen wird, der Mann schlage das Mädchen, welches er zu seiner Frau nehmen will, mit der Keule nieder und schleppe sie dann in sein Lager. Wie aber der Anfang auch sein mag, der Fortgang des Familienlebens ist nichts als eine einzige Kette von Grausamkeiten gegen die armen Geschöpfe von Weibern, welche nur die Sklaven und die Lastthiere ihrer Männer sind. Um die Kinder bekümmert sich zwar die Mutter in den ersten Jahren noch etwas, später hört aber jeder familienartige Zusammenhang auf, und zwar so vollständig, daß Eltern und Kinder ihr gegenseitiges Verhältniß entschieden vergessen.

Indeß mag hierbei Folgendes berücksichtigt werden, einmal, daß die Australier sehr schnell wachsen und mit 10 bis 12 Jahren erwachsen sind und zweitens, daß der Kreis der intellectuellen Entwicklung zu klein ist, als daß nicht ein halberwachsenes Kind eben so weit fortgeschritten sein könnte, wie der Aelteste im Stamme. — Sie zählen z. B. nicht weiter, als bis vier, alles Andere ist „Viel“. Die Zeitrechnung wird bei vielen Stämmen nur nach „Schläfen“ gemacht, so daß bei ihnen nicht einmal von Mondwechseln und noch viel weniger von Jahreszeiten die Rede ist.

Gewisse Eigenthümlichkeiten aber, die bei anderen Völkern nur der Kindheit angehören, werden bei den australischen Schwarzen, auch wenn sie erwachsen sind, nie abgelegt. Die Lust an kindischen Tändeleien und Spielen, an endlosen Possen hängt sicherlich mit der unbegrenzten Sorglosigkeit zusammen, mit der sie in der Gegenwart stehen, vollkommen unbekümmert um Alles, was außer derselben liegt. Vergangenheit und Zukunft sind Begriffe, welche die Australier nicht fassen können, die für sie nicht existiren. Ein besonders großes Talent besitzen sie für Mimik und einen scharfen Sinn für äußere Lächerlichkeiten. Nicht leicht entgeht ihrer Kritik eine Sonderbarkeit des Betragens und sie carrikiren augenblicklich, was ihnen als sonderbar auffällt, Stimme, Haltung, Gang, Geschicklichkeit ꝛc. In einer Menge Eigenschaften sind diese Söhne der Wildniß den Europäern überlegen; dies fühlen sie sehr gut heraus und machen die stumpfen Sinne der Weißen zum Gegegenstande ihres Humors. Die Art, wie sie die Chinesen carrikiren, ist unübertrefflich! hier ist es die übertriebene Beweglichkeit und die Geschwätzigkeit, die ihnen im Contraste mit ihrer eigenen gemessenen Haltung lächerlich erscheint. —

Die Sprache der Australier, die allem Vermuthen nach vor langen Zeiten für jede der zwei großen Gruppen von Einwanderern eine gemeinsame gewesen ist, hat sich in so viele Dialekte aufgelöst, daß die meisten Australier und manchmal nahe beisammen wohnende Stämme sich nicht verstehen. Nur wenige Worte kommen unverändert in mehreren oder allen Dialekten vor. Uebrigens sind die Sprachen der Australier wohlklingend für das Ohr des Europäers.

Der Charakter der Eingeborenen Australiens ist voller Widersprüche. Im Ganzen gutmüthig und friedfertig, wenn man sie nicht reizt, sind sie ohne erklärliche Ursache unter Umständen eben so streitsüchtig, verschlagen und hinterlistig. Diebisch sind sie Alle, aber die Habsucht ist selten bei ihnen so groß, daß sie deshalb einen Todtschlag begehen. Für empfangene Wohlthaten sind sie dankbar und erkenntlich, und rührend ist ihre Gutmüthigkeit gegen Ihresgleichen, mit denen sie den letzten Bissen theilen. Um so viel unerklärlicher ist aber der in ganz Australien herrschende Brauch, die Kinder zu ermorden, sowie die wenigstens bei einer Anzahl von Stämmen vorkommende entsetzliche Unsitte, Menschenfleisch zu verzehren. Der Kindermord wird zwar damit zu entschuldigen gesucht, daß die Beschaffenheit der Lebensmittel der Eingeborenen für ganz kleine Kinder unpassend wäre, und diese deshalb zwei- bis dreimal so lange Zeit von der Pflege ihrer Mütter abhingen, als bei den Europäern. Es ist aber auf der andern Seite wiederholt behauptet worden, daß die Eltern ihre ermordeten Kinder verzehrt hätten, und dann ist bekannt, daß der furchtbare Aberglaube bei ihnen herrscht, daß Einer sofort die Körperkraft eines Andern erhalte, wenn er ihn umbringt und verspeist.

In diesem gräßlichen Wahne hätten die Eltern zweier Söhne den jüngeren davon erschlagen und den älteren ermahnt, recht viel Fleisch von seinem Bruder hinabzuwürgen,

damit er dessen Kraft zu der seinigen bekomme!

Daß die Schwarzen sowohl in den nördlichen als in den südlichen Gegenden des Landes Cannibalen sind, ist durch zahlreiche Beweise ganz außer Zweifel gesetzt; sie machen auch gar kein Hehl daraus und beschreiben sogar ganz unbefangen die Zubereitung des Mahles.

Dr. Thomson in Geelong schickte den Kopf eines gerösteten Kindes an das Museum in Oedinburgh, und einer Engländerin in Melbourne, welche das besondere Zutrauen der Schwarzen genoß, wurde einst von einem eingeborenen Weibe ein Stück gebratenes Menschenfleisch gezeigt, ihr aber dazu gesagt, sie möge nichts davon erzählen, damit der Stamm, dem das Schlachtopfer geraubt worden, nichts davon erfahre und sich ein Mitglied ihres Stammes dagegen hole. In den südlichen Gegenden Australiens, namentlich am Alexandria- und Albertsee, haben die Ureinwohner sogar ausgehöhlte Menschenschädel als Trinkgefäße im Gebrauche, gewiß das einzige Beispiel, daß ein Theil des menschlichen Skelets eine Verwendung als Geräthe findet. Jedes Weib hat früher ein solches Trinkgeschirr besessen und dasselbe gewöhnlich selbst ausgehöhlt, geräuchert und zubereitet. Im Museum in Sydney werden mehrere dieser schaudererregenden Gefäße aufbewahrt. —

Aus der öfter berührten großen Armuth des Landes an Nahrungsmitteln läßt sich bereits ein annähernder Schluß auf die Art derselben bei den Eingeborenen ziehen. Die Schwarzen verschmähen in der That keine Speise, nichts, was nur immer eßbar ist; Fische, Muschelthiere, Schildkröten, Eidechsen und Schlangen, Säugethiere und Vögel, so viel ihrer zu erlangen sind, aber auch Schmetterlinge und Käfer, sowie deren Larven, die Wurzeln, die jungen Blätter und Triebe verschiedener Pflanzen, der Honig der Bienen und Blumen, sogar das den Bäumen entquellende Harz, Alles dient, um den Hunger zu stillen. Wenn man sich aber dabei der Leistungen Wylie's im Essen erinnert, so wird unschwer zu erkennen sein, daß bei der Schwierigkeit, viele der vorhin genannten Nahrungsmittel zu erlangen, die Zeit der Eingeborenen, welche sie nicht verschlafen, vollständig in Anspruch genommen wird von dem Aufsuchen aller der Dinge, die ihnen zur Speise dienen sollen.

Die Kochkunst steht bei den Schwarzen auf einer äußerst niedrigen Stufe. Viele Nahrungsmittel werden roh verschlungen, Fische und andere Thiere werden auf dem Feuer oder in den Kohlen geröstet, oftmals nur halb gar gemacht oder kaum durchgewärmt. Eine bessere Art, das Fleisch zu bereiten, findet sich wiederum nur auf der Nordostküste, wo auch die Australier das durch ganz Polynesien bekannte Backen auf heißen Steinen in einer in die Erde gemachten kleinen Grube kennen und anwenden. Das Feuer, das nur mit großen Schwierigkeiten durch Reiben von leicht entzündlichem Holze hervorgebracht werden kann, wird von den Eingeborenen zu unterhalten gesucht. Selbst auf den Wanderungen pflegen sie brennende Holzstücke mitzuführen, deren Verlöschen sie sorgfältig verhüten.

An Orten, an welchen sich die Eingeborenen wegen des zeitweisen Ueberflusses gewisser Nahrungsmittel länger aufzuhalten pflegen, werden wohl auch Hütten errichtet (Wyrlie oder Gunjah genannt), die einige Monate im Jahre bewohnt sind, sonst aber leer stehen. Besonders in Mittelaustralien ist die Zahl dieser Hütten bedeutend und gibt in Verbindung mit der Menge von Fußpfaden der Gegend das Ansehen, als sei sie bewohnter, als es wirklich der Fall ist. Einzelne Reisende, z. B. Stuart am Darling, fanden schon solche verlassene Dörfer von siebzig Hütten, gewöhnlich stehen

jedoch nur zehn bis zwanzig beisammen. Ihre Form ist nicht ganz übereinstimmend; in Ost- und Mittelaustralien ist es diejenige eines spitzen, auf der Erde ruhenden Daches, etwa bis zu vier Meter lang, zwei Meter breit und sehr niedrig, aus Zweigen geflochten, mit der Rinde der Eukalyptusbäume bedeckt und an einer Seite offen. Wenn die Hütte bewohnt ist, brennt vor dieser Oeffnung das Feuer. In Westaustralien sind die Wyrlie's mit einer bogenförmigen Oeffnung von etwa einem Meter Höhe versehen und so eng, daß ein Mann sich nicht ausgestreckt darin niederlegen kann. Dennoch fassen sie zwei bis drei Personen, die sich darin zusammenkauern. Manchmal begnügen sich die Eingeborenen schon mit einer Art Schirm, einem Stück Rinde, welches auf der Windseite an einige Zweige angelehnt wird, oder mit einem flachen Dache von Rinden und Zweigen. Noch andere Formen von Wohnungen finden sich; indessen nur an der Nordküste sind sie etwas zierlicher und besser gebaut.

Benachbarte Stämme veranstalten manchmal eine Zusammenkunft, um eine Lustbarkeit, eine Kängurujagd oder dergleichen abzuhalten. Der Ort solcher Zusammenkünfte ist in der Regel in der Nachbarschaft eines kleinen Flusses oder Sees, jedenfalls in einer wild- oder fischreichen Gegend. Die Jagd oder der Fischfang werden gemeinschaftlich betrieben; dann kehren Alle in das Lager zurück und essen, tanzen und schlafen, bis der Hunger zu einer neuen Jagd zwingt. So würde Alles gut und freundschaftlich vor sich gehen, wenn nicht häufig ein ärgerlicher Zwischenfall den fröhlichen Unterhaltungen ein unliebsames Ende machte. Da gibt es irgend einen alten Streit zwischen zwei Stämmen zu schlichten, oder man erinnert sich eines noch nicht gesühnten Unrechtes; es kommt von Worten zu Thätlichkeiten, und der Kampf wird allgemein, da nicht nur die Freunde einander beistehen, sondern auch die Weiber Theil daran nehmen, die sich gegenseitig durch Spottreden so lange erbittern, bis sie über einander herfallen und sich mit Stöcken und Knüppeln schlagen. Selten jedoch nehmen diese Gefechte — auch diejenigen der Männer — einen so schlimmen Ausgang, daß dabei Jemand getödtet würde. Es scheint sogar, daß es bei allen solchen feindlichen Zusammenstößen nie auf arge Verwundung abgesehen ist. Die Hauptsache ist ein großer Lärm, der dabei geführt wird. Dennoch hat man öfter, auch in den besiedelten Gegenden, Gelegenheit, die Wunden am Kopfe sowie an den Armen und Beinen, die es bei einer solchen Schlacht gegeben, zu sehen. —

Im Allgemeinen sind die Eingeborenen im Stande, mit ihren Waffen, wenn diese auch von sehr einfacher Beschaffenheit sind, dem von ihnen ausersehenen Opfer mörderische Wunden zu versetzen, da die Speere oftmals mit scharfen Muscheln oder Quarzstücken besetzt werden, die mit Baumharz angeklebt oder mit Thiersehnen festgebunden sind, und die Wilden außerdem ein sehr großes Geschick in der Handhabung ihrer Waffen besitzen. Die größten Speere, bis zu zwei oder gar drei Meter Länge, werden mit einem besonderen Wurfbrett (Wamera) geschleudert. Dasselbe hat gewöhnlich eine Länge von $\frac{1}{2}$—$\frac{1}{3}$ Meter, besteht aus einem Stück harten, flachen Holzes und ist an einem Ende mit einem Haken versehen, während an dem anderen ein Stück Baumharz und ein Büschel Opossumhaare befestigt wird, letzterer, um zu verhindern, daß der Wamera beim Schleudern des Speeres aus der Hand fährt. Der Haken — gewöhnlich ein Känguruzahn — wird in ein am unteren Ende des Speeres befindliches Loch gelegt und Wurfholz und Speer mit den verschiedenen Fingern der rechten Hand gehalten. Ist die Waffe nun in die Höhe des Auges gebracht,

so kann sie geworfen werden, und das Wurfholz, welches dem Speere die Richtung gibt, verstärkt durch seine hebelartige Wirkung die Kraft des Wurfes bedeutend. — Diese Vorrichtung ist um so charakteristischer, da sie sich nirgends sonst auf der Erde findet.

Nicht weniger eigenthümlich als das Wurfbrett ist eine andere, jedoch weitaus bekanntere australische Waffe, der Bumerang (Wagno, Killey, Bomeran), in dessen Verfertigung sie einzig in ihrer Art dastehen.

Die Australier verfertigen ihn aus den Aesten oder Zweigen der Acacia pendula, oder aus einem anderen Baume von ähnlicher Art des Wuchses, denn die Krümmung muß so gewachsen sein. Bekanntlich fliegt der Bumerang, sich um sich selbst drehend, nachdem er sich eine Strecke weit vorwärts bewegt hat, zu dem Standpunkte seines Schleuderers zurück. Nicht dann natürlich, wie die irrige Angabe einiger Mittheilungen ist, wenn er nach einem bestimmten Ziele geworfen worden und dies trifft, denn dann fällt er zu Boden. Ein erfahrener Werfer kann dieser Waffe fast jede beliebige Richtung geben; zur Verstärkung des Schlages wird sie indessen gewöhnlich flach gegen den Erdboden geschleudert, von dem sie abprallt und sich zu bedeutender Höhe erhebt.

Die Eingeborenen sind im Stande, mit dem Bumerang Vögel oder kleinere Säugethiere bis zu der bedeutenden Entfernung von ungefähr 200 Schritten zu erlegen. Im Kriege ist diese Waffe besonders dadurch gefährlich, daß es fast unmöglich ist, in dem Augenblicke, in welchem man sie in der Luft erblickt, zu beurtheilen, welchen Weg sie nehmen oder wo sie niederschlagen wird.

In mehr oder weniger allgemeinem Gebrauche sind noch die folgenden Waffen: der Katta-Twiris, eine Art zweischneidiges Schwert, furchtbar durch die Quarz- und Muschelstücke, welche die Ränder der Wunde zerreißen, und der Bwirri, ein kurzer mit eiförmigem Knoten, der im Feuer gehärtet wurde, also eine Art Todtschläger; ferner der Waddy, ein starker keulenförmiger Stock; endlich der Tomahawk, der eigentlich aus einem scharfen Stück Quarz bestand, welches an einem Stocke mit Harz 2c. befestigt wurde, in neuerer Zeit aber durch ein gewöhnliches Beil ersetzt wird, das besonders dazu dient, Einschnitte in die glatten und starken Stämme der Bäume zu machen, welche von den Eingeborenen mit außerordentlicher Fertigkeit erklettert werden. Die Art, wie die Australier klettern, ist durchaus eigenthümlich. Der australische Wilde gebraucht nämlich dazu eine Art Tau, aus einer wilden Rebe oder aus anderen zähen Zweigen bestehend, von drei bis vier Meter Länge. Dasselbe wird um den Stamm geworfen und während er nun die beiden Enden fest in den Händen hält, geht er mit kurzen Schritten, sich gegen den Baum stemmend, hinauf, wenn der Stamm nämlich rauh genug ist oder bereits die erforderlichen Einschnitte von einem früheren Kletterer gemacht worden sind. Fehlen diese Einschnitte, so macht sie der Wilde, indem er das eine Ende der Rebe, das zu diesem Zwecke mit einem Ringe versehen ist, zum Fuße hinunterführt, von dem er die große Zehe in die Schlinge steckt und dadurch die Hand frei macht, mit welcher er das in einer Art Gürtel getragene Beil faßt und damit etwa anderthalb Centimeter tiefe Stufen einhaut, so weit er am Stamme hinanreichen kann. Man muß sicherlich gestehen, daß diese Art Bäume zu erklimmen, eine außerordentliche Gewandtheit und Muskelkraft voraussetzt, denn minutenlang ruht das ganze Gewicht des Körpers auf der einen, in eine schmale Stufe eingesetzten Zehe!

Die einzige Vertheidigungswaffe der Australier ist ein Schild von hartem Holze oder Rinde, $^3/_5$ bis $1\,^1/_{10}$

Meter lang und etwa $^1/_{10}$ Meter breit, roh geschnitzt und nur selten etwas bemalt. — Alle übrigen Geräthe der Australier beschränken sich fast nur auf Netze zum Fisch- oder Vogelfang, aus Baumrinde oder einer Art Flachs verfertigt, und auf Gefäße von Holz oder geflochtene Körbe zum Tragen von Lebensmitteln und Wasser. Erstere werden aus Rinde oder Blättern gemacht oder es werden Muscheln dazu verwendet. — Die Rindenkähne sind äußerst primitiver Natur. Sie bestehen nämlich aus nichts Anderem, als aus einem einzigen Stück Baumrinde von etwa vier bis fünf Meter Länge, dessen Enden zusammengezogen und gebunden werden, während der mittlere Theil durch einige Stücke Holz auseinandergehalten wird.

Solche Kähne und eben so schlecht gebaute Flöße von höchstens vier Meter Länge bildeten die einzigen Fahrzeuge, welche den Eingeborenen vor Ankunft der Europäer im Lande bekannt waren, und nur die auf der Yorkhalbinsel gebauten Kanoes aus Baumstämmen lassen sich einigermaßen mit den zierlichen Booten vergleichen, die man jenseits der Torresstraße antrifft. —

In den Viehzüchtereien werden viele Schwarze beschäftigt, und dieselben zeigen sich im Allgemeinen willig und geschickt zu der ihnen aufgetragenen Arbeit: Eintreiben von Vieh und Zähmen von Pferden, zwei Beschäftigungen, die ihrem wilden Geschmacke ganz besonders zusagen. Daraus darf man freilich keinen Schluß auf die Bildungsfähigkeit dieser Menschen ziehen. Man hatte jahrelang in Queensland, wie in Victoria und in Südaustralien alles Mögliche angewendet, um den Schwarzen praktische Kenntnisse und religiöse Begriffe beizubringen, allein ohne irgend einen wesentlichen Erfolg. Man hatte versucht, kleine Kinder in den Städten nach europäischer Weise zu erziehen, nachdem sie von ihrem Stamme vollständig getrennt waren. In einzelnen Fällen war man auch so glücklich, daß dieselben den Elementarunterricht mit Nutzen beendigten, aber die herangewachsene Jugend litt es nicht in der städtischen Umgebung, der Wald war ihre Heimat, und sie kehrten in diese ihre Wildniß zurück, um frei und unabhängig das jammervolle Leben ihres Stammesgenossen zu theilen. Als Feldarbeiter sind die Schwarzen ganz untauglich. Außer als Schäfer und Viehtreiber haben die Eingeborenen eine Zeit lang nur noch als Mitglieder der sogenannten „schwarzen Polizei" gute Dienste geleistet, einer von der Colonialregierung organisirten Miliz, gut bewaffnet und beritten, welche meistens zur Verfolgung von Verbrechern aufgeboten ward, wozu die Eingeborenen wegen ihrer bekannten Fähigkeit, Spuren aufzufinden und zu verfolgen, sehr geschickt sind. Der Verfasser war zwei Jahre lang als Führer der schwarzen Polizei angestellt, und hatte Gelegenheit deren Unzuverlässigkeit auch hierin zu bemerken. Der größte Uebelstand lag darin, daß sie über ihre Stammesgrenze nicht hinauszubringen waren, und oft ging deshalb die „schönste Spur" verloren. Aus diesen und andern Gründen ist das genannte Corps inzwischen auch aufgelöst worden.

Von ihren Tänzen nennen wir den Korrobori als den bemerkenswerthesten. Den Tag über bringen die Männer, hinter Gebüsch versteckt zu, um sich zu diesem festlichen Tanze würdig vorzubereiten, d. h. von ihren Frauen sich mit Fett einreiben und mit Farben schrecklich bemalen zu lassen. Wenn es dunkel geworden, zünden die Weiber (Lubras) ein mächtiges Feuer an und setzten sich in einiger Entfernung davon auf den Boden, fangen ein eintöniges Getrommel auf einem über die Kniee ausgespannten Opossumfelle an und singen dazu eine eintönige Weise. Kurz darauf erscheinen die Tänzer, mit Speeren und Fackeln, d. h. flam-

menden Feuerbränden, in den Händen, die Knöchel mit Bündeln von Gummiblättern umwickelt, und beginnen mit grimmigen Geberden ihren Tanz, der zuletzt in ein wildes Rennen und Jagen im Kreise oder in verschiedenen Richtungen vor- und rückwärts ausartet, wobei sie phantastische Stellungen ausführen. Von Zeit zu Zeit stoßen sie ein wildes Geheul aus, schlagen die Speere gewaltig an einander und stoßen die Fackeln auf die Erde, daß die Funken weit umhersprühen. Man behauptete sonst, diese Tänze, die übrigens bei allen Stämmen durch ganz Australien in Gebrauch sind, würden nur zur Zeit des Vollmondes aufgeführt; es ist dies indessen nicht die Regel. Das ist aber richtig, daß sie nur des Nachts getanzt werden. Die eigentliche Bedeutng dieser mit den mannigfachsten Variationen aufgeführten Tänze ist noch ganz unaufgehellt. Namentlich muß dahingestellt bleiben, ob die darin unzweifelhaft vorhandene allgemeine Tradition einen religiösen Hintergrund hat; wenigstens ist sonst bei den Australiern von einer Götteridee oder dergleichen nicht die geringste Spur zu finden, man müßte denn den Glauben an Zauberei und an einen bösen Geist, der in den dunkelsten Wäldern sein Wesen treibt, dahin rechnen. Eben so wenig ist ein anderer weit verbreiteter, wenn auch nicht allgemeiner Brauch aufgeklärt, der eine symbolische Bedeutung zu haben scheint, nämlich das Ausschlagen einiger Vorderzähne. Dieser Operation müssen sich die Knaben im siebenten oder achten, bei anderen Stämmen im elften oder zwölften Jahre unterziehen, und es finden dabei viele Feierlichkeiten statt.

In allen Theilen Australiens, so weit es von den Weißen besiedelt ist, geht übrigens die eingeborene Race ihrem Untergange mit Riesenschritten entgegen. Die zusammenwirkenden Ursachen sind sehr verschieden: der Branntwein und von Europäern mitgebrachte Krankheiten, wie die Pocken, haben dazu beigetragen; aber alle diese Ursachen können wohl kaum größere Verheerungen unter den Söhnen der Wildniß Australiens, als seinerzeit unter den Indianern Amerika's angerichtet haben. In der That trägt in Australien ein ganz anderer Umstand die Schuld an dem raschen Verschwinden der eingeborenen Race, nämlich der, daß die Ansiedlungen der Hirten große Räume Landes für die Herden in Beschlag nehmen und ganze Stämme auf einmal ihrer Opossum- und Känguru-Reviere beraubt werden.

Das geschieht jetzt noch eben so wie früher und wird an den Grenzen der Colonien stets von Neuem Veranlassung zu Conflicten geben, die erst mit dem Aussterben der Eingeborenen ihr Ende erreichen.

Die Art der Besitznahme von neuen Weideplätzen ist aber auch keineswegs dazu angethan, bei den Eingeborenen irgend eine Sympathie für die Europäer zu erwecken. Denn nicht als Erbe oder durch Kauf wird das Land erworben, sondern nur durch ein allmäliges Zurücktreiben der Eingeborenen. In dem Maße, in welchem sich die Herden vermehren und die weiße Bevölkerung zunimmt, wird ein verhältnißmäßig größerer Raum nöthig und beansprucht, und die eigentlichen Eigenthümer des Bodens werden ohne Vertrag, ohne Handel, selbst ohne Entschädigung, weiter hinein in's Innere gedrängt. Sobald irgend ein frischer Weideplatz zufällig oder durch danach suchende Hirten entdeckt ist, brechen auch schon die Weißen mit ihren Herden auf, ihn in ihren Besitz zu nehmen. Die Regierung gibt ihnen Erlaubnißscheine für die neue Strecke; „Stationen" werden erbaut und die Eingeborenen aus der Nachbarschaft verjagt. Das Wild wird von den Europäern zusammengeschossen, von ihren Hunden gehetzt und niedergerissen. Die Gräber der Vorfahren des

vertriebenen Stammes tritt der Europäer rücksichtslos mit Füßen, und doch hängt dieses Volk eben so an dem Boden, den es Vaterland nennt, wie andere Menschen. Mit der Vertreibung der Wilden ist es aber noch nicht einmal gethan. Dadurch, daß ein Stamm von seinem Jagdgrunde vertrieben wird, geräth er in Feindschaft mit anderen Stämmen, in deren Gebiet er einzubrechen gezwungen wird, und so beginnt nun auch schon zwischen den verschiedenen Stämmen der Eingeborenen ein Vernichtungskrieg; der eingebrochene Stamm muß nicht nur für seinen Lebensunterhalt, sondern auch für sein Leben selbst kämpfen.

Wen kann es nun wundern, daß sich der mißhandelte Eingeborene an den Schafen und Rindern seiner Bedrücker schadlos zu halten sucht? Eine Herde wird überfallen und ein Theil davon weggetrieben. Darauf vereinigen sich die Aufseher und Schäfer der Nachbarschaft und verschaffen sich eine zeitweilige Ruhe vor den Räubern, indem sie eine Anzahl davon niederschießen und den Rest zerstreuen. Irgend ein anderer Schäfer oder Hüttenwächter, der mit der Sache vielleicht gar Nichts zu thun hatte, muß dann mit seinem Leben den ausgeführten Rachezug büßen, seine Hütte wird von den Schwarzen niedergebrannt, er selbst erschlagen. Pferde und Rindvieh, Alles wird zersprengt und der Grimm des Eigenthümers geweckt. Jetzt rücken die Viehzüchter von verschiedenen Bezirken aus, geführt von einem, dem verfolgten Stamme feindlichen Schwarzen, und metzeln nieder, was sie erreichen können. Ganz eben so, wie auf Tasmanien, ist „Vernichtung!“ das Losungswort, und gegen die überlegenen Waffen der Europäer können sich die schwarzen Barbaren ohnehin nicht vertheidigen. Wohl haben die australischen Zeitungen mehr als einmal entsetzliche Berichte über solche kaltblütig begangene Mordthaten gebracht, aber die Regierung blieb in der Regel taub, und es gab sogar Polizeidirectoren und angesehene Ansiedler, welche das Vorkommen solcher Thaten rundweg leugneten, so lange es nur ging, d. h. so lange die Verbrechen nicht gar zu himmelschreiend wurden.

Dann und wann drang das Gerücht auch über den Busch hinaus, daß „die schwarzen Bursche wieder einmal eine Dosis bekommen hätten!“ Und in der That sind viele Schwarze dadurch ermordet worden, daß man ihnen mit Arsenik vergiftetes Brot in den Weg gelegt hatte! Man hat die „Damper“ gefunden, dieselben geprüft und das Gift darin entdeckt; darauf hat man auch „Untersuchung“ geführt, aber man konnte keine weißen Zeugen finden, und schwarze sind — nach den Gesetzen — nicht zulässig.

Man kann sehr gut zugeben, daß derartige Nichtswürdigkeiten in den letzten Jahren nicht mehr vorgekommen sind; sie sind eben nicht mehr nothwendig, denn das Aussterben der Schwarzen geht jetzt auch ohne solche Nachhilfe rasch genug von Statten. Man fängt bereits an, wenigstens Sammlungen ihrer wenigen Werkzeuge, Waffen und Geräthe zu veranstalten, damit später doch noch mühsam eine Spur ihrer ehemaligen Existenz aufgewiesen werden kann!

Ueber Dorfkomödien und Bauernkomödianten.

Von P. K. Rosegger.

Hiazt hörts amol zua.
Ban uns in da Gmoan
Is s da Brauch, daß mir
Häufti Komödie spieln thoan.
Meintswegn in an Sunta;
In da Frua steht mar auf,
Ma loßt sih schön Zeit,
Ißt a Kassuppn drauf,
Aft bolbirt ma sih stad,
Legt sei Feirtagwond on,
Stopft a Pfeiferl Tabak
Und loandlt davon.
Aufn Kirchplotz, do plauscht ma,
Geht drauf in die Predi,
Und Nochmittog nochha,
Do spieln ma Komödie.

So leitet ein steirisches Gedicht die Schilderung ein, die es gemüthlicher Weise von einer Bauernkomödie gibt.

Das vorige Heft dieser Schrift hat uns Einiges von der „Kreuzschule", dem Passionsspiele der Oberamergauer erzählt. Schlichte Bauersleute haben sich der dramatischen Kunst ergeben, und zwar nicht aus Gewinnsucht, Ehrgeiz, Passion zu ungebundenem Leben, oder wie die Triebfedern heißen mögen, die heutzutage so viele Unberufene dem Theater zuführen; auch nicht der Liebe zu dieser Kunst willen, die Liebe allein wäre hier zu wenig, wie viele Dilettanten gibt es, und ihre schöpferische Kraft ist nichtig! Die Bauern von Oberamergau haben ihr Pfund von anderswo. Ihr Spiel ist ein religiöses Gedächtniß- und Dankopfer, sie spielen das Leiden und Sterben des Heilands so gläubig, wie der Priester die Messe liest.

Die Mutter der Kunst heißt Begeisterung, meinetwegen! aber die Großmutter der Kunst heißt Religion. Und von dieser haben es die Oberamergauer — ihr Werk entspringt der frommen Einfalt, es ist ein Gottesdienst, in seinem hochpoetischen Wesen auch den blasirten Zuhörer und Bibelspötter mächtig ergreifend.

Wäre hier die Darstellung nicht merkwürdig, so wäre es zum Mindesten der Darsteller. Dieser ist so fromm und einfältig, daß er ganz und gar in seiner Rolle aufgeht, so sehr darin aufgeht, daß er vielleicht auch außer dem Proscenium in seiner Rolle zu wandeln scheint und zum Mindesten von den Fremden als Petrus, Johannes oder gar als Christus angestaunt wird.

Selbstverständlich stehen die berühmten Volksspiele an der Amer nicht vereinzelt da, aber diese wuchsen als edler, hoher Stamm hervor aus dem Gestrüppe des spiellustigen, zu dramatischen Darstellungen stets geneigten, an kirchliches Gepränge gewohnten Volkes der Alpen. Im Mittelalter haben sich's auch die Klöster angelegen sein lassen, diese Neigung des Volkes zu cultiviren und haben ihm biblische Stoffe zurecht gemacht zur dramatischen Darstellung und die Leute sagten: „A guati Komödie is ma liaba, wir a Predi." Aber die profane Menge hat die kirchlichen Dramen allmälig umgedichtet, daß oft tolle Ungeheuer daraus geworden sind und so haben die Priester diesen Cult nicht mehr unterstützt, sondern unterdrückt. Daher ist im Ganzen die Zeit der Bauern-Komödien vorbei, gleichwohl

in den versteckten Bergdörfern von den Gletscherwässern der Schweiz bis zu den klaren Waldbächen der Steiermark hin allfort noch ein wenig Komödie gespielt wird.

Es sind viele Hindernisse da. Erstens sind die Spiele beschränkt auf eine gewisse Jahreszeit. Im Advent, in der Fastenzeit bis zum weißen Sonntage kann zur Darstellung aus der heiligen Geschichte keine Licenz ertheilt werden, weil die heiligen Geschichten allemal in unheilige auszuarten pflegen. Ferner verbietet sich's zu Zeiten, da die Scheunen voll Heu oder Stroh sind, von selbst, da ja die Schauspielhäuser fehlen. Erst im Frühjahre, wenn Garben und Heu dahin sind und zwischen den Bretterfugen die Sonne zur einen Seite hinein-, zur andern herausschimmert, kommt die Zeit zum Komödiespielen. Die lustige, die erbauliche, die gräuliche Zeit!

Jetzt sind seltene Gäste da. Grafen und Könige mit funkelnden Zackenkronen und blutrothen Mänteln gehören noch zu den Gewöhnlichen, es müßte denn einmal ein Wütherich dabei sein, wie der Etzel, der da sengen, brennen, köpfen und spießen läßt, was beim Thalwirth an Lämmern, Schweinen oder Geflügel zu haben ist. Da aber häufig die echten Fürsten kein Geld mehr haben, so kann man's den unechten nicht für Uebel halten, wenn sie „pumpen" oder beim Wirth am Freitisch sitzen. Der Wirth hat von ihnen ja doch seinen Gewinn.

Mehr Aufsehen im Dorfe, als die Könige, machen jedoch der „bairische Hiesel," die „Genovefa" mit ihrem „Schmerzenreich" und der schauderliche „Gollo", der „Hans Wurst", die „Adam und Eva", der „Lucifer" und gar der „Gott Vater". Auch diese Herrschaften haben zumeist Freitisch.

Die seltenen Gäste sind aber nicht weit her. Wer steckt dahinter? Das erzählt uns der Dorfdichter:

„Da Nochtwochta spielt in Erzengel mit Muath,
In Lucifar, den mocht mei Weib so guat,
Nau, und ih spiel in Gottvoda;
In Tod dabei, den gibt da Boda.
Van boarischen Hiasl spielt n Rauba
Da Herr Notar Zwid wulta sauba.

Der Erzengel Michael trägt aber verwunderlicher Weise einen Schnurbart, daher vor dem Beginne die Ansprache: Man möge Nachsicht haben, denn der Schnauzbart gehöre nicht dazu, aber man wolle bedenken, so ein Ding wachse nicht so rasch, als es weggeschnitten sei. Am leichtesten zu besetzen sind die Rollen des Adam und der Eva; Leute, die gerne in den Apfel beißen, finden sich immer.

Das Mysteriöse der heiligen Schauspiele ist heute schier verschwunden, hingegen kommt in denselben viel spaßhaftes Element vor. Der Fremde würde Manches für eine Parodie auf die Bibel halten können.

Von einer köstlichen Naivetät sind die in diesen Volksspielen vorkommenden Anachronismen. Das „Krippelg'spiel" ist die dramatische Darstellung der Geburt Christi. Hier sind z. B. Maria und Josef in steirischer oder tirolischer Tracht, die Hirten von Betlehem reden im steirischen Dialekt, die heiligen Engel singen Almjodler, die heiligen drei Könige schmauchen gemüthlich aus kurzrohrigen Pfeifen ihr Kraut.

„Willt Du auch Tubak han?" frägt der Schwarze unter ihnen leutselig den heiligen Josef.

„Bedank' mich," sagt dieser, „ich nit Tubak rauchen kann."

Im „Passionsspiel" kommt Judas der Erzschelm zur Thür herein und redet so die Pharisäer singend an: „Gelobt sei Jesu Christ, ihr lieben Herrn!"

„In Ewigkeit, Judas, was ist Dein Begehren?"

„Ich will Euch verrathen den Herrn Jesum Christ, der für uns am Kreuz gestorben ist."

Nach dem Tode Jesu kommt der heilige Gabriel zum Gott Vater und meldet, daß eben Christus gekreuzigt worden wäre. Gott Vater springt von seinem Throne auf. Da fragt der Engel verwundert: „Ja, ist dem Herrn das etwas Neu's?"

„Hol' mich der Teufel!" ruft jener, „wenn ich ein Sterbenswörtlein davon weiß!"

Das sind der Proben nur etliche von dieser Art Volksdichtung. Doch wird derlei heute mehr und mehr gestrichen, es ist aber Schade d'rum, denn was übrig bleibt, ist oft fades, inhaltsloses Wortgeklingel, das die Schauspieler nur durch Extemporiren mit allerlei Spaß und Spott zu beleben wissen. Das Würdigste und Ergreifendste ist immerhin das Passionsspiel, welches sich textlich an die Evangelisten schließt. Dieses Passionsspiel bleibt dem Darsteller stets ein hochheiliger Gegenstand, den er mit frommer Seele erfaßt, ihn vergeistigt und sich in ihm thatsächlich oft hoch über sich selbst zu heben vermag. Da wird die Dorfscheune zum Oel- und Calvarienberg und die Darstellerinnen der Maria, der Magdalena sind nicht mehr blöde Bauernmädchen, sie sind Schwärmerinnen und Hellseherinnen und zeigen eine wunderbar ergreifende Frauenhaftigkeit. Christus, zum Ecce homo ausgestellt voll Ergebung und dann vor den Richtern und dann an's Kreuz geschlagen der blasse, edelgeformte Leib, der sein dunkelgelocktes Haupt gegen Himmel hebt: „Vater, in Deine Hände lege ich meinen Geist!" — und zur Brust neigt: „Es ist vollbracht!" — wer sähe es diesem Christus an, daß er gestern Abends als übermüthiger Bauernbursche im Wirthshause der Liebsten wegen einen artigen Raufhandel gehabt hat! — Man sieht hier, was edlere Begeisterung auch aus dem rohen Menschen machen kann.

Die Ausstattung ist auch bei den Passionsspielen einfach genug; doch ließ sich eine Gemeinde dafür immerhin gerne etwas kosten. Es lebte der Glaube, daß in Gegenden, wo des Jahres wenigstens einmal das „Leiden-Christi-Gspiel" aufgeführt wird, die bösen Wetter den Feldfrüchten nicht Schaden thun mögen.

Ferner beliebt sind das „Schäferg'spiel", „der bairische Hiesel", der egyptische Josef" u. s. w. Die Künstler dazu finden sich stets. Sie leben zerstreut in der Gegend ihrem Berufe und versammeln sich alljährlich ein paarmal zu Proben. In Jahreszeiten, da die Arbeit nicht dringend ist, thun sie sich zusammen und bilden eine kleine Wandertruppe für die nächstliegenden Dörfer. Sie setzen dabei gewöhnlich auch „ihre Sach' zu", denn die Einnahmen („der Zuschauer gibt, was guter Will', hat er wenig nicht, so geb' er viel") decken die Auslagen nicht. Selbst der Liebling des Publikums, der Lustigmacher, trägt einen fadenscheinigen Rock.

Der Gebirgsbauer ist, wie bereits angedeutet, überhaupt geneigt zu dramatischen Scenen; wo eine lustige Gesellschaft beisammen ist, da wird gerne etwas dergleichen hervorgeholt oder improvisirt. Viele der althergebrachten Gesellschaftsspiele haben dramatische Form (siehe z. B. das „Reiftanzspiel", beschrieben von Dr. A. Schlossar, „Heimgarten" IV., 1. Heft); die meisten derselben beschäftigen sich mit religiösen Dingen. Wer das „Bischofeinweihen", das „Lazarusbegraben" einmal mitangesehen, oder gar eine „Faschingspredigt" gehört hat, der könnte glauben, diese Leute seien die verbissensten Antichristen, welche Bibel und kirchliche Ceremonie mit Hohn und Spott bedecken. Aber das fiele dem Darsteller nicht im Entferntesten ein; er, dessen ganzes geistiges Leben fast nur in den kirchlichen Erscheinungen wurzelt, kennt eben für seine künstlerischen Bedürfnisse kaum eine andere Form, als diese religiösen Gegenstände.

In den Oberamergauer Spielen steht das dramatische Künstlerthum des

Bauers in schöner Vollendung, sonst nirgends mehr. Die tirolischen Passionsspiele halten mit jenen keinen Vergleich aus. Derlei sinkt heutzutage in den Grund. Der Geist der Zeit, oder besser, „der Herren eigener Geist", der Alles gleich machen will, wie der Tod, duldet keine solchen Abnormitäten mehr. Die Leute, theils gedrückt durch die wirthschaftlichen Zustände, theils aufgeregt oder zerstreut durch allerlei Neuerungen, theils von ihrer Priesterschaft im Zaume gehalten, haben keine rechte Freude mehr am Fabuliren und Spielen. Das Fabuliren überläßt man den „Großvaterleuten", die beim Ofen sitzen, das Spielen den Kindern. Die wirklich Thatkräftigen setzen sich — wollen sie ein Vergnügen haben — in's Wirthshaus zum Kartenspiel oder poltern auf den Kegelbahnen, oder verlangweilen sich den Sonntag in irgend einem Winkel, wo sie die Beine von sich strecken und gähnen.

Und führen ein paar „Conservative" doch in irgend einer Scheune ihr „Komödieg'spiel" auf, so werden sie von Denen, die abwesend bleiben, verspottet, von den Anwesenden heimlich bekichert oder hell ausgelacht.

„Die aber spotten und lachen, können es selber nicht besser machen!" sang da in Wensgau einmal der „Narr" auf der Bühne; da riefen sie ihm zu, er solle den Mund halten, heutzutag' brauche man zum Belehren keinen Gemeinde-Narren mehr, es sei sich Jeder selber genug.

Aus diesem Wensgau wäre überhaupt in unserer Sache Manches zu erzählen. Es existirt dort nämlich eine wunderliche Abart des „Paradeisg'spiel", welche sich vortheilhaft von dem landläufigen (im „Heimgarten", I. Jahrgang, mitgetheilten) Texte dieser Komödie unterscheidet. Ich habe seinerzeit auch in meinen „Geschichten aus den Alpen" (Gustav Heckenast, Preßburg) Gelegenheit genommen, das Vensgauer Paradeisg'spiel, mit welchem sich eine fröhliche Dorfgeschichte verbindet, zu behandeln; vorliegende Erörterung erheischt es, daß ich hier noch einmal darauf zurückkomme. Die Geschichte ist charakteristisch in mancher Hinsicht. Daß „Wensgau" ein erfundener Name ist, mag wohl sein; vielleicht wollen die Leute, die dort noch leben, nicht gern laut gemacht werden.

Wensgau ist gelegen in einem Hochthale der Alpen. Die Bauern von Wensgau tragen silberne Knöpfe an den Westen und silberne Schließen an den Hüten. Und die Bäuerinnen von Wensgau tragen Goldhauben und Sammtjoppen und Taffetschürzen und noch andere sehr werthvolle Dinge. Die Ada trägt heimlich gar ein goldenes Ringlein am Finger.

Wer ist die Ada, weshalb trägt sie das Ringlein? und von wem? und seit wann? Ja, lieber Leser, das ist eben die Geschichte vom Paradeisg'spiel.

Da vom Paradiese die Rede sein soll, so bringt es schon die Sache mit sich, daß wir mit dem Gott-Vater beginnen. Und der Gott-Vater zu Wensgau war der Großbauer Kirchrigler. Er war als Dorfrichter grau geworden. Wohl hatte der Kirchrigler erst seinen fünfzehnten Geburtstag gefeiert, und dennoch hatte er nicht allein schon einen Sohn, der beim Militär war, sondern auch bereits eine erwachsene Tochter. Der Kirchrigler war vor mehr denn sechzig Jahren am 29. Februar geboren. Aber der Kirchrigler behauptet, er hätte von Natur aus noch nicht graue Haare, doch das Richteramt sei so voll Sorge und Kummer, das hätte ihm kein gutes Haar auf dem Kopfe gelassen. Der Kirchrigler ist das Haupt der Gemeinde. Der Pfarrer ist nur ihre rechte Hand, der Schulmeister ihre linke, der Erzengel-Bader ihr rechter Fuß und der Lucifer-Schneider ihr linker. Die absonderlichen Namen kommen vom Paradeisg'spiel, welches seit undenklichen Zeiten in Wensgau aufgeführt wurde und wobei der Bader den Erzengel Michael und der

Schneider den Lucifer gab. Der Bader kam bei dieser Namensaneignung vortheilhaft weg; denn eigentlich hatte er den Namen Esel-Bader bekommen, weil er, da er schwach zu Fuß war, stets auf einem Esel zu seinen Clienten reitet. Hingegen trägt der Schneider außer seinem schwarzen Bühnennamen den wohlklingenden Titel: „Himmelherrgottsschneider“. Dieser Titel kommt lediglich von seinem Ehrenamte, denn der Schneider ist Kirchenpropst zu Wensgau und hat als solcher die Meßgewänder, Fahnen, Altartücher und den „Himmel“ (Baldachin) in gutem Stande zu halten, respective in guten Stand zu setzen. Zwar schafft er nebst solchen göttlichen Dingen wohl auch Beinkleider und Joppen für gebrechliche Menschenkinder, doch ist er zu obigem Titel eines himmlischen Hofschneiders wohl berechtigt, und der Lucifer läuft nur so neben mit her und ergreift blos einmal des Jahres vollständigen Besitz von dem Schneider, nämlich zur Zeit des „Paradeisg'spiels“.

Dieses Paradeisg'spiel war sehr alten Ursprunges. Es ging die Sage, unsere ersten Voreltern Adam und Eva seien nach ihrer Vertreibung aus dem Paradiese in dieses Thal von Wensgau her versetzt worden, hätten hier gelebt und alljährlich zur Erinnerung an das Paradies ein Spiel aufgeführt, in welchem die Erschaffung der Welt, die Empörung der hoffärtigen Engel, der Paradiesgarten und der Sündenfall dargestellt wurden.

Und so sei das Paradeisg'spiel entstanden und im Gebrauche geblieben bis auf den heutigen Tag.

Die Aufführung fand hier gewöhnlich zur Winterszeit, am zweiten Weihnachtstage statt; da hatten die Mitwirkenden Zeit, sich gebührend vorzubereiten, und die Leute der Umgebung sich in Wensgau zu versammeln.

Der Kirchrigler gab seit vierzig Jahren den Gott-Vater und hatte sich so lange weiße Locken angeklebt, bis ihm endlich selbst welche wuchsen. Mit solchen Rollen ging es freilich; der Gott-Vater und der Teufel sind nie zu alt und nie zu jung; der Erzengel Michael hilft sich zur Noth mit Schminke; ganz anders aber steht's mit den Hauptpersonen, mit Adam und Eva. Eine und dieselbe Eva taugt nur für ein oder zwei Jahre, dann ist sie verheiratet und ein für allemal keine Eva mehr. Es ist noch nicht vorgekommen in Wensgau, daß eine Eva ledig geblieben wäre; es liegt auch in der Natur der Sache — Eva im Paradeisg'spiel kann nur die Schönste sein.

Jedes Jahr eine neue Eva, ein neuer Adam; das brachte die Direction, und diese war der Lucifer-Schneider, oft in eine große Verlegenheit.

Für dieses Jahr, von dem die Geschichte erzählt wird, hatte sich der Lucifer-Schneider wohl schon ein Pärchen zusammengeguckt. Da war Alex, der Schulmeisterssohn, ein hübscher und lustiger Student, der für die Feiertage auf Vacanz daheim war: und da war Ada, die heitere, bildsaubere Tochter des Kirchriglers. Das war dieselbe Ada, die zuweilen heimlich das goldene Ringlein am Finger trug, so an Sonntagen, wenn ihre Hand keine Arbeit hatte und unter der Schürze sein konnte. An dem goldenen Ringlein hingen, wenn auch unsichtbar, zahllose andere, eine ganze Kette, und das letzte Glied an der geheimnißvollen Kette war wieder ein sichtbares goldenes Ringlein, und dasselbe steckte am Finger des Schulmeistersohnes. Sie hatten es so eingerichtet, und das war der Fehler an dem Wensgauer Gott-Vater, daß er nicht allwissend.

Zum Glücke wußte der alte Kirchrigler von diesem seinem eigenen Fehler nichts und er meinte, es müsse Alles geschehen, wie er es wolle und und wisse. War er doch Richter und Gott-Vater seit vierzig Jahren.

Heute, es war ein Sonntag-Nachmittag im Advent, saß der Kirchrigler in seinem Stübchen und blätterte in der Bibel. Seine Tochter war in der Christenlehre.

Draußen vor der Thür klöpfelte sich Jemand den Schnee von den Schuhen. Der Lucifer-Schneider trat ein: „Gelobt sei Jesus Christ! — Fleißig, fleißig, Kirchrigler?"

„Zwar nit gar recht viel, nur daß ich ein wenig in's Büchel guck'. — In alle Ewigkeit, Amen! — Steigst auch daher, Schneider?" so entgegnete der Alte und legte seine unbändigen Augengläser zwischen die Blätter.

Der Angekommene, ein schlanker, hagerer Mann mit einem blonden Spitz- und Backenbart, setzte sich sogleich zum Tischchen. „Der Pfarrer soll sich den Chorrock selber über den Kopf streifen, wenn er mit seiner Christenlehr' fertig ist!" sagte er. „Unsereins hat jetzt anderweitig zu thun. Der Wirth-Franzel läßt schon die Tanzstuben ausräumen, der Schulmeister den Engelmarsch einüben, der Bader malt ein neues höllisches Feuer; kehr' die Hand um, werden die Weihnachten da sein, und ich hab noch keinen Adam und keine Eva. Kirchrigler, ich kann Dir nit helfen, Deine Tochter muß her — den Adam will ich nachher schon auftreiben."

Der Richter hatte es gehört und trommelte mit den Fingern auf dem Buchdeckel. Er trommelte einen Marsch, und als er ihn ausgetrommelt hatte, schloß er die Finger gemächlich in die Faust hinein und hob ein wenig den Graukopf. „Schneider," sagte er bedachtsam, aber mit einem Tone, der den Director nicht allzuviel hoffen ließ, „das Paradeisg'spiel ist in Rechten und Sitten aufgekommen, und ich halt' was d'rauf und ich denk', so lang ich der Gott-Vater bin, wird der Namen Gottes nicht eitel genannt werden bei unserm ehrsamen G'spiel. Der Erzengel Michael hält sich gleichwohl auch brav; über den Lucifer läßt sich auch nichts Uebles sagen, nur thust mir mannigsmal die Zungen ein wenig zu viel hervor. Das darf nit sein, Schneider; der Lucifer ist ein Engel Gottes gewesen, und ist er gleichwohl durch seine Sünd' häßlich geworden, so lese ich doch nirgends in der heiligen Schrift, daß er deswegen die Zungen heraushängen hat lassen. Nachher, Schneider, thust mir auch mit der glühenden Ketten ein wenig zu viel herum, daß man oft sein eigen Wörtel nit versteht. Nur daß ich Dir's sag', kannst es dessentwegen halten, wie Du willst, machst sonst Deine Sach' recht brav. — Ist so weit Alles in der Ordnung, — bis auf die Adam und Eva, das aber ist Dir ein leichtsinnig Volk! Weißt ja, wie er allfort Hallotria treibt, wie er sie halst. Freilich, 's ist so das alt' Herkommen, und man kann's nit ändern, darf's nit ändern, jedochhalben meine Tochter geb' ich nit her dazu."

„Wenn ich aber einen recht sittsamen Adam thät wissen?" bemerkte der Schneider.

„Ist der Adam wie er will, meine Tochter geb' ich nit her!"

„Aber Eine muß doch wohl sein, Nachbar. Und wenn ich, so was man sagt, der Spieler-Hauptmann bin, so kann ich doch hergehen und kann Dich anreden: Gott-Vater, jetzt aber gleich auf der Stell erschaff' mir eine Eva!"

Der Dorfrichter lächelte ein wenig, fuhr dann aber gleich wieder ernsthaft fort: „Na, na, Schneider, gescheidterweise; wenn Ein's auch das Hallotriren nit abbringen kann und das Halsen, und was noch so mitgeht, und was die jungen Leut leicht auf zeitlich und ewig verführen kunnt', so läßt sich das Ding doch anders machen. Und so sag ich Dir Eins, wenn ich Dir nit Zwei sag': Meine Ada kannst haben als Adam; für eine Eva dazu sorgst Du; nachher sollen sie machen all Zwei, was sie wollen."

Jetzt trommelte der Schneider. Und als er eine Weile getrommelt hatte, stand er auf und sagte: „Wie Du meinst, Richter. Wenn, da wir's vierzig Jahr' in Zucht und Ehren mitgemacht haben, jetzt das alt' Herkommen auf einmal nit mehr sittsam genug ist, so — — und daß g'rad Deine Tochter um so viel besser als wie Andere, daß — — und Du glaubst, daß Einer mit so zwei Mädeln als Adam und Eva vor der Leut' Augen Wohlgefallen findet, wenn — — je nu, meinetwegen."

„Schneider," versetzte der Kirchrigler darauf, „verdrießlich darfst mir deshalb nit werden. Einer so heiligen Sach' wegen heben wir keine Feindschaft an, und ob der Adam so ein Halterbub, oder ob's ein Mädel ist, das wird den Leuten just gleich sein."

„Glaub's nit," entgegnete der Schneider, „will aber sehen, ob's geht; ich thu', wie ich kann; und Dank Dir Gott, daß ich mich auf Deine Tochter verlassen kann, so oder so. — Gelobt sei Jesu Christ!"

Der Schneider war fort. Der Dorfrichter schmunzelte ein wenig. So hatte er wohl auch das durchgesetzt, seine Tochter konnte mitspielen und war ungefährdet. Mit sich zufrieden, zwickte er die Augengläser auf die Nase, schlug das Buch auf und sein Auge fiel auf den Vers: „Und Gott sprach: Lasset uns Menschen formen nach unserm Ebenbilde. Und Gott schuf den Menschen nach seinem Ebenbilde. Als Mann und Weib erschuf er sie."

Da kam Ada von der Christenlehre heim. Sie war hold und frisch, ein aufblühendes Röslein mitten im Winter. Als sie durch die Stube ging, hatte sie die rechte Hand verborgen unter der Schürze.

„Nu, Mädel, was hat er heut' gesagt?" fragte der Alte.

„Zum Kammerfenster thät er mir kommen —"

„Wer, der Pfarrer?"

Der Schreck stieß dem Mädchen schier das Herz ab in diesem Augenblicke. O Gott, sie hatte an ganz jemand Andern gedacht, wie Ein's nur so gedankenlos was daherreden kann.

„Nu, weißt es schon," fuhr der Vater fort, „in's Paradeisg'spiel kommst heuer hinein. Nicht Dir ein weißes Höselein zusamm'!"

Ada war verwirrt; sie glaubte den Vater nicht verstanden zu haben; ein weißes Höselein trug in diesem Spiele doch nur der Adam.

Dem Schauspieldirector selbst lag daran, daß er den Leuten bewies, der liebe Gott sei ein Schneider gewesen und habe gleich die ersten Menschen mit einem neuen, schneeweißen Leinenanzug bedacht. —

Die Zeit nahte. In der großen Tanzstube des Wirth-Franzel wurden Proben gehalten; allein der Kirchrigler ging nicht zu den Proben; er wußte seine Rolle auswendig von Wort zu Wort, er war seiner Sache sicher. Er kümmerte sich auch sonst nicht um die Vorbereitungen, nur Ada frug er ein paarmal, wie der Adam gehe. Nun, der ging gut; eine Eva war auch gefunden, und so übten sie sich Tag für Tag, und dann kam St. Michael mit dem flammenden Schwert und trieb sie hinaus von der Bühne und hinein in die Rumpelkammer zu den alten Pferdegeschirren und zum rostigen Eisen.

Der Lucifer-Schneider und der Erzengel-Bader waren unermüdlich thätig. Es galt neue Decorationen aufzustellen und neue Costüme zu bereiten. Für St. Michael war aus dem Kreisstädtchen eine Feuerwehrhaube verschrieben worden. Zu einem Schilde wurde ein mächtiger Blechhafendeckel tauglich gemacht, auf welchen der Bader mit rother Farbe den „süßen Namen" malte.

Der Schulmeister drillte seinen Chor, denn es sollte sowohl Gesang bei offener Scene als Musik in den Zwischenacten sein. Der Adam selbst

hatte im Paradiese eine Hymne und zwei Vierzeilige zu singen, und dazu kam ihm Ada's liebliche Stimme wohl zu statten.

Die Tochter des Dorfrichters war ja Kirchensängerin zu Wensgau, und auf ihren holden Tönen glitten an den Sonn- und Feiertagen die gottseligen Gedanken aller Männer und jungen Bursche in den Himmel hinein. Wenn oben gesagt worden ist, wer den Kopf und die Glieder der Gemeinde vorstellte, so muß hier nachgetragen werden, wer ihr Herz war. Und das Herz der Gemeinde, an das sich all das junge Blut herandrängte und von dem aus alles Gute und zarte kam, war Ada, die Kirchensängerin, die allgeliebte und viel umworbene Tochter des Dorfrichtes.

Alex, des Schulmeisters Sohn, hatte drin in der großen Stadt viele Mädchen gesehen, aber keines war ihm in seinen Studien so hinderlich, als Ada von daheim. Es ging mit sonderbaren Dingen zu, in allen Büchern und Schriften, aus denen der strebsame Student mathematisches und technisches Wissen schöpfen wollte, war Ada, die Dorfrichters-Tochter. Er hatte einmal in den Ferien auf dem Chore ihren Gesang mit der Geige begleitet, und seither begleitete seine Seele das Gedenken an sie auf allen Wegen.

Dann hatten sie die Ringlein getauscht und — doch jetzt ist das Christfest da und der Tag zum Paradeisg'spiel, jetzt ist keine Zeit für solche Geschichten.

Schon am Christtage Abends kamen Weiber und Kinder aus den Nachbarorten an und nahmen Herberge in Wensgau bei Bekannten und Verwandten.

Nach dem Segen in der Kirche schleppten die Musikanten Pauken und Trommeln, Baßgeigen und Blechinstrumente in das Wirthshaus. Wer aber sonst auf den Tanzboden wollte, der wurde zurückgewiesen. Es war die Generalprobe und Adam und Eva spielten in ihrem neuen Costüme.

Der Kirchrigler ging, eine Pfeife rauchend, die Dorfgasse auf und ab. Er wollte zeigen, daß er nicht einmal auf die Generalprobe anstehe, daß der Gott-Vater bereits in sein Fleisch und Blut übergegangen sei. Dann setzte er sich in das Gastzimmer zum Herrn Pfarrer und redete mit vielbedeutendem Kopfnicken davon, wie das wohl was Großes und Ehrendes sei für Wensgau, daß das Gedenken an die ersten Tage und Dinge der Welt alljährlich so würdig begangen werde. — „Das wird Einer nirgends so finden und da mag Einer gehen schon gleich so weit als er will. Und wollten sie das Paradeisg'spiel auch wo anders aufführen, so dürfen sie's gar nit, der Bischof erlaubt's nit, gelt? — weil's halt nirgends so schön und feierlich g'halten werden thät, wie da bei uns in Wensgau."

Deß stimmten wohl Alle ein, die an den Tischen herum saßen.

Der andere Tag begann in neuer Erwartung. Der Vormittags-Gottesdienst war kurz und theilnahmslos, der nachmittägige Segen fand gar nicht statt.

Mit lustigem Geschelle kamen Schlitten von den Nachbardörfern und von weiter her, und die Gaststuben des Wirthshauses füllten sich, und endlich drängte sich Alles über die Stiege hinauf in den großen Tanzboden.

Der Eintritt war frei. Vor Jahren fiel es einmal dem Krämer Louis ein, man könne ja zum Paradeisg'spiel Eintritt zahlen lassen, das gebe gewiß eine bedeutende Summe, womit man einen großen Theil der Gemeinde-Auslagen bestreiten könne. Auf diesen Vorschlag entgegnete der Dorfrichter: „Sind wir denn eine Bettelkomödianten-Gemeinde! Das alte, ehrwürdige Herkommen, das Erbe von unsern Vorfahren für Geld verschachern! Das wär' doch ein ewiger Schandfleck für Wensgau! So ein Krämerjud' thät gar den Adam und die Eva im Pa-

radeis verkaufen und den lieben Herrgott noch dazu!"

Der Lucifer-Schneider stieß den Krämer heimlich, daß er still sein möge, und so ist Thür und Thor zum Paradeisg'spiel offen geblieben bis auf den heutigen Tag.

Vor Allem waren alle Dorfstühle und Bänke versammelt auf dem Tanzboden des Wirth-Franzel. Gegenüber von der Thür ging ein dunkelrother Vorhang nieder, auf welchem verschiedenartige und planlose Flecken und Flicken wohl das Chaos versinnlichen sollten, das vor der Schöpfung herrschte. Durch ein paar Dachfensterchen fiel noch ein wenig Tageslicht, doch waren die zwei Kerzen nicht überflüssig, die vor dem Vorhange brannten und unter der Aufsicht zweier Jungen standen, die mittelst eines weißen Schirmes je nach Bedarf Licht und Schatten auf die Bühne bringen sollten.

Unmittelbar hinter diesen Kindern des Phöbus kamen die Jünger Polyhymnia's — der Schulmeister mit seiner singenden, klingenden Schaar. Und an diese drängte sich, nach möglichst vortheilhaften Plätzen ringend, das Publikum in Haufen.

Zur selben Stunde noch schleppten drei bereits halbcostümirte Männer eine bauchige Getreidewindmühle durch den Zuschauerraum und hinter den Vorhang. Kein Mensch wußte, wozu hier dieses Geräthe dienen sollte, nur der alte Schuster Wenz behauptete, die Windmühle brauche der Gott-Vater zum Windmachen, und den Wind zum Wettermachen, und aus dem Wetter entstünde Luft und Wasser und Alles, und nicht das Wort war im Anfange, sondern die Windmühle.

Der Zuschauerraum hatte sich gefüllt und man war halb und halb zur Ruhe gekommen; die Leute flüsterten erwartungsvoll oder machten gar heimlich Späße, oder schwiegen. Der Herr Pfarrer und die Vornehmeren aus den Nachbarschaften saßen in der vordersten Bank; die Großen von Wensgau waren noch kaum gesehen worden; ihre Thätigkeit war ja hinter dem Vorhange. Der Kirchrigler war noch gar nicht da, und die Musikanten hatten schon den dritten Marsch gespielt, als er, in einen langen, schwarzen Mantel gehüllt, durch den Saal schritt. Alles drängte sich, ihm eine Gasse zu machen; Viele grüßten, die Meisten blickten ihn still und ehrfurchtsvoll an; er sah weder nach links noch nach rechts, er fühlte bereits den Gott-Vater in sich, und unter dem eng zusammengezogenen Mantel trug er den langen, weißen Bart und das göttliche Kleid. Er hatte sein Costüme zu Hause, zog sich stets zu Hause an; es schien ihm entwürdigend, bei den Andern in der Garderobe sich vorzubereiten. Er mußte sich immer und allerorts als ganz und vollständig zeigen, seiner erhabenen Rolle wegen sowohl, als wegen seines Dorfrichteramtes.

Hinter dem Vorhange klingelte es, da schwieg die Musik. Es war lautlose Stille, die Rückwärtigen standen bereits auf den Zehen und dehnten ihre Hälse.

Es klingelte wieder, und der Vorhang schrumpfte nach aufwärts zusammen.

Den Augen der Zuschauer bietet sich nichts Geringeres dar, als der Himmel. Der Hintergrund ist blau und mit Sternen besetzt; vor demselben steht der goldene Thron Gottes, er ist leer, aber drei Kerzen brennen an seinem Fuße. Ganz im Vordergrunde auf Wolkenballen liegen mehrere kleine und erwachsene Engel in Strumpfhosen und mit goldenen Flügeln an den Schultern. Einige schnarchen, Andere erwachen eben, richten sich halb auf und reiben sich die Augen.

„He!" schreit Einer, „heut' ist blauer Montag; wer nit aufstehen will, der bleib' liegen!"

Ein Anderer: „Wenn's der Gott-Vater sieht, so werden wir unsere Fetten kriegen."

Der Erste: „Der Gott Vater ist heut' nit zu Haus, der ist auf die Ster gegangen aus; der ist gegangen die Welt erschaffen, und will mit Himmel und Erden noch bis Samstag fertig werden."

Alle erheben sich in toller Freude: „Nachher haben wir nicht vonnöthen, den ganzen Tag zu singen und beten, nachher laßt uns jubiliren und musiciren und hallodriren, und schieben wir geschwind die Wolken zusammen, daß wir einen schönen Tanzboden kriegen, in alle Ewigkeit, Amen."

Der Erzengel Lucifer tritt auf mit goldenem Spieß und Schild und schwarzen, fliegenden Haaren; das Antlitz ist scharf und dämonisch, obwohl man hinter der kühnen Malerei das harmlose Gesicht des Schneiders nicht ganz vermißt.

Der Erzengel Lucifer: „Da habt ihr Recht, ihr englischen Brüder, tanzet und spielt und singt lustige Lieder. Wenn ich Euer Herr und Gott-Vater wär': alleweil lustig thäten wir sein, gebrat'ne Hendln und den besten Wein und Feigen und Cibeben wollt' ich Euch geben. Aber der alte Herr ist ein Brummbär, der kiefelt alleweil an seinem weißen Bart —"

Und so geht es fort. Lucifer zettelt gegen Gott-Vater eine Empörung an. Als Zwischenspiel kommt ein englisches Knäblein dahergeflattert und erzählt mit geflügelten Worten die Geschichte der Schöpfung und wie „mitten im Paradeis steht ein einschichtiger Mann, der mag sich die Zeit nit vertreiben, eine Ripp' hat er, die er nit brauchen kann, damit thut ihn Gott-Vater beweiben".

Aber der Aufstand wächst, denn Lucifer verspricht auch den Engeln im Himmel dasselbe, was Gott-Vater im Paradiese dem Einschichtigen thut, und da entsteht ein wildes Gejohle; eine schrille Musik fällt ein und Lucifer setzt sich stolz auf den göttlichen Thron.

In demselben Augenblicke hört man ein dumpfes Donnern, die Lichter am Throne verlöschen und im Hintergrunde zeigt sich im Glanze mit wallendem Haar und Silberbart hoch und hehr — Gott-Vater. Er steht auf Wolken; er ist gehüllt in ein weißes langes Kleid, sein Haupt strahlt, sein Auge leuchtet, aber er spricht noch kein Wort; langsam erhebt er seine rechte Hand und winkt. Da erwacht von neuem das Donnern — es ist das Rollen der Windmühle; es blitzt, denn die zwei Lichtknaben vor der Bühne fächeln mit ihren Schirmen. Da naht der Erzengel Michael mit dem flammenden Schwerte, dem Hafendeckelschild und der Feuerwehrhaube, und verstößt Lucifer mit seiner aufständischen Schaar aus dem Himmel in die unterste Hölle. Dann setzt sich Gott-Vater auf seinen himmlischen Thron und begrüßt mit tiefer, grollender Stimme, die durch den Bart fast erstickt wird, seine Getreuen, und verkündet, daß „die Welt fertig mit Sonne, Mond und Stern', und morgen ist Ruhetag, der Tag des Herrn!"

Da singen die Engel im Chor: „Ehre sei Gott dem Vater und dem Sohn, und dem heiligen Geist im höchsten Thron; Lob und Preis sei der heiligsten Dreifaltigkeit von nun an bis in Ewigkeit."

Damit schließt der erste Act.

Manch' Knäblein oder altes Weiblein unter den Zuschauern hat während des Spieles vor Rührung geweint, oder wohl auch gekichert über das Treiben der Engel, über so manch' spaßhaftes Wort, das im Himmel gesprochen worden. Nun sind sie Alle wieder ruhig und in neuer, andächtiger Erwartung. Wieder spielt die Musik, wieder tönt das Klingeln, und wieder schrumpft der Vorhang zusammen nach aufwärts.

Adam steht mitten in den Rosensträuchen des Paradieses. Er hat ein schneeweißes Beinkleid und ein kurzes Jäckchen an. Das junge Gesicht ist wie Milch und Blut, die blauen Augen lächeln so unschuldig, die dunkeln Locken wallen lose über die Achseln

nieder. Es ist ein schöner Jüngling, man merkt es gleich, daß ihn der liebe Gott selbst erschaffen hat als Musterbild für die Tausend und Millionen Andern.

„Das ist die Ada, des Kirchriglers Ada!“ flüstert Alles. Wer wird aber nun die Eva sein?“

Adam singt zuerst, dann spricht er laut mit sich selbst, und nennt die Blumen und Früchte, die um ihn sind, und eine Anzahl Thiere. Man hört verschiedene Vogelstimmen, den Kukuk, die Amsel, die Wachtel, den Finken; man hört aus der Ferne das Bellen der Rehe; man hört das Zischen der Schlangen, das Pfeifen der Habichte; man hört das Säuseln des Windes in den Gebüschen und das Rauschen eines Wässerleins.

Adam treibt Spiele mit den Blumen; er zerknittert ein Maßliebchen, rupft die Blüthenblätter aus und sagt dabei: „Soll ich? soll ich nicht?“

Da theilt sich plötzlich ein Rosenbusch, Gott-Vater steht da und ruft: „Adam, bist Du allein, wo ist die Eva Dein?“

„Herr, sie schläft dort hinter dem Strauch, ich weiß nicht, soll ich sie wecken auf.“

„Wenn sie schläft, so laß sie schlafen, sie wird dir schon noch geben zu schaffen. — Adam, ich bin da als Dein Herr und Gott, und daß ich mich überzeug' von Eurer Treu', so trag' ich Euch auf ein Gebot. Siehst Du, dort am Wiesensaum, Adam, steht ein Apfelbaum. Davon müßt Ihr kein Aepflein brechen, die Stengel thun stechen, die Frucht ist der Erkenntniß Sam', der Unschuld Tod und des Lebens Noth, die thät Euch schauderlich machen erbrechen.“

Adam verspricht, daß er schon aufpassen werde. Hierauf gibt ihm Gott-Vater noch einige väterliche Lehren, die in diesem Falle eigentlich mehr auf die Dorfjugend im Allgemeinen gemünzt sind, als auf den durchwegs noch harmlosen Adam.

Die Thierstimmen schweigen, man hört wieder den Engelchor und Gott-Vater verschwindet hinter dem Rosenbusch. Nun geht Adam dennoch, die Eva zu wecken; man hört sie flüstern hinter dem Strauch. Der Vorhang fällt.

Da tritt jetzt der Lucifer-Schneider zum Gottvater und indem er sich für seine nächste Scene zwei Hörner am Haupte befestigt, sagt er: „Kirchrigler, weil's schon spät wird und Du's nit gewohnt bist, so lang im Wirthshaus zu bleiben, und Du etwa gerne nach Haus gingst, weil Dein Weib, hör' ich, auch nit ganz wohl ist, so spiel ich im letzten Act Deinen Auftritt, wenn's Dir recht ist; es sind nur ein paar Worte zu sagen, und ich hab' selbunter sonst auch nichts mehr zu thun.“

„Ich spiel' meine Rolle, wie's der Brauch,“ entgegnete der Kirchrigler.

„Deine Tochter thät ich Dir nach dem G'spiel schon in's Haus begleiten,“ sagte der Schneider.

Da sah ihn der Bauer befremdet an: „Was hast denn? Ich spiel' meine Rolle wie's der Brauch!“

„Rechtschaffen schön, Dorfrichter,“ versetzte der Spielhauptmann etwas verwirrt, „aber — wenn was sein sollt', weißt, übel aufmessen thu' mir's nit; ich hab mir einzig nit anders zu helfen gewußt — und das mußt bedenken, ich hab' gethan, wie Du's hast haben wollen.“ Die Hörner saßen fest, es klingelte, der Schneider eilte davon; der Gott-Vater sah ihm nach und schüttelte seinen eisgrauen Kopf.

Der Vorhang zuckt krampfhaft empor, da geht eine Bewegung durch das Publikum. Der Rachen der Hölle hat sich vor ihm aufgethan. Ueberall ist schwarzer Rauch, sind blutrothe Flammen, Drachen, Kröten und andere Unthiere, phantastisch gemalt von dem sehr talentvollen Erzengel-Bader. Mitten in der Hölle steht eine schnaubende Esse und eine glühende Fleischbank mit Haken, Zangen und Messern. Von allen Seiten hört man heulen und

zähnklappern, und die Lichtjungen vor der Bühne haben die weißen Schirme gegen rothe verwechselt. Unter fürchterlichen Mißtönen trappelt nun eine Schaar von Teufeln heran, mitten unter diesen der Fürst der Hölle, Lucifer, der sich sofort auf seinen Thron, die glühende Fleischbank, setzt. Er sieht ganz anders aus, als weiland im Himmel; die Farbe seines phantastischen Anzuges ist kohlschwarz und blutroth, um die rollenden Augen ziehen sich ein par schwarze Ringe, und um das wüste Haar mit den wildragenden Hörnern schlingt sich eine goldene, scharfgezackte Krone. Die linke Hand schleppt eine mächtige Kette, die rechte hält als Scepter eine dreispießige Ofengabel.

Die Teufel umschwärmen seinen Thron und bedrängen ihn, sein im Himmel gegebenes Versprechen zu halten: „Verbrannt sind die Hendln, im höllischen Feuer gebraten, der Wein ist hier auch nicht gerathen, 's ist eine viel zu heiße Zeit, und verdorben ist uns alle Lustbarkeit.“

„Der Alte, Eisgraue oben ist Schuld,“ entgegnete der Lucifer mit rauher, schnaubender Stimme, „aber nur Geduld, Leutchen, nur Geduld; gibts schon in der Höllen nichts zu lachen, so fahren wir in's Paradeis, dort lebt ein Männlein und ein Weiblein, die sollen uns Unterhaltung machen. — Die Eva ißt die Aepfel gern.“

Nun wird der Beschluß gefaßt, das Menschenpaar im Paradiese zu verführen. „Wer kann gut kriechen, hat eine glatte Haut und schmeichelnde Augen? — „Ich Herr!“ rufen Alle. — „So mag wohl Einer als Schlange taugen. Leicht braucht sich Einer nit viel zu strapazir'n, die Eva läßt sich gern verführ'n.“

Zuweilen hüpft ein leichtfüßiger Lustigmacher hervor und gibt Schwänke zum Besten, die sogar zweideutige Anspielungen auf mißliche Gemeindezustände zu Wensgau enthalten. Soll nicht sein das, und der Gott-Vater in seinem Winkel ist sehr ärgerlich darüber. Mit dem Schneider wäre er heute zufrieden, der hütet sich sorglich vor aller Uebertreibung. — Ein recht braver Teufel diesmal, sagt er zu sich selbst, aber den Lustigmacher hätt' ich gute Lust davon zu jagen.

In der Hölle wird noch eine Weile Spectakel getrieben. Im Vordergrunde ist ein Teufelchen, das rührt in einem Kessel Schwefel und Pech durcheinander und denkt sich dabei die sieben Todsünden aus. Und wie es sie fertig hat, theilt es dem Höllenfürsten seine Erfindung mit. Lucifer entgegnet: „Deine Erfindung wird werden probirt bei den Menschen auf Erden, und schlägt sie ein, so sollst Du in der Höllen mein Minister sein.“

Mit einem fürchterlichen Lobgesang auf den Höllenfürsten schließt der Act.

Das Publikum ist sehr befriedigt und Alles, auch der Theil, der die Komödie schon ein dutzendmal mit angesehen, ist gespannt auf den „Ausgang“. Die Burschen interessiren sich sehr für die bisher noch räthselhafte Eva; Andere freuen sich auf die Schlange und auf die Apfelgeschichte, und die ältern Männer und Weiber harren der Scene, wo Gott-Vater im heiligen Zorn den Adam ruft, den Fluch des Elends und des Todes ausspricht, und wo St. Michael kommt und das gefallene Menschenpaar, das nun mit Schrecken die Blößen bemerkt, die es sich gegeben, aus dem Paradiese treibt. Dann kommt zuletzt noch in bildlicher Darstellung das Thal von Wensgau, in welchem die Verstoßenen, Adam und Eva, sich ein Haus bauen — das erste Haus zum Dorfe Wensgau!

Gott-Vater rüstet sich hinter seiner Leinwandblache zur großen Scene. Der göttliche Zorn wird ihm heute nicht schwer werden, denn nicht allein die Anzüglichkeiten des Lustigmachers haben ihn verstimmt, sondern viel mehr noch ein kleiner Verstoß, den er

selbst im Spiele gemacht. Er hatte statt Adam einmal Ada gesagt und dadurch unter den Zuschauern ein Gekicher erweckt; er trug das m wohl durch einige hm! hm! nach — aber es war und blieb fatal, und einem Gott-Vater wie der Kirchrigler'sche sollte so etwas nicht passiren.

Nun kam der Erzengel Michael von der eigentlichen Garderobe auf Gott-Vaters Seite herüber, denn das war die himmlische, von wo aus die Beiden aufzutreten hatten. Der Richter zankte noch mit dem Bader der Feuerwehrhaube wegen, die er nicht für passend fand, als sich der Vorhang aufthat.

Das Paradies mit dem Rosengarten und in der Mitte ein Apfelbaum. Wieder die Thierstimmen und das Wasserrauschen. Adam und Eva treten, sich umschlingend, auf. Die Eva ist eine schöne, schlanke Gestalt in einem zarten, weißen Ueberwurf; ihre Wangen sind blüthenroth, ihre Locken sind blond, und ihre dunklen Augen blicken innig und sehnsuchtsvoll dem Adam in die seinen.

Die Zuschauer sind überrascht — das ist ein ganz fremdes Mädchen, kein Mensch kennt es. Der Gott-Vater guckt wohlgefällig zwischen den Tuchwänden hervor.

Eva steht still und blickt gegen den Apfelbaum. Adam will weiter: „Komm, meine Süße, es singen die Vöglein, wir wollen mit ihnen loben den Herrn!“

„Adam, ein Frühstück hätt' ich gern,“ entgegnet Eva. Der Kirchrigler stutzt ein wenig über die schöne, fast männliche Stimme.

Eva fährt fort: „Ei, schau, lieber Mann, wie sind die Aepflein so weiß und roth!“

„O komm' mit mir, es ist ein Verbot! Wer von diesem Baum genießt, der ißt den Tod.“

„Das kunnt ich nit glauben auf alle Mittel und Weis'.“

„Gott hat's selber gesagt, ihm sei Ehr' und Preis!“

„Aber wenn ich Dich bitt', wenn ich Dich gar schön bitt', ich weiß, Adam, so versagst mir's nit!“

Der Dorfrichter hinter den Vorhängen spitzt die Ohren und macht immer größere Augen. Das Ding kommt ihm jetzt gar nicht richtig vor.

„Siehst Du,“ fährt Eva fort, „da oben die schöne Schlangen! die thut uns ein Aepflein brocken.“

„O Eva, liebste Eva mein, laß Dich nur nicht fangen!“

„Die Schlange lacht so süß herab.“

„O Eva, liebste Eva mein, so laß Dich doch nicht verlocken!“

„Und wenn ich Deine liebste Eva bin —“ sie blickt den Adam schmachtend an.

Dem Dorfrichter geht es heiß und kalt über den Rücken. „'s wär doch aus der Weis',“ murmelt er, „wenn er's richtig thät sein.“

„Und wenn Du meine liebste Eva bist,“ sagt Adam, „so laß ich Dich nimmer verderben.“

Da lispelt die Schlange: „O esset, Ihr Kinder, esset die Frucht, Ihr werdet deswegen nit sterben.“

„Und wenn ich Deine liebste Eva bin —“ versetzt diese wieder und neigt sich zu Adam, und ihre Lippen berühren die seinen.

„Du Lotter, Du Schulmeisterischer!“ fährt jetzt der Kirchrigler los, reißt dem Erzengel das rothe Schwert aus der Hand stürzt mit demselben wüthend auf die Bühne: „Ist mir das eine Art, Ihr nichtsnutzig Volk! Auseinander! Ich leid's nit, und eher hau' ich das ganze Paradeisg'spiel zum Teufel!“

Die beiden jungen Leutchen fahren erschrocken in die Rumpelkammer hinein; im Zuschauerraume ist eine mächtige Unruhe, ein Geflüster und Gekicher und bald darauf ein gellendes Gelächter.

„Wart' Schulmeisterbub! Wart', Du Himmelherrgotts-Schneider, Dir

meſſ' ich's!" ruft der Erzürnte und poltert den Fliehenden nach. In demſelben Augenblicke werden die Lichter ausgeblaſen; da ſtößt der Gott-Vater im Finſtern an die Windmühle, an den himmliſchen Thron und an die hölliſche Fleiſchbank, an alles Mögliche, und die Bedrohten gewinnen Zeit ſich in Sicherheit zu bergen. —

Die Komödie war aus; ſie war noch nicht aus, aber ſie war aus.

Es war ein unſägliches Gehetz und Gelächter im Dorfe Wensgau. Der Gott-Vater war vernichtet für immerbar, allein dieſer Umſtand ſollte der Herrlichkeit des Dorfrichters nichts anhaben.

Der Kirchrigler hatte in derſelben Nacht kein Stündlein geſchlafen, und am andern Morgen noch vor dem Frühſtück ließ er ſeine Tochter zu ſich beſcheiden.

„Haſt mir eine ſaubere Ehr' gemacht geſtern!" fuhr er ſie an; „haſt es brav heimlich gehalten, was Du für eine Eva ſollt'ſt haben; und das ganz' Dorf, die halb' Welt hat's geſtern geſehen, was Du für ein leichtſinnig Ding biſt — nit ſo viel (er zeigte auf die Spitze ſeines Fingernagels), nit ſo viel beſſer wie die Andern. — Dirn', ich ſtraf' Dich! — Ehr und Rechtſchaffenheit muß ſein in meinem Haus, und was unrecht iſt geſchehen, das ſoll zu Rechten werden. Heiraten mußt ihn, den Schulmeiſteriſchen!"

„Jeſus Maria, Vater!" rief das Mädchen und fiel dem Alten um den Hals, „ich dank' Euch zu tauſendmal."

„Was," ſagte der Alte, einen Schritt zurücktretend, „Du willſt ihn heiraten, den Bettelſtudenten, den Stadtſpatzen! — Du die einzige Tochter des Kirchriglers von Wensgau!"

„Aber auch Alex iſt mein einziger Sohn," rief die Stimme des Schulmeiſters durch die halbgeöffnete Thür herein, und nun kam gar der Schulmeiſter ſelbſt feſttäglich gekleidet nach, und an ſeiner Seite der Pfarrer und der Schneider. „Mein einziger," fuhr der Schulmeiſter fort, „für den ich meinen ganzen ſpärlichen Erwerb eingeſetzt habe, daß er was Rechtes hat lernen können. Gott ſei Dank, fleißig, brav iſt er geblieben. Die Studienzeit iſt für ihn nun zu Ende; geſtern erhielt er das Anſtellungsdecret als Ingenieur bei der neuen Eiſenbahn. Kirchrigler, ich bin hier, daß ich Euch für meinen Alex um die Hand Eurer Tochter bitte."

War ein Ausweg? Hatten ſie es nicht gehört, wie er zu Ada rief: „Heiraten mußt ihn!"? — Zudem wird ſein Hans bald vom Militär zurückkehren und Haus und Hof übernehmen; der bildet ſich zuletzt gar was ein auf ſeine Schweſter, die Frau Ingenieurin.

Der Dorfrichter ließ den drei Herren Wein und Brot bringen, aber er ſagte nicht Ja.

Er ſagte aber auch nicht Nein. Er ſagte: „Wollen ſchon noch reden davon. Daß ich der Sach' nachgerade entgegen wär', dasſelb' iſt juſt nit. — Dir, Schneider, aber ſag ich's: Das letztemal iſt's g'weſen; das Paradeisg'ſpiel wird **nit** mehr aufgeführt!"

„Hi, hi, jetzt erſt recht!" lächelte der Lucifer-Schneider.

Er hats aber anders gemeint. Es geſchah thatſächlich der Wille des Alten, das Spiel iſt öffentlich ſeitdem nicht mehr gegeben worden.

Der Dichter bedauert es und ruft zum Schluſſe aus:

„Komödieſpieln, däs is mei Lebn!
Mei Lebn und mei Sterbn,
Und ih hoff mirs für gwiß,
Daß ah s Sterbn, wans ſchon ſein muaß,
A Komödiegſpiel is."

Kleine Laube.

Eine statistische Plauderei.

Von Zeit zu Zeit halten wir gerne eine kleine Rundschau auf dem Ballen, dessen über 9 Millionen Quadrat-Meilen große Oberfläche dem menschlichen Geschlechte zum Tummelplatz bestimmt ist. Das Stete daran haben wir allerdings schon in der Schulbank erfahren und was die Meere etwa an dem einen Erdtheile abreißen und an dem andern ansetzen, oder inwieferne der eine Welttheil tiefer in das Wasser sinkt, der andere sich höher daraus hervorhebt, das wird uns kaum bewegen, die neueste Auflage der topischen Geographie in die Hand zu nehmen; auf etliche hundert Meilen Land mehr oder weniger kommt es uns nicht an. Wir wissen, daß Europa täglich zur Zeit der Ebbe des Meeres um 17 Quadratmeilen größer ist, als zur Zeit der Fluth, doch fühlen wir uns zur Zeit der Fluth nicht minder groß, als wenn „die Wasser sinken."

Wir wissen, daß Europa 179.833 Quadratmeilen groß ist und erwägen: das gibt immerhin einen ansehnlichen Spielraum für dessen 309 Millionen Bewohner, die in 15 Staaten freundschaftlich neben einander leben und sich seit den letzten dreißig Jahren unserer Hochcultur blos in sieben großen Kriegen und drei Volksrevolutionen befehdeten. Und doch würden die Bewohner von ganz Afrika viermal genommen das kleine Europa, welches in Afrika dreimal Platz hätte, nicht so dicht bevölkern, als es heute bevölkert ist. In Amerika könnte man vier Europa hineinlegen und es würde noch nicht voll, während Oesterreich-Ungarn, das deutsche Reich und Belgien allein so viel Bewohner haben, als ganz Nord- und Südamerika zusammen, nämlich 85 Millionen. Der größte Fleck ist Asien. Wenn man Europa viermal nimmt und auch noch den ganzen australischen Continent dazulegt, so hat man beiläufig die Größe Asiens. Die asiatische Bevölkerung steht heute auf 824 Millionen, eine Ziffer, welche alle Bewohner von Europa, Afrika, Amerika und Australien zusammen noch lange nicht erreichen.

Das chinesische Reich allein zählt 424 Millionen Bewohner, beherbergt also weitaus das größte unter allen Völkern der Erde. In diesem Volke, welches sich instinctiv der europäischen Cultur verschlossen hält, liegen die Spuren einer wunderbaren Vergangenheit und vielleicht die Keime einer wunderbaren Zukunft, die sich mit unseren modernen Idealen wohl kaum jemals parallelisiren wird. In Asien, der „Wiege des Menschengeschlechtes" wohnt demnach heute noch weit über die Hälfte der gesammten Menschheit. Und doch sind ungeheure Strecken Asiens absolut menschenleer.

Daß es aber weder auf die Ausdehnung noch auf die Einwohnerzahl ankommt, beweist das herrschende Europa. Auf Asien und Europa weit hingestreckt, sein Haupt auf letzteres lehnend, liegt Rußland wie ein ohnmächtiger Bär. Das gesammte russische Reich hat eine Ausdehnung, wie das übrige Europa und Asien zusammen. Die österreich-ungarische Monarchie mitsammt Bosnien und der Herzegowina hätte im russischen Reiche nicht weniger, als 41 Mal Raum und

doch zählt Rußland kaum um 40 Millionen Einwohner mehr, als das 37,350.000köpfige Oesterreich. Dieses Oesterreich hat hinwiederum einen größeren Flächeninhalt als das ganze deutsche Reich und zählt mehr Einwohner, als Frankreich, es hat deren um etliche tausend mehr als Schweden, Norwegen, Dänemark, Niederlande, Belgien, Luxemburg, Schweiz, Montenegro, Serbien, Bulgarien, Rumänien, Griechenland und die europäische Türkei zusammen. Selbst das Fürstenthum Liechtenstein, diesen Staaten beigeschlossen, vermag mit seinen 8000 Bewohnern nicht, die Zahl gegen Oesterreich voll zu machen. Spanien und Portugal vereint messen sich nicht mit den 27 Millionen Italienern. Großbritannien zählt in England, Schottland, Irland und seinen außereuropäischen Besitzungen an 45 Millionen Bewohner. Diese Zahl steht nicht im Verhältnisse zum ungeheuren Uebergewicht, welches England in der Weltwage besitzt. Die englische Sprache beherrscht Nordamerika und ganz Australien nebst einem Theil von Afrika und zahlreichen Insel-Colonien. Und wie ist diese Macht geworden? Durch den Muth des Forschers und Entdeckers, durch den Geist des Erfinders, durch die Weisheit des Staatsmannes. Mit dem Schwerte und der Kanone erobert man wohl Provinzen, aber nicht das Weltmeer und nicht die Welt. Wer leugnet, daß London die Herzkammer der Continente ist? Diese Riesin unter den Weltstädten zählt vier Millionen Einwohner, das ist so viel, als der ganze Welttheil Australien mitsammt seinen wilden Volksstämmen an Bewohnern hat. Laßt Paris, Constantinopel, Petersburg vier Millionen Einwohner haben, es stirbt und verdirbt! — London befindet sich wohl.

Die Städte wachsen nur, bis zu einer gewissen Größe, darüber hinaus verkommen sie. Die Städte, die über eine Million Einwohner aufweisen, sind leicht zu zählen. Das chinesische Reich hat allein deren allerdings sieben, worunter Peking mit zwei Millionen als das London, Canton mit ein und ein halb Millionen als das Paris Asiens. Paris zählt nicht ganz zwei Millionen; nach ihm kommt Berlin mit einer Million 85 Tausend, dann Newyork mit einer Million und 46 Tausend, hernach Wien mit einer Million und 20 Tausend, endlich Calcutta mit einer Million Einwohnern. Manche dieser genannten Städte, die heute stolz niederblicken auf die Ruinen Babylons, Athens und Roms, dürfte ihren Höhepunkt erreicht haben und sinkt zu Grunde, während andere dem Ruhme eines künftigen Jahrhunderts entgegen wachsen, vielleicht als einstige Leuchte der Völker, vielleicht als ein Geschwürpunkt der Menschheit — wer weiß es, ob große Städte der wahren Entwickelung des Menschengeschlechtes günstig sind?

Nach diesen, neuesten Daten entnommenen, statistischen Betrachtungen wäre es allerdings noch lehrreich, z. B. die Studenten, die Miliz, die Industrie, den Handel, die Staatseinnahmen und Ausgaben verschiedener Länder vergleichsweise anzugeben, würde uns dieses nur nicht zu weit führen. Allein maßgebend wären uns statistische Tabellen über die Glücklichen und die Unglücklichen unter verschiedenen Staatsverfassungen, Religionen und philosophischen Systemen. Wer sagt uns, in welchem Lande die meisten uneigennützigen Großthaten, die meisten selbstverschuldeter Bankerotte, die meisten Verbrechen aus Temperament oder aus gesellschaftlichen Mißständen, die meisten zu Ehren gekommenen, die meisten verkommenen Genies zu finden sind? Wer vermag eine solche Statistik zu geben? Wir wissen, daß in Frankreich 35 Millionen Katholiken, im deutschen Reiche 26 Millionen Evangelische, in Rußland 56 Millionen griechische Christen, in Oesterreich ein und einhalb Millionen Juden leben, aber das beweist uns gar nichts. Tiefer greift die Ziffer der Trauungen, Geburten und Sterbefälle und hier finden wir, daß in Oesterreich-Ungarn die meisten Trauungen, im deutschen Reich die meisten Geburten und in Spanien die meisten

Sterbefälle vorkommen. — Eine interessante Ziffer weist der Stand der Elementarschüler. Im deutschen Reiche kommen auf je 1000 Menschen 154, in Oesterreich-Ungarn 89, in England 100, in Frankreich 127, in den Niederlanden 91, in Belgien 123, in den vereinigten Staaten 127, in Italien 70, in Spanien 50, in Rußland 15 Schüler. Nach diesen Ziffern läßt sich aber der absolute Stand der Schülerzahl vergleichend nicht controliren. Es müßte uns gesagt werden, wie viel Kinder von 6—14 Jahren überhaupt in jedem dieser Länder vorkommen, nach diesen ließe sich dann der Stand des Schulbesuches erst genau überblicken.

Bei statistischen Vergleichen ist Vorsicht nöthig, die Ziffern sagen oft nur eine relative Wahrheit, welche man erst durch das Erwägen aller, scheinbar auch nicht einschlägigen Verhältnisse zur absoluten machen muß. Wir wissen nun z. B., daß im deutschen Reiche täglich, mit Ausnahme der Ferialtage, 6,468.000 Volksschüler auf der Schulbank sitzen, aber wir wissen nicht, ob auch Alle was lernen!

Auf der Hochzeitsreise.

Von Emil Taubert.*)

Nächtliche Fahrt.

Noch schwirren im Ohr der Gäste
Getümmel und Gläserklang:
Das Brautpaar hält Sieste
Im Wagen, verträumt und bang.

Auf erzenen Schienen gleiten
Sie hinaus in die Frühlingsnacht:
Der Liebsten Augen streiten
Mit funkelnder Sterne Pracht.

In Glück und Rausch versunken,
Hinaus in den wonnigen Mai:
Am Fenster regnen die Funken
Des sprühenden Schlot's vorbei.

So regneten Scheideworte
Und zärtlicher Küsse Thau
An des Mutterhauses Pforte
Und erloschen im Abendgrau.

Vor dem Fenster zittern und schwanken
Die Drähte von Pfahl zu Pfahl,
Drauf tausend süße Gedanken
Sich schaukeln in Lust und Qual.

Der Mutter Schluchzen und Winken,
Des Vaters bewegter Laut,
Sie folgen und nicken und blinken
Durch's Fenster der weinenden Braut.

Sie wiegen sich auf dem Drahte
Und flattern zum Wagen herein —
Im weißen Brautnachtstaate
Flimmert der Mondenschein.

Fort über Gebirg und Matte!
Heimzog wohl der Gäste Schwarm —
Das Liebchen fröstelt, der Gatte
Hält sie im weichen Arm.

Fort küßt er, in ahnendem Schrecke,
Der perlenden Thräne Thau,
Und hüllt in Mantel und Decke
Die kleine, die fröstelnde Frau.

Und tändelt mit ihren Locken,
Und nestelt an Gurt und Haar —
Sie zittert, selig erschrocken,
Als droht' ihr süße Gefahr.

„Wie schnell, wie schnell! Entgleisen
Wird jäh noch der tolle Zug.
Der Mond und die Sterne reisen
Mit uns in taumelndem Flug."

Er flüstert: „Hinjagen die Meilen
Und tragen zum Ziel uns schon!
Mag Handel und Wandel enteilen —
Die Liebe macht Station.

Auf unserer Lebensreise
Ist jeglicher Kuß ein Halt;
Aus trägem Alltagsgleise
Aufschüttelt der Liebe Gewalt!

Laß brausen die Räder, laß schwanken
Die Drähte im Mondenschein: —
Sie holen nicht uns're Gedanken,
Nicht unser Verlangen ein!"

* * *

*) Diese Verse entnehmen wir dem wunderlieblichen, an die Poesie von Chamisso's „Frauenliebe und Leben" gemahnenden Lieder-Cyclus, welcher in der „Deutschen Dichterhalle" von Ernst Eckstein erscheint. Die genannte Zeitschrift liefert überhaupt mit jeder Nummer einen neuen Beweis, daß trotz alledem auch heutzutage noch echte Lyrik erblüht, eine würdige Stätte und ein dankbares Publikum findet.

Veränderung.

Ist's denn dieselbe Sonne,
Die gestern ich geschaut?
O wunderbarste Wonne:
Zur Gatlin ward die Braut!

Wie ganz die Welt verändert,
Wie hehr der Fels und groß!
Die Brücke, morsch geländert,
Weis't mir der Tiefe Schooß.

So tief ist nun mein Minnen,
So rauscht der Liebe Fluß:
Den Abgrund meiner Sinnen
Schließt, Liebster, nur dein Kuß.

Laß uns zur Höhe steigen,
Du heißgeliebter Mann!
Gestürzte Blöcke zeigen
Waldeinsamkeit uns an.

Dort über Bergeszinnen,
Verstürmten Wolken nah,
Dort laß mich steh'n und sinnen,
Was Wunders mir geschah.

Ich späh' vom schroffen Gipfel
Im Thal das Häuschen aus.
Wie raunten rings die Wipfel,
Als scheu ich trat hinaus!

Mit grünen Fingern zeigte
Ein jeder Baum auf mich,
Daß ich die Augen neigte —
Ich weint' — und küßte dich.

Des Baches Wellen riefen
Geschwätzig Wort sich zu.
Wie selig wir entschliefen —
Mich aber küßtest du.

Laß uns zur Höhe steigen
Den einsam wilden Pfad;
Die kahlen Häupter schweigen
Und üben nicht Verrath.

Und mit uns steigt die Sonne
Und flammt und funkt und sprüht.
Ach, heißer brennt die Wonne,
Die meinen Leib durchglüht!

* * *

Marienbild.

Dort auf der Höh' in Duft und Gluth
Ragt ein Marienbild:
Sie sagen, daß es Wunder thut
Und alle Leiden stillt.

Ein Frauenbild voll Gnaden, ragst
Auch du, geliebte Maid:
Seit du an meinem Herzen lagst,
Bin ich gebenedeit.

Eine Brigantengeschichte.

Skizze „Aus Italien“ von A. W. Ambros.

Deutschland genoß eben seinen Nachwinter und Italien seinen Vorfrühling des Jahres 1866, als zu Florenz in der Via degli Albizzi im Hause des wohlhabenden Bankiers *** ein behagliches Diner einen kleinen Kreis von Bekannten des Hauses vereinigte. Unter den Geladenen befand sich auch ein Signor T—i, einer jener feinen, für die gute Gesellschaft in Italien charakteristischen Männer, welche, über die erste Jugend hinaus, eine gewisse jünglinghafte Lebhaftigkeit mit dem weltklugen Benehmen des gereiften Mannes in sehr anmuthiger Weise zu vereinigen wissen. Wurde einst Kant's Aufmerksamkeit durch das Fehlen eines Knopfes am Rocke eines seiner Zuhörer so gefesselt, daß der große Philosoph von Königsberg die ganze Lehr- und Vortragsstunde hindurch die Augen nicht von der Lücke wegwendete, so war es der Tischgesellschaft in der Via degli Albizzi noch weniger zu verargen, wenn bald Dieser, bald Jener das rechte Ohr des Herrn T—i in's Auge faßte — es fehlte, schräg weggeschnitten, fast die Hälfte davon, die Ränder ließen eine nicht längst geheilte Wunde erkennen. Als im Laufe des Diners Fräulein Sophie R., eine liebenswürdige junge Dame aus Frankfurt am Main, ihre germanisch-blauen Augen eben wieder sinnend auf dem verstümmelten Ohre ihres Tischnachbars ruhen ließ, ergriff Herr T—i endlich das Wort. „Mein Ohr“, fing er mit graziösem Lächeln an, „welches gleich manchem holländischen Ducaten mit einem beschnittenen Rande prangt, erregt, wie ich wohl merke, die Neugier der werthen Gesellschaft. In Ihrem Vaterlande, Signora (wendete sich Herr T—i zu seiner blonden Nachbarin) — oder war es in England? — schnitt ehemals die Justiz, die Beschützerin ehrlicher Leute, den Spitzbuben zur Strafe die Ohren weg — heutzutage ist die Welt

verkehrt, ein mondo a rovescio, und folgerichtig schneiden jetzt die Spitzbuben den ehrlichen Leuten die Ohren ab. Mein Ohr, wie Sie es da sehen, ist ein Andenken an einen wochenlangen Aufenthalt unter den Briganten im Neapolitanischen.“ Man drang in Herrn T—i, sein Abenteuer zu erzählen, was er auch mit jener lebendigen und anziehenden Weise that, wie sie gebildeten Italienern eigen ist. Ich will es versuchen, seine Erzählung wiederzugeben, so gut ich es vermag.

Herr T—i reiste mit der Diligence nach Neapel (er nannte den Ort woher, er ist jedoch meinem Gedächtnisse entfallen, ich glaube, es war von der Seite von Almasi her). Die Reisegesellschaft war zahlreich, guter Dinge und ahnte nichts Schlimmes. Desto größer war der Schrecken, als unvermuthet der Wagen von einer wohlbewaffneten Bande Briganten am lichten hellen Tage angehalten wurde. Die Räuber waren zahlreich, der Ueberfall geschah plötzlich, an eine Gegenwehr war nicht zu denken. Die Reisenden wurden kurz, aber nicht gerade unhöflich aufgefordert, auszusteigen, und die Räuber hielten nun Musterung, wer in die Berge mitzunehmen sei und wen man laufen lassen könne. Die Wahl fiel auf Herrn T—i, einen zweiten Herrn und einen jungen, kaum zwanzigjährigen Venetianer. Der arme junge Mensch zitterte wie Espenlaub, was die Briganten ordentlich übel nahmen. „Ma che!“ riefen sie, halb tröstend, halb ärgerlich, „che paura! Siamo cristiani! Fate coraggio, non siamo ladri, siamo briganti!“ Die drei erlesenen Opfer wurden nun angewiesen, die Bande in die Berge zu begleiten, den Uebrigen wurde glückliche Reise gewünscht, sie stiegen wieder ein und fuhren weiter — mit erleichterten Herzen und Taschen; den „faccia in terra“ hatten sie alle machen müssen und waren im Handumdrehen mit einer virtuosenhaften Präcision ausgeplündert worden, welche von Seite der Plünderer auf bedeutende Studien in diesem Fache schließen ließ. Ungleich schlimmer war das Loos der drei Gefangenen. Zwar wurden sie ganz gut behandelt, mußten aber die Kreuz- und Querzüge der Briganten durch alle Schlupfwinkel der Berge und Wälder mitmachen. Die Lebensweise war voll Mühseligkeit und Strapazen, und die Verpflegung herzlich schlecht: Brot, Käse und geringer Rothwein. Die Briganten selbst waren freilich auch nicht besser daran, worauf der Hauptmann die Herren ausdrücklich und gleichsam entschuldigend aufmerksam machte. Nur zwei- oder dreimal setzte es ein Gericht von Fleisch — wenn nämlich die Bande in einsam gelegenen Höfen von Possidenti zusprach, welche mit ihr, wie die Gefangenen wahrnahmen, in der vollkommsten Entente cordiale standen. Uebernachtet wurde unter freiem Himmel, zuweilen bot eine der Höhlen, wie sie da und dort im Gebirge zerstreut sind, Unterkunft und Schutz. Weibliche Wesen wurden gar nicht sichtbar. Eine Art militärische Disciplin und rohe Zuchtlosigkeit in seltsamem Vereine zeigte sich in der ganzen Organisirung der Bande, in ihrem Thun und Treiben. Dem Hauptmanne wurde unbedingter Gehorsam geleistet, sonst that Jeder, was ihm beliebte. Der erste Marsch von der Landstraße, wo der Raubanfall geschah, in die Berge war ein athemlos rascher und langer. Endlich wurde auf einem freien Platze zwischen immergrünen Eichen Halt gemacht. Man breitete vor den drei Gefangenen einen wohlversehenen Schreibapparat auf einem Felsenblocke aus. Sie mußten an ihre Angehörigen um Lösegeld schreiben, dessen Summe nicht gerade niedrig gegriffen war. Die Briefe wurden einem jungen Briganten zur Bestellung übergeben, dann ging es weiter. Nach einigen Tagen mußte ein zweiter, dringender Mahnbrief folgen. In diesem schrieb nun Herr T—i zur Beruhigung der Seinen, daß er ganz gute Behandlung erfahre. Der Hauptmann war damit sehr unzufrieden. „Schreibt,“ rief er, „daß wir Euch ent-

setzlich mißhandeln, jammert, sagt, daß wir fürchterliche Kerle sind, non cristiani, ma bestie, malt Euer Loos in den schwärzesten Farben, hört Ihr?!" Herr T—i schrieb einen zweiten Brief, allein auch in diesem waren dem Hauptmanne die Farben noch nicht „schwarz" genug; ein dritter Brief gerieth endlich leidlich nach Wunsch und wurde expedirt.

Abermals vergingen Tage — das Lösegeld kam nicht. Da kündigte der Hauptmann eines schönen Morgens den Gefangenen an, man werde jedem von ihnen ein Stück Ohr abschneiden und als nachdrückliche Mahnung an die Säumigen schicken. Herr T—i besah das zur Operation bereit liegende Messer. „Was", rief er, „mit diesem elenden, stumpfen Messer sollen wir uns martern lassen? Hat nicht Beppo (ein jüngerer Räuber) kürzlich ein gutes Rasirmesser bekommen?" Aber Beppo protestirte, es sei höchst indiscret von den Herren, zu verlangen, daß er sein Rasirmesser an ihren Ohren verderbe. Nach vielem Hin- und Herreden willigte Beppo ein, das Rasirmesser that seine Schuldigkeit; das Blut wurde mit aufgelegtem Zunder gestillt, den Wunden ein Verband angelegt und die Ohrenabschnitzel an ihre Adresse befördert. Wieder vergingen Tage, der Hauptmann fing schon an, allerlei bedenkliche Worte von Erdolchen und Kopfabschneiden hören zu lassen. Als aber das Lösegeld kam, rief der Hauptmann: „Meine Herren, Ihr seid frei! Hier sind die Quittungen über Euer Lösegeld, bewahrt sie wohl, es wird Euch ersetzt werden, wenn die alte Ordnung der Dinge wiederkehrt. Habt Ihr Söhne, die Soldaten werden wollen, so rechnet auf unsere Protection, denn ich und meine Leute da werden ohne Zweifel eine bedeutende Stellung einnehmen — Officiersstellen können uns nicht fehlen. Jetzt aber geht in Frieden. Dieser Weg führt Euch nach etwa vierstündigem Marsche zur nächsten Eisenbahnstation. Löset Euch dort Karten bis Neapel, Ihr findet dort auch eine Restauration, erquickt Euch, denn Ihr habt Euch bei uns herzlich schlecht befunden." Herr T—i machte gegen diesen wohlgemeinten Rath nur die bescheidene Einwendung, es sei etwas schwer, Eisenbahnbillete zu lösen und sich zu restauriren, wenn man keinen Soldo in der Tasche behalten. „Ihr habt Recht," sagte der Hauptmann; „he, Cassier, gebt jedem der Herren ein Zwanzigfrankenstück!" Dies geschah, die Erlösten erreichten glücklich die Eisenbahnstation und mit dem nächsten Zuge Neapel, und so kam Herr T—i bei der ganzen Geschichte mit einem blauen Auge, oder richtiger mit einem halben Ohre davon.

---

s Traunstoanhamweh.

Im Garten steht an alter Bam,
Da halt i oft mei Ruah,
Da steh i oft als wia im Tram
Und woaß nöt was i thua.

Und d Vögerl singan voller Freud,
Das is mei liabster Platz,
I siach in Traunstoan von der Weit,
Das is mei alter Schatz.

Wia oft, wia oft hat d Ahnl gsagt:
„Du wirst kan Fried nöt gebn,
Bis daß Di s Traunstoanhamweh packt,
Das bringst nöt los Dei Lebn!"

I habs nöt glaubt, i hab ma denkt:
„Die Alte is a Narr,
Sie want und hats ka Seel nöt kränkt" —
Jazt waß is, es is wahr. —

Und recht hats ghabt — o, i habs gspürt!
Da draußten in der Welt —
Gern hätt is weggadisputirt —
Mir hat der Traunstoan gfehlt.

Jazt bin i da! i bin daham!
Dort steht er, hoch und groß,
Jazt bin i da, es is ka Tram,
I laß an Juchzer los.

Und wia si d Traunstoannebel hebn
Und s Wasserl rauscht und fliaßt,
Da glaub i grad, i siach mei Lebn,
Wias Abschied nimmt und grüaßt.

Der Traunstoan war mei erster Schatz,
Da war i nu a Bua,
Der Traunstoan wird mei letzter Platz,
Da hab i gwiß a Ruah!

Franz Keim.

Dialektwörter.

Von K. J. Schröer.

„Beangn," Péank, der —: „Krüppel". Ich kenne das Wort in der Bedeutung: grober, derber, dicker Mensch. Schmell. 1, 394 (287). Dazu gehört: der Pünker Astwurzel; punkert knollig. Schmell. a. a. O. Bunkel: Stoß, aufgedunsener Körper. Gr. Wtbch. 2, 525; auch „beanget" spr. péankad „verkrüppelt". — Bei Bunge die Trommel. Gr. Wtbch. 2, 524 wird eine Berührung angenommen zwischen bingan und biukan (daher Pauke). Eine Nasalirung des bink — daraus biank wäre denkbar. Dennoch ist der Doppellaut éa in peank nicht ganz klar. Vgl. Réanken = Ranken, Renken, Runken. Péanken, die: eine Art Rüben, s. Schmell. a. a. O. Péank, der: Finke; tschechisch penkawa, magy. pintyöke.

Peech, das —: Pech; Pechhacken, der Pechhacker, Pechbrenner, Pecher, Pecherer, Pechöl (als Heilmittel gebraucht. Alpengeschichten 2, 192), Pechölbrenner, Pecherhütte. Alle diese Bezeichnungen, die keiner näheren Erörterung bedürfen in Rosegger Alpengesch. 2, 192. 191. 249. Gestalten 132. Einöd 302. — Bemerkenswerth ist noch Pecherei f. (spr. pêcharai) a. a. O. 249.

pecken „mit gespitztem Werkzeug etwas lässig hacken"; auch mit dem Schnabel bicken. Altes verbreitetes Wort, das auf latein. beccus: Hahnenschnabel zurückgeht.

„bebeut" petait deutlich — „wenn der Pfarrer predigen thut, so schön bebeut ausgeführt und so eine laute Stimm" Rosegger Gest. 311.

„beibeln" paibln: beuteln, d. h. schütteln, das allgemein verbreitete Wort hat diese Bedeutung in der Sprache der Müller erhalten. Da ist Beutel ein Sack, durch den der Mehlstaub geschüttelt wird.

„Beinl" Pain, die: Biene; Painl, das Bienlein. — Die österreichische Form bein weist auf das mittelhochdeutsche diu bîn zurück. Häufiger war die Form bin daher Biene.

„Beischl" Paischl, das Bäuschel, das Gekröse. Ein besonders in Baiern und Oesterreich bekanntes Wort s. Grimm Wtb. 1, 1199.

beisamm insgesammt. In dem Wunsche: „schön gesund bleiben beisamm!" Rosegger Sonderlinge 2, 154.

Beiszer, der —: starker Branntwein. Rosegger Alp. 11. Grimm's Wtb. verzeichnet unter Beißer 3) die Bedeutung: scharfe Weine (ohne Beleg).

„beluzen" wird belugsen und beluchsen geschrieben und bedeutet nicht nur übervortheilen, sondern ursprünglich: mit Luchsaugen betrachten, vgl. ablugen, abluchsen. Allgemein verbreitet s. Gr. Wtb. 1, 75. 1455. Weigand 2, 69.

Belz, der: übertragen für Rauhheit im Halse. „'s wär' schon not, 's thät mir einer den Pelz aus dem Halse ziehn." Alp. 2, 96. — Pelz ist ein alteingebürgertes Fremdwort aus mittellateinisch pellicia (lat. pellis), franz. pelisse, althochdeutsch pelliz.

belzn (spr. pelzn) pfropfen. Das Wort ist mit dem vorigen verwandt, aber die Verwandtschaft wird nur in den romanischen Sprachen deutlich; sie ist auch in den Wörterbüchern von Grimm und Weigand nicht angegeben. Aus lat. pellis ist entstanden provençalisch pelota Haut, Rinde provençal. = catalonisch empeletar, empeltar: pelzen. Diez roman. Wtbch. 2, 274. — anpelzen im obscönen Sinn, den Rosegger in seinem Wörterverzeichniß angibt, ist ein verständlicher Tropus.

benzen (spr. penzn) drängen, mahnen. Ein bekanntes Wort, auch in Grimm's Wtbch. angeführt, wo das

angelsächsische bensjan: flehen, das schon Schmeller anführt, als „zu weit abgelegen" bezeichnet wird. Schmeller kennt auch eine Nebenform bengsen, die er (1^2, 250) auf bang zurückführt.

Ber, der — Netz zum Fischfangen. Bekanntes Wort, das in Gr.s Wtb. unter Bärn, Beern und Ber (1, 1127. 1244. 1485) verzeichnet ist.

Beere, die — in der Mundart: das Pia, Mehrzahl die Pia. In der Zusammensetzung bald — pia, bald — per, pa: das Erpa die Erdbeere, Wainpa Weinbeere. — Mittelhochd. daz ber Mehrz. diu ber, aber schon mittelhochd. kommt es vor, daß die Mehrzahlform diu ber als weibliche Einzahlform angesehen wird. Dennoch hält sich bei uns noch das Weinper in der Mundart u. dgl. m.

Bete, die — (pettn): der Rosenkranz, die Betschnur. In dieser Bedeutung ist das Wort auch im Erzherzogthum Oesterreich, in Kärnten, in Tirol und in der Schweiz bekannt s. Lexer kärnt. Wtb. 23, Höfer 1, 80, Schöpf 38, Stalder 1, 144. „Hing der den großen Rosenkranz, die Hausbeten wieder an die Wand." Rosegger Geschichten 145.

beten (pettn): in der Bedeutung für aus dem Gedächtniß hersagen: „da wird noch das Einmaleins gebetet". Rosegger Gestalten 27. Im ungarischen Bergland kommt das Wort beten vor in der Bedeutung für lesen s. mein Nachtr. S. 17. Darst. 185. Dort heißt auch die Schrift: die Lese. An ersterm Ort kann man lesen: „In Münichwies ist die Bevölkerung unvermischt deutsch. Weiber und Kinder verstehen nichts slovakisch. Nur die erwachsenen, meist vielgereisten Männer sprechen es. Dennoch ist der Gottesdienst da slovakisch und die Kinder müssen in ein slovakisches Dorf in die Schule gehen, wo sie slovakisch lesen lernen." Sie kennen keinen anderen Gebrauch des Lesens als den zu beten, d. h. aus ihrem slovakischen Gebetbuch zu lesen. Der Ort hat 1600 Einwohner und gehört dem fundus studiorum! — So werden deutsche Colonien im 19. Jahrhundert in der österreich.-ungar. Monarchie gehalten und das große deutsche Volk nimmt nicht einmal Antheil an dem Jammer. Wie würden sich andere Nationen in ähnlichem Fall der Ihrigen annehmen!

Fortsetzung des Alphabets von Rosegger.

O.

oa, oaha, herab. **Steig oa von Bam.**

oagnsta, zu eigen, ureigenst, besonders. **Wos ih oagnsta woaß, loß ih ma nit ostreitn.**

oanägln, das prickelnde Gefühl in den Fingerspitzen, wenn man von großer Kälte plötzlich in die Wärme kommt.

Oangort (die), einsame Gegend, Einschicht.

Oangschicht (die), Einschicht, Einsamkeit.

oanlaf, eilf.

Oasl, Oswald.

Obrandla (der), ein durch Brand Verunglückter.

obruna, abgebrannt.

Ochn (Ahorn).

Ochsnaugn (die), hartgesottene Eier in Essig und Oel.

Ochtin (die), Achtung.

oda wos beißt mih! eine gebräuchliche Verneinung. **Geh, gib ma wos Guats! — Jo, oda wos beißt mih!**

odedln, hinwerden, verwelken.

Odern, Nattern.

odraht, verschlagen, verschmitzt.

ofenstern, zornig poltern, daß die Fenster klirren.

Offl (der), eine krankhafte Erhitzung eines Körpertheiles, Entzündung einer Wunde.

Ofn (der), Felswand.

Ofnkotz (die), ein im Ofen gebackener Kuchen.

Ofn zsomfolln, Ausdruck für Niederkunft, Kindbetten.

Ofossa (das), so viel als Taugenichts, Früchtel.

oftn, dann, nachher. **Host mih gern, oftn hon ih Dih ah gern.**

ogelln, abstraucheln, Fehlschlag mit dem Hammer.

ohausn, jammern, untröstlich klagen, auch abwirthschaften.

ohazn, ächzen.

Ohneweil oder **Ohneweigl** (der), Gespenst. **ohneweigln,** gespenstern.

Ohrhöln (die), Zangenkäfer, Ohrwurm.

Ohrwaschl (das), Ohr.

oi, hinab, auch: **oichi.**
okragln, umbringen, auch: **omurksn.**
olli Bot, alle Augenblicke. **Olli Bot valuis ih an Knopf.**
olls meh, viel mehr.
ollsmol, anderswo.
Olmrausch (der), Alpenrose.
olßa, als, **olßa gonza,** ganz, ungetheilt, **olßa grossa,** unverkleinert, **olßa schöna,** im Zustande der Schönheit. **Heint kimt mei Bua olßa schöna** (im schönen Gewand).
Olta (das), Altar.
oltweltasch, alterthümlich.
Om (das), Spreu beim Hafer.
onbompfn, überfüllen, zu viel essen.
ondauchn, anschieben, andrücken.
Ondrapperl (das), ein halbblöder Mensch.
onfoaln, anbieten.
onfrima, bestellen, etwas anschaffen.
ongehn, etwas anfangen.
ongrodn, sich etwas vornehmen, auf etwas erpicht, versessen sein. **Hiaz grodt er af mei Roß an,** jetzt will er durchaus mein Pferd haben.
onholtn, ersuchen, bitten. **Er holdt on um a kloans Stückerl Brot, fü sih und fü seini drei Kinderlein roth, wer kunt eahm s kloan Stückel vasogn?** (Volkslied.)
onkentn, anzünden.
onkrat, verhext sein.
onlongsn, anlangen, ankommen.
onnarn, nachäffen, nachspotten.
onoasn, Jemandem etwas abnöthigen.
onruln, Jemand scharf anfahren, anschreien.
onschmirn, betrügen, hintergehen.
onschoppn, anstopfen.
onschrickn, anspringen, einen Sprung bekommen.
ont thoan, etwas ungewohnt sein, sich nach einem alten Zustand, nach einer vergangenen Sache zurücksehnen. **Mir thuats ont um mei Muada.**
Ort (das), für Platz angewendet. **Ih hon koan Ort zan Liegn.** Auch so viel als Rand, Ende eines Körpers. **Greif in Steckn ban Ort an.**
Orwassn, Erbsen.
osiadn, Jemanden hintergehen, betrügen.
oschnoppn, sterben, verenden. **Der olt Hiasl is wulta letz, er wird bol oschnoppn.**
oschüttn, abschütten, etwas unterwegs verlieren.
oschtla, ortla, sonderlich, ungewöhnlich, ungeschickt.
Osn (die), Gerüste in der Küche zum Trocknen des Holzes.
Ossad (das), Eßgeschirr.
otodna, todtwerden. Man sagt es zumeist von einem in nassem Holze verlöschenden Feuer.
oweili, langweilig.
Owoasl (das), Krüppel, Cretin.
owoasla, mißlungen, verkommen, ein widriges, langweiliges Gebahren.

P.

Paß. Auf da Paß sein, auf der Lauer sein.
Pechmandl (das), der sich anmeldende Schlaf. **s Pechmandl kimt, s folln ma scha d Augn zua.**
Pfeninfux (der), Spottname für einen Knauser.
pfiat Dih! behüt' Dich Gott.
Pfif (der), ein halbes Seidel.
Pfingsta (der), Donnerstag.
pfnausn, pusten, keuchen.
Pfoad (die), Hemd. **rupfani Pfoad,** grobleinenes Hemd.
pfodern, das Brodeln in einem siedenden Topf.
Pfrenga (der), ein eingezäunter Platz auf Almweiden, um in demselben das Vieh zusammenzutreiben.
pfudsch sein, verloren, hin sein.
pfugazn, kichern.
pfuschn, etwas schlecht machen, in einer Arbeit ungeschickt sein.
Piswurn (der), Stechbremse, welche an sommerheißen Tagen die Herden anzufallen pflegt, so daß diese sich mit wilden Sprüngen und gehobenen Schweifen in das Dickicht flüchten. **D Ochsn pisn.**
pleangazn, schimmern, funkeln.
politisch, schlau, hinterlistig (wird nur in diesem Sinne gebraucht).
Poschaun (der), **an Poschaun hobn,** sich ein Ansehen geben.
praustern, sich in die Brust werfen.
prosiln, prasseln, auch prassen, großthun, übermüthig aufhauen.
pumpan, pochen.

R.

rach, beinsteif, bei Pferden angewendet.
Rachscheit (das), Schießgewehr.
Radl. Um a Radl z viel hobn, sagt man von einem überspannten Kopf.
radla, hinlänglich, ohne Mangel haben.
radschn, schnarren beim Sprechen, **Radschn,** Charfreitagklapper.
Ramsamperl (der), Spottname für einen tollwitzigen Menschen, der aus Lust und Uebermuth Alles in Unordnung bringt; kommt vielleicht von **ramsti** oder **gramsti,** aufgeräumt, flink.
Rand (der), **Randl** (das), als Zeitmaß, so viel als eine Weile, ein Weilchen. **A Randl onstehn,** ein Weilchen dauern. **ranti,** länger während, auch: stattlich. **A rantigi Weil. Sih an Rand nehma,** einen raschen, muthigen Entschluß fassen.
Ranznbart (der), Backenbart.

raß, ranzig.
Rauba (der), Nebendocht bei einer Kerze.
raunzn, wimmern, ächzen, klagen; auch der schrille, durch Reibung erzeugte Ton. **A Wognrod raunzt, wans nit gschmiert wird.**
Reangn (der), ein großes Stück Brot.
rebi, rauh.
Regerl, Regina.
Reidl (das), drehbarer Riegel an der Thür.
Reim (der), gefrorener Thau, **onreima.**
Reingl (der), ein in der Rein gebackener Kuchen.
reispn, die Kohle von einem brennenden Span wegzwicken.
Reita (die), ein großes Sieb zum Sieben des Getreides.
rekn, die Empfindung, welche dem Erbrechen vorausgeht.
renna, schnell laufen.
rensn, sich dehnen.
repsatsn, unzufrieden murren, fortwährendes Schimpfen.
rern, weinen (man sagt es von Menschen und allen Wiederkäuern.)
resch, kernig, geradeweg in moralischer Beziehung. **A reschas Brot**, ein Brot mit hitzharter Rinde.
Reserl, Therese.
ribeln, anhaltend und stark reiben, auch Jemand heruntermachen, **Den hon ih gribelt!**
Ridschad (das), Mischmasch.
riferi, rauh.
riffeln, den Flachs durch einen Eisenkamm ziehen, um die Samenköpfe abzustreifen.
Rigl (der), Kogel, Anhöhe, Hügel.
rigln, etwas bewegen, rühren, schütteln,
riglsam, rührsam sein.
roadln, durch einen Drehhebel etwas fest zusammenbinden.
roasn, sich forttrollen. **geh roas!**
roatn, rechnen, nachsinnen, grübeln. **Er hat a Roatin**, er hat eine Kümmerniß, ein Anliegen. **Er varoadt sih**, er wird vor lauter Grübeln ein Narr.
rodln, röcheln.
röserlad, rosig.
rogl, etwas leicht, zart (rogl) anfassen, **a rogls Bluat**, ein leichtes Blut.
romschlad, schwarzbraun. **A romschladi Kua.**
Ronen, (die), rothe Rüben.
Rosch (der), ein Merkbrettchen, in welches durch kleine Einschnitte Aufzeichnungen gemacht werden. Bei Kohlenbauern in Anwendung, um die abgelieferten Kohlenfuhren anzumerken.
roschbn, nach etwas schnell greifen, **zsomroschbn**, etwas hastig einstreichen.
Roß Gottes, Anspielung auf den Esel, auf welchem Christus in Jerusalem einzog.
Rothbir (die), Erdbeere.
Rowell (der), Rebellion, auch: ein Getöse machen.
ruachn, geruhen, etwas lebhaft wünschen. **Er ruacht um an liaba Gsund.**
ruadan, unbehagliches Hin- und Herrutschen beim Sitzen oder Liegen.
ruasum, geruhsam, man sagt es gerne von einer milden, wind- und sonnlosen Witterung.
Rumel (der), Aufruhr, Rumor, auch: Krieg. **Da Franzosenrumel in Neunajohr.**
rumpeln, durch Rollen dumpfes Getöse machen.
Rupfn (der), grobe Leinwand, als Gegensatz zur feinen, welche **Reistn** (die) heißt.

Erinnerung.

Wie stehst du einsam, kahler Baum,
Rings ist nur Schnee zu schauen,
Und in dem weiten Himmelsraum
Die Wolken nur, die grauen.

„Bin nicht so einsam, wie du meinst.
In all' den Winterwettern
Denk' ich der Träume, die dereinst
Gerauscht in meinen Blättern."

Karl Schrattenthal.

Bücher.

Gedichte in oberösterreich. Vollsmundart von Cajetan Koglgruber. 2. Aufl. (Wien, Braumüller.) Im Lesen dieser Gedichte wird Einem zu Muthe, als säße man bei einer fröhlichen Prälatentafel Oberösterreichs, wo in gemüthlichem Dialekte und zumeist witziger Form allerlei gute Sprüche, Geschichten, Anekdoten und Schnaken, schließlich auch kleine Liedchen u. s. w. zum Besten gegeben werden. Und thatsächlich, Cajetan Koglgruber ist im Refectorium des Stiftes Schlägel in Oberösterreich nicht fremd, denn er ist dieses Stiftes wackerer und heiterer Sohn. Koglgruber steht als Dialektdichter am besten neben Kaltenbrunner, er gehört also zu den ersteren dieses Genres in Oberösterreich. Gleich im ersten Stück der Sammlung besingt er das gebirgige Mühlviertel und meint: „s Bugladsein is koa Schand für mei liabs Hoamatland." Das Lied vom unschuldsvollen Jüngling erklärt das fortwährende Mitsammengehen eines Burschen und eines Mädchens, wie folgt: Er hat ein Regendach, sie hat einen Sonnenschirm: „So muaß halt, wans stark regna thut, sie untastehn bei mir, und wan drauf wieder d Sun ausscheint, natürlich

ih bei ihr." Ein anderer ruft aus: „Wan ih nur nit gheirat hätt'!" und will mit dem Pfarrer „grein und handeln, weil er die Leut so zsam thuat bandeln." Für die schönste Bauernmusik hält der Dichter das Kornausdreschen auf der Tenne, wobei es widerhallt: „Daldidi, daldidi, daldidi, auffaspring, auffaspring, auffaspring, Körndl, liabs! s tagli Brot, s tagli Brot wiederbring, wiederbring, wiederbring."

Ein anderes Stückchen erzählt, wen man im Mühlviertel ultramontan, liberal und neutral nennt:

A Kutscher, der hoamführt an behmischen Pan,
Is drent über'n Haagerberg ultramontan,
A Wirth, der, wann g'rauft anstatt tanzt wird am Ball,
Schlög' austhoalt in Massa, der is liberal;
Wer zuaschaut und Koan hilft, dem's ganz is egal,
Wann Alle daschlag'n wern, der is neutral.

Höchst lehrreich ist die Geschichte vom Hirtenknaben, der den Pfarrer nicht erkannt hat. Der Pfarrer (ohne geistliches Anzeichen) kommt auf die Weide und redet den Knaben an:

So fruah' schon heut' in Thätigkeit
Du kloaner, junger Held?
Bist g'wiß vom Dorf da Hirtabua,
Weilst Lamperl treibst auf's Feld?

Der Hirtabua.

Ja, böster Herr! es is a so,
I bin der Hirtabua,
Treib' alle Tag' mei Herd' auf d' Woad'
Und zwar in aller Fruah;

Do is das, Herr! das glaubt's mir g'wiß,
A G'schäft, daß Gott erbarm'!
Es tragt ja leider fast nix ein,
Bin d'rum no bettelarm.

Der Pfarrer.

Was 's G'schäft betroift, mei liaber Bua!
Da sand wir wohl hübsch gleich,
I bin so guat, wia du a Hirt,
Do aber schon hübsch reich.

Der Hirtabua.

Ihr werd'ts halt selber Schofferl hab'n,
Dö g'walti sich vermeh'rn,
Und werd'ts die guaten Dingerl a
Recht oft und gründli scheer'n.

Mit diesen kleinen Auszügen mag die heitere Seite des Büchleins angedeutet sein. Die ernste möge sich der Leser selber suchen.

Aus Italien. Von A. W. Ambros. Erster Band der nachgelassenen kleinen Schriften. (Preßburg und Leipzig, Gustav Heckenast's Nachfolger R. Drodtleff, 1880.) „Es ist eine alte Erfahrung, daß man Leuten, welche eben aus Italien zurückkehren, das Tintenfaß einsperren muß," meint Ambros zu Anfang seines Buches und weist somit auf die mächtigen Eindrücke hin, welche dieses wunderbare Land in den Köpfen seiner Besucher hinterläßt. Neues ist über Italien kaum mehr zu sagen und trotzdem wären neue Schriften über dasselbe kein Unglück, wenn sie nur von dem längst Gesagten so durchgeistigt und für den Leser so anregend wären, als das Ambros'sche Reisewerk. Dieses behandelt die Hauptstädte Venetiens, behandelt Rom, Florenz, Neapel u. s. w. und dringt weit tiefer in die Gegenstände der Kunst, in die Eigenthümlichkeiten der Städte, in die Verhältnisse des Landes und in den Charakter der Bewohner ein, als so viele andere solchen Stoff behandelnde Schriften. Das Buch ist lehrreich und unterhaltend zugleich. Besseres läßt sich von einem Werke dieses Genres nicht sagen. Die zwei weiteren Bände von Ambros werden musikalische Aufsätze, Studien über bildende Kunst und Biographisches über diesen vor wenigen Jahren verstorbenen, bedeutenden Aesthetiker enthalten.

Lieder aus Aussee. Von Johann Kain. (Wien, L. Rosner, 1880.) Auf dem schönsten Fleck der Steiermark, in Altaussee, haust der Bachwirth Johann Kain. Er schenkt frisch Wein und Bier, spielt seinen Gästen auf der Guitarre lustige Lieder vor, die er selbst gedichtet hat, und sein Wahlspruch heißt:

„Nicht der, der viel besitzt
Und viel genießen kann,
Nur der, der stets zufrieden lebt,
Ist erst ein reicher Mann."

Er ist zwar, wie er in dem Eingangs-Gedicht seines vor Kurzem im Drucke erschienenen Büchleins selbst erzählt, ein „Haderer", das ist ein Mann, dem alle seine Unternehmungen mißlingen, aber wenn er dann weiter singt, wo er schon überall gewesen ist, was er schon gethan und genossen hat und wenn man all' seine heitergemüthvollen Lieder anhört, so kann man ihn gerade nicht einen Haderer nennen.

Da finden wir eine Art von Bauern-Couplets, wenn mir dieser ungereimte, aber bezeichnende Ausdruck gestattet wäre, in welchen der Dichter die Fehler seiner Landsleute humorvoll und auch seine eigenen Mängel mit liebenswürdiger Selbstironie beleuchtet. Wir finden lebendige Schilderungen aus dem Volksleben, wie z. B. „Die Heimfahrt von der Alm", die unsern Lesern nicht vorenthalten bleiben soll; wir finden endlich — und das ist der werthvollste

Theil — einen Lobgesang über das herrliche „Ausseerlandl", der so wahr und echt und schön ist, daß er dem Dichter ein bleibendes Gedächtniß im Oberlande sichert, wie dieses Lied ja heute schon im Volksmunde lebt und ein Lieblingslied der Ennsthaler geworden ist.

Das vorliegende Büchlein eignet sich besonders zur Popularisirung der Lieder, denn es ist mit Singnoten nach meist bekannten Arien versehen worden.

Daß die Form der Gedichte Manches zu wünschen übrig läßt, daß Manches vielleicht trivial klingt, ich leugne es nicht — aber wie soll es anders sein? Wir haben es hier mit einem echten Bauernphilosophen und Bauernsänger zu thun, einem Naturdichter, der dem Volke jene Lieder gibt, die es brauchen kann. R.

Ludwig Kossuth: Meine Schriften aus der Emigration. Deutsche Ausgabe. 1. u. 2. Heft. (Preßburg und Leipzig, C. Stempfel, 1880.) Das Endziel der Thätigkeit Kossuth's, heißt es, sei die Befreiung Ungarns. Kossuth's Schriften kämpfen gegen die Dynastien zu Gunsten der Nationalitäten. Auch wollen sie die Länder der ungarischen Krone, untereinander geeinigt, selbstständig machen. Als ob nicht gerade diese Länder das größte Conglomerat aller möglichen Nationalitäten wären! — Man mag gespannt sein auf die Fortsetzung dieser jedenfalls interessanten Schriften.

Jahrbuch des Oesterreichischen Touristen-Club pro 1879. 1., 2. und 3. Heft. Redigirt von Edmund Graf. (Verlag von A. Hölder.) Dasselbe bietet ein außerordentlich reichhaltiges und ausgewähltes Material und liefert neuerdings den Beweis, daß der Club nicht nur die praktische, sondern auch die populär-wissenschaftliche und literarische Seite seines alpinen Wirkens mit Erfolg zu pflegen bestrebt war. Zwei in der Gelehrtenwelt rühmlichst bekannte Namen eröffnen das erste Heft. Professor Fr. Toula liefert eine sehr instructive, dem touristischen Bedürfnisse angepaßte „Uebersicht über den geologischen Aufbau der Ostalpen", während Professor Hanns Höfer in höchst anziehender Weise eine Episode aus seinen arktischen Reisen unter dem Titel: „Eine Gletscherfahrt in Spitzbergen", erzählt. Aus dem zweiten Hefte ist namentlich der Artikel vom Redacteur der „N. D. Alpenzeitung", Richard Ißler „Tage der Arbeit in den Felsenwildnissen des Triglav", hervorzuheben. Der als Alpinist ersten Ranges bekannte Verfasser schildert darin in brillanter Schreibweise ein bisher nahezu unbekanntes, großartiges Gebiet (bei den sieben Seen des Triglav) und seine im Auftrage des Club dort durchgeführte umfassende Wegmarkirung. In die Unterwelt führt uns Franz Kraus mit seinem Aufsatz: „Ueber alpine Höhlen." Ueberaus anmuthig erzählt und stellenweise von dramatischer Wirkung ist „Eine Alpenfahrt in das Hochland Südost-Tirols von J. Král, A. Obermüllner und R. Ißler beschriebene Reise aus den Tauern in die Dolomiten und die durch Ißler nach dreimaligem Anstieg gelungene Ersteigung der stolzesten und beschwerlichsten aller Zinnen dieses Gebietes, welche vor ihm erst einmal bezwungen worden war.

Das dritte Heft enthält unter Anderm eine Biographie P. C. Thurwieser's, von Dr. H. Wallmann, welche anregend geschrieben, viele interessante, zum Theil ganz neue Daten über das Leben und Wirken dieses berühmten Alpinisten bietet. Weiters finden wir darin von Dr. L. Schiestl einen Rückblick über das Wirken der alpinen Vereine im Jahre 1879. Eine nahezu vollständige Zusammenstellung der alpinen Literatur des vorigen Jahres liefert C. Franck. Der übrige Theil des Jahrbuches ist vorwiegend internen Angelegenheiten gewidmet. Ueberaus reich ausgestattet ist das Jahrbuch mit werthvollen Beilagen. Derselbe Verein bietet uns Panoramen vom Hochschwab, vom Leopoldsberg und Hermannskogel bei Wien mit überraschenden Fernsichten.

Illustrirte Literaturgeschichte in volksthümlicher Darstellung. Von Otto von Leixner. Mit jedem Schritte, welchen das Werk zurücklegt, treten die Vorzüge desselben heller und wirksamer hervor. Wiederum sind nunmehr fünf neue Lieferungen, 17—21, erschienen, deren innere und äußere Ausstattung gleiche Anerkennung verdienen, wie die der früheren Lieferungen. Mit besonderer Liebe sind in den vorliegenden Abschnitten das Wirken und Schaffen Lessing's und Herder's, zuletzt die vollendeten Dichtungen Goethe's gewürdigt. Dazwischen finden aber auch die Lyrik des Göttinger Hainbundes, die kosmopolitische Muse Wieland's, das kraftgeniale Drama der Stürmer und Dränger und sonstige hervorragende Erscheinungen jener vielbewegten Zeit der letzten Decennien des 18. Jahrhunderts vollauf genügende Beleuchtung.

H. Normann's Klassische Dichterwerke aus allen Literaturen, auf Grund der vorzüglichsten Commentare erläutert. (Verlag von Levy & Müller in Stuttgart.) Der rühmlichst bekannte Verfasser hat es sich zur Aufgabe gestellt, einem gebildeten Leserkreise die classischen Dichtungen der Weltliteratur in ihrem Ideengehalte vorzuführen. Er will

dieselben „kritisch durchmustern und ästhetisch erläutern". — Der uns vorliegende erste Band behandelt in überaus anziehender Weise: Sophokles, Antigone. Dante, Göttliche Komödie. Camoëns, Die Lusiaden. Calderon, Das Leben ein Traum. Milton, Das verlorene Paradies. Molière, Tartüffe. Gutzkow, Uriel Acosta.

Die Harmonie und Charakteristik der Farben mit besonderer Anwendung auf Costumirung. Ein Vortrag mit freier Benützung von Goethe's Beiträgen zur Farbenlehre von Edmund Wallner. Zweite vermehrte Auflage. (Verlag von Fr. Bartholomäus in Erfurt.) Ein inhaltsreiches Werk, worin der Verfasser sich auf die Farbenlehre Goethe's und die Beobachtungen Julius Hübner's, Rudolf Adams und Anderer stützend, mit Deutlichkeit die Bedeutung der Farbenlehre für die Costumirung, speciell für das Theater darstellt, so aber, daß man auch gute Anweisungen für die Toilette finden kann. Manche feine Andeutung für diese in den oft sehr treffenden Anmerkungen, welche das Buch enthält, zu finden und wir empfehlen es auf das Wärmste der Aufmerksamkeit unserer geehrten Leser.

Postkarten des Heimgarten:

S. W., Würzburg: Bitten, zu bedenken, daß eine Monatsschrift kein Tageblatt ist, dessen nächste Nummer schon einen bestimmten Beitrag zu bringen vermag. Die Nummer einer Monatsschrift bedarf für Vorbereitung, Druck und Versendung auf Buchhändlerwege circa zwei Monate Zeit. Ein am 30. Juni eingelangter Beitrag kann im günstigsten Falle erst im Septemberhefte erscheinen. Außerdem müssen in jeder Nummer der Raum, das inhaltliche Ebenmaß, die Saison, Zeitfragen u. s. w. in Betracht gezogen werden.

S. H., Budapest: Geradezu ein Plagiat. Bei Ihnen heißt es:

Er sang sein Schwanenlied,
Dann fiel das Aug' ihm zu.
Wohl dem, der nimmer sieht,
Er schläft in Ruh.

Theobald Kerner singt dem Dichter Grafen Alexander von Württemberg folgende Strophen nach:

Dies war dein letztes Lied,
Dies war dein Schwanenlied;
Dann fiel dein Auge zu —
Wohl dem, der nimmer sieht!

O du in kühler Gruft,
Könnt' ich heut' wecken dich,
Ich würd' es nimmer thun —:
Gut schläft's bei Todten sich.

Und sind die Todten kalt,
Die Lebenden sind's auch —
Todt und vergessen sein,
Das ist ein alter Brauch.

Derlei Nachäffungen kommen uns wiederholt zu. Wir werden gezwungen sein, die vollen Namen der Thäter zu veröffentlichen.

Nachtigall, Prag: Wir rathen Ihnen Richard Schmidt-Cabanis': „Buntes Nichts" (Leipzig, Hoffmann & Ohnstein) zur Lecture an. Lesen Sie in diesem lehrreichen Büchlein die Aufsätze über „den Schneidergesellen Friedrich Neicks contra dem Regimentschirurgen a. D. Friedrich Schiller", ferner über „die lyrische Louise und Hugo den Dichter ohne Mittel" und endlich über den „Schwan von Wrietzen an der Oder" und denken Sie sich dabei Ihren Theil. Was dort über die Louise gesagt ist, paßt nachgerade genau für Ihre eigenen „Poesien". Wir sind der Polemiken gegen derlei Einsendungen satt.

Fragesteller Feldbach: Boccaccio's hundert Erzählungen der Decamerone sind illustrirt von Wagner. — „Mann und Weib" erschien in der Manz'schen Hofbuchhandlung Wien. — Modelle für Segelschiffe dürften auf Bestellung bei Mechanikern in Triest zu haben sein.

M. W., Prosendorf: Recht freundlichen Dank!

Der Abdruck des angekündeten Romans: **„Der Gottsucher"** von P. K. Rosegger beginnt mit dem fünften Jahrgang des „Heimgarten", Octoberheft, 1880.

Druck von Leykam-Josefsthal in Graz. — Für die Redaction verantwortlich P. K. Rosegger.

Verloren.

Eine Erzählung aus fernster Zone von Hans Malser.

Im Staatsgefängnisse zu Sydney saß ein merkwürdiger Mann. Seine knochigen, sonnengebräunten Glieder waren nur zum geringsten Theile mit armseligen Lappen bedeckt. Sein Haupt war wirr umwuchert von Haar und Bart, zwischen welchen ein Paar scharfe Augen glühten, wie die Lagerfeuer von Wilden im Busch. Der Mann war am Murrayflusse mit einer Meute von Wilden gefangen worden. Er schien ihr Häuptling gewesen zu sein, so wie er an Gestalt und Kraft seine Genossen überragte, einen längeren Wurfspieß und ein sorgfältiger geschmücktes Kängurufell trug, als die Uebrigen. Er war auch der Muthigste gewesen; alle Anderen stoben vor dem ersten Schusse der Engländer auseinander, er trotzte und suchte die Rotte zum Angriff zu führen. Aber diese suchte zu fliehen, was ihr mißlang. Der Häuptling wurde niedergeschlagen und gefangen. Er stieß brüllende Töne aus und biß wüthend mit den Zähnen um sich; später jedoch, als er in festem Gewahrsam saß, stellte es sich heraus, daß er mit großer Geläufigkeit englisch, deutsch und französisch spreche.

Da sagte er aus, daß er sich niemals zu Trotze gestellt, sondern mit seinen Gefährten geflohen wäre, wenn er nicht vermuthet hätte, die Engländer führten mehr Gold als Pulver mit sich. Dann begann er zu rasen, sich und das Gold zu verfluchen und als man dran ging, ihm den Proceß zu machen — denn es hatten sich seltsame Sachen herausgestellt — wurde er gefaßter und verlangte einen Priester. Man sandte ihm einen Pastor, den schickte er wieder zurück — er sei ein geborner Irländer, also Katholik.

Als der katholische Priester zu ihm in das Gefängniß trat, lag er ausgestreckt auf der Erde und verbarg sein Gesicht in das Ziegelpflaster und rief: „Kannst Du es glauben, Du, einer von denen, die mich getauft haben: ein wildes Thier bin ich geworden!“

Der Priester suchte ihn zu beruhigen, aufzurichten. Der Wilde grinste ihm in das Gesicht und schrie: „Stehe mir nicht so würdevoll da. Was, wenn ich jetzt Du wäre und Du das verdammte Menschenthier, das ich bin?"

„Komme zu Frieden," sagte der Priester, „ich will die Würde des Dieners Gottes gerne ablegen, wenn sie Dich blendet, ich will mit Dir sein, wie ein Mensch zum Menschen. Du bist unglücklich, aber Du gehörst zu uns. Bist Du strafbar, so straft Dich das Gesetz, nicht der Mensch, der bleibt bei Dir und verläßt Dich nicht in Deiner größten Noth und nicht in Deiner letzten Stunde. Er bittet Dich nur Eins: Sei auch Du menschlich und mache Dein Herz auf, damit Dein Bruder Frieden hineinlegen kann."

„Ich bin braun, nicht wahr?" fragte der Gefangene und wies auf seinen halbnackten Körper, „das hat die Sonne gethan und der heiße Wind im Skrub. Und mein Herz, das Du haben willst, ist nicht braun, das ist schwarz wie die schwimmende Hölle, die mich hergebracht hat; wer es schwarz gemacht, das sollst Du hören. Es soll aber noch einmal roth werden, bevor ich todt bin."

Der Priester setzte sich auf die steinerne Bank und sagte nun: „Damit Du siehst, daß ich Dir gut bin und vertraue, so schicke ich den Soldaten davon, der zu meinem Schutze dort an der Pforte steht."

„Das ist muthig, Mylord," versetzte der Gefangene mit finsterem Auge. „Ich habe an den Händen keine Ketten und könnte Dich erwürgen."

„Was würde Dir das nützen?"

„Was würde es mir schaden?" lachte der Wilde, „um Einen mehr, das wiegt nicht viel und es könnte sein, es ginge mir gerade noch nach einem katholischen Priester. Doch nein, laß' den Soldaten gehen oder stehen, ich pflegte nur um Gold zu morden, aus Rache nicht."

„Wie sollte ich, der ich Dich heute das erstemal im Leben sehe, ein Gegenstand Deiner Rache sein können?" fragte der Priester.

„Du hast Recht. Du bist als Mensch gekommen und nicht als Geistlicher. So kann ich Dir nur sagen, daß ein Geistlicher die Kugel geschoben hat, die jetzt so grob geschlagen, so grob, daß ich aus Verzweiflung einen Schrei thun möchte, der die Welt könnt' erzittern machen. — Nun, Du sollst es hören."

Er erhob sich nicht vom Pflaster, die schweren Verletzungen bei seiner Gefangennahme hatten ihn körperlich arg entkräftet. Er kauerte da und redete.

„Ich bin der Sohn eines Schäfers in Irland," begann er, „meine Eltern waren fromme und sogar ehrliche Leute. Auch ich war beides und ich hatte einen phantasirenden Sinn, wie ihn die Hirten oft haben auf ihren stillen Weiden; dann war ich ehrgeizig und strebte dem Höchsten zu, was ein Hirtenjunge kennt auf dieser Welt, ich wollte Bischof werden. Von Gold und Edelgestein habe ich damals noch nicht viel gewußt, ich wollte nur Bischof werden. Der Pfarrer von unserer Gemeinde — der gute alte Mann! — der rieth mir nicht dazu, er meinte, man könne als armer Hirte ebenso gut selig werden, denn als Erzbischof. Aber mir wäre es doch als Erzbischof lieber gewesen. Der Pfarrer nimmt sich meiner an und sein gutes Herz ist mein Unglück geworden. Er fängt an, mich zu unterrichten und schickt mich nach Dublin in eine geistliche Anstalt, wo ich kostenfrei aufgenommen werde. Ich studire dort etliche Jahre, steige rasch aufwärts und wenn es in solcher Art fortgegangen wäre, so könnte ich heute zum mindesten Erzprobst zu Cork oder Waterford sein. Da bringt mir eines Tages einer meiner Studiengenossen ein Werk von dem gottlosen Franzosendichter Voltaire. Kennst Du den? Ich auch nicht, weiß

nur, daß er gottlos war, mag meinetwegen in der untersten Hölle brennen. Mein College ermuntert mich, ich solle das Buch lesen, aber heimlich, denn es wäre verboten. Verboten? das ist immerhin eine Empfehlung. Ich nehme das Buch mit zu Bette, bin aber schon bei der zweiten oder dritten Seite eingeschlafen. Am Morgen, als der Präfect kommt, um zu wecken, findet er auf meiner Bettdecke den Voltaire. Er confiscirt ihn und confiscirt auch mich — steckt mich auf vierundzwanzig Stunden in den Carcer. Im Carcer habe ich genügend Zeit nachzudenken, was denn in jenem Buche enthalten sein mochte, daß das Lesen desselben solche Strafen nach sich ziehe. Meine Neugierde steigt von Stunde zu Stunde und als ich wieder frei bin, ist mein Trachten, mich unbemerkt in die Präfectur zu schleichen und das confiscirte Buch wieder zu erhaschen. Das gelingt mir. Ich verfüge mich an einen sicheren Ort, um ungestört der Lecture nachhängen zu können; aber der Teufel hol' mich noch vor dem Henken, wenn ich daraus klug geworden bin! Nicht einmal den Titel dieses Buches habe ich mir behalten. Was ist das Ende? Ich werde auf meiner Heimlichkeit entdeckt und auf der Stelle relegirt. — So, das war das erste Capitel."

Schier wunderlich war's, wie das der halbwilde Mensch halb in Grimm und halb in Selbstironie erzählte.

„Mein Lebenslauf," so fuhr er dann fort, „ja, das wäre was für einen Voltaire oder einen andern Gottlosen — wie sie sagen, gibt es heute deren genug — zum Erzählen. Hundert Bände, wenn er wollt' — mein Lebenslauf ist dazu geschaffen, in Bänden zu sein. Du verstehst mich. — Ich habe mich wohl noch einmal an die Direction des geistlichen Institutes gewandt, in Demuth bittend um Wiederaufnahme. Vergebens, sie wurde mir versagt. Ausgeschlossen und versagt. — Nun, jetzt bin ich ein freier Mann in der großen Stadt Dublin. In's Gebirge zurückkehren und meinen boshaften Landsleuten sagen: Ich habe wollen ein hochwürdiger Herr werden, aber sie haben mich versagt und jetzt bin ich wieder da. — Nicht um Altengland! So habe ich mich herumgetrieben, so lange es ging, habe mich als Führer und Lastträger nützlich machen wollen, aber es war kein Erwerb. Ich war ein Gassenjunge mit zwanzig Jahren, aber viel unbeholfener und blöder, als Andere meinesgleichen. Ich habe den Gedanken gefaßt, in einer andern Stadt Aufnahme zu suchen, um meine Studien zu beenden, aber ich stand bereits zu tief, hatte nicht mehr den Muth. Ein Kleidungsstück um's andere habe ich verkauft, in Branntweinhöhlen habe ich gekartelt und in einer Nacht hat mich die Polizei von der Gasse aufgehoben und in Gewahrsam gebracht. Im Arrest macht man interessante Bekanntschaften, nicht wahr? Nun, ich habe von ihnen profitirt; ich habe erfahren, wie sich der Taugenichts Geld erwirbt und wo die sichersten Spelunken sind. Als sie mich auf meine Betheuerung, ein arbeitsames Leben beginnen zu wollen, frei lassen, verlege ich mich sofort auf die Bauernfängerei. Dieses Geschäft gelingt mir besser, als den Anderen, denn ich kenne die Bauern. Anfangs treibe ich es zahm und begnüge mich mit einer Jause, führe sie in der Stadt eine Stunde herum, bis an ein kaum fünf Minuten entferntes Ziel, um ein größeres Stück Geld verlangen zu können. Endlich gehe ich weiter und führe sie in die Spielhöhlen. Ich bin respectabler Falschspieler, finde aber meinen Meister und in einer Nacht verspiele ich Leib und Leben. Leib und Leben! Wir spielten darum. Ich hatte keinen Heller mehr in der Tasche, keinen Knopf mehr am Leibe, der mir gehört hätte. „So gilt's um Deine Haut und was dazugehört!" sagte mein Partner. „Es gilt," sagte ich. In einer Minute

darauf gehöre ich ihm. „Jetzt habe ich das Recht, Dich zu erdrosseln," sagte mein Herr. „Das hast Du," antwortete ich. „Das wäre doch ein schlechtes Geschäft," lachte er, „Du bist ein schöner, junger Mann und hast ein Gesicht, wie ein junger Heiliger — Dich verwerthe ich besser. Wir reisen nach London, dort blüht unser Weizen und sollst Du nicht allein das Stroh davon haben. Zeigst Du Dich verwendbar, so wird es Dein Schade nicht sein." — Es ist gut, denke ich, in London kann ich vielleicht meine theologischen Studien fortsetzen — daraus siehst Du, was ich für ein naiver Junge gewesen bin. — Wir fuhren dann über die See und von Liverpool nach London. Dort begann mein Ruhm. Vom Hehlerjungen zum Taschendieb, zum Einschleicher und Einbrecher ist für ein Talent kein langer Weg. Ich übergehe die Heldenthaten, sie sind Dir und mir langweilig, sie sind tausendmal dieselben. Ich stieg auf meiner Stufenleiter so hoch, bis ich eines Tages Polizeibeamter der Citi war. In der That, ja! Es sind mir — ich war stets der treue Diener meines mächtigen Herrn — Papiere verschafft worden, mittelst welcher ich Priester der heiligen Themis wurde. Du kannst Dir denken, welche Vortheile daraus unserer Sache erwuchsen. Es waren unser eine wohlorganisirte Bande von viertausend Köpfen, die meisten derselben trugen Seidenhüte, viele davon wurden von manchem ehrsamen Bürger Londons unterthänig gegrüßt. Unsere Hauptverbündete war die Themse, sie verbarg unsere Todten. In den ersten Jahren, selbstverständlich vor meiner Polizeiperiode, saß ich ein paar Mal kurze Zeit, später wohnte ich nur mehr als Gentlemen, bezog einen anständigen Gehalt vom Staate, aber noch einen dreifach größeren von unserer Verbindung. Da kam ein Tag, und es war plötzlich aus. Ein Einbruch in den Tower, um eines unserer Häupter aus dem Gefängniß zu befreien, mißlang. Nun war es mein Amt, dasselbe auf diplomatischem Wege zu befreien; da durchbrach ein vermaledeiter Profos das Gewebe, womit wir die Londoner Polizei so sinnig umsponnen hatten, ich war entlarvt und leider auch gleichzeitig gefangen. Ich war gefaßt auf zwanzig Jahre Kerker, aber England dachte seinem emeritirten Polizeibeamten eine Vergnügungsreise zu. England besitzt in Australien eine Sträflingscolonie — also nach Australien."

Nach einer Weile, während sich der Erzähler zu sammeln schien und auf ein Crucifix blickte, das an der Mauer hing, sagte er:

„Morgen will Neu-Südwales eine schöne Ausnahme vom britischen Gesetz machen und Einen hängen, weil seine Bande den Reisenden Ludwig Leichhardt umgebracht haben soll. Ich sage Dir, Priester, ich habe Dich nicht rufen lassen, daß ich mich vor Dir vertheidige, aber das wiederhole ich Dir, wie ich es dem Gerichtshofe wiederholt habe, an dem Morde Leichhardts bin ich so unschuldig, als wie der Schächer am Kreuz an Christi Tod. Du weißt etwas von Dismas? mir ist auch noch davon im Kopf geblieben, er war unschuldig und war doch ein Uebelthäter. Ich will nicht gehenkt sein, das ist etwas für gemeine Gäuche. Ich will, daß sie mir den Kopf abschlagen; mein Blut soll nicht im Körper erstarren, es soll auf den Erdboden rinnen; das Ungeheuerliche soll mit dem Blut gelöscht werden. Es soll, es muß!"

Er schwieg hierauf lange. Der Priester ermahnte ihn, fortzufahren.

„Sehr gern," versetzte der Gefangene, „wenn ich nur zerknirscht sein könnte! Ich fühle in mir nicht genug Reue, mir ist, als hätte es so sein müssen und lebe ich wieder, so handle ich vielleicht wieder so. Darum muß ich aus der Welt gebracht werden, ich selbst beantrage es. — Der

Dampfer, auf welchen wir eingeschifft wurden, hieß „Irland". Mir zum Hohne der Name meines Vaterlandes. Wir nannten ihn aber die schwimmende Hölle. In Wahrheit, das war er. Unser sind an Dreihundert gewesen, lauter Verbrecher aus England. Die Aufseher haben uns, um sich auf dem Schiffe der Sorglosigkeit hingeben zu können, in den tiefsten Cajüten mit Ketten zusammengeschmiedet. Wir sahen viele Wochen lang kaum einen Sonnenstrahl, unsere halbblinden Rundfenster waren meist unter Wasser. Keine Luft und die kümmerlichsten Rationen Nahrung, leider noch zu viel zum Verhungern. O Voltaire! Hätte Dich im Mutterleib der Blitz erschlagen, ich stünde im Dom und trüge prachtvollen Ornat, anstatt in dieser Pestgrube auf dem Weltmeer zu verderben. Mir zur Linken der Nachbar wurde typhuskrank und starb. Wir verheimlichten den Aufsehern seinen Tod, um seiner Portion Nahrung nicht verlustig zu werden, die wir Nächststehenden uns als Erbschaft theilten. Aber der Todte, der nicht zu ihren Ohren kam, kam zu ihrer Nase und wir wurden auf einige Tage gelüftet. Im indischen Meere ging es ein wenig unstät her und wir wurden durch Stürme südlich, ich glaube gegen die Kerguellen, verschlagen. Das Schiff mußte an einer öden Insel landen, um Wasser zu schöpfen. Hier gelang es Dreien von uns, zu entkommen. Ich war mit ihnen. Es war aber ein böser Gewinn. Wir durchirrten die unfruchtbare Steinwüste. Einer von uns, der nach der finsteren Cajüte das grelle Licht und das heiße Sandwehen nicht ertragen konnte, erblindete. Wir hatten Keulen bei uns, um Thiere zu erschlagen und von ihrem Fleische zu leben. Aber die Gegend war todt und starr, so weit das Auge spähte, der Hunger drohte uns wahnsinnig zu machen, da erschlugen wir unsern Blinden.... Nach einigen Tagen, als der Vorrath bereits alle oder verdorben war, sann ich nach einer Gelegenheit, auch meinen andern Genossen umzubringen und derselbe hat später kein Hehl daraus gemacht, daß er einen gleichen Anschlag gegen mich im Schilde führte. Wir trauten Einer dem Andern nicht; wir hatten in der fürchterlichen Wüste Niemand, als uns allein, und wir waren unsere gefährlichsten Feinde. Endlich wurden wir von unseren Soldaten wieder glücklich eingefangen und, beim heiligen Gott, wir setzten uns nicht zur Wehr. Wir kamen endlich nach Australien und landeten in Van Diemens-Land — wir nannten es das Teufelsland, aber im lustigen Sinne, denn in demselben regierte Vater Howe."

„Howe," unterbrach ihn der Priester, „so hieß ja der berüchtigte Räuberhäuptling in Tasmania."

„Ganz richtig, Mylord, eben derselbe. Ein Landsmann von mir — hatten ähnliche Schicksale und ich war entschlossen, um jeden Preis unter seine Fahne zu kommen und wie er ein gefürchteter Bandenführer zu werden. Aber man war schlau und ahnte, daß Howe's Schaar auf uns neue Einwanderer eine große Anziehungskraft haben dürfte, wir wurden nach Neu-Südwales eingeschifft. Und in diesem Lande erging es mir so wunderlich, wie sonst nirgends. Wir Sträflinge wurden freigelassen und arbeiteten theils an Häfen, Canälen, Straßen und Eisenbahnbauten und am Aufbaue der Stadt Sydney. Ich sah bald ein, hier war die Stufenleiter wieder eine andere und ich richtete mich darnach. Ich arbeitete und heuchelte und war auch fleißig in der That und war verwendbar und machte mich verläßlich. Nach einem Jahre war ich Arbeitsaufseher, nach drei Jahren gaben sie mich und einige Andere, die sich brav gehalten, frei. Jeder von uns erhielt ein Stück Land mit Schafen und Pferden. Ich verstand was davon und der Hirte aus Irland wurde ein Squatter am Darlingflusse. Ich baute mir ein Haus auf

der Station und baute mir ein Haus in der Hauptstadt. Ich war ein reicher und somit ein ehrenwerther Mann. Ich lebte auch darnach und hatte eine laute Stimme in unserem Parlament. Es war gut, ich könnte heute Bürgermeister von Sydney sein; mancher der Deportirten hat es hoch gebracht. Vor Allem reich sein, das ist die Hauptsache. Darnach handelte ich und wie ist es geworden? — Daß ich heimlich einen schwunghaften Rumschmuggel betrieb — Du weißt, daß Rum bei uns verboten war — und daß ich selbst auf meinem Landgut eine Branntweinbrennerei besaß, hätte nicht geschadet, wenn es nur nicht an den Tag gekommen wäre. Mir kostete die Sache mehr als die Hälfte meines Vermögens und ich mußte trachten, dasselbe wieder zu ergänzen. Und nun beging ich die größte meiner Thaten."

„So erzähle sie," sagte der Priester, „aber fasse Dich kurz."

„Kurz? Hast Du keine Zeit?" fragte der Gefangene, „Du willst Dich beklagen und ich zähle mein Leben nur mehr nach Stunden."

„So erzähle, wie Du willst. Hauptsache ist hier die Erleichterung Deines Herzens."

„Es wird nun vom Gold die Rede sein," fuhr der Irländer fort, „und das ist ein böses Thema. Es war zur Zeit, als Australien auf war, um Gold zu graben. Der Squatter wie der Vornehme, der Fischer wie der Beamte, Alles grub Gold. Alle aus der alten Welt anlangenden Schiffe brachten Goldgräber. Viele wurden reich, Viele gruben sich das Grab. Noch mehr wurden elend. Auch ich habe gegraben, aber die Lohnarbeiter haben mich betrogen und für meine Person war mir die Wühlerei nicht amusant genug. Es gibt bessere Mittel, um reich zu werden, als die Arbeit der Hand. Die Speculation, Du erräthst es ja. Ich sah, wie sich die goldsuchenden Menschenmassen immer mehr in das Binnenland zogen, während die Lebensmittel, je mehr von der Küste entfernt, desto kümmerlicher und ungenügender wurden. Ich verkaufte mein Haus in Sydney und kaufte ganze Schiffsladungen mit Nahrungsmitteln und schaffte sie in Gegenden, in welchen große Goldfunde vorausgesehen werden konnten. Aber die Berichte von neuen Goldgruben schwankten hin und her und die Goldgräber zogen der Fata Morgana nach, gleich viel, daß Viele in den wasserlosen Wüsten und im Skrub verschmachteten. Ein großer Theil meiner Waaren lag an einem Nebenflusse des Murray und lief Gefahr zu verderben. Diese Waaren mußten an Mann gebracht werden. Aber wie? Die Gegend war wieder öde geworden, nur die Känguru's und die Dingoshunde durchstrichen den Skrub. — In denselben Tagen war's, daß ein Squatter, nennen wir ihn John Peak, von seinem Bruder am Murrumbidschifluß ein Schreiben erhielt, daß in seiner Gegend, westlich der blauen Berge, ein unbeschreiblich reiches Goldlager entdeckt worden sei. Ich selbst sah den Brief und machte ihn bekannt. Alsogleich große Aufregung in den Küstenprovinzen und die Leute eilten herbei, um sich bei John Peak des Näheren zu unterrichten. Peak kündigte an, daß er gesonnen sei, an einem der nächsten Tage Früh mit großen Waarenladungen von Lebensmitteln nach dem Murrumbidschiflusse aufzubrechen, wer wolle, der könne sich dem Zuge anschließen. Und siehe, an dem bestimmten Morgen, kaum die Elster ihr Lied sang, war eine große Anzahl von Männern mit Grabscheit und allerlei Arbeitsgeräthe zusammengekommen, um sich dem Zuge anzuschließen. Zwanzig Paar Ochsen waren an schwer beladene Wagen gespannt und diesen schwerfälligen Fuhrwerken folgten die Goldgräber, junge, kräftige, lebenslustige und arbeitsmuthige Leute, heiter und hoffend, und so bewegte sich

die Caravane den neuen Goldfeldern entgegen. Es war im Jänner, also mitten im Sommer. Die Gegend war heiß und wurde von Stunde zu Stunde öder. Das Gras an der Wurzel war zu Heu geworden, die Bäche waren vertrocknet, kaum daß in einzelnen schlammigen Dümpfen Menschen und Thiere ihren Durst zur Noth löschen konnten. Die fahlen Blätter der Gummibäume hingen welk herab, gaben aber keinen erquikkenden Schatten. — Ich erzähle Dir diesen Zug genau, wie er in meiner Erinnerung ist, weil er mir von allen meinen Wegen heute am schwersten auf dem Herzen liegt. Der Weg hatte über unwirthliche Gebirgskämme und rauhe Steinflächen geführt, auf denen wir zwar fortkamen — ich war auch dabei, das merke Dir — die Ochsen dagegen aber harte Mühe hatten, die schweren Wagen weiterzubringen. Wir mußten Handanlegen, jetzt vorwärtsschieben, jetzt zurückziehen und dann wieder um die Lasten vor Umsturz in die Abgründe zu bewahren. Einige hatten dem Fuhrwerk bereits auch ihre mitgeschleppten Habseligkeiten aufgebürdet, wofür sich Mister John Peak wacker bezahlen ließ. So hatte die Reise bereits vier Tage gewährt und wir befanden uns nun in einer vollständigen Wildniß, wo weit und breit keine Ansiedlung war, ein dürrer, trauriger Boden, den wohl noch niemals die Füße eines Europäers betreten hatten.

Der fünfte Tag war ein Sonntag, da wurde Rast gehalten. Es ist aber keine Sonntagsruhe gewesen, die Leute waren unzufrieden und drangen in John Peak, ihnen doch endlich mitzutheilen, wann diese trostlose Gegend ein Ende nehme, wo die Goldfelder wären. John Peak hatte die Ungeduldigen zu vertrösten gewußt von Tag zu Tag und jetzt entgegnete er unwirsch, ob sie den glaubten, daß er das Goldland herbeizaubern könne? Ob nicht auch er selbst, seine Leute und sein Vieh von dem Ungemache der Reise zu leiden hätten, ob er sie denn gebeten habe, mit ihm zu kommen, ob es nicht reine Gefälligkeit von ihm gewesen wäre, sie mit sich zu führen? Das sprach er vernünftig. Es ließ sich laut nichts darauf entgegnen, jedoch hinter seinem Rücken begannen die Männer zu murren: „John Peak hat den Weg verloren und will es nicht gestehen.“ Ob er sich seiner Sache gewiß sei? wurde er befragt. Das wäre er. Er solle noch einmal den Brief seines Bruders zeigen? Er zeigte den Brief und da stands: Am Murrumbidschifluß ein unbeschreiblich reiches Goldlager gefunden. Der Fluß mußte ja in dieser Gegend sein, nur war er unter anderen Schründen, die sich im wüsten Grunde hinzogen, schwer zu erkennen, da er ausgetrocknet sein konnte. Sie beruhigten sich also wieder. Die Menge der Goldsucher war bereits bis zu tausend Köpfen gestiegen. Das Lager wurde nicht abgebrochen, John Peak sandte Leute aus, angeblich nach der Besitzung seines Bruders. Mittlerweile zehrte die Menge von seinen Vorräthen und zahlte ihm hohes Geld. So ging ein Tag um den andern hin und nun erhob sich eine Unruhe im Lager, die nichts Gutes ahnen ließ. Der Argwohn war da: Die ganze Goldgrubengeschichte wäre erfunden. John Peak habe die Leute in die Wüste verlockt, um seine Lebensmittel zu enormen Preisen zu verkaufen. Und in der That, die Lebensmittel wurden von Stunde zu Stunde knapper und stiegen im Preise, so daß Viele, deren Baarschaft zu Ende ging, bereits Hunger litten. Einzelne trennten sich von der Menge los und irrten in Sand und Skrub umher, in der Hoffnung, auf die geträumten Goldfelder zu stoßen. Man soll nichts mehr von ihnen gehört haben.

Im Lager wuchs die Aufregung, es kam zu einer Volksversammlung, in welcher die Vermuthung des Verrathes offen ausgesprochen wurde.

Nach einer stürmischen Stunde schien es sicher gestellt, daß die Menge nur in diese Oeden geführt worden war, um dem Squatter die bereits im Verderben begriffenen Lebensmittel zu consumiren. Um aber dem Manne nicht Unrecht zu thun, sondern vollständige Gewißheit zu erlangen, wurde beschlossen, auf Kosten der Versammlung eine Expedition auszuschicken, den vorgeschützten Bruder oder die Goldlager zu finden. John Peak sollte bis zur Rückkehr der Männer strenge bewacht werden.

Am folgenden Morgen wurde die Expedition, mit Lebensmitteln und guten Pferden versehen, abgelassen. Sie durchstrich die rothbraunen Flächen, fand weder Vegetation noch Wasser, weder Weg noch Steg, überall nur die nackten Granitfelsen, stellenweise knietiefen Sand und wirbelnden Staub. So weit das Auge reichte, kein grünes Blatt, kein Grashalm, nach allen Seiten hin nichts, als grauer Himmel und brauner Sand. Heiße Winde aus Nordwesten bliesen da und dort ein finsteres Gewölke heran, aber es waren nicht die willkommenen Wasserdünste, es war glühender Staub. Die Expedition soll viel gelitten haben, stieß aber am dritten Tage auf eine kleine Oase, wo sich eine Schafzucht befand. Es war genau die Gegend, wie sie von John Peak als der Wohnort seines Bruders verzeichnet worden. Die Männer fanden bei den Hirten freundliche Aufnahme; sie zogen ihre Erkundigungen ein und erfuhren erstens, daß hier kein Mensch wohne, der einen John Peak zum Bruder habe, und erfuhren, daß in dieser Gegend von einem Goldlager niemals weder eine Spur, noch eine Rede gewesen sei.

Die Expedition hatte ihren Zweck erreicht und trat die Rückreise an. Um der gefürchteten Sandwüste zu entgehen, wollte sie eine andere Richtung einschlagen, stieß aber auf grundlosen Morast des Murrumbidschi und auf undurchdringlichen Skrub. Von der Expedition erlagen zwei Mann. Auf der wieder betretenen Sandwüste stand eine weitere Ueberraschung bevor. Eine Anzahl von Raubvögeln umflatterten drei menschliche Leichen, welche auf dem Rücken lagen und ihr starres Antlitz gen Himmel gerichtet hatten. Gen Himmel, zum gerechten Gott, Mylord. Sage mir, ist es, gibt es wirklich einen Gott?"

„Das menschliche Gewissen ist der beste Beweis davon," antwortete der Priester.

„Das wäre furchtbar, furchtbar!" rief der Gefangene und erfaßte den Geistlichen mit beiden Händen.

„Das sind wieder Drei, die zum Himmel schreien!" fuhr er dann fort. „Sie hatten sich vom Lager des John Peak losgelöst, hablos, vom Hunger daraus vertrieben, und waren in der heißen Wüste verschmachtet. — Endlich nach einer fürchterlich harten Wanderung sahen die Männer der Expedition die weißen Zelte des Lagers. Bei den Zurückgebliebenen war die Aufregung bereits auf das Höchste gestiegen. Die Nahrungsmittel waren bis zu den höchsten Preisen emporgeschraubt worden, das lange Ausbleiben der Expedition und anderer Davongezogenen hatte sie tief beunruhigt; Viele waren kaum mehr von einer Gewaltthat an John Peak zurückzuhalten.

Die zurückgekehrte Expedition machte Bericht, daß weit und breit kein Bruder des Squatter und keine Spur einer Goldmine entdeckt worden sei. Da brach in der Menge ein Gemurmel aus, das war wie ein Erdbeben. Dann geriethen sie in eine heiße Wuth und kaum gelang es den Besonneneren, John Peak nothdürftig vor den Rasenden zu schützen. „Lynchjustiz! Lynchjustiz!" riefen sie; so schickte man sich an, ihn auf der Stelle zu richten. Unter den Goldgräbern war ein Mann, der in England einst eine höhere Justizbeamtenstelle bekleidet hatte; der wurde fast einstimmig zum Richter erwählt. Ein Anderer wurde zum öffent-

lichen Ankläger ernannt. Ferner wurde nach der Vorschrift des Gesetzes ein Geschwornengericht von zwölf Mann gebildet. Aus Steinen und herbeigeholten dürren Baumstrünken errichtete man die Sitze; nun nahm der Gerichtshof Platz und um ihn gruppirte sich die Versammlung.

Der gefangene Squatter wurde vorgeführt und aufgefordert, sich einen Vertheidiger zu wählen. Der Mann heuchelte Fassung und betheuerte, daß er unschuldig sei.

Ohne auf diese Betheuerung zu achten, wiederholte der Gerichtshof die Aufforderung, sich einen Vertheidiger zu wählen.

Er verzichtete darauf und wählte keinen.

Jetzt wurde in die Mitte des Kreises ein leeres Rumfäßchen gerollt — Priester, ich habe darauf das eingebrannte Zeichen meiner Firma erkannt! — auf dieses mußte sich der Angeklagte stellen, daß die Erde von seinem Fuße nicht entweiht werde. — Mylord, ein solches Gericht in der weiten Wüste ist so schrecklich, wie das Gericht Gottes!

Nun wendete sich der Richter zu den Geschwornen und zum Volke und eröffnete seine Ansprache: „Männer! Es ist sonst gegen das Princip, daß das Volk sich selbst Recht verschaffe und seine Hände erhebe zur Ausführung des Gesetzes. Unter den obwaltenden Umständen aber und weil die bestehende Obrigkeit von uns nicht erreicht werden kann, sind wir gezwungen, uns selbst Hilfe und Recht zu verschaffen. Es ist überflüssig, das Verbrechen des Mannes, der vor uns steht, näher darzulegen, jeder der Anwesenden fühlt es in sich selbst und andere unserer Genossen irren durch seine Schuld weiter hin in den Wüsteneien um, oder sind bereits erlegen. Und dennoch bitte ich Sie, daß Sie sich nicht von Haß und Rache leiten lassen, daß Sie bedenken: es ist ein Mensch, den wir Menschen richten und daß Sie einst vor einem höheren Richterstuhle Rechenschaft ablegen werden über diese Stunde. Nun gebe ich dem Ankläger das Wort."

Der Ankläger trat vor und rief mit leidenschaftlicher Stimme: „Sein Name ist John Peak, ein Engländer von Geburt, ein importirter, vor Jahren freigelassener Verbrecher, nun Squatter in der Colonie Neu-Südwales. Er hat uns durch Vorspiegelungen in diese Wüste gelockt, um uns das Geld abzupressen, es ist der raffinirteste Raub, der vollführt werden kann. Fünf Mann sind durch seine Schuld bereits todt, siebzehn andere sind in Verlust gerathen und ich sage, wir dürfen die Mehrzahl derselben auch zu den Todten zählen. John Peak hat den Brief seines angeblichen Bruders selbst geschrieben, um uns in eine Wüste zu leiten, deren Schrecken wir vor Augen haben. Gott mag uns weiter führen. Auf den gewissenlosen Mann aber fordere ich die ganze Strenge der göttlichen und menschlichen Vergeltung. Er soll sterben."

Als Belastungszeuge stand die ganze Versammlung da. Aus ihr traten zwölf Männer hervor, schworen auf die Bibel und bestätigten die Worte des Anklägers.

Der Richter wandte sich zum Angeklagten und sagte: „John Peak, vertheidigen Sie sich!"

Der Angeklagte gab zur Antwort: „Was man aus Neid und Mißgunst gegen mich vorbringt, ist nicht wahr, ich bin unschuldig. Ich habe sie nicht aufgefordert, mir in diese Gegend zu folgen; ich habe sie nicht gezwungen, mir die Lebensmittel um gutes Geld abzukaufen. Sie haben mich darum gebeten, beschworen. Große Nachfrage vertheuert die Waare in der ganzen Welt, warum nicht auch hier in der Wüste? Oder wäre es besser gewesen, man hätte die Lebensmittel billig haben können und schon in der ersten Zeit verzehrt? Jeder Capitän verringert die Rationen, wenn die Fahrt sich verzögert oder das Schiff auf einer

unfruchtbaren Insel strandet. Glauben Sie, daß mir um das Geld zu thun war? Ich wollte durch die Steigerung den Vorrath bewahren, so lange es möglich."

„Sie vertheidigen sich in einer Sache, in der Sie nicht angeklagt sind," unterbrach ihn der Richter. Sie haben diese Versammlung aus selbstsüchtigen Gründen, durch lügenhafte Vorspiegelungen in diese Wüste gelockt. An tausend Menschen haben Sie unsäglichen Mühen und Gefahren ausgesetzt, denen bereits Mehrere unterlegen sind. Dessen sind Sie angeklagt, dessen haben Sie sich zu rechtfertigen.

„Ich bin unschuldig," wiederholte John Peak.

„Und sonst haben Sie nichts vorzubringen?"

„Ich bin unschuldig."

„Dann, Ihr Männer, waltet Eures Amtes," sagte der Richter zu den Geschworenen. Aber bedenkt noch einmal die Verantwortung, die Ihr übernehmt und prüft noch einmal mit Ernst die Sachlage. Die Schuld dieses Mannes scheint allerdings vollkommen bewiesen zu sein, *scheint*, sage ich, aber oft trügt der Schein. Ist es absolut unmöglich, daß in diesen Strichen ein Bruder des Angeklagten existirt? Ist es absolut unmöglich, daß in diesen Strichen Gold vorkommt? Wie, wenn der Angeklagte geopfert ist und es erscheint der Bruder und es offenbart sich die Wahrheit des Briefes, dessentwillen wir John Peak gefolgt sind? Ich beschwöre Sie noch einmal, Männer des Gottesurtheiles, wenn der geringste Zweifel an seiner Schuld in Ihnen lebt, wenden Sie ihn zu Gunsten des Angeklagten."

So sprach der wackere Mann und die Geschwornen zogen sich hinter ein Gebüsch zur Berathung. Auf dem Platze war ein düsteres Gemurmel. Keiner verhehlte sich, was der Ausspruch der Geschwornen und das richterliche Erkenntniß sein werde. Der Angeklagte zweifelte daran am wenigsten.

Nach einer Weile erschienen die Geschwornen wieder in ihrem Kreise und der Vormann wandte sich mit blassem Angesichte an den Richter.

„Was ist die Erkenntniß?"

„*John Peak ist schuldig.*"

Die Geschworenen traten zurück und verloren sich in der Menge.

Der Richter fragte den Verurtheilten, ob er noch was vorzubringen habe.

Der Mann hat geschwiegen.

Und der Richter hat noch die folgenden Worte gesprochen: „John Peak ist schuldig des Todes. Er ist dazu verurtheilt, am Halse aufgehängt zu werden, bis er todt, todt, todt ist. Ohne Haß und Groll übergeben wir ihn seinem Geschicke, möge der himmlische Herr Gnade haben mit seiner Seele! — Eine Stunde ist ihm gegönnt, um sich auf sein Ende vorzubereiten. Diese Stunde sei sein eigen. Ich fordere die Versammlung auf, jetzt im Frieden auseinander zu gehen; möge Keiner im Leben vergessen, an welch' ernster Handlung er heute Theil genommen."

Mit diesen Worten gab der Richter seine Gewalt wieder ab und stieg zur Menge nieder. In dieser erhob sich nun aber plötzlich ein lautes Geschrei. Der aufgeregten Menge hatte man vor das Zelt, in welchem Peaks Waarenlager sich befand, ein Faß Rum gerollt, den Boden eingeschlagen und Alles drängte sich vor, einen Becher des Getränkes zu erlangen. Bald war das Faß leer und auch ein zweites, ein drittes, dann wurde mit wildem Lärm das Waarenlager erstürmt und Jeder nahm, was ihm das Nächste war. Der Eine trug einen Sack Reis fort, der Andere einen Sack Zucker, der Dritte eine Kiste Thee; Andere Mehl, Butter, Schinken, Tabak. Jeder wollte sich nun entschädigen, sich einen guten Tag machen, und es ging toll zu im Wüstenlager.

Als man sich endlich nach dem Verurtheilten umsah, um ihm zur Krone des Festes sein Recht anzuthun,

war der Vogel ausgeflogen. — Ein schlauer Freund hatte die Plünderung in Scene gesetzt und dem Verurtheilten zur Flucht verholfen. Jetzt sahen sie den Flüchtling auf flüchtigem Renner über die weite Ebene dahinjagen."

So der Gefangene.

„Ja," versetzte nun der Priester, „ich habe seinerzeit von dieser Geschichte vernommen. Aber warum erzählst Du nicht von Dir?"

„Ich erzählte ja von mir," sagte der Gefangene, „hast Du in John Peak denn nicht mich erkannt? Nicht wahr, Dir graut? Mir auch, Mylord, mir auch, meine Haut schaudert, daß ein solcher Teufel in ihr steckt."

„Nun bist Du wohl zu Ende?"

„Fast. Was jetzt noch kommt, ist zahm. Ich floh zu den Wilden. Da ich schon früher ihre Sprache erlernt hatte, sie aber in jenem Skrub an mir das erstemal einen Weißen sahen und sich vor mir fürchteten, so gab ich mich für den Geist ihres Stammvaters aus, der aus der andern Welt zu ihnen zurückgekehrt sei, um ihnen zu verkünden, daß ein fremdes, furchtbares Volk gegen sie über das Meer heranziehe, welches den Blitz des Himmels und den Donner bei sich hätte, und um sie im Kampfe gegen diese fremden Ungeheuer zu stärken. Sie haben mir geglaubt, haben mich in ihrer Weise angebetet, haben mich in eine große Höhle geführt und mir dort ihre Opfergaben zu Füßen gelegt. Merkst Du den bösen Witz des Schicksals? Nun war ich's, was ich einst auf den Heiden Irlands sein wollte: ein Prophet, ein Priester, ein Erzbischof. Aber wo? — Sie brachten mir das Beste, was sie hatten, es war für mich kaum genießbar; ich sagte, ich sei bei Speise und Trank die Zubereitung der andern Welt gewohnt und bereitete sie, wie es die Weißen thun. Ich suchte die Wilden für meine Zwecke zu erziehen und galt als ihr Häuptling und Gott, gleichwohl Manche unter ihnen waren, die mir nicht zu trauen schienen. Die Furcht hielt sie im Zaume. Ich suchte sie mit dem Speer, mit dem Bumerang, mit der Keule im Kampfe zu üben, um mir ein streitbares Heer gegen meine eigene Race heranzubilden. Ich wußte wohl, daß ich für alle Zeit aus der menschlichen Gesellschaft verbannt sein mußte, aber ich wollte sie nicht aufgeben, ich ging mit dem Plan um, die Wilden Australiens zu sammeln, um mit ihnen gegen die englischen Colonien zu ziehen und Alles zu zerstören, was an Europa und Cultur erinnerte.

So groß war in mir, dem unseligen Missethäter und Auswürfling, der Haß geworden gegen die Sitte und Ordnung, gegen die menschliche Gesellschaft. Nun war ich der Teufel. — Mein Vorhaben, die Wilden zum Kriege zu erziehen, war aber nicht durchführbar. Und weißt Du, wer mich bei meiner Gefangennahme am Murray niedergeschlagen hat? Der Wilden Einer, mein eigener Waffenträger. Er hätte mich gewiß getödtet, wenn ich ihm nicht von den Soldaten entrissen worden wäre. — So bleibt es doch Dir, mein alter Vaterstamm, anheimgestellt, an mir, dem unseligsten, dem ärmsten Deiner Kinder, Dein Richteramt zu vollführen. Jetzt entweiche ich nicht mehr auf flüchtigem Renner, jetzt leugne ich nicht mehr, daß ich schuldig bin, jetzt will ich nur Eins, o Menschen, nur dieses Eine versagt mir nicht!"

Mit diesen Worten war der Mann laut wimmernd auf den Ziegelboden hingefallen. Der Priester hob ihn auf und fragte, was denn sein letzter Wunsch sei, er solle ihm gewährt werden.

„Könnt Ihr das auch, Ihr Menschen, mir, mir, mein letztes, einziges Bitten zu erfüllen. Nun seht, das ist's: ich will nicht erwürgt werden mit dem Strick, ich möchte langsam, langsam sterben und mein Blut sehen. Ich möchte dabei sein und mich ergötzen an der Todesqual dieses Thieres."

Mit geballter Faust schlug er an seine Brust, daß es dröhnte. Er brach in eine Art von Wahnsinn aus. Die Gefängnißwärter kamen und legten ihm die Fesseln an. Der Priester ging davon, der Gefangene starrte ihm hohläugig nach.

Am nächsten Morgen, als der rothe Schein lag über den unermeßlichen Wässern des Ostens, wurde der Gefangene aus dem Kerker geholt und in den Hof des Gerichtsgebäudes geführt. Dort erwarteten ihn die Richter und der Priester. Dieser sprach ihm Trostworte zu und betete.

Als der Todgeweihte mitten im Hofe den Galgen sah und den Henker daneben, rief er aus: „Versagt! Verloren!" Mit diesem gräßlichen Schrei stürzte er sich kopfüber auf das Steinpflaster — und das rothe Blut entströmte dem zerschmetterten Haupte.

Einer der Richter trat hin und beugte sich über die Leiche zum Kuß, als Zeichen, daß die Menschheit nun mit ihm versöhnt sei.

Hoch über den Giebeln des Gebäudes flogen die Tauben — lieblich schimmerte ihr Gefieder im Glanze der aufgehenden Sonne.

Chi sa?

Mein Junge, zieh' die Bretter
Nur erst auf's Land herein —
Dann sag mir: was für Wetter,
Meinst du — wird morgen sein?

Zum Himmel schlägt er guckend
Die Augen auf und spricht:
„Chi sa?" Die Achseln zuckend,
Mit lächelndem Gesicht.

Schwarzäugiger Schifferjunge
Du bist ein Philosoph!
O was von deiner Zunge
Für hohe Weisheit troff!

Was immer ich möchte fragen
Die Weisesten fern und nah —
Sie könnten zur Antwort sagen
Nichts Besseres, als: Chi sa?!

Ernst Rauscher.

Eine glückliche Ehe.

Novelle von Luise Lecher.

Brautschau.

„Ein interessanter Kopf!“

„Eine prächtige Figur!“

„Ein wirklich schöner Mann!“ — Von drei Paar frischen Mädchenlippen bestätigt: an solchem Urtheile muß etwas Wahres sein.

Nur die Vierte, die, welche das Kniebild bedächtig in Händen wiegte, hielt ihre Meinung noch zurück. Paßte diese nicht mehr für die neugierigen Ohren der Freundinnen, oder stimmte sie der allgemeinen Bewunderung nicht bei und sollte blos unnützer Streit vermieden werden?

„Auf dieser majestätischen Stirne müssen Gedanken ihren Sitz haben. Die Augen tief und ernst, dahinter wohnt keine niedere Seele.“

„Und dann betrachte die Schultern, den Brustkasten, ich wette, der mißt seine sechs Schuh zumindest.“

„Ich nähme ihn auch sofort auf sein bestechendes Aeußere hin, ohne zu fragen wer und was er ist.“

Die begeisterten Preisrichterinnen gingen ans Abschiednehmen. Man sah, gerne hätten sie insgesammt das fesselnde Thema des Weiteren besprochen, allein die junge Hauswirthin machte keine Miene, ihren Besuch aufzuhalten. So flüsterte jedes der Mädchen nur noch ein paar kurze Worte ins Ohr der Zurückbleibenden.

„Träume süß von künftigen Wonnen der Liebe.“

„Denke nur, eine wahre Reckengestalt.“

„Zugreifen, flink zugreifen; dem fehlt es nicht an Partien.“ —

Längst waren die drei Freundinnen hinter der Thüre des kleinen Salons verschwunden und noch immer stand die Besitzerin des verführerischen Conterfei's in der Fensternische, die Augen auf das Bild geheftet.

Auch ein Brief lag bei. Doch schien er in seiner lakonischen Form keine der Fragen genugsam zu beantworten, welche dies Männerbildniß angeregt.

„Verehrtes Fräulein!

Es war ein Lieblingsgedanke Ihrer verstorbenen Tante, mein Fräulein, aus uns ein Paar zu machen. Ich, der ich dieser Dame viel Liebes und Gutes schulde, fühle mich verpflichtet, meinerseits Alles aufzubieten, um diesen letzten Wunsch einer sorgenden Freundin zu erfüllen, umsomehr, als es durchaus nöthig ist, in meiner Stellung als Arzt eine Frau zu nehmen. Ich brauche wohl nicht erst zu betonen, mein Fräulein, daß mein Einkommen ein gesichertes ist. Wer gleich mir, von früher Jugend an auf eigenen Beinen stehend, thatkräftig gerungen, wird nicht daran gehen eine Familie zu gründen, ehe er dieser Halt und Stütze zu sein vermag. Solchen Halt und solche Stütze nebst einem unverdorbenen Herzen bietet Ihnen, mein Fräulein

Ihr ergebener

Karl Ritter.“

Vom Brief zum Bild, vom Bild zum Brief: der Eindruck beider schien eher widersprechende als ergänzende Gefühle hervorzurufen. Dennoch lautete die Antwort folgendermaßen:

„Mein Herr!

Sie haben Recht. Auch meinerseits wäre es böser Undank gegen

die Verstorbene, nicht wenigstens den Versuch zu wagen, uns zu verständigen. Meine Tante hinterließ mir ihr kleines Vermögen mit dem ausdrücklichen Wunsche, Ihnen dasselbe zuzubringen. Kommen Sie denn! Sehen Sie selbst, wie das Mädchen beschaffen, das Ihre Freundin Ihnen sozusagen testamentarisch vermachte. Wie ich Ihrem Schreiben entnehme, halten Sie eine leidenschaftlich gefärbte Neigung nicht für nöthig zum Heil der Ehe. Ich bin zwanzig Jahre alt geworden, ohne eine solche Leidenschaft empfunden zu haben, aber ich dachte anders als Sie — bis jetzt. Doch gehöre ich nicht zu jenen Starren, die ihren Ansichten Unfehlbarkeit zuschreiben. Gelingt es Ihnen demnach, mich zu der Ihrigen zu bekehren, so bin ich willig, mich zu fügen. Bis dahin

Bertha Sahr."

Eine Woche nach Austausch dieser Briefe herrschte gewaltige Aufregung im Hause des Professors Mayerhoff. Es war ein lustiges, leichtlebiges Völkchen, unter dem die schöne Bertha aufgewachsen. Selbst die Waise eines nicht unbedeutenden Malers, lebte sie bei ihrem unverheirateten Oheime, der gleichfalls mit dem Pinsel hantirte und das Mädchen mit mehr als väterlicher Zärtlichkeit erzogen hatte.

Leben und leben lassen, so lautet zumeist des Künstlers Devise. Da gilt kein hausbacknes Vorsehen und Vorbauen auf Zeiten der Arbeitsnoth oder Krankheit, und ein Sparpfennig ist ein ganz unerhörtes Ding. Rasch, unerwartet krönt ein plötzlicher Erfolg, ein glänzender Coup den kecken Musensohn mit Ehren und verschafft den schnöden Mammon, der eben so behende unter seinen olympischen Fingern zerfließt. In kargen Zeiten wird dann flott darauf losgepumpt, wo nur immer Credit zu finden. Und merkwürdig, dieser kommt dem Künstler fast entgegen und herrscht zumeist ein recht gemüthliches Verhältniß zwischen Gläubiger und Schuldner. So existiren simple Zahlkellner, die einem langbelockten, schönredenden und viel biervertilgenden Jünglinge, blos auf sein versprechendes Exterieur hin, in die Hunderte creditiren; Schuster und Schneider, welche, stolz auf des Künstlers Händedruck, jahraus, jahrein keine Rechnung senden; vor Allem jedoch begeisterte Kunstfreunde, die mit Tact und Zartsinn Daranzahlungen auf Gemälde leisten, welche vorerst nur im Kopfe des künftigen Raphael ein ziemlich verworrenes Ideenleben fristen. Und dann, wie collegial, wie urgemüthlich weiß Einer dem Anderen beizuspringen.

„Du Eduard, hast Du noch Cassa? Ich glaube meine Zeche beträgt an die zwei Florins?"

„Ich Cassa? Wo denkst Du hin? Kennst Du mich so wenig?"

„Teufel auch, das kann fatal werden; wir sind fremd in diesem Local. Was beginnen?"

„Ohne Sorge Freund. Dort unten sitzt der Gustav. Der Glücksvogel hat gestern eincassirt und wird wohl noch ein paar Banknoten übrig haben."

„Meinst Du? Nun, dann können wir getrost vom Bier zum Wein übergehen, er soll hier ganz trinkbar sein."

Zwar hat der Gustav, welcher vor vierundzwanzig Stunden baare fünfzehnhundert Gulden eingenommen, keine fünfzehn mehr in seiner Brieftasche, aber er übernimmt auf die erste Andeutung hin die Rechnung der beiden zahlungsunfähigen Cameraden. —

So und ähnlich wird gewirthschaftet und sind unter den also in den Tag Hineinlebenden auch Ehemänner und Familienväter, und dero Gemalinnen und Töchter wissen es nicht viel anders einzurichten oder sind auf bestem Wege, die Gewohnheiten ihrer Herren und Gebieter anzunehmen. Nicht blos etwa eine Chinasilbergarnitur oder ein Porcellainservice macht oftmals die Runde bei verschiedenen Gastmälern, es wandert selbst

manches Prachtstück der Garberobe von einem Hause zum andern; ja besonders wirthschaftliche Capacitäten der Frauenwelt wissen stets genau, wo just frischgebrannter Kaffee zu haben, besonders feingeplättete Ballhemden zu finden oder einem scharfen Tranchirmesser und dergleichen nützlichen Geräthschaften nachzufragen sei. —

Es gehörte viel Muth dazu oder viel Unverstand, ein Kind dieser Kreise in das engbeschränkte Getriebe kleinstädtischen Pfahlbürgerthums als Hausfrau verpflanzen zu wollen.

Dr. Karl Ritter, dessen Ankunft bei Mayerhoffs erwartet wird, scheint keine der beiden genannten Eigenschaften in auffallender Weise zu besitzen.

Er war ein großer, schöner Mann, das hatten die Freundinnen unwiderruflich festgestellt. Er war aber, seinem Werbebriefe nach, ein ruhiger, nüchterner Charakter, das mußte sich Bertha selbst gestehen, mit einem Seufzer zugestehen.

„Nun, wir werden ja sehen," meinte die angehende Braut, als sie, eine frische Theerose in den glänzend schwarzen Flechten befestigend, ihre schlanke, hohe Gestalt im Spiegel musterte.

Professor Mayerhoff öffnete die Thür und fragte: „Kömmst Du endlich, Kind? Dein Freiersmann ist da und wir erwarten Dich Alle."

Er trat vollends herein, als er seine Nichte zögern, ja beinahe zittern sah.

„Wie bleich Du bist, ich glaube gar Du fürchtest Dich. Soll ich ihn fortschicken? Ich thue es mit Wonne."

„Was fällt Dir ein Onkel, welche Thorheit."

„A bah, mir gefällt er gar nicht. Ein lederner Patron, oberflächlich und eingebildet. Na, es war nicht anders zu erwarten von dem Günstling meiner verstorbenen Schwägerin. Alle Teufel, ich habe der ganzen Geschichte von Anfang an mißtraut. Ein Mädel wie Du und dieser Provinzdoctor! Und Alles um des schnöden Mammons willen. Laß ihm das Geld und bleibe frei."

„Beruhige Dich, Onkelchen, wir werden ja sehen."

Sie nahm des Professors Arm und betrat den kleinen Salon.

Da ging es bereits recht lebhaft her und es mochte allerdings keinen angenehmen Eindruck machen auf einen ernsten, gesetzten Menschen, der gekommen, seiner künftigen Lebensgefährtin zu begegnen, dieser inmitten einer Schaar unbekannnter, ihn völlig gleichgiltiger Personen entgegenzutreten. Doch war es Dr. Ritter's eigene Schuld. Ohne hinreichenden Grund hatte er sein Erscheinen um drei Tage verzögert und mußte sich nun heute wohl oder übel drein ergeben, seine Dame ihren Freunden und Freundinnen streitig zu machen. Das war nicht eben leicht, denn Bertha galt als die Seele des intimen Cirkels, der sich jeden Samstag im Hause des Professors versammelte. Und nun gar heute war man allerseits gespannt, den vorwitzigen Fremdling, bereits der schöne Provinzdoctor, die Philisternase betitelt, kennen zu zu lernen, welcher sich erkühnen wollte, das vielgefeierte Mädchen so mir nichts dir nichts in eine engbeschränkte Häuslichkeit zu entführen. Jetzt, wo der Platz besetzt schien, meinte mehr als Einer von Denen, so das Fräulein umschwärmten und hofirten, aber in kluger Junggesellenvoraussicht jeder bindenden Erklärung ausgewichen, selbst auf diesen Platz hinzugehören, glaubte sich mancher unreife Brausekopf verletzt, wo nicht gar getäuscht, und die Gesinnung war männlicherseits keine freundliche, welche man Herrn Doctor Ritter entgegentrug.

Anders die Frauen. Wo wäre die Evatochter zu finden, die einem wohlgepflegten Vollbart, einer distinguirten männlichen Haltung, verbunden mit frischer Rüstigkeit, gegenüber ganz unbestochen bliebe?

„Er ist interessant." Damit war Alles gesagt, was man füglich nach so flüchtiger Prüfung sagen konnte.

Rasch lispelte die sentimentale Helene der eintretenden Freundin ins Ohr: „Er spricht wenig, doch seine Stimme ist sanft und zum Herzen dringend. Ach Bertha ich beneide Dich.“

Auch die erfahrene Rosa schien entzückt: „Größe, Gestalt, Contrast der Augen und Haarfarbe: Alles stimmt. Ich freue mich auf Eure Kinder!“

Die muntere Emilie jedoch meinte bedenklich: „Er ist nicht übel. Etwas kühl zwar und zurückhaltend. Vielleicht ist es übrigens nur Schüchternheit. Weißt Du, unter uns ist es nicht eben leicht zur Geltung zu gelangen, Du nimmst ihn doch?“

Die Freundinnen hatten es eilig, den Bund zu segnen.

„Wir werden ja sehen,“ sagte Bertha zum dritten Male, ehe sie ihrem Bewerber entgegentretend die Hand zum Gruße bot.

Sie fühlte seinen Blick auf ihrem Antlitz ruhen, auf welchem die Farbe kam und ging. Doch ihre Hand blieb kalt, das Auge niedergeschlagen. Bertha wußte, sie sei schön: sie war ihrer Macht gewiß. —

Ueber den ersten ziemlich gleichgiltigen Worten der jungen Leute fluthete die Conversation lebhaft weiter fort. Laut und lärmig war er allezeit, der Ton bei Mayerhoff's, und der Professor selbst war keiner der Gesetztesten der meist jugendlichen Gesellschaft. Trotz seiner fünfzig Jahre, trotz seiner akademischen Würde bewegte sich der Oheim Bertha's unter seinen Schülern mit einer gutmüthigen Nonchalance und Collegialität, die den fremden Gast mit Staunen, mit Unbehagen fast erfüllte. Dr. Ritter war gewöhnt, seinen Vorgesetzten mit mehr Unterwürfigkeit zu nahen als hier im Verkehre überhaupt hervortrat und schrieb nun die Vertraulichkeit zwischen dem Lehrer und den Lernenden auf Rechnung der mangelnden Würde dieses Ersteren. Daß man auf seine Würde zuweilen vergessen könne, ohne deshalb derselben verlustig zu werden, daß man im sicheren Bewußtsein dieser Macht sich jeden Moment getraue, nöthigenfalls diese nur bei Seite gelegte Würde mit all ihrem äußeren Pomp wieder hervorzukehren, dafür mangelte dem jungen Arzte jedes Verständniß. Dazu noch schreckte den sittenreinen und sittlich dressirten Biedermann jene unverschleierte Natürlichkeit der Ausdrucksweise, wie sie gang und gäbe ist unter diesen ewig gährenden, unruhig flackernden, oftmals in eitler Selbstüberhebung sich verpuffenden Naturells. Was wird in diesen unfertigen Sprudelköpfen im Verlaufe eines kurzen Abends nicht Alles gestürmt und verhimmelt, verrissen und verherrlicht! In Frist weniger Stunden hatte man heute von allen vier Weltrichtungen aus an dem Räthsel des Daseins gerüttelt; dazwischen über den modernen Realismus der Kunst und die Monde des Mars, die Rechte der Frauen und die natürliche Zuchtwahl, das letzte Costümefest und den letzten Grund des Lebens die widersprechendsten Ansichten ausgekramt.

Sonst war Bertha stets mitten drin im heißesten Wortgefechte. Sie hatte so ihre aparten Gedanken über mancherlei Dinge, die nicht gerade jedes Mädchen beschäftigen; sie wußte ihre Meinung mit Geschick durchzufechten und ihr Panier siegreich über der Geschlagenen Haupt zu schwingen. Aber heute war es vergebliche Mühe der Herren, die Haustochter ins allgemeine Gespräch zu ziehen. Blaß und still saß das Fräulein neben Herrn Dr. Ritter und schien kaum zu hören was vorging ringsum. Ja, selbst als ein gothisch gewachsener Nazarener, einer der geduldeten Externen unter den einheimischen Jüngern des Meisters Mayerhoff, gemäß seiner Kunstrichtung die Dreieinigkeitsdoctrin für das erhabenste Wunder der Schöpfung erklärte, als die losen Spottvögel den begeisterten Jüngling reden und beweisen

ließen, um die Schweigsame zum Widerspruche zu reizen, blieb Bertha ruhig und erwiderte auf die Bemerkung des Herrn Doctor, daß er sich von der Reise sehr ermüdet fühle, mit freundlichem Lächeln, sie könne das nur begreiflich finden.

Etwas steiflebern nahm er sich bei näherem Zusehen nun freilich aus, der schöne Provinzdoctor, und die scharfsichtige Emilie hatte mit ihrer etwas arrogant klingenden Bemerkung den Nagel auf den Kopf getroffen. Es war schwer zur Geltung zu kommen unter diesen Menschen, deren sich jeder zumindest ein ganzes Original däuchte. Zudem waren die angeschlagenen Gesprächsstoffe dem jungen Arzte total ungeläufig, noch ungeläufiger jedoch die Art und Weise, wie diese problematischen Genies mit Gott und Welt, Sitte und Satzung, Kunst und Wissenschaft umzuspringen wagten. Wenn er ja einmal bei irgend welchem Thema behutsam Anker zu werfen versuchte und mit einem langsamen, selbstgefälligen: „Ja wissen Sie, ich muß gestehen, wenn ich meine Ansicht in dieser Frage sagen sollte" — — — so flatterte das übermüthige Gelichter bereits wieder in anderen Regionen und hatte, ehe der arme Doctor nur die einleitenden Phrasen erledigt, das nächstbeste welterschütternde Problem nach seiner Art complet gelöst oder rücksichtslos über Bord geworfen. —

Nach dem Souper bildeten sich Gruppen in den Fensternischen und Divanecken.

„Sie nimmt ihn nicht, sie kann den Hohlkopf nicht nehmen", betheuerte der Nazarener, die gelben Haarsträhne, welche er als Kopfschmuck trug, genial schüttelnd.

Ein bartloser Jüngling mit etwas verlebten Zügen und dem Anfluge einer Glatze meinte hingegen: „Bah, lerne mich die Weiber kennen. Die beurtheilen uns nur nach dem Haarwuchs; je länger die Mähne, je kürzer der Verstand. Das gibt die bequemsten Ehemänner."

„Bequem der? Hast Du den Blick gesehen, mit dem er ihre Gestalt musterte? Das ist nicht der Liebende, welcher erbebt unter dem Reize holder Weiblichkeit, nicht der Künstler, der schwelgt in der Ahnung nahezu vollendeter Formen, das war der Arzt, der Anatom, der nüchtern Speculirende, der sich die gesundheitversprechende Mutter seiner Kinder wählt. Und zu solchem Loos wäre dies anmuthige, lebensprühende Geschöpf verdammt?"

Diese hochtrabende Rede sprach ein junger Mann mit einem à la Raphael frisirten Kopfe und einem schwärmerischen Augenaufschlage, den er für unwiderstehlich hielt. Das Schweigen der Anderen für Zustimmung nehmend, setzte er selbstgefällig hinzu: „Es reuet mich jeder Seufzer, für den ich wohl einen Kuß hätte haben können."

„Hättest können? Sieh doch, wirklich, hättest können? Bist Du dessen gewiß?"

So höhnte ein gesetzter Jüngling mit treuherziger Miene, der bisher als der begünstigtste von Bertha's Courmachern gegolten und deshalb den Spitznamen „der Skies" bekommen hatte. Der Nazarener rief jedoch in vollster Entrüstung: „Ich glaube gar Du gönnst sie der Philisternase?"

Gelassen, ernsthaft erwiderte der Skies: „Ich gönne ihr vor Allem eine ruhige, geordnete Häuslichkeit und seid gewiß, die mag sie finden an der Seite dieses sogenannten Philisters. Was wollt Ihr denn? Wir lumpigen Phantasten und zweifelhaften Genies, wir taugen nun einmal nicht, den Familienpatriarchen zu spielen. Dazu gehört eine gewisse Hausbackenheit und Sparfreude, ein genügsamer, um nicht zu sagen beschränkter Sinn. Hols der Kukuk, selbst ein Mädel wie die Bertha will zuletzt ihren blanken Herd, ihr schneeiges Weißzeug, ihren drallen Säugling, um zufrieden zu sein."

Der Professor hatte sich während dieser Rede des Skies den jungen Männern genähert und schnitt den un-

gestüm Protestirenden das Wort ab: „Zugegeben, lieber Freund; All' das, was Du da sprichst, hat seine Richtigkeit. Doch zu diesem an sich ganz respectablen Patriarchenthum muß Bertha's künftiger Ehgemahl noch die Fähigkeit besitzen, seinem Weibe die ideale Richtung zu geben und zu erhalten, deren jedes edlere Geschöpf bedarf zum vollen Lebensgenuß. Denn sehet, Kinder, das, was man bei den Frauen den idealen Zug benamset, das ist, selbst bei den Tüchtigsten weiter nichts, als ein Schwärmen ins Blaue hinein. Nur der Mann hat ein bestimmtes, klares Bild von seinem Ideal, bestehe dies nun in der Pflege von Kunst oder Wissenschaft, in Hochhaltung nationaler oder freiheitlicher Gesinnung, meinethalben in religiösem oder sonstigem Fanatismus, aber irgend etwas muß da sein, was die Frau an ihrem Herrn schätzt, verehrt, ja fürchtet, soll er ihr Herr bleiben durch ein Menschenalter hindurch, ohne daß sie ihre Unterordnung als Unrecht, gar als Schmach empfände und gedankenloser Vergnügungsjagd, wohl Schlimmerem noch verfiele. Längst erzieht man unsere Mädchen nicht mehr für die Familie; von ihren Gatten muß ihnen daher jene Stütze kommen, die sie hält und hebt in den aufreibenden Sorgen, welche die Frau, die Mutter insbesondere niederdrücken. Und diese Stütze — ich fürchte sehr, wird Doctor Ritter seinem Weibe niemals bieten."

Ueber diese warme Rede ihres Meisters gerieth die kleine Gruppe aus dem anfangs gedämpften Tone immer mehr ins gewohnte Schreien. Dabei bemerkte es keiner der Herren, daß der nicht eben sehr liebreich besprochene Provinzdoctor in der anderen leeren Fensternische hinter einem Blumenkorbe Platz nahm und von nun an jedes Wort hören mußte.

„Ich will nie wieder an den Geist eines Weibes glauben, wenn sie den Hohlkopf heiratet."

So der Nazarener; doch der Skies rief entgegen: „Ich mache jede Wetee, daß sie ihn nimmt und ganz glücklich wird."

„Das Erstere fürchte ich selbst", meinte der Professor traurig, „das Letztere bezweifele ich. Weiß der Teufel, es ist wie eine ansteckende Krankheit, die alle Mädchen ergreift, welche das zwanzigste Jahr überschritten haben. Aber ich wollte beinahe schwören, sie hält es nicht aus neben dem Patron und in einem Jahre haben wir meine Nichte als geschiedene Frau wieder hier."

Seufzend setzte er hinzu; dem Skies zugewendet: „Hättest Du doch zugegriffen, altes Haus; Dir gönnte ich sie noch am ehesten."

„Wirklich," rief der Skies und seine Augen wurden feucht. „Glauben Sie, verehrter Freund, sie hätte mich mögen? Wandelt Bertha doch unter uns Taugenichtsen wie ein Bild ohne Gnade; nicht ich oder ein Anderer, der sich rühmen dürfte, ihr nur ein kleines Zeichen von Herzenstheilnahme abzuringen. Sie lacht und scherzt, disputirt und philosophirt mit uns, und gähnt, sobald wir gefühlvoll werden; sie erglüht für jede neue Idee und bleibt kalt jedem Manne gegenüber."

„Das ist auch mein Trost," betonte der Professor noch einmal. „Sie wird, sie muß uns wiederkehren."

„Sie wird ihm einen ganz spießigen Korb flechten."

Der Nazarener verfocht seine Ansicht, aber auch der Skies blieb bei der seinigen: „Sie nimmt ihn und wird glückliche Mutter von zwölf Kindern." —

Die jungen Leute brachen auf, ohne den Doctor hinter dem Blumentische bemerkt zu haben.

Der blieb noch ein Weilchen sitzen und blickte gedankenvoll in den Rauch seiner Cigarre. Dann erhob er sich, strich einige Male durch sein wohlgepflegtes Haar, stäubte einige Aschen-

restchen von seinem tadellosen schwarzen Rocke und suchte nach seinem Hute.

„Sie speisen doch morgen bei uns," fragte der Professor als gewissenhafter Vormund mit sauersüßer Miene. Selbst ohne das frühere Gespräch gehört zu haben, hätte Doctor Ritter fühlen müssen, wie erwünscht dem alten Maler eine Ablehnung gewesen wäre. So wandte er sich gegen Bertha, aus ihrem Auge etwas wie Aufmunterung zu empfangen. Vergebens; sie hielt den Blick gesenkt als sie dem Doctor wortlos die Hand hinreichte. Er behielt dieselbe länger in der seinen als just nothwendig war dieselbe an die Lippen zu ziehen; er fühlte, daß diese Hand zitterte und nahm die Einladung für morgen an.

Vor dem Hause angelangt, wischte sich Doctor Ritter doch den Schweiß von der Stirne. Hatte Bertha's Erbeben, gleich einem elektrisch wirkenden Strome auf den sonst so nüchtern calculirenden Mann gewirkt? Wenigstens wollte er sichs nicht eingestehen, daß ihn dies Mädchen befremde und anziehe, erschrecke und fessele. Wie bescheiden Bertha ihm gegenüber aufgetreten, es war etwas in ihrem Wesen, das sich seinem Gesichtskreise entzog und dabei wollte es ihm bedünken, als habe sie das Bewußtsein davon und suche es ihm ängstlich zu verheimlichen, daß sie es habe.

Doctor Ritter war ein Mensch, der nie erfahren, was innerer Zwiespalt sei. Eine gewisse eigennützig berechnende Schlauheit verband sich bei ihm mit sehr ehrenwerthen Grundsätzen, ein freundliches Wohlwollen gegen Andere mit stark ausgeprägtem Selbstgefühl. Gerade, redlich, ausdauernd, so war er von frühester Jugend auf seines Weges gegangen, hatte schwer gelernt und schwer entbehrt, ohne deshalb Verbitterung zu fühlen, denn er hielt das mühsam Erreichte auch für das höchste zu erringende Ziel. Daß es Menschen gäbe, die einer Art Inspiration folgend, beinahe spielend in glücklichen Stunden mehr geleistet als er durch jahrelange Nachtwachen, Hunger und Entbehrung, das vermochte er nicht zu erfassen und mußte demgemäß auch Alles unterschätzen, was nicht die langsam reifende Frucht von handwerksmäßigem Fleiße war.

„Ein Künstler, ein Lump!" Ihm galts dasselbe.

Und doch war er gekommen, mit der festen Absicht, den Wunsch seiner verstorbenen Wohlthäterin zu erfüllen. Er wollte kein Erbschleicher heißen und wenn er die Hand des Fräuleins ausschlüge, so bliebe ihm laut testamentarischer Verfügung ein Theil des Vermögens von Bertha's Tante. Das widersprach seinem Rechtlichkeitssinn. Dazu war das ihm zugedachte Mädchen hold und begehrenswerth und — man spottete bereits über den ihm zugedachten Korb.

„Na wartet, Ihr sollt Euch Alle täuschen."

Er hatte das Zittern von Bertha's Hand im Sinne, als er diese Worte in die kühle Abendluft hinausrief.

Es gibt Menschen, die sich im Leben nicht zu finden wissen, wohl aus gewichtigen Gründen. Im Traumland jedoch begegnen sie sich vielleicht, und der schneidende Gegensatz ihres Naturells spricht dann symbolisch zu den halbgefesselten Sinnen.

Der Traum der ersten Nacht an fremdem Orte hat für Leute, die selten ihr Daheim verlassen, eigene Bedeutung. So heißt es zumindest im Volksmunde.

Auch der junge Arzt träumte: Ihm war's, als läge Bertha's Körper vor ihm auf dem Secirtische, die schönste Mädchenleiche, die je eines Anatomen Messer berührt. „Wenn Du das Herz herauslösest, so wird sie leben, ein treues, ein zufriedenes Weib Dir sein." So sprach's in ihm. Aber seine Hand zuckte, vor den Augen begann ein Flimmern, er konnte das Herz nicht finden unter dem zarten Busen, den sein Messer zerfleischte.

Es war ein tödtlich marternder Traum und kalter Angstschweiß perlte auf der Stirne des Erwachenden.

In derselben Nacht, in derselben Stunde wand auch Bertha sich stöhnend auf ihrem Lager.

Sie vermeinte in einem Sarge zu liegen, geschmückt wie zur Hochzeit. Und der Bräutigam nahte und — deckte das Leichentuch über die Braut. Ein kaltes, schweres, feuchtes Tuch. Sie wollte schreien, sie lebte ja. Sie wollte fliehen, sie war ja nicht todt. — Umsonst! Mit fester Hand drückte der Unbarmherzige das Tuch über ihren Mund, der Athem versagte — — — das, das war die erste Begegnung der Beiden im Traume! —

Der Kampf um die Individualität.

Drei Tage nach jenen Träumen hatte Dr. Karl Ritter das Jawort des Fräulein Bertha Sahr erhalten und ein Vierteljahr später war der schöne Provinz-Doctor zum zweiten Male erschienen, seine Verlobte heimzuführen.

Darauf ist es stille geworden im Hause des Professors, still und trübe. Von Bertha aus hatte sich Heiterkeit und Helle verbreitet: sie ging und es ward einsam um ihren alternden Ohm. Dies Kind seiner früh verstorbenen Lieblingsschwester war dem Hagestolzen Alles gewesen, was er von Familienfreuden gekostet. Heißblütig und ehrgeizig lebte er seiner Kunst vorab; doch selbst der befriedigte und von Jahr zu Jahr erneuerte Ruhm ließ Raum für andere Gefühle und je kürzer und oberflächlicher einige leichtgeschürzte und leichtgelöste Bande den Lebemann beschäftigten, je inniger hatte er sich seinem emporblühenden Pflegekinde zugewandt, dasselbe mit halb väterlicher, halb verliebter Zärtlichkeit hegend und pflegend.

Nicht begreifen, nicht erfassen wollte es der ewig jugendlich fühlende Mann, daß sie, die ihm gewesen wie eine Blume, welche nicht ahnt, wie hold ihr Anblick, wie ein übermüthiges Vögelchen, das singend von Baum zu Baum hüpfend sich der Stunde freut und des goldenen Sonnenscheines, unbekümmert um ein zweifelhaftes Morgen, daß sie nun auch wie die meisten heiratssüchtigen Gänslein, eine solide Versorgung, eine sogenannte Partie vorgezogen dem freien, frohgemuthen Leben in seinem Hause, das er seit Jahren nach Bertha's Geschmack und Laune von unterst zu oberst kehrte auf einen Wink von ihr.

Trübsinnig schlich der Professor umher und beantwortete alle Fragen nach seiner Nichte mit verdrossener Einsylbigkeit.

„O ja, glücklich, sehr glücklich ist das Mädl." Der Ton widerlegte der Worte Sinn. Doch hatte er keinen Anhaltspunkt für seine tristen Vermuthungen, denn Bertha's Briefe, obschon kurz, betheuerten schriftlich das Gleiche, was er mündlich ihren Freunden und Bekannten. So mußte er sich vorläufig bescheiden mit seinen Ahnungen und Befürchtungen, die von Woche zu Woche festere Gestalt gewannen.

Eines war sicher: die fehlende Lust und Freude im Hause des Professors, sie hätte naturgemäß in doppelter Helle aufleuchten müssen in des jungen Arztens Heim bei Bertha's Einzug. Sonderbar, von Lust und Licht war nicht allzuviel zu sehen im neugegründeten Haushalte. Zwar weiß und hell waren die schneeigen Gardinen, spiegelblank die Scheiben, leuchtend die Frühlingssonne, welche ihre reinen Strahlen auf das herrliche Menschenpaar ausgoß, das zum ersten Male selband am eigenen Frühstücktische saß.

Schön waren sie Beide, und die Schönheit ist eine wichtige Mitgift für Mann und Weib.

Eine liebliche Röthe flammte auf den Wangen der Jüngstvermählten,

so oft des Gatten Auge das ihrige suchte. Befriedigung leuchtete aus seinem Blicke, wenn er am Antlitz seines Weibes hangen blieb.

Das Frühstück war beendigt; allein Doctor Ritter hat trotz aller zärtlich getauschten Blicke den Kaffee nicht auf der Höhe der Situation gefunden und bei der dritten Tasse bemerkt: „Es dürfte angezeigt sein, liebes Kind, künftighin um einige Minuten früher aufzustehen und die Bereitung des Kaffee's gründlicher zu überwachen."

Bertha nickte gefällig. Was ist einer liebenden Gattin ein Viertelstündchen Schlafes gegen das Vergnügen, den feinen Geschmackssinn ihres Eheherrn befriedigen zu können. Auch war ein Kuß der Lohn dieser raschen Zustimmung.

Sodann ging der Doctor an's Toilettemachen.

Er brauchte ziemlich lange, gewiß länger, als seine flinke Frau zu der ihrigen. Denn erstens weiß just ein Arzt am besten, was die Haut, die Haare, die Zähne ganz besonders conservirt, und der schöne Provinz-Doctor hielt große Stücke darauf, sich zu conserviren, zweitens war er doch nicht blos Armen- und Gerichtsarzt in Branbeck, sondern auch wohlgelitten und wohlgehalten in den ersten Familien der Stadt. In diesen aber gab es nervöse Damen, die gar feine Näschen für gewisse Todtenbeschauergerüche, hingegen Vorliebe für den und jenen Parfum bezeigten und Dr. Ritter hatte es im Laufe seiner Praxis bereits erfahren, wie sehr es dem Patienten nützlich, dem Heilkünstler förderlich sei, auch durch das Sympathische seiner Persönlichkeit eher anziehend, denn abstoßend zu wirken.

Bertha sah verwundert dieser höchst umständlichen Schönheitspflege zu. Auch in ihrer Sphäre war die Schönheit hochgehalten als kostbare Naturgabe. Doch ging ein großer, künstlerisch gebildeter Zug durch diesen Cultus, eine Freude an der Form in der Vollendung ihres mangellosen Seins, eine Verhimmelung der menschlichen Gestalt, bis an die äußerste Grenze des geschmackvoll Möglichen gehend — ob jedoch eine Pomade den richtigen Veilchenduft habe, ob Seifengeist oder Alkohol den Teint glatter präparire, darnach hatte keiner der Jünger auf der Mayerhoff'schen Kunstschule je gefragt.

Doctor Ritter belehrte seine unerfahrene Frau eines Besseren und gestattete ihr, die verschiedenen Tiegel und Fläschchen, welche seinen Waschtisch garnirten, nach Belieben zu benützen.

Bertha dankte und versprach seinem Rathe Folge zu leisten. Hiebei kam ein eigenthümliches Fältchen um die feinen Nasenflügel und rosigen Mundwinkel zum Vorschein, ein Fältchen, in dessen Schatten es von ironischen Teufelchen spukte. Aber nur einen Augenblick; als Doctor Ritter sein Weib zum Abschied küßte, verschwand Falte und Schatten, und als Bertha ihrem Gatten beim Fenster stehend nachblickte, da war vor Allem Stolz auf den Zügen der jungen Frau zu erspähen.

Um zwei Uhr präcis wünschte der Hausherr die Suppe auf dem Tische zu finden. Er liebe Pünktlichkeit in Handel und Wandel und halte etwas darauf, schon am ersten Tage sein Familienleben in aller Form und Regel zu eröffnen.

Bertha sah nach der Uhr. Kaum die zehnte Morgenstunde war verstrichen, so blieb noch einige Frist bis es galt, in die Küche zu treten. Sollte sie ihre Kisten auspacken, einräumen, ordnen? Bertha hatte keine große Lust hiezu; sie fühlte sich müde und abgespannt. Waren sie doch gestern Morgens, unmittelbar nach vollzogener Trauung aufgebrochen und bis zur Tagesneige mit dem Eilzug gefahren. Zu einer eigentlichen Hochzeitsreise fehlte Zeit, und, wie der Doctor behauptete, auch Geld. Er war gewöhnt, das Seine zusammenzuhalten und

nannte es unsinnige Verschwendung im Verlaufe weniger Wochen so viel auszugeben als sonst wohl in einem Jahre. Des Weiteren ging seine Meinung dahin, die Frau gehöre zunächst in ihr Haus und es tauge schlecht für dieselbe, die ersten Eindrücke des Ehelebens in Hotels und auf Bahnhöfen zu empfangen.

„Mit Ernst und Vorbedacht, nicht mit Leichtsinn und Verschwendung wollen wir den Grundstein legen, Fleiß und Sparsamkeit will ich Dir lehren, liebes Kind, denn ich brauchte wahrlich keinen großen Scharfsinn, um zu merken, wie wenig Du das Geld zu schätzen weißt. Wir dürfen nie mehr als zwei Dritttheile meiner Jahreseinnahme verbrauchen, das dritte aber zu dem Capitale und dessen Zinsen schlagen, welches die Tante uns hinterlassen. So werden unsere Söhne dereinst weniger zu darben und zu kämpfen haben als ich, und unsere Töchter eine solidere Stellung in der Welt einnehmen als Du.“

Bertha fuhr auf bei dieser Wendung. „Wie meinst Du das? Meine Stellung als Mädchen war eine frohe und glückliche.“

„Glücklich? Und mein Antrag war der erste, den Du überhaupt erhalten und der wäre unterblieben, hätte nicht die Tante die Idee gehabt.“

„Besteht also nach Deiner Ansicht das Glück junger Mädchen in der Zahl der Körbe, welche sie auszutheilen Gelegenheit finden? Um einen Heiratsantrag zu stellen, gehören immer Zwei, der Fragende und der Gefragte, der Winkende und der Entgegenkommende. Kein Mann, der ohne deutliche Aufforderung glattweg spräche: „„Wollen Sie mich heiraten?““ Kein Mädchen, das nicht genau wüßte, wann und von wem es solche Frage erwarten dürfe. Allerdings, es gibt schöne Damen, die darin Lust und Befriedigung suchen, in Männerherzen Erwartungen zu erregen und dann den Betrogenen erbarmungslos abzutrumpfen. Ich habe dergleichen herzlose Coketten stets verachtet und es ist mein Stolz, unter so viel Männern ohne weiblichen Schutz gelebt zu haben und nie, nicht ein einzigesmal dessen inne geworden zu sein.“

Es war auf der Fahrt im Coupé, wo diese Erörterungen stattfanden. Doctor Ritter hatte während der eifrigen Rede seiner Frau eine Cigarre angezündet und als Bertha zu Ende gekommen, fragte er sehr ruhig: „Wie aber wäre die Sache geworden, wenn Du mich mit einem Korbe heimgeschickt hättest, als ich auf Deine Erlaubniß in persona erschienen war?“

Sie wurde sehr roth. „Du?“ — das Du kam noch etwas schüchtern über die Lippen. „Du, Du wärst nicht daran gestorben. Hast Du doch unsere Heirat sehr — sehr geschäftsmäßig behandelt.“

„Geschäftsmäßig? Nun, allerdings im Gegensatze zu der hyperromantischen Art der Ritter Deiner Tafelrunde. Ich bin eben ein Mensch, der vorerst denkt, dann handelt und zuletzt erst seinen Gefühlen erlaubt mit dreinzureden. Ehen, mit dem Kopf geschlossen, sind die einzigen, die zum Heile führen.“

„Und das Herz?“

„Ist ein Muskel mit Blut gefüllt, weiter nichts.“

„Wohl! doch dies Blut in diesem Muskel pulsirend, treibt und drängt uns himmelan oder höllenab; es läßt uns fehlen und sündigen, lieben und weinen, jauchzen und verzweifeln, es kettet den Menschen an den Menschen durch Freundschaft und Sympathie und sollte kein Factor werden im Bunde der Geschlechter?“

Doctor Ritter mußte die Cigarre weglegen vor Lachen; als er aber Bertha's befremdete, ja beleidigte Miene sah, nahm er ihre beiden Hände in die seinigen und sprach begütigend: „Siehst Du liebes Kind, das Alles ist recht hübsch gesagt, doch sieht man, daß Du von der Physiologie nicht

ein Jota capirst. Heißes Blut, kaltes Blut, das sind Abstufungen, die eigentlich nur in der Phantasie überspannter Dichterlinge existiren. Dank diesen, haben leichtsinnige Menschen sich gewöhnt, jede Thorheit mit ihrem Herzen, jede Verirrung mit ihrem heißen Blute zu entschuldigen. Und was das Geschäftsmäßige unserer Eheschließung betrifft," er zog Bertha's Finger an die Lippen, „so war es im gegebenen Falle meine Pflicht, für die Zukunft bedacht zu sein; da Dein charmanter Onkel in grandioser Genialität keinen Finger rührte, Dich warm und sicher zu betten, so mußte ich es thun. Gesetzt den Fall, ich stürbe morgen, so könntest Du als meine Witwe sofort eine behagliche Existenz führen."

„Sie sind — Du bist sehr sorgsam und ich werde Dir auch dankbar sein — nach Deinem Tode."

„Bist Du gekränkt? Ueber meine Aengstlichkeit, meine Liebe?"

„Liebe?"

„Liebe, ja mein Kind. Die Liebe des Ehenmannes ist verschieden von der des Liebhabers."

„Das merke ich. Auch will ich meine verpönte Romantik künftighin nach dem Canon Deines Nützlichkeitsprincipes überall beschneiden und eindämmen, wo dieselbe Dein Ideal der Ehe zu sehr überragen sollte."

Sie sagte das sehr bitter und entschieden. Aber der Herr Gemal schien diesmal nicht ganz zu verstehen wie sie's meinte; wohl nur, weil die Locomotive eben pfeifend einfuhr im Brandecker Bahnhofe.

Die Erinnerung an dies bedeutungsvolle Gespräch, eines der gründlichsten, das sie bisher mit dem ihr angetrauten Manne geführt, zog jetzt umdüsternd durch Bertha's Gemüth. In die Divanecke gedrückt, verfolgte sie in Gedanken die einzelnen Wendungen desselben, die kleinen, grauen Wölkchen gleich durch das sonnige Zimmer ihre Schatten zogen. Bald aber schüttelte sie's ab, was sie belasten wollte, und ihr Ahnen und Sehnen wandte sich anderen Dingen zu, Dingen, deren geheimnißvolle Bedeutung traumhaft ihren Sinn umkosten, ungelöst und unverstanden ihre Phantasie erfüllten. Sie dachte an die Pflichten und Freuden, die Schmerzen und Hoffnungen des Weibes, das sie nun gestern geworden. Ach, ihr Herr und Gebieter schien die Pflichten gar strenge zu nehmen, den Freuden keinen übermäßigen Spielraum zu gestatten.

Wie matt sie sich fühlte, wie ruhbedürftig. Erschöpft sanken die Lider herab, ein Gähnen folgte dem anderen und nun gar als Bertha an das bald herzustellende Diner, an den morgigen Kaffee zu denken versuchte.

Und draußen auf dem Lindenbaume, da zwitscherten und schnäbelten die Schwalben. Auch die waren insgesammt jung verheiratet, auch denen machte der solide Bau des Nestes nicht wenig zu schaffen, aber nichtsdestoweniger fand das Völkchen Zeit zum Hofiren und Sponsiren und ein überkeckes Pärchen, wahrscheinlich auf die bisherige Einsamkeit der Stube pochend, machte sich in aller Gemüthlichkeit breit auf dem einen inneren Fensterflügel und Bertha konnte, zwischen Wachen und Schlafen hindämmernd, Zärtlichkeiten belauschen, die traulich ähnelnde Stimmungen in ihrer Seele erweckten. Sie vergaß über die Ungenirtheit der Vögel auf Suppe und Kaffee, gerieth alsbald aus verworrenem Denken in noch verworreneres Träumen — sie schloß die Augen, das Köpfchen sank zurück, weich lag's gebettet auf dem runden Arm — — sie schlief.

Sie schlief und träumte in den hellen, heißen Mittag hinein. —

Ein scharfer Riß an der Thürglocke weckte die junge Frau. Erschrocken fuhr sie empor.

Das zärtliche Schwalbenpaar, dessen Gezwitscher noch in Bertha's Ohren tönte, war verschwunden. Die Uhr

neben dem Fenster aber zeigte die zweite Stunde nach Mittag. Doctor Ritter's Uhren waren pünktlich, wie er selbst, denn nur des Herrn Hand durfte so energisch an der Klingel rühren.

Doch konnte Bertha's Schreck nicht andauern, Ihre Lage kam ihr zu drollig vor. Diese lähmende Schlaftrunkenheit, des Gatten ernstverzogenes Gesicht, die böhmische Dienstmagd, welche den ungedeckten Tisch, den kalten Herd mit tragikomischer Erklärung zu entschuldigen versuchte, dies Alles bildete einen so drastischen Gegensatz zu dem kleinen Pech der unerfahrenen Hausfrau, daß Bertha's Humor die Oberhand gewinnen mußte über ihre Verlegenheit. Sie rieb sich den letzten Schlaf aus den Augen und brach in Lachen aus: „Ja, das ist unverzeihlich von mir, meine ersten Pflichten so schandbar zu versäumen. — Ich denke, ich bekomme eine gar strenge Buße? — Oder wie, gerade weil's mein erstes Fehl, wird mir Gnade vor Recht werden, nicht? — Oder willst Du schelten? — Morgen, das verspreche ich Dir, sollst Du Alles in schönster Ordnung finden. — Gewiß in schönster Ordnung."

Die Kunstpausen zwischen den kurzen Sätzen wurden immer länger, denn stets wartete die Sünderin auf einen Scherz, eine launige Unterbrechung von Seite ihres Eheherrn. Aber beileibe nichts dergleichen kam. Der Herr Doctor war entschieden verstimmter mit der ihm bereiteten Ueberraschung, als der kleine Unfall verdiente. Abgewandten Antlitzes stand er beim Fenster und trommelte an den Scheiben. Es ward doch einigermaßen peinlich für den stets verwöhnten und bewunderten Liebling Professor Mayerhoff's, dessen Laune Bertha Zeit ihres Lebens nach Wunsch und Willen gelenkt. Sie verbiß ein vordringliches Thränchen und sprach endlich mit erzwungenem Gleichmuthe: „Nun, dann bleibt uns wohl nichts übrig, als etwas Schinken oder Salami holen zu lassen und mit kalter Küche verlieb zu nehmen."

Doctor Ritter schien vollkommen verblüfft über den vorgeschlagenen Ausweg und sprach achselzuckend: „Du nimmst Alles sehr auf die leichte Achsel, liebes Kind. Bedenke nur, welch' ein Gerede es gebe in der Nachbarschaft. Ganz Brandeck sieht auf Dich und unsere neue Wirthschaft; man weiß, daß ich um zwei Uhr zum Speisen heimgegangen, daß die Magd einkaufte, daß" — —

Nun riß Bertha die Augen noch größer auf als ihr Gatte zuvor die seinigen.

„Also ein löbliches Inquisitionsgericht controlirt mein Thun und Treiben bis auf dergleichen Nichtigkeiten hin? Nun, das mag ja ganz interessant werden!"

Ohne Bertha's gereizten Ton zu beachten, entgegnete der Doctor ernst und würdevoll: „Du wirst es eben lernen müssen, Dich derart zu benehmen, daß Niemand Stoff zum Klatschen finde. Wir leben hier nicht in der Metropole Wien, wo es die unglaublichsten Unterhaltungen gibt, sondern in einem kleinen, aber soliden Städtchen, darin man vor Langeweile stürbe, lieferte nicht Eines dem Anderen manche ergötzliche Abwechslung; wir befinden uns auch nicht unter dem sorglosen Künstlerproletariat, der sogenannten Bohème, sondern in einer festgegliederten, standesbewußten Gesellschaft. Ein Schritt aus dem Dir gebührenden Range heraus, und Du bleibst für immer dort stehen, wohin Du Dich in einem leichtsinnigen Augenblick gestellt. Ich weiß nicht ob Du verstehst, wie ich's meine?"

Der Ton war noch immer scharf, mit welchem Bertha erwiderte: „Du scheinst Willens, aus einer kleinen Vernachlässigung meiner Obliegenheiten ein grausam absprechendes Urtheil über mein sämmtliches Können zu ziehen. Sei gewiß, ich werde mich weislich hüten, die Annalen des hie-

sigen Stadtklatsches durch meine Thätigkeit zu bereichern."

Der Doctor fand Bertha's gewaltsame Ironie noch weniger nach seinem Geschmacke als das fehlende Diner, und so dauerte es bis in die späten Nachmittagstunden, ehe seine Laune sich nach einem von Bertha eilig improvisirten, aber höchst schmackhaften Schmause ein wenig klärte.

„Nun wollen wir aber auspacken, was Du mir da mitgebracht hast."

Er deutete auf einige Kisten und Koffer, die Bertha's Effecten enthielten und noch verschlossen im Schlafzimmer standen. Die sämmtliche Einrichtung des Hauses war nämlich von den Ersparnissen des Doctors, nach seinem Geschmacke angeschafft und längst in schönster Ordnung an ihrem Platze.

Mit flinker Hand warf Bertha einige Päcke Haus- und Leibwäsche in die leeren Commoden, deren tiefe Fächer zumindest sechsmal soviel Material bedurft hätten, um einigermaßen reputirlich auszusehen. Der Gemal sah neugierig zu, seine Pfeife dampfend. Bertha meinte leichthin: „Du hast viel zu große Kästen für meinen Bedarf an Wäsche. Ich hasse nämlich dies Aufspeichern von Weißzeug um der leidigen Schrankparade willen, und pflege mir von Jahr zu Jahr das Fehlende zu ersetzen."

Der Doctor schnitt ein langes Gesicht: „So, dies wäre also Dein ganzes Um und Auf an Linnen. Und was, wenn man fragen darf, birgst Du da in den anderen Kisten?"

Stolz entgegnete Bertha: „Da drinnen sind meine Bücher."

„In drei Kisten? So hättest Du dreimal so viel Bücher als Wäsche?"

„Oh, ich habe fast die Hälfte zurückgelassen und mich auf das Nothwendigste beschränkt. Doch von diesen Büchern kann ich kein Heftchen entbehren. Wir arme Frauen besitzen leider eine so lückenhafte Bildung und müssen, gilt es nur halbwegs ernsten Studien, einen ganzen Stoß von Nachschlagebüchern zur Hand zu haben."

„Ja, sage mir nur, all' das Zeug da willst Du lesen, erkläre mir nur einmal wann?"

„Wann? Mein Gott, die Wirthschaft wird mich doch nicht gänzlich absorbiren. Und selbst, geschähe dies tagüber, bleiben mir nicht die Abendstunden?"

„So, die Abendstunden? So hätte ich geheiratet, um meine Abende etwa in dem langweiligen Casino zuzubringen? Ich dächte, Deine Abende gehörten von nun an mir."

„Alle? Alle Abende bleibst Du bei mir?"

War mehr liebende Freude, war mehr Staunen in Bertha's Stimme bei dieser verwunderten Frage? Der Doctor schien nur das Vergnügen herauszuhören, wie doch nahe lag; er beugte sich herab, seine Frau auf das Haar zu küssen. Bertha kniete vor der Kiste und hielt den Schoß voll Bücher, die er ihr nun abnahm. Sie schmiegte sich an den Gatten, da ließ er die Last fallen und über die zerknüllten Bände hinweg, schien sich in zärtlichem Gekose der getrübte eheliche Himmel vollends zu erheitern. Endlich erhob sich Bertha rothglühend und augenstrahlend und rief in hellem Lachen: „Aber, wie ich sehe, hast Du nicht einmal an einen Bücherkasten gedacht? Also auch der gestrenge Herr Doctor kann auf Nothwendiges vergessen!"

„Vergessen? Hm, das wohl nicht liebes Kind, aber mir genügte von jeher die kleine Stellage ober meinem Schreibtische. Ich lese täglich meine Zeitungen, die wandern in den Papierkorb; ab und zu einen neuen Roman zum Einschlafen: den kauft man doch nicht, sondern leiht ihn von einem Bekannten aus. Ich werde doch kein Geld für Bücher hinauswerfen."

Jetzt war bloßes Staunen, nicht eine Spur von Liebesfreude in Bertha's Stimme, da sie rief:

„Wie, Du liest nichts als Zeitungen und moderne Romane? Du

besitzest nicht einen einzigen Lieblings-Autor unserer Classiker, den Du besonders verehrst und stets zur Hand führst, betreibst nicht ein wissenschaftliches Fachstudium, dessen Literatur Du verfolgst, kein" —

Sie stockte; ihre Wangen waren roth wie ehzuvor, doch war es nimmer die verschämte Glut magdlicher, sondern einer ganz anders gearteten Scham. Allein der Doctor hatte keinen so feinen Blick um das herauszufühlen und spöttelte mit sicherer Ueberlegenheit die Titel der Werke musternd, die er seiner Frau abgenommen.

„Und Du hast da Raritäten, die Du gewiß kaum angesehen, darauf mache ich jede Wette. Mommsen, Buckle, Spinoza's Ethik, Gnad Gott, nun gar in fremder Sprache etwas: „La divina comedia", die hast Du nun einmal sicher nicht durchgelesen!"

„Zum Durchlesen ist Dante's großes Epos nun freilich nicht gemacht. Vielleicht aber zum Studiren, zum Lernen. Ich habe, ungeschickt genug vom praktischen Standpunkte aus, denn das moderne Idiom löst sich bei Dante nur mühsam aus den Fesseln des Lateinischen, ich habe an der göttlichen Komödie italienisch gelernt, denn ich lernte es diesem großartigen Werke zuliebe."

„Von diesem ausgesprochenen Blaustrumpfthum hast Du mir nichts merken lassen, als ich Dich kennen lernte."

„Ich halte es nicht für schicklich, wenn Mädchen mit dem, was sie wissen, prunken und renommiren. Auch bezeigtest Du wenig Interesse für ein ergründenderes Gespräch."

„Du sprichst also italienisch?"

„Sprechen, das nun eben nicht; aber ich verstehe jedes noch so schwer geschriebene Buch."

„So, ich möchte Dich doch nicht auf die Probe stellen. Auch muß ich Dir kurzweg gestehen, daß mir nichts verhaßter ist, als falsche Gelehrsamkeit. Und nun gar bei Frauen wird jedes Ueberschreiten des Gewöhnlichen geradezu widerlich. Speichere nun meinethalben Deine Scharteken, da sie nun einmal hier sind, in dem leer gebliebenen Wäschekasten auf. Willst Du mir aber etwas zu Gefallen thun, so verliere den Schlüssel zu Deiner Bibliothek so bald als möglich. Lass' mich Dich sehen ohne blaue Brillen auf der Nase, ohne einen Folianten im Schooße und Tintenklecksen an den Fingern, laß' mich Dich sehen im duftigen Spitzchenhäubchen, ein Schürzchen vorgebunden, an meiner Seite sitzend, den Abend über mit einer Handarbeit beschäftigt, indeß ich meine Pfeife rauche; dann lehnst Du wohl von Zeit zu Zeit Dein Köpfchen an meine Schulter, wir besprechen dies und jenes aus dem Bereiche unserer Häuslichkeit, tauschen ab und zu einen Kuß, einen Händedruck, sieh, das taugt allein für eine junge, brave, für eine zufriedene Ehefrau."

Bertha war dagestanden mit abgekehrtem Antlitze. Ihre Bücher, die Genossen so vieler traulich-stillen Mädchenstunden, ja mehr, ein Stück ihrer selbst so zu schmähen, nicht zu glauben an den Werth, an das Bedürfniß derselben, oh, es that weher als alles Andere, das sie seit vierundzwanzig Stunden erfahren.

Aber er soll's nicht merken, sie biß die Lippen zusammen einer vordringlichen Thräne zu wehren, er hielte wohl auch ihren Schmerz für Affectation, wie ihre Studien.

Es hätte geringeren Aufwandes bedurft: wer gewohnt ist nur an sich selbst zu denken, braucht starker Mittel, um Leid und Freud seiner Mitmenschen nachzuempfinden; Doctor Ritter merkte nichts. Als er herantretend Bertha's Kinn zu sich emporhob, da schlang sie leidenschaftlich beide Arme um seinen Hals und that in aller Stille bei sich ein Gelübde, das ihr mehr kostete als ihres Mannes nüchternes Herz zu ahnen vermochte.

(Schluß folgt.)

Glossen.

Von Robert Hamerling.

In den meisten Dingen erscheint mir die Natur so ziemlich respectabel. Aber daß sie die Maus durch die Katze nicht blos auffressen, sondern auch quälen läßt, daß sie die Instincte einer höchst überflüssigen Grausamkeit in Katzen, Tiger, Weiber und viele andere Naturwesen pflanzt, das hat mir noch keine „Theodicee“ begreiflich zu machen gewußt.

Es ist hohe Weisheit, zu begreifen, daß das Menschengeschlecht trotz seiner herrlichen Fortschritte doch nicht besser geworden. Aber es ist noch höhere Weisheit, zuzugeben, daß es auch nicht schlechter geworden.

Der Anfang aller Menschenkenntniß und des wahren psychologischen Tiefblicks liegt nicht darin, daß man Andere, sondern daß man sich selbst beobachtet. Wer seine Regungen, sein Thun und die Motive desselben zuweilen mit unparteiischer Objectivität sich klar macht, der wird mit Staunen finden, daß Dinge, die ihn bei Andern empören, ihm selbst auch ganz merkwürdig nahe liegen. Nur wer sich selbst kennt, weiß, was er von Andern zu erwarten hat und wundert sich über nichts mehr in der Welt.

Man spricht von Gedichten, von Liedern, die „voll warmer Empfindung sind“, die „vom Herzen kommen und darum zu Herzen gehen“ und wieder von andern, die „gemacht“ sind, weil „nicht empfunden“, und daher auch keinen unmittelbaren, tiefen Eindruck hervorbringen. Diese Auffassung ist, wiewohl eine allgemein verbreitete, doch von sehr zweifelhafter Richtigkeit. Ob ein Gedicht den Eindruck des Empfundenen mache, ob es „zu Herzen gehe“, ist nicht Sache der persönlichen Empfindung des Dichters selbst, sondern seines lyrischen Talents, seiner angebornen Gabe zu singen und zu sagen. Es gibt Dichter, welche bei der tiefsten und lebhaftesten Erregung des Gemüths doch nichts unmittelbar Ergreifendes zu Stande bringen und welchen die Wärme der Empfindung gleichsam auf den Lippen erkaltet; es gibt Andere, von der Natur begnadete, welche ohne viel dabei zu denken und zu empfinden, Verse von so frischer Unmittelbarkeit und Eigenthümlichkeit hinzuwerfen im Stande sind, daß sie alle Herzen rühren und bezaubern. Jeder Poet fühlt es oft selbst recht gut, daß ihm einmal ein höchst wirksames Gedicht gleichsam spielend gelingt, während er ein anderesmal vergebens nach Worten ringt, um sein tiefstes Empfinden auszusprechen und seine Stimmung dem Hörer mitzutheilen. Mir sind Menschen vorgekommen, welche von nüchterner und geradezu poesieloser Natur, und doch im Stande waren, recht gemüthliche Verse zu schreiben.

Betrachtet man eine Madonna Raphaels, so wird es einem fast unmöglich erscheinen, sich diese ideale Huldgestalt in einer irdisch-erotischen Situation zu denken. Und doch würde das Kind auf ihrem Schooße zunächst eine solche voraussetzen lassen, so lange man sich nicht besinnt, daß in dieser

Situation kein Widerspruch, kein Fehler, sondern vielmehr die glücklichste Lösung der gestellten künstlerischen Aufgabe vorliegt. Ist doch das Madonnen-Ideal eben die Vereinigung von Mutter- und Jungfrauschaft; und diesem Ideal entsprechen die Bilder Raphaels insbesondere darin am Schönsten, daß sie die beiden Gegensätze von Jungfrauschaft und Mutterschaft nicht unvermittelt neben einander, sondern in einer wunderbaren idealen Durchdringung und Verschmelzung, und gleichsam nur das Göttliche von beiden, mit Abstreifung des Irdischen, zeigen.

Wenn ein Selbstmörder, der einen abgelegenen Ort aufsucht, um sich zu erschießen oder zu erhängen, auf dem Wege dahin in's Wasser fiele, so würde er, falls er schwimmen kann, mit aller Anstrengung seiner Kräfte das Ufer zu erreichen und sein Leben zu retten suchen.

Wir klagen oft unser Geschick an, wo nur unser Ungeschick die Schuld hat.

Schauspieler entwickeln sich wie gewisse Pflanzen besser und rascher, wenn sie während des Wachsthums öfter versetzt werden.

Weil Du mit dreißig Jahren für einen Lieblingsdichter oder sonst etwas nicht mehr schwärmst, wofür Du mit zwanzig Jahren geschwärmt hast, so meinst Du, Du seiest klüger geworden? Lieber Freund, so entschieden ist das nicht; es wäre auch möglich, daß Du einfältiger und beschränkter geworden! Die Jahre, in welchen Du für Dies und Das geschwärmt hast, waren vielleicht nicht Deine schlechtesten, waren vielleicht Deine besten. Es ist durchaus keine Nothwendigkeit vorhanden, anzunehmen, daß der Mensch mit den Jahren nur immer geistig reicher, tüchtiger, gescheidter wird. Das Kind von drei Monaten hat etwas, dem frischen Urborn der Natur Entstammendes, „übermenschlich Kluges" in seinem Blicke, in seinem Lächeln, von welchem bei dem zehnjährigen Rangen nichts mehr zu spüren ist. Ich habe Knaben von 5—6 Jahren prächtige, originelle Reime machen hören, und als sie es im Alter von 10—12 Jahren wieder versuchten, fielen die Reime stümperhaft und ledern aus. Der zwanzigjährige Jüngling hat Ideale, die er dann als Philister belächelt, und meint dabei gewachsen zu sein und gewonnen zu haben, während er thatsächlich eingeschrumpft und verknöchert ist.

Manche Jungfrauen gleichen als solche ein wenig den Büchern, die im Buchladen zur Ansicht entlehnt, hie und da an der Seite aufgeschnitten und wieder zurückgestellt worden sind.

Gutherzige und zum Geben geneigte Personen haben es an sich, daß sie eben so leicht und ohne Umstände *nehmen* als *geben*, und so kommt einen die Freundschaft der Freigebigen oft theurer zu stehen als die der Knauser.

Das Höllenfeuer unterscheidet sich von jedem andern Feuer dadurch, daß es nicht leuchtet. Es ist ein dunkles Feuer — ewige Glut, vereinigt mit ewiger Finsterniß.

Wenn jeder Mensch nicht blos nach seinen Werken, sondern auch nach seinen Gedanken gerichtet würde, so bliebe Keiner ungehangen.

Nichts ist leichter, als fliegen — im Traum!

Die plumpe Viehmagd gleitet im engen Stalle behend wie eine Schlange zwischen den Hörnern ihrer Kühe hin, während eine Ballettänzerin, in glei-

cher Situation, sehr unbeholfen aussehen und vielleicht aufgespießt werden würde.

Ein gewisser Ausdruck lächelnder Heiterkeit ist das Prärogativ der Vernunftbegabten. Ein Antlitz, auf welchem er bis auf die letzte Spur erloschen ist, das einen tiefen, unerschütterlichen, gedankenlosen und apathischen Ernst zur Schau trägt, erregt Schauder und bildet ein hervorstechendes Symptom des Irrsinns. Nichts ist ergreifender, mitleidswürdiger anzusehen, als diese stille, leidenschaftslos vor sich hinstarrende Melancholie in den Zügen des Wahnwitzigen.

Dem Lyriker muß es erlaubt sein, heute Optimist und morgen Pessimist zu sein. Der Lyriker spricht nur Stimmungen aus, nicht Ueberzeugungen.

Der Lorbeer hat eine „Idiosynkrasie“ gegen üppiges Lockenhaar: er rankt sich lieber um kahle oder ergraute Häupter und am liebsten sind ihm nackte Todtenschädel.

Spür' ich die Schläge darum weniger, wenn einer Sammthandschuhe anzieht, bevor er mich prügelt?

Man kann immer annehmen, daß ein Zeitalter, in welchem ein großes und allgemeines Geschrei gegen den Wucher erhoben und die Wiedereinführung der Wuchergesetze mit Ungestüm verlangt wird, ein verlottertes, oder auf dem Wege zur Verlotterung begriffenes ist. Das beste Mittel, die Wucherer unschädlich zu machen, wäre, wenn Diejenigen, welche gegen den Wucher eifern, sich's zum Gesetz machen wollten, creditlosen und verlumpten Individuen Geld gegen fünf Percent zu leihen. — Warum thun sie es nicht? Genau aus demselben Grunde, aus welchem es auch die Wucherer nicht thun: weil sie nämlich ihr Geld nicht auf's Spiel setzen wollen, ohne die Möglichkeit eines Gewinnstes, dessen Größe mit der Unsicherheit desselben und mit der Größe des möglichen Verlustes im entsprechenden Verhältniß steht.

Pomeranzensaft ist süß, Citronensaft ist sauer. Wenn aber der Citronensaft mit Zucker gemischt wird, so gibt das eine Art von Süßigkeit, die köstlicher ist, als die der schon ursprünglich süßen Orange. Immer ist dasjenige besser und in seiner Art vollkommener, was seinen überwundenen Gegensatz in sich aufgenommen hat.

„Quod capita, tot sensus“ — „So viele Köpfe, so viele Meinungen,“ oder, wie es der Volksmund übersetzt, „viel Köpfe, viel Sinne“. Aber wenn der Kopf die Menschen trennt, soll das Herz sie wieder vereinigen. Hart ist das Haupt von der Natur gebildet, aber weich das Herz.

Die Moral hört bekanntlich auf, wo die Aesthetik anfängt, und der vollendete Stylist wird unbedenklich seinen Nebenmenschen einen Stümper oder einen Schuft heißen, wenn es die bessere Abrundung der Periode so verlangt.

Die Anbetung des Teufels.

Eine psychologische Studie von Heinrich Noë.

Unter den mannigfachen Versuchen, das Uebel in der Welt zu erklären, ist die Unterstellung, daß es ein Wesen gäbe, das mit Gott Krieg führe, mit dem Anfang und Urheber des Guten im Kampfe liege, sehr volksthümlich geworden. Ein solcher Erklärungs-Versuch hat den Vorzug der Einfachheit für sich. Man steht etwas Greifbarem gegenüber. Alle Naturgewalten sind personificirt worden, warum sollte man einer der mächtigsten unter ihnen nicht das Gleiche anthun?

Der Teufel wird als „Fürst dieser Welt", das heißt, der von Gott abgewendeten Sinnlichkeit bezeichnet. Es kann deshalb als nützlich gelten, ihm zu dienen. Hiobs Weib hätte, wie arabische Schriftsteller erzählen, das ganze frühere Besitzthum ihres Mannes zurückerhalten, wenn sie auf die Forderung des Teufels, ihn anzubeten, eingegangen wäre. Herrschaft über die ganze Welt wurde unter der gleichen Bedingung dem Heiland vom Satan zugesagt.

Die rohe Auffassung des Wilden begegnet sich mit dem raffinirten Pessimismus der nervösesten Gehirnentwicklung in einem Punkt: darin, daß beide das Uebel in der Welt als überwiegend anerkennen. In der Anwendung dieser Ueberzeugung und in den Schlußfolgerungen gehen aber Beide wieder auseinander. Der Wilde meint, es rentire sich für ihn, dem bösen Geist Ehrfurcht zu bezeigen, der moderne Philosoph dagegen schreibt melancholische Bücher, in welchen über das Elend und die Schlechtigkeit der Welt gejammert wird.

Der Wilde, der den Teufel, habe er irgend welchen Namen, und seine nicht minder vielbenamsten Trabanten durch Gebete und Opfer versöhnt, gleicht dem Reisenden, der durch eine gefährliche Gegend zieht und sich mit den Räubern, welche dieselbe unsicher machen, vorher durch ein Lösegeld abfindet. Er sieht in dem Causalnexus der Welt, im Gewirre der Möglichkeiten und Zufälle, die ihm Schaden bringen können, eine Art von Camorra der verschiedenen Naturgewalten, mit welcher er sich auseinanderzusetzen hat.

Der Hauptgrund, aus welchem er die Natur von diesem Gesichtspunkte aus betrachtet, liegt darin, daß er selbst ein Teufel ist. Er reißt seinem Gefangenen die Brust auf und schmiert sich mit dessen Nierenfett ein; er zieht ihm die Haut ab, salzt das zuckende Fleisch ein und röstet den Körper; er ersäuft Hunderte in einem Blutsee. Indem er allenthalben den Spuren des Mordens begegnet, im Urwald, der vom Gebrüll raubgieriger Thiere beunruhigt wird, in den Flüssen, aus denen das Krokodil seinen Kopf herausstreckt, in der Asche niedergebrannter Dörfer, in welcher Menschenknochen herumliegen, vor dem Palast seines Häuptlings, der mit Schädelpyramiden geziert ist, findet er nur Eins: Das Schmerzbringende, das Böse.

Einer der ersten Götzen der Kalmucken schaut so aus: In einer seiner acht Hände hält er einen Todtenkopf und ein Todtenkopf grinst aus dem Feuerkranz heraus, welcher sein Haupt umgibt. Ein Rosenkranz von Todtenschädeln hängt ihm auf den Bauch herab. In sämmtlichen Händen hält

er Folterwerkzeuge, vor ihm liegt ein Weib, dem er den Kopf abzuhauen im Begriffe steht. Er ist von Flammen umringt, durch welche er diejenigen verbrennt, denen er naht.

Was über solche Gehirne Macht hat, das erkennt man an der Verehrung, welche sie dem Gavial und der Riesenschlange, dem Moloch und dem Fliegen-Baal widmen.

Der Teufel ist Herr, wo die Bestialität Herr ist. Sowie wir zu Menschen gerathen, in denen mildere Gefühle sich mit der uranfänglichen Thierähnlichkeit mengen, wird ihm alsbald ein Gegenherr gegenüber gestellt. Den Persern erscheint der Riesenschlange, dem Ariman, gegenüber der Stier, das nutzbringende Geschöpf, als Ormuzd. Es ist eine Zweiherrschaft hergestellt. Mit der weiteren Zunahme an Feinfühligkeit (ein wesentliches Element im sogenannten „Fortschreiten der Civilisation" muß offenbar in der sich steigernden Wehleidigkeit liegen) verliert der schwarze Herr immer mehr an Macht. Gegenüber der seligen Götterwelt der Griechen schon zerfasert sich seine Gestalt in mehrerlei Zerrbilder, die aber alle zusammen nicht so viel Gewalt haben, als einer der bösen Dämonen des Ostens. In den Titanen, im Pluto, in der Hekate steckt so etwas, aber es macht sich nicht recht breit. Auch im Lichte derjenigen Weltanschauung, der wir das Neue Testament verdanken, erscheint seine Herrlichkeit wesentlich beeinträchtigt. Die Hauptmacht ist ihm schon durch Christus gebrochen und endlich wird, nach Vorhersagung der Apokalypse, Gog und Magog, der Antichrist und das Große Thier — und wie die ganze Sippe heißt — gänzlich überwunden.

Es ist möglich, sehr verschiedene Meinungen über das Mittelalter zu haben. Immerhin aber müssen wir in ihm ein abermaliges Anwachsen von Rohheit erkennen. Es steht auch nicht in den Sternen geschrieben, daß die Gesittung wie nach einem festgesteckten lothrechten Faden fortwährend sich weiter bewege, fortschreite. Rückfälle, Atavismus, kommen in der Weltgeschichte vor, wie sie in der physischen Gestaltung einzelner Menschen vorkommen. Und, siehe da, kaum sich diese in Faustrecht und Aberglauben geltend gemacht, so gelangt der Schwarze wieder zu Ansehen. Diesmal ist es der Diabolus, eine schwarze, bockähnliche Figur, mit einem Kuhschwanz und einer spitzigen Nase. Er ist der Herr der Ketzerei, der Pest, der Landplagen, der Hexen, hat also, in Anbetracht der Wichtigkeit, welche diesen Dingen im Mittelalter zukam, schon wieder eine höchst bedeutende Domäne. Wer wissen will, wie fest die Anerkennung seiner Gewalt (negative Verehrung) begründet war, schaue sich die Gestalten der spanischen Inquisitoren an, eines Cisneros, Diego Perez, Torquemada. In den von der landläufigen Aufklärung dictirten Büchern ist es freilich herkömmlich, alle diese Leute als die niederträchtigsten Henker und scheußlichsten Bluthunde hinzustellen, welche jemals das Menschengeschlecht verunzierten. Auch Maler (Kaulbach) haben sich an der Darstellung solcher Auffassungen betheiligt. Abgesehen jedoch davon, daß im Namen der Vernunft und Freiheit, wie das Beispiel der französischen Geschichte beweist, eine nicht geringere Anzahl von Menschen um's Leben gebracht worden ist, erscheint es unpsychologisch, in jedem der Ketzer- und Hexenrichter einen Mann zu sehen, der mit Bewußtsein grausam handelt. Es liegt viel näher, anzunehmen, daß Solche in den Handlungen, über welche sie zu richten hatten, die unmittelbare Wirksamkeit des Teufels erblickten — bekam doch jeder Verurtheilte ein mit Teufeln bemaltes Hemd angezogen — und demgemäß mit Chirurgen verglichen werden können, welche durch eine blutige Amputation ihrem Kranken zu Hilfe kommen. So hielt sich Torquemada gewiß ebenso für einen Gesell-

schafts-Retter wie Robespierre. Offenbar fanden auch jene Richter, die in dem durch Manzoni und Cantù bekannt gewordenen Proceß der Mailänder Salbenschmierer (untori di Milano) das Urtheil zu fällen hatten, die Hand des Satans, umsomehr, als viele der Angeklagten ohne vorhergängige Folter aussagten, die Salbe unmittelbar vom Teufel erhalten zu haben, um damit die Pest zu verbreiten.

Wenn die Alchymisten das Zinn den Teufel unter den Metallen hießen, weil es, mit denselben legirt, sie spröd macht, also verdirbt, so dachten sie im gleichen Sinne, wie die symbolischen Bücher der Protestanten, die Schmalkaldischen Artikel, in welchen der Papst als das erste Werkzeug des Teufels hingestellt wird. Auch in dieser Anschauung, welche wir leidenschaftslosere Spätlinge als Unsinn bezeichnen, begegnen sich die Zeloten der Dogmatik mit den nachgeborenen Eiferern für Aufklärung, wie in der Gesellschaftsrettung die Inquisition und der Wohlfahrts-Ausschuß. In vielen unserer „populär-philosophischen" Bücher wird die Gottes-Idee als das größte Unglück für die Menschheit hingestellt — ein Paradoxon, welches sich würdig neben den Respect vor dem Teufel stellen läßt.

So treibt denn das ganze Mittelalter hindurch der Teufel sein Wesen. Seine Gewalt wird allenthalben anerkannt. Er ist der „Oberherr" zahlloser Weiber (deren lateinische Bezeichnung femina der Dominikaner Jacobus Sprenger, der im Auftrage des Papstes Innocenz VIII. Zauberer auszuspähen hatte, aus fè, Glaube und minus, weniger, demnach als „Wesen, die weniger Glauben haben", erklärte), er gibt wie ein Fürst Hoffeste und hält große Tafel, an welchen Theil genommen zu haben beispielsweise in Arras Hunderten von Menschen das Leben kostete. Manchmal verwandelt er sich in menschliche Gestalt und nimmt die Umrisse eines Mächtigen an. So wurden hintereinander Nero, Muhammed, Napoleon für Incarnationen des Teufels, für den Antichrist, gehalten und in neuester Zeit hat man mehr als einem Bauerngehirn beigebracht, daß dieser dermalen als Bismarck aufgetreten sei. Auch die Rabbiner kennen eine derartige Figur. Es ist Armillus, gezeugt von einigen Heiden und einer weiblichen Marmorstatue. Ihm schreiben sie die Zerstreuung der Juden durch alle Länder zu.

Dem Teufel entrinnen wir nirgends. Sein Name haftet an Berg und Thal, am Wasser, an Pflanzen, Thieren und Menschen. Es ließe sich ein großes Verzeichniß anlegen. Ich gebe nur je ein Beispiel aus Hunderten für die erwähnte Verquickung und Zueignung. Es gibt Teufelsberge, Teufelsgründe, Teufelsmoore, Teufelsmühlen, Teufelsspiegel, Teufelsabbiß, Robert, der so prächtig und mächtig war, daß man ihn den Teufel nannte.

Einen schlimmen Feind traf der schwarze Herr im Humanismus, der Renaissance, der Aufklärungsperiode. Er wurde zusehends schwindsüchtig. Man trat ihm mit Dichtung und Wissenschaft, mit den schönen Künsten nicht ohne Erfolg entgegen. Bald war er bis zur Allegorie abgemagert und jeder Scribent warf mit seinem Tintenfaß nach ihm.

Wir sind damit in eine Periode eingetreten, in welcher der depossidirte Gewaltige in ähnlicher Weise zerpflückt wurde, wie es im Verwitterungsprocesse von Staaten, Mythen und Religionen zugeht. Aus einer großen Monarchie werden Satrapien. Zuerst kommen kosmogonische Sagen, ein oder mehrere, wenige Götter, Verkörperungen von „Principien" und Elementen. Späterhin wächst ein ganzer Olymp heran. Zuerst ist es eine Dreiheit, auf die man sich verläßt, die man anbetet, dann füllt sich der Himmel mit einer Menge von Heiligen, die, wenn auch nicht nach den

Lehren der Kirche, doch im Bewußtsein des Volkes, mehr vermögen, als ihr Herr und Gebieter. Der Schutzpatron Oesterreichs ist der heilige Leopold, der Frankreichs die Heiligen Michael und Dionysius, der Böhmens der heilige Nepomuk. Malern hilft der heilige Lukas, Studenten der heilige Gregorius. Wer an Zahnschmerzen leidet, ruft die heilige Apollonia an, wer Handel treibt den heiligen Frumentius. St. Leonhard ist für Pferde, der heilige Gallus für Gänse „gut". Und so weiter.

Ein ähnlicher Zerfall traf das Reich des Satans. Schon im sechzehnten Jahrhundert, als der Fürst des Weltreiches immer schwächer wurde, theilten sich die Diadochen in seine Provinzen. Unsere deutschen Moralisten erfanden für einzelne Leidenschaften, Gebrechen, Laster vicarirende oder selbstherrliche Specialteufel. Schauen wir uns einmal die Titel von Büchern an, mit welchen die Autoren von damals das Volk ebenso aufzuklären vermeinten, wie heutzutage die Verfasser von Kraft- und Stoff-Pamphleten und welche auch gewiß, gleich den Letzteren, in „keiner gebildeten Familie fehlen durften".

Im Jahre 1563 erschien zu Eisleben von einem gewissen Westphal der „Faulteufel". Ihm folgten der Ehe-, Bettel-, Fastnachts-, Lügen-, Sauf- und Huren-Teufel von Musculus, Pape, Luberti, Porta, Hartmann, Hoppenrod. Außerdem gibt es einen Spiel-, Sorgen- und Soldaten-Teufel, nebst vielen anderen.

Unsere leichtlebigen Nachbarn jenseits der Vogesen kümmerten sich den Teufel um derartige Satane, sondern putzten sie salonfähig heraus und machten sie zu interessanten Causeurs, die kraft ihrer dämonischen Allgegenwärtigkeit allerlei Pikantes aus den Coulissen der Gesellschaft zu erzählen wußten. Diese kaustischen Beobachter schauten durch Dächer und Mauern, in Boudoirs und hinter Bett-Gardinen. Der einst Allgewaltige wurde Reporter und Lieferant der kleinen Chronik. Als solcher trug er verschiedene Namen. Er trat als Diable boiteux, hermite, bossu, pendu et dépendu vor seine Pariser und einmal wurde er la Diable femme — nicht die wenigst lohnende seiner Masken.

Ich habe oben angedeutet, daß der Teufel im Allgemeinen ein precäres Dasein führt und in Wirklichkeit ein armer Teufel ist, weil er nicht bestehen kann, wenn wir ihn nicht leben lassen. Ja, noch mehr, es ist ihm nur in Gesellschaft anderer Götzen wohl.

Man hat die Entwicklungsgeschichte der Gesittung oft mit einer Spirale verglichen und dadurch angedeutet, daß das Menschengeschlecht nicht geradlinig fortschreitet, sondern häufig in der Richtung früherer Stadien zurückzugehen scheint. Ich werde mich, um das deutlicher zu machen, einer andern figürlichen Darstellung bedienen. Angenommen, man will aus winterlichem Thale in den sonnigen Süden, dem Lichte entgegen, hinüber steigen, so geräth man auf eine Alpenstraße, welche in Windungen (giravolte) zur Höhe sich emporhebt. Eine Anzahl dieser Wegstrecken geht unmittelbar dem Ziele zu, auf anderen aber schreitet der Wanderer wieder rückwärts, dem Norden zu und schaut in die Stätte hinein, die er gleichwohl verlassen will.

Eben so ergeht es dem Menschengeschlecht. Es scheint, wir befinden uns abermals auf einer dieser rückläufigen Windungen. Die Humanitätsperiode liegt unter uns, wir schauen auf sie von unserem erhöhten positiven Standpunkte als auf eine in idologischem Dusel zurückgelegte Wegstrecke herab. Auf derjenigen aber, die wir eben durchschreiten, stehen wieder Phantome da, welche uns an Idole erinnern, von denen wir uns auf einer früheren Strecke schon entfernt zu haben wähnten.

Man hat zu allen Zeiten Krieg geführt und überall haben sich Menschen bewaffnet, um einander zu tödten. Unsere heutige Soldaten-Aera aber erscheint uns unheimlicher, als die früheren. Erstlich ist dem Kriege der Hauch von Ritterlichkeit entschwunden, welcher ihn heiliger Sänger werth machte — es kann keinen Hector, keinen Leonidas, keinen Roland, keinen Bayard, keinen Winkelried, ja nicht einmal einen Latour d'Auvergne mehr geben. Das Schlachten ist in mathematische Formeln gebracht. Nicht die Arme der Helden, sondern deren Füße entscheiden, und wo an einem Punkt mit Uebermacht eingedrungen wird, dort wird gesiegt. Alle Wissenschaften helfen zusammen, die Faust zu unterstützen. Sodann ist der Gegensatz zur menschlichen Cultur größer, giftiger, als vordem. Während man auf der einen Seite in Liebesdiensten, in Unterricht, in Aufklärung, in der Pflege Verlassener Dinge leistet, die früher nicht da waren, fährt man in der Anwendung von Gewaltmitteln gerade so fort wie die Tartaren, die Schlangen-Indianer, die Niam-Niam. Die Trümmer eines Sprenggeschosses machen einen traurigeren Eindruck, als die Wurfkeulen der Kaffern. Das ist das eine Phantom, man nennt es Militarismus.

Zu allen Zeiten herrschte das Gold. Schon im alten Egypten saß das Rind, dessen Blöken als Orakel galt, in einer vergoldeten Kammer. Der universelle Cynismus aber, mit welchem heute Reichthum angestrebt und festgehalten wird, ist vordem in gleicher Art nicht dagewesen, wenigstens stand er nicht in so widerwärtigem Gegensatz mit der heuchlerischen Selbstgefälligkeit, die vom Jahrhundert der Geistesthaten und der Aufklärung spricht. Früher ist nicht gesagt worden, Bildung macht frei, während Jeder weiß, daß dies nur das Geld thut. Das ist das zweite Phantom — der Apisdienst des neunzehnten Jahrhunderts.

Das dritte Phantom, das sich wieder auf dem Wege breit macht, sei kurz genannt, es ist der Servilismus. Ueber diesen Punkt Worte zu verlieren, ist überflüssig. Der Wissende versteht ohnehin, was damit gesagt sein soll und den Anderen blieben sie unverständlich.

Unsere Wegstrecke ist in einigen Worten Lamartine's (Les destinées de la poesie) beschrieben: „Die mathematischen Männer, die das Wort haben, sagen: „Liebe, Philosophie, Enthusiasmus, Freiheit sind Träume. Berechnung und Kraft, Zahlen und Schwerter, darum handelt es sich. Wir glauben, was bewiesen werden kann, wir fühlen, was sich greifen läßt..“ Alles ist organisirt gegen die Auferstehung des sittlichen und poetischen Gefühles, es besteht eine Verschwörung des mathematischen Wissens gegen den Gedanken. Die Zahl allein ist erlaubt, geehrt, beschützt, belohnt. Die Zahl raisonnirt nicht, sie ist das passive Instrument jeglicher Tyrannei.“

Da wir nun diese Phantome sehen, so ist auch eine neue Metastase des Teufels-Wahnes nicht ausgeblieben. Die Götzen sind da, der Teufel ist auch da. Diesmal heißt er Pessimismus.

Der Pessimismus ist, kurz gesagt, der Glaube, daß die Welt des Teufels sei. Es braucht nicht ausgeführt zu werden, wie verbreitet er ist, dieser neu erstandene Glaube. Aber auch von diesem Gespenst gilt, wie von allen seinen Vorgängern, die Wahrheit, daß es nur so lange besteht, als wir wollen. Im Pessimusmus ist ein Rückschlag des menschlichen Gedankens in der Richtung gegen die Dämonenfurcht der Wilden hin eingetreten — es ist eine atavistische Rückbildung.

Gegen ihn müssen wir Krieg führen. Er ist ungerecht, er ist einseitig. Viel des Unheiles gibt es und die genannten drei Götzen fordern viele Opfer. Aber wie können wir ableugnen, was auf der andern Seite geschieht? Wie

viele arme, bedrückte Männer arbeiten an der Befreiung ihres Geschlechtes — wie viele Thaten der Hingebung und Aufopferung geschehen täglich unter der Sonne — wie viel Güte, Liebe und Geist wird ausgegossen! Alles das muß am Ende Erfolge erringen. Und in dieser Hinsicht wollen wir uns die Allegorie vom Teufel gefallen lassen; denn in jeder ihrer Formen wird ausgesprochen, daß er schließlich unterliegt, und dem unheimlichen Wahn von einer dämonischen Welt wird es nicht anderes ergehen, als es Belial und Belzebub gegangen ist, wir können sie absetzen, vernichten und die verbannten Götter aus ihrem Exil wieder heimrufen.

Die Vögel in Mythe und Dichtung.

Von V. Chiavacci.

Unter allen Wesen, welche die unerschöpfliche Natur im Laufe der Zeiten gebar, sind die Vögel mit der größten Fülle von Gaben, mit den wirksamsten Organen zur Erfüllung ihres Lebenszweckes ausgerüstet. Stünde die Krone der Schöpfung, der Mensch, nicht vermöge seiner geistigen Fähigkeiten, hoch über allen seinen Mitgeschöpfen, so müßte den gefiederten Bewohnern der Lüfte der erste Rang in der Reihe der Lebewesen zuerkannt werden.

Mit neidischem Blicke betrachtet der ewig mit dem Geschicke grollende Mensch jene freien und glücklichen Geschöpfe, die sich behaglich im Aether wiegen, während er selbst, wie ein unbehilflicher Wurm an die Scholle gebannt, sich seit Jahrtausenden das Gehirn zermartert, wie er durch seine Erfindungskraft jenes Organ ersetzen könne, das die Götter, dem stolzen Menschen zum Hohne, an inferiore Geschöpfe so freigebig verliehen. Von Dädalus, dem erfindungsreichen Meister der Künste, der seinen eigenen Sohn Ikarus ein Opfer seiner trügerischen Erfindung werden sah, bis auf den Schneider von Nürnberg mußten alle Versuche als gescheitert betrachtet werden, ein Organ zu ersetzen, dessen mühlosen Besitzes sich jeder Sperling erfreut. Hätte Prometheus, da er den ersten Menschen formte, noch ein Bischen Lehm auf ein Paar Flügel verwendet, so wären wir heute die seligsten Bewohner der Lüfte, und Eisenbahnen und Dampfschiffe und Luftballon und Brieftaube wären wohl nie in dem Gehirne eines Menschen ausgebrütet worden.

So aber hauchte er der ruhelosen Menschheit durch den olympischen Brand ein heißes Sehnen nach jenen unnahbaren Räumen ein, und während der unbehilfliche Lehmklotz von Scholle zu Scholle kriecht, strebt der göttliche Funke auf den Flügeln des Gedankens nach der Vereinigung mit dem ewigen Lichte, von dem er ausgegangen. Der Geist durchfliegt die Räume des Universums und mißt die fernsten Welten und rechnet die Hitzegrade des Sirius aus — der Leib muß nach wie vor einen Fuß vor den anderen setzen, wenn er den kleinsten Raum durchmessen will. Die Sehnsucht nach dem blauen Aethermeere über uns, nach dem Raume, welchen sich die kindliche Phantasie der Völker von Wesen höherer Art bewohnt dachte, nach jenen Sternen, die nach Hesiod doch nur wenige Meilen von der Erde entfernt sind, erweckte in allen Naturvölkern die ungestillte Begierde, es jenen gefiederten Geschöpfen gleichthun zu können, welche sich mit frohem Gesange von der Erde zum Himmel schwingen.

Diese Sehnsucht drückt Faust mit den wunderbar schönen Worten aus:

Ach, zu des Geistes Flügeln wird so leicht
Kein körperlicher Flügel sich gesellen.
Doch ist es Jedem eingeboren
Daß sein Gefühl hinauf und vorwärts dringt,
Wenn über uns, im blauen Raum verloren,
Ihr schmetternd Lied die Lerche singt,
Wenn über schroffen Fichtenhöhen
Der Adler ausgebreitet schwebt
Und über Flächen, über Seen
Der Kranich nach der Heimat strebt.

Was Wunder, wenn die Phantasie jene bevorzugten Wesen in irgend einen Zusammenhang mit der Geisterwelt brachte, wenn sie sich dieselben als Vermittler zwischen den göttlichen Bewohnern des Aethers und den Menschen, als Götterboten zwischen dem lichtumstrahlten Olymp und den Gefilden der Erde dachte?

Daher spielen die Vögel in den Mythologien fast aller Völker eine hervorragende Rolle, sowohl als Boten des Himmels, wie auch als Wesen höherer Art; ihr Flug ist von schicksalsschwerer Bedeutung und ihre Sprache für den Eingeweihten voll hoher Weisheit. Der räthselhafte Wandertrieb gewisser Arten gab den Völkern vergangener Zeiten viel zu denken; die große Intelligenz, welche andere Arten besaßen, die Leichtigkeit, mit der man einigen von ihnen abgerissene Wörter beibringen konnte, gab zu der Sage Veranlassung, die Vögel hätten eine eigene Sprache, und Derjenige, welcher die Kenntniß dieser Sprache besäße, könne von ihnen geheimnißvolle Weisheit lernen.

Es gibt keinen Mythenkreis, in welchem dem Vogel nicht eine bedeutungsvolle Rolle zugedacht wäre, und dem Adler Jupiters, welcher dem göttertrotzenden Prometheus an der Leber frißt, liegt ein ebenso erhabener Sinn zu Grunde, wie dem egyptischen Phönix, der verjüngt aus seinem Flammengrabe ersteht. Schon Herodot berichtet über den wunderbaren Vogel Phönix, erzählt viele abenteuerliche Einzelheiten von ihm, fügt aber hinzu, daß man ihm Alles dies nimmer glauben machen werde. Tacitus berichtet ebenfalls Ausführliches und sagt unter Anderem:

„Daß dieses Thier der Sonne heilig und durch Kopf und Farben seiner Federn von allen Vögeln verschieden ist, sagen Alle, die seine Gestalt beschrieben haben. Von der Zahl der Lebensjahre sind die Erzählungen nicht einstimmig, die gemeinste setzt sie auf 50. Einige versichern aber, daß seine Epoche allemal 1461 Jahre dauere und von den vorigen Phönixen soll der erste unter Sesostris', der zweite unter Amasis' Regierung gegen die Stadt Heliopolis geflogen sein unter einem großen Gefolge anderer Vögel, welche die neue Gestalt bewunderten. Er soll nämlich, wenn die Zahl seiner Jahre voll ist und der Tod sich nähert, sich in seinem Lande ein Nest bauen und dasselbe befruchten, so daß ein junger hervorkommt, der, sobald er groß wird, zuerst besorgt ist, seinen Vater zu begraben, und das nicht aus bloßem Instinct; sondern er hebe erst, sagt man, ein Bündel Myrrhen auf, mache damit einen langen Weg zur Probe, und wenn er sich dann der Last gewachsen und zur Reise kraftvoll finde, so lade er des Vaters Leichnam auf sich, bringe ihn auf den Altar der Sonne und verbrenne ihn da. Dieses ist ungewiß und hat dichterischen Zusatz; daß übrigens dieser Vogel in Egypten sich sehen ließ ist außer S t r e i t."

So Tacitus. Heute ist es freilich außer S t r e i t, daß dieser Vogel sich in Egypten n i c h t sehen ließ. Nichts destoweniger verdient diese Sage doch alle Beachtung, da sie ohne Zweifel eine von den egyptischen Priestern verbreitete Allegorie auf die Zeit und speciell auf das große egyptische Sonnenjahr war. Die S o t h i s p e r i o d e ist nämlich ein Zeitraum von 1461 Jahren, nach welchem der Sirius wieder zum ersten Male v o r der Sonne aufgeht. Genau dieser Zeitraum wird

aber als die Lebensdauer des wunderbaren Vogels angegeben. Und womit könnte man die Zeit, die sich ewig aus sich selbst gebiert, besser vergleichen, als mit diesem Wundervogel? Saust sie nicht auf unsichtbaren Schwingen heran und ist sie nicht schon entschwunden, bevor wir ihrer noch recht gewahr geworden? Und läutet eine Zeit nicht der anderen zu Grabe, und trägt sie sich nicht selbst den Scheiterhaufen zusammen aus dem dürren Holze des Aberglaubens, der Vorurtheile und des Kastengeistes, bis die lohende Flamme der Aufklärung wie Jovis Blitz herniederfährt und den Schutt und Moder der Vergangenheit verzehrt und der lichtumstrahlte Phönix einer großen Zeit, eines neuen Sonnenjahres daraus ersteht? —

Die nach dem Höchsten ringende Menschheit ist im Prometheus verkörpert. Angeschmiedet seit Jahrtausenden an die Scholle des Gemeinen mit den Fesseln des Aberglaubens, der Vorurtheile, wird ihr Innerstes zerfleischt und durchwühlt von quälenden Gedanken, trostlosen Schlüssen der unerbittlichen Vernunft, die einen Trost nach dem anderen, eine Hoffnung nach der anderen zernagt, zerfasert, vernichtet. Steigt der Gedanke des Menschen nicht in unmeßbare Weiten und stürzt er sich, nachdem er in der ungeheuren Leere vergebens die Antwort auf die ewige, bange Frage gesucht, nicht gleich jenem Vogel des Zeus immer wieder auf den Erdenkloß, um mit grausamem Behagen in seinen Eingeweiden zu wühlen?

Ein anderes Fabelthier des Alterthums, von welchem schon Hesiod und Herodot erzählen, ist der Vogel Greif. Die Greife waren in den Sagen als furchtbare Wächter des Goldes erwähnt, welches ihnen die einäugigen Arimaspen jedoch raubten. Dieser Vogel spielt in vielen Erzählungen des Morgenlandes eine bedeutsame Rolle, und selbst im Abendlande glaubte man noch lange an die Existenz der Greife. Heutzutage begegnet man ihren Abbildungen auf Wappenschildern und Bau-Ornamenten.

Zu den abenteuerlichsten Geschöpfen, welche die griechische Mythologie aufzuweisen hat, gehören die Stymphaliden; diese waren furchtbare Raubvögel, Kinder des Stymphalus und der Ornis, mit ehernen Federn, welche sie gleich Pfeilen abschießen konnten und gegen welche der stärkste Panzer nicht schützte; sie waren gefährlich, weil sie nicht nur Thiere, sondern auch Menschen anfielen. — Die Aehnlichkeit dieser mythischen Ungeheuer mit einer gewissen Gattung von Geschöpfen unserer Tage ist auffallend. Auch sie sind Raubthiere, und oft von der schlimmsten Sorte, und wenn sie ein unglückliches Mitgeschöpf mit ihren „ehernen Federn" angreifen, so schützt der Panzer des Gleichmuths und des guten Rechtes wenig; unbarmherzig wird dann das zappelnde Opfer gerupft, und der stolzeste Pfau wird oft als der elendeste Hans Huckebein aus ihren Klauen gelassen. Gefährlich ist es auch bei ihnen, daß sie sich nicht mit dem niederen Gethier begnügen, sondern ungescheut auch nach dem Adler ihre „giftgetränkten Federn" senden.

Von dem monströsen Geflügel der Mythe sind die Harpyien die scheußlichsten an Gestalt und galten als die furchtbarste Heimsuchung für diejenigen Sterblichen, welche den Zorn der Götter erregt hatten und zur Strafe für ihr Vergehen von den Harpyien überfallen wurden. Diese waren Töchter des Thaumas und der Elektra, einer Oceanide. Bei Homer sind sie blos Sturmgöttinnen, schnell aber schön; auch bei Hesiod sind sie schön gelockte Göttinnen. Bei Aeschylos jedoch sind sie häßliche geflügelte Unholdinnen; sie wurden später als Raubvögel mit Mädchengesichtern dargestellt, auch zuweilen mit menschlichen Armen und Schenkeln, welche aber in Klauen und Hühnerfüße endigten, oder als Mäd-

chen mit abschreckend häßlichen Extremitäten und Flügeln. In dieser scheußlichen Gestalt wurden sie von den Göttern zur Strafe gegen Verbrecher ausgeschickt; so wäre Phineus verhungert, wenn die Söhne des Boreas ihn nicht von den gefräßigen Ungeheuern befreit hätten, welche ihm alle Speisen verzehrten oder mit ekelhaftem Unrath besudelten.

Wie jede Religion ursprünglich in der Verehrung von Naturkräften bestand, die sich bei manchen Völkern auch auf die dem Menschen nützlichen Thiere erstreckte, so genoß auch der Vogel schon wegen seiner Nützlichkeit ein großes Ansehen, das sich sogar mitunter bis zur göttlichen Verehrung steigerte. Unter anderen Thieren, welche den Egyptern heilig waren, wurden auch dem Ibis, einem storchartigen Wandervogel, göttliche Ehren erwiesen. Jedenfalls hatte sich dieses Thier durch die Vertilgung von Ungeziefer und Schmarotzern, welche im schlammigen Nilthale so häufig der Vegetation gefährlich wurden, nützlich gemacht und die schlaue Priesterschaft, welche wußte, wie wenig der große Haufe auf Vernunftgründe gab, schützte diesen Vogel durch mythische Ausschmückung, indem sie vorgab, der Ibis tödte geflügelte Schlangen, welche alle Jahre von Arabien her nach Egypten flogen. Diese geflügelten Schlangen waren wohl ein Zerrbild der Heuschreckenschwärme, die so häufig die gesegneten Fluren des Nillandes verwüsteten. Um also diesen nützlichen Vogel vor Verfolgung zu schützen, wurden ihm eigene Tempel erbaut und war auf die Tödtung dieses heiligen Thieres die Todesstrafe gesetzt. Wenn ein Ibis starb, wurde er von den Priestern einbalsamirt und in eigenen Todtenstätten beigesetzt. Noch heutzutage findet man Tausende von Ibis-Mumien in diesen Grabdenkmälern.

Auch in der römischen Mythologie nehmen die Vögel eine Vermittlerstellung zwischen der Erde und den luftigen Höhen des Olymp's ein. Da das Auge des Menschen ihnen gerne in jene Höhen folgte, welche für den Menschen unerreichbar waren, so hatte man Muße, Betrachtungen über die Art und Weise ihres Fluges anzustellen, und wollte aus der Richtung oder Schnelligkeit ihres Fluges Consequenzen für wichtige Ereignisse, wie das Gelingen einer Schlacht oder günstiges Wetter für eine Seereise ꝛc., ziehen. Unter den vielen mißlungenen Deutungen gab es natürlich auch einige, welche zutrafen, und da der Mensch immer den Kindern seiner Phantasie Concessionen macht, so kam die Vogelschau bei den alten Römern bald zu hohem Ansehen und eine eigene Priesterschaft, die Auguren und Haruspices, war bestimmt, die Zeichen des Vogelfluges zu erklären oder aus den Eingeweiden wahrzusagen, wobei natürlich die bequeme Sprache des Delphischen Orakels mit großem Geschicke nachgeahmt wurde. Fast bei allen hochwichtigen Gelegenheiten in der Geschichte Roms erscheinen Vögel, meist als ein günstiges Augurium. Schon bei der Gründung Roms entschied die Vogelschau zu Gunsten Romulus'. Jeder der beiden Brüder stand auf einem Hügel, um nach einem günstigen Zeichen zu spähen. Da sah zuerst Remus 6 Geier, bald darauf Romulus 12. Nun entstand ein heftiger Streit zwischen Beiden; Remus behauptete, ihm müsse die Herrschaft zuerkannt werden, da er zuerst ein günstiges Zeichen erblickte, während Romulus sich wieder auf die doppelte Zahl der erschienenen Vögel berief. Jeder wurde von seinen Kampfgenossen als König begrüßt und es kam darüber zu einem blutigen Kampfe, in welchem Romulus Sieger blieb. —

Besonders der Adler, der Vogel Jupiters, stand bei den Römern in hohem Ansehen und galt bei den meisten Völkern als günstiges Augurium. Sein Bild wurde den römischen Cohorten voran-

getragen und Hunderte von unterjochten Völkerschaften mußten sich vor diesem Siegeszeichen neigen.

Ein unscheinbarer Vogel, dessen Diminutiv gewöhnlich als scherzhafter Beiname besonders geschwätziger, jüngerer Individuen des schwächeren Geschlechtes gebraucht wird, galt in der Sage als Retter Roms. In einer finsteren Nacht nämlich versuchten die das Capitol belagernden Gallier, die Veste von der Seite des tarpejischen Felsens zu erklettern. Schon waren einige der kühnsten Krieger auf die Mauer gestiegen, als der Consul Marcus Manlius, der nachher den Beinamen Capitolinus führte, durch das Geschrei der der Juno geweihten Gänse erwachte und die auf der Brüstung erscheinenden Barbaren über den tarpejischen Felsen stürzte. Bald kamen andere Römer an die gefährdete Stelle und schlugen den Angriff vollständig zurück.

Wie wir oben sahen, war die Gans der Göttin Juno geweiht; diese hatte aber noch andere, ihr speciell geweihte Vögel, so den prächtigen Pfau, der auch auf vielen Statuen der Juno zu sehen ist, ferner die Krähe und den Kukuk.

Der Lieblingsvogel der Minerva war die Eule, wovon noch heute das Sprichwort: „Es hieße Eulen nach Athen tragen“ herrührt. Da nämlich Athen der Pallas Athene geweiht war und dort auch ihr Lieblingsvogel in zahlreichen Exemplaren gepflegt wurde, so wäre es nutzlos, noch weiter Eulen nach Athen zu tragen, — also eine überflüssige Sache zu verrichten. Dem Apollo sind der Schwan, der Habicht, der Greif, der Rabe, der Hahn; dem Mercur der Kranich; der Venus die Taube, der Sperling, die Schwalbe geweiht. Man sieht aus diesen Beispielen, daß durch diese Vögel hervorragende Eigenschaften der Gottheit symbolisch bezeichnet wurden.

Die Götter wählten auch oft die Vogelgestalt als Verkleidung, wenn sie eine Mission auf Erden zu erfüllen hatten. Wie anrüchig ist nicht der sonst so unschuldige Schwan durch die etwas liederliche Liebsgeschichte Jupiter's mit der schönen Leda geworden!

Es kommt auch vor, daß die Vögel den Menschen in manchen nützlichen Dingen unterrichten. So erzählt die Sage von dem oben erwähnten egyptischen Vogel Ibis, daß er die Menschen zuerst die Anwendung des Klystiers gelehrt habe, indem er sich selbst ein solches mit seinem langen Schnabel beibringen soll. Noch origineller dürfte aber die Anschauung der Japanesen sein, nach welcher ein Vogel, Isi Talaki genannt, die Menschen zuerst durch sein Beispiel die Fortpflanzung gelehrt, für welche Gefälligkeit er gewiß, sofern wir nicht Anhänger Schopenhauer's sind, unseren Dank verdient.

Selbst in den Legenden der Bibel spielt der Vogel eine nicht unbedeutende Rolle; ich erinnere nur an die Friedenstaube, welche der Arche Noah's entsendet wurde, an die Raben, welche den Elias mit Speise versahen, an die Wachtelschwärme, welche das israelitische Volk in der Wüste vor Hunger schützten.

Die uralte, schon in den indischen und assyrischen Mythen angedeutete Dreitheilung der Gottheit, unsere christliche Dreifaltigkeitslehre, wendet einen Vogel als Symbol der dritten Person, des heiligen Geistes an. Die nach ewigen Gesetzen waltende Natur, sowie die das All' durchdringende Liebe, sie wurden dargestellt als verklärte menschliche Gestalten; der Geist jedoch, der sich erhebt über Menschen und Dinge, die Erkenntniß, welche uns die Wesenheit der Dinge lehrt, mußte mit Schwingen abgebildet werden.

Die Völker des grauen Alterthums beteten zum Vater aller Dinge. Die gewaltige Natur und ihre hehrsten Geschöpfe, Sonne, Mond und Sterne

galten ihnen als unmittelbare Verkörperungen Gottes — die nach Gesetzen wirkenden Kräfte galten als Willensäußerungen der Gottheit. —

Das Christenthum betete auch zum Vater, dem Schöpfer aller Dinge, erkannte aber als das erhaltende Princip den Sohn, die ewige Liebe an. Ein hohes Sittengesetz brachte diese Lehre von der Liebe in die Welt. — Die dritte Person, der Geist, welcher vom Christenthum zwar ebenbürtig anerkannt war, aber ohne Einfluß auf Lehre und Dogma blieb, war lange nur ein bloßer Begriff. Die Liebe war Mensch geworden und hatte die sündige Menschheit erlöst, und alle Verehrung und Anbetung galt der zweiten Person!

Unsere Zeit feiert aber die Menschwerdung des heiligen Geistes; immer mächtiger greifen die Fittige des verklärten Vogels aus, die Taube ist zum Adler geworden, wir erkennen den alten Liebling Jupiters, das zweite Erlösungswerk der Menschheit, die Befreiung aus den Banden der Unwissenheit und des Aberglaubens naht immer mehr der Vollendung. Wann werden die Fesseln des Prometheus fallen, wann wird sich der Adler des Donnerers besänftigt zum Olympos schwingen?

In den germanischen und skandinavischen Mythen erscheint der Vogel häufig als ein mit Vernunft und Sprache, ja sogar mit Allwissenheit ausgestattetes Geschöpf. Die Skandinavier verehrten den Adler als des höchsten Gottes Lieblingsvogel und auf der Esche Ygdrasil, auf dem Lebensbaume, sitzt ein allwissender Adler. Wie leicht konnten auch sinnige Naturvölker zu einem solchen Schlusse kommen? Sahen sie den Adler sich in die Wolken erheben und gleich darauf aus ungeheurer Höhe auf die Beute stürzen, so bekamen sie einen hohen Begriff von den scharfen Sinnen dieses Thieres; und da die Welt ihrer Begriffe oft nicht weiter ging, als der Horizont, welchen der Adler von seiner Höhe aus beherrschte, so konnten sie leicht annehmen, er übersähe die gesammte Welt.

Die Gabe der Sprache und der Allwissenheit hatten auch Odins Raben, Hugin und Munin. Diese sitzen auf des Gottes Schultern und sagen ihm Alles, was auf der Welt vorgeht, daher Odin auch der Rabengott genannt wird. Diese Mythe hat dem Raben wohl nachher auch zu dem Ansehen verholfen, welches er später in den Mährchen und Sagen des deutschen Volkes genoß. Uebrigens verdient der Rabe durch die Intelligenz, welche ihn vor anderen Vögeln auszeichnet, eine größere Beachtung. Das hohe Alter, welches er gemeiniglich erreicht, mochte auch zur Erhöhung seines Ansehens beitragen. Schon Hesiod sagt: Neun Menschenalter überlebt die Krähe, vier Krähenalter der Hirsch, drei Hirschenalter der Rabe, neun Rabenalter der Phönix und zehn Phönixalter die Nymphe. — Ehemals soll der Rabe weiß gewesen sein, aber da er dem Apoll einst eine schlechte Nachricht brachte, schwärzte ihn dieser zur Strafe dafür.

Im Munde des Volkes entstanden schon in den ältesten Zeiten Sprichwörter und Redensarten, welche aus der Beobachtung der Eigenschaften und Gewohnheiten der Vögel abgeleitet wurden. Diese Eigenschaften entsprangen entweder dem innersten Wesen des betreffenden Vogels, oder sie waren von Alters her demselben angedichtet und allgemein bekannt. So sprachen die Fabeldichter aller Zeiten vom stolzen Adler, der sanften Taube, der diebischen Elster, dem kühnen Falken, der geschwätzigen Krähe, und gewisse Sprichwörter haben seit Jahrhunderten das Bürgerrecht in unserem Sprachgebrauche: „Eine Krähe hackt der anderen die Augen nicht aus, eine Schwalbe macht keinen Sommer, der Sperling im Sacke ist besser als die Taube am Dache; wo Tauben sind, fliegen Tauben zu,“ und viele andere sind Sprichwörter, welche in Jedermanns Munde leben und Vergleiche

wie: „Stolz wie ein Pfau, keck wie ein Spatz, schwatzhaft wie ein Papagei, gebrauchen wir unbewußt. „Zum Kukuk“ wünscht Derjenige, welcher jedem sündhaften Fluche gerne aus dem Wege geht, eine mißliebige Sache; „das weiß der Geier,“ behaupten wir mit großer Bestimmtheit, wenn unsere eigene Weisheit uns auszugehen droht; warum gerade der Geier es wissen soll, ist mir unbekannt; vermuthlich wegen seines scharfen Gesichts.

Der Besuch des Storches kommt oft ungelegen genug; ein geradezu gefährlicher Gast ist aber der rothe Hahn; während die fette Henne als harmloses Küchengewächs mehr Anspruch auf unsere Sympathien hat.

In Kaffeehäusern und auf Spieltischen treibt sich ein beschaulicher und harmloser Vogel herum, der nur mitunter etwas aufdringlich wird, es ist der „Kibitz.“ Der „Gelbschnabel“ drückt auch beim Menschen eine noch nicht fertig gewordene Entwicklungsstufe aus.

Wir alle haben als Kinder den Storch für ein äußerst nützliches Thier gehalten und noch heute erfüllt uns die drollig steife Gestalt dieses klappernden Gesellen mit Behagen und erinnert uns an bunte Bilderbücher mit zungenbrecherischen Versen und an eine fröhliche, gläubige Kinderzeit. Heute freilich glauben wir nicht mehr an die segenbringende Mission des Storches; dafür versucht es ein anderer Vogel, von Zeit zu Zeit unseren gläubigen Sinn zu bethören. Dieser Vogel, eine Pseudo-Brieftaube des politischen und wirthschaftlichen Verkehrs, vermag durch sein plötzliches Auftreten viel Schaden anzurichten. Man weiß nie, von wannen er kommt und wer ihn ausgesandt und sein Gefieder ist dem der anderen Vögel so täuschend nachgemacht, daß er immer zu spät als arglistiger Eindringling erkannt und behandelt wird. Der Kobold der uns alle schon geneckt, der seinen Spuk mit scherzhaften und ernsten Dingen treibt, heißt — „die Ente.“

(Schluß folgt.)

Ein Curort-Feuilleton.

Von P. K. Rosegger.

Uns sind die Curorte das, was unsern Vorfahren die Gnadenorte waren. Diesen Ausspruch unterschreibe ich nur dann, wenn die Gnadenorte nicht im Sinne unserer, sondern in dem ihrer Zeit gedacht werden.

Unseren idealeren Vorfahren ging es noch um den Frieden der Seele, und den fanden sie an ihren Wallfahrtszielen; uns geht es zuvörderst um das persönliche Behagen, um das Wohlbefinden des Körpers und zumeist finden wir das in unseren wohlorganisirten Curorten. Die Frage unserer künftigen Seligkeit beunruhigt uns nicht sosehr, als die unserer körperlichen Gesundheit und in den Curorten gibt es Priester Aesculaps, denen wir unsere Anliegen beichten, die durch die heilsame Buße, welche sie uns in den Medicamenten, Molken, Gesundheitsbrunnen, Bädern und allerlei Diät auferlegen, beruhigen und somit die erste und wichtigste Bedingung zu körperlichem Wohlsein spenden.

Was Curorte! höre ich rufen, wo Einen die Kranken und die Bademusiken und die Modegecken beiderlei Geschlechtes und die hohen Preise erst recht nervös machen! Bei guter Luft und vernünftiger Diät wird mir überall wohl sein, brauche dazu nicht erst einen Curort aufzusuchen. Sehr vernünftig! So ist es, bei guter Luft und rechter Diät schlägts überall an. Jedoch, wie Wenige vermögen sich an ihrem freigewählten Erholungsorte zu einer strengen, geregelten Cur zu entschließen, so lange sie sich halbwegs wohl fühlen und gehts ihnen schlecht, dann wissen sie erst nicht, was sie wollen und sollen, verstehen es nicht, ihre Natur einer strengen Prüfung zu unterziehen, versuchen das und das, und in der Absicht, Diät zu halten, werden sie in ihrer Lebensweise unstäter und regelloser, als je.

Endlich entschließen sie sich auf Anrathen ihres Arztes für einen Curort. Curorte liegen stets in einem gegen bestimmte Leiden gewählten, günstigen Klima. Das ist Eins voraus. Dann ist das Wasser, sind die Specialärzte für bestimmte Gebrechen, sind allerlei Anstalten und Einrichtungen zur Beseitigung der Uebel, zu deren Bekämpfung Natur und Menschenkunst sich vereinigen. Und nun gehts an die systematische Ausbesserung der Gesundheit. Leichte Anregung, süßes Nichtsthun und heitere Zerstreuung wirken das Ihre. Da kommt nun das Bewußtsein, daß alle, dem Zustand ungünstigen Einflüsse beseitiget sind, die Scrupel in Bezug auf die Diät hören auf, der Glaube an eine heilsame Wirkung tritt ein. An den Gnadenstätten macht der Glaube selig, an den Curorten macht er gesund.

Das gilt im Allgemeinen, selbst auch für bloße Mode-Curorte.

Wenn nun aber ein Erdenwinkel so gesegnet ist, daß er reine Luft, mildes Klima, Gesundheitsbrunnen mit landschaftlicher Schönheit vereinigt, und wenn die Menschen zu diesem Erdenwinkel vorzügliche Straßen angelegt, denselben mit Comfort, Kunst und Luxus und Allem, was den ländlichen Aufenthalt angenehm macht, ausgestattet haben, so ist es kein Wunder, wenn er zu einem Gnadenorte wird, wo die Natur ihre Wunder wirkt.

Meiner Anlage nach bin ich kein Freund von Curorten, wenn ich es auch nicht ganz mit jenem Landsmanne halte, der „die Bäder für sehr ungesunde Aufenthaltsorte hielt, weil er, so weit er auch in der Welt herumgekommen, nirgends so viele Kranke habe umherwandeln gesehen, als in den Badeorten.“ Ich will mich auf die Heilwirkung der Curorte auch gar nicht weiter einlassen, sondern hier das touristische Interesse eines Badeortes erwähnen — in den ich so zu sagen, zufällig oder, wenn man will, nothgedrungen versetzt worden bin.

Männiglich weiß ja, was wir Bewohner der „gemäßigten Zone“ mit unserem Frühling für ein Elend haben! Das ist ein tückischer Wicht! Mit seinem jungen Grün und seinen hellen Blümlein sucht er die Leute unter den Nasen zu locken. Man sagt, es sei eine heimliche Rache. Vor Zeiten haben die Dichter den Mai besungen, aber die heutigen Recensenten sagen, es wäre abgeschmackt, noch immer den Mai zu besingen, und die Lyriker lassen sich das gesagt sein, nur die Anfänger machen noch Verse auf den Frühling. Deß ist der sich seines alten Ruhmes wohlbewußte Junge nicht zufrieden und weil man ihn nicht lobt, so mag er auch nicht mehr brav sein; wie verzogene Kinder schon sind, sobald man sie nicht mehr zärtelt, werden sie boshaft. Die Kirschbaumblüthen vermischt er mit Schneeflocken; statt „Jauchzen aus freier Brust“ hört man das Husten der Bronchial-Katarrhe. In der Stadt wirbelt der Nordwind die Staubwolken auf, überall die Unlust der ersterbenden Wintersaison und die Unruhe der anzuhoffenden Sommerszeit. Aber auf den Bergen ist noch Schnee und im Süden sengt schon die Hitze. Wohin also? Welche Gegend schützt uns vor dem Frühling?

Ich fand die Gegend.

Wenn man in der mittleren Steiermark sein Auge über das weite Hügelland schweifen läßt, so stößt es gegen Südosten an eine ätherblaue Pyramide mit zwei Spitzen. Das ist der Aufbau eines Vulcans, der in uralter Zeit das liebliche Thal der Raab und die unteren Gebiete der Mur mit seinen Aschenwolken bedeckt haben soll. Der Felskegel, auf dem heute die alte Riegersburg steht, hat einst im Widerscheine eines feuerspeienden Berges geleuchtet, und die Erdbrühe, die bei solchem Herde gekocht, ist heute noch nicht ganz ausgekühlt, sondern fließt in der 13 Grad warmen Constantinsquelle des Gleichenberger Brunnenhauses aus dem Felsen.

Die ätherblaue Pyramide mit den zwei Spitzen ist nämlich das weithingrüßende Wahrzeichen des im letzten Jahrzehent zu so großer Berühmtheit gelangten Curortes Gleichenberg.

Dorthin zogs mich denn im Wonnemonat Mai, zu sehen, ob vielleicht der von Vulcanus geheizte Ofen noch warm sei.

Fast war es so. Oder vielmehr, die Lage des Ortes und die üppigen Waldungen schützen vor kalten Winden und Fröstten und fangen die liebe Sonnenwärme auf und vertheilen sie so, daß es in keiner Stunde des Tages zu heiß und auch in keiner zu kalt ist. Am Fuße des Gleichenberges in einem wahrhaftigen Naturpark liegt das freundliche Villenstädtchen und schaut gegen Mittag. — Hier läßt sich minnen mit dem Mai.

Gleichenberg lächelt. Man hat Vertrauen zu ihm, so bald man es nur sieht. Versteckt in den Büschen und zwischen herrlichem Baumschlag stehen die Häuser, Höfe und kleinen Paläste, und zu allen Fenstern schaut das frische, kühlende Grün herein. Und am Grunde der Hügel, unter einem großen Baldachin rinnen die vier Brunnen, die unter einander verschieden sind, wie die vier Lebensalter, und doch zusammenstimmen. Zur Constantinsquelle kommen die von Krankheiten der Athmungs- und Verdauungs-Organe Be-

hafteten herangekeucht und trinken Wasser des Lebens. An der Emmaquelle laben sich hysterische Frauen. An der Klausen-Stahlquelle trinken Blutarme Eisen und Kraft in sich. Der Johannisbrunnen erfrischt Herzen und Nieren und bringt das Blut in einen fröhlicheren Lauf und entzündet mit seiner Kohlensäure die Phosphorlämplein des Gehirnes, daß es nur so glitzert und leuchtet in dieser schönen Welt. Wie manches verwelkende Weltkind hat an diesen vier Brüsten von Gleichenberg sich wieder rothe Lippen, volle Backen und helle Augen angesogen! Zur weiteren Erquickung hat man in den Inhalationssälen die Essenzen der heilsamen Salze und selbst der würzigen Waldluft unserer Fichtenwälder bereitet und öffnen flinke Jünger Poseydons warme, kalte und aller Art präparirte Bäder und credenzen reizende Heben Molken und Milch, und wer recht auf das Unmittelbare geht, der mag, wie meine resolute Engländerin, mit eigenen Lippen aus dem Euter der Ziege ihr Heil saugen.

Es wird energisch vorgegangen. Darum beklagen sich ja die verschiedenen Krankheiten und Siechthümer, die in Mitternachtsstunden auf dem nahen Hochstraden als Hexen zusammen kommen, daß sie nirgends so schlecht gehalten wären, als in Gleichenberg, wo man ihnen schon höllisch zusetze. Am liebsten möchten sie sich an den alten Vulcanus wenden, daß er Gleichenberg noch einmal in Lava begrabe oder zum mindesten durch ein tüchtiges Erdbeben seine Brunnen verschütte.

Nun, wir betrachten den Curort und seine Umgebung ja mit dem Auge des Touristen, und da ist es doppelt schön. Vor Allem besuchen wir den freundlichsten Bau Gleichenbergs, die mit Kunstwerken verschiedener Art ausgestattete Villa Wickenburg, den lieblichen Wohnsitz des Begründers Gleichenbergs, des hochverdienten Grafen Constantin Wickenburg. Als sechsundachtzigjähriger Mann erfreut er sich, nach einer bewegten und ehrenvollen Laufbahn, hier des ländlichen Lebens, umgeben von seinen Kindern und Enkeln, angebetet von der Bevölkerung in weitem Umkreise und verehrt von Allen, die kamen, um von seinem Gleichenberg Genesung zu erlangen.

Obzwar die Heilquellen schon von den Römern benützt wurden, fielen sie später doch in Vergessenheit, bis in den Dreißiger Jahren dieses Jahrhunderts auf Anregung des Grazer Arztes Dr. Werlé Graf Wickenburg als damaliger Statthalter von Steiermark mit Zuziehung mehrerer Patrioten die Quellen fangen, den Sumpfboden entwässern, Wege, Bauten und Pflanzungen anlegen ließ, und so aus einer Einöde die Anstalt in's Leben rief, welche heute unter einer umsichtigen Leitung zu den ersten und besuchtesten Curorten des Reiches zählt. Kein Wunder, daß sich der edle Stifter hier, inmitten seines großen blühenden Werkes das Heim für den Nachsommer aufgeschlagen hat.

Wir berühren das stattliche Vereinshaus, das wohlgelegene und comfortabel eingerichtete Curhaus, das Theater, den in altdeutschem Style erbaute Hubertshof, die schönen Villen Höflingers, Süß, Triestina, Max, Franzensburg, nicht zu vergessen des Brünnerhauses mit seiner freien Aussicht nach dem nordwestlichen Thale und des malerischen Schlosses Gleichenberg; und schon gar nicht zu vergessen auf die Schweizerei, die mit ihren hundert sinnigen Sprüchen ein offenes Buch im Grünen ist.

Wer vom Brunnenhaus wenige Schritte durch die Waldschlucht hinaufgeht, der steht auf einmal in einer veritablen Wildniß. Altes, verknorrtes Nadel- und Laubgehölze, Felsblöcke, ein wildzerrissenes Rinnsal, dem nichts fehlt, als der gischtende Wildbach, der sich nach heftigen Gewittern auch einzustellen pflegt. Und diese finstere Wald-

landschaft liegt mitten im lachenden Curort und ist mehr Menschenkunst, als Naturwerk. — Als einer der reizendsten Spaziergänge, von dem es mich nur wundert, daß er nicht längst der Corso des Badeortes geworden ist, und an dem es mich sehr freut, daß er es nicht geworden ist, weist sich die Straße von der „Stadt Venedig" durch das Albrechtswäldchen (benannt nach dem Dichter Grafen Albrecht Wickenburg, Sohn des Gründers von Gleichenberg) am Waldhause und dem Hubertshofe und Brünnerhause vorbei, auf welcher man innerhalb zehn Minuten mannigfaltige Landschaftsbilder genießt.

Auf der Promenade ist ein Waldhügel und auf demselben steht eine Hütte, aus Tannenrinde gebaut, in welcher eine alte, weltberühmte Wunderdoctorin ordinirt — die Mutter Gottes Maria. Mancher, der mit düsteren Gedanken umherwandelt, steht hier im Waldesdunkel sinnend still. Er hatte von jeher kein besonderes Vertrauen auf die Heilkünste alter Frauen, aber er hat nun auch keines zu den studirten Herren, denen es auf die Länge nicht gelingen will, den Stein, der auf seiner Brust liegt, wegzuscherzen. Nun steht er da vor der Waldkapelle und denkt: 's ist nur ein Bild. Aber hinter diesem Bilde steht eine Idee und in dieser Idee liegt eine Kraft, eine Naturkraft, wie sie im sprudelnden Brunnen ist, eine Heilahnung, aus der ganze Völker ihren Trost und ihren Halt geschöpft haben — mit zitternden Füßen kniet er hin und betet. Der Atheist, der Skeptiker, der Pessimist, er wird hier zum Bekenner seiner Gefühle und seine Religion heißt: Ich will leben!

Rührend ist es zu sehen, wie sich die Menschen, die in Gefahren schweben, hier an das Leben anklammern. Und selten vergebens. Die Meisten, die als Curgäste ankamen, verlassen Gleichenberg als Touristen.

Nun auf unserem Rundgange weiter. Auf den Curort leuchtet von ihrem Hügel die Kirche nieder. Wer innerhalb derselben steht und durch die Kirchenthür herausblickt auf die Gegend mit den Staffagen ihrer Thürme und Villen, der hat ein an die schönsten Striche Italiens gemahnendes Landschaftsbild vor sich. Und Gleichenberg selbst ist ein Bild, wie es lieblicher kaum gedacht werden kann.

Hat aber einen Makel.

Wie ist einem, wenn man ein herrliches Landschaftsgemälde vor sich hat, und die Leinwand hat dort, wo der schöne, dunkelgrüne Wald in den blauen Himmel hineinragt, ein Loch? — Ein solches Loch hat Gleichenberg an seinem häßlichen Steinbruch, der in der Brust der wunderschönen Albrechtshöhe gerissen worden ist. Freilich, dort haben sie die Häuser herausgegraben, die hier so gastfreundlich winken. Wie aber, wenn dort die Lahnen niederfahren in die Schlucht, wenn die entwaldete Blöße dem kalten Nordwind eine Thür aufmacht in den Curort? — Als ich eines Tages auf den Gleichenbergerkogel ritt und hinüberschaute auf das wüste Loch im schönen Bilde, wurde mir darüber das Herz so schwer, daß der Esel unter mir zu keuchen und zu stöhnen begann und nicht mehr weiter konnte. Erst als ich durch den Gedanken, sie würden wohl Alles daran setzen, dieses Loch wieder so gut als möglich zu verkleben und die liebe grüne Farbe junger Büsche darüber zu streichen, wieder erleichtert war, stieg mein Esel auch wieder flink anwärts.

Die Spitzen der Gleichenberger Kogel bieten die erhoffte Aussicht nicht. Selbst wenn sie vollständig entwaldet wären, stünde der eine dem anderen im Wege. Nach Süden zeigt die Stelle des Mühlsteinbruches an der halben Höhe des Berges Alles, was zu zeigen ist. Ueber der Gloriette der Albrechtshöhe herüber blaut der durchaus bewaldete Hochstraden, der steirische Blocksberg, wo sich einst die

Hexen versammelten und ihren wilden Spuk trieben. Das Schloß Gleichenberg, dessen grauer Hexenthurm dort über den hellen Buchen aufragt, birgt wunderliche Urkunden, Urkunden, die unsere Vorfahren nicht ins beste Licht stellen. Die letzte hier verurtheilte und verbrannte Hexe hat drüben auf der Riegersburg gehaust. Es war eine Gärtnerin, die im Winter frische Blumen hatte. Zudem soll sie auch einmal beim Veitstanze auf dem Hochstraden gesehen worden sein. Diese Thatsachen kosteten ihr das Leben. So sah es noch im Anfange des vorigen Jahrhunderts hier aus.

Dort draußen auf dem Hügel, von ferne wie eine große Festung zu sehen, steht das alte Straden, ein kleiner Ort mit vier Kirchen, wovon zwei übereinanderstehen, und zwar die eine im ersten, die andere im zweiten Stock eines festungsartigen Gebäudes. Am Fuße von Straden liegt das Quellenhaus und die wohlverwaltete Füllanstalt des delicaten Johannesbrunnen. Weiter draußen deutet ein leichter Dunststreifen, der über dem blauenden Hügellande schwebt, den Lauf der Mur an, wo demnächst das Dampfschiff ziehen soll? In jenem Dunststreifen erstirbt die deutsche Zunge. Weit hinter den windischen Büheln steht wie ein mattes Wölklein am Himmel der Donatiberg bei Rohitsch. Links davon die blauen Berge Croatiens, rechts ziehen sich der Wotsch, der Bacher, die Karawanken und die Kärntneralpen. In diesem weiten Halbrunde liegt das Hügelland bis zu unseren Füßen her, wo wir das anmuthige Trautmannsdorf und den Curort haben.

Diese Aussicht nach Süden wird noch weit übertroffen durch jene nach Norden, vom nordöstlichen Abhange des Gleichenbergerkogels, dem „Bauern-Hansel," aus. Dort fliegt der Blick zwischen dem Schöckel und Wechsel weit ins obersteirische Gebirge hinein und rechts dehnen sich wie ein blaues Meer die Ebenen Ungarns aus, deren weiße Schlösser und Thürme wie Segelschiffe stehen. Aber unser Auge wird gefangen gehalten von dem riesenhaften Felsenlöwen, der dort kauert und mit seinen ehernen Mähnen hoch über den Hügeln aufragt. Die Riegersburg.

Ueber Gleichenberg, seine geologischen Verhältnisse und seine Umgebung wäre ein großes Buch zu schreiben. Aber wer es schreiben wollte, der müßte länger in dieser gesegneten Gegend leben können, als mir es gegönnt war.

Während diese Zeilen in die Welt gehen, fluthet dort die Hochsaison. In allen möglichen Sprachen singen die Curgäste das Lob Gleichenbergs und der Curort läuft von Jahr zu Jahr mehr Gefahr, ein „Modebad" zu werden, in welchem blasirte Leute das Vergnügen suchen an den geheiligten Stätten, wo Andere um Gotteswillen nur das Eine erwünschen und erstreben — die verlorene Gesundheit.

Vielleicht zur herbstlichen Zeit wenn die Trauben reifen, die ich keimen sah, suche ich den lieblichen Landwinkel wieder auf. Nichts ist so schön, als wenn über den belebten Weinbergen und über den gilbenden Buchenwäldern die Herbstsonne ihre stillen Fäden spinnt. Jedenfalls aber, wenn mir Gott das Leben noch länger leiht, im Mai! Schön sind die thaufrischen Haine in den jungen Lenztagen, aber noch schöner sind die vom Sange der Nachtigall durchklungenen Frühlingsnächte Gleichenbergs.

Bummler-Studien.

Von Friedrich Schlögl.

Allerlei Reisende.

Man reist bekanntlich aus verschiedenen Zwecken; eine Wahrnehmung, auf deren Großartigkeit des Gedankens ich mir nicht allzuviel einbilde. Ich wollte auch nur erinnern, daß, eben des Zweckes wegen, auch die Arten der Reisenden verschieden und daß unsere sieben Coupé-Nachbarn von sehr heterogenen Absichten und Tendenzen erfüllt sein können. Da sitzt mir zur Rechten z. B. ein Wein- oder überhaupt ein „Geschäftsreisender“, zur Linken ein Gichtkranker, der Heilung in einem Badeorte sucht, mir vis-à-vis ein junges Ehepärchen, das auf einer Hochzeitsreise begriffen, der in der anderen Ecke, der so schweigsam sich gibt und ein riesiges Zeitungsblatt vor das Gesicht hält, vielleicht als Wechselschuldner auf der „Durchbrennerei“ nach Bremen und dann weiter, und nur der Rest etwa reist des „Vergnügens“ wegen. Des Vergnügens! Ja, da liegt's: was der Mensch just „Vergnügen“ nennt. Beschäftigen wir uns also diesmal nur mit letzterer Sorte, mit den „Vergnügungs- und Erholungs-Reisenden.“

Ihr nennt diese Species „Touristen?“ Ach Gott, wie summarisch ist diese Bezeichnung und in welche endlose Serie von Varietäten zerfällt die Gattung! Vorerst wilde und zahme Touristen: Spitzenstürmer, Jocherkletterer, Höhlensucher, Gletscherwanderer, Pässebezwinger und was der waghalsigen „Kraftmeier's“ mehr sind. Unten im Thale, auf ebenen Straßen, ausgetretenen Fußsteigen und schön gepflegten Feldwegen trottet, das grünlederne Ränzlein am Rücken, den Schattenspender über dem Haupte, der friedsame „Grasläufer,“ der sich nicht minder an den landschaftlichen Reizen der „Gegend“ delectirt und erfreut, während sein bequemerer Gesinnungsgenosse die ähnlichen Strecken im offenen Wägelchen durchrollt und den Herrn der Heerschaaren gleichfalls über seine gelungene Schöpfung lobt. Mit all' diesen Leuten, die jeglicher Originalität entbehren und von hunderten Copien begleitet sind, habe ich nichts zu thun; ich lernte auf meinen vielen Wanderzügen drastischere Exemplare aus der Branche der „Vergnügungs-Reisenden“ kennen, die den ausgiebigsten Stoff zu lehrreich-lustigen Betrachtungen liefern.

Vor Allem den Tausendschwerenöther,“ den touristischen Don Juan, der alljährlich auf ein Paar Wochen seinem häuslichen, ehelichen, elterlichen, amtlichen oder geschäftlichen Joche zu entfliehen weiß, um — den „amorosen Teufelskerl“ zu spielen. Er charmirt mit sämmtlichen Kellnerinnen und „Zimmerinnen“, kneipt die Dorfschönen in die Wangen, hofirt den schmierigsten Schwaigdirnen, und kann bei seiner Heimkehr im Kreise vertrauter Freunde, denen bei diesen Erzählungen der Mund wässert, nicht genug von seinen Erfolgen auf erotischem Gebiete, von seinen überreich belohnten Abenteuern in den Alpenregionen 2c. berichten. Er reist, um sich auszutoben, d. h. „auszulieben“ und in der Erinnerung an diese Genüsse elf Monate lang zu schwelgen. Was kümmert ihn die Scenerie der Berge, was schiert ihn das Paradiesische der Landschaft, ach,

was für ein „Wettermädl“, für eine schmucke Maid war die Liesel, die Crescenz, die Wabi, die Kathi, die Mariedl, die Nani u. s. w.!

Für ländliche Schönheit ist auch sein Freund und Reisekumpan nicht blind und unempfindlich, aber den wahren Hochgenuß bei alpinen Excursionen und Gebirgsmärschen findet er doch nur im Anhören eines Original-Jobler's bei — wenn auch primitivster — Zither-Begleitung, und deshalb kann er zeitlebens die bravourosen Leistungen der cidevant liebenswürdigen Holzinger Fanny von Gmunden, der Rosel vom Astlwirth auf der „hohen Salve“ nicht vergessen, er wird in wortreicher Eloquenz von dem freilich unvergleichlichen Zauber unausgesetzt sprechen, der in den G'stanzeln und Liedern des unglücklichen Schosser Toni aus Losenstein lag, wenn die Sali oder die Hanni, oder die Julerl auf der X-Alpe bei qualmigstem Talglichte die „allertiafsten“ losgelassen und die urwüchsigen Hymnen mit einem lauten Juchazer schlossen. Nun hörte er auch noch die merkwürdige Mathilde, beim Postwirth im bairischen Mittenwald, ihr berühmtes „Hoch vom Dachstein“ singen, der classische junge Schandl begleitete sie auf der Zither, und nun begriff er erst, daß „das Leben doch schön,“ obwohl der bekannte Dichter, der dies der Welt versicherte, die interessante Mathilde nie gehört und den fünfzigjährigen unbändigen Buchwieser den „Schuhplattler“ nicht tanzen gesehen. Das ist denn auch das Thema, mit dem er seine Umgebung an den Wirthstischen, auf dem Verdeck der Seedampfer, im Waggon und auf dem Carriolsitze zu unterhalten sucht, und er kehrt heim und hat von den entzückenden Panoramen, die sich vor seinen Augen hundertfältig entfaltet, nichts gesehen oder wenigstens keine Eindrücke behalten, er hat nur „jobeln“ gehört.

Zu diesen enthusiastischen Ausbrüchen des Dudlerei-Ideologen schweigt sein dritter Gefährte, der mehr für materielle Genüsse schwärmt und in „landesüblichen Delicatessen“ seine Reiseerfahrungen macht. Er ist tagsüber wortkarg und erkundigt sich bei den Conducteurs nur um die „Haltestellen“ und was es da an Würsten &c. besonders gäbe. Kemmelbach mit seinen ausgezeichneten Mayer'schen „Frankfurtern“ war ihm stets ein Lieblingsstation und er freut sich schon im Schmelzer Westbahnhofe im Voraus des ersten Paares, das seine Vergnügungsreise schön inauguriren soll. Auch Dir, freundlicher Leser, munden diese köstlichen Producte der raffinirtesten Wurstfabrikation? Nun, kommst Du auf seiner Retourfahrt an die Seite des begeisterten Wurstforschers, so sei überzeugt, daß er Dich mit gründlichsten Nachrichten von seinen Erlebnissen genügend versorgt, und Du hast Gelegenheit, den Unterschied zwischen den „Weißwürsten“ im Salzburger Stieglkeller, den „grünen Würsteln“ beim Innsbrucker „Bierwastel“, den „Bockwürsten“ im Münchener Hofbräugarten und den geräucherten Selchwürsteln in Traunstein kennen zu lernen. Der eifrige Berichterstatter kam diesmal weit herum, aber von einer Glyptothek, Pinakothek, einem Antikensaal, Landes-Museum, einer National-Galerie und wie das Zeug sich Alles benennt, mit dessen Besichtigung man nicht fertig würde, hörst Du kein Sterbenswörtlein; wenn Dir aber der Mann sagt, daß das Bier beim Spaten und beim Eberl und der Schomlauer beim Lentsch in München gut sei, daß man im Augustiner Bräustübel, sowie beim Sternbräuer in Salzburg vortreffliches Märzen, bei Letzterem auch noch exquisiten Spießbraten bekäme, daß das Zipfer diesmal gerathen und das Kreuthner Bier in Bozen auch nicht zu verachten sei, so kannst Du ihm unbedingt glauben

und vertrauen, denn der Zeuge hat Alles gewissenhaft erprobt. Mehr fordere von ihm nicht zu erfahren.

„Gut essen und trinken" ist auch kein leerer Wahn, ergänzt der Vierte und kommt auf das Tapet der besten Einkehrwirthshäuser. Der Mann ist dankbaren Gemüthes und er bewahrt treu im Gedächtnisse die Namen der todten und lebenden Wohlthäter, wie er sie ganz richtig titulirt, in deren gastlichen Herbergen es ihm zur vollsten Zufriedenheit ergangen. Wie glänzen seine Augen, wenn er der edlen Potschacher in Lofer, der wackeren Tiefenbrunner in Kitzbüchel, der unermüdlichen Emma in Niederndorf, der rührigen Flunger in Innsbruck gedenkt, wenn er von der aufmerksamen Bedienung des Hoteliers Oesterreicher in Trient und des Posthalters Neuner in Mittenwald, wo man an beiden Orten wie im Elternhause aufgehoben, spricht, und welch' lobenswerthe Züge in Zusammenstellung der Menu's weiß er von einzelnen Bahnhof-Restaurationen, wie z. B. jenen in Linz, Innsbruck, Graz 2c. zu erzählen, was man hier und dort für einen Gulden Alles bekäme, wie die ambulanten Dejeuners und Diners, mit denen man in Trübau begonnen, bald ihre vernünftigen Nachahmer gefunden, und daß die Zeit nun so ziemlich um sei, wo man sich fürchten mußte, irgendwo ein belegtes Schinkenbrod zu essen. Der Glückliche hat ebenfalls keine anderen Wahrnehmungen gemacht, als die vorcitirten, dann, daß es vortheilhafter sei, auf dem Rigikulm „table d'hote" statt „à la carte" zu speisen, und man in Triest in den Osterien klug thue, die Fische sich selbst auszusuchen. Mit diesem Gesprächsstoffe reicht der touristische Gourmand von Avricourt bis Wien aus, und da er nebenbei noch geheimer Amateur von „Nationalgerichten" ist, es liebt, den Dreschern, Holzknechten und Salzarbeitern bei ihren Mahlzeiten „kostend" zu assistiren, so weiß er auch in solchen exclusiven gastronomischen Fächern Bescheid und kann Dir außerdem verrathen, daß die „Strauben" beim Lukas Hansl in der Ferleiten, die „Schwarzreuter" beim Gosauer Schmied, die „Lebernickl" bei Zopf in Goisern, die „Hasenöhrl" in Abtenau am besten bereitet werden, daß in Golling ein Steinklopfer ihm Mehlnocken, die er in einem Straßenkessel abgeschmalzen, vorgesetzt habe, die alles Aehnliche, das er im Pinzgau, Lungau und Pongau gefunden, wo doch die Mehlnocken zu Hause, weitaus in den Hintergrund drängen. Dir schwindelt bei dieser bunten Nomenclatur und Du bekommst Magendrücken, indem Du im Geiste an das Verbauen dieses gebratenen, gebackenen und gesottenen „Kaschernats" denkst? Der Eßplauderer ist ja noch nicht fertig mit seinen Mittheilungen! Nun folgen erst die „weltberühmten" Specialisten: Seeauer in Hallstadt, Schramml am Grundlsee mit ihren Forellen, Bartholomä auf dem Königssee mit seinem Gemsbraten, Weißenbach am Attersee mit in Unterach geräuchertem Lachs u. s. w., all' das kennt er aus eigener Erfahrung. Der Mensch muß eben mit Nutzen reisen.

So reitet denn Jeder sein Steckenpferd und hat Jeder seine specielle Inclination. Sei sie ihm ungestört belassen, aber schone man die „Andersgläubigen." Doch das geht wie eine Windmühlklapper, ohne Rast, ohne Ruh, ohne Rücksicht auf die Geduld und Ausdauer des für die Sache völlig uninteressirten aber gezwungenen Zuhörers: das platteste Geträtsche, leer und inhaltslos, nichts als die Bekenntnisse einer Fresserseele. Und solche Leute kommen von den romantischesten, idyllischesten oder grandiosesten Zielpunkten ihres Ausfluges und können nur bestätigen, daß das Sternchen „*" im Bädeker beim Ramsauer oder Straubinger oder Moser

oder bei der Scholastika oder bei der Krone, bei der Sonne, beim Mohren, beim Kreuz, beim Adler, beim Hirschen, beim Ochsen, beim Lamm, beim Luchsen, beim Roß, beim Schaf, beim Bären, beim Elefanten rc., ein verdientes sei, denn an den bezeichneten Orten, wäre es „wirklich gut!"

Man nickt zu dem Geplauder gleichgiltig mit dem Kopfe und schaut zum Fenster hinaus. Die Bergkolosse fliegen wie Gespensterriesen vorüber. Dieser Anblick löst einem Anderen die Zunge, um dessen Mundwinkel es schon längst gezuckt, und der sichtlich etwas auf dem Herzen hatte. Nun entwickelt sich der hartnäckige Schweiger plötzlich als hitziger Redner, er spricht von der Zwiselalm und daß nur auf der Zwiselalm die prächtigste Aussicht sei; er hätte die Schmittenhöhe und die Hütteneckeralm auch besucht, aber über die Zwiselalm gebe es nichts, über die Zwieselalm lasse er nichts kommen, auf der Zwiselalm fände er Alles, was eine Aussicht lohnend mache, zudem sei der Aufstieg auf die Zwiselalm ein viel müheloserer und deshalb könne er die Zwiselalm Jedermann anempfehlen, und ist es geradezu unbegreiflich, daß die Zwiselalm von Vielen gar nicht gekannt sei, während eben die Zwiselalm jene Vorzüge in sich vereine, die auf anderen Aussichtspunkten nur einzeln zu finden. Leugnen wolle er übrigens nicht, daß vielleicht hier und dort, namentlich in der Gletscherwelt, möglicherweise Stellen zu treffen, wo der Ausblick ein großartigerer sei, trotzdem wäre ihm die Zwiselalm unvergeßlich, und wenn er im nächsten Jahre Zeit habe, sei sein Erstes, wieder auf die Zwiselalm zu steigen. „Ach, die Zwiselalm! Nichts Schöneres auf der Welt!" ruft mit Emphase der Glückliche. „Kennen Sie die Zwiselalm? Waren Sie schon auf der Zwiselalm?" frägt er weiter. Ich antworte kurz: „Ja wohl!" erhebe mich und krame in meinem Koffer nach einer Lectüre. „Ist das etwas über die Zwiselalm?" „Nein!" „Schade, ich dachte, es wäre über die Zwiselalm. Hätte gerne Einiges gelesen über die Zwiselalm! Wunderbar, diese Zwiselalm!" Und so fort, mit Grazie in's Unendliche. Sie werden nicht fertig, diese Leute, wenn sie sich einmal eines Stoffes, resp. eines „Gedankens" bemächtigten. Ein Rührei im ewigen Einerlei!

Da ist doch jener Mann dagegen fast küssenswerth, der in Loosdorf ein- und in Seekirchen ausstieg und während der ganzen Fahrt nur in der Nähe Timmelkam's zu der Bemerkung sich hinreißen ließ: „s' Körndl steht heuer schön!" Wie dankte ich dem Herrn im Stillen für diese Wortökonomie des biederen Landökonomen, der ich nachmals von den contrastirendsten Exemplaren viel zu leiden hatte, namentlich, als ich im Dolomitenrayon mit einem passionirten Geo- und Mineralogen zusammentraf, einen vollen Tag mit und neben ihm zu wandern das Geschick hatte und ich, stumm wie ein Fisch, seinen Explicationen von: „Rautenspath, Mergel, Chloritschiefer, Breccit rc." horchen und außerdem einen Cursus über „Glimmer, Gneiß, Hornblende, Trachyt, Kalk, Magnesia" u. s. w. bestehen mußte. Beim Brennerbad trennten wir uns und ich schüttelte ihm gerührt die Hand — aufathmend — als sich schon wieder ein anderer Fremdling zu mir gesellte, der sich anfänglich recht harmlos hielt, bald aber — es fiel das Wort „Brennersee" — als der wüthendste „Seefex" sich erwies, der alle Seen der Schweiz, Tirol's, Kärnten's, Krain's, Baiern's und des Salzkammergut's abgelaufen oder vielmehr abgerudert, das Flächenausmaß jedes Einzelnen auswendig wußte, die Farbe und Figuration beschreiben konnte und eben daran war, auch den Plattensee kennen zu lernen, denn einen ungarischen See habe er noch nicht gesehen und er schwärme nur für Seen. Natürlich rieth ich ihm

die Reise dringend an und empfahl mich bei der ersten Straßentheilung.

Wohin nun? Alleseins, nur befreit von dem Wortgetöse, Wortgeplätscher eines Special-Enthusiasten, der sich aus dem ungeheuren Summarium der Lebensgenüsse und Lebensfreuden ein Blättchen, ein Zweiglein ausgesucht, für die Mehrheit und die Gesammtheit blind ist und nur Sinn und Auge für das Nebensächliche behalten, das ihm aber in seiner Herzensneigung zur Hauptsache geworden.

So entsteht der „Fex", der allerdings nur belächelt zu werden verdient, den jedoch der Erfahrene vorsichtig meidet und flieht, da er in unaufhörlicher Anpreisung und Vertheidigung seiner (manchmal sogar unbegreiflichen) Liebhaberei für die übrige Menschheit zur veritabelsten Folter werden kann. Ich lasse meinetwegen den „Aussichtsfex" gelten, auch noch den „Klammfex", wenn er von den Wildnissen und Schauerlichkeiten der Seisenberger-, Liechtenstein-, Schwarzenberg-, Rettenbachklamm u. s. w. die farbenreichsten und groteskesten Bilder entwirft, habe vor Jahren selbst einen Tunnelfex zu finden das barocke Vergnügen gehabt, der sich fast heiser redete in Detaillirung sämmtlicher Längen, Höhen, Durchmesser und sonstigen Baueigenthümlichkeiten all' jener Tunnels, die er schon durchfahren, der den Mont Cenis-Tunnel für die erhabenste Menschenleistung erklärte und den Schöpfer bat, ihn nur noch die Vollendung des Gotthard-Tunnels erleben zu lassen. Heil dem Genügsamen, wenn es ihm gelungen! Ich habe dem Tunnelfanatiker die paar Stunden längst verziehen, die ich seinen meterreichen Erörterungen damals widmen mußte, aber das Ungeheuerlichste erwartete mich erst heuer, als ich im bairischen Weilheim mit Oberammergau-Reisenden zusammentraf und den „Anschlußfex" kennen lernte.

Ein „Anschlußfex" Ist es zu glauben? Mein Ehrenwort! Er saß in Person an unserem Tische und später als Fahrttheilnehmer im Postwagen. Der Wundermann hatte nicht nur den Waldheim'schen Conducteur, er hatte auch den dickleibigeren Hentschel'schen Courier im Kopfe, er wußte alle Winter- und Sommer-, so wie die Interims-Fahrordnungen auswendig, er kannte die Post-, die Personen-, die Schnell- und die gemischten Züge und warnte unaufhörlich vor gewissen Stationen, in denen keiner oder ein später „Anschluß" sei. Von Kiel bis Palermo, von Cherbourg bis Mehadia war er im Stande, Bescheid und Auskunft zu geben. Wenigstens war er mit seinen Rathschlägen nach allen Seiten flugs zur Hand, als die kleine Gruppe zusammengewürfelter Reisender von ihren Plänen nach Beendigung der Oberammergauer Expedition sprach. Der Eine mußte nach Hamburg, der Zweite wollte nach Rom, der Dritte nach Paris, der Vierte Wien und der Fünfte Genf besuchen. Das war der Moment, wo der Herrliche in seinem vollen Lichte glänzen konnte. Da gab es in Magdeburg und in Florenz, in Straßburg, in Simbach und in Constanz Züge, die man zu vermeiden hatte, wollte man den „Anschluß" erreichen, ansonst man hier eine halbe Nacht, dort einen ganzen Vormittag auf dem Bahnhofe „versitzen" müsse, um den nächsten „Anschluß" zu erwarten. Ich war starr vor Staunen und fragte den Gedächtnißkünstler, ob er vielleicht ein höherer Eisenbahnbeamter, ein Generalbevollmächtiger des internationalen Bahnvereines sei, worauf der Räthselhafte erwiderte: „Nein, ich bin Privatier und reise zu meinem Vergnügen, ich reise viel und reise gerne, und reise seit Jahren in die Kreuz und Quer und überhaupt in der Welt herum, da ich Zeit — und dem Himmel sei Dank! die Mittel dazu habe. Und da ist es nun meine

Passion, die „Anschlüsse" zu studiren, d. h. jene Züge, mindestens auf den Hauptrouten, für welche regelmäßige „Anschlüsse" bestehen, also fahrplanmäßig normirt sind. Leider spottet der Zufall oft den genauesten Berechnungen und gibt es namentlich einige ausländische Bahnen (er nannte sie auch) bei denen Verspätungen gar zu häufig eintreten, von einem richtigen „Anschlusse" demnach sodann keine Rede sein kann. Wo aber richtige „Anschlüsse" zu benützen sind, möge man sie benützen, denn Zeit gewonnen, Alles gewonnen, selbst bei „Vergnügungstouren!" Ich verneigte mich, thatsächlich ergriffen von der Größe der Aufgabe, die sich dieser Mann gestellt. Er reist also „zum Vergnügen!" Vielleicht aber doch nur der combinirbaren „Anschlüsse" wegen? Deren Kenntniß ist wohl von unbestrittener Wichtigkeit, aber ich glaube, sie war auch seine einzige, denn weiter wußte er von der „Welt", die er gesehen, nichts zu erzählen und überhaupt nichts zu sprechen. Der leibhafte „Anschlußfex!"

Ach, weshalb, warum, wozu und — wie reisen doch so Viele, die es angeblich nur des Vergnügens und der Erholung wegen thun! Ich zeigte bei Einigen, worin ihr eigentliches „Vergnügen besteht, und was der wirkliche Endzweck ihrer Rundtouren ist. Das Register dieser Sonderlinge ist nicht complet und ich könnte noch Dutzende solcher „Specialisten" vorführen, fürchtete ich nicht, den theuern Leser zu ermüden. Was für närrische Käuze sind nur allein die „Sammler", die, ohne es sich zu gestehen, doch nur im Interesse ihrer Lieblingsneigungen ihr häusliches Nest verlassen und irgendwo ein „Stück" zu acquiriren hoffen, das eine Zierde ihres Faches und der bezüglichen Schublade sein könnte. Diese Opfer ihrer Leidenschaft genießen im Grunde genommen ebenfalls blutwenig von all' ihren oft umständlichsten Ausflügen, sie spähen nur nach den erträumten Raritäten und Kostbarkeiten, wühlen, während ihr Gefährte als enragirter „Kunstfreund", im Schweiße gebadet, die Galerien durchläuft, im alten Geraffel und Gerümpel, in Kellern und Dachböden und bei sämmtlichen Trödlern und kommen nach sechs Wochen heim, ohne etwas anderes gesehen zu haben, als eben den rostigen Plunder und wurmstichige Scharteken.

Und 's ist doch so schön und von so überwältigender Erhabenheit, was dem Schauenden, dem Sinnenden und Empfindenden die gütige „Natur" zu bieten hat! Aber da traf ich einst Einen auf dem Wiener Schneeberg, der 43 Mal ihn erstiegen, weil — beim Baumgartner der beste Kaiserschmarn zu finden und es sich so angenehm — schlafen lasse, wenn nicht das verdammte Getrampel der Frühaufsteher dazwischen kommt. Dieses Faible war mir neu, aber ich sollte noch eines Besseren belehrt werden. Ich fand nun im Kammergut einen jungen, liebenswürdigen, „g'studirten" Mann von etlichen zwanzig Jahren, aus distinguirtester Familie, der reist, nach eigenem Geständnisse, ebenfalls nur um sich — auszuschlafen! Zu Hause weckt ihn die „Mama" manchmal schon um neun Uhr Vormittags, ist er auf Reisen, kann er gemächlich und gemüthlich bis 10 und 11 Uhr im Bette bleiben.

Draußen ist goldiger Sonnenschein und würziger Blumenduft, der tiefblaue Spiegel des See's erglänzt, zwischen den Schroffen der Felsen schimmern in blendender Weiße die Schneefelder, die Vögel jubiliren auf den Bäumen — der Edle aber schnarcht drinnen unter der doppelten Wolldecke. O Gott! Ihr Götter! . . .

Die Gefahren der See.

Von R. Werner.

Gewiß schwebt ein Hauch duftiger Poesie über dem Meere! Den Einwirkungen seiner erhabenen Majestät — möge sich dieselbe in gewaltigem Sturmesbrausen offenbaren oder im lieblichen Frieden der Natur, wenn die Strahlen der Sonne sich in den tiefblauen Schooß der von keinem Windhauch getrübten Spiegelfläche des Oceans senken — diesen Einwirkungen vermag sich auch das Gemüth des ungebildetsten Matrosen nicht zu entziehen und er fühlt sich dann der Gottheit näher — aber trotzdem gibt es wohl keinen Beruf, der mehr von Gefahren aller Art bedroht wäre, der mit mehr Recht ein beständiger harter Kampf um das Dasein genannt werden könnte, als der des Seemanns.

Auf seinem schwankenden Schiffe trennt den Seemann nur eine schmale Planke von dem offenen Grabe, das neben ihm gähnt, und Niemandem tritt das memento mori so beständig und in so vielfacher Gestalt entgegen wie ihm. Ein einziger Fehltritt in der Takelage, und er liegt mit zerschmetterten Gliedern auf dem Verdeck oder ist von den dunkeln Fluthen verschlungen, die wogend über seinem Haupte zusammenschlagen.

Mag sein Fahrzeug noch so stark und kräftig erbaut, mag es von den tüchtigsten Männern geführt und bemannt sein, mag es bei dem schönsten Wetter und linder Brise in scheinbar völliger Sicherheit sich auf den Wellen wiegen — wo ist die Gewißheit, daß nicht schon in der nächsten Stunde der stolze Bau mit allem Lebenden, das er trägt, der Vernichtung anheimfällt?

Ein plötzlicher Nebel senkt sich herab; des Himmels Blau verschwindet und mit ihm der Sonne Licht. Eine graue Wolkendecke hüllt das Schiff in einen undurchdringlichen Schleier und legt sich feucht und kalt auf die Seelen der Menschen. Vorsichtig werden Segel geborgen oder die Maschinen in langsameren Gang gesetzt, um die Fahrt zu hemmen; Nebelhorn und Glocke geben Warnungszeichen und Aller Augen suchen das umgebende Dunkel zu durchdringen, um rechtzeitig dem Gegensegler auszuweichen — da taucht plötzlich in unmittelbarer Nähe ein gespenstiges Wesen riesengroß aus dem Nebel auf.

„Ein Schiff, ein Schiff!“ rufen Hunderte von Stimmen zugleich und „Auf mit dem Ruder!“ ertönt im selben Augenblicke das Commando, um durch schnelle Wendung dem drohenden Unheile zu entgehen — doch wehe den Unglücklichen, es ist bereits zu spät!

Ein dumpfes Krachen erfolgt; es splittern Masten und Raaen, der Bug des fremden Seglers bricht in die Flanken des verfehmten Schiffes eine gewaltige Oeffnung und brausend dringen die Wasser in sie ein.

Ein Schrei der Verzweiflung ringt sich zum Himmel empor — dann wird es still, und die graue Wolkendecke webt sich zum Leichentuch von Hunderten, die der erbarmungslose Ocean aus dem blühenden Leben riß, um sie zu den vielen Tausenden zu betten, deren Gebeine zwischen Muscheln und Corallen auf seinem Grunde bleichen.

Lassen Sie mich Ihnen ein anderes Schiff vorführen. Es hat die Heimat verlassen, um im fernen Indien die Schätze des Handels und der Industrie auszutauschen und eine größere Zahl Passagiere ist auf ihm eingeschifft. Es

trägt eine kostbare Ladung; schon Monate lang ist es unterwegs und hat Tausende von Meilen zurückgelegt. Das Glück scheint sich an seine Fersen geheftet zu haben; ununterbrochen war es von Wind und Wellen begünstigt. Kein Sturm, kein Nebel hat es aufgehalten, mit außergewöhnlich schneller Fahrt ist es seinem Ziele zugeflogen und wird es voraussichtlich in wenigen Wochen erreicht haben.

Der Pyramidenbau seiner Segel ragt schlank und graziös in die Lüfte empor; der milde Hauch des Passatwindes schwellt sie in bauchiger Rundung und ihre schneeige Fläche hebt sich leuchtend gegen das tiefblaue Firmament ab. Der scharfe Kiel theilt wie ein Messer die durchsichtigen Wellen und perlender Silberschaum krönt ihre Häupter. Leise rauschen sie an Bug und Seiten des Schiffes hinauf und mit sanftem Schwanken zieht der Segler durch sie dahin.

Goldenes Sonnenlicht, Leben und Frohsinn überall — da droben im wolkenlosen Aether, hier unten auf der Azurfläche des wallenden Meeres und auch in den Herzen der Menschen, die heiter mit einander plaudern und scherzen und sich vertrauend in der Hoffnung wiegen, nun bald den ersehnten Hafen zu erreichen.

Da unterbricht die friedliche Stille auf einmal ein Schreckensruf, furchtbar genug schon auf dem Lande, weit furchtbarer noch auf See!

„Feuer!" gellt es in die Ohren der nichtsahnenden Besatzung und eine dichte Rauchsäule quillt Unheil verkündend aus der hintern Luke hervor. Sie wirbelt schwarze Wolken in die Luft und verdeckt die strahlende Sonne, die nur noch hier und dort wie ein blutigrother Ball durch sie leuchtet.

Einen Augenblick hält der Schreck Alle gebannt — dann bringt das von Erregung freie und klare Commando des Capitäns wieder Alles in das Gleichgewicht und ein Jeder eilt blitzschnell auf den ihm angewiesenen Posten, um den grausamsten aller Feinde zu bekämpfen und um das eigene Leben mit ihm zu ringen.

Die Segel werden fortgenommen, um das Schiff am Winde liegend zum Stillstande zu bringen und das Feuer vom Vordertheile des Schiffes abzuhalten. Mannschaften und Passagiere besetzen die Spritzen und bilden Ketten mit Eimern und andern Gefäßen. Bald ergießen sich strömende Wassermassen von allen Seiten auf den Herd des Feuers und was Menschen vermögen, das geschieht.

Sie arbeiten mit verdoppelter Kraft, doch schon nach wenigen Minuten drängt sich ihnen die vernichtende Ueberzeugung auf, daß Alles vergebens ist. Das Feuer ist in der Spirituskammer ausgebrochen. Dumpf tönen die Explosionen der Fässer herauf. Ihr Inhalt gibt dem verderblichen Elemente immer neue Nahrung und mit rasender Geschwindigkeit strömt die flüssige Glut durch das ganze Schiff.

Sie entzündet überall die leicht brennbare Ladung und nur zu bald bringen Rauchwolken auch aus den übrigen Luken, gefolgt von lohenden Flammen. Wie feurige Schlangen züngeln sie am Takelwerk empor, höher und höher bis zu den Spitzen der Masten; ihr sengender Athem verzehrt Taue, Segel und Holz, und das ganze Schiff ist damit unrettbar dem Verderben geweiht.

Der Capitän sieht, daß Alles verloren ist. „In die Boote!" befiehlt er; sie bilden das letzte Heil und keine Zeit ist mehr zu verlieren, denn eines von ihnen ist bereits vom Feuer ergriffen und nur noch drei sind unversehrt.

Es gelingt sie zu Wasser zu lassen. Frauen und Kinder werden zuerst hinein gebracht; mit ruhiger Energie leitet der Capitän das Ganze, er bewahrt Ordnung und Disciplin bis zum letzten Augenblicke und verläßt selbst als Letzter das Schiff. Doch bevor noch sein Boot aus dem Bereiche

des Schiffes kommt, da stürzt eine schwere, brennende Raa aus der Höhe auf ersteres herab. Die beiden andern Fahrzeuge eilen sofort zu Hilfe — aber nur Trümmer schwimmen auf der Fläche. Die Menschen, mit ihnen der Capitän und sämmtliche Frauen und Kinder, sind zerschmettert in die unergründliche Tiefe gesunken.

Das Schiff brennt bis zur Wasserlinie nieder — dann fluthen die Wogen brausend und zischend herbei; sie verlöschen die Flammen und wölben ein dunkles Grab über dem verkohlten Rumpfe. Die Sonne strahlt wieder goldig herab vom blauen Himmel, eine weiße Dampfwolke zerfließt in der Luft, und mit ihr verschwindet die letzte Spur des traurigen Opfers.

Die letzte? Leider nein; die Tragödie hat noch ein grauenerregendes Nachspiel.

Mit starrem Blick sehen die Ueberlebenden das Schiff versinken, dann denken sie an sich selbst — aber welchem Geschicke gehen sie entgegen? Mit achtzig Menschen in zwei gebrechlichen Booten zusammengedrängt, die bei bewegter See ihre Last mit Sicherheit nicht zu tragen vermögen, Hunderte von Meilen vom nächsten Lande entfernt, ohne einen Bissen Brot, ohne einen Tropfen Wasser! Oh wären die Unglücklichen doch mit hinabgesunken und begraben in den Wellen, wie viel günstiger hätte sich ihr Loos gestaltet!

Stumme Verzweiflung bemächtigt sich der Verlassenen, doch die Liebe zum Leben überwiegt und sie ist so stark, daß sie den Versuch machen, das nächste Land zu erreichen. Mit Gewalt weisen sie den Gedanken von sich ab, daß dieser Versuch scheitern muß, scheitern an der Entfernung, scheitern an der schwindenden Kraft. Sie greifen zu den Rudern — Segel sind nicht im Boot, es fehlte die Zeit, um sie mitzunehmen — sie arbeiten in Ablösungen, doch schon nach wenigen Stunden sind die Muskeln erschlafft.

„Wasser, Wasser!“ seufzen sie; die lechzende Zunge klebt am Gaumen und die brennende Sonne verdorrt das Mark in den Gebeinen.

Ein Tag ist verronnen. Langsam und bleischwer schleicht die Zeit dahin. Es wird zum zweiten Male Abend, aber er bringt keine Hilfe. Das Rudern ist längst aufgegeben; es mangelt die Kraft und die Boote schwanken, sich selbst überlassen, steuerlos auf der öden weglosen Meeresfläche. Ein Windstoß kommt daher gebraust und trennt in der Nacht die beiden Fahrzeuge. Von dem einen, mit 42 Seelen an Bord hat man nie etwas vernommen; vielleicht hat eine Woge Erbarmen geübt und ihm bald in ihrem Schooße ein Grab bereitet.

Das zweite schwimmt einsam weiter auf den rauschenden Wellen. Wieder und wieder taucht die Sonne aus dem Meere empor, um glühend heiß herniederzubrennen und nach vollendetem Kreislauf sich wieder hinabzusenken in die blaue Fluth.

„Wasser, Wasser!“ röcheln die Sterbenden, und der Tod hält furchtbare Ernte.

„Wasser, Wasser!“ tönt es heiser aus dem Munde der Wahnsinnigen, und sie stürzen sich in das Meer, um ihren Durst zu löschen — für ewig!

Der sechste Tag bricht an. Von neununddreißig sind noch acht übrig geblieben. Ein matter Hoffnungsschimmer leuchtet eine Zeit lang in dem glanzlosen Auge der Schiffbrüchigen auf. Im Dämmerlicht des Tagesgrauens kommt ein Schiff in Sicht; nur wenige Hundert Schritte entfernt zieht es an ihnen vorüber, doch es ist noch zu dunkel. Das Boot wird von dem Fremden nicht gesehen, ungehört verhallen die schwachen Rufe der unglücklichen Insassen im Brausen des Windes und der Wellen, und wiederum sind sie allein auf dem weiten Meere.

Der siebente Tag ist gekommen. Abermals hat der Wahnsinn drei der kleinen Schaar erfaßt — sie haben

Seewasser getrunken. Die übrigen fünf fristen ihr Leben durch die Todten, sie trinken ihr Blut, sie essen ihr Fleisch.

Am achten Tage hat endlich Gott Erbarmen; ein Schiff bringt Rettung und nimmt die Ueberlebenden auf. Sie werden mit aller Sorgfalt und Pflege umgeben, doch nur drei genesen, die beiden andern erliegen den ausgestandenen übermenschlichen Leiden.

Was ich hier vorgeführt habe, ist nicht etwa ein Gebilde der Phantasie, sondern nur eine der vielen traurigen Thatsachen, aus denen sich die Leidensgeschichte der Schifffahrt zusammensetzt, und das Erzählte steht noch hinter der Wirklichkeit zurück.

Ein Tagebuch schildert diesen furchtbaren Fall. Es wurde von dem zweiten Steuermann des englischen Schiffes „Cospatrick“ geführt, das am 19. November 1874 im indischen Ocean verbrannte. Der Steuermann war einer der drei Geretteten und hatte die Notizen während der grauenvollen Bootfahrt niedergeschrieben. Sie enthalten nur wenige einfache Worte, aber wie unendlich Vieles, wie unendlich Schreckliches berichten sie trotzdem. Gestatten Sie, daß ich ihren erschütternden Inhalt hier wörtlich mittheile.

Donnerstag den 19. November. Feuer im Schiff, flüchteten in die Boote und blieben beim brennenden Schiffe, bis es sank.

Freitag. Schönes Wetter, nichts in Sicht. Die Leute verlangen nach Wasser. Abends 9 Uhr verloren in einer Bö das andere Boot aus den Augen.

Sonnabend. Schlimmes Wetter, hohe See.

Schwere See, drei Mann starben.

Montag. Sturm, schwere See; fünf Todte. Zerschnitten zwei derselben wegen des Blutes und der Leber.

Dienstag. Sturm, vier Mann todt.

Mittwoch. Leichte Brise, furchtbare Hitze. Viel Todte; wir sind noch acht, davon drei wahnsinnig.

Damit schließt das Tagebuch. Am 26. war der Steuermann zu elend, um zu schreiben, am 27. erschien das rettende Schiff „the British Sceptre“.

Ein anderer Feind des Seemanns, wenn auch freilich nicht immer so mitleidslos und grausam wie das Feuer, ist der Sturm. Wenn das Schiff gut und fest gebaut ist und sich in freiem Wasser befindet, ohne die Küste oder Untiefen in der Nähe, so ist nicht so viel von ihm zu fürchten. Wohl bedarf es für den Seemann immer starken Muthes, fachmännischer Tüchtigkeit und ausdauernder schwerer Arbeit, um den Sturm zu besiegen, doch gelingt dies in den meisten Fällen, wenn der Sieger auch mehr oder minder stark verletzt aus dem Kampfe hervorgeht und einzelne Menschenleben ihm zum Opfer fallen.

Man sollte es oft kaum für möglich halten, daß ein Schiff den entfesselten Gewalten der Elemente widerstehen könnte, und doch ist es die Regel, wenigstens bei den gewöhnlichen Stürmen, wie man sie allgemein kennt.

Allerdings gibt es auch Stürme, von deren Macht und Wuth sich Niemand, auch nicht der erfahrene Seemann eine Vorstellung machen kann, wenn er sie nicht selbst erlebt hat, und deren Beschreibung bisweilen ungläubigem Lächeln begegnet. Wie unwahrscheinlich klingt es z. B., daß ein solcher Sturm aus einer Land-Batterie mehrere 24-Pfünder-Kanonen aufnimmt und sie Hunderte von Schritten weit durch die Lüfte mit sich führt, oder daß er aus den größten und stärksten Kriegsschiffen die durch mehr als zwanzig armdicke Drahttaue gestützten Masten geradezu herausweht und sie abknickt wie ein schwaches Rohr! Und doch hat man es hier nur mit Thatsachen zu thun, die sich in ähnlicher Art mehrfach wiederholt haben.

Glücklicher Weise beschränken sich solche außergewöhnliche Phänomene auf eine verhältnißmäßig kleine Zone des Erdkreises, auf West-Indien, die

Ostasiatischen Gewässer und einen Theil des Indischen und Stillen Oceans, wo man sie als Orkane und Teifune bezeichnet, während sie in unseren Gewässern nicht vorkommen.

Was ihnen einen besonders gefährlichen Charakter für die Schifffahrt verleiht, ist nicht sowohl ihre directe Gewalt, als ihre drehende Bewegung, in Folge deren man sie auch Wirbelstürme oder Cyclone nennt.

Um ein Centrum, von dessen Beschaffenheit der Laie das verständliche Bild durch den Anblick einer der häufig auf dem Lande vorkommenden Windhosen erhält, und innerhalb dessen ein außerordentlich niedriger Luftdruck herrscht, kreisen die Winde, indem sie zum Ausgleich von allen Seiten darauf hinströmen und an Intensität zunehmen, je mehr sie sich dem Centrum nähern, während in demselben, das mehrere Meilen Durchmesser haben und ebenso hoch sein kann, verhältnißmäßige Windstille ist.

In Folge dieser abnormen Zustände wird in der Nähe des Centrums eine furchtbare See ohne alle Regelmäßigkeit aufgewühlt. Sie thürmt sich zu kolossalen Bergen mit steilen Wänden und gerade diese werden in Verbindung mit ihrer Regellosigkeit den Schiffen verderblich. Bei gewöhnlichen Stürmen laufen die Wellen alle in derselben Richtung und wenn sie auch noch so hoch sind, so kann man sie in den meisten Fällen doch für das Schiff unschädlich machen. Man legt letzteres unter kleinen Sturmsegeln an den Wind, wodurch die Wellen etwas schräg von vorn gegen das Schiff drängen. Dieses wird dann vom Winde langsam seitwärts abgetrieben, glättet mit seinem Rumpfe das Wasser an seiner Windseite, und an dieser glatten Fläche zertheilen sich die anstürmenden Wellen, ehe sie das Schiff bedrohen können. Denselben Zweck suchten schon die alten Phönicier und Griechen dadurch zu erreichen, daß sie Oel an der Windseite in das Meer gossen, das sich mit unbegreiflicher Schnelligkeit auf dem Wasser ausbreitet und dadurch ebenfalls eine glatte Fläche schafft.

Kommen dagegen solche Brecher, wie die Seeleute sie nennen, bald aus dieser, bald aus jener Richtung, so vermag sich das Schiff nicht dagegen zu schützen und kann durch eine solcher Sturzseen erdrückt werden.

Bis vor 25 Jahren kannte man die Natur dieser Wirbelstürme noch nicht und sie forderten deshalb sehr viele Opfer. Jetzt hat man, Dank unserem großen Physiker Dove und Anderen, die Gesetze ergründet, denen sie unterworfen sind, und sie haben dadurch, wenigstens für die Seeleute civilisirter Nationen, die diese Gesetze studiren, viel von ihrer Gefährlichkeit verloren. Für die in vieltausendjähriger Tradition erstarrten und jeder Neuerung unzugänglichen Chinesen werden sie jedoch auch jetzt noch oft verhängnißvoll. In den letzten Jahren ist es vorgekommen, daß in einem Teifune 800 chinesische Dschunken verloren gingen und damit nahe an 10000 Menschen ihr Leben einbüßten.

Das Centrum eines Cyclons dreht sich nördlich vom Aequator, unmittelbar von rechts nach links, d. h. gegen den Zeiger einer Uhr und südlich mit demselben, also von links nach rechts, und die herbeiströmenden Winde wehen tangential auf den wirbelnden Mittelpunkt, der sich seinerseits mit größerer oder geringerer Geschwindigkeit fortschreitend bewegt.

Aus dieser Gesetzmäßigkeit kann der Seemann zunächst durch die Windrichtung feststellen, in welcher Gegend er das Centrum zu suchen hat, und sodann in Verbindung mit Beobachtung des Barometers wissen, ob jenes sich ihm nähert oder sich entfernt, je nachdem das Quecksilber fällt oder steigt und sich die Richtung des Windes hierhin oder dorthin ändert.

Diese Daten setzen ihn dann meistens in den Stand, durch Aenderung des Curses dem Cyclon auszuweichen

oder wenigstens die unheilbringende Nähe des Centrums zu vermeiden. Immer gelingt dies freilich nicht; oft treten die Nähe von Land oder andere Umstände hindernd dazwischen, und wenn der Mittelpunkt eines schweren Cyclons auch nur in der Entfernung von 8—10 Meilen an einem Schiffe vorüberzieht, so kann es Gott danken, wenn es nur mit dem Verlust der Masten davonkommt.

Der Seemann erlebt Hunderte von Stürmen. Wenn er ein gutes Schiff unter den Füßen und freien Seeraum hat, so fechten sie ihn wenig an, obwohl sie ihm andererseits kein besonderes Vergnügen gewähren, aber an einem Wirbelsturme der obigen Art hat er für sein ganzes Leben genug, und der Gedanke, noch einen zweiten durchzumachen, erfüllt ihn mit Schaudern. Der Aufruhr in der Natur ist ein so gewaltiger, daß er den Muthigsten erzittern läßt.

Der Himmel bezieht sich mit bleifarbigem Grau. Anfänglich schimmert noch bleich und strahlenlos die Sonnenscheibe hindurch; doch bald verschwindet sie und die Wolkendecke wird dichter. Am Horizont in der Richtung des Centrums ballen sich schwere Wolken. Wie starre Gebirgsmassen lagern sie dort, und ihre rostbraun gefärbten Kuppen grenzen sich scharf gegen den übrigen Himmel ab. Langsam und drohend ziehen sie herauf, und an ihren Rändern flammt hin und wieder der matte Schein eines Wetterleuchtens auf. Die Luft ist schwül und lastet mit unheimlichem Drucke auf den Menschen, Schaaren von Insecten schwirren unstät umher, Wasser- und Landvögel umkreisen mit ängstlichem Geschrei die Bemastung, als suchten sie Schutz vor einer Gefahr, und die Fische springen hoch aus dem Wasser. Die See wird unregelmäßig und beginnt wirr durcheinander zu laufen; mit hohlem Rauschen bricht sie zusammen und der Barometer fällt schnell. Noch ist der Sturm nicht da, aber er wirft bereits seine finsteren Schatten voraus. Die Warnung bleibt nicht unbeachtet und an Bord trifft man sorgsam die nöthigen Vorbereitungen. Alle Gegenstände werden doppelt befestigt, die Lukenniedergänge bis auf einen schmalen geschlossen, um den überbrechenden Sturzseen den Eingang zu wehren. Zur Erleichterung der Takelage werden die oberen Stengen und Raaen an Deck genommen und die Leute arbeiten mit Umsicht und Eifer — sie wissen, daß eine geringe Versäumniß verhängnißvolle Folgen nach sich ziehen kann, und wenn erst der Orkan über sie hereingebrochen, dann ist es zu spät. Gleich bei den ersten Vorboten ist die Lage des Centrums ermittelt, doch seit Stunden hat sich bei stets fallendem Barometer die Richtung des Windes nicht verändert. Das ist ein schlimmes Zeichen, der Cyclon lenkt seine verheerenden Schritte gerade auf das Schiff zu und es gilt jetzt, ihm zu entfliehen. Der einzig sichere Weg führt im rechten Winkel von seiner Bahn ab, der Wind dafür ist auch günstig, doch gerade dort lauern tückische Klippen auf ihre Beute und sie haben noch weniger Erbarmen, als der Sturm. Nur schräg seitwärts von ihnen kann man vorbeisteuern und dieser Curs führt nahe am Centrum vorbei. Immerhin muß es gewagt werden; mit fliegender Fahrt und unter so viel Segeln, wie es zu tragen vermag, gleitet das Schiff dahin durch die brausende Fluth, doch der Sturm ist schneller. Die starre Mauer am Horizont steigt höher zum Zenith empor; einzelne ihrer Theile lösen sich und jagen wild und zerrissen über den Himmel. Das Wetterleuchten wird heftiger und grelle Blitze zucken hernieder.

Wind und See wachsen zusehends, ein Segel nach dem andern muß geborgen werden; ein zischendes Geräusch fährt über das Wasser und in der Ferne grollt es dumpf wie Donner — der kommende Orkan kündet seine

Nähe. Er schnellt die Wogen zu drohender Höhe; gleich einer Schaar gigantischer Rosse sausen sie über die Tiefe, ihre weißen Mähnen flattern im Sturm und peitschen als blendender Gischt himmelan. Wie ein gehetztes Wild flieht das Schiff vor ihnen; seine Masten und Raaen biegen sich wie schwanke Gerten, es erzittert der ganze Bau und droht jeden Augenblick sich aus seinen Fugen zu lösen.

Immer stärker wird der Wind, immer lauter tobt das Meer, im Titanenkampf ringen die ohne Schranken entfesselten Elemente mit einander; das Wasser brodelt in kochendem Schaum, aus den geöffneten Schleusen des Himmels stürzt wolkenbruchartig der Regen hernieder, in den Lüften flammen unaufhörlich die Blitze, und mit dem Tosen des Orkans und der See mischt sich das Brüllen des Donners — ein grausiges Chaos und inmitten desselben das gebrechliche Fahrzeug.

Vorwärts, vorwärts in wilder Jagd — es geht auf Leben und Tod — Gott erbarme sich seiner!

Da erkracht es in den Lüften wie ein Kanonenschuß; das einzige Segel, welches noch geführt werden konnte, hat der Gewalt des Windes nicht länger widerstehen können und ist zerrissen. Einige Augenblicke peitschen seine Streifen an der Raa, dann fliegen sie, zu Atomen zerfetzt, hinaus in die Lüfte.

Ein anderes Segel zu setzen ist undenkbar; die Macht der Menschen hat überhaupt aufgehört, sie können sich nur noch demüthig in das fügen, was Gott über sie verhängt.

Immer noch stürmt das Schiff dahin, Masten und Takelwerk wirken als Segel, aber sie können ersterem nicht mehr so viel Fahrt geben, um schneller als die Wellen zu sein, die immer drohender von allen Seiten auflaufen. Bereits haben einige das Fahrzeug erreicht; sie haben die Verschanzung und die Boote zertrümmert — da rollt wieder eine heran, diesmal jedoch so wild und gewaltig, daß der Besatzung das Blut in den Adern erstarrt.

Näher und näher wälzt sie sich und schwillt zu immer größerer Höhe. Wie ein unheimliches Gespenst der Tiefe streckt sie ihre Riesenarme aus, um ihr Opfer zu verschlingen, mit donnerndem Tosen stürzt sie sich auf dasselbe und begräbt es in ihrem Schooße!

Kurze Zeit noch ragen die Mastspitzen aus dem Schaummeere des überbrechenden Wellenkammes — dann sind auch sie verschwunden und Alles ist vorbei.

Monate vergehen, Jahre schwinden dahin — sie bringen keine Kunde von dem verlorenen Schiffe. Seine Grabschrift ist ein einziges trauriges: „Verschollen!“ Verschollen wie so viele Hunderte vor ihm und nach ihm.

Aus der Chronika von Lebenberg.

Von G. Pahlke.

Es ist ein kleines Stück tirolischen Landes, dem die alte Residenz am Passeierufer zum Mittelpunkte dient, und das zugleich den Stammsitz der heimischen Fürsten — das Bergschloß Tirol — umschließt; allein Mähr und Sage, die Poesie der Romantik und ruhmvolle Erinnerungen der Geschichte haben mit der Pracht der Alpenwelt und dem Glanze des südlichen Himmels die gesegneten Gefilde des Burggrafenamtes mit paradiesischen Reizen geschmückt. Den Denkmalen einer glorreichen Vergangenheit reiht sich auf rebenbekränztem Hügel eine Feste, die von dem ritterlichen Geschlecht der Lebenberger ihren Namen trägt und in dem Zinnenthurm das Wahrzeichen gewaltiger Dynasten dem lebenden Geschlechte als ernste Mahnung vor das Auge stellt. Imposant aus der Ferne durch den großartigen Anstrich der Außenseite, welche die terrassenförmig abgestuften Dächer mit dem kühnaufstrebenden Pfeiler bekrönt, anmuthig in der Nähe, wo Baum- und Pflanzengrün die starren Kanten des architektonischen Gefüges umflicht und des Nußbaumes Krone nicht die blauen Fernen des Südens, nicht die braunen Firste im Norden verdeckt, — darf Lebenberg dem Alpenfahrer als treffliche Warte zur Umschau über das Etschland empfohlen werden.

So klein der Rasenplatz, von dem man auf und ab durch Weingelände und den Wald der Halde steigen oder längs dem Saum des Gehölzes zur nahen Mühle gelangen kann, und so eng das Gärtchen mit der hochwipfeligen Cypresse und dem Rieselbrunnen, eben so reich der Frucht- und Blüthenschmuck edler Gewächse und des Rosmarins Gestrüpp, das den Südhang des Felsensockels umzieht. In diesem stattlichen Gschloß, das allezeit als ein freies und frohes Haus des Lebens sich erwiesen, hatte ein Poet des Baierlandes in bedrängten unruhvollen Tagen ein Asyl gefunden und die Stunden der Muße zu farbiger Verzierung der Gemächer wie zur Niederschrift der Chronika von Lebenberg benutzt. Verse, Schildereien und Bildnisse im Dichterzimmer erschließen die poetische Begabung einer schöpferischen Natur, die in dem stillen Frieden der verschwiegenen Klause das Glück als Traum und Wirklichkeit des Erdendaseins empfand. Während sein Auge immer wieder von dem Wald- und Wiesengrunde zu dem Blatt- und Nadelgezweige der Halde, von Burgen, Bauerhäusern und epheuumsponnenen Trümmern verblichener Herrlichkeit zu den sonnbeglänzten Gipfeln der Alpenwelt sich hob, umfaßte sein Herz mit wachsender Liebe das Land Tirol und seine Phantasie schuf in weihevoller Begeisterung werthvolle Erzeugnisse dichterischer Kraft.

Wer je einmal das Haus auf dem Berge inmitten grüner Rebengewinde betritt, der wird in dem Arbeitszimmer des Chronisten die Sehnsucht des Verbannten nach dem Hort des Ostertages, aber auch das Hochgefühl der Befriedigung ermessen, als ihm wieder verstattet war, Denkwürdigkeiten der Vergangenheit und Gegenwart in die Chronik einzutragen, Blatt um Blatt mit den Gestalten der Dichtung und Wirklichkeit zu beleben. Schauten nicht von den Wänden ein selbstbewußter

Vertreter des Ritterthums — Franz von Sickingen — im knappen Waffenkleide, die Rechte vor der Brust, die Linke an dem Griff des Schwertes.. und das Abbild holder Weiblichkeit, Aennchen von Tharau, im blonden Haarkranz, mit dem Briefe des Geliebten in der Hand, auf den Poeten? trägt nicht zur Linken des Fensters, dessen Rahmen einen malerischen Ausschnitt des Rebenlandes mit dem Wetteranzeiger der Mendola, den Gipfeln des Weiß- und Schwarzhorn am Avisio umspannt, der gefeierte Sänger deutscher Liebe und deutscher Frauen — Walther von der Vogelweide — den Eichenkranz auf blondem Lockenhaar, indeß zur Rechten Noah der Patriarch, der Urahn aller Rebenzüchter, im Arbeitsschurz, das Glas eigenhändig gekelterten Weines vor das Auge hebt, als wolle er am Purpurscheine, an der Poesie des goldigen Traubenblutes Sinn und Seele berauschen.. und ergänzen diese Zier nicht an der Seitenwand die Büsten eines Freundespaares: Ernest von Lasaulx und **Friedrich Lentner**, dessen umschattete Augen die ganze Innigkeit und Tiefe eines zartbesaiteten Gemüthes offenbaren?

Nicht minder als der Bilderschmuck dieser Klause hat die „wahrhaftige Geschichte und Beschreibung von der Feste Lebenberg im Etschlande zu Tirol" Hunderte von Alpenfahrern ergötzt, die in dem Folianten außer der Historie des Lebenberger Schlosses mit allen Begebnissen und Abenteuern, so dort sich zugetragen, aller Berennung, Sturmb und Belagerung der Burg, den Nachweis fanden, welche edlen Geschlechter drinnen Recht und Brauch geübt und aufgerichtet hatten. „Sintemalen es männiglich bekannt, daß schon in alter Zeit als fromb, gut und löblich Werk gegolten, wichtige Begebnisse aufzubewahren in Schrift und guter Red, damit die Nachkommen lesen mögen, in welcher Weis ehdem die Welt ist besser und klüger geworden oder nit —, darum han ich Friedrich Lentner, Jungherr ze Peitegau im schwäbischen Lechrain, Burgsaß ze Meran, in diesem Buch alles treu beschrieben, was ich an alten Geschichten über das Gschloß ze Lebenberg gelesen und was ich selber gesehen, und hab alles gesetzet nach der rechten Ordnung von der ältesten Zeit bis auf den heutigen Tag für meinen lieben Herrn Carol Kirchlechner, so man heißet den Graf, weil er inne hat die Güter und Gülten zu Lebenberg."

Wie das phantasievoll entworfene, in anmuthigem Wechsel von Bild und Wort ausgeführte Programm den ernsten Zug der Zeit nach Befreiung des Völkerlebens — das Ringen des Menschengeistes nach Verwirklichung der hohen, ewig giltigen Ideale des Rechts und der Wahrheit — enthüllt, das läßt ein Blick auf die stimmungsvolle Einleitung: des Ostertages Frühlingsfahrt durch das Alpenland, und auf das Titelblatt erkennen, dessen genrehafte Figurengruppe den bedeutsamen, humoristisch gefärbten Gehalt der Schrift vortrefflich charakterisirt. Man sieht den Pilger mit Wanderstab und Kürbisflasche, statt des niederhängenden Hutes einen Kranz von Rosen auf dem Scheitel, jugendfrisch zur Feste eilen, aus deren Thurm ihm der Burgherr beide Hände zu freudigem Willkomm entgegenstreckt, sieht im Vordergrunde einen Bürger mit Kinderspielzeug in den Armen schlafen, ohne den Einzug des Geistesfrühlings zu vernehmen, sieht Pater Cochem, auf Folianten hockend, mit Vibius Egnatius Tartuffius und einem Polizisten auf der Wacht, ohne den Schritt des Freiheitsboten zu hören, der ungefährdet durch das graue Thor der Fasten und das wüste Vintschgauer Bärenquartier zu den lieblichen Gefilden der Passerstadl und den grünumlaubten Höhen ob Marling gelangt, während Wald und Haide, Berg und Thal seiner Ankunft lauschen. Nur die frommen Väter vom weisen Rath der

Stadt hießen den Pilger weiter gehen oder die lachenden Augen klar mit dem Rosenkränzlein im krausen Haar verstecken in einer Kapuzzen — nit so prangen und trutzen.

Der Ostertag der macht sich auf,
Ihm lachen die Blumen alle zu Hauf,
Er zieht hinaus auf einen Berg,
Allwo die Reben im grünen Kranz
Zu allererst sich regen. — —
Und spricht: „Ein Pilgram steht davor,

Ihm lacht die Weite und Freie,
Die Blüthen jung' und neue:
Da ist ein Schloß gelegen,
Im frischen Maiensonnenglanz,
Er klopft von außen an das Thor,
Um Herberg' drinn' zu bitten."

Ein Hauch ahnungsvoller Begeisterung durchweht diese Blätter, in denen der Dichter weder seine Hingebung für die idealen Güter der Menschheit, noch die milde Auffassung der wirklichen Zustände verleugnet und den jugendlichen Herold der neuen Zeit, wie die Frühlingslandschaft von Meran, mit dem Duft der Poesie verklärt. Allen Freunden humoristischer Weltanschauung dürfte die Nachricht willkommen sein, daß die Chronika nunmehr, von den Professoren Ignaz von Zingerle und Franz Defregger durchgesehen, mit ihrem farbigen Bilderschmuck durch den Buchhändler Fridolin Plant zu Meran in würdigem äußeren Gewande herausgegeben worden ist und den Verehrern des Dichters, der im Morgenblatte und in der Allgemeinen Zeitung zuerst den Ruhm des Burggrafenamtes begründet hat, in dieser schönen Gabe ein Andenken an die berühmte Feste von bleibendem Werthe geboten wird. Wenige Andeutungen über Inhalt und Weise der Darstellung werden genügen, das Interesse für eine Schöpfung zu wecken, deren schalkhafte Figuren den Tiefblick ernster Lebensanschauung, deren köstliche Bilder den ernsten Sinn ihres Urhebers nicht verbergen. Mit welcher Gewissenhaftigkeit der Chronist seine Aufgabe begann, ergibt schon der Rückblick auf die Erschaffung der Welt und die Sintfluth, nachdem an's Licht gekommen, daß der Wein von den Leiten von Lebenberg genau dem Safte der ersten Rebe gleiche, die Vater Noah aus dem Paradiese erhalten hatte. Wie damals die Menschen im Stande der Unschuld des Umganges mit Affen sich erfreuten, so wird heute noch jeder Zecher in das gesegnete Eden versetzt, zum Beweise, daß die Arche Noah nicht im Lande der Türken, so keines Weines würdig, sondern auf dem Lebenberger Bühel aufgesessen, wie auf dem Bilde der zweiten Seite klar zu schauen. An den Styl der Historie streift die Erzählung von dem Einfall unbändig trutziger Germanen in den Rebengau und die Mähr, wie Ritter Fuchs den tapferen Schloßherrn überlistete, mit Sturm die Feste gewann und der betrübten Wittib des letzten Lebenbergers aus dem Stamme Noah Herz und Hand zum Pfande neuen Glückes überließ, um selber das kraftlose Gerstenwasser seiner baierischen Spießgesellen mit dem feurigen Safte der Traube zu vertauschen.

Gleiche Liebe, gleiche Sorgfalt verrathen die Skizzen aus der Gegenwart und das Porträt seines Schirmherrn und Freundes Kirchlechner, den er mit ritterlichem Federbarett und philisterhafter langer Pfeife auf seinem Klepper zur Hauptstadt des Burggrafenamtes reiten läßt. Es fehlt nicht die Geschichte eines Zuges, welchen Carl von Zallinger, als Hauptmann zu Meran, an der Spitze auserwählter Schaaren kriegesmuthiger Männlein und Fräulein gegen die Feste unternahm, von dem Grafen Herberge und Pflege für alle Wandergenossen zu heischen, nicht das Verzeichniß der Heldenthaten, die Hans Firmian von Kronmetz im Singen wälscher und deutscher Weislein rühmlich vollbracht, und die Feder hat ebenso treulich den Jubelchor der neuen Musika, unter deren Klängen das Schloß 1846 mit Sturm genommen wurde, als die wundersamen Scenen verzeichnet, in denen Junkherr Zurgel

burger auf dem Stegereif geritten oder beim Stellen eines Hinterhaltes in den Bach gefallen war; dem Einfall eines Bären in die Weingelände des Schlosses, Lustbarkeiten, Schwänke und den beklagenswerthen Tod eines Esels angereiht, den die Tugenden der Entbehrung und Arbeitsamkeit der Unsterblichkeit würdig erscheinen ließen.

Unter den Gästen, die von Nah und Fern zum Schlosse kamen, war nach dem Abzuge des wohlweisen Magisters der Münchener Liedertafel ein Ritter von Regensburg im ungarischen Zottelpelz, mit Spitzhut und einem Gesicht wie ein Feld voller Teufel gen Meran gekommen, um sich als gewaltiger Reisiger und zungenfertiger Prediger-mönch der christlichen Lehr von Wein, Weib und Gesang die Achtung aller Stehweinbrüder zu erringen und im Etschlande den Ruhm seines Schutzpatrons durch tiefsinnige Sprüche zu verbreiten, deren Reimen Jung und Alt mit gleichem Wohlgefallen lauschten.

Der heilige Sanct Hubert hat a a Bür g'habt,
Aber a Stoanfeuer drauf, s' hat'n allmal versagt.
Der heilige Sanct Hubert hat a an Tabak brennt,
Wenn's n ausg'loschen is, hat er's wied'rum anlennt.
Der heilige Sanct Hubert hat a adiem dürscht,
Wie's n andern a geht, der im Holz umapürscht.

Dann hatte Maximilian, der Baiernherzog, den Schloßherrn wie dessen Schützling mit allen Beweisen fürstlicher Huld ausgezeichnet und des Chronisten hochherziger Gönner, Erzherzog Johann, am 30. Mai 1851 Rast in Lebenberg gehalten, um auch dem Schloßkeller verdiente Ehre zu erweisen; aber lebhafter ward die Phantasie des Dichters angeregt, als die Wiederaufrichtung des „Stehwein" dem Bundesbruder Anlaß gab, die historische Entwickelung dieser Zechgenossenschaft mit allem Scharfsinne classischer Gelehrsamkeit und allem Frohsinn übersprudelnder Laune nachzuweisen.

Wer wollte denn auch zweifeln, daß Moses der Aufrichter des Stehwein gewesen, zumal der Pentateuch bekundet, daß die Juden beim Passahfest stehen und stehend getrunken haben; daß der olympische Bachus einen Feldzug in das hintere Indien zu Ehren des Weins unternommen, Nestor, Odysseus und dessen ehrwürdiger Freund Eumäus Mitglieder des Stehwein gewesen seien, für dessen Bund Anakreon die ersten Lieder dichtete! Mußte Lentner unentschieden lassen, ob Horatius bei seinen Capiteln Küchelberger oder Bozner Leitacher getrunken, so sind doch seinem Scharfblicke nicht die Urkunden, nach denen des heiligen römischen Reiches erster deutscher Kaiser eine Stehwein-Brüderschaft aus zwölf Genossen mit dem Helden Roland gebildet hatte, und die Ritter der Tafelrunde unter ihrem milden Weingrafen Artus als edle Brüder des Stehwein Ehre und Ruhm erwarben, nicht die Thatsachen entgangen, daß zu Maja bei Meran die Herberge des tirolischen Bundes unterging, während in Ingelheim die älteste deutsche Genossenschaft zur Blüthe gelangte, und arme Klosterbrüder hier wie dort neben Kunst und Wissenschaft die Regeln und Gesetze des Stehwein weiter auszubilden sich bemühten. Doch erst unter König von Behaim, der alle Bundesgesellen aus dem Burggrafenamte zur Uebung des schönen Brauchs in die Halle der Zenoburg berief, und unter seiner Tochter Margaretha, die Jahr für Jahr auf ihrem Schlosse Maultasch bei Terlan inmitten der edelsten Reben zum Cultus des Stehwein erschien und sterbend ihren Becher dem Vereine zum Angedenken hinterließ, begann die goldene Zeit des Bundes, der die besten Helden und Weisen jedes Jahrhunderts als treue Förderer und Pfleger seiner Gemeinschaft verzeichnen darf.

Wie unter Lentner's Führung ein Fähnlein erprobter Kriegsgesellen die

Hauptfeste Lebenberg und das Schloß Winkel besetzte und im Sinne der Losung: in vino veritas regelmäßige Capiteltage in der „Sonne“ hielt, um in den aschfarbigen Zeiten der Bußprediger, Weltverbesserer und Seligmacher der Freiheit eine Stätte zu bereiten, des Lebens Ernst durch heitere Lust zu mildern; wie dann der Sänger selber als Geächteter aus dem Alpenlande fliehen mußte, weil die allgewaltige, harmloser Lebensfreude abholde Gegenpartei kein Mittel zur Entfernung ihres ritterlichen Widersachers scheute, und die Bundesgenossen — als Gottesfrevler und Hochverräther mit Verlust von Amt und Ehre bedroht — an einem düsteren Winterabende, trauernd ob der Zeiten Mißgeschick, die Wappenschilder von den Wänden nahmen und das Bundesbanner begruben — das hat der Chronist, „erfreuend neue Freude zu zeugen und das Gedächtniß an trübe Stunden zu bewahren“, mit markigen Feder- und Pinselstrichen in die Blätter des Buches gesetzt.

Von dem Schmerz des Dichters bei der Trennung von Lebenberg zeugt seine wehmuthsvolle Klage, zeugt der tiefempfundene Abschiedsgruß, den er nach dem letzten Ausblicke aus den Fenstern seines Stübleins auf den Rebengau am Dreifaltigkeits-Sonntage 1847 niederschrieb: „Lebe wohl, mein theures Lebenberger Schloß und bleibe eine Burg der Freiheit und des Friedens; sei gesegnet vom First bis zum Grunde für Alles, was ich in Deinen Mauern fand; lebe wohl auch Du, Urkunde so vieler freude- und schmerzvoller Tage meines Lebens!“ — Trostesworte treuer Freunde und die Verwendung einflußreicher Gönner ermuthigten zu neuer Hoffnung das tiefgebeugte Gemüth; und als im Weinmonat desselben Jahres ein kaiserlicher Spruch den Bajuvaren von Bann und Acht befreit, zu ehrenvoller Rückkehr nach der Feste aufgemuntert hatte, da hoben sich noch einmal die Schwingen seiner Phantasie zum Fluge in der Dichtung geheimnißvolles Reich. Ob auch der Traum des Völkerfrühlings nur zu bald verrann: der Heimgekehrte durfte doch den Siegesrausch des deutschen Volkes im Jahr der Freiheit mitempfinden, durfte wieder die Gegensätze einer stürmisch bewegten Zeit hier mit geistigem Bande zusammenfassen, dort in Wort und Bild einander gegenüberstellen, an dem Schattenriß spießbürgerlicher Einfalt sich erfreuen und mit der Poesie des Liebesfrühlings, der in dem Burgfrieden Knospen und Blüthen getrieben, des Herzens wiedererwachte Lust erklingen lassen. Da trieb es ihn, den obern Gaden des Grafenschlosses mit Scenen aus dem Leben und Schauersagen des Degen Fuchs, die Wände der untern Räume mit Sprüchen zu verzieren und das Geheimniß seines Minnelebens den Blättern anzuvertrauen. War es doch des Schloßherrn Schwesterkind, des gelehrten Doctoris Waibl schöne Tochter Anna, die dem Chronisten vor der Verbannung Treue gelobt, nach der Heimkehr die Hand zum Bunde für das Leben dargeboten hatte.

Dann kam ein wunderschöner, lieblicher Morgen: in goldenem Gewande und strahlendem Glanze stieg die Sonne über das Sarner Joch, einen milden St. Martinustag voll Licht und Herrlichkeit dem Burggrafenamt, einen Freudentag für die Getreuen der Burg zu bringen. Unter dem Klange des Kirchenglöckleins führte der Dichter die ernstgestimmte, mit Lebenberger Myrte geschmückte Braut vor den Altar, vernahm beseligt ihren Schwur, dem Schwergeprüften alles Leid durch Liebeszauber zu vergüten und sah vom Thurm das stolze Banner, glückverheißend flattern. Wie das Fest weihevoll begonnen, Freude, fröhlichen Genuß den Gästen, Ehre, Ruhm dem Neuvermählten gebracht, so fand es seinen feierlichen Schluß, als stiller Friede Berg und Thal, das Schloß und des Chronisten Klause umfing.

Leider rauschten die Wellen des Glücks so flüchtig vorüber, daß der Historiker nur wenige Schaumkronen der trügerischen Fluth zu schöpfen vermochte und bei der Ankunft eines Freundes aus der Landeshauptstadt die Chronik mit einem Strich in der Absicht beschloß, im nächsten Jahre einen neuen Abschnitt anzuheben. Wenige Monden später hatten sich die hellen Augen des Boten deutscher Völkerfreiheit für immer geschlossen, aber aus den Bildern und dem Ornament des Gedenkbuches blicken sie noch heute glanz- und seelenvoll auf den Leser .. und der Text in seiner mittelalterlichen Fassung läßt mit den humoristischen Zügen der Illustrationen die Gemüthsinnigkeit, Gedankentiefe und heitere, dann und wann schwermüthig angehauchte Laune eines Dichters erkennen, der mit feinem Sinn für die Schönheit des Alpenlandes das tiefernste Streben auf Befreiung seiner Bevölkerung von dem Drucke hierarchischer Gewalten verband.

Nachdem auch sein Schirmherr, Carol der Graf, von dem Schauplatz unsterblicher Thaten geschieden, hat die Schloßfrau des Klausners Heim zum Aufenthalte für Freunde des Rebenlandes eingerichtet, die hier gastlichen Empfanges sicher sind. Wen lockte es nicht zur Umschau in dem dämmerigen Saal, wo Meister Friedrich des Ritters Spukgestalt im Mondenschein und seine Abenteuer mit Fritz von Greifen auf die Wände gemalt, wo Degen Fuchs als Minnesinger um die Gunst des Edelfräuleins Frundsperg von Annenberg wirbt und im Eck, geheimen Sinnes voll, gar wundersame Köpfe von Schriftenkundigen auf geheime Widersacher des Künstlers gedeutet worden sind; wer ließe nicht mit Vergnügen das Auge über das Thürmlein der Kapelle und drinnen über die Bilder jenes mächtigen Geschlechtes gleiten, dessen Ahnherr, Ritter Ulrich Fuchs, unter Ludwig dem Brandenburger nach Tirol gekommen war, dessen Glieder in der Jaufenburg größeren Einfluß gewannen! Vom Giebelfenster des südlichen Flügelgebäudes ist mit dem Fernrohr die Ruine des Jaufenschlosses zu erschauen, das als Mitgift der vielumworbenen Barbara von Passeyr in den Besitz der Lebenberger kam. Wenn drüben der Burgherr bei festlichen Gelagen auf den Söller trat, um seinen Becher auf des Hauses Wohl zu leeren, dann gab eine Fahne vom Thurme dem Lebenberger das Zeichen zur Erwiderung.

Im Laufe der Zeiten sind die letzten Sprossen jenes Stammes verdorrt, Fuchsberg und die Jaufenburg verfallen; aber hoch und hehr ragen noch die Zinnen von Lebenberg über den Buchenhain, der an der Schattenseite des Gemäuers seine Gitternetze um die Fensterkreuze webt: wie zu des ersten Winzers Tagen blinken auf Noah's Hügel goldene Trauben in dunkelem Grün, beschatten Nußbaum- und Kastanienkronen den Rasen, wenn heiteres Sonnenlicht des Ifingers Pyramide und der Mendola drohende Felsenstirn verklärt. Aber während mit der sinkenden Sonne die Wiesengebreiten und des Stromes Silberspiegel verbleichen, färbt sich der Horizont im Süden mit flammendem Roth, bis die Dämmerung ihren Zaubermantel über Höhen und Tiefen breitet und alle Herrlichkeit der Alpenwelt in jenen halbdurchsichtigen Duft verhüllt, der mit dem Reiz des Ungewissen und mit der Ahnung des Unendlichen die Phantasie und das Gemüth erfüllt.

Kleine Laube.

Aegidi.

Ein Capitel aus der Legende.

Zu Athen in Griechenland lebte im siebenten Jahrhundert eine hochadelige, mit Gütern reich gesegnete Familie. Sie stand an der Spitze der vornehmen Gesellschaft des Landes und genoß hohe Vorrechte und lebte im Vollgenusse der irdischen Freuden. Sie war zum Christenthum übergetreten, denn das Gebot: „Liebe deinen Nebenmenschen wie du dich selbst liebest!" gefiel ihr gar sehr. Sie fühlte sich durch die neue Lehre doch nicht so außerordentlich verpflichtet; die Familie Aegid hatte nicht gar viele Nebenmenschen, sie stand ja zuhöchst in der Gesellschaft und die Bewohner des Landes waren ihr nicht bei-, sondern untergeordnet. Und den Untergeordneten gebietet das Christenthum: „Ehre deine Obrigkeit und sei ihr gehorsam!" — So waren die Satzungen der großen Lehre dem Hause Aegid wie aus der Seele gesprochen.

Diese Familie hatte einen einzigen Sohn — einen Knaben von großen Geistesgaben und wunderbarer Schönheit. Schon in seiner frühesten Jugend wurde er im Christenthume erzogen. Und der junge Aegidi vertiefte sich so sehr in diese Lehre, daß er, was Keinem seines Stammes noch gelungen, ihr auf den Kern kam. Der Stifter war offenbar ein Freund des Volkes gewesen — „Ihr Alle seid Brüder und Kinder Eines Vaters, der im Himmel ist!" — Als Aegidi siebzehn Jahre alt war, hub er an, diesen Satz zu verstehen, denn zu der Zeit hatte er gefunden, wie eng und einförmig der Kreis war, in dem er sich auf der „Höhe und Spitze der Gesellschaft" bewegen konnte. Wohl stand den Bedürfnissen seines Körpers bisher eine unendliche Auswahl von Mitteln und Gütern zu Gebote, wohl fehlte nichts, was zur Bildung und Pflege seines Geistes nöthig war; auch war für Belustigungen vornehmer Art, als: Reiten, Jagen, Ringen u. s. w., hinreichend gesorgt. Allein plötzlich wachte des Jünglings Herz auf und hatte einen Wunsch, einen sehr angelegentlichen, heißen Wunsch — und in Sachen dieses Gegenstandes war die Wahl in Aegidi's Kreisen gar armselig klein.

Es war nicht zu leugnen, daß es in den wenigen hohen Adelshäusern schöne Jungfrauen gab; aber unten bei den Soldaten, bei den Gewerbetreibenden, bei den Landleuten, Hirten und Fischern gab es, wenn nicht noch schönere, so doch gewiß der Schönen mehr — das war nicht zu leugnen und nicht zu verachten. So stieg Aegidi mit seinen großen gluthvollen Augen, mit seinen langen, braunen Locken und in seiner ganzen herrlichen Jugendgestalt denn herab zu den Töchtern des Landes, die nach des Meisters Lehre mit ihm den Einen Vater im Himmel hatten. Und er liebte sie und bethörte sie durch seine wunderholde Erscheinung, und als ihn sein Vater darüber eines Tages streng zur Rede stellte, entgegnete Aegidi, er suche den Willen Gottes zu erfüllen.

Darob ergrimmte der alte Patricier, schlug die Pforte dem Jünglinge

vor der Nase zu und sagte: „Ich habe keinen Sohn mehr.“

Aegidi aber versetzte laut: „Ich habe einen Vater, der im Himmel ist!“

Und von nun an trieb er sich im Lande herum, hütete mit den Hirten und fischte mit den Fischern und hielt Gemeinschaft mit diesen Menschen in allen Dingen.

Als aber eine Zeit kam, da sein Leib abgezehrt war und ihm die Kleider von den Gliedern fielen, da erinnerte er sich an die Geschichte von dem verlornen Sohne, und er kehrte reumüthig zurück zu der Pforte seines Vaterhauses. Doch wurde kein Kalb geschlachtet, denn sein Vater war todt. Dagegen harrten große Reichthümer auf den Wiederkehrenden. Der Worte des Lehrers aber auch jetzt gedenkend, nahm Aegidi diese Reichthümer und vertheilte sie an die Bettler des Landes; und als er nichts mehr hatte, ging er demüthig zu den Betheilten und bettelte um ein Stück Brot. Da lachten die Leute, nannten ihn einen Verschwender und Narren und unter Männern auch noch was Anderes.

Nun erinnerte sich Aegidi an den Ausspruch des Propheten, daß Alles eitel sei. Der Verachtetsten Einer verließ er das Land. Ein Schiffer nahm ihn auf; dem band er die schadhaften Taue und flickte die Segel. Viele Monate lang waren sie auf hohem Meere und in den Stunden des Sturmes war Aegidi vergnügt, gedachte des Schiffleins Petri und murmelte: „Unser Herr und Meister schläft nicht; laßt es gehen, wie es geht, Jesus wird uns beschützen.“ Und als der Capitän in einer ungestümen Nacht sah, daß Aegidi still lächelte und seine Hände in den Schooß legte, da doch Alles aus vollen Kräften arbeiten sollte, um das Fahrzeug zu halten, so rief er: „Du Taugenichts, Du Tagedieb!“ Deß war Aegidi ganz zufrieden; auch der Herr und Meister mußte Schmach erdulden.

Aber als des andern Tages das Schiff an einem Inselstreifen vorüberglitt, da setzte der Capitän den Mann auf's Land und fuhr weiter.

Darüber war Aegidi nun allerdings ein wenig verblüfft, denn die Insel war nicht verheißend, und im Evangelium fand er keine Stelle, die er auf diese seine neue Lage beziehen konnte. Indeß schritt er weiter und vertraute auf Gott. Und siehe, Gott wollte es, daß die vermeintliche Insel nur eine Halbinsel war und mit dem Festlande zusammenhing; und Aegidi wanderte in das Festland hinein, fing unterwegs Frösche und Heuschrecken, wie der heilige Johannes in der Wüste gethan hatte, und kam endlich in eine tiefe, dichtbewachsene Wildniß.

Er fand eine Felsenhöhle und in dieser Felsenhöhle lebte er nun als heiliger Einsiedler. Eine Hirschkuh, die er zahm zu machen verstand, war seine Gefährtin und Nährerin; und in der Ruhe des Waldes und durch die Milch der Hirschkuh hub der noch junge Mann wieder an zu gedeihen.

Um dieselbe Zeit trug es sich zu, daß die Fürstin dieses Festlandes, eine schöne junge Witwe, eine große Jagd abhalten ließ, um sich über den Verlust ihres unersetzlichen Gatten zu trösten. Sie trug ein schwarzes Kleid, ritt auf einem hohen Schimmel und schwang den Wurfspieß. Ihre glänzend schwarzen Locken wehten um das blasse, wunderbar holde Antlitz; die weißen Zähnchen schimmerten zwischen dem Knospenpaare der Lippen; ihr Auge brannte vor Feuer und Begierde, denn sie verfolgte eine Hirschkuh. Ihrer Begleitung war sie in solchem Eifer davongeritten und tiefer und tiefer kam sie in die Wildniß hinein, und das verfolgte Thier war nicht zu erreichen.

Plötzlich aber, als Wild und Jäger einen Wald von Dickicht und Gestrüppe hinter sich hatten, verschwand die Hirschkuh in einer Felsenhöhle. Und als die Jägerin davor hielt und ihr Auge in die Vertiefung senkte, da schrak sie doch zurück. Nicht die Hirschkuh allein, auch ein anderes Thier war da drin verbor-

gen — vielleicht ein gefährlich' Thier; sie sah zwei große Augen sprühen in der Dunkelheit. Und endlich wurde ein verwildertes Lockenhaupt sichtbar, und eine hohe Mannesgestalt, nur spärlich bekleidet durch ein Bärenfell, trat langsam hervor.

Da wollte die junge Fürstin vom Pferde sinken vor Schreck. Noch zu rechter Zeit fing sie Aegidi auf in seinen Armen, daß diese schöne Gestalt den harten Boden nicht sollte berühren.

„Wer seid Ihr, fremder Mann?“ vermochte die Fürstin endlich zu fragen.

„Ich bin ein Knecht des Herrn, der in der Einsamkeit seinem Gotte und seinem Seelenheile lebt.“

Auf diesen Bescheid wurde das Weib ein wenig ruhiger. Jedoch Aegidi wendete den Schimmel, daß der Schweif an dem Felsen fächelte und der Kopf der Seite zugekehrt war, von wannen er gekommen.

„Und Ihr wollt mir nicht erlauben, Mann Gottes, daß ich mich von dem scharfen Ritte und von dem großen Schrecken auf diesem Moose ein wenig erhole?“ so sagte nun die Fürstin.

„Ei, ei,“ versetzte der Einsiedler, „ich habe von einem Eremiten gehört, dem ist der Teufel erschienen in Gestalt eines Weibes.“

Da lachte die Fürstin und frug, ob er nicht einen frommen Spruch wisse, um sie zu beschwören.

„Wohl, wohl!“ sagte Aegidi rasch; dann breitete er seine Hände aus und rief: „Wenn Du etwan nicht ein menschlich Weib, sondern der leidige Böse selber bist, so beschwöre ich Dich bei dem gekreuzigten Jesus, fahre hin!“

Das Pferd stampfte einmal mit dem Vorderfuß, aber es fuhr mit seiner Last nicht hin.

„So seht Ihr,“ lachte die Reiterin, „daß ich ein menschlich Weib bin und den heiligen Namen wohl vermag zu ertragen. Wollt Ihr mir nun erlauben, daß ich den Rücken meines Thieres verlasse und ein wenig auf Euerm Moose raste?“

Da reichte ihr Aegidi die Hände und hub sie vom Pferde und führte sie zur Rasenbank und brachte Früchte und Milch und verschwand plötzlich in der Höhle und kämmte mit den Fingern seinen langen vollen Bart zurecht. Dann kam er wieder und setzte sich zu seiner Gastin auf die Rasenbank und freute sich innig, wieder einmal ein menschliches Wesen in seiner Nähe zu haben.

Die Fürstin war eine fromme Frau und küßte das Crucifix, welches der Einsiedler um den Hals trug; da sagte Aegidi: „Ich verehre Gott in seinen Geschöpfen,“ und küßte ihr die Hand.

Nun erhob die Fürstin ihre Stimme und pries den süßen Namen. Und Aegidi sagte: „Ich verehre die Lippen, die den Namen Gottes so süß wissen auszusprechen!“ und er küßte sie auf den Mund.

„Mann Gottes,“ versetzte das Weib, „wo habt Ihr so prächtig küssen gelernt?“

Die Hirschkuh kam herbei und leckte dem Einsiedler aus der Hand und beleckte die junge, schöne Fürstin. Und das Weib streichelte das Thier.

Das Pferd hub zu grasen an auf dem Waldanger, und als es satt war, ging es hinab zur frischen Quelle und trank...

Spät kehrte die Fürstin zu ihrem besorgten Gefolge zurück. Ihr Auge strahlte seltsam, ihre Wangen waren hochroth; mit heller Begeisterung erzählte sie, sie habe in der Wildniß einen heiligen Einsiedler entdeckt, an dem der Herr sein Wunder übe, da er ihm durch eine Hirschkuh das Brod vom Himmel sende.

Und auch die hohe Frau beschloß, ihr Leben von nun an dem Herrn zu weihen. Oftmals verließ sie ihren Palast und pilgerte in die Wildniß, um sich von dem frommen Eremiten in dem Dienste Gottes unterrichten zu lassen. Und endlich baute sie unweit der Felsenhöhle ein Kloster und Aegidi war Abt in demselben, nahm eine Anzahl junger Männer als Jünger auf und

gab ihnen die Regeln des heiligen Benedikt.

Die Fürstin selbst, sagt man, sei in den heiligen Mauern verblieben und die Hirschkuh sei ihr und dem Abte Aegidi auf lebenslang eine treue Freundin gewesen.

Aegidius wird heute noch als Patron der Jäger und Witwen gläubig verehrt. M.

Eine Stunde ohne Gott.

Von A. Hyrtl.

Es steigt im Morgen-Sonnenstrahl
Ein Knabe rasch hinab zu Thal;
Ein frohes Lied er leise singt,
Mit dem von Stein zu Stein er springt.
O Gott, wie's in der Tiefe grollt,
Das Wasser rauscht, die Welle rollt.
Der Knabe fürchtet nicht Gefahr,
Der Blick ist hell und fest und klar,
Und leicht berührt der Fuß den Steg,
Der über'n Abgrund führt als Weg;
Gar muthig springt er d'rüber hin,
Kein Zagen kommt ihm in den Sinn.
Er weiß es ja, das jederzeit
Ein Engel Gottes gibt s'Geleit.
Da hält er an im raschen Lauf,
Vom Thale tönen Glocken auf,
Die laden Alle, Groß und Klein,
In's Gotteshaus zur Messe ein.
Nun eilt er um so schneller fort,
Sein Ziel ist auch der heil'ge Ort.
Es trug ihm ja die Ahne auf,
Geweihtes Wasser bring' herauf.
So tritt er in den stillen Hain
Der Lebensmüden schnell hinein;
Doch eh' er in die Kirche eilt,
Er sinnend an dem Grabe weilt,
Wo seine theure Mutter ruht.
Ein Sträußchen steckt er ab vom Hut,
Das senkt er in den Hügel ein —
„Bist lang bei Gott, wirst glücklich sein."
Das Wort sich kaum der Brust entringt,
Da eine Stimme zu ihm dringt;
Die spricht im ernsten, rauhen Ton:
„Es gibt ja keinen Gott, mein Sohn!
Ist Alles nur der Menschen Wort,
Der unten liegt, der bleibt auch dort."
Entsetzen packt den Knaben an,
Er wendet sich, da steht ein Mann
An einem eingesunk'nen Grab,
Ein alter Mann, ihn stützt ein Stab.
Noch vieles hat er ihm erzählt,
Was nun das arme Herz ihm quält.
Da endlich stürzt der Knabe fort,
Als wär' verdammt der ganze Ort —
Es ist ja Gott, sein Vater todt,
Der Helfer in Gefahr und Noth.
Er sieht nicht mehr die Blüthenpracht,
Die überall entgegen lacht,
Er hört nicht, wie's im dunklen Wald
Von tausend Liedern wiederhallt.
So träge steigt er heut empor,
Es kommt der Weg zu steil ihm vor,
Und als er an dem Abgrund steht,
Gar wunderbar es ihm ergeht.
Er setzt den Fuß auf's schwanke Brett,
Als wenn's ihn nie getragen hätt',
Er rüttelt, schüttelt, klopft daran —
Das hat er früher nie gethan.
Doch endlich faßt er Muth, er geht,
Und als gesund er d'rüben steht,
Da muß er in die Tiefe schau'n,
Die eben ihn erfüllt mit Grau'n.
Die Ahne findet heut im Haus
Nicht Rast, noch Ruh, sie tritt hinaus,
Sie ruft auch in den Wald hinein:
„Wo bleibt er nur, was fällt ihm ein?"
Da sieht sie, wie so schwer er steigt,
Sie hört kein Lied, wie sonst, er schweigt,
Und als sie recht ihn angeschaut,
Die Thräne ihm vom Auge thaut.
„O! komme doch, es steht bereit
Dein Lieblingsmahl schon lange Zeit;"
Doch er berührt nicht Speis', nicht Trank,
Er setzt sich traurig auf die Bank.
Der Alten ist das Herz so schwer,
Sie denket hin und denket her,
Dann ruft sie ernst: „So beten wir!"
Dann wendet er sich schnell zu ihr
Und klaget all' die bitt're Noth,
Erzählt vom lieben Gott, der todt.
Da preßt sie ihn mit Lieb und Lust
An's warme Herz, die treue Brust,
Und führet sanft ihn an der Hand
Zum Fenster, zeigt hinaus in's Land:
„Ach! Kind, besieh Dir doch die Welt,
Den Wald, die Höhen, Flur und Feld,
Die Blumen alle, klein und groß,
Auf Waldesgrund das zarte Moos,
Und über uns in dunkler Nacht
Der tausend Sterne gold'ge Pracht.
Ach! sage, wer hat aufgestellt
Und wer so schön geschmückt die Welt?
O! Kind, er lebt ja fort und fort
Der große Gott, ist unser Hort;
Ein Jeder ihn auch anerkennt,
Nur daß er anders ihn benennt.
Und weil er lebt, laß' froh uns sein,
In meine Lieder stimme ein."
Da tönt zu Gottes Ehr' ein Lied,
Das jauchzend auf zum Himmel zieht.

Die Araberin im Palast und Zelt.

Von A. von Schweiger-Lerchenfeld.*)

Unsere heutige Kenntniß von den arabischen Zuständen zeigt eine wunderbare Mischung von Dichtung und Wahrheit. So tritt beispielsweise der Rückschritt aller Cultur und Sitte gerade bei dieser edlen Race greifbarer hervor als bei irgend einem anderen Volke, das sich zum Islam bekennt; noch immer aber haftet der Glanz einstiger Herrlichkeit an Allem, das sich auf arabisches Leben bezieht, trotzdem hierbei eine wohlbewußte Täuschung unterläuft. Wenn man heute von Bagdad oder Damascus spricht, so sind diese Städte räumlich unserem Blicke viel zu sehr entrückt, als daß wir uns nicht von herrlichen Erinnerungen gefangen nehmen ließen, obgleich diese alten Culturstätten den denkbar traurigsten Anblick gewähren. Auch das arabische Volk von heute läßt sich kaum in ein günstiges Licht stellen, ganz abgesehen von der in die Augen springenden Verschiedenartigkeit in ethnischer und cultureller Beziehung, welche uns die einzelnen Stämme und Gruppen (Nord- Central- und Süd-Araber) verschiedenwerthig auf die stets wechselnde Bildfläche bringt.

Es fehlt uns natürlich der Raum, um den Culturwerth des arabischen Volkes, die ethnischen Momente an demselben und den gesammten Apparat, der mit solch' geographischen Studien in Verbindung steht, auch nur skizzenhaft hier zur Geltung kommen zu lassen. Es ist das Weib, mit dem wir uns zu beschäftigen haben, und auch in dieser Richtung gäbe es mehr zu erzählen, als die wenigen Seiten unserer Schilderung enthalten. Hat doch gerade das arabische Frauenleben von Anbeginn her die wunderbarsten Wandlungen gemacht. Eine reiche Typen-Sammlung taucht aus dem Strome der Zeiten, der über den glühenden Boden Arabiens meist mächtig gefluthet hat. Wir begnügen uns, einen Besuch der modernen Araberin „im Palast und Zelte" abzustatten.

Kehren wir vorerst im Zelte ein... In ihm haben sich die ursprünglichen Lebensanschauungen, altväterische Sitte und urwüchsige Romantik noch am besten conservirt. Berühmte Kenner des Beduinenlebens, wie Burckhart, behaupten, daß bei den Nomaden Arabiens das Liebesleben sich in einer ursprünglichen Reinheit zu erhalten wußte, wie bei keinem anderen Volke des Orients. Dies geht auch aus der Wüstenpoesie hervor, welche von seltener Gluth durchhaucht ist und von einem warmen Idealismus zeugt, ganz im Gegensatze zu den Lebensanschauungen in den Städten, wo alle edleren Regungen mit der Zeit in dem Sumpfe roher Leidenschaften erstickt sind. Ein beduinisches „Kriegslied" läßt sich also vernehmen:

„Mutter, reiche meinem Füllen gutes Futter!
Treulos haben sie uns den Vertrag gebrochen,
Blutig will ich färben meiner Lanze Ring,
Für das Aug' des Mädchens mit der knospend schönen Brust."

Gewöhnlich sagt der Araber seiner Herzensfreundin, wenn er in den blutigen Strauß zieht: „Ich gehe deinen Augen zu liebe in den Kampf und Tod." .... So ist's heute Sitte im Beduinenzelte und so war es in uralter Zeit, denn eines der ältesten arabischen Lieder aus der „Hamâsa", dem zu Anfang des neunten Jahrhunderts von Abu Temmam gesammelten Liederbuche, gibt hierüber in höchst origineller Weise Kunde. Es ist eines jener Lieder, von denen schon Rückert so trefflich sagte:

„Die Poesie hat hier ein dürft'ges Leben
Bei durst'gen Herden im entbrannten Sand,
Mit Blüthenschmuck und Schattenduft umgeben,
Mit Abendthau gelöscht den Mittagsbrand,
Verschönt, versöhnt ein leidenschaftlich Streben,
Durch's Hochgefühl von Sprach- und Stammverband,

*) Aus dessen interessantem Werke: „Das Frauenleben der Erde." (A. Hartleben's Verlag.

Und in das Schlachtengrauen Liebe selbst gewoben,
Die hier auch ist, wie überall, von oben..."

Das bewußte Liebeslied des Kriegers aber lautet:

„Dein gedacht ich, als die Lanzen
Zwischen uns im Schwunge bebten,
Und die g'raden braunen Schäfte
Unser Blut zu trinken strebten.

Wahrlich, nein, ich kann nicht sagen,
Was von Dir mit solcher Stärke
Mich ergriffen; ist es Krankheit,
Oder sind es Zauberwerke?

Sind es Deine Zauberwerke,
Werd' ich wohl Entschuld'gung finden;
Ist es aber sonst ein Uebel,
Muß ich Dich der Schuld entbinden."

Es darf indeß nicht vergessen werden, daß der poetische Furor der Beduinen sich lediglich auf das unverheiratete Mädchen, nicht aber auf die Frau erstreckt. Die Stellung dieser letzteren ist nämlich nichts weniger als günstig, denn sie unterliegt der gleichen unausgesetzten häuslichen Plage wie alle übrigen islamitischen Weiber. Der Nomade zeigt in der Regel weit mehr Liebe für sein Pferd, als für seine legitime Gattin. Für jenes hat er zahllose Kosenamen; er herzt und schmückt es, plaudert mit ihm und singt ihm uralte Fehde-Lieder vor, und nach schwerem Ritte wendet er vorerst alle Sorgfalt für das edle Thier auf, während sein Weib erst in zweiter Linie bedacht wird ... Indeß läßt sich auch hinsichtlich der Mädchen bei den verschiedenen Stämmen nicht gleich Günstiges sagen. Bei den etwas nüchternen speculativen Schomeriten werden die heiratsfähigen Mädchen von ihren Müttern oft kurzweg dem Erwählten zugeführt und förmlich aufgedrungen. Als Heiratsabfertigung werden hierbei nur geringfügige Summen beansprucht, und wenn es dem so gewaltsam Getrauten einfällt, sein junges Weib innerhalb vierundzwanzig Stunden wieder zu verlassen, so kostet dies nicht eine einzige Thräne, denn die mehr berechnende als zärtliche Mutter weiß gar rasch einen zweiten, und wenn es nothwendig ist, einen dritten und vierten Gatten aufzutreiben.

In der Regel nimmt eine Beduinen-Hochzeit folgenden Verlauf: Nach erfolgter Werbung, welche meistens von Seite eines Freundes bei dem Vater des betreffenden Mädchens stattfindet, wird der Tag der Vermälungsfeier — gewöhnlich fünf bis sechs Tage nach der Zusage oder Verlobung (Talab) — festgesetzt. Dann finden regelmäßige Polterabende statt (Talilat), an denen sich namentlich die Jugend stark betheiligt und welche damit angezeigt werden, daß man vor dem Zelte der Braut große Feuer anzündet und Musketen abfeuert. Alsbald heben die schrillen „El mutawahat", die weithin tönenden Lieder der Frauen an, jede Strophe von der „Sagruta", einem eigenthümlichen Jubelrufe, begleitet .... Es ist ein köstliches Nachtbild, das sich nun vor unseren Blicken entfaltet. Das tremolirende li-li-li-li-li der Sagruta trällert weithin über die Steppen und lockt, sowie das flackernde Brautfeuer, selbst die entferntesten Zeltbewohner an. Diese geben überdies mit dem Rufe „zum Zug" (Jsru!) die Botschaft weiter, und bald umwogen singende Weiber, Männer und Kinder das Brautzelt, und das braune Wüstenkind mag sich starker Nerven rühmen, wenn es das infernalische Musketengeknatter ohne Erregung auszuhalten vermag. Natürlich sind zu solchem Zwecke eigene Lieder — meist anmuthige Reimspielerei — vorhanden, deren Rhythmus im frischen Marschtacte fließt. So singt ein Chor:

„Ich fürchte mich nicht und zieh' in der Nacht und fürchte mich nicht,
Ich verzichte nicht und begehr' mein Lieb und verzichte nicht;
Wie ein nächtlicher Dieb und komm' über sie wie ein nächtlicher Dieb;
Der Gürtel ach, ihr geflochtener Gurt, und des Liebchens Flechten so lang wie der Gurt."

Ist die Schaar vor dem Zelte angekommen, dann ergötzen sich die Alten bei Kaffee und Tabak, während die

Jugend den Reigen schließt und die Frauen die ohrenerschütternde Sagruta in die Nacht hinausträllern .... Der eigentliche Hochzeitstag wird bei manchen Beduinenstämmen durch die etwas romantische Komödie ausgefüllt, daß die Braut von ihrem Freier gewaltsam aus ihrem Zelte entführt wird. Entweder erhascht er dieselbe daheim, oder in einem anderen Zelte oder vollends, wie bei den Sinai-Beduinen, im Gebirge, wo sie sich verborgen hält. Auch das Entlaufen aus dem Hause des Bräutigams gehört hin und wieder zum guten Tone, nicht minder aber das jungfräuliche Sträuben der Neuvermälten im Zelte ihres nunmehrigen Herrn und Gebieters. Im Uebrigen ist den Beduinen-Mädchen der freie Entschluß nach erfolger Werbung seitens ihres Anbeters mehr gewahrt als den arabischen Städterinnen. Spröde Zurückhaltung oder Mangel jeder Zuneigung seitens der Wüsten-Schönen, hat schon manchem behenden Delul-Reiter argen Kummer bereitet.

Des Beduinen höchste Auszeichnung, die er einem Mädchen zukommen lassen kann, ist die, daß er es bei einem Kriegszuge zur „Hadijah" erwählt. Die Hadijah ist das Palladium eines Stammes und es begleitet denselben auf bunt aufgeputztem Kameele reitend, auf allen Kriegspfaden. Obwohl diese Auszeichnung, wie man sieht, nicht ganz ungefährlich ist, so würde ein Mädchen seine Wahl zur Hadijah niemals ausschlagen; mit einem stolzen Siegeslächeln geht sie freiwillig in den Tod. Gewöhnlich wird die schönste Tochter des Stamm-Scheichs auserwählt. Eine an Vergötterung gleichende Verehrung hebt sie hoch über das gewöhnliche irdische Gewürm, und wo der Beduine den Knauf des Palankins seiner Hadijah sieht, da wird aus dem zaghaftesten Streiter ein Heros. Ihr Verlust durch feindliches Geschoß oder ihre Gefangennahme bereitet stets Verwirrung und Panik unter den Kämpfenden. So manche Schlacht am „Strome der Araber" (Schat-el-Arab) oder in den Dattel-Landschaften des mittleren Euphrat ging für den einen oder den anderen Großstamm verloren, wenn das Flammenauge der schönen Scheichstochter brach oder wilde Arnauten sie als Siegesbeute in's Lager des türkischen Paschas schleppten.

Welch' ein schroffer Contrast tritt uns gegenüber dem ursprünglichen Beduinenleben in dem Augenblicke entgegen, wo wir das Familienheim des arabischen Städters betreten!.... Es ist auch in unserer Zeit noch viel von den Paradiesesfreuden des gartengeschmückten Damascus und der Romantik der palmengezierten Chalifenstadt am Tigris gefabelt worden, aber das ist Alles grobe Täuschung, absichtliches Hineinspintisiren farbigen Lebens in die prosaische Existenz des heutigen Bagdadiners und Damasceners. Was heute die Schönen in den vielgepriesenen Frauenkäfigen der Chalif-Epigonen für ein beneidenswerthes Leben führen, das wird man sofort begreifen, wenn man erfährt, daß der bagdadinische Eheherr sich als ein Geschöpf höherer Ordnung betrachtet und den weiblichen Theil der Familie selbst vor dem ungezogensten Buben bloßstellt. Wenn sich einer dieser letzteren an seiner eigenen Mutter vergreift, dann klatscht der Vater Beifall und ruft: „Aferin!" (Bravo!) Von Erziehung ist keine Spur. Die kaum den Kinderschuhen entwachsenen Knaben tummeln sich tagelang auf der Gasse umher, oder zeichnen sich durch rohe, böswillige Streiche aus, die ihnen von den zärtlichen Vätern als außergewöhnliche Proben von Lebensfreudigkeit ausgelegt werden. Die Frauen wieder, die früh, oft im Alter von zehn Jahren, heiraten und rasch verblühen, werden zwar von ihrem Gebieter eifersüchtig überwacht, doch genießen sie unter der Vermummung, die sie Jedem gegenüber unkenntlich macht, eine weit größere persönliche Freiheit, als den Herren der Schöpfung, welche am Tigrisgestade das große Wort führen, lieb sein dürfte. Von besserem Zeitvertreib in den Harems ist natürlich keine Rede. Die einstigen Dichter und Rhapsoden

hat man vergessen, und keine der Frauen würde heute Auskunft über jene herrlichen Chalifen-Gefährtinnen zu geben vermögen, die vordem die poetischen Traditionen der Araber vom Persermeere bis zu den Taurus-Gipfeln hinauf ausfüllten. Gesang und Musik sind gleichfalls verstummt; es fällt uns schwer, die Körperverdrehungen weiblicher Sklavinnen und ihr heiseres Gemecker besonders hoch anzuschlagen. Daraus geht hervor, daß die noch immer verbreitete Fabel, als sängen die modernen Bagdadinerinnen wie einst in der Chalifenzeit zur Guitarre zarte Minnelieder, nichts weniger als Berechtigung hat.

Ist das Eheleben ohne Abwechslung, ohne Reiz, so läuft auch alles Uebrige, was demselben vorangeht oder mit demselben in Verbindung steht, so ziemlich nach der Schablone. Bei dem arabischen Städter ist der Koran so gut maßgebend, wie bei den übrigen ansässigen islamitischen Völkern. Die bei Verlobungen und Hochzeiten in Uebung stehenden Gebräuche sind immer die gleichen, was bekanntlich in dem vielsprachigen Abendlande, trotz der Gemeinsamkeit in religiöser Beziehung, keineswegs der Fall ist.

Mehr als Alles gilt der Araberin von Stand der Putz. Es werden von Seite der Ehemänner oft die fabelhaftesten Summen aufgewendet, um den Ansprüchen ihrer Gattinnen zu genügen. Bei der immerwährenden Rivalität der Frauen in dieser Richtung wandert oft ein ganzes Vermögen, häufig auch das sauer Erworbene in die Taschen der Juweliere, welche perlengeschmückte Arm- und Knöchelspangen, Ohrgehänge, Strähne, Diademe, blinkendes Lockengeschmeide, kostbare Amulette, Halscolliers und Gürtel in stets wechselnder Façon, immer aber von hohem Werthe, zu liefern haben. Natürlich bekommt man auf der Gasse diese Herrlichkeit nicht zu sehen, denn die Frauen sind, sobald sie in's Freie treten, bis zur Unkenntlichkeit vermummt. Die Vermummung besteht zunächst in der Gesichtsmaske. Sie ist aus Pferdehaaren geflochten, durchsichtig und bedeckt das Gesicht vollkommen. Durch diese Maske ist auch nicht ein Zug des Gesichtes zu erkennen. Den Körper hüllt der sogenannte Tschartschaf ein; es ist ein weites, aus zwei Theilen quer zusammengenähtes Stück Zeug, dessen einer Zipfel mittelst eines Gürtels an der Taille oder mittelst einer Agraffe an den Schultern befestigt wird. Dieser sackartige Mantel wird um den Körper und über den Kopf geschlagen und vorne so zusammengefaltet, daß nur die Gesichtsmaske frei bleibt. Auch die Hände müssen verborgen werden, denn es gilt als unanständig, dieselben zu zeigen.

Scharfe Beobachter und Reisende, die sich lange in den großen arabischen Städten aufgehalten haben, wollen die Wahrnehmung gemacht haben, daß diese Maskirung nichts weniger denn den beabsichtigten Zweck erfüllt. Eine Ueberwachung der ziemlich frei mit einander verkehrenden Frauen ist nämlich nicht möglich, und es braucht die eine oder andere nur den Tschartschaf mit dem einer guten Freundin zu vertauschen und weder Mann noch Vater erkennt sie, wenn er ihr auf der Straße begegnen sollte, wieder. Die vornehmen Damen gehen übrigens nur selten aus, und wenn sie ihr Heim verlassen, so reiten sie am liebsten auf weißen buntgeschmückten Eseln und lassen sich von zahlreichen Dienerinnen begleiten.

Die gewöhnliche Haustoilette der arabischen Städterin höheren Standes erfordert keine eingehende Beschreibung. Sie besteht der Hauptsache nach aus einem Hemd von rother, weißer oder blauer Seide und gleichen Pluderhosen, die bis zu den Knöcheln herabfallen und dort zugeschnürt werden. Darüber wird eine Art Talar aus sehr durchsichtigem Stoffe geworfen und derselbe mittelst eines meist sehr kostspieligen Gürtels zusammengehalten. Eine beliebte Zierde sind auch die Knöchelspangen, welche bei den Vornehmen aus einem massiven goldenen, bei den minder Bemittelten aus einem silbernen Ringe bestehen. Diese Ringe sind nicht

ganz geschlossen, sondern besitzen eine ziemlich breite Oeffnung, um sie ausdehnen zu können. Als Ohrgehänge sind ferner schwere Triangel mit allerlei Anhängseln, als Halscolliers Perlenschnüre, beliebt. Die Frauen der ärmeren Classe und die Fellah-Weiber tragen als Halsschmuck Glaskorallen, und auch die Armringe bestehen aus solchen. Das stereotype Hauptkleid der Fellahin ist das blaue Hemd, welches überall, am Tigris, im arabischen Hochlande, in den Steppen, zu Damascus, am Sinai und am Nil im Gebrauche steht. Beduinen-Frauen pflegen auch Nasenringe oder Nasenknöpfe anzulegen, und heiratsfähige Jungfrauen schlingen ein rothes Tuch um ihre blauschwarzen Locken.

Im Allgemeinen finden sich unter den Bagdadinerinnen viele Schönheiten; das Wohlleben verschafft ihnen aber frühzeitig eine gewisse Körperfülle, die den Schönen des Orients ebenso unwillkommen ist, wie den unserigen daheim. Die Beduinen-Frauen hingegen bleiben zumeist mager, ja schmächtig, was schon die Lebensweise, die angestrengte häusliche Thätigkeit und der ununterbrochene Aufenthalt im Freien mit sich bringen. Beduinische Schönheiten sind übrigens unter den Wanderstämmen nicht zu zahlreich gesäet; doch preist das Wüstenlied die „gazellenäugige braune Maid", und manche Marabuts-Tochter im einsamen Oasen-Sanctuarium ist den modernen Rhapsoden als Modell gesessen. Die schönsten Frauen leben in Oman, dem bekannten Küstenreiche im äußersten Osten der arabischen Halbinsel. Dort genießen sie eine so weitgehende Freiheit, daß es Niemand tadeln wird, wenn die braunen Schönen der trans-akhdar'schen Oasen bis in's Zelt des europäischen Reisenden eindringen und mit demselben allerlei vorlaute Späße treiben. Dafür steht die Omanitin allerdings bei den übrigen Arabern in nichts weniger als tadellosem Rufe.

Der Schwärmer.

Gedicht von Franz Freiheim.

Wenn an ein Wesen ich gedenk,
Dem treu mein Herz ergeben,
Erwacht in mir der stille Wunsch,
Für sie nur stets zu leben;
Da denk ich oft: „Könnt zaubern ich
So nach der Kunst der Alten,
Ich würd' für sie verwandeln mich
In allerlei Gestalten."

Ich würde eine Rose sein,
Die ihr die Brust soll schmücken,
Und ließe mich mit hoher Lust
Von ihrer Hand dann pflücken.
Ich würde auch ein Spiegel sein,
In dem sie täglich blicket,
Damit ihr lieber, sanfter Blick,
Schon Morgens mich beglücket.

Als eine Uhr im Zimmer möcht
Ich die Gestalt auch wählen,
Daß meines Herzens Schläge sie
Dann immer möge zählen.
Als Nadel dient ich gern auch ihr,
Die nicht zerbricht noch rostet.
O Lust für mich, wenn sie sich sticht!
Und ich ihr Blut gekostet.

Als Kissen, flaumig weich, möcht' ich
Ihr liebes Haupt auch tragen,
Da würd' ich ihr im Traume dann
Den Wunsch des Herzens sagen.
Als keuscher Mond, der sie bescheint,
Möcht Nachts ich ihr gehören,
Da küßt ich Mund und Wange ihr,
Sie könnte sich nicht wehren.

Lust wär's für mich, ein Brief zu sein,
Durchweht vom Geist der Musen,
Da wär mein Platz, der Welt verborgen,
An ihrem keuschen Busen.
Dem Herzen nah, würd' leise ich
Sie dann bescheiden fragen:
„Wann darf mein armes, treues Herz,
Auf Dich zu hoffen wagen?"

Wenn grausam sie mein Herz verkannt,
Möcht' ich ein Thierchen werden,
Nicht sei mit Namen es genannt,
Groß ist sein Reich auf Erden;
Ich ließ von ihr mich fangen gleich,
Droht mir auch das Verderben,
Denn Seligkeit wär' es für mich,
Von ihrer Hand zu sterben.

Wia mei Rothkröpfl sein Geist aufgebn hot.

Vöglfonga bin ih koana. Und denah noh gfollt ma däs gfedadi Völkerl so guat. — Dass s' üba mei Haus fliagn und in Wold aussi und dass s' koani Stiefl ztretn, wan s' ins Auslond roasn, zwegn den bin ih eahna nit neidi, zwegn den richt ih koani Follan auf; und dass ih s' eper in an eisnas Gaber einspirad, se that ih scha gor nit — für wos hätn s' dan d Flügn? Wos koani Flügn hot, wos schleicht, as wir a Fuchs, wos kriacht, as wir a Wurm - däs sul mar einspirn, wult ih moan.

Ih, wan ih Vögerln will sehn und hörn, so geh ih holt aussi auf d Weid; mei Voglsteign is die gonz Welt, und Du konst ma gor koan Vogl nenna, den ih nit in mei Steign hät.

Ober immeramol häst doh auf mein kloan Fenstabankl so a Vögerl sehn kina, a Rothkröpfl — se nämlichi, va den ih da heunt wos dazähln will. Dazähln, wias is gwen und wias wul öfta mog sein, wan da Mensch Augn hät dafür.

'S muas long schon umanondagflogn sein in mein Hof; aufn Bam va mein Haus is s oft gsessn und hot ma zuagschaut ban Hulzkliabn und Grasshokn. Aft hot s mar immer a Liadl vogsungen, — se Liadl hot mih ollamol gmaunt auf mei Diandl, däs ah so schön singa kon und däs a roths Kröpfl hot, wias Vögerl auf n Bam.

Aft hon ih gern Brotbröserler und Hobakörndler auf s Fensta glegt, und in da Früa, wir ih munta worn bin und d Sunn aufgongen is, steht s Rothkröpfl schon auf n Fenstabankl, singt, dass in Gortn völli olli Bloamen und Rosan munta worn sein und dass mei Bluat grechn zan tonzn onghebt hot, va lauta Lustigkeit — jo, und aft beckts die Bröserler und die Körndler auf, und wias fiati is damit, beckts noh a wenk auf die Glosscheibn, wia won s a sih bedonkn wult ba mir; ih moan, wan ih s Fenster aufgmocht hät, s war einigflogn zu mir ins Beterl und umaghupft auf da Hüll — mei Vögerl! —

So hobn ma s in gonzn Summa triebn; ober eh s noh da Hiabst is keman, is s onderscht worn.

Zu Baschtlmei wars. A hoassa Tog is gwen und auf d Nocht, wias finsta worn is, hots zan himlazn und zan Dunern onghebt, dass s a Graus is gwen. Drauf mochts auf oanmal an Schepera, dass ih gmoant hon, d Weltkugl springt mitn ausanonder und aft — is s still gwen. 's Monscher is aufgongan; ih hon noh meini Brosan und Körndler auf s Fensta glegt und bi schlofn gonga.

Ober in noan Tog drauf, wia d Sunn aufgeht, kimt mei Rothkröpfl nit aufs Fenstabankl wia sist, und die Brosan bleibn liegn, bis Mittog. Ih denk noh: Nau, wo is dan heunt mei Vögerl? 's wird doh nit scha fuatgflogn sein, selm häts ma lacht doh aufn Glosscheiberl noh a Bfiatdihgott gsogt. Leicht is s bidln gonga, denk ih ma, und auf d Leßt bringts a jungs Weiberl hoam, dass n fürn Winta nit kolt und nit die Zeit lonk wird; kon sein, dass ih s ah a so moch.

In der Roatin geh ih Nomittag Fuadamahn. Wir ih oba zan Bam kim und d Sengs wetzn will, wos siach ih do z Füassn? Mei Rothkröpfl siach ih liegn aufn grean Wosn, über und üba star, s Köpfl inta sih drein und die Kramperla noh um a Bamzweigl ghaglt, as wia wan däs obn brochn war und s Vögerl koani Flügn ghobt hät zan Donifliagn. — Wir ih ober aufn Bam aussi schau, mei, do siach ih s, wias hergongen is; a gonzi Spoltn Hulz hot s aussa grissn ghobt — in Bam hot in da nahst Nocht da Blitz eingschlogn.

Du orms Vögerl du, denk ih, du bist mei liabasts Thierl gwen; wos ih da gebn hon, se zohlt sih nit aus, dass ma redt davon, du host ma vielmächti mehr Freud gmocht; mei Diandl host a kent und ih moan, wan ih s scha gheirat hät, du warst noh auf d Hohzat mit-

gflogn. Oba nau, weils nit sein hot deafn, weil 's d so gah dein Geist aufgebn host müaßn, so will ih dih ah christlich begrobn! — Drauf, wir ih mih buk zu mein Vögerl — Bua, wos hon ih do gsehn? A gonza Schipl Käfa sein umaglafn ums todti Thierl und hobn grobn in der Erdn; gleim nebn an Leicherl hobn s' a tiafs Loch gmocht, bis s Rothkröpfl in s se einikuglt is. Daweil is nebn an Bam a Glocknbleamerl gstondn, und däs hot ollaweil gschuablt und gschuablt, as wia wann s läutn wult zan Begräbnuß, und a kuhlschworza Weinfolter is daher gflogn und hot sih grod nebn an Glockenbleamerl und nebn an Graberl auf an Grosholm gsetzt. Nochha, wias Vögerl glegn is intn in sein tiafn Bet, sein die Käfa her und hobn s zuagmocht — und hiazt wa mei Rothkröpfl begrobn. Die Käfa sein sih valafn in Gros, s Glocknbleamerl hot zan läutn aufghört und da schworz Weinfolter is longsum davon gflederazt umi üba d Wiesn und eini in Wold. — Grod ih bin noh long gstondn ban Grob und hon ma denkt, wias dan doh sein mog auf da Welt, s lustigast Vögerl in Lüftn muas oba, und sogor in Sond die Käfa wissns, wo s hinghört.

Hiazt schlofts. Ober ih denk — und ih bit enk, loßts ma den Glaubn! ih denk, mei Vögerl wird wieda munta.

Fortsetzung des Alphabets von Rosegger.

S.

saggera, Fluchwort, so viel als: Sakerment. **Du Saggera** heißt: Du Verfluchter, nur in etwas milderer Nuancirung.

Sappel (der), Holzknechts-Werkzeug, ein an einem Stiel befestigter Eisenhaken zum Anhaken und Ziehen der gefällten Bäume.

saugloggnläutn, unehrbare Gespräche führen.

Saumogn (die), Schimpfwort für einen unreinlichen oder unzüchtigen Menschen.

schaandan, schneerutschen, das Schlittchenfahren der Kinder.

Schauba (der), dichtes, verwirrtes Haupthaar.

schebern oder **scheppern,** einen schrillen Ton geben.

Scheer (der), Maulwurf.

scheikn, grauen. **Wan ih üban Freithof geh, scheikts mih.**

schelch, schief.

schiach, scheu, auch: häßlich, wild, zornig. **Mih geht da Schiach on,** ich fürchte mich.

schiagln, schielen.

Schibel (der), **an olta Schibel,** ein alter, mühseliger Mann, auch: Schopf. **Ih nim Dih ban Schibel!**

schichti, wild, zornig.

schiedinläutn, verscheidenläuten, unmittelbar, nachdem Jemand gestorben ist; es unterscheidet sich vom Zügenläuten während des Sterbens und vom Leichausläuten nach dem Begräbnisse.

schintn, sich abmühen, abrackern.

schlazi, schlüpfrig.

schleks, schleks! ein Ausdruck von Schadenfreude, so viel als: lecke das Bittere nur auf!

schlewi, die Zähne lang werden, das Empfinden in den Zähnen nach dem Genusse von saurem Obst.

schliaffn, auch: **schluiffn,** schlüpfen.

schliggrament, auch: **siggera,** Fluchwort, milder wie saggera.

Schlorpfn (die), ein Wagen mit zwei Rädern voran und zwei Schlittenbäumen rückwärts.

schmeckn, riechen. **Ih schmeck a Brandln,** ich rieche Brandgeruch. **jo schmecks!** ja, wittere es.

Schmeis (der), Leinenschnürchen am Ende einer Peitsche, zum Behufe des Knallens.

Schmelchn (die), Halm vom Federgras.

schmentn, schelten, fluchen.

schmiragln, ein beliebtes, aber äußerst ungraziöses Gesellschaftsspiel mit einer großen Kugel, die man auf Kegeln hinwirft.

schmuzn, schmunzeln.

schnaurn, schnarchen.

schnegan, spielweise schnitzen, aus Holz in freien Stunden allerlei Kleinigkeiten verfertigen.

Schneidafeel (die), Schmetterling, auch: **Fledazn** oder **Gfeifaschda.**

schneidi, scharf, muthig. **Host a Schneid, Bua? ih wa rafferl!**

schnepfln, fieberhaft hastendes Hinundherschießen.

schnipfn, stehlen im Kleinen.

Schnitzga (der), scharfes, großes Brotmesser.

schnoaffn, sich winden, zusammenringeln.

Schnoafn (die), lange Reihe von Menschen oder an einer Schnur zusammengefaßte Gegenstände. **auffischnoafn,** anfassen.

schnoatn, Aeste vom Stamm hacken, **grasschnoatn.**

schnodan, brodeln, auch: geschwätzig, rasch sprechen.

schnoppn, Kniaschnoppn (die), das Schwäche- und Schmerzgefühl in den Knien beim Abwärtssteigen.

schnozln, an etwas kauen, durch Speichel weichmachen und saugen.

schoagazn, scharren, schrillen, ächzen. **Er schoagazt mit n Zähndn. Da Wogn schoagazt.**

Schoatn (die), Span von zugehacktem Holze, **Sogschoatan,** Sägespäne.

schofl, armselig, schlecht.

Schovidl (die), Nachteule.

Schrick (der), Sprung an einer Mauer, einem Gefäße.

schuadln, schaukeln.

schumeln, fortschieben, fortdrängen. **An orms Woasl schumeln s von oan Haus zan ondan.**

Schupfn (die), Schuppe, Scheune.

schupfn, schleudern, schnellen.

se, sie, auch statt: ihnen. **Bin ba se gwen,** bin bei ihnen gewesen. **s se is gor ka Sochn,** das ist gar kein Zweifel.

Sechta (der), Kübel, Schöpfgelte.

sedi, sättig, stark, viel. **Da Duna hat sedi kracht.**

Seel aus da Haut jogn, Jemand heftig erschrecken.

sei, in bestimmten Fällen statt: sie. **Sei hon ih gern, sei hon ih gfrogt,** aber nicht etwa: **sei is mei Wei.** Lächerlich unrichtig ist das von Dialektdichtern mitunter angewandte: **die Sei,** was so viel als sie oder das Eheweib heißen soll.

seisn, plaudern.

Seitnpfeifn (die), Flöte.

selm, dort, dann, so, damals. **Selm steht a Bam. Wanst brav bist, selm hon ih Dih gern. Selm, wir ih jung bi gwen, hot mih s Lebn gfreut.**

sempan, langweiliges Brummen und Raisonniren.

serbn, kränkeln.

sid, sida, seitdem, seither.

Sidl (die), Lehnsitz auf einer Truhe.

sindla, traurig, betrübt. **Er is sindla, weil n d Muader is gstorbn.**

sindln, Seufzen, Stöhnen der Kranken.

sist, sonst.

soda, so viel wie: also, nun ist's fertig.

so holt, sagt der Bauer, wenn er befragt wird, warum er das oder das gethan habe, und er weiß sonst keine Begründung vorzubringen.

spazi hobn, eine Zeit frei für sich haben.

speanzln, liebäugeln.

Speckjaga (der), hausirender Bettler.

spelln, sich einen Holzsplitter in das Fleisch stoßen. **Da kloan Bua hot sih gspellt.**

sper, bitter, übelschmeckend.

spiazln, spucken.

Spin (die), Milch der kindersäugenden Frauen.

spona, etwas ahnen. **I hon s gspont.**

spreizn, sich weigern. **Spreiz Dih nit a Weil und richt't Dein Orbat.**

stad, langsam. **Geh stad!** ein gebräuchlicher Gruß des einen Andern Einholenden auf dem Wege.

Stamperl (das), Gläschen für Branntwein.

steagln, stolpern.

stedi, wild, unbändig geworden. **Da Stier wird stedi, wanst n z viel schlogst.**

Stehwein, guter Wein, den man vor dem Fortgehen noch stehend trinkt.

Stenggn (der), dürrer Ast.

Ster (die), das Handwerken in fremden Häusern.

Steßl (das), Büschchen von Afterfedern.

stickl steil.

Stiegl (die), Steigbrett über einen Holzzaun.

stiftn, steuerzahlen.

stirzn gehn, seiner Arbeit, Obliegenheit ausweichen.

stoansteirisch, ursteirisch.

stockad, untersetzte Gestalt.

Straubn (die), Speise aus Semmel, Eiern und Schmalz gekocht.

Straukn (die), Schnupfen.

strehn, das vom Winde gepeitschte Regnen.

strigln, abkämmen und abschaben der Hausthiere mit **Striegln,** Eisenschaben.

stugazn, stottern, auch statt: schnacksen. **s Schnagerl stessn.**

Stuissn (der), dürrer, hervorstehender Ast, hervorstehender Gegenstand, an den man sich stoßen kann.

suama, klagen, über etwas brummen.

sumpan, schrillen.

Sunawendkräutl (das), Kraut, welches um die Sonnenwende gepflückt, getrocknet und geweiht wird, gegen böse Wetter und vermeintliche Hexereien verwendet.

T.

Tafasamsta (der), Taufsamstag, Charsamstag.

tamisch, schwindelig.

telln, das stille, rauchende Verglimmen eines feuchten Holzes.

terisch, taub.

tetschn, zsamtetschn, plattdrücken, zerknittern.

Thürwogl (der), Thorwart.

Tilln (die), Hülse.

togazn, toben, pochen.

Tomerl (der), eine Art Mehlkuchen,

totzn, tasten.

toutzn, dort, **da toutzi,** derselbe.

Tragatsch (der), Schubkarren.

treda, eher, früher.

Tremel (der), Prügel.

Tretz (der), eingefriedeter Raum zum Melken der Kühe auf der Weide.

triftan, das Zucken und Hüpfen eines Kindes, auch: **tredlazn.**

Tromppa (der), großer, schwerer, unförmiger Schuh.
trotz, tollkühn. **Wanst aufn Bam steigst, so sei nit gor z trotz, sist konst owafolln.**
troweis, wahnwitzig, die Geistesstörung im Fieber.
Trum (das), großes Stück. **A Trum Speck.**
tuscha, poltern, **a Tuscha**, ein Knall.

U.

Uaha (das), auch: **Ura**, Sauerteig.
Uebagschias (das), Obergeschoß der Ställe, Scheune.
Uebareita (der), Zoll-Grenzwächter zur Zeit der ungarischen Grenzsperre.
übaschatni, die verlängerten Schatten gegen Abend.
übasiachni, der schiefe Blick eines nach aufwärts schielenden Kurzsichtigen.
uich, statt: euch. **uicha**, euer.
Umageha (der), Hausirer.
umi, hinum.
umsteckn, seinen Sinn ändern.
umstehn, verenden.
um und um, ringsherum, in der Runde.
Umurkn (die), Gurke.
Unend (der), ein tollwitziger, übermüthig lustiger Mensch.
Unfurm (der), die Unart.
Unfruat (das), Ungeziefer.
ungfonzt, ungezogen.
urassn, an etwas Eßbarem wühlen, prassen, von etwas muthwillig das Schlechtere ausscheiden.
Uras (das), das Ausgeschiedene. **urasgessn habn**, sich an etwas übersättigt haben.
Urlaub nehma, sich verabschieden.

V.

vabrackn, Pulver unnütz verschießen.
vahöllt, gemildertes Fluchwort für: höllisch.
vajaukn, verjagen.
vojoat, verjagt.
vajuxn, lustig verspielen.
valiasn, **valuisn**, verlieren.
vamuxln, Jemanden schlechtmachen, etwas machen, was mißräth.
varedn, sich etwas verschwören.
varenna, sich auf dem Wege ein wenig verirren.
Viata (das), Vortuch, Schürze.
viri, nach vorwärts. **Geh viri zan Olta**, gehe vor zum Altar.

Bücher.

Die Gefahren zur See und die Rettung Schiffbrüchiger. Unter den zahlreichen schätzenswerthen Arbeiten, welche die von Frommel und Pfaff bei Karl Winter in Heidelberg herausgegebene Sammlung von Vorträgen enthält, ist R. Werner's Brochure über die Gefahren der See und die Rettung Schiffbrüchiger von hervorragendem Interesse. Dieselbe schildert mit packender Lebendigkeit (wie der unserem Hefte einverleibte Auszug zeigt) die Gefahren, welche den Seefahrer bedrohen, sowie in instructiver Weise das an den englischen Küsten seit langer Zeit ausgebildete, in Deutschland stets wachsende Rettungswesen für Schiffbrüchige. Den englischen See-Rettungsanstalten verdanken an 25.000 Menschen ihr Leben, aber auch das junge deutsche Institut hat heute schon mehr als 1000 Personen dem sicheren Tode entrissen. Werner deutet die Organisation solcher Anstalten an, schildert die Construction der Rettungsboote und plaidirt mit beredten Worten für die weitere Ausbildung dieses segensvollen Institutes, das wir wohl auch für unsere österreichischen Küsten anstreben sollten.

Es ist uns leider nicht möglich, auf jedes einzelne dieser Hefte zurückzukommen. Doch hätten wir auf die Schriften: „**Ueber Nachahmung von Naturstimmen in der deutschen Poesie,**“ „**Die Entstehung des Christustypus in der abendländischen Kunst,**“ „**Tod und Ewigkeit in den Liedern der Kirche**“ und besonders auf den Vortrag von A. Schaefer: „**Goethe's Stellung zur deutschen Nation**“ gerne hingewiesen.

Oberamergauer Passionsbriefe von Ferdinand Groß. (Leipzig, Bernhard Schlicke.) Viele Schriften coursiren über Oberamergau und sein merkwürdiges Mysterium, aber die ist der besten eine. Sie ist kurz und sachlich, humorvoll, warmherzig, aber auch kritisch, kritischer, als man es in dieser Sache gewohnt ist. Groß betrachtet die Oberamergauer Künstler nicht als Dilettanten, auch nicht als Leute, welche im Passionsspiele eine Art von Gottesdienst begehen, sondern als Berufsschauspieler, welche eine von Generation zu Generation gekommene Ueberlieferung von Jugend auf studiren. Freilich nur zum Selbstzwecke und aus ethischem Grunde: um das Gelübde zu lösen, denn Geschäfte wollen sie mit ihrer Kunst nicht machen und dieser eine Umstand erhebt die Oberamergauer über andere Künstler. Es sind arme Leute, wovon durch Bildschnitzerei der Eine für sich und Familie täglich nicht viel über einen Gulden verdient; aber sie verschmähen den „Judaslohn für das Passionsspiel“ und

begnügen sich gerne mit dem geringen Antheil, der kaum ihr Leben fristet. Der Christusdarsteller, als der erste und angestrengteste Künstler erhält für die Spiele des ganzen Sommers 350 Mark.

Groß' Passionsbriefe sind ursprünglich für die „Frankfurter Zeitung" geschrieben worden, aber sie sind thatsächlich eines weiteren Lesekreises werth.

Kleine Führer. I. Ampezzo und seine Dolomite, von H. Noë. II. Gastein und seine Nebenthäler, von demselben. Mit je einer Karte der österreichischen Alpenbahnen. (Verlag von Joh. Leon sen. in Klagenfurt.) Jeder, der bescheidenste Spaziergänger wie der kühnste Bergsteiger findet in diesen Heften seine Ansprüche berücksichtigt und eine Reihe von Touren verzeichnet, welche mit äußerst praktischen Angaben über Wegentfernungen, Preise, Kost und Wohnung versehen sind. Die Brochuren unterscheiden sich nicht nur dadurch rühmlich von Werken ähnlichen Schlages, sondern auch durch die klare, frische Schreibweise des Verfassers, den die Leser des „Heimgarten" ja schon kennen und liebhaben. Man findet in ihnen nicht nur interessante Daten über verschiedene Ortsnamen und deren allmälige Verballhornung durch den Landesdialekt, sondern auch kleine, ganz beachtenswerthe nationalökonomische Winke. Dem Schriftchen über Gastein liegt eine Tabelle der lohnendsten Spaziergänge sammt Längenangabe bei, jenem über Ampezzo ein Verzeichniß über die beliebtesten Ausflüge von Cortina aus, nebst verschiedenen Höhenmessungen der Berge im Ampezzaner Thale und dessen Umgebung. Diese Reiseheftchen sind allen Touristen auf das Wärmste zu empfehlen. Wir wünschen nur, daß weitere Ausgaben bald folgen mögen; wir wüßten ja doch keinen besseren Führer, als den vielgereisten, geistvollen Schriftsteller und ausgezeichneten Kenner der Alpen Heinrich Noë.

Auf hoher Fluth. Gedichte von Georg Freiherrn von Dyherrn. (Breslau, Adolf Kiepert, Hofbuchhändler.) Den Eingang des Buches ziert das Bildniß des zu früh dahingeschiedenen Verfassers mit dem schönen Spruche: Eher sterb' ich, als ich untreu bin! — Was die Gedichte selbst betrifft, halten wir es mit R. Gottschall's Worten: Die Dyherrn'sche Poesie ist eine echt aristokratische, in des Wortes bestem Sinne.

Touristen., welche die Schweiz besuchen wollen, machen wir auf die im Verlage von Orell Füßli & Co. in Zürich erscheinenden **„Europäischen Wanderbilder"** aufmerksam, welche sich dem Besten, was auf dem Gebiete der illustrirten Reiseführer je geleistet, zur Seite stellen dürfen. Der Text spricht sehr an und die Illustrationen sind in jeder Beziehung kleine Meisterwerke.

Dem „Heimgarten" sind ferner zugekommen:

Der Touristenverkehr und die Mittel zur Förderung desselben. (Verlag von Orell Füßli & Co. in Zürich.)

Alpine Chronik des österreichischen Touristen-Club. Red. von Edmund Graf. 1. Jahrgang, 1880, Nr. 1 und 2. (Wien, 1880, L. C. Zamarski.)

Die musikalische Declamation. Dargestellt an der Hand der Entwicklungsgeschichte des deutschen Gesanges. Musikalisch-philologische Studie von Wilhelm Kienzl, Dr. Phil. (Leipzig, Verlag von Heinr. Matthes, 1880.)

Deutsche Rundschau, herausgegeben von J. Rodenberg. 6. Jahrg., 9. Heft, 1880. (Berlin, Gebrüder Paetel.)

Mythen und Sagen aus dem steirischen Hochlande. Gesammelt und herausgegeben von Johann Krainz, 3 und 4. Heft, 1880. (Bruck a. M., Verlag von Karl Jilg.)

Hartleben's Handlexikon des ganzen kaufmännischen Wissens. Herausgegeben von Prof. Dr. M. Haushofer, Prof. Dr. Feichtinger, Handelskammer-Secretär Dr. J. Landgraf und Anderen. 3.—7. Lieferung. (Wien und Pest, A. Hartleben.)

Deutsche Rundschau für Geographie und Statistik. Unter Mitwirkung hervorragender Fachmänner herausgegeben von Prof. Dr. Karl Arendts. 9.—10. Heft, 2. Jahrg. (A. Hartleben's Verlag in Wien.)

Das Frauenleben der Erde. Von A. von Schweiger-Lerchenfeld. Mit 200 Illustrat. 4.—6. Lief. (Wien u. Pest, A. Hartleben.)

Sieben Jahre in Süd-Afrika. Von Dr. Emil Holub. 9.—14. Lief. (A. Hölder, Wien, 1880.)

Hallberger's „Illustrated Magazine". Founded by F. Freiligrath. Nr. 7—10. (E. Hallberger, Stuttgart.)

Neueste Erfindungen und Erfahrungen auf den Gebieten der praktischen Technik, der Gewerbe, Industrie, Chemie, der Land- u. Hauswirthschaft. Herausgegeben von Dr. Th. Koller. VII. Jahrgang, 6. und 7. Heft. (A. Hartleben in Wien.)

Drei Küsse. Vaterländisches Schauspiel in 5 Aufzügen von Fr. C. Schubert. (Leipzig, C. Mutze.)

Gedichte von Sophie Gräfin Kinsky-Körner. (Graz, im Selbstverlage, 1879.)

Jesus Christus. Eine Dichtung von Oskar Linke. (Bremen, J. Kühmann's Buchhandlung.)

Aus zwei Zonen. Rumänische Culturbilder und novellistische Skizzen von Marca Brociner. (Verlag von J. Kühmann's Buchhandlung, Bremen 1880.)

Hochlandsnovellen von Georg Freiherrn von Dyherrn. (Adolf Kiepert, Breslau, 1880.)

Oesterreichs Panier. Gedicht von Ludwig Germonik, in Musik gesetzt von Max v. Weinzierl. (Eigenthum des Componisten, Wien, Buchholz und Diebel.)

Kosmos. Zeitschrift für einheitliche Weltanschauung auf Grund der Entwicklungslehre in Verbindung mit Charles Darwin und Ernst Haeckel. Herausgegeben von Dr. Ernst Krause. IV. Jahrg., 3. Heft. (Leipzig, E. Günther's Verlag.)

Moravia. Eine Monatsschrift für Literatur und Heimatskunde, herausgegeben von W. Müller. III. Jahrg., 1. Heft. (Verlag von Rudolf M. Rohrer, Brünn, 1880.)

Pariser Kirchenlichter. Didon. Loyson. Skizzen von M. G. Conrad. (Zürich, Verlags-Magazin.

Gedichte von Robert Weber. Fünfte unveränderte Auflage. Erster Theil. (Basel, Selbstverlag des Verfassers, 1881.)

Ludwig Kossuth: Meine Schriften aus der Emigration. 3.–4. Lieferung. (Preßburg und Leipzig, C. Stampfel, 1880.)

Major Franz. Roman von Frau Bosboom-Toussaint, deutsch von St. Born. (Leipzig, Verlag von Schulze & Co.)

Maria Theresia und Kaiser Josef II. Von M. Bermann. 7.—10. Lieferung. (Verlag von A. Hartleben in Wien.)

Die Donau von ihrem Ursprung bis an die Mündung. Eine Schilderung von Land und Leuten des Donaugebietes. Von Alex. F. Heksch. Mit 200 Illustrationen. In 25 Lieferungen à 30 kr. = 60 Pf. Lieferung 19—25. (A. Hartleben in Wien.)

Zwei Frauenherzen. Charakterbild von Valeska Gallwitz. (Verlag von Adolf Kiepert, Breslau, 1880.)

Národ sobě. List pamětní vydaný ve prospěch českého divadla národního péči umělecké besedy. Květen, 1880.

Postkarten des Heimgarten:

„Treuer Abonnent", Prag: Dürfen uns eine bestimmte Antwort zu geben, nicht erlauben.

Guidoni. Ein geistvolles Lob des Todes. Aber wir mögen den Nihilisten und Selbstmordsbeflissenen die Liebe nicht thun, diesen Aufsatz abzudrucken.

C. H..ke, Triest: Tausend Dank! Endlich einmal ein classisches Gedicht. Selbstverständlich drucken wir es ab:

Liebesmacht.

Nicht der Körper schlanke
Der Augen Himmels-Glanz
Oder 's Gold der Flechten,
Nein „Mizi" ist es ganz;
Die mit Falschen, Echten;
Die mit Fehler, Tugend;
Mit Gut'n oder Schlechten,
Im Alter wie 'n Jugend
Mich ganz gefangen hält.

Schicken Sie uns doch bald wieder was.

Heimgartenfreund, Klagenfurt: Die „Gottesmörder" von E. M. Vacano. Verlag Heckenast's Nachfolger, Preßburg.

H. S., Innsbruck: Der Grillparzer-Verein in Wien wird demnächst die Gedichte Fercher's von Steinwang herausgeben. Somit ist Ihrem Wunsche begegnet.

Th., Szegedin: Allerdings, wenn nicht jeder von uns beim A-B-C anfangen müßte. Auch sind wir der Anschauung, daß, wenn im Menschengeschlechte die intellectuelle Thatkraft beim Einzelnen nur um zehn Jahre länger anhalten würde, als es der Fall ist, wir in wenigen Jahrhunderten ungeahnte Siege über die Materie erringen würden. Nicht daß der Geister zu wenige sind, sondern daß sie zu kurz leben, ist zu bedauern.

Druck von Leykam-Josefsthal in Graz. — Für die Redaction verantwortlich P. K. Rosegger.

Heft 12. September 1880. IV. Jahrg.

Eine glückliche Ehe.

Novelle von Luise Lecher.

(Schluß.)

Ueber eine Woche war verstrichen und die Wirthschaft ging fortab wie am Schnürchen.

Der Kaffee delicat, das Mittagmahl vorzüglich und allabends saß Frau Bertha im coquetten Spitzenhäubchen, ein weißes Schürzchen vorgebunden, mit einer Stickerei beschäftigt, neben ihrem Manne, der behaglich seine Pfeife schmauchte und zwischen Wachen und Schlafen in den Zeitungen blätterte.

Die feinen Finger Bertha's zuckten mehrmals in nervöser Hast bei dieser harten Geduldprobe, der Faden riß auch öfter als zum Gedeihen der Arbeit förderlich war, aber ihre Miene blieb heiter und sanft; nur das große, dunkle Auge richtete sich von Tag zu Tag fragender, erwartungsvoller auf ihres Mannes Angesicht.

An einem besonders schwülen Nachmittag war der Doctor vollends entschlummert. Man hatte ihn Nachts aus dem Bette zu einem Kranken gerufen und so holte er das Versäumte nach und schlief bis in den kühlen Abend hinein.

Als er endlich erwachte, fehlte seine Frau auf dem gewohnten Platz an seiner Seite auf dem Divan. Dr. Ritter erhob sich gähnend, um zu sehen, wo Bertha geblieben.

Müßig stand sie im Nebenzimmer beim Fenster, bei demselben Fenster, auf dem vor ungefähr zwei Wochen die Schwalben gekost, und blickte träumend in's verglühende Abendroth.

Langsam und feierlich war sie hinabgestiegen, die Spenderin des Lichtes, grellrothe Strahlen schossen hinter den Baumgruppen und Häusercontouren flimmernd hervor und verbleichten allmälig zu mattem Glanz am reinen Blau des Sommerhimmels.

Frau Bertha stierte unbeweglich und stumm in dies Meer von Gluth und Farbenpracht. Starr waren die

edlen Züge, aber fieberhaft wogte ihr Busen: Wozu dies wunderreiche Leben? Wozu dies Sprühen und Glühen, wenn alsbald die rauhe Nacht den ganzen Aufwand von Licht und Glanz begräbt? Wozu, ach, der Brand tief drinnen im Menschenherzen, wozu? —

Eine warme, weiche Hand legte sich auf ihre Augen. Sie wandte sich herüber, einen Jubelschrei ausstoßend, sie lag an der Brust ihres Mannes.

Sollte das die Antwort sein auf ihre bange Frage? Oh, hätte sie es sagen können, mit einem Seufzer, einem Kusse sagen, was in ihr arbeitete und stürmte, was ihr fehlte, was sie zu vernichten drohte. Würde er verstehen, wie sie es meinte? Sie hielt den Kopf fest an des Gatten Herz gedrückt, sie fühlte dessen Schlag, so nah, so nahe — und stand ihm fern, so fern, wie dem Mann im Monde.

Doctor Ritter lachte und gähnte dann wieder dazwischen: „Nun glaubte ich Dich wahrhaftig mit Deinem göttlichen Dante oder ethischen Spinoza beschäftigt. Statt dessen langweilst Du Dich da eben so gründlich wie jede Evatochter, der ihr Adam fehlt. Sage mir einmal, was Ihr Weiber ohne uns anfinget."

Er war nach dem erquickenden Schlafe sehr gut gelaunt, der Herr Doctor; er machte sogar einen Versuch, geistreich zu sein und hoffte auf Anerkennung. Aber Bertha hatte seine Worte kaum gehört, sie lauschte noch immer dem Schlage seines Herzens. Ihre Stimme war weich und kosend, ihre Augen feucht, verklärt, als sie leise und innig anhub: „Karl ich — ich habe den Schlüssel zu meinem Bücherkasten verloren."

Wenn er das Opfer anerkennt, dann soll es keines sein. Aber wehe, wenn nicht.

Es ist die gewöhnliche Logik nervöser Frauen. So stand es auch vor Bertha's Seele.

Karl jedoch unterdrückte wiederholtes Gähnen und sprach: „Bah, meinst Du, ich hätte jemals geglaubt an Deine sogenannten Studien? Natürlich, als Du sahst, daß dergleichen Prahlereien bei mir nicht verfingen, warst Du eigentlich froh, Deine Scharteken mit Anstand zu pensioniren. Na, nichts für ungut, zieh Dich jetzt an, wir gehen heute in's Casino. Dort producirt sich ein Taschenspieler, der ganz famose Kunststücke ausführen soll. Ich mache rasch ein paar Krankenbesuche und hole Dich in einer Stunde ab."

Er küßte sie warm auf den Mund; er fühlte nicht, wie kalt der ihre war.

Eine Stunde später jedoch ging Bertha mit ihrem Manne in's Casino.

„Er soll nichts merken."

Sie saß da zwischen den älteren Frauen der Stadt, denn die Geschlechter gingen hierorts so getrennt als möglich den Vergnügungen nach. Die Herren politisirten und tranken sehr viel Bier, die Damen klagten vor dem Souper über ihre Dienstboten, während des Soupers über die theuern Zeiten mit einer medisirenden Abschweifung nach dem actuellen Tagesklatsch und nach dem Souper über die Ehemänner. Das war sozusagen feststehendes Programm. Man speiste an getrennten Tischen, in getrennten Sälen, und galt es in Brandeck männlicherseits durchaus nicht als guter Ton, an solchem Damenabende von einer Frau, geschweige der eigenen, Notiz zu nehmen. Freilich das junge und jungseinwollende Volk, denn in solchen Fällen altert man rasch, entschädigte sich für diesen Zwang durch heimliche Intriguen, die just nicht immer ganz harmlos verliefen.

Bertha's Ungezwungenheit einerseits, ihre großstädtisch einfache Elegance andererseits neben den verschiedenen Pfauenrädern, die aus überreichem Schmuck, falschen Haaren und endlosen Seidenschleppen geschlagen wurden, erregte manch' spitze und mißgünstige Bemerkung, selbst am Herrentische.

Auf dem Heimwege sagte Doctor Ritter zu seiner jungen Frau: „Du wirst Dich gewöhnen müssen, mein Kind, für unsere Casino-Abende eine etwas pompösere Toilette zu machen. Besitzest Du denn gar keinen Schmuck?"

„Ich trage keinen. Mir gefällt weder die barbarische Mode durchstochener Ohren, noch mag ich es leiden, eine Hand, die mit dem Kochlöffel und dergleichen handtirt, mit Ringen und Armbändern zu beladen. Schmuck ziemt den Fürstinnen, Schauspielerinnen, und ich meinte gerade Dir, der Du überall dem Einfachen, Ungekünstelten huldigst, auch ohne jenem Tand zu gefallen, einem Flitter, der, nebenbei bemerkt, auch ein gut Stück Geld kosten würde, ohne mir die geringste Freude zu machen."

„Wie Du nun wieder in's Dociren geräthst über eine rein praktische Frage. Ich wollte ja durchaus nicht Deine paradoxe Ansicht über einen allgemein angenommenen Brauch zu hören kriegen, sondern Dich einfach veranlassen, neben den andern Frauen eine weniger armselige Figur zu spielen. Auch werde ich die nächste außergewöhnliche Einnahme zur Anschaffung der hiezu nöthigen Kleinodien verwenden."

„Wenn ich Dir ankündige, daß ich solches Zeug nicht tragen würde, so bin ich doch schuldig, meine Weigerung durch Gründe zu motiviren. Nicht?"

„So, Du wirst nicht tragen, was ich, Dein Gatte, Dir zum Geschenke mache?"

„Du würdest dies Geschenk ersparen, wenn Du meine Gründe zu Ende hören wolltest."

„Ah bah, ich kann sie widerlegen, ohne sie gehört zu haben. Alle Damen Deines Standes tragen Schmuck, und man schließt sich bei so allgemeinen Gewohnheiten nicht aus. Eine Frau hat selbst den Schein jeder Originalität zu meiden. Muß ich meinen Wunsch in die Form eines Befehles kleiden?"

Bertha seufzte. Sie wähnte ausgekämpft zu haben durch Verleugnung jedes individuellen Gefühles, und aus den geringfügigsten Kleinigkeiten erwuchsen immer und immer wieder neue Differenzen. Sie sprach kleinlaut: „Ich werde mich fügen, wie jeder Deiner Anordnungen."

„Es wäre klüger, Du thätest es etwas weniger unliebenswürdig. — Seht mir einmal das entsetzliche Opfer, ein Armband, eine Kette anzulegen. Geh' mir doch, mit solchem Gezier imponirst Du mir nun ein für allemal gar nicht."

Einige Tage nach diesem Gespräche legte der Doctor mit wichtiger Miene ein Etui auf Bertha's Nähtisch. Sie dankte kalt, aber freundlich.

„Du magst gleich morgen mit der Broche paradiren. Es ist nun schon der dritte Sonntag, den wir hier sind und daher die höchste Zeit, einmal in der Kirche zu erscheinen."

„Ich soll zur Kirche, weshalb denn?"

„Weshalb? weshalb? Mein Gott, hier läßt sich alle Welt zuweilen in der Kirche sehen; man macht das eben mit, wie andere Bräuche."

„So mache Du ihn mit; ich dünke mich zu gut, um religiöse Gefühle zu heucheln, die mir fremd sind, respectire jedoch die meiner gläubigen Mitmenschen zu sehr, um ihren ernstgemeinten Cultus durch eine leichtsinnige Komödie zu entweihen."

Der gewisse spöttische Zug, so lange in ihres Mannes Gegenwart zurückgehalten, legte sich diesmal prägnant um Bertha's Mundwinkel.

Aber auch des Doctors Geduld schien dem Ende nahe; er rief in förmlicher Entrüstung: „Nun hör' einmal, das übersteigt alle Grenzen. Du hast da einen unausstehlichen Brauch, jede Nichtigkeit zu einer förmlichen Principienfrage aufzubauschen, nur um einige Deiner hochtrabenden Phrasen anzubringen, über welche Du so geläufig verfügst. Thust Du jetzt doch wieder, als wollte ich Dich bei

den Haaren in die Kirche schleppen. Es ist ein gelegener Spaziergang, weiter nichts, die Füllung einer müßigen Sonntagsstunde, zugleich befriedigt man mit der kleinen Concession die Vorurtheile mancher Leute — — — nun, was siehst Du mich denn wieder an, als wolltest Du mich verschlingen?"

Diesmal war Bertha tiefer getroffen durch ihres Mannes Oberflächlichkeit, als damals selbst, wo er ihrer Bücher, ihrer Studien spottete. Schwer holte sie Athem, wie zum letzten, zum entscheidenden Kampfe, ehe sie begann: „Lieber Karl, Du machst es mir zum stehenden Vorwurfe, daß ich, vermöge Charakteranlage und Erziehung, von manchen Dingen geringer denke, als Du. Ich habe mich zu fügen getrachtet, so weit — weiter vielleicht, als recht und billig genannt werden könnte, habe Deiner besseren Einsicht blind vertraut, selbst dort, wo ich dieselbe nicht herauszufinden vermochte, denn wehe der Frau, die sich weiser dünkt als der Mann, dem sie angehört. Ich weiß und fühl's, bei noch so regem Wissensdrange, bei noch so stetigem Fleiße, stehen wir hinter Euch zurück, in Allem, was mit des Geistes Vermögen zu bewältigen ist. Doch hier haben wir ein Feld betreten, auf welchem wir Frauen, kraft den Mächten des Gemüthes, auf denen doch vorzugsweise das religiöse Bedürfniß beruht, mitreden dürfen, denn wir fühlen ja auch mit. Erlaube mir daher meine Ansicht zu vertreten, die weder aus Gleichgiltigkeit, noch Frivolität entsprungen, in mancher stillen, weihevollen Stunde der Selbsteinkehr mit Ernst bedacht, mit Innigkeit umfaßt wurde. Höre mein Glaubensbekenntniß an — —"

„Meiner Treu, das fehlte mir noch! Wahrlich, nun habe ich Deine Extravaganzen wirklich satt. Das ist mir die unleidlichste Gewohnheit an einer Frau, jeden kleinen Wortstreit zum tragischen Conflicte aufzuschrauben. Ein für allemal, ich will Herr sein in meinem Hause und mein Urtheil soll gelten von dem, was schicklich und passend ist. Du begleitest mich morgen in das Hochamt; denken und fühlen magst Du hiebei, was Dir beliebt, nur mich verschone mit der Mittheilung Deiner sublimen Empfindeleien. Und nun genug!"

Das Martyrium einer Frau.

Es war der letzte Streit gewesen im Hause Doctor Ritters; von da an fügte sich Bertha widerspruchslos in jeden Wunsch ihres Mannes. Sie saß, nach Brandeck'scher Mode geputzt, strickend unter den Damen im Casino, sie las nichts, nicht einmal die Zeitungen, und ihre Rede war: Ja, ja, nein, nein. Sie kochte, nähte, ging am Arme ihres Mannes zur Kirche oder auf der Promenade spazieren, schlief, aß und athmete, weiter war von besonderen Lebensäußerungen nichts an ihr wahrzunehmen. Sie war schön, aber ihre lebhaften, leicht erregbaren Züge schienen zu erstarren, sie war nun wirklich ein Bild ohne Gnade geworden. Aber merkwürdig! Doctor Ritter hielt sich nun für den beneidenswerthesten aller Ehemänner und die in Mondesfrist so gründlich vollendete Erziehung seiner jungen Frau für ein Meisterstück ehemännischer Taktik. Auch nach Außen galt seine Ehe für eine glückliche und wohlgerathene.

Nur fern, im heitern Wien, da schüttelte Einer gar seltsam das Haupt, wenn er von der glücklichen Ehe seines Kindes hörte. Und nun erst, als Bertha's Briefe, von Fall zu Fall kürzer werdend, endlich ganz ausblieben. Dieser Eine, der kannte sie, kannte dies zwar überspannte, aber durch und durch redliche Gemüth; er wußte, was Bertha's Schweigen zu bedeuten hatte. Doch erwiderte Professor Mayerhoff auf alle Anfragen und Anspielungen mit einer schneidigen Bestimmt-

heit: „Glücklich, sehr glücklich ist das Mädl.“

Als aber ein Vierteljahr verstrichen war, ohne daß er ein Sterbenswörtlein von dem jungen Ehepaare zu hören bekommen, da packte er eines Abends, mitten im ärgsten Novembersturme, seinen Handkoffer und erschien, nicht eben durch die Elegance seines Reisepelzes in Branbeck Aufsehen erregend, im Hause des Doctors.

Es war gegen Mittag. Bertha stand bei ihrem häuslichen Herdfeuer, dessen lustig flackernder Schein auf ihrem Gesicht des Professors besorgtes Auge im ersten Augenblicke täuschte.

Doch als sie ihn erblickend mit einem Schrei in seine Arme stürzte, als sie wie leblos an seinem Halse hing und endlich in krampfhaftes Schluchzen ausbrach, da fühlte er, wie begründet seine quälenden Ahnungen gewesen.

„Du bist nicht glücklich — armes, armes Kind.“

Bertha rang nach Fassung: „Du irrst, Onkel, Du mißdeutest meine Thränen. Es ist die Freude des Wiedersehens, sonst nichts, gewiß, gewiß weiter nichts.“

„So — hm — und Dein Mann — — er wird sich wohl freuen, mich zu sehen?“

„Warum sollte er nicht?“

Es war schwerer, als sie dachte, dem väterlichen, eh' so vertrauten Freunde ihre verzweifelte Stimmung zu bergen. Sie traten in's Zimmer; Bertha nahm dem Oheim seinen Pelz ab und machte sich eifrig um seine Bequemlichkeit zu schaffen. Der Professor ließ es geschehen; doch als er endlich auf dem Sopha zur Ruhe gekommen und das Gespräch von einer Minute zur andern in's Stocken gerieth, da fragte er kurzweg: „Du willst mich also als Fremden behandeln, mich abspeisen, wie den nächstbesten Eindringling? So habe ich die beschwerliche Reise umsonst gemacht und kann noch in dieser Stunde wieder gehen. Ich will Dein — Glück nicht weiter stören.“

„Onkel, wüßtest Du, wie weh Du mir thust.“

„Kind, nicht weher als Du mir, da Du mir beweisen willst, Dein Loos sei ein zufriedenes an der Seite dieses — Schwächlings.“

Bertha fuhr heftig auf; es war ein Unwetter im Anzuge auf der schönen Stirne; ihre Mundwinkel zuckten und um die Nasenflügel legte sich jener Zug von höhnischem Trotz, den sie stets so energisch dem Doctor gegenüber niedergekämpft hatte. Doch suchte sie so ruhig als möglich zu erwidern: „Bist Du gekommen, meinen Mann zu schmähen, so wäre es wahrhaftig besser gewesen, Du wärest daheim geblieben. Du warst ihm Feind von Anfang her, Du kannst nimmer Karl's Richter sein.“

„Also brauchst Du doch einen Richter? Ja, ich war ihm abgeneigt von der ersten Stunde, da ich ihn gesehen. Ich erkannte, daß Ihr nicht für einander tauget. Auch habe ich meinerseits gethan, was ich konnte, Dich von der Heirat abzubringen. Noch mehr, ich bin sogar jetzt noch entschlossen, Dich von Deinem Joche zu erlösen und nicht zu weichen, bis ich Dich befreit.“

„Du beurtheilst die Verhältnisse ganz falsch, lieber Onkel; Du kennst meinen Mann nicht, kennst meine Lage nicht. Ich bitte, ich beschwöre Dich daher, bringe nicht in mich mit Deinen — oh, ich weiß es wohl, gut gemeinten Rathschlägen. Ich weiß, was Du mir sagen könntest. Habe ich mir doch Alles selbst gesagt und einsehen gelernt, es sei nicht zu ändern. Was soll daher die unnütze Marterei?“

„Was sie soll? Dich erretten, ehe es zu spät, ehe Deine Ehe mit Nachkommenschaft gesegnet und schwerer trennbar würde. Du sollst mit mir zurückkehren in jene Kreise, denen Du nun einmal angehörst durch Geburt

und Erziehung, durch Temperament und Neigung. Man resignirt sich nicht in Deinem Alter, in einer verfehlten Existenz seine Tage zu verkümmern, wenn man nicht muß. Und Du, Du mußt wahrlich nicht. Lasse ihm jenes unselige Geld, welches Dich zu der Heirat verlockte, setze Dich hinweg über das Peinliche der Trennung und komm mit. Ich bin noch rüstig und schaffensfreudig; wir Alle, Deine Freunde alle, sie wünschen Dich, sie werden Dich mit Jubel empfangen."

Noch war Bertha ruhig, aber das Unwetter nahte immer drohender: „Und den Ersatz für den liebenden Gatten hast Du wohl auch schon in Bereitschaft für mich, ausgesucht und gestempelt?"

„Dein Mann ist kein liebender Gatte, sondern ein hartgesottener Egoist, ein beschränkter Kopf, ein Ignorant, ein —"

„Onkel, Du sprichst von meinem Herrn!"

„Sage lieber gleich von Deinem Tyrannen!"

„In seinem Hause zumindest sollst Du ihn nicht schmähen, so lange ich darin walte!"

Sie stieß es hervor mit leidenschaftlichem Groll in der Stimme, mit thränenüberströmtem Antlitz. Der Professor aber war keiner von denen, die weiblichem Zorne nicht zu trotzen wissen. Er hielt es für seine Pflicht, hier einzuschreiten, ehe es zu spät. Er trat auf seine Nichte zu, nahm ihre beiden Hände in die seinen und sprach mit jenem milden, weichen Tone, den er stets angewandt, wenn er den harten Eigenwillen seines verzogenen Lieblings durch Güte und Sanftmuth zu brechen suchte: „Mein einziges, mein herrliches Mädchen, denn ein solches bist Du mir geblieben, trotz dieser unseligen Heirat. Du mühest Dich als tapfere Seele vergebens, mir die erbärmliche Beschränktheit Deines Mannes zu bemänteln. Ich sehe in Deine Augen und fühle, wie sehr Du leidest, und so wahr ich Deiner sterbenden Mutter vor bald zwanzig Jahren zugeschworen, über Dich zu wachen, wie über mein eigenes Kind, so wahr gehe ich nicht von dannen, bis ich klar gesehen, wie Dir zu helfen ist."

Vor diesem Ton, vor diesen Worten wich der Trotz von Bertha's Zügen. Sie suchte sich zu fassen, wischte die Thränen von den Wangen und lehnte diese, wie sie oft als Kind gethan, an die Schulter ihres Freundes und Beschützers. Eine Weile saßen sie so, Beide schweigend, neben einander. Allmälig aber schien es fast, als wolle ein Lächeln, ein wahres Liebeslächeln unter dem unheilvollen Gewölke der schönen Stirne auftauchen und sie begann mit wehmüthiger Trauer: „Onkel, Du hast Recht gesehen und ich will Dir Alles sagen, Alles, meinen ganzen Jammer, meine bittere Enttäuschung. Aber dann, wenn Du meine Lage begriffen, dann wende Dich von mir, gehe Deines Weges und kreuze den meinen nimmermehr, denn ich, ich bin verloren."

Sie schwieg, von Schluchzen übermannt. Sie rang nach Worten und konnte keine finden. Staunend, stumm saß der Professor da. Er fürchtete, durch einen Laut, eine Bemerkung, Bertha's vertrauliche Stimmung zu stören. Nach einer Pause fuhr die Frau mit matter Stimme fort: „Gewiß, mein Leben ist die reine Hölle. Ich bin fremd in meinem Hause, fremd an der Seite meines Mannes. Ich wage nicht zu lachen und nicht zu weinen, wie ich möchte, und Du weißt, wie gerne ich lache, wie leicht ich weine. Karl hat bestimmte Regeln für Alles, eine Norm der Schicklichkeit, von der er keine Abweichung duldet. Man thut, man soll, man muß! Dieses entsetzliche, jedem energischen Charakter widerstrebende „man", diese Schablone aller Schablonen zum Handgebrauch unselbstständiger Naturen, es ist sein Ideal, was

sage ich Ideal, sein Götze, mir das zuwiderste aller Götzenbilder!

„Nun also, so hatte ich ja Recht und Du kehrst mit mir zurück in die Freiheit, in das Leben?"

„Oh, frohlocke nicht, Onkel; ich sagte nur einen Theil meiner Beichte. Betrachte die Verhältnisse auch von der andern Seite, trotz des gewaltigen Schattens, den Deine Liebe für mich auf diese andere Seite wirft. Laß mich ein Wort sprechen zu Karl's Entschuldigung, zum Verständniß seines Wesens. Sieh, Onkel, er ist nicht der Hohlkopf und gemeine Egoist, den Du in ihm sehen willst, mir zu Gefallen sehen willst. Stelle Dich einmal unparteiisch auf seinen Standpunkt. Aus niedern, engen Verhältnissen emporgestiegen durch eigene Kraft und Ausdauer, durch eine Kraft, die nicht wie die des Künstlers oder des Gelehrten in einem positiven Ueberschreiten des Durchschnittsmaßes besteht, sondern in einer Art negativer Stärke und Zähigkeit der Resignation, des Unterordnens und Sicheinfügens in die Vorurtheile und Schwächen seiner Umgebung. So hat er sich gewöhnt, seine Mitmenschen nach jenem Maßstabe zu messen, den man stets an ihn selbst gewandt. So ist er zum kleinlichen Pessimisten geworden, der weder über die Grausamkeit der Natur oder die Schlechtigkeit der Menschen stöhnt, aber kindisch greint, wenn einmal die Suppe nicht gerathen oder ein unzeitiger Regen eintritt. Zwischen gemeiner Sorge, niedern Gefühlen und erbärmlichen Alltäglichkeitsgenüssen rinnt unser Dasein hin; er entbehrt nichts, denn die Flügel wurden ihm beschnitten als unreifer Knabe; ich aber habe sie bewegt und gebraucht, ich fühle, wie etwas in mir verschrumpft und verkommt unter diesem eintönigen Leben; oh, glaube mir, Onkel, die arme Gefangene im feuchten Thurmverließ ist freier als ich, denn er hat sogar meine Phantasie in Fesseln geschlagen, ich möchte auf und davon eilen, möchte —"

Vertheidigen hatte sie wollen und war nun neuerdings in's Anklagen gerathen; sie beugte sich tief herab, daß die dunklen Flechten über die weiße Stirne niederhingen und stammelte kaum hörbar: „Und doch, und doch — —"

„Und doch?" fragte der Professor in höchster Spannung.

Ganz barg sie nun das Haupt in den Kissen, das Geständniß däuchte ihr entehrend: „Ich kann und will meinen Gatten nicht verlassen, weil — weil ich ihn liebe!"

Der Professor fuhr entsetzt in die Höhe: „Kind, Kind! Bedenke, was Du redest, Du täuschest mich, täuschest Dich, Du kannst — Du kannst diesen Menschen nicht lieben!"

„Das sage ich mir täglich selbst, sobald er den Rücken gekehrt. Mein Stolz, meine freiangelegte Organisation, mein individuelles Bewußtsein bäumt sich auf gegen die Fesseln, die seine Gegenwart um mein ganzes Sein geschlagen, denn ihn sehen und lieben war Eines. Ja sogar schon sein Bild hatte es mir angethan. Es war ein Bann, der mich umfing, dessen ich mich nicht erwehren konnte mit allen Kräften des Verstandes. Auch dachte ich ja damals aufzublühen unter dem Augenstrahl dieses Mannes. Alle goldenen Träume meiner Mädchenjahre hofft' ich der Erfüllung nahe bei seiner Werbung. — O wie anders, wie ganz anders ist mir geschehen. Sieh, Oheim, zuweilen meine ich, sie müsse trotz all' dieser Enttäuschungen einem edlen Feuer entstammen, die Gluth, die mich verzehrt im Dunstkreis seines Athems; dann aber schaudere ich wieder vor mir selbst und es macht mich fast wahnsinnig das Bewußtsein, einem Zauber unterthan zu sein, dem ich mit allem Aufgebote moralischen Muthes nicht entrinnen kann — und dies Schwanken und Ringen, dies Glühen und Erstarren, dies Verzweifeln und Verlangen, es wird mich aufzehren,

es wird mich tödten. Umsonst, daß ich mir sage: Des Weibes Liebe, die nicht aus Verehrung entsprungen, ist eine unwürdige, nichtsnutzige Leidenschaft, deren Keim zertreten, deren Wurzel vertilgt werden muß. Da zerre ich denn an meinem armen, thörichten Herzen — Du ahnst es nimmer, Onkel, mit welchen Qualen — und wenn ich meine, es sei gelungen, wenn ich mich schüttle wie nach langem Fieberfrost, dann — dann tritt Er zu mir und streicht mit seiner Hand über meine Augen oder lehnt seine Wangen an die meinen und ich, ich liege an seiner Brust und nur ein Gefühl ringt sich los in dem Gedanken: Ich liebe ihn und ich bin sein Weib! — — Du siehst mich ungläubig an, Du begreifst das nicht, mein Freund? Du wirst es auch nie begreifen mit Deinem klaren, harmonisch gebildeten Mannessinne. Auch Karl würde mich nicht verstehen; doch er möchte mich verlachen, wohl gar verachten. Du aber, das weiß ich, Du thust es nicht. Du weißt, Alles was existirt im Umkreis der Natur und in den Herzen der Menschen, hat seine Berechtigung: es wird sie auch der Zwiespalt meiner Seele haben. Ich werde ihm erliegen, hoffentlich bald erliegen, das ist das Ende. Meine ich doch stets, wir Weiber seien eben keine vollmenschlichen Wesen wie Ihr Männer. Wir sind halb und halb noch Pflanzen, abhängig vom Odem des Mannes, haftend an unsrer Mutter Erde, jener Allgebärerin, der Ihr zwar auch entstammt, aber vermöge Eures Geistes Freiheit entwachsen seid. So will ich denn dulden und tragen, was mir beschieden; eine Stimme sagt mir, ich werde bald erlöst werden, ich werde sterben an dieser unglückseligen Liebe!"

Völlig rathlos stierte der alte Maler noch immer darein, als Bertha längst nimmer sprach. Er begriff als feinfühlender Mensch zwar ihre Seelenpein, nicht aber ihre hoffnungslose Verzweiflung. Männer gehen, selbst im gefährlichsten Sturm der Sinne, nicht unter in dem Aufruhr elementarer Wallungen; sie vermögen puren Reiz von Achtung, flammendes Begehren von Anbetung zu trennen. Nimmermehr das Weib, so lange es nicht moralisch verkommen ist, und Bertha's sensitive Natur zumal mußte erliegen in dem aufreibenden, sich stets erneuernden Seelenkampfe.

Der Professor wollte fort, fort noch in derselben Stunde. Da war nicht zu helfen, das sah er deutlich ein. Auch Bertha machte keine Miene, ihn aufzuhalten; sie fühlte, wie peinlich dem lebhaften alten Manne eine Begegnung mit dem Doctor werden müßte.

Doch blieb ihm dieselbe nicht erspart. Schon stand der Professor auf der Schwelle, da erschien der Hausherr. So mußte der Maler anstandshalber wenigstens bis zum Abend, bis zum nächsten Zuge bleiben.

Doctor Ritter schien sehr erfreut, seinen lieben Onkel zu sehen und merkte, wie gewöhnlich, nichts von Bertha's Aufregung. Er verstand es hingegen vortrefflich, den liebenswürdigen Wirth zu spielen, er posirte höchst geschmackvoll als glücklicher Ehemann, lobte die wirthschaftlichen Bemühungen seiner Frau bei wenig solider Erziehung, rühmte aber auch nach Gebühr das eigene Verdienst, diesen Mangel bei Zeiten erkannt und durch consequente Behandlung und die nöthige Strenge wettgemacht zu haben.

Die junge, die glückliche Frau hörte bleich und still dem Allem zu, und wenn ihres Oheims Unbehagen sich in einem allzu ungläubigen „Oho" entladen wollte, dann warnte ihn ein flehender Blick der schönen Augen, die auf ihn noch nichts von ihrer ehemaligen Macht verloren hatten.

Erst auf dem Wege zum Bahnhof, den die beiden Männer in später Abendstunde, ohne Frau Bertha, zurücklegten, wagte der Professor einen Versuch, dem Doctor die Augen zu öffnen.

„Sie sind zufrieden mit Ihrer Wahl, lieber Doctor?"

„Gewiß, Bertha ist ein sanftes, ein stilles Weib geworden."

„Und halten Sie auch Ihre Frau für glücklich? Scheint sie Ihnen nicht etwas gar zu still?"

„Zuviel in dieser Richtung steht den Frauen desto besser. Ich liebe das."

„So, auch wenn es nur eine erzwungene, eine unnatürliche Ruhe wäre?"

„Ah bah, lieber Professor, das sind lauter Subtilitäten, die bei mir nicht gelten. Gott sei Dank, ich habe mir mein Weib erzogen, wie ich es zu haben wünsche und hindere Niemand, mit dem seinigen das Gleiche zu thun."

Damit schieden die beiden Männer; auch zwischen ihnen war kein Verständniß möglich. — —

Als der Professor nach der Residenz zurückkam, verrieth er keiner Seele, wo er gewesen, und gab auf alle Fragen nach seiner Nichte Wohlergehen erst recht die stabile Antwort: „Glücklich, sehr glücklich ist sie verheiratet."

Die Freunde und Freundinnen, sie vergaßen allmälig auf die, die nichts von sich hören ließ im angeblichen Egoismus ihres ehelichen Glückes.

Nur der alte Maler vergaß nichts. Er erwartete Heil und Rettung von der Zeit; er hielt Bertha's kleinen Salon in Stand, wie sie ihn als Mädchen gehalten, er hoffte, noch einmal das helle Lachen, die muntere Stimme seines Lieblings darin zu hören.

Doch die Zeit verging und Bertha kam nicht.

Ueber's Jahr aber, da kam eine Nachricht von ihrem Gatten. Ein schwarzgeränderter Brief. Er meldete kurz und bündig, Frau Bertha sei im Wochenbette, drei Tage nach der Geburt eines todten Kindes verschieden.

„Schade, wie schade," lamentirten Alle, welche sie gekannt hatten, in Wien sowohl, als in Brandeck. „Eine so entschieden glückliche Ehe, eine so beneidenswerthe Frau. Jung, schön, wohlhabend, geliebt. Ja, das ist die Ironie des Schicksals. Wie schwer mag sie gestorben sein."

So klagte Alt und Jung, der trauernde Witwer an der Spitze. Doctor Ritter ging mit der Ueberzeugung herum, sein Weib durchaus beglückt zu haben.

Als der Professor einmal seine Schüler Bertha's Tod beklagen hörte, schüttelte er betrübt sein weißes Haupt.

„Kinder, man muß die Dinge nicht nach dem Scheine beurtheilen; es sieht manches aus wie Glück und ist das Gegentheil."

„Oho," rief der Skies, „wollen Sie etwa jetzt plötzlich behaupten, Ihre Nichte sei beklagenswerth gewesen?"

„Wollen Sie behaupten, sie habe ihren Mann nicht geliebt? Einen so schönen Mann?"

So fragten die Freundinnen.

Der Professor aber entgegnete düster: „Sie hat ihn geliebt, leider Gottes, nur allzusehr. Statt ihn zu beherrschen, an sich heranzuziehen, ist sie in ihm aufgegangen in weiblichem Opfermuth." Er wischte sich die Augen und die Freundinnen rissen die ihren groß auf. Doch setzte er rasch hinzu: „Na, lassen wir das erste Frühlingsgras wachsen über Bertha's Grab, dann erzähle ich Euch vielleicht einmal eine Geschichte, wie man als Weib seines Geliebten am gebrochenen Herzen stirbt."

Der Professor sagte das sehr ernst; aber der Skies schüttelte ungläubig das Haupt: „Die Geschichte bilden Sie sich ein, Professor; ich bleibe bei meiner Ansicht, es war eine glückliche Ehe."

Alte Bekannte.

Erinnerung von P. K. Rosegger.

> Im Schatten der grünenden Bäume,
> Da sitz' ich so gerne allein,
> Da fallen mir goldene Träume
> Der fernen Vergangenheit ein.

Die ersten Vacanzen waren kaum zu erwarten.

Man sollte meinen, ein lernbegieriger Mensch, der sich so spät und so schwer in die Lehrsäle fand, wäre aus denselben kaum mehr herauszubringen gewesen. Und riethen mir ja meine Freunde, ich sollte über die zwei Ferienmonate hübsch in der Stadt bleiben und den erst vor wenigen Monaten begonnenen Unterricht durch Privatlehrer an mir fortsetzen lassen. Der Rath war gut, aber er machte mir übel bis in den Magen hinab, denn das Heimweh war in dem zweiundzwanzigjährigen Waldbauernbuben unendlich größer, als die Lernlust. Wenn meine Freunde und Lehrer nicht Seelenkenner gewesen wären und es nicht so eingetheilt hätten, daß ich mitten in meinem grünen Heimatlande und selbst in den Waldbergen lernen konnte, ich wäre ihnen entlaufen, ich wäre daheim ein verkommener Mensch geworden und es wäre ein Elend gewesen.

Nun, die ersten Vacanzen waren endlich da, ich nahm meine Bücher in eine große Seitentasche und eilte aus der heißen, blendenden Stadt in die kühlen Berge, in deren Thälern der Duft des jungen Heumahdes war und über deren Höhen der hochsommerliche Julihimmel lag.

Das Haus stand noch auf den Matten zwischen den Wäldern und es hatte sich in demselben gar nichts verändert, als daß die Schwalben wieder um die grauen Bretterdächer schwirrten, auf welchen bei meinem Fortgehen der Schnee gelegen war. Selbstverständlich, es war eine große Freudigkeit, als der Student, einkehrte und meinem Vater kam ich ganz besonders recht. Es war die genöthige Zeit, ich sollte zu den Heuschöbern oder zum Vieh, was ich am liebsten wollte — so einem angehenden „Herrn" da muß man schon die Wahl lassen.

Es war ein böses Ding. Denn ich wußte, die Herren Professoren würden mich zum Beginne des neuen Schuljahres nicht nach Heu und Vieh fragen, sondern nach den Grundsätzen der deutschen Sprachlehre, der Rechenkunst u. s. w. Und wie auch sollte ich es von meinem Vater verlangen können, daß er mir Dach und Tisch gebe, und ich leistete nichts dafür! Dann die Nachbarn: Jetzt ist er schon wieder daheim und arbeitet nicht; der bringt seine Eltern noch an den Bettelstab!

Verstimmt ging ich über den Bergrücken nach Haustein hinaus. Der dicke, joviale Hausteiner Wirth, Herr Lorenz Haas hieß er, ein Mann, weit und breit bekannt wegen seiner Herlebigkeit, denn er warf jeden Gast, der ihm nicht zu Gesichte stand, zur Thür hinaus — wegen seiner Gutmüthigkeit, denn er verlieh und verschenkte allmälig den größten Theil seines Vermögens an die Leute — wegen seiner Wohlbeleibtheit endlich, denn in seinen besten Jahren mußten wir Schneider um ihn herumlaufen, wie um die alte Dorflinde, wollten wir ihm einen Rock anmessen — Herr Lorenz Haas ließ mir jetzt zum erstenmale das Glas Bier auf einer blechernen Ehrentasse vorstellen und

that die Bemerkung, ich hätte als Schneidergeselle ein lustigeres Gesicht gemacht, denn jetzo, als Studiosus.

Da vertraute ich ihm denn, daß der Studiosus auf seinen Vacanzen kein Dach und Fach habe und sich werde bequemen müssen, seine Studien auf der Hutweide fortzusetzen.

Sagte Herr Lorenz: „Das wäre nicht übel!"

Sagte ich: „Es ist aber sehr übel."

Hierauf ließ er sich seinen feingeschliffenen Weinstutzen zur Hälfte mit Wein, zur andern Hälfte mit Wasser füllen; dann sagte er rasch und schnarrend, als wäre es ein Befehl: „Ich wüßte Dir ein Logement."

„Am besten wäre es, wenn ich in meiner Dachkammer zu Graz verblieben wäre," meinte ich.

„Das wäre gut gewesen," sagte Herr Lorenz Haas, „aber noch besser ist, daß Du über die acht Wochen zu uns heraus gekommen bist. Eine Wohnung weiß ich Dir. Da steht ein Bett und ein Tisch und ein Schrank drinnen, und zu den großen zwei Fenstern winken die grünen Birkenzweige hinein. Wenn Dich nur die Nachbarschaft nicht genirt."

Deß wäre ich nicht heikel, meinte ich, Lärm mache mir nichts.

„Meine Taferne oben auf dem Föhrenriegel, die kennst?"

„Ja, recht gut," sagte ich „bin in ihr ja einmal vier Wochen in die Schule gegangen, zum Firmunterricht."

„Jetzt ist schon lang keine Schule mehr in meiner Tafern, jetzt steht sie leer. In der früheren Schulstube hat der Küster das heilige Grab stehen, welches am Charfreitag in der Kirche aufgerichtet wird, und die Bahrstangen, glaube ich, und anderes Kirchengeräthe. Und im Stüblein, wo der Schulmeister gewohnt hat, hätte jetzt prächtig so ein fleißiger Studiosus Platz. Die Aussicht ist auch nicht übel."

„Ja, über den Kirchhof hin," sagte ich.

„Macht Dir das was?" fragte Herr Lorenz.

„Das macht mir nichts," antwortete ich, „aber der Miethzins?"

„Der wird Dir auch nichts machen. Mich soll es recht freuen, wenn Du Dich in meiner Taferne einlogirst, und zum Essen hast nur einen kleinen Weg herab in mein Haus. An einem Tisch, wo für Zehn gekocht ist, wird für den Eilften auch noch ein Teller sein. Mach' Dir nichts draus, Waldbauernbub, ich hab' Dich allfort gern gehabt, und jetzt sei bei mir daheim."

's war doch ein guter Mann. Und jetzt hatte ich eine Stunde von meinem Vaterhause eine ruhige Wohnung, wo ich unbeirrt von Heu und Vieh meinen Studien obliegen konnte.

Ich vergesse es auch nicht mehr, das Stübchen in der Taferne zu Haustein. Wenn ich des Morgens in meinem schneeweißen Linnen erwachte, war das eine Fenster voll von Wald, wie er jenseits des engen Thales am Berge stand. Das Dörflein tief im Thale, das sah ich nicht, es war versteckt unter den hellen, quellenden Büschen und unter den alten Ahornen und Linden. Und am andern Fenster zitterten die Schatten der Birkenzweige und zwischen den Birkenzweigen schimmerten die bemoosten Steine des Föhrenriegels und die wettergraue Wand des Kirchthurmes, hinter dem die Sonne aufstieg, die so rein, wie ich sie seither nirgends mehr gesehen, durch die großen Glasscheiben auf die weißen Dielen meiner Stube fiel.

Und zwischen meiner Taferne und der Kirche lag ein grüner Anger, der ein wenig uneben, hie und da ein wenig ausgetreten und mit einer niedrigen Mauer umgeben war. Die Mauer hatte jene wettergraue Farbe, wie die Kirche, war aber mit manchem freundlichen Busch bestanden und dort und da war ein Holzkreuzlein an sie geheftet, das eben so grau, wie hier Alles grau dämmerte, was nicht grün war. Wo es aber grün war, da glitzerten

die Thautröpflein, und hinter der Kirchhofsmauer standen junge Tannenwipfel und Birken empor, und Alles war so frisch duftig und sonnig, und wenn ich das Fenster öffnete, strömte eine kühle, Vogelsang durchklungene Waldjugend herein. —

In der Pfarre Haustein sterben jährlich blos vier oder fünf Menschen — und diese nicht einmal gern. Und der Boden des dortigen Kirchhofs ist so festgetreten und hat einen so dichten Rasen, daß man, darauf wandelnd, nicht jenes seltsame Gefühl hat, wie auf andern Friedhöfen, wo mit jedem Schritte der Boden zu wanken und zu sinken scheint.

Meine Stube war in Ordnung. Die Bücher hatte ich schön hingestellt in den Schrank und das weiße Papier hingelegt auf den Tisch. Als ich jedoch das Erstemal zum Frühstück hinabgestiegen war in's Haus des Herrn Lorenz Haas, da sagte ich: „Zum Studiren will sie mir nicht passen."

„Wer," fragte Herr Lorenz.

„Die Taferne. Das ist ein so freundliches, stilles, einsames Haus, daß ich fast glaube, in ihm werde ich dichten."

„In Gottesnamen, so dichte."

Als ich wieder zurückkam in meine Stube, war das Bett und Alles hübsch in Ordnung gebracht; da setzte ich mich an den Tisch und schaute zu den Fenstern hinaus, einmal in den besonnten Wald, das anderemal auf den bethauten Kirchhof, und in mir war das Gefühl des lieben, heimatlichen Friedens, der mit gleicher Größe ist über der lebendigen Welt und über dem Rasen der Schläfer.

In der Morgenstunde stieg auch der Pfarrer zur Kirche herauf und las sein Amt. Die Orgel klang sanft zu meinem Stüblein herüber. Dann schritten die wenigen Kirchengänger an meinem Fenster vorbei und guckten wundershalber auch ein bischen herein auf diesen jungen Menschen, der auf der Welt so eigen herumregiert, jetzt als Waldbauernbub, jetzt als Schneidergesell, jetzt als Stadtstudent und jetzt wieder wie ein Einsiedler bei den Todten — man kennt sich nicht aus, wie es mit seiner Seele steht — ist so nahe an der Kirche und geht nicht hinein.

Dann ging vielleicht einmal ganz langsam und bescheidentlich die Thür auf und meine Mutter kam herein und schaute, ob ich in meiner neuen Wohnung wohl Alles habe, was ich brauche, machte sich etwas zu schaffen, daß es mir gut sei und sagte dann gegen das Kirchhoffenster deutend: „Das Fenster ist Dir einmal gesund, kannst schön auf's Sterben denken."

Ein anderesmal kam mein Jugendfreund Eustach, der gab sich laut und lustig, und wenn ich ihm mit meiner Kirchhofspoesie anhub, lachte er mich aus und sagte, ich wäre ein Student, der auf die Todtengräberei studire. Der gute, lebenslustige Bursche! Heute ist er Moder, aber nicht auf dem friedensstillen Gottesacker zu Haustein, sondern im weiten, dürren, staub- und lärmumbrausten Leichenfeld einer großen Stadt.

Als er hörte, mir ginge es gut und ich gedächte noch sein, kam er mir nach in die Stadt und ging in eine Fabrik. Von Woche zu Woche wurde er blässer; wenn wir am Sonntage miteinandergingen, rieth ich ihm stets, er solle wieder heimkehren zur gesunden, ländlichen Arbeit in der Waldluft. Er antwortete: nein. Und als ich ihn fragte, warum er nicht mehr heim wolle, antwortete er noch entschiedener: nein. Erst im Spitale gestand er mir, er möchte wohl sein Heimatsthal noch einmal sehen, aber er wolle der Leute Spott nicht hören. Er hätte bei seinem Fortgehen gesagt, er käme nur als „Herr" wieder zurück aus der Stadt; nun sei er aber noch ärmer geworden, als er gewesen, und die boshaften Leute, die seinen Fortgang verhöhnten, würden seine Rückkehr noch mehr verhöhnen. Da sterbe

er lieber in der Fremde. Ich kam hierauf noch drei Tage nacheinander zu seinem Lager, wo er so emsig beschäftigt war Athem zu holen, daß er dazwischen kaum noch einige Worte zu sprechen vermochte. Am vierten Tage war sein Bett leer und mit der Decke zugehüllt. Der Wärter bedeutete mir, er sei in der Nacht fertig geworden. Ich ging in die Leichenhalle, sah lauter fremde Gesichter, aber das seine nicht. Ich ging in den Secirsaal und hatte mit den Herren einen Streit. Der Leib meines Freundes wurde unverletzt aufgebahrt und in christlichen Ehren bestattet.

So ward es später mit Eustach, der meine stille Taferne am liebsten zu einem Tanzboden umgestaltet hätte. Er blieb selten lange bei mir und dann war ich allein den langen Tag, nur daß draußen mitunter der alte Bettler-Hiesel vorüberwankte, den die Leute so viel Almosen gaben, weil sie ihn so sehr fürchteten. Der Bettler-Hiesel that nämlich solche Leute, die ihn zu wenig gaben, „in die Höll' hinabbeten". Das heißt, er hub mit seiner dumpfen, eintönigen Stimme langsam an zu fluchen, und wankte so, mit entblößtem weißen Haupt, tiefgebeugt am Stabe, leise und beharrlich fluchend um das Haus, bis alle Einwohner mit Haut und Haar in die unterste Hölle verwünscht waren. Er that Jeden einzeln ab und nahm stets auch dessen Vater und Mutter und ganze Verwandtschaft mit, sie mochten noch leben, oder schon im Grabe ruhen. Gewöhnlich geschah es dann, daß ein Nachtrags-Almosen aus dem Hause kam, was die Folge hatte, daß der Bettler anhub, die in die unterste Hölle Verwunschenen in die mittlere, von da in die obere Hölle heraufzubeten und von dieser sie endlich in den Himmel emporzusegnen. Beides, nach unten und nach oben hin, that er ohne Haß und ohne Liebe, nur mit Hinblick auf das Almosen. Er trieb auch sonst allerhand sonderbare Stücklein und die Leute nannten ihn einen Halbnarren, weil er ihnen für einen ganzen zu närrisch schien. Als er starb, hat man in seinem Strohsack viel Geld gefunden, was zum Theile die Priesterschaft eines Stiftes in Empfang nahm, um den Bettler-Hiesel in den Himmel hinauf zu beten.

Wenn nun aber um meine Taferne stundenlang kein lebendiger Mensch war und nicht einmal ein alter Bettler-Hiesel über den Kirchhof hinkte, erinnerte ich mich, daß der Herr Pfarrer zu Haustein gesagt hatte, ich solle mich doch bisweilen bei ihm anmelden. Es war damals die Zeit, wo jeder Simpel über religiöse Dinge rasch und wegwerfend aburtheilen zu müssen glaubte; ich setzte des Pfarrers Wein zu und führte dabei als Einer, der jetzt hoch im Studium sei, eine sehr naseweise Sprache. Der geistliche Herr war geduldig und sagte: „Gott beschütze Dich noch manches Jahr, die Klärung wird sich dann schon vollziehen."

Oefters ging ich in den kühlen Waldschluchten hin und wählte mir am rauschenden Bach ein Sitzplätzchen zum Studiren; als ich aber drauf saß, schaute ich auf die grünbemoosten Steine, um die das Wasser gischtete, oder in die finsteren Schatten zwischen den Baumstämmen hinein und es vergingen die Stunden. Dann ging ich auf den weißen Sandwegen der Berghöhen und schaute über die Birken- und Kiefernwälder bis zu den fernen blauen Bergen an der Feistritz und an der Raab, und über die ganze weite Gegend war der sonnige Sommernachmittag ausgegossen. Wenn ich endlich des Abends zurückgekehrt war in meine dunkle Taferne, da dämmerten die hellen Bilder noch lange in meiner Seele, ich setzte mich an das Fenster und schaute auf den Kirchthurm oder auf das Berghaupt, wo man das Farbenspiel der untergehenden Sonne sah und that, was ich

den ganzen Tag gethan hatte, ich träumte.

An einem solchen Abende war die Stunde, mit der meine zweiundzwanzig Lebensjahre voll wurden. Da sagte ich zu mir: Jüngling! Blut Gottes! ist es nicht Schade um die kostbare Zeit, daß du sie verträumst?! Siehe da hinab in die Häuser und Hütten, die Menschen denken nicht an die Schönheit dieser Welt, aber sie lieben sie. Sie fügen sich zusammen in warmen Freuden und begehen süße Stunden. Das wäre auch dein Verlangen, so gehe hin. Dem Schneiderjungen schon waren Herzen offen gewesen, dem Studenten mit den langen Locken werden deren noch mehr offen sein. Nur dreihundert Schritte brauchst du zu gehen — und selbst wenn es vierhundert wären — und du stehst vor Jemandem, der lange heimlich nach dir auslugt, der sich vor einem Kusse nicht länger sträuben wird, als es für's erstemal Sitte ist.

Die Kirchthurmspitze funkelte noch ein letztesmal in der Sonne und der Junge blieb sitzen am offenen Fenster, und sah den Abend dämmern und sah die Nacht werden.

Und in der Nacht, da spielte der sinkende Halbmond draußen auf der Kirchhofsmauer und in den stillen Büschen. Da waren blasse Streifen und Tücher gezogen über den Rasenplatz hin und es rührte sich einmal ein Zweig und es zitterte einmal ein Laub, und doch war es stiller, als still — die Kirchthurmuhr aber schmiedete in ihrem langsamen Tiktak an dem Ring der Ewigkeit.

Endlich, da der Mond vergangen war und die schwere Nacht über Allem lag, in welche ich auch noch eine Weile hinausstarrte, weil man in solcher Nacht fiebernde Gedankenungeheuer tief versenken und verhüllen kann — zündete ich endlich das Licht an und deckte mir mein Bett auf. Und als ich auf dem Bette saß und noch immer wachend träumte und mir leid war um den Tag, der verträumt worden, und mir leid war um die Nacht, die verschlafen werden sollte, flog plötzlich etwas zum offenen Fenster herein, kollerte klappernd auf den Boden und lag dann mitten auf demselben still. Ich schaute hin, es war ein rundes, löcheriges Ding. Der Athem blieb mir stehen, wie ich so darauf hinstarrte und wie es so auf mich hergrinste. Es war ein Todtenschädel.

Vor Entsetzen waren meine Glieder lahm und meine Gedanken. Als ich zu mir kam, stellte ich mir das tollste Zeug vor. Ich schloß das Fenster und schloß die Läden, daß nicht etwa noch das ganze Zugehör zu mir hereinspringen konnte. Endlich kam ich mit mir dahin überein: Von selber kommt so ein Ding nicht geflogen. Wenn es auch einmal ein Menschenhaupt gewesen war, das Unsinn trieb, so verläßt es jetzt doch nicht sein kühles Erdkissen, um mitternächtig eine Geburtstagsvisite zu machen. Mein wunderlicher Gast — er blieb liegen, wo er lag und grinste mich an — war eigentlich ganz jugendlich, er hatte noch alle Zähne — vielleicht waren wir zusammen in die Schule gegangen.

Für's Erste verrammelte ich nun die Thür und setzte mich in Wehrstand, nicht gegen den Knochen, sondern gegen den, der ihn wohl aus dem Beinhause in die Stube geschleudert haben mochte. Aber draußen regte sich nichts. So wurde ich allmälig dreister, hob den Todtenschädel auf und stellte ihn auf den Tisch.

Aber mit einem solchen Gesellen ist's schwer, eine Unterhaltung anzuknüpfen. Wie wir uns aber eine Weile so still gegenübersaßen, war es sehr langweilig. Ueber Sein und Nichtsein wäre ein nicht unpassendes Gesprächsthema gewesen.

Nachdem das erste Grauen sich allmälig verzogen hatte, wurde unsere Bekanntschaft insoferne intimer, als ich den Schädel in die Hände nahm — so ein Ding wiegt viel leichter

als man glaubt — und ihn einmal über und über betrachtete. Und jetzt war auf einmal alle Beklemmung weg, mit der Berührung der Materie das gespenstische Phantom zerstoben. Wie der Tod im Grunde doch harmlos ist! Nur das Leben bäumt sich so närrisch dagegen auf und stößt jenen gräßlichen Angstruf aus, vor dem es dann selbst bis in's innerste Mark erschrickt.

Und dann ertappte ich das Ding bei einer menschlichen Schwäche. Ich nahm wahr, daß ein Vorderzahn des Oberkiefers mit einem lockeren Metallstift am Kiefer befestigt war. Also falsche Zähne! Sollte in diesen Höhlen das Gehirn einer Frau geherrscht haben? Kannte ich nicht auch einen Mann, der sich einen vorderen Oberzahn, den er sich beim Clarinettblasen ausgebissen, zum Behufe des Clarinettblasens wieder ersetzen ließ? Der lustige Musikanten-Jakel, Gott habe ihn selig, er starb in jungen Jahren, nachdem er aufgespielt hatte, was das Zeug hielt. Bei meines Vaters Hochzeit soll er der Lustigmacher gewesen sein; der Mann hatte Grütze gehabt da drinnen in dieser Beinbüchse. Ja, wahrlich, das war niemand Anderer, als der Schädel des Musikanten-Jakel — erschienen, um mir das Geburtstagsständchen zu bringen.

Die Nacht war übrigens nicht geruhsam. Am frühen Morgen stieg ich hinab zu meinem Frühstück. Herr Lorenz hatte mir heute das Tischchen mit einem rothblumigen Tuch bedecken und darauf einen Rosenstrauß und einen Gugelhupf hinstellen lassen.

Ich fragte, seit wann in Haustein die Gratulanten nächtlicher Weile zu den Fenstern hereinflögen?

„Wie so?“ sagte Herr Lorenz.

„Der Musikanten-Jakel hat mich aufgesucht.“

„Der ist ja schon seit vierzehn Jahren todt!“ rief mein Gastherr.

„Freilich ist er todt,“ sagte ich, „und das ist eben das Verdächtige. Da seht ihn!“ — Und hielt den Schädel hin.

Herr Lorenz entfärbte sich.

„Junge,“ sagte er dann, „mit solchen Sachen treibt man keine Späße.“

„Aber solche Sachen treiben sie mit uns. Um Mitternacht ist er mir zum Fenster hineingeflogen.“

Jetzt hörte ich hinter dem großen Backofen, in welchem die berühmten Hausteiner Semmeln gebacken wurden, ein gurgelndes Lachen. Saß der alte Bettler-Hiesel dort und lachte mich aus. Jetzt stands nicht lange an, so wußten wir, wer den Knochen in meine Stube geschleudert hatte. Herr Lorenz schritt sehr rasch auf den Alten zu und hob sein fünffingeriges Hausgericht drohend über das weiße Haupt.

Mir gelang es noch rechtzeitig, die Gefahr abzuwenden, worauf der Bettler-Hiesel sich erhob, feierlich vor mich hinstellte und anfing in langsamer, eintöniger Art etwa so zu reden: „Vergelts Gott, Herr. Hundertmal vergelts Gott, Herr. Glück in Dein Haus und Dach und Fach. Dein Rath und That soll gesegnet sein. Vergelts Gott, Herr. Deine arme Seel' soll in den Himmel fahren. Deiner Vater und Mutter Seelen sollen in den Himmel fahren. Deine Freunde in den Himmel fahren. Deine Feinde in die Höll' fahren. Vergelts Gott, Herr. Der heilige Erzengel Michael soll Dein Kutscher sein. Der heilige Erzengel Gabriel soll Dein Diener sein. Im ersten Himmel ist Dein Vorhof. Im zweiten Himmel ist Dein Hochzeitsmahl. Im dritten Himmel soll Dein Ehebett sein. Gott der Vater wird Dich krönen. Gott der Sohn wird Dich umarmen. Gott der heilige Geist wird Deine Freud' und Seligkeit sein in alle Ewigkeit, Amen. Vergelts Gott, Herr. Vergelts Gott, Herr.“ —

Es muthet mich seltsam an, heute, da diese Dinge in meinem Gedächtnisse wieder aufstehen. Es ist die Fluth einer fremden Welt darüber hingefah-

ren, aber sie verlief und aus dem Schlamme steigen die alten Gewächse, die mich wie Schlingpflanzen stets von Neuem umweben. Andere sehen die Zukunft in leuchtenden Farben, die Vergangenheit ist ihnen dunkel geworden, sie wenden sich von ihr ab, als von einem unwiederbringlich Verlornen. Mich däucht, nichts ist so sehr unser Eigenthum, als unsere Vergangenheit, die uns aufgebaut hat, die wir sind. Es sind unbedeutende Dinge aus meiner Vergangenheit; mag wohl nicht immer gerechtfertigt sein, daß ich sie erzähle, denn so kann ich sie nimmer vor die Seele der Leser stellen, als sie vor meiner eigenen stehen — so traumhaft bunt und magisch, so wehmuthsreich und mild, daß ich mir nach meinem Tode gar keinen andern Himmel wünsche, als den, meine Vergangenheit noch einmal durchleben zu dürfen. Auch die bösen Tage — die oft sehr bösen Tage — ja selbst den gestrigen, den heutigen noch, der eben zu Ende geht und der hart war und einen neuen Splitter in mein Herz gestoßen hat. Wenn der Bettler-Hiesel die Macht gehabt hätte, den Menschen ihr vergangenes Leben zurückzubeten, so hätten ihn wohl Viele vielleicht zur Thür hinausgeworfen, ich aber hätte ihm Alles, Alles dafür gegeben, was heute mein ist.

Ich wäre ja doch wieder dazugekommen.

Sag' nichts den Leuten...

Sag' nichts den Leuten, wenn das Herz Dir blutet:
Geh' lieber in den tiefen Wald und weine,
Wenn Du Dich fühlst zum Weinen angemuthet!
Denn eher als die Menschen rührst Du Steine.

Sieh', die Natur im Wald und auf der Heide
Ist mitleidsvoll, wenn sich Dein Herz entsiegelt,
So daß sie, wissend nichts von eig'nem Leide,
Nur Deine Trauer widerhallt und widerspiegelt.

Natur ist Sympathie; doch eigensüchtig
Und lieblos ist der Mensch. Mit stummem Munde
Steht er und glotzt Dich an, nur leicht und flüchtig
Berührt, wenn Du ihm zeigst die off'ne Wunde.

Und es erwägt, von Leidenschaft durchgluthet,
Sein eig'nes Leid ein Jeder, nie das Deine;
Sag' nichts den Leuten, wenn das Herz Dir blutet,
Geh' lieber in den tiefen Wald und weine.

Robert Hamerling.

Die Vögel in Mythe und Dichtung.

Von P. Chiavacci.

(Schluß.)

Unter andern allegorischen Personen aus dem Vogelgeschlechte genießt der „Gimpel“ eine gewisse Popularität. Von einem einfältigen Menschen, dem durch Zufall eine Handlung gelungen ist, welche mit Aufwand von Scharfsinn auch nicht besser hätte gemacht werden können, sagt der Volksmund: „Eine blinde Henne hat wieder einmal ein Körnlein gefunden.“

Eine rührende Opferwilligkeit wird dem Pelikan nachgerühmt; dieser soll in Zeiten der höchsten Noth, wenn er für seine Jungen keine Nahrung findet, sich selbst an der Brust verwunden, um seine Brut mit dem eigenen Blute sättigen zu können.

Wir sehen, daß dem Vogel viele Eigenschaften des Gemüthes beigelegt wurden, die dem Menschen nachahmenswerth schienen; ja die Sage läßt sie nicht selten als Rächer der verletzten Moral oder bisher unentdeckter Greuelthaten in die Schicksale der Menschen eingreifen. Da der Vogel von seiner wolkigen Höhe mit seinem scharfen Gesichte die Weite beherrschte, so nahm man an, daß ihm so leicht nichts entging, was da unten auf Erden vorfiel, und selbst die Missethaten, die in öder und verlassener Gegend verübt wurden, sie hatten außer Hyperion's Flammenauge noch manche gefiederte Zeugen.

Die Volkssage überträgt daher den Vögeln nicht selten das Rächeramt für dunkle Blutthaten, welche zeugenlos verübt wurden. So glauben die Araber, daß aus dem Blute jedes Ermordeten ein Vogel entstehe, welcher Hamah heißt und alle Jahrhundert die Gräber der Unglücklichen besucht. Er soll unaufhörlich Oscani schreien, d. h. „gebt mir zu trinken“, womit er des Mörders Blut meint. War dieses geflossen, war der Mörder bestraft, so verschwand auch der seltsame Vogel.

„Von Euch, Ihr Kraniche dort oben,
Wenn keine and're Stimme spricht,
Sei meines Mordes Klag' erhoben,“

ruft der sterbende Ibikus, und dieses Wort des unglücklichen Sängers hat für die Mörder einen solchen Schrecken, daß der bloße Anblick der Kraniche ihnen einen unbesonnenen Angstruf entlockt, der zur Entdeckung ihrer finstern That führt. —

Dieselbe Idee des Rächeramtes erscheint in der Legende vom heiligen Meinrad, dessen beide Raben die Mörder ihres Wohlthäters mit Geschrei und thätlichem Angriff unablässig verfolgen, bis die Ruchlosen der gerechten Strafe überantwortet werden.

Die Märchendichter verwenden den Vogel nicht nur als deus ex machina, der plötzlich als überirdische Erscheinung auftritt, spricht und handelt und dem traurigen Geschicke des Helden eine glückliche Perspective eröffnet, nicht nur als geheimnißvolles Wesen mit übernatürlichen Gaben, wie das sprechende Waldvögelein in den mystischen Erzählungen der Romantiker (Novalis), sondern sie verwirklichen auch nicht selten den kühnen Traum der Menschheit und lassen ihre Helden, mit Schwingen ausgestattet, die Wonne des geflügelten Daseins kosten, oder sie verwandeln dieselben — was ist dem Märchendichter nicht erlaubt? — in wirkliche Vögel und lassen sie über Länder und Meere fliegen und Abenteuer bestehen, welche dem schwerfälligen Gabelthiere nicht

möglich wären. Das Hauff'sche Märchen vom Kalifen Storch, der sich mit seinem Vezier in jenen Vogel verwandelte und dann das Zauberwort vergaß, welches ihm die menschliche Gestalt zurückgeben sollte — beschäftigt wohl jede Phantasie mit angenehmen Bildern.

Ein uraltes Märchen erzählt von dem Schwane, daß er in seiner Todesstunde einen seltsamen Gesang anstimme; wehmüthig klagend sei die Weise und die Töne würden immer sanfter, immer leiser, bis sie ganz schweigen und der sterbende Schwan im Wellengrab verschwindet. Die Hörer eines solchen Liedes aber seien wunderbar ergriffen von dem Gesang und erzählen, daß kein irdischer Klang jene Wohllautsfülle erreiche und keine Klage so zu süßer Wehmuth stimme, wie des sterbenden Schwanes Gesang.

Diese Sage verwendete man seither oft für ein poetisches Gleichniß. Das Schwanenlied des verstorbenen Poeten wurde mit besonderer Ehrfurcht und Liebe behandelt; die letzten Worte des dahingeschiedenen Sängers gelten als ein doppelt heiliges Vermächtniß; an der Pforte der Ewigkeit waren sie gesprochen und wie der Sterbende im letzten Augenblicke mit verschärften Sinnen ausgestattet ist, und wie sein Leben gleich einem Wandelbilde vor seinem inneren Gesicht erscheint: so gilt das letzte Wort des Sängers als der Schlußstein des Gebäudes, als die Quintessenz von dessen Lebensweisheit und Gemüthstiefe. — Und gleich dem Schwane im Märchen weist uns die Geschichte so manches Volk auf, von dem der Schwanengesang schon längst verklungen, dessen Cultur versunken und dessen Geistesfrüchte verloren oder vergessen sind. So verstummten die hellenischen Sänger, als nach Perikles innere Wirren die Kraft des Volkes lähmten, so sang Hafis den Schwanensang der morgenländischen Poesie, als barbarische Horden die kaum geschaffene Cultur zerstörten; doch das Schwanenlied der Dichtung wird nach des Dichters Worten wohl erst vom letzten Menschen gesungen werden.

In der Dichtung erscheinen die Vögel als allegorische Personen in den mannigfachsten Dichtungsformen. Schon in den ältesten Fabeln des Aesop treten sie als symbolische Personen auf, und wem fällt nicht an dieser Stelle der ungezogene Liebling der Grazien, Aristophanes, ein, welcher in dem Lustspiel „Die Vögel" seine Zeit und ihre Schwächen so unvergleichlich scharf geißelte? Aristophanes beweist in diesem Lustspiele zunächst sonnenklar, daß die Vögel viel älter sind als die Menschen, ja selbst als die unsterblichen Götter. Mit ätzendem Spotte macht er sich hiebei über Hesiods Theogonie lustig, indem er eine ähnliche den Chorführer der Vögel entwickeln läßt. Sobann verkünden die Vögel ihr Selbstlob mit folgenden Versen:

„Was es Schönes auf Erden und Großes gibt, das verdanken uns Alles die Menschen,
Wir verkünden die wechselnden Zeiten des Jahres, den Frühling, den Sommer, den Winter.
Der Kranich, er mahnt Euch zu säen im Herbst, wenn er krächzend nach Libien wandert,
Und der Seemann hängt sein Steuer alsdann in den Rauch, um auf's Ohr sich zu legen.
Kommt aber der Weih, so verkündet er Euch nach Winter die mildere Jahr'szeit,
Wo die Frühlingswolle den Schafen Ihr müßt abscheeren; die zwitschernde Schwalbe
Die erinnert Euch, jetzt zu vertrödeln den Pelz und ein sommerlich Röckchen zu kaufen;
Kurz, Ammon sind wir und Delphi für Euch und Dodona und Phöbus Apollon!
Wer beißt Euch die Mutter in's Bein und verheißt und bescheert Euch den Segen? — Der Storch ist's.
Gar Manchem entschlüpft vor Verwund'rung ein: „Ei!" und Ihr „höret ein Vögelein pfeifen".
„Das weiß nur der Geier!" bekennt Ihr, und geht Euch ein Licht auf, so sagt Ihr: „Es schwant mir."

Eine vorzügliche Nachbildung, jedoch ganz auf modernen Ideen fußend, liefert uns Goethe in dem gleichnamigen Lustspiele.

Der witzigste Franzose, Rabelais, hat in seinem satyrischen Gedichte „Pantagruel" die Vogel-Allegorie dazu benützt, um mit beispielloser Kühnheit Hierarchie und Papstthum zu geißeln. Als Beispiel diene Folgendes: „Nach überstandenen Fasten gab uns der Klausner einen Brief an Einen, den er Albian Hamar hieß, Editum und Sacristan des Läut-Eilands. Panurg nannte ihn Eselbumm; dieser versicherte uns, daß dies Eiland anfangs von den Siticinen bewohnt gewesen, die jedoch nach dem Naturlauf, wie denn Alles veränderlich, zu Vögeln wurden. Die Vögel, groß, schön, höflich, glatt, manierlich, zierlich, sahen fast aus wie unsere Leute zu Hause; sie aßen und tranken wie Menschen, schliefen wie Menschen und doch war kein Gedanke daran — meinte der Edituus, schwur aber, daß sie nichts weniger als profan, noch weltlich wären. Auch ihr Gefieder gab uns sehr stark zu rathen auf; denn etliche waren schneeweiß, andere rabenschwarz, noch andere aschgrau, wieder andere halb weiß, halb schwarz, andere hochroth, andere blau und weiß gestreift; es war eine Lust, sie anzuschauen. Die Männchen nannte er Pfäffling, Möchling, Priesterling, Aebtling, Bischling, Cardinling und den Papling, welcher einzig in seiner Art ist. Die Weibchen nannte er Pfäffinnen, Mönchinnen, Bischinnen, Cardininnen, Pappinnen.

Gleichwohl belehrte er uns, wie unter die Bienen die Hornissen stoßen, die nur Alles verderben und fressen, so führe auch nun seit 300 Jahren unter dieses muntere Vögelvölklein, man wüßte nicht wie es zuging, aller fünf Monate ein ganzer Schwarm von Duckmäuserling, die All' dieses Eiland rund herum versaut hätten: ein so unförmlich scheußliches Volk, daß Alles vor ihnen liefe; denn ach, sie hätten eitel krumme Hälse, Harpyien-Bäuch, rauhe Esau-Tatzen und Krallen und Stymphaliden-Aerß, und wäre nicht möglich sie auszurotten.

Nächstens werde wieder eine neue Art eintreffen, die Kapuzling benamset, und ein närrischer, hirntoller, abgeschmackter Volk sei auf dem ganzen Eiland nicht erhört. „Wohl", sprach Pantagruel, „hat Afrika von jeher immer die neuesten Mißgeburten erzeugt; aber da Ihr uns nun erläutert, wie Papling aus Cardinling, Cardinling aus Bischling, Bischling aus Priesterling und Priesterling aus Pfäffling wird, möchte ich wohl wissen, woher Euch diese Pfäffling kommen?" —

„Die Eltern ziehen den Kindern kurz und gut ein Hemd über's Kleid an, scheeren ihnen, ich weiß nicht, wie viel Haare vom Scheitel und machen sie unter Abbetung apotropäischer Sinnsprüchlein vor aller Welt und Aller Augen, handlich, großentheils sichtlich ohne Blessur und Schaden mittelst pythagorischer Seelenwanderung zu Vögeln, wie Ihr sie vor Euch seht." —

Nun begehrte Pantagruel inständiglich den Papling zu sehen; Edituus meinte aber, daß er sich nicht so leicht sehen ließe. — „Wie so," fragte Pantagruel, „trägt er etwa den Helm des Plato auf dem Kopfe oder den Ring des Giges an den Klauen oder ein Chamäleon auf der Brust, daß ihn die Welt nicht schauen kann?" —

Nach einer Viertelstunde kam Edituus zurück, anzeigend, daß jetzt Papling sichtbar wäre und führte uns dann ganz still und bucklings auf den Vogelbauer los, worin er in Gemeinschaft zweier kleiner Cardinling und sechs schmerbäuchiger Bischling kautzt. Panurg betrachtete sich seine Gestalt, Geberden, Mienen sehr aufmerksam, dann schrie er laut: „Der Henker hole das Beest; er sieht aus wie ein Wiedehopf!" „Um Gotteswillen, redet leise," sprach Edituus, „er hat Ohren". „Nun, die hat auch ein Wiedhopf," sprach

Panurg. — „Wo er Euch nur ein einziges Mal so blasphemiren und lästern hört, seid Ihr verloren, lieben Leute.“

Man sieht aus dieser Probe, daß man schon vor 400 Jahren versucht hat, mit der zersetzenden Lauge des Spottes und der Satyre gewisse Anmaßungen und Nichtigkeiten der Hierarchie unschädlich zu machen. Und damals war es ein Beispiel unerhörten Muthes, als Rabelais dies mit der ganzen Schärfe seiner satyrischen Feder unternahm. —

Wenn wir den mittelalterlichen Minnegesang durchblättern, so treffen wir als ständige Gäste des sangesfrohen Dichterwaldes Lerche und Nachtigall, Fink und Falke u. dergl. gefiedert Volk, und der liebliche Gesang, welcher die Waldvögel auszeichnet, gab dem Minnesänger willkommene Bilder zu seinen Liedern. Hoch in Ehren waren daher in den frühesten Zeiten die Singvögel, die den Preis Gottes sangen, und die Lerche, welche sich im Morgengrauen zum Himmel schwang und mit ihren schmetternden Jubeltönen dem Schöpfer gleichsam ein Danklied sang, galt den Menschen als Vorbild der genügsamen, frohen und dankbaren Creatur, während die Nachtigall mit ihren wehmüthig süßen Lauten der Minne Leid und Lust zu verkünden schien.

Von Walter von der Vogelweide, dem gottbegnadeten edlen Sänger weiß man, wie sehr er das kleine Sängervolk liebte und selbst seine Grabschrift spricht noch davon:

„Der Du die Vögel so gut, o Walter, zu weiden verstandest,
Blüthe des Wohllautes einst, der Minerva Mund, Du entschwandest.
Daß nun der himmlische Kranz Dir Redlichem werde beschieden:
Spreche doch, wer dies liest: Gott gönn' ihm den ewigen Frieden.“

Walter verordnete der Sage nach in seinem Testamente, daß man auf seinem Grabsteine den Vögeln Weizenkörner und Trank gebe und wie noch jetzt zu sehen, habe er in den Stein, unter welchem er begraben liegt, vier Löcher machen lassen zum täglichen Füttern der Vögel. Das Capitel des neuen Münsters aber habe dieses Vermächtniß für die Vögel in Semmeln verwandelt, welche an Walther's Jahrestag den Chorherren und nicht mehr den Vögeln gegeben werden sollten.

Die Nachtigall war die vielgepriesene Königin der holden Minne, und nicht nur die deutschen Minnesänger und die provençalischen Troubadours, sondern auch die Sänger des fernen Morgenlandes verkündeten ihr Lob; Hafis, der Korankundige, der Sänger des Weines und der Liebe, verherrlicht Bülbül und die Rose in hundert seiner lieblichsten Lieder.

„Nicht der Aar zu sein verlangt mich,
Der hinauf zur Sonne reißt,
Nachtigall Hafis vergöttert
Jene Rose, wie Du weißt.“

Jene Nachtigall und jene Rose haben ihren Siegeszug gehalten durch alle Länder; und in allen Zeiten, wo der Minne Preis von begeisterten Lippen strömte, galt die Rose als das Bild der hehren, makellosen Schönheit, die Nachtigall als die Verkörperung jenes dämonischen Feuers, jener verzehrenden Leidenschaft, die bald aufjauchzt in Jubel und Freude, bald in schluchzenden Tönen ein verlornes Paradies betrauert. — Diese rührende Geschichte hat Bülbül in Musik gesetzt und sie ist so wahr, so getreu, daß alle Menschen und alle Nationen diese Sprache verstanden. Und ob sie gleich seit Jahrtausenden dasselbe Lied singt, so werden die Menschen doch nicht müde, gerührt den schönen Tönen zu lauschen, zu denen Hafis so poetische Worte gefunden hat.

Die Nachtigall ist die traute Freundin der Liebenden und mahnende Zeugin der getauschten Schwüre. „Es war die Nachtigall und nicht die Lerche,“ sagt Julie in der Liebestragödie, da ihr die Lerche die ungebetene Verkünderin des Tages bedeutet.

Auch die ernste und speculative Betrachtung bedient sich des Vergleiches mit dem Vogel, als welcher mit Eigenschaften ausgestattet ist, die dem Geiste des Menschen analog sind. Der tiefsinnige Sadi spricht:

„Vernimm, o Mensch, du Käsig, beingeschnitzt,
In dem versperrt der Vogel „Seele“ sitzt:
Wenn dieser Vogel einst entweicht der Haft,
Reicht aus kein Streben, das zurück ihn schafft;
Die Welt ist ein Moment nur, mach' ihn gelten,
Denn der Moment gilt Weisen mehr als Welten.“

Der Geist des Menschen, der Gedanke, der sich über Ort und Zeit erhebt, wird von der Phantasie mit Schwingen ausgestattet:

„Die Wissenschaft kann nur mit der Vernunft gelingen,
Der Vogel ist Vernunft, die Wissenschaft die Schwingen,
Nur durch die Schwingen hebt der Flug sich in die Weite,
Doch ohne Vogel sind die Schwingen todte Beute.“

Die Vögel sind auch die glücklichsten und freiesten Creaturen. „Frei wie der Vogel in der Luft,“ sagt eine Redensart und der stolze Mensch fühlt sich recht klein, verglichen mit jenen frohen und freien Geschöpfen.

Der Fluch, durch welchen der Mensch aus dem Paradiese gejagt wurde, wird recht fühlbar und niederdrückend durch den Anblick der gefiederten Lieblinge des Schöpfers.

Während der Mensch im Schweiße seines Angesichtes der Scholle des Lebens Nothdurft abtrotzen muß, führt der Vogel ein freies, göttergleiches Dasein; er säet nicht und erntet nicht und sammelt nicht in die Scheuer; er ist an keinen Ort gebunden, und der Unbill des Winters weicht er aus durch die Reise in tropische Länder.

Ich glaube, als die Menschen aus dem Paradiese gejagt wurden, nahm ihnen Gott die Flügel weg und sie waren seither die elendesten Geschöpfe des Alls; die Flügel der Phantasie und des Geistes aber ließ er ihnen ungestutzt; doch so hoch sich auch der kühne Geistesflug erhebt und so sehr sich auch der Horizont des Wissens weitet, die Schwingkraft erlahmt und findet ihre Grenzen vor den neunmal versiegelten Pforten der Ewigkeit und vergebens schlägt sich der Geist die Flügel wund, um einen Blick zu thun in das geheimnißvolle Gebiet jenseits der Sinnenwelt.

Und so ist der göttliche Funke, der den Menschen weit über alles Lebende erhebt, ein Danaer-Geschenk, das den bevorzugtesten Geistern durch das Nachhängen der einen bangen Frage den Weg zur irdischen Glückseligkeit verrammelt. So schwingt sich der einsame Denker auf Adlerschwingen in schwindlichte Höhen, wo jeder Maßstab verschwindet, wo kein Halt mehr ist und Menschen und Dinge in nebelhafte Ferne entschwinden, während oben die grenzenlose Leere dem Frager entgegengähnt.

Freilich könnten uns auch hier die Vögel als Beispiel dienen. Ein anderes Glück ist es, als einsamer Aar im Aether zu schweben, entfernt von dem Getümmel der Welt, unnahbar dem wimmelnden Haufen auf der Scholle — und ein anderes Glück ist es wieder, der frommen Taube gleich in froher Geselligkeit die Tage zu verleben, die Gaben der Natur zu genießen, den Blick fein auf das Nächste zu beschränken und ein bescheidenes Glück zu finden in dem engen Rahmen, welchen das Geschick uns angewiesen.

Hätte der Mensch Flügel, so wäre morgen seine heißeste Sehnsucht, sich mit jenen Sphären bekannt zu machen, die in unmeßbarer Ferne durch den Aether rollen. Und wie heute seine Sehnsucht dahin geht, des Nordpols starre Regionen zu durchforschen, so würde ihn der Erfolg nicht einen Augenblick befriedigen und erst schüchtern, dann immer lauter würde ein weit verwegenerer Wunsch seine Phantasie beschäftigen. So wachsen die

Schwingen mit der Kraft und immer höher hebt sich der kühne Gedankenflug, dem schier **nichts** mehr unmöglich däucht. Der Menschheit gereichts zum Heile, der Einzelne ist wie ein gehetztes Wild und das Glück kann dort nicht wohnen, wo ewig neue Wünsche den Geist erregen. Darum verherrlicht Altmeister Goethe in dem Gedichte „Adler und Taube" die stille Selbstzufriedenheit:

„O Freund, das wahre Glück ist die Genügsamkeit,
Und die Genügsamkeit hat überall genug."

Ein vergessener „Hamlet".

Skizze aus einem steirischen Künstlerleben von **Ernst Keiler.**

Es war an einem freundlichen Octobertage des Jahres 1760, als es auf dem weiten, von hohen, altersgrauen Giebelhäusern begrenzten Marktplatze der krainerischen Hauptstadt **Laibach** gar bunt und lustig zuging. Die Sonne lächelte so freundlich herab auf das heitere Durcheinander, welches sich eben jetzt in den ersten Vormittagsstunden hier breit machte und der ganzen Scenerie ringsum ein weit anderes, verschiedenartiges Gepräge aufdrückte und gab, als dies sonst immer der Fall war. Namentlich die liebe tolle Jugend aus den nahen Gassen zeigte sich so vielgeschäftig und thätig und bot sich den hantirenden Arbeitsleuten mit jenem großen, nimmermüden Eifer zu allen kleinen Zureichungen und Hilfeleistungen an, den eben Kinder jederzeit bei derlei öffentlichen Gelegenheiten so gerne und dienstbeflissen zur Schau tragen. Aber es galt da auch zur Stunde und zur Stelle nichts Geringeres zu schaffen, als jenen lustigen, leichtconstruirten Bau, welcher einer flotten, ewig heiteren Truppe von Gauklern und Seiltänzern für ihre künstlerischen Productionen als Schauplatz dienen sollte. Der Principal, der etwas fadenscheinig, aber dessenungeachtet doch mit dem ganzen Stolze hehrer Künstlergröße sich präsentirenden Gesellschaft von Artisten des diversesten Calibers, er legte selbst, als sein erster, fleißigster und rastlosester Gehilfe Hand an und hämmerte und klopfte, daß es eine wahre Lust für den schreienden und lärmenden Troß von Knirpsen und Rangen war, die sich jetzt schon im Geiste an dem kommenden feenhaften Schauspiele ergötzten.

Auch Madame, des Principals erste Darstellerin und stets getreue Gattin, verfehlte nicht, die alten Leinentücher und die vom Zahne der Zeit arg mitgenommenen Vorhänge einer strengen Durchsicht zu unterziehen und sodann, da diese wieder in einen leiblichen Stand gebracht waren, an Stelle einer die Außenwelt gegen all' die blendenden Productionen für abschließenden Wand zu befestigen und an die festgerammten Holzsäulen anzunesteln. Der umfangreichen und ein wenig apart aufgeputzten Patronin stand ein ungefähr zehnjähriges Mädchen im kurzen, bunten, flatternden Kleidchen, zur Seite und zeigte sich in allerlei kleinen Arbeiten recht geschäftig, während ein Bürschlein von fünfzehn Jahren etwa, in ein recht tristes Röckchen und Höschen gesteckt, ab- und zutragen mußte, wie es eben dem gestrengen Chef der Truppe zu commandiren einfiel. Auf einigen, zu Füßen eines großen Reisewagens, stehenden Kisten und Koffern hatte ein junges Pärchen Platz genommen, das halb im civilen bürgerlichen Kleide, halb aber schon in jener bekannten Maskerade-Tracht sich dem Beschauer darbot, die wir an derlei Kunstgrößen

ja längst schon zu sehen gewohnt sind. Sie thaten sich miteinander eben gütlich an einem tüchtigen Stück schwarzen Brodes und löschten in vollen Zügen aus einem irdenen Krüglein, das ihnen über Begehr rasch einer der umherstehenden fremden Jungen gar devotest herbeigebracht und überreicht hatte, den Durst... Und wenige Stunden später war der bescheidene Bau, der ihr künstlerisches Wirken hierorts umschließen sollte, beendet und nach einem frugalen Mahle, das der Principal in einer Anwandlung von Großmuth und in Erwartung der fetten Cassenerfolge, die ihm entgegenglänzten, auftischte, schritt man zur Ausstattung des inneren Raumes selbst....

In dem hochaufgethürmten Reisewagen aber saß in einer Art Kammer unser vorhin erwähntes Bürschchen an einem recht wankelmüthigen Tische und malte in großen, breiten, schön gemalten Buchstaben an den mächtigen Zetteln, welche die Bestimmung hatten, von den Straßenecken her der Bevölkerung die Ankunft der berühmten Künstlertruppe zu vermelden. Und als er sich da abmühte, diese Buchstaben mit recht verschlungenen, in die Augen springenden Arabesken zu umgeben, aus denen seiner lebhaften Phantasie zuweilen die seltsamsten und abenteuerlichsten Gestalten und Figuren erstanden, herauslächelten und entgegenglotzten, da flogen seine Gedanken wohl auch nicht selten weit fort in die Ferne, nach dem Heim seiner Eltern, nach dem steierischen Graz, und auch in die Stube jenes Baders, bei dem es ihm in der Lehre nicht zum allerbesten erging. Und dann kam ihm wohl auch die bittere Zeit in den Sinn, da er, freilich mit seines Vaters Bewilligung, dem croatischen Officier nach dessen Heimat folgte, der ihn aber, den armen, schwächlichen Knaben, mehr wie einen Leibeigenen und Sklaven, denn als ein zwölfjähriges, hilfloses und gescheidtes Bürschlein behandelte.. Er gedachte der bösen, oft recht schlimmen Tage, wo er, dem allzustrengen Officier entlaufen, umherirrte in den Landen, im Gebirge, bis er bei den freundlichen Mönchen eines einsamen Klosters Unterkunft und Zuflucht fand... Aber auch hier bei den ernsten, stillen Brüdern behagte es dem aufgeweckten, frischen, von einem regen Geiste beseelten Burschen nicht und, die günstige Gelegenheit erspähend, entfloh er den ehrsamen Patres, die ihn doch so gerne für immer bei sich behalten wollten.

Und wieder nach langem Umherirren, in welcher Zeit Musje Schmalhans Küchenmeister des Jungen, des armen Hans Franz Hieronymus war, hatte er die Gauklertruppe gefunden, die ihn aufnahm, welcher er nunmehr diente, und bei der es ihm auch recht wohl behagte. Freilich gab es da Arbeit jeder Art und Sorte, und bald hieß es, wie jetzt eben, Zettel schreiben und sie auch an den Häuserecken des Marktes und der Gassen ankleben, dieselben den Honoratioren der Stadt oder des Oertchens, wo es eben eine Production gab, ehrfurchtsvoll überreichen, die Vorstellungen draußen in den Straßen austrommeln, dann rasch den Zuschauerraum in geeigneten Stand setzen, die etwas melancholisch flackernden Unschlittlichter oder die kleinen rußigen Oelflämmchen putzen und schließlich noch selbst als Artist mitthun nach besten Kräften... Und wie wenig unserm kleinen B r o c k m a n n — denn dies war sein und seiner Eltern rechtmäßiger, ehrlicher Name — auch all' die verschiedene, bunt durcheinander gewürfelte Arbeit, die er zu leisten hatte, behagen wollte, alles Ungemach, alle Verdrießlichkeit, alle Mühsal und alle Noth hatte er ja vergessen, ganz und gar, wenn er droben stehen durfte auf der lustigen Bretterbühne, vor dem freilich meist so geringen Auditorium, und mit Händen und Füßen, Armen und Beinen agiren konnte, wenn sein

Mund hinabrufen durfte in gewaltiger Rede zu dem kleinen Volke, das wie in andachtsvoller Hingebung auf jedes seiner Worte lauschte. Und gar wenn er eine recht zündende Rede vom Stapel lassen durfte, die schmutzigen Rangen unten ihm für einen derben Spaß ihren weithin schallenden Tribut zollten und er wieder und wieder hervortreten mußte, um sich zu verbeugen, da glänzten dann seine freundlichen klugen Augen, das Herz pochte ihm nicht wenig, und er fühlte sich so glücklich und stolz zugleich. Und wenn er auch wußte, daß es nach der Vorstellung, vor dem Schlafengehen, kaum ein winziges, recht zart geschnittenes Stückchen Brod gab von Seite des Principals, der ja selbst mit den Seinen oft nicht viel mehr zu nagen und zu beißen hatte, wenn ihm auch die ganze Misère seines Lebens so recht deutlich und ausgeprägt vor den Augen stand, er fühlte sich doch tiefinnerlich so recht beglückt und pries sein Schicksal, das ihn nach langen Irrfahrten zu jener Truppe führte.

Aber nicht selten wieder berief nach beendeter Komödie die eine oder andere der Zuschauerinnen, vielleicht eine dralle Schenkwirthin, die den Burschen liebgewonnen hatte und ihm heimlich einen guten Bissen zustecken wollte, oder sonst eine bürgerliche Madame aus der Vorstadt draußen unseren Künstler und lud ihn zu einem kleinen Mahle, bei dem er sich dann wohl wie ein Lucull dünkte und im Stillen der Kunst dankte, die allein ihm ja solche Auszeichnung zu verschaffen in der Lage sei.

Eines Abends — in der letzten Stunde war der erste und einzige Artist des Patrons recht krank geworden, so daß ihm ein Spielen unmöglich ward — da mußte denn unser Hans, nur um die Vorstellung zu ermöglichen, die Rolle des so plötzlich Erkrankten übernehmen. Es war eine große Partie und ein Anderer, auch der Principal selbst, hätte sie nimmer agiren können; aber Hans wußte ja stets, schon von dem Abschreiben der Stücke her, die Rollen aller einzelnen Personen aus freiem Gedächtnisse zu peroriren und bat jetzt den Impresario so recht eindringlich, ihm diese schöne und so dankbare Figur anzuvertrauen, die er auch auf das Beste durchführen wolle. Und der junge Mime hatte sein Wort auch auf das Glänzendste eingelöst und erntete keinen geringen Beifall für seine wackere Leistung.

„Höre, Hans," begann an jenem schwerwiegenden Abende der Patron und seine Augen leuchteten, da er die diesmal so fette Cassa revidirt und eingehend controlirt hatte, „höre, mein Junge, Du hast heute Deinen Mann gestellt, Deinem Principal unnennbare Freude, Dir selbst alle Ehre gemacht! Höre, mein Sohn, wir Künstler vom Fach, Du darfst mir's glauben, wir von der alten Garde, wir verstehen uns darauf und wissen, was an Einem daran ist. Mein' Seel', Du bist nicht für unsere Krippe da geschaffen, Du wirst nicht ewig und bis zum letzten Trumpf hier gaukeln und dem großen unverständigen Pack da unten etwa Deine besten Stücke vor die Füße werfen; nein, ich, ein alter Fuchs, aber ein Künstler, dem es freilich leider nie so recht glücken sollte, ich sage es Dir und Du darfst mir's glauben!.. Oft noch in späten Jahren wirst Du an den alten Rosko denken, wenn er nicht mehr sein wird, und Du, kleiner Kerl, vielleicht auf anderen Brettern mimst, als auf denen einer solchen Schmiere... Aber laß Dich's nicht gereuen, daß Du in unserer Truppe einmal mitgethan hast; der göttliche Funke, wenn er kommen soll, wird auch in der Bude des Rosko über Dich kommen und — mein Seel' — er ist schon über Dich gekommen, Brockmann, er ist schon gekommen!.."

Und dem graugelockten Gaukler standen jetzt die hellen Thränen in

den Augen und es war nicht anders, als ob selbst über ihm und über seinem ganzen, gewiß verfehlten Leben ein Lichtstrahl jenes Genius erglühe, der dem jungen Burschen aufgelodert zu sein schien.

In den kleinen Künstler aber war an jenem Abende eine höhere Weihe gedrungen; von Tag zu Tag, oder besser von Abend zu Abend — denn Tags über hieß es wie vor und eh in allen möglichen Arbeiten hantieren — schien ihn jener märchenhafte Geist immer mehr und mehr zu erfassen, zu erfüllen, zu beleben und zu leiten, und selbst in der geringsten, unscheinbarsten Gestalt lag jetzt ein Etwas an genialer Kraft, das selbst die simpeln Zuschauer in den Märkten und in den Dörfern, durch welche das Geschick den Wanderzug der Truppe lenkte, tief bewegte und ergriff.

Manchen Monat noch war unser Brockmann so gezogen mit der Truppe des Principals; durch's Krainerland nach Kärnten hin ging die Fahrt und überall setzte es nunmehr, des beliebten Jünglings, des prächtigen Spielers wegen, saftigere Einnahmen denn zuvor. Doch, mit einemmale sollte es nun mit all' der Herrlichkeit des jüngst erstandenen Helden soviel wie zu Ende sein; all' sein berauschendes Träumen, sein kühnstes Planen sollte in ein Nichts zerfließen. Es war in dem kleinen, freundlichen Oertchen Arnoldstein im schönen Kärnten, am Fuße der mächtigen Höhe, welche der stolze Klosterbau, einem feudalen Schlosse ähnlich, krönte.

Längst schon hatte Entbehrung und Alter und auch ein wenig der strenge Winter dem guten Rosko eine Wunde geschlagen, an der er selbst noch in den milderen Tagen des Frühlings zu leiden hatte. Auf den Schultern des jungen, begeisterten Mimen ruhte die ganze Last der Sorge, auf dem kaum sechzehnjährigen Bürschchen lag das ganze Heil der Bude des Schwerkranken. Bald spielte der arme Principal sein letztes Spiel, die letzte Rolle, und das letzte Wort, das er sprach, es galt den Seinen und in prophetischer Weise seinem einzigen und besten Gaukler, dem noch knabenhaften Jüngling, dem kleinen Roscius Johann Franz Hieronymus **Brockmann**.

Mit dem Tode des Patrons war die Rosko'sche Bande entzwei gegangen; Madame wanderte mit ihrem Töchterlein der böhmischen Heimat zu und unser junger Künstler stand mit seinen kühnsten Gedanken und Hoffnungen allein und verlassen auf dem Boden eines fremden Landes. Weit und breit in der Runde wußte man nichts von einer ähnlichen Truppe, bei der Brockmann etwa hätte Aufnahme finden können. Der lustige Musentempel war eines schönen, sonnengoldenen Frühlingstages abgebrochen und der Thespiskarren rollte dahin, die stille Ortsgasse entlang, um alsbald dem thränenfeuchten Blicke des Jüngers für immer zu entschwinden. Obgleich die gutherzigen Mönche von Arnoldstein demselben eine recht leidliche Unterkunft gewährten, ihm die Stelle eines Schreibers in ihrer Oekonomie-Verwaltung überwiesen und er just eben Ursache haben konnte, mit seinem Lose und dem glücklichen Ausgange der fatalen Katastrophe nicht unzufrieden zu sein, so waren es doch, leicht erklärlich, stets andere Bilder, andere Ideen und andere Stimmungen, die ihn bewegten und erfüllten und ihm so den ruhigen, stillen Posten eines Kloster-Schreiberleins ganz und gar vergällten.

In der Hauptstadt des Kärntnerlandes, in Klagenfurt, hatte nunmehr, im Frühlinge des Jahres 1762, die Bodenburg'sche Theatergesellschaft Posto gefaßt und bei derselben finden wir jetzt auch wieder unseren, von neuen Plänen und neuen Hoffnungen bewegten und erregten Kunstnovizen wieder. Da auch diese Truppe kein stabiles Heim besaß, sondern laut ihrem ausgedehnten Privilegium befugt war, in

allen größeren Orten der innerösterreichischen Lande, ja selbst in Croatien, in Ungarn, in Siebenbürgen, sogar in der stolzen Hafenstadt Triest zeitweilig ihr Zelt aufzuschlagen und zu mimen, so ward dem ungezähmten Wandertriebe des jungen Brockmann hiedurch volles Genügen; denn nicht weniger als drei Jahre währte die lustige und unter günstigen Verhältnissen vor sich gehende Fahrt und Wanderschaft. Hier war es, wo das Herz des Jüngers ernstlich erwachte; war doch die Neigung und Liebe, die Johann für des alten Rosko zierliches Mädchen, für das Kind des Gauklers fühlte, längst schon entschwunden und, einem flüchtigen Nebelbilde gleich, verlöscht. Die blauäugige, blonde Marie, das talentirte Töchterchen der Directrice Bodenburg, selbst eine lebhafte und wackere Schauspielerin, hatte sich von dem kaum zwanzigjährigen Manne so lange und so viel, und so herzlich und so natürlich in zahllosen Komödien den Hof machen, und Herz und Hand schenken lassen, daß es schließlih damit in aller Form Rechtens Ernst wurde und er sie heimführte vom Altare. In jene Zeit nun, in den Hermannstädter Aufenthalt der Gesellschaft, fiel Brockmann's günstiger Stern; dort war es, wo ihm zum zweitenmale sozusagen das Glück, der gute Genius, der ihn begünstigte, hold war.

Graf Bruckenthal, der kunstsinnige Gouverneur von Siebenbürgen, jenes herrlichen Landes, das so viele treue, biedere Deutsche, so viele mannhafte, edle „Schwaben“ birgt und herbergt, war es, der in unserem hoffnungsvollen, jungen Künstler die erwachende Größe wahrnahm und denselben dem eben anwesenden Director der Wiener Hofbühne, des Hof- und Nationaltheaters der Kaiserstadt an der Donau, auf das Wärmste empfahl. Auch Graf Durazzo erkannte sofort in dem wohlgestalteten, feinen, begeisterungsvoll seiner Kunst obliegenden Mimen eine vielversprechende Kraft, die der besten deutschen Bühne erworben werden mußte. Aber der Erfolg in Wien entsprach keineswegs den hohen Erwartungen, welche man sich von dem Spiele Brockmann's dort gemacht hatte. Vielleicht war die Rolle, welche man dem Debutanten gab, nicht so ganz für seine Individualität, für sein Ich und Wesen geschaffen, vielleicht waren andere Factoren und momentane Einflüsse maßgebend, genug, der Künstler konnte nicht so recht durchdringen und wurde nahezu gar nicht bemerkt.

Und wieder finden wir ihn auf der Wanderfahrt; diesmal in Deutschland, draußen im „Reiche“. Bald bringt sein Name von Stadt zu Stadt, eilt dem Träger desselben voraus von Bühne zu Bühne, von Publikum zu Publikum, dessen auserlesener, erkorener Liebling er überall ist und wird. Da ruft ihn der allgewaltige Schröder in Hamburg, der Vater und Meister einer Pflanzstätte des deutschen Theaters. Wie sich der junge Brockmann nunmehr auf das eingehendste und fleißigste Studium der hervorragendsten Partien verlegte, so begann er da auch mit allem Eifer die englische Sprache, die englischen Dramen zu studiren, zu üben, er suchte die Gesellschaft der höheren socialen Schichten der Hamburger Welt auf, um sich den feinen Ton, den eleganten Anstand, edle Tournure und die Noblesse der großen Stände anzueignen.

Wie lauschte das ganze, gedrängt volle Haus dann stets seinen geistig durchgearbeiteten, prächtigen, fein und liebenswürdig ausgepinselten Figuren; aber sicherlich war keine von ihnen allen so fascinirend, so ergreifend in ihrer eigenartigen Ruhe, in ihrer fiebrisch-erregten Leidenschaft, in ihrer geistdurchwehten Größe, die stets zu wachsen und sich zu erhöhen schien, die alle Nerven und alles Fühlen erfaßte — als diejenige seines Dänenprinzen, als die H a m l e t s...

In den Logen und oben im Elysium, in den ersten wie in den letzten

Reihen des Parquets, allüberall pochten dem Darsteller des Philosophen von Helsingoer die Herzen entgegen, wenn die interessante, in die düstere Farbe der Trauer gewandete Gestalt Brockmann's, den unvergeßlichen Monolog: „Sein oder Nichtsein" auf den bleichen Lippen, näher trat. Da regte sich kein Athemzug im ganzen Auditorium; es glühten nur alle Augen und trunken fast sog das Ohr den schmelzenden Wohllaut der geflüsterten Worte oder wieder den dröhnenden Donnerschall des in erregter Gluth dahingeschmetterten Grollens und leidenschaftsvollen Stürmens ein.

Schröder und Iffland und Eckhof, die drei glänzendsten Sterne am damaligen Himmel der deutschen Bühne, sie schwanden nahezu dahin, sie versanken fast vor dem aufsteigenden Meteor, das sich Brockmann nannte. Nicht selten dann, wenn die Wogen der Leidenschaft unseren Künstler auf den heißen Brettern höher und höher emportrugen, wenn sich ihm die Welt um ihn in erdentrückter Weise gab und er nur auf den Fittigen seiner Kunst zu leben schien, erstand ihm dann wohl das Bild jenes alten prophetischen Gauklers, jenes ersten Principals Roska, der ihm im Geiste eine glänzende Zukunft erschloß, aber immer noch nicht so glänzend, als sie sich dem armen Jungen später in Wahrheit erfüllte.

Und neidlos sahen jene großen Künstler auf ihren Mitstrebenden, auf Brockmann, der sie, wenn auch nicht verdrängte, aber doch immerhin mit ihren früher so sehr gefeierten Leistungen einigermaßen in den Hintergrund stellte. Iffland nannte unseren Helden nicht anders als die „personificirte Wahrheit", und wenn er Brockmann's vollendeten Oberförster in seinem Schauspiele „Die Jäger" sehen konnte, da lebte der selbst so bedeutende Künstler wie neu auf und fiel dem guten, noch so jugendlichen Johann Franz Hieronymus in auflodernder Begeisterung und Wärme an die Brust, ihm aus tiefstem Herzen für die prächtige Leistung dankend. „Du, Schröder," ließ sich Iffland einmal zu diesem vernehmen, als sie Beide über das neuaufsteigende Gestirn sprachen, „Du und unser wackerer Fleck möget Brockmann vielleicht im Feuer der Begeisterung und in der Gewalt der Leidenschaft übertreffen; aber, nimm mir doch die Aufrichtigkeit nicht übel, in der Zartheit des Ausdrucks, in der Liebenswürdigkeit und Wahrheit der Empfindung, da übertrifft er Euch Beide!..."

Daß den jungen, kaum mehr als sechsundzwanzigjährigen Heldenspieler auch ein wenig und zwar ein wenig stark mitunter, die Eitelkeit plagte, erscheint fast wie gerechtfertigt, wie gestattet, wenn wir uns eben die kolossalen Erfolge vor Augen halten, die er in so rascher Zeit erreichte. Aber er hatte diese Eitelkeit in einem Punkte sehr schwer zu büßen. Schon von seinem fünfundzwanzigsten Lebensjahre an war er bemüssigt, sich einer Perrücke zu bedienen; er hatte sein Kopfhaar nämlich ganz und vollständig verloren in Folge einer Procedur, die er, um dasselbe stets glänzend erscheinen zu lassen, unaufhörlich anwandte. Er bestreute nämlich seine Locken mit feingestoßenem Spiegelglase, um damit sein ohnehin angenehmes und gefälliges Aeußere noch zu heben.

Wie viele bedeutende Künstler hatte auch Brockmann die eigenartige Schwäche, eine Gleichgiltigkeit gegen die öffentliche Stimme, welche seine Leistungen in den Zeitschriften und Journalen beurtheilte, zu affectiren, die er durchaus nicht besaß. Man konnte es aus seinem Munde oft genug hören, daß es ihm ganz gleichgiltig und einerlei sei, wie ihn die Kritik bespreche. „Ich besitze die Neigung und Liebe des Publikums, dies geht mir doch über Alles, und jedes vereinzelte Lob oder jeder einzelne Tadel läßt mich vollständig kalt," äußerte

sich der nunmehr an der Wiener Hofbühne mit der für die damalige Zeit sehr hohen Gage von 2000 fl. engagirte Mime nicht selten. Aber ein kleiner Vorfall, der dann auch so ziemlich die Runde in der Residenz machte, strafte ihn später Lügen. Auf einem Spaziergange um die Stadt verlor B. 200 fl. in Papiergeld. Er machte den Verlust in den Journalen bekannt und fand sich bemüssigt, die betreffende Annonce folgendermaßen abzufassen: „Es sind 200 fl. Bancozettel verloren gegangen; sie lagen in einem Hefte des Wiener Theater-Journals, herausgegeben von Wallishauser…" Ein ehrlicher Finder, der Schriftsteller Schwaldopler, fand Heft und Geld und erzählte, daß in ersterem eine Kritik über Kotzebue's damals neues Stück „Hussiten vor Naumburg" enthalten war, in der auch einige belobende Worte über Brockmann's Viertelmeister Wolf, den er darin gespielt hatte, standen. Aber der Künstler mußte über die Kürze der Besprechung seiner Leistung unzufrieden sein, denn er hatte an den Rand des Blattes geschrieben: „Der Recensent hätte wohl mehr über mich schreiben können. Lieber Dauer, sprechen Sie doch gelegentlich mit ihm…"

Hofschauspieler Dauer verschaffte nämlich seinem Collegen immer auf heimlichem Wege die Wiener Theaterkritiken, wie ja ein ähnlicher Vorgang selbst heute noch mitunter vorkommen soll.

Noch heute befindet sich in einem der Gemächer, welche aus der Kaiserburg nach dem Hoftheater führen, das von J. Lange 1788 trefflich gemalte Portrait unseres Künstlers, das der ausgezeichnete Kupferstecher F. Ruschewey 1805 meisterhaft gestochen hat. Aus den sympathischen freundlichen Zügen des auch als Mensch allgemeine Achtung genießenden Meisters spricht uns soviel treuherzige Natürlichkeit, soviel Bonhomie, soviel Ehrlichkeit an, daß wir es nur erklärlich finden, wenn es von ihm heißt, daß er in den besten Kreisen der Metropole ein gesuchter und gern gesehener Gast war. Die besten Schriftsteller seiner Zeit schrieben über ihn und seine bald köstlich jovialen und feinkomischen, bald wieder pathetischen großen Figuren und der humorvolle, ewig heitere Castelli, bekanntlich eine literarische Specialität jener Tage, feierte den Helden in einer charmanten „Lebensskizze", die er demselben widmete. „Keine Aufgabe," meint der Autor darin, „ist unserem B. zu hoch, keine Rolle zu schwierig, sein Vortrag und seine Auffassung gewinnen selbst dem Inhaltslosesten eine nie geahnte Bedeutung ab." Heute spielte er einen komischen, morgen einen Heldenvater und beide mit gleich günstigem Erfolge. Den Tancred, den Orest, den Prinzen in „Emilie Galotti", den Essex in dem aus dem Englischen übersetzten „Gunst der Fürsten", Lear und eine große Reihe anderer bedeutsamer Partien brachte er mit gleicher Vollendung. Aber Brockmann's „Hamlet", heute vergessen — da jene Generation, die das Urbild gesehen, mit ihm entschwunden ist — bildete doch die Perle aller seiner Schöpfungen, war zu jener Zeit das Tagesgespräch der Journalistik und der socialen Welt, der immer wieder von Neuem verwerthete Stoff der zahlreichen, auf der Tagesordnung befindlichen Almanache. Am 12. April 1812 schloß der Künstler sein reichbewegtes Leben und Wien und Deutschland betrauerten den unersetzlichen Verlust, den die deutsche Bühne erlitten hatte. Leider wird auch an ihm das Dichterwort zur bitteren Wahrheit, das da so schön sagt: „Dem Mimen flicht die Nachwelt keine Kränze!" und nur aus den alten Schriften der Bibliotheken wird den kommenden Geschlechtern entgegen glänzen der einst so gefeierte Künstlername des in der schönen, gartengleichen Capitale Steiermarks, im Glockenthurm auf dem Schloßberge geborenen Mimen Johann Franz Hieronymus Brockmann!….

Das Kaiserschloß an der Adria.

Von Otto Ritter von Leitgeb.

Wenn man vom schönen Oesterreich mit der Bahn südwärts gefahren ist durch die liebliche Steiermark und Krain, dann überrascht uns die allmälige Verödung der Natur nicht wenig, sobald man, Adelsberg mit seiner berühmten Grotte verlassend, den Karstboden des Küstenlandes betritt. Stein und wieder Stein, links und rechts weiße Kalkfelsen, von denen das Sonnenlicht, grell zurückgeworfen, das Auge des Reisenden blendet. Oft ist der Weg für das Geleise mühsam aus dem Stein gehauen, oder er läuft durch schattenloses mit verbranntem, kargem Grase überdecktes, mit reichlichem Gestein durchsprengtes, unerquickliches Wiesenland, auf dem nur hin und wieder eine geringe Herde, dem Geleise nahe, nach kargem Futter weidet, um entsetzt auseinanderzustieben, wenn das dampfende, feuerspeiende Ungeheuer heranbraust.

In Nabresina, einem kleinen, unbedeutenden Orte mitten im ärgsten Karstgebiete, gabelt sich die Strecke; der eine Zweig geht nordwestlich an die Grenze des sonnigen Hesperien's, der man gar nicht ferne ist, der andere, bei weitem kürzere, biegt südlich nach Triest, dem Emporium des österreichischen Seehandels.

Gespannt wartet der Reisende aus dem Binnenlande auf den Augenblick, wo die kahlen, einförmig grauen Felswände, die streckenweise jede Aussicht benehmen, zurücktreten sollen und das Meer dem Blick erschließen. Bald biegt nun auch der Zug in rascher Wendung um die letzte Schranke, die uns den lang erwarteten Anblick verschloß und — da liegt sie, die heilige Fluth! — Weit hinaus, so weit das Auge reicht, reicht auch die schimmernde Fläche, die ein leichter Wind in weißlichen Schaum kräuselt, und über welche die Sonne im Zickzack ihren goldigen Strahl flimmern läßt. Weiße Segel, größer oder kleiner, ziehen näher dem Lande oder weiter draußen an uns vorüber, und zu den Fischerorten, die am Strande liegen, kehren Fischerbarken, einzeln oder in Gruppen, vom Fange heim. Das Auge gleitet den Saum des Meeres entlang, da fesselt bald, zur Linken dort, ein leichter, gefälliger Bau, dessen Zinken und Thürme, wie aus den Wellen empor, frei in's Blau des Himmels hinaufstreben, unsere Aufmerksamkeit. Es ist Miramar, das Tusculum weiland des Kaisers Maximilian von Mexiko, das sich der hochherzige, für das Schöne stets begeisterte Fürst hier an den Strand seines geliebten Meeres hingebaut, gleichsam auf den Wellen abgerungenen Grund und Boden, um da dem Schlage der Wogen zu lauschen und, fern dem Getümmel der Welt, dem Zuge seines Herzens folgend, der idyllischen Ruhe zu genießen. Wer ahnte, daß sein Traum des Glückes so kurz dauern würde?

Derartige Gedanken beschäftigten auch mich, als ich an einem jener klaren, durchsichtigen, wolkenlosen Herbstabende dem Meere zufuhr und, mich zum Coupéfenster hinauslehnend, auf den schlanken und doch kräftigen Thurmbau hinabblickte, der zwischen weiten Parkanlagen vom meerumbrandeten Fels aufragt. Näher und näher rückte auch die dahinter schon hervor-

tretende Stadt, die, wunderschön am Triester Busen gelegen, mit ihrer weiten Rhede, den schönen, neuen Hafenbauten, den vielen Dampfern, Segelschiffen, großen und kleinen Fahrzeugen, mit den zahlreichen auf den umliegenden Hügeln zerstreuten Landhäusern und Villen, und den hervorragenden Bauten einen malerischen Anblick gewährt. Ich kannte das schöne Bild wohl, hatte ich es doch so oft schon gesehen, um mich immer wieder von Neuem daran zu erfreuen, diesmal aber galt mein Besuch nicht der stolzen Handelsherrin an der Adria, sondern jenem träumerisch schönen Schlosse, das dort auf's blinkende Meer schaut.

Am nächsten Morgen fand mich die aufgehende Sonne bereits munter und ihr Erwachen bewundernd. Ueber Quai und Stadt wehte ein leichter, kühler Hauch; die Wimpel der vielen Schiffe flatterten lustig und im Hafen regte sich schon geschäftiges Treiben, als ich an die „Riva" eilte, um ein Boot zu dingen, das mich nach Miramar hinausführen sollte. Der frische, schöne Morgen verlockte mich leicht, die Fahrt über die See dem Landwege vorzuziehen; bald hatte ich denn auch einen alten Barcarolen gefunden, ward rasch mit ihm handelseinig, und saß im Hintergrunde des leichten, schmucken Fahrzeuges, das behende zum Hafen hinausglitt.

Der Alte zog ein kleines Segel auf, richtete es gegen den Wind und setzte sich dann, sein kurzes Pfeifchen schmauchend, mir gegenüber. Ich bemerkte, wie er mich öfter unschlüssig ansah, endlich aber schien er sich doch gehörig gefaßt zu haben: „War der Herr noch nie hier in Triest?"

„In Triest wohl," antwortete ich, „aber Miramar habe ich noch nicht angesehen."

„Ah, das wird Ihnen sehr gefallen. Es ist unser Schönstes hier," sagte der Alte enthusiastisch, „wir sind aber auch stolz darauf und lieben es. Jeder Triester liebt es, Herr, und wir haben ja auch ihn geliebt, den „povero Massimiliano", wir waren ja seine Kinder."

Und damit war der Alte offenbar auf sein Lieblingsthema gerathen, denn nun erzählte er mir mit Selbstgefühl und in froher Erinnerung, daß er auch unter dem verewigten Kaiser gedient, als derselbe noch Obercommandant der Marine war, und daß er auch damals mit nach dem Unglückslande hinüber sei, wo jene gleißende Kaiserkrone so verhängnißvoll werden sollte; wie gut und großherzig der „principe" war und wie alle ihn liebten und alle ihn beweinten. —

Voll Interesse lauschte ich der Erzählung des Alten, der sich ganz in die vergangenen Zeiten zurückversetzt hatte und lebhaft und eifrig davon sprach. Endlich kamen wir, nach verhältnißmäßig rascher Fahrt, an den Landvorsprung, auf dem sich das Schloß erhebt, umfuhren denselben und legten im kleinen Hafen an der Treppe an, von wo aus der Kaiser damals zur Fregatte hinüberfuhr, die ihn mit sich nehmen sollte, und wo er Abschied nahm von seinem eben geschaffenen idyllischen Heim, von seinem geliebten Oesterreich. —

Eine Treppe, die vom Meere emporführt, läßt uns zu der mit Balustraden umgebenen Steinterrasse gelangen, von wo aus man die Parkseite des Schlosses sieht, während die zwei vorderen Fronten der offenen See zugekehrt sind. Die Tracte sind ohne bestimmte Grundform aneinandergebaut, in edlen Formen gehalten, kräftig, doch geschmeidig und gefällig; vorne erhebt sich ein viereckiger Thurm als Lugaus und trägt auf seiner Plattform eine hohe Fahnenstange, von der sonst wohl das kaiserliche Banner wehte.

Mit Staunen sieht man sich nun wie in orientalische Gärten versetzt. Riesige Agaven, Magnolien, Lorbeerbäume, Rosenbüsche von ungewöhn-

lichem Umfange bedecken die Anlagen, und fast könnte man sich einbilden, viel, viel südlicher unter tropischer Sonne, unter Palmen zu lustwandeln.

Ich wandte meine Schritte zuerst in den Park, der vom Strande aus sich weit hinaufzieht, fast bis an den Schienenweg. Da decken bald dichte, undurchdringliche Hecken die breiten Wiesen mit dichtem Schatten, bald öffnet sich das Dickicht und der Blick schwelgt auf blumenumkleideten Flächen, wo die Fontainen lauschig plätschern, oder weißarmige Statuen sich grell von dem dunklen Laub der Heckennischen abheben. Da laufen die Wege kraus ineinander; vom Lorbeerhain durch Grotten und Schneckengänge in den Eichenwald, in ein friedliches, deutsches Waldidyll, wo Moosbänke schwellen und Vögel munter im Laube zwitschern, das, soweit im Süden, kaum noch ein herbstlich röthlicher Schein durchzieht. Da breitet sich spiegeleben ein kleiner See zwischen Erdbeerbäumen mit ihren grellrothen, runden Früchten; ein Schwan zieht majestätisch seine Kreise durch die ruhige Fluth, taucht wohl seinen schönen Hals hinab, oder breitet im Wohlbehagen den weiten Fittig. Und anderswo steht von Bäumen umdrängt ein niedliches Schweizerhäuschen, aus dessen zierlichen Fenstern, oder von dessen geschnitzter Veranda der Blick weit hinaus schweifen mag auf's blauende Meer bis an den duftig angehauchten Horizont.

Höher und höher stieg ich durch all' die Pracht, die mich tausendfältig umgab, durch all' die idyllische Schönheit, die sich Ein Geist so schön erdacht und Menschenhände geschaffen hatten, um Menschenherzen zu erfreuen. Eine breite Fahrstraße, von mächtigen Kastanienbäumen beschattet, führt ganz zum Schienenwege empor; an diesem selbst ließ der Kaiser einen geschmackvollen, ganz mit exotischem Grün ausgekleideten Glasbau aufführen, in welchem man auf breiten Treppen zum Geleise emporsteigen kann oder bei einem Besuche Miramar's, ohne erst nach Triest hineinzufahren, gleich zum Park und Schlosse selbst hinabgelangen. — Stundenlang könnte man in den herrlichen Anlagen lustwandeln, ohne des Schauens und Bewunderns müde zu werden. Und so schweifte auch ich kreuz und quer; die frische Morgenluft wehte kühlenden Hauchs vom Meere herauf, und von Triest klangen einzelne, getragene Töne zu mir herüber in die weihevolle Stille.

Langsam war ich wieder abwärts gestiegen durch die bunten Laubgänge und in den untern Garten gekommen.

„— — — wo die Citronen blüh'n,
Im dunkeln Laub die Gold-Orangen glüh'n,
Ein sanfter Wind vom blauen Himmel weht,
Die Myrthe still und hoch der Lorbeer steht."

Eine breite, mit Vasen besetzte Freitreppe führt in die Belle-Etage des Schlosses empor. Treten wir über die Schwelle. Hoch und prächtig ist die weite Halle, die uns aufnimmt. Der Fußtritt verhallt in schwellenden Teppichen; überrascht blickt das Auge die breiten Wände entlang, die von Merkwürdigkeiten aller Art, von Waffen und Kunstarbeiten, Antiquitäten, Gemälden, Statuetten, Wehrzeug 2c. überdeckt sind. Ebenso das Treppenhaus, in dem wir langsam emporsteigen, damit von all' den Seltenheiten, die uns zahllos umgeben, wenigstens ein Theil zu bleibendem Eindruck in uns gestaltet werden könne. Da hängen Bogen, Pfeile und Lanzen, Aexte und Tomahawks der Wilden, Dolche und Schwerter, Sturmhauben, Panzer und Streitkolben, Säbel und Degen — kurz, Waffen aller Völker und Zeiten, die beinahe die ganzen Wände bis zur Decke hinauf einnehmen.

In dem Boden des Treppen-Absatzes im ersten Stockwerke, wo die Gemächer liegen, die der Kaiser und die Kaiserin inne hatten, ist ein mächtiges Fischbassin eingelassen, in dem sich lustig allerlei Gold- und Silberfische tummeln und mit ihren zarten,

schnellen und graziösen Bewegungen unser Gefallen erwecken. Bald aber gleitet unsere Aufmerksamkeit davon ab und wendet sich der weiten Flucht prächtiger Gemächer zu, durch deren geöffnete Thüren unser Blick schier die ganze Länge des Schlosses nach links und nach rechts durchmessen mag. Da liegen die prächtig möblirten Vorzimmer, das Arbeitszimmer des Kaisers, das Schlafzimmer des hohen Paares, die Empfangsräume, die Bibliothek und endlich der große Thronsaal, der eine ganz beträchtliche Ausdehnung besitzt.

Die Zimmer und Säle werden, sowie das ganze Schloß und die Anlagen, sorgfältig genau so erhalten, wie sie waren, als die Schreckens-Nachricht von dem gewaltsamen Ende des Kaisers, drüben über dem weiten Ocean, die Herzen Aller mit Entsetzen, Empörung und Trauer erfüllte. D'rum haften an aller Pracht des Kaiserschlosses ernste, trübe Erinnerungen; kaum wird es Einem ja möglich, selbst dem objectivsten Besucher wird es schwer fallen, hier nicht an das tragische Ende des Mannes zu denken, der sich mit all' der Herrlichkeit seines Herzens Eden schuf und all' dem Glück so gewaltsam entrissen wurde.

In der Anlage des ganzen Schloßbaues sowohl, wie auch in dessen innerer Einrichtung und Ausstattung verräth sich feinfühliger Geschmack und ein ausgebildeter Schönheitssinn. Durch gediegene Kräfte unterstützt, gelang denn auch dem Kaiser die Verwirklichung seines Ideals völlig. — Kunstschätze von mitunter sehr bedeutendem Werthe schmücken die hohen, in künstlerischer Ausführung gemalten, prächtigen Räume. Porträts aller regierenden Häuser, aller hohen Persönlichkeiten, kostbare Gold-, Silber- oder Bronzegegenstände, Elfenbein- und Ebenholzarbeiten, tausenderlei Nippsachen von feinstem Porzellan, Bijouterien jeder Art begegnen unsern Blicken über Wände und Möbel. Diese letztern selbst sind mitunter Kunstwerke. Sämmtliche Räume sind glanzvoll, doch auf das Harmonischeste und nirgends überfüllt möblirt. Prachtstücke sind beispielsweise die Bettstellen des kaiserlichen Paares, zwei reich vergoldete, in Eichenholz mit vollendeter Kunstfertigkeit geschnitzte, aus höchst gediegener Arbeit hervorgegangene Stücke, die unter einem Himmel von schweren Stoffen noch genau so stehen, wie ehemals. Sie stammen aus Mailand. — Zahlreiche ausländische Arbeiten, so namentlich chinesische kostbare Tischchen, Stühle, Etagères &c., sowie antike Möbel fallen leicht in die Augen. Unter letzteren bemerken wir einen kleinen viereckigen Tisch, reich mit Steinen eingelegt, ein Cabinetsstück Marie Antoinette's. — Aus jedem Zimmer ist mit dem ganzen Schlosse eine telegraphische Verbindung hergestellt, die alle Räume in Communication bringt. Wunderbar ist die Aussicht von allen Fenstern und von der Plattform des Thurmes. Da erblickt man dort drüben Triest, weiter rechts die istrische Landzunge, die sich als grauer Streif über das Meer dehnt, oder man sieht auf die unbegrenzte blaue Fluth, die knapp am Fuße des Schlosses am Fels zersprüht, und endlich in weiter Ferne das bläulich nebelhafte, italische Festland, wo weit drüben die alte Lagunenstadt Venedig liegt. Ueberall aber, wo immer man gerade im Schlosse weilen mag, fühlt man sich wie in einem gemüthlichen, traulichen Heim — leider in einem verlassenen.

Selten nur betritt ein Mitglied des Kaiserhauses diese Räume, an die sich so schmerzliche Erinnerungen knüpfen. Der Kaiser besucht sie nie; der Schmerz um den Dahingeschiedenen, dem kräftigsten Leben entrissenen Bruder ist wohl verharscht, aber nicht vergessen. Die Kaiserin war vor einigen Jahren für kurze Zeit Gast auf Miramar, wo sie auch der Kronprinz besuchte. Sonst stehen die Räume leer,

der Neugierde zahlreicher Besucher leicht zugänglich. Ein Hofbeamter mit dem nöthigen Personale führt Verwaltung und Oberaufsicht über die Erhaltung des Schlosses und der Anlagen. —

Endlich mußte ich wieder von Miramar scheiden. Noch einmal blickte ich von der kleinen Mole im Hafen auf das ruhig daliegende Schloß und gedachte der Zeiten, wo reges, glückliches Leben hier herrschte, wo da aus dem Hafen des Kaisers geschmeidige Yacht zu heiterer Seefahrt auslief oder vom Schlosse Klänge der Freude in stiller Abendstunde über's Meer hinauszogen. Auch der kleine Hafen war nun leer und verlassen; nur der einförmige Ruderschlag meines alten Barcarolen unterbrach die Stille, als ich vom Land gestoßen war, um nach Triest zurückzukehren, und der Sang einer Nachtigall, die aus voller Brust drüben im Walde ihren Triller schmetterte. —

Am Abende desselben Tages schon, wieder gegen Sonnenuntergang, verließ ich Triest. Der Zug brauste eilig von dannen. Ein frischer Seewind zog in's Coupé. Bald kamen wir auch an Miramar vorüber. Von seiner Fahnenstange flatterte der lange Wimpel im Winde, die Sonne spielte in den Zinnen und hohen Fenstern in bunten Farben, wie gestern, da ich es bei der Einfahrt grüßte. Und so lehnte ich mich auch jetzt zum Fenster hinaus und sandte meine Grüße hinab zum verwaisten Kaiserschloß an der Adria.

Die Heimfahrt von der Alm.

Ein Volksbild vom Naturdichter Johann Kain, Bachwirth in Alt-Aussee.

Declamation.

Bald auf der Alm d'Waid ausgeht und fallt 's Laub
Von Bam, nocha bseichen glei d'Küh, es wird
Nimmer kain Rahm, mir därf nimmer baßn,
Es wird zum aufkasn,
's Vieh mueß ma haim treibn,
Eh wenns anfangt zum schneibn,
Da schickt nacha d'Senderin haim an schön Gruaß,
Laßt ihr sagn, daß ma mitn Vieh zuewafahrn muaß,
Und oft richtn sich d'Haimleut glei z'am aufn Fuaß.

Gesang.

Der lieb Suma der is uma,
Und der Hörist der is da,
Treibt man langsam, schön in Gottsnam,
D'Küh von Almern wieder ab,
Da schickt d'Bäuerin ihrer Senderin
Kochmehl, Schmalz, Weinbeern und Air,
Sie muaß nacha Krapfn bacha,
Und aufkocha allerlei.

Declamation.

Nacha mach i enk das a zwissn,
Bald man in d'Alm um d'Küh dani geht und um d'Sau,
Da gibts no allerhand guat Bissn,
's is her und her scho a uralter Brauch,
Und das haißt ma und is eigentlich der Abrausch,
Ös därfts enk nit denka, das i enk anblausch,
I lüg enk nit vor, ös därfts enk nit gran,
Mei Gott na, na.

Gesang.

Eh wenn von der Alm fort wird ganga,
Wißt ös eh scho, was sich ghört,
Mir setzt sie no mitanander
Ganz gemüthla z'am zum Herd,
Da ißt ma no an süeßn Schottn,
Kas und Butter a no gnue,
Gueti Milli, a Zweschkensuppn,
Und a Rahmkoch a dazue.

Declamation.

Is der Abrausch vorüber und 's Essen vorbei
Nacha haißt's, machts enk z'am bald,
Wir fahrn nacha glei,
Und was als wird einpackt, und was man haim nimmt,
Das wird scho no als von der Senderin bstimmt,
Z'erst wird halt amal 's Kühvieh auslaßn,
Weils schon lang paßt,
Und nachdem wird d'Sau a in den hintern Fueß
Mit an Strik angmaßt.

Gesang.

Hat als gessn mitananda,
Und is der Abrausch vollbracht,
Nacha wird zum Kühvieh ganga,
Wern ihr d'Kettna aufi gmacht;
Da werns aufputzt resanabl,
Ja das thail kriegn gar an Kranz,
Das a Jungfrau in Neapel
Kam ain tragt so an schön bein Tanz.

Declamation.

's Vieh is auslassn und in der Alm wans na a
Bißl was z'grasn kriegt, thuets no a etla Abbis,
Derweil geht d'Senderin no gschwind eini in
D'Hütten und ramt als schön z'am was da is,
's is do no allerhand zum z'amrama und zum haimtragn,
I mueß schon enk a etlichi Stuck hersagn:
No das allererst zum einbinden und zum haimtragn is halt amal gwiß,
Was von Abrausch no überbliebn is,
Die Almkrapfen, an Schottn, d'Buttern und den Schmalzrein,
Das bind ihr d'Senderin als in ihr Fartl ein.
Oft wird no einpakt, wanns ain bißl sein mag,
D'Millifaßln und der Stribler,
Da Muasa und der Spridler,
Der Schottnköfl und der Knodnlöffl,
Bein Dreifuaß was ma a, das er weg muaß,
's Pfannbretl und d'Feuerzang,
D'Häfendeln und d'Kochpfann,
Der Kerzenleuchter und 's Feuerros,
Nachdem gehts erst auf d'Haferl und auf d'Schüssln los;
Jetzt is nacha in der Löfirebn,
Die schönsten Bilder müßn a ihrn Platz aufgebn,
's Milli- und 's Wasserschaff und 's Schottntuech,
Den Nudlwölger und s'Krapfnmödl thuats a dazue,
Dem Buttermol und 's Butteral,
Kochmehlsackl hats a Paarl,
A Messer, a Gabl und an Nahzoig,
Denkts enk nur das nit, daß i eng was vorloig,
D'Saisen, der Kampl und der Spiegl,
D'Almlöffn und 's Weichbrunnkriegl,
Oft aini hat a a Betln und a Bettbüchl,
's Millisöchterl und 's Seichtüchl,
Aft is erst no da Senderin ihr Botgwand,
No jetzt kann ma sich leicht denka, das a Zwai a Drei wohl z'tragn hamt.
Als wird von der Senderin in der Hiten willig z'amgramt,
Sogar derselbig Zweck,
Mit dens hat die Milli abframt
Nacha gehts no zu der Sechtlstadt,
Und schaut, obs dort a dena nix vergessn hat,
Nachdem gehts eini ins Küehdach
Und schaut dort a nach,
's Glecktuach mueß oa wegthain,
D'Sichl und an Wötzstain,
Sie leint den Melchstuhl ins Winkl,
D'Scharmueltern und an Besn,
Für das Zeug is a nimmer so gnettig,
Wies in Suma is gwesn;
Nacha gehts wieder eini in d'Hütten
Und legt das schön Gwand an,
Das schiehe, das wird schön zamthan,
Und nachdem is zum gehn,
Jetzt is z'amgramt als schön,
Es wird aufpackt,
's Bettstadl wird no anglacht —
Und d'Hitenthür wird zuegmacht.

Gesang.

D'Senderin nimmt an Hitenschlüssl
Und sperrt umadum zue schön,
Wern ihr d'Augn wohl naß a bißl,
Laßt no a paar Seufzer gehn.
Pfüet di Gott, sagts, liebi Hitn,
Du kümst mir nit ausn Sinn.
Rueh di aus, mein liebi Bettstad,
Bis i aufs Jahr wieder küm.

Declamation.

Jetzt gehn nacha d'Küeh vor ihr fort nach der Zeil
Und d'Sau hinten nach, die grot a schon allweil,
Sie lockt ihr und schreit öfter Panschi zu zu,
Graust dir halt a von Fortgehn, mir a wohl, mei du.

Gesang.

Schau, wie rar das Vieh dahergeht,
Schau amal das Wunda an,
's Klainvieh das geht hintn nachi,
Aber d'Glockkueh geht voran,
's Herz in Leib das mueß ain lacha,
Bleib na stehn a weng und schau,
Ganz auf d'letzt da treibns erst nacha
Recht an großen Drull Sau.

Declamation.

A schöns Ding is wohl, wer a weng was versteht,
Wann a Senderin schön frisch in ihrer Tracht dahergeht,
Aber das mueß i a sagn,
An weißen Firfleck mueß s wohl habn,
Just a weißa Firfleck um wie viel schöner steht a,
Als a so a Scheckpeter,
I waiß wohl, warum sich jetzt häufig Almdirndln in an gschedeten Firfleck herstölln
Und die weißen auf ainmal jetzt abringa wölln,

Weil halt die weißen weit öfter sand zum auswaschn'
Ja, a so a Senderin müßt i denna wohl auslacha und ausbaschn.
Aber is halt amal wiedawöll,
Und kain Mensch kann mirs für Uebl habn, wann i mi harib stöll,
I gib nach auf kain Fall
Und das sag i allmal,
Und was i jetzt sag, jetzt paßts auf,
Wer waiß, habts nit ös a a Gschazt drauf,
A lustigi und a schön z'sammputzti Almdirn,
Die fleißig is und thuet sie brav aufführn,
Zum Fuetter hertragn is schön willi
Und schaut, daß d'Küeh bleibn bei der Milli,
Die an Grausn hat von feiern und nix thain,
Und hat vor der Hitn an Holzzain
Und drin in der Hitn an Heustock,
Und jodelt nebenher, wanns an Küehn lockt,
Und wann ihr d'Küeh selbn gehn nit zuaha,
Daß nit z'faul is aft zum suaha,
In der Früh a nit gar so lang liegn bleibt,
Bis ihr sogar d'Sunn schon ins Bett scheint,
Die ihr d'Hitn allweil schön z'amramt,
Den Rahm nit selm schlecht, so balds abframt,
Das Geld, was für Schmalz und Rahm ausfält,
Ihrm Bauern schön redlich alls zuestellt,
Nit gar zviel verroselt und herschenkt,
An Tag amal dena auf Gott denkt,
Das sand der Almdirn ihri Pflichtn,
Und wanns die all thuet schön verrichtn,
Und tragt sie no, wanns haimgeht, nach der schön alten, almerischen Tracht während der Almzeit,
A solchi Almdirn is und bleibt amal a wahri Schönheit.

Gesang.

D'Senderin geht daher schön z'amputzt,
Und so frisch is s wie a Reh,
Wann ich's anschau in ihrn Anzug,
Wies mir gfallt, das wißts ja eh;
An rothen Kitl, weißen Firfleck
Und a schneebliehweißi Pfaid,
Für mein Gusta, is a Musta,
Is das allerschönste Klaid.

Declamation.

Bald d'Senderin d'Küeh daher treibt schon bein Land,
I glaub, der Brauch is enk a so schon bekannt,
Klainwinzigi Kinder, a größeri Leut,
Die laufn und schrein ihr scho zue von der Weit,
Das ain halt an Huet auf, das ain an Firtuch,
Balds ihr d'Almkrapfn gebn hat,
Dann is wieder Rueh.

Gesang.

In der Hand da tragts a Ball,
Dorten hats d'Almkrapfn drein,
Sie greift a ins Kitlsakl
Dann und wann um ain hinein,
Das is oft a rechts Spetakl,
Fast an jeden thailts ain aus,
's is na grad a groß Mirakl,
Das no bringt ain haim ins Haus.

Declamation.

Jetzt denk i just dro,
Weil i g'rad von die Almkrapfn gsunga und gredt ho,
Jetzt mueß i no an Uebergang macha,
Auf die letzten drei Nacht vorn Haimfahrn,
Wie d'Almkrapfn sand gmacht warn;
No z'erst wird halt amal der Taig angmacht,
Mit Kochmehl und Salz, mit Butter und Schmalz,
Das thail nehmen a Air.
Und Klainigkeitn a no allerlai,
Nachdem wird der Taig so brait ausanand gwöligt,
Damit das sie der Krapfen, bald man von Modl außagstocha hat, wieder gern heraus gseligt,
Und was kriegn für an Furm,
Das richt scho da Modl,
Da schau nit hinum,
Oft nehmens a zwai a drei Händ voll,
Werfens in das haiße Schmalz eini in d'Pfann,
Z'erst stecken sie sich wohl so viel z'am,
Da rihrns es aber etlamal überainanda,
Es sand zwar mehrerlai Gattunga durchainanda,
Wern aber bacha all schön mitainanda,
Und ehwenn mans ganz verbratn laßt,
Werns mitn Seichlöfl wieder außagfaßt,
Bei den Krapfenbacha is immer amal a ganzi Baß,
Sein thuets so viel was rars,
Da sagt oft immer d'Mirzl zu der Lena,
Du, den und den Buem gebn mir dena wohl schöna,
Und wann der Fall is, das oft a Krapfen zu viel braun wird, weils wohl öfter a gschieht, das aina übersehn wird in der Pfann,
Da heißts halt nacha, guet is er für an Mann;
Aber das mueß i schon a sagn,
Wanns mirs nit glaubts, so thueis nur nachfragn,
Wann ihr ana in Suma oft a Seitl Wein zahlt hat
Und hat ihr bein tanzn recht taugt,
Für an solchen wern scho gwiß die schönern draus klaubt.

Gesang.

Just vorm haimfahrn die letzt Wocha,
Das i das a nit vergiß,
Da wern allerhand Figurn ausgstocha,
Balds zum Krapfenbacha is,

Runde Rainkerlan, Herz und Hahna,
Stern und Gamsn a ganzi Meng,
Die vertadelt wern, die kriegn d'Mana,
Und an Bueman gebns die schön.

Declamation.

No jetzt han i enk den ganzen Almbrauch von der Haimrais
Beiläufig gsunga und gsagt wies sein thuet und wies i wais,
Jetzt habn mir no das letzt Gsez,
Damit das ös a wißt, wies is und wies dahaim dasteht,
Bald d'Senderin schon mitn Vieh gegns Haus dahin zuegeht.
Haim zuehi hat d'Glockkueh den schönsten Gang,
Es is grad, als wie wann sie sie extra nahm z'am,
So schön klingt halt d'Glocken, so hell gibts an Ton,
Und alle Leut, die in Haus san,
Sieht ma, wie sie sö gschwind abdrahn,
Und lustig kümt als aufn Anga glei z'am,
Es is frei recht zum schaun und zum lacha,
Wie a jeds Vieh nach der Glockkueh so fröhli geht nacha,
Und wie ain gschwind a jeds zueilt, das ma ihr's Goderl krallt,
Mit der Zeit geht d'Senderin a daher schneeblühlweis,
Der Bauer traut ihms kam anzredn ja fast um kain Preis,
Na endlich laßt er ihms halt dena nit wehrn, geht ihr freudig entgegn,
No, sagt er, weils nur wieder amal da seid,
Und is als frisch und gsund, i ho mi scho all Tag g'freut.
Ja, sagt d'Senderin drauf,
Thuet so liebli und freundli a 's Maul gschwind auf,
An Leutn und an Vieh sagts, ho i wohl den ganzen Sommer recht schön tho,
Wie i na grad kunt und mögn ho,
Aft verzöhlts ihm a so a no allerhand,
Was si auf der Alm hat zuetragn,
No, als därfs ihm freili nit sagn —
Sie macht jetzt ihr Fartl auf,
Packt die Almkrapfen aus,
Und gibt ihr das anda schön hin mit-einanda,
Und sagt: Wanns nur grad mit mir schön z'frieden seid,
Wie mi oft das Ding gfreut.

Gesang.

Ihri Bauernleut, die san a voller Freud,
Balds mitn Vieh daher fahrt frisch und gsund;
D'Küeh schaun guet aus in Leib,
Habnt an schön Milizeug,
Und a die Kälber sand a soviel rund.
Aft sagt den Weib ihr Mann:
Du, schau erst d'Senderin an,
Die schaut wohl a guet aus, is gwiß nit krank;
Weils nur wieder da seid, das is mei größte Freud,
Und is Alls frisch und gsund, Gott Lob nnd Dank.
Und d'Bäuerin sagt oft drauf:
In Sonntag passt ihr auf,
Mueßt es ins Wirthshaus führn und thue ihr schön,
Zahl ihr na z'essen guat und trinkts an Wein
Dazue und laß a gleiwohl schön
Zun Almtanz gehn.
Aft sagt der Bauer gschwind
Zu seiner Senderin:
Kümmst halt zum Bachwirth hin, dort kehrn wir ein,
Dort lassn wir uns guet gehn,
Dort lebn ma gwiß recht schön,
Er hat an gueten Wein.

Wie Kindlein spricht.

Ein Plaudercapitel für Väter und Mütter von **Elly Gregor**, Dresden.

Es gibt Menschen, besonders unter den Dichtern, welche die Sprache der Vögel und anderer Thiere verstehen und derselben mit Vergnügen lauschen; Viele freilich lachen spöttisch darüber, weil sie sich nicht die Mühe genommen haben, auf die Vogelsprache zu achten; allerdings fehlt ihnen auch jede poetische Regung dazu. Mehr Leute schon verstehen die seltsame Sprache der kleinen, hilflosen Menschenkinder, der holden babies, wenigstens thun dies die meisten Eltern und vor Allem die Mütter. So lange freilich das klagende Weinen ihre einzige Sprache ist und von derselben ein zu ausgiebiger Gebrauch gemacht wird, braucht der unfreiwillige Zuhörer nicht gerade ein kinderfeindlicher Hauswirth oder ein müder, schlafsuchender Reisegefährte zu sein, um die Geduld zu verlieren; selbst die Mama des jungen Weltbürgers wird von dem Concert wenig erbaut sein und alle ihr zu Gebote stehenden Mittel anwenden, um die Sprechübungen des kleinen Schreihalses abzukürzen. Das gelingt im Anfange recht schwer, aber mit jeder neuen Lebenswoche nimmt die Eintönigkeit des Weinens ab und wird dasselbe ausdrucksvoller; es ist dann kein Kunststück, Jubel- oder Klagetöne als solche zu erkennen. Ich behaupte, daß sich ohne große Mühe heraushören läßt, ob Kindchen Hunger und Durst oder Schmerzen empfindet, ob es müde oder nur unartig ist, ob sein Lallen der Ausdruck seines Wohlbehagens oder des Erstaunens ist, oder die Freude an irgend einem Gegenstande im Zimmer, den es in's Auge gefaßt hat. Es gehört kein besonderes Sprachtalent dazu, um die wortlose, aus den verschiedensten abgebrochenen Lauten und Tönen bestehende Sprache zu verstehen und zu beantworten, aber es ist noch Niemandem gelungen, diese lieblichste und drolligste aller Sprachen in ein System zu bringen und zu veröffentlichen; ich kann es auch nicht. Oft ist es sogar unmöglich, die Töne, welche Kleinchen hervorzubringen vermag, nur nachzuahmen, und es würde dem gewandtesten Tondichter schwer fallen, Noten darnach zu setzen.

Kindchens Weinen und Plaudern besteht aus zahlreichen Variationen über das Taubenmotiv, einem Lachen und Gurren, sowie aus allerhand Empfindungslauten, wie: Hä! Hö! oder Hem! Eng, neng! Häng'n! Ärre, ärre, ärre! Lapsa! Häszel! A—ihä! Uijuh! Lalalalallallo! Umüng! sowie den Uranfängen zu dem ersehnten Ruf: Mama! Oft ist es ein herzliches Lachen und Jauchzen, das unwiderstehlich zum Mitlachen und Mitjauchzen fortreißt. Ein jubelndes Kind erscheint wie eine lebendige Illustration zum „Unbegründeten Optimismus" und hat schon manchem finstern Pessimisten die ernsten Falten von der Stirn verjagt.

Ich weiß nun allerdings nicht, ob alle Mütter mit ihren Kindern spielen, wie ich, aber ich hoffe es. Ich möchte diese süßen Tändeleien nicht entbehren, sie bieten eine Fülle reinsten Glückes, die nirgends sonst zu finden ist. Zu beklagen sind nur die vielen Menschen, oft die Eltern selbst, denen — trotz der besten Absicht — das rechte Verständniß für diese

Freuden mehr oder weniger abgeht und die sich erst gut mit einem Kinde zu beschäftigen wissen, wenn es das „dumme" erste Jahr hinter sich hat. Und doch — ist es nicht das kleinste Pflänzchen, dessen Wachsen und Gedeihen sie besonders im Anfange so lebhaft interessirt, und begrüßen sie da nicht jedes neue Blättchen mit Frohlocken? Und sieht nicht mancher rauhe, harte Mann, sowie manches kaltherzige Weib laut lachend mit großem Interesse den plump-drolligen Sprüngen eines kleines Hundes oder Kätzchens, dem Scharren eines Schippchens, oder dem Watscheln eines Entchens zu? Warum haben sie oft kein verständnißvolles Auge und Herz für den zappelnden Schelm im Badewännchen?

Glücklich die Eltern, welche sich des unbegrenzten Glückes über die kleine, lebendige Puppe bewußt sind. Wer von dem Zauber noch nicht gefangen genommen wurde, der von einem solchen holden, kleinen Wesen ausgeht, der versuche ja nicht, diese Zeilen zu Ende zu lesen, denn er hält für Uebertreibung und Kinderei, was unverfälschte Wahrheit und entzückendes Spiel ist.

Den Müttern sei hier gleich gesagt, daß sie auf keine Neuigkeiten zu rechnen haben. Sie könnten, wenn nicht mehr, doch gewiß dasselbe erzählen. Da sie es aber nicht thun, so habe ich es gethan, und wenn meine Beobachtungen mit den ihrigen übereinstimmen, so mögen sie meine Notizen als Tagebuchblätter betrachten, wie ich sie zum Andenken an mein Kind geschrieben habe. —

„Wie Kindlein spricht," das scheint mir ein Hauptthema für die Eltern und nicht nur, weil es zu unendlich spaßhaften Scenen Veranlassung gibt, sondern weil sich dabei das erwachende, geistige Leben verräth.

Man kommt auch bald dahinter, daß Kleinchen nicht nur mit dem Mäulchen und den dazu gehörigen Sprachorganen redet, die noch sehr ungeübt sind, sondern, daß es außer den Augen besonders die Händchen zu Hilfe nimmt.

Was ist solch ein Kinderhändchen schon reizend in der Unthätigkeit! Liebe Leser! Bevor ich weiterrede, laßt Euch an P. K. Rosegger erinnern: „Wenn ich so genau von meinen Kindern spreche, so ist es nur, weil ich diese am besten kenne; sie sind, wie viele tausend andere sein werden und ich lade die Väter und Mütter ein, mitzulesen und mitzudenken, ob es stimmt. Jede Mutter hat das liebste Kind, und so werden wir uns wohl verstehen."

Und ich denke, so werden auch wir uns verstehen, wenn ich von dem kleinen Mädchen rede, das zu meinen Füßen spielt und erst so viele Monate an Alter, wie Fingerchen an den Händen aufzuweisen hat. Es freut mich, daß es ein Mädchen ist; man sagte mir, kleine Knaben in diesem Alter wären bei Weitem nicht so drollig und pfiffig. Vielleicht bestreiten das die Eltern, die einen kleinen „Stammhalter" auf den Armen wiegen.

Wie klein, weich und trotz aller Ueppigkeit doch nicht plump ist solch' ein Kinderhändchen! Die Fingerchen sind an den rosigen Nägeln spitz und oben auf dem Patschchen zeigt sich über jedem Fingerchen ein lachendes Grübchen — nicht wahr, liebe Leserin, so ist auch das Händchen Deines Kindes gestaltet?

Wie geht einer Mutter das Herz auf, wenn die runden Aermchen Kleinchens sich ihr entgegenstrecken und die Hände und Fingerchen mit drolliger Geschwindigkeit sich in den Gelenken drehen und wenden, so daß jede Bewegung zu sagen scheint: „Nimm mich doch! Ich kann nicht gut sitzen!" Und welcher Jubel, wenn die Mutter diese Handbewegungen nachahmt und näher kommt. Das strahlendste Lächeln verklärt das süße, kleine Gesicht, zwei entzückende Grübchen zeigen sich, die glänzenden Augen öffnen sich weit —

die Händchen aber ruhen nun. Zögert die Mutter noch ein Weilchen, so zittert Kleinchen vor Erwartung und jauchzt auf, wenn es emporgehoben und in der Luft geschaukelt wird.

Welche süße Empfindungen durchströmen die Mutter, wenn das Samethändchen des Kindes ihr darauf das Antlitz streichelt. —

Welches Leben verräth das Händchen, und wie ist jede Bewegung anmuthig und oft unbeschreiblich komisch! Nach Allem faßt und angelt das Kind, oft mit einer Geschwindigkeit, die einem Taschenspieler Ehre machen würde. Daß es in Papa's Bart und Mama's kunstvoller Frisur Unheil anrichtet, Schleifchen und Bänder abreißt, wo es sich irgend thun läßt, das wäre noch das Wenigste, aber Du wirst es auch erlebt haben oder noch erleben, junger Papa oder junge Mama, daß während Du, mit dem Kindchen auf dem Schooße, eben einen Blick in dast neueste Zeitungsblatt thun willst, Dir der wichtigste Artikel abgerissen wird und — während Du eilig das übrige Papier in Sicherheit bringst, vernimmst Du ein Klappern und Klirren — und vor Dir am Boden fließt der dampfende Mokka! Ein Ruck des winzigen Händchens am Tischtuch genügte, um das zu vollbringen. Und wie freut sich Kleinchen über die Heldenthat! Es klatscht in die Händchen, guckt Dich lachend an, sagt: „Hem!“ und beugt schnell das blonde Köpfchen so tief als möglich nieder, um genau zu sehen, wohin der braune Saft fließt.

Es schlägt doch Niemand auf das böse, liebe Händchen? Was weiß solch' kleines Wesen von der Nützlichkeit und dem Zierrath von Tischdecken?! Was weiß es von der Zerbrechlichkeit des Porzellans und den färbenden Eigenschaften des Kaffees? Wer zerrissene Zeitungen, zerbrochenes Porzellan und Kaffeeflecke scheut, der muß sein Kindchen fern von der Gefahr halten, dies Alles anzustiften.

Das Händchen sucht nach Beschäftigung, und zwar nach abwechselnder. Wißbegierde, die aus den hellen Augen leuchtet, trachtet darnach, Alles zu untersuchen, was irgend erreichbar ist. Gib das größte Zeitungsblatt in die kleinen Hände und binnen kurzer Zeit ist es in Stückchen zerpflückt, so klein, daß Daumen und Zeigefinger des Händchens sich vergebens abmühen, eins zu erfassen. Welche Mutter hat es nicht schon lachend beobachtet, das geduldige und doch vergebliche Haschen nach etwas schwer Faßbarem, etwa einem Semmelkrümchen, einem Milchtröpfchen, einer Fliege am Fenster oder dergl. Man muß es gesehen haben, um noch lange nachher bei dem Gedanken daran in Lachen ausbrechen zu können.

Die Händchen der Kinder greifen nach Allem, was den Augen auffällt und dennoch ist „Kindeshand so leicht gefüllt“. Es braucht nicht einmal ein wirkliches Spielzeug zu sein, ein Löffelchen, ein Briefcouvert, ein Schlüsselbund wecken sein Interesse und fesseln es oft länger, als manches kostbare Spielwerk.

Eine höchst amusante Scene mit einer Gummipuppe habe ich mehrmals beobachtet. Das „Julchen“, so haben wir die Puppe getauft, ist ein Januskopf; sie zeigt auf der einen Seite ein lachendes, auf der andern ein jämmerlich weinendes Gesicht und sie quitscht, wenn man ihren hohlen Gummikopf zusammendrückt. Kleinchen dreht das Ding nach allen Seiten, sieht mich an, sagt kurz (es ist ihr Ausdruck der Verwunderung): „Hä?“ und drückt das Püppchen. Quitscht dieses, so lacht das Kind, aber plötzlich sieht es unser schwarzes Hündchen, den Flock, laut bellend herbeigeschossen kommen; der kann nämlich das quitschende Julchen nicht leiden und hat immer Krieg mit ihr. Sobald sie Etwas sagt, bellt er sie an. Kindchen läßt vor Schreck die Gummipuppe fallen und sieht mich starr an. Das Mäulchen

verzieht sich zur weltbekannten „Schippe", aber ein freundliches Wort macht sie wieder verschwinden. Flock hat die Puppe entdeckt, schiebt sie, wüthend knurrend, mit der Schnauze hin und her und tritt schließlich mit der Pfote darauf. Entsetzt springt er aber sogleich bei Seite, denn Julchen quitscht wieder ganz fürchterlich und das ist dem unvernünftigen Vieh unheimlich. Kleinchen greift nach dem Hunde; der aber hat im Augenblick keine Lust, sich am zottigen Fell zausen zu lassen und kriecht auf sein Polster.

Mein Töchterchen sagt darauf, indem es sich in der Stube umsieht: „Höh—höh!" was da heißen soll: „Ich bitte um ein anderes Spielzeug." Ich lese also auf, was bereits um das Stühlchen her am Boden liegt: Elfenbeinring, Schäfchen, Canarienvögelchen, Tamburin, Trompete, den Hampelmann, der auf der einen Seite sich als rother Husar, auf der andern als blauer Gardist präsentirt u. s. w. Eins nach dem Andern wird in die Hand genommen, einen Augenblick in's Auge gefaßt und — gleichgiltig oder ärgerlich fortgeschleudert. Ich schlage sanft auf das Händchen und sage: „Unartiges Kindchen!" Blondchen aber versteht mich noch nicht und schleudert weiter fort, was vor ihm liegt, und nun das Tischchen leer ist, sieht es mich wieder an und sagt: „Höh — höh!" Ich denke, das ist deutsch genug. Ich sehe mich nun selbst um und entdecke im Bücherecke eine kleine Rechenmaschine mit blauen und weißen Perlen auf Drahtschnüren. Ich zeige sie dem Kinde. Es strampelt mit Händchen und Füßchen und hebt sich, um das Ding zu erreichen.

„Erst bitte, bitte!"

Kleinchen tupft mit der rechten Hand flüchtig in die linke.

„Ordentlich! bitte, bitte!

Jetzt schlagen die Fingerspitzen mehrmals genau aufeinander — ich lege die Maschine nur auf den Saum des langen Kleidchens, dieses ist mit blitzschnellen Griffen der Händchen emporgerafft, die Maschine ergriffen und in der nächsten Secunde tanzen die Fingerchen auf den klappernden Perlen, daß es eine Lust ist. Blondchen jauchzt und lacht dazu, sieht mich an und hält mir das Instrument hin, als wollte es sagen: „Sieh, was ich habe und was ich kann!"

Ein Gegenstand von besonderem Interesse ist eine kleine Spieluhr, das Geschenk des Pathen Onkel Fritz, der dem Kleinchen schon nach wenig Monaten das Drehen derselben beibringen wollte. Nun, Kleinchen dreht jetzt wohl zuweilen das weiße Knöpfchen am Griff, es weiß genau, daß dann die Töne kommen, aber wer nach der Melodie tanzen wollte, der wäre übel d'ran.

Daß ein Kind von zehn Monaten das eigene Trotzköpfchen zeigt und Näschen und Augen, das ist nichts Außergewöhnliches, unser Kleinchen aber kennt auch fast alle Bilder im Zimmer, nicht nur die Landschaften und die Großeltern, sondern auch die kleinen Bilder von Onkel Hamerling und Rosegger. Für Kinder ist jeder Herr außer dem Papa ein Onkel. Es wendet sich bei allen Kreuz- und Querfragen, ohne viel Besinnen, stets nach der richtigen Stelle, streckt das Aermchen und die Fingerchen nach dem bestimmten Bilde aus, sieht mich an, lacht und legt dann sein Schelmengesicht auf meine Schulter.

Von besonderem Interesse für den Blondkopf ist die Gestalt der Göttin Hebe. Und warum? Sie hat ja ein „Fläschchen". Leider läßt sich die Göttin so leicht Nichts abschmeicheln, wie die Mama; sie läßt sich das Fläschchen nicht entwinden trotz alles Streichelns der weichen Händchen.

Kürzlich fiel dem Töchterchen der strömende Regen auf. „Hö! hö!" rief es, sah mich an und dann in's Zimmer zurück und wieder durch's Fenster und wieder im Zimmer umher — ich kann mich nicht getäuscht

haben, die blauen Augen sprachen zu deutlich — es fiel dem Kinde auf, daß es im Zimmer nicht regnete. Seit jenem Tage sieht die Kleine bei der Frage, ob es regne, stets durch's Fenster nach dem Himmel. Man glaubt es nicht, wie gelehrig ein Kind ist, wenn man täglich wenig mit viel Geduld lehrt. Nicht leicht begreift es, daß die Uhr für solch' kleinen Unverstand vor Allem ein Ding zum „Horchen", und nicht zum „Essen" ist; schließlich aber hält es die Uhr in Folge der Aufforderung: „Horch!" selbst an's Ohr, um das „Ticke, ticke" zu vernehmen.

Kleinchen weiß auch, daß es schlafen soll, wenn es in's Bett gelegt wird. Es wollte manchmal nicht schlafen, ohne eingewiegt zu werden, und schrie ganz gewaltig: „Häng'n! häng'n!" Da es aber keinen Strick bekam, konnte es die verzweifelte Absicht nicht ausführen und nachdem es mit beiden Händchen lange auf die drolligste Weise im Gesicht herumgerieben, gleichsam, als ob das Näschen ihm im Wege sei, schlummerte es ein, mit dem einen Händchen den Zipfel des Kopfkissens in's Gesicht ziehend. Wehe aber, wenn man anfing, Kindchen einzusingen. Von Pausen ist es ein großer Feind. Sobald eine solche beginnt, läßt sich ein halb erstaunter, halb bittender Ton hören, der so lange wiederholt wird, bis neugesammelte Kräfte das Weitersingen gestatten. Dabei executirt Kleinchen gewöhnlich ein seltsames Spiel mit den Händen, etwa, indem es mit dem Daumen und Zeigefinger der rechten Hand an der linken, offen emporgehaltenen Hand vorbeifährt, und zwar in ganz regelmäßigen Zwischenräumen. Zufällig hat es bei dieser Gelegenheit einmal entdeckt (was ich aus Furcht, man möchte mir nicht glauben, beinahe verschwiegen hätte), daß bei diesem Spiel sich Schattenbilder an der Wand zeigen und verschwinden, sobald die Hände ruhen.

Ein schlafendes Kind! Wer sich davon gelangweilt wegwendet, der kann ebenso wenig ein guter Mensch sein, wie der, welcher gleichgiltig gegen die Eindrücke der schlummernden Natur bleibt. Die Empfindungen, welche den gemüthvollen Menschen durchströmen, wenn er in schweigender Sommernacht von seinem hohen Fenster auf Gärten und Wiesen, ferne Wälder und Berge blickt und dem geheimnißvollen Weben und Rauschen in der weiten Runde lauscht, gleichen einem unausgesprochenen Gebet, einem Versöhnungsgruß für die ganze Welt.

Aehnliches empfindet die Mutter am Bettchen ihres kleinen Lieblings. Sein Anblick ist im Schlafe von rührendster Unschuld, holdseliger Schönheit; sein Athem geht so leise, daß die Mutter sich tief niederbeugen muß, um ihn zu vernehmen. — Dank gegen Gott für das köstliche Geschenk, die Bitte, es ihr zu erhalten, es zu schirmen gegen jeglichen Feind, drängen sich im Gebet auf ihre Lippen — und käme in solchen Augenblicken ihr ärgster Gegner und bäte um Verzeihung, wie könnte sie diese verweigern? Das Kind ansehen und Groll empfinden — wie wäre das möglich?

Das Kind meldet sein Erwachen früh — oft leider gar zu früh — durch sein rufendes „Höh — höh!" Hört Niemand, so wiederholt es den Ruf in immer höherem Tone und, wenn zu lange Alles still bleibt, so fängt es leise an zu weinen. Die Bewohner der andern Zimmer meinen, daß unten die Tauben gurren — meldet sich aber immer noch Niemand und ist der Durst zu mächtig, so schreit Kleinchen dementsprechend. Es weiß auch genau, daß es Früh nach dem Erwachen in Mama's Bett genommen wird. Zögert die Mama, so gibt das Kind seine Wünsche auf nicht mißzuverstehende Weise kund: es faßt mit den Händen die Lehnen seines Bettes, richtet sich auf, faßt nach Mama's Kopfkissen und sagt kurz:

„Höh—höh!“ Und wenn das nicht hilft, wird vielleicht auch ein Weilchen lamentirt. Wenn aber sein Bitten erhört wurde, welch' süßes Anschmiegen!

Kindchen weiß auch genau, daß es ausgehen oder ausfahren darf, wenn das Hütchen geholt wird. Sitzt es erst im Wagen, so beugt es den Oberkörper vor- und rückwärts — es ist nämlich dahinter gekommen, daß der Wagen (derselbe hat vortreffliche Sprungfedern) dadurch in schaukelnde Bewegung geräth.

Jedes fremde Kind auf der Straße, ob in vornehmer oder in dürftiger unsauberer Kleidung wird in unnachahmlichen Freudelauten begrüßt, während Erwachsene in den meisten Fällen anfangs nur mit stummem Erstaunen betrachtet werden; das Auge blickt halb forschend, halb mißtrauisch.

Beim Baden weiß das Kind genau die Reihenfolge aller vorgenommenen Verrichtungen und jede Neuerung ruft sein Erstaunen hervor. Es strampelt und jauchzt in unglaublichen Tönen, nachdem es von der letzten Hülle befreit worden, es dehnt sich wohlig im Wasser und verzieht das Gesichtchen, wenn die Wassertropfen darüberrollen, und endlich faßt es „mit keckem Finger“ in das Becken mit eiskaltem Wasser und nach dem großen Schwamme darin, der im nächsten Augenblicke seine Feuchtigkeit auf das rosige Körperchen ausgießt. Darnach verdoppeltes Jauchzen, Krähen und Strampeln, dann vergebenes Wehren gegen alle Umhüllungen und schließlich ein sehnsüchtiges Schauen nach dem Ofen, woraus das Fläschchen bald hervorgeholt werden muß. Ist dieses erst in Sicht, so sind Augen, Lippen und Hände in voller Thätigkeit, bis Fläschchen den Weg zum Munde fand. Denn — es regt immer wieder zum Lachen, selbst wenn man es hundertmal gesehen hat — dann werden die Aermcher hoch emporgestreckt und die Händchen fest zusammengeballt, so zwar, daß der Daumen zwischen Mittel- und Goldfinger ein Stück hervorsieht. Ist der erste Durst gestillt, so öffnet sich das eine Händchen und streichelt Mama's Wange; ist das Dankbarkeit? Wer weiß es? Sieht es nicht wenigstens so aus?

Wenn Kleinchen Zwieback oder Biscuit ißt, so läßt es gern davon „kosten“. Nach der Bitte darum aber ist es oft von einer Freigebigkeit, daß, wenn man es gerade auf dem Arme hat, sich nicht oft und schnell genug wegwenden kann, um dem Zuviel des Guten zu entgehen. Kindchen scheint es gar zu gern zu hören, wenn man sagt: „Aach! das schmeckt gut! schmeckt wundervoll!“

Und das Erzählen, besonders beim Essen und Spielen mit noch neuen, fremden Dingen. Am fließendsten geht es von Statten, wenn das Kind sich unbeobachtet glaubt. Unterbrechungen machen es stutzig und scheu. Zuweilen freilich scheint der Schalk eine Unterhaltung zu wünschen. Wiederholt man seinen Laut, so sucht es sich einen neuen, und wiederholt man diesen nicht, so fordert es dringend zum Weiterreden auf. Das gibt zuweilen eine merkwürdige Unterhaltung, die nicht selten in beiderseitiges lautes Lachen ausartet.

Von Rechtswegen sollte ein Kind nie Etwas in die Hand bekommen, was es nicht auch ohne Schaden in den Mund stecken darf. Man sieht das aber erst ein, wenn es zu spät ist. Es läßt sich auch sehr schwer durchführen. Kleinchen steckt Alles in den Mund, jedes Fädchen, Körnchen und Blümchen, das es findet, das Kleidchen und das eigene Beinchen.

Besonders gern steckt Kindchen Papier in's Mäulchen, weiß aber genau, daß es das nicht soll. Sobald es merkt, daß man Acht gibt, bewegt es nur immer die Lippen und beleckt sie mit dem Zünglein, wagt es vielleicht auch, das Händchen mit dem Papierschnitzel zu heben, aber mit mißtrauischem Blick auf den Zuschauer wirft es das betreffende Papier sofort wieder hin und haut darauf, als sei

der todte Gegenstand der schuldige Theil. Einen köstlichen Spaß hatte ich, als ich einmal dem Blondkopf ein Löffelchen in die Hand gab, mit dem ich süßen Eierschaum geschlagen. Ich verließ, das Zimmer und als ich zurückkehrte erschrak das Kind, warf den Löffel hin und schlug mit beiden Pfötchen darauf los. Vom Löffel aber war jedes Restchen Eierschaum verschwunden. Wer möchte leugnen, daß ich eine kleine Heuchlerin vor mir hatte? Seitdem nehme ich mich noch viel mehr in Acht, dem Kinde unpraktische Dinge in die Hand zu geben. Da habe ich ihm Nichts zu verbieten. Das Gefühl der Furcht lernt es noch zeitig genug kennen und das Erschrecken des Kindes thut Einem weh. Wird es älter, so wird das freilich anders. Ohne Verbote aller Art geht es dann leider nicht ab.

Vieles verbietet sich auch dann von selbst wie heute. Auch später kann die Mutter den leuchtenden Mond nicht für das Kind vom Himmel holen; und wie heute nach diesem, wird es später nach vielen anderen Dingen vergebens langen.

Ich wüßte noch mehr als zehnerlei „Scherz und Ernst" von meinem lieben Blondkopf zu erzählen, aber längst wird der Leser ungeduldig geworden sein, und so will ich schnell zum Schlusse eilen.

Wie war die Kleine am Weihnachtsabend voller Erstaunen und Freude, als ein Licht nach dem andern am grünen Baum angezündet wurde und alles Glänzende daran seine Strahlen ausströmte! Sie griff in die Nadeln des Baumes, sah dann ein wenig erschreckt die innere Handfläche und dann mich an, und da ich lachte, da lachte sie mit. Auch die blitzenden Kugeln und Lichter wollte sie haschen, und als die Letzteren später wieder ausgelöscht wurden, fing sie bitterlich an zu weinen. Ich habe entdeckt, daß das Kind nicht nur in halbdunkeln, niedrigen Räumen weint (z. B. in Ställchen, wo man ihm Thiere zeigen will, über welche es erst jauchzt, wenn es sie im Freien betrachtet, sondern auch, wenn es Menschen, selbst bekannte, in Trauerkleidern sieht. Seltsame Menschennatur! Kaum zum Leben erwacht, liebt sie schon den Glanz, die strahlende Pracht und fürchtet das Düstere, Glanzlose! Und welche Eltern vermöchten es, dem geliebten Kinde nur ein glanz- und freudevolles Dasein zu schaffen?! Schmerzen muß es nach den ersten Athemzügen oft schon leiden, und was kostet es nicht für schmerzvolle Thränen, bis das erste Zähnchen zum Vorschein kommt! Und mit den Jahren mehren sich die Qualen und Entbehrungen gewöhnlich mehr als Freuden und der Ueberfluß an äußeren Glücksgütern. Welche Mutter drückte nicht zuweilen voll pessimistischer Befürchtungen ihr Kind an das Herz und schickte ein brünstiges Stoßgebet für sein Wohl empor zum Lenker aller Schicksale?

In seinem Gedichte: „Keim und Kind" zeigt K. E. Ebert ein tiefes Verständniß für diese Empfindungen; ich citire nur eine Strophe, die besonders der Mutter aus der Seele genommen ist:

„Wenn ich es seh, ein solches Wesen,
Da faßt ein Sturm mich' von Gefühl,
In seinen Zügen möcht' ich's lesen,
Was einst sein Loos im Weltgewühl;
Wird's glücklich sein? Wird's Glück gewähren?
Das Aug', das jetzt so selig lacht,
Wird's nicht, erfüllt von bittern Zähren,
Durchwachen manche lange Nacht?"

Und:

„Wird man es lieben, vor ihm zittern?
Wird auch ein Herz sein Herz verstehn?"

Welche Mutter möchte nicht gern auf das Inbrünstigste mit E. Rittershaus beten:

„Nicht fleh' ich um den Segen ew'gen Glückes,
Nicht fleh' ich um ein flüchtig Erdengut.
Gib, Ew'ger, nur in Stürmen des Geschickes
Dem Geiste Kraft und meinem Herzen Muth!

Den Pfad des Rechtes laß mich ruhig schreiten,
Ob still die Luft, ob wild die Stürme weh'n,
Nur Eines gib mir, Gott, zu allen Zeiten:
O, die ich liebe, laß mich glücklich sehn!"

„Es wird den Kindern schon in der Schule beigebracht, daß Welt mit einem „großen W" geschrieben wird," sagte Hieronymus Lorm einmal zu mir. Dieser geistvolle und treffende Ausspruch kommt mir oft in den Sinn — aber Kindchen geht ja noch nicht in die Schule, weiß also auch noch nichts vom „großen W"; und wir Mütter wollen es ihm sorgfältig fern halten, so lange es sich eben fernhalten läßt. Wir wollen mit ihm scherzen und lachen, — selbst wenn wir das Herz voll bitterer Thränen hätten — wir wollen auf seine kindischen Scherze eingehen und, seine schmeichlerischen Zärtlichkeiten ebenso zärtlich erwidernd, das Mutterglück in vollen Zügen genießen. Die Zeit enteilt und wir wissen nicht, wie lange die Sonne und die andern Himmelslichter für uns auf- und niedergehen, wir wissen nicht, wie lange unser Glück währt, aber wir wissen, daß im günstigsten Falle aus kleinen lebendigen Puppen große Menschen werden, welche — doch darüber lasse ich lieber einen Berufeneren, Leopold Schefer reden, der da räth:

Geh fleißig um mit Deinen Kindern! Habe
Sie Tag und Nacht um Dich, und liebe sie
Und laß Dich lieben einzig schöne Jahre.
Denn nur den engen Traum der Kindheit sind
Sie Dein, nicht länger! Mit der Jugend schon
Durchschleicht sie Vieles bald, was Du nicht bist,
Und lockt sie mancherlei, was Du nicht hast,
Erfahren sie von einer alten Welt,
Die ihren Geist erfüllt; die Zukunft schwebt
Nun ihnen vor. So geht die Gegenwart
Verloren. Mit dem Wandertäschchen dann
Voll Nöthigkeiten zieht der Knabe fort.
Du siehst ihm weinend nach, bis er verschwindet,
Und nimmer wird er wieder Dein. Er kehrt
Zurück, er liebt, er wählt der Jungfrau'n eine,
Er lebt! Sie leben, And're leben auf
Aus ihm — Du hast nun einen Mann an ihm,
Hast einen Menschen, aber mehr kein Kind!
Die Tochter bringt vermält Dir ihre Kinder
Aus Freude gern noch manchmal in Dein Haus!
Du hast die Mutter, aber mehr kein Kind.
— Geh fleißig um mit Deinen Kindern! Habe
Sie Tag und Nacht um Dich, und liebe sie,
Und laß Dich lieben einzig schöne Jahre.

Martertafeln.

Von P. K. Rosegger.

Der Gebirgsreisende wird es kennen, dieses endlose Sterberegister von Verunglückten, durch das ihn seine Wanderungen führen und das ihm wohl zuweilen seine Lust an den Schönheiten der Natur vergällen mag.

Diese unscheinbaren Zeichen an Bäumen und Pfählen rufen dem harmlosen Wanderer, der gekommen, um sich an der Herrlichkeit des Gebirges zu ergötzen, ein ernstes: „Habt Acht!" zu. Ein gewisses banges Gefühl der Ehrfurcht oder der Verlassenheit, das so Viele beschleicht, die zum ersten Mal in einer Alpenwildniß wandeln — es ist gerechtfertigt.

Die Täfelchen und Crucifixe, die an Wegen und Stegen, in Wäldern und auf Auen, in Thalschluchten und auf hohen Bergen stehen, prangen auf roth oder braun angestrichenen Pfählen; unbeschützt vor bösem Wetter erzählt das bunte Farbenbild des Dorfkünstlers nur wenige Jahre von dem Ereignisse,

das zur Stelle geschehen war. Bald auch ist die Inschrift verblaßt und verwaschen, nur das kahle, moosiggraue Brettchen starrt uns an wie ein Sterbender, der noch gern sprechen möchte, aber es nicht mehr kann. Wohl sagt uns die Tafel, daß hier an der Stelle ein Unglück geschehen, ein Mensch vielleicht verging unter der Elemente Gewalt — aber wir wissen nicht, welcher Art das Ereigniß war — um so unheimlicher dünkt uns die Stelle.

Dem Aelpler wird dort, wo er begraben liegt, zumeist kein Denkmal gesetzt; klein ist die Zahl der niedrigen Kreuzlein, die den Gottesacker zieren; hingegen an der Stätte, wo ihn mitten in seiner Lebens- und Schaffenskraft plötzlich der Tod ereilt, richten ihm seine Mitmenschen ein Merkmal auf, durch welches sie dem Vorübergehenden mit Bild und Wort in rührender Naivetät die Todesart des Verunglückten erzählen und ihn schließlich um ein Vaterunser bitten für die arme Seele.

„Der Johann Georg Mosbichler's Sohn in der Ramsau, ist in seinem 21. Lebensjahr allhie von einem fallenden Baum erschlagen worden. Gott geb' ihm die ewige Ruh!“

„Hier ist Michel Holzreuter, vulgo Knappenhans, durch einen Sturz über die sieben Klafter hohe Steinwand gestürzt, so daß kein Beindl an seinem Leib ist ganz verblieben. Kaum 30 Jahre lang hat er die Welt angeschaut, dann hat ihn der Herr zu sich genommen. Er bittet um ein andächtiges Vaterunser.“

„An dieser Stelle ist der Halter Thomas Grabner von einem Donnerkeil getroffen worden. — Der Menschen Loos ist hier beschieden, dem Tod entgeht doch nichts hienieden; denn Ort und Zeit hat Gott bereit; in Wasserfluthen und auf der Gassen, im hohen Birg und auf der Straßen geht Mancher in die Ewigkeit!“

„Hier ist der Handwerksbursch Christian Perger todt gefunden worden; was ihm überfahren, ist Gott bekannt, der seine Seel gnädiglich in den Himmel wolle führen.“

„Dahier ist Franz Keiter beim Holzriesen von einem Block in die Brust gestoßen worden, daß er augenblicklich todt ist gewesen.“

„Frommer Christ, schau in diesen Fluß hinein, da mußte das Leben der Maria Reg, vulgo Adlerwirthin in Kreuth, zu Ende sein. Sie ist über den Steg geglitten und thut um ein Vaterunser bitten.“

„Da, bei der Köhlerei ist der Josef Pfleger, 47 Jahre alt, in den glühenden Kohlenmeiler gestürzt. Der barmherzige Gott bewahre ihn und uns vor dem höllischen Feuer, Amen.“

„Hier hat die göttliche Fürsehung den siebzigjährigen Johann Filzmoser durch einen jähen Tod von dieser Welt abgerufen. — Vollbracht ist das Leiden, der Tod, das Gericht, nun ruhet er selig bei Jesu im Licht.“

„Wanderer, hier halt an, und denk', was auch dir geschehen kann, hier hat ein wildes Rind die ehrsame Magd Johanna Moser umgebracht. Jetzt ist sie in der Todesnacht; seid ihrer mit einem Vaterunser bedacht.“

Das sind einige Martertafelproben aus Steiermark. In ähnlichem Style erzählen die meisten dieser schlichten Denkmale ihr Ereigniß. Der Todesarten jedoch gibt es unzählige. Da ist Einer erfroren, oder vom Gießbach mit fortgerissen, oder von einer Lawine begraben worden. Ein Anderer hat sich im Nebel verirrt, ist über die Wand gefallen oder im tiefen Schnee umgekommen. Ein Dritter ist vom Baume gefallen, oder unter die Wagenräder gerathen, oder durch ein scheues Pferd geschleift worden. Durch rollende Steine werden Viele erschlagen; im grundlosen Alpensee findet Mancher sein Grab, der, ausgefahren auf spiegelglatter Fläche, von dem plötzlich hereingebrochenen Sturm überrascht worden ist. Auf Gletscherfeldern gehen Ein-

heimische selten zu Grunde, hingegen fordern in manchen Gegenden die Wildschützen zuweilen noch ihr Opfer unter den Förstern und Jägern. Seitdem das Edelweiß ein beliebter Handelsartikel geworden ist, weist an wilden Felswänden manches Täfelchen die Stelle, wo ein gestürzter Edelweißsucher zerschmettert aufgefunden worden. Die Mehrzahl der unnatürlichen Todesfälle in den Alpen aber kommt bei den Bergknappen, Holz- und Fuhrleuten vor. Ich möchte behaupten, daß von diesen Leuten wenigstens fünf Procent eines gewaltsamen Todes sterben.

Daher leicht erklärlich die zahllosen Martertafeln in den Alpen, die den Wanderer zuerst erschrecken, dann beklemmen, bis er sie gewohnt wird und über die Ursprünglichkeit der Volkskunst und Volkspoesie erheiternde Studien treibt.

Manches Dorf hat seinen Künstler. Es ist entweder ein Handwerker, der in freien Stunden die Kunst aus Liebhaberei betreibt, oder um sich damit ein kleines Taschengeld zu erwerben. In Tirol thuts der Herrgottlschnitzer, der vermag der Sache schon größere Vollendung zu geben. Diese Menschen betrachten ihren Gegenstand meist von so idealem Standpunkte, daß sie darob die ungeheuerlichsten Fehler ihrer Gestalten ganz und gar übersehen.

Ohne Malerei geht es nicht ab. Stets im Vordergrunde ist die Scene des Unglückes dargestellt. Da sitzt der Verunglückte etwa regelrecht auf den Wellen eines Flusses und breitet die Hände aus, an welchen ein sechster oder siebenter Finger nicht selten zu entdecken ist. Oder er steht kerzengerade und hölzern wie ein Soldat auf der Wacht, des Baumes gewärtig, der auf ihn niederstürzt. Oder er schwebt, von einem Felsen springend, in schönstem Wagrecht in der Luft und hat vielleicht sogar noch die Arme über die Brust gelegt, wie ich das auf einer Martertafel des Pusterthales sah. Wo aber das Arge bereits geschehen ist, da gibt es viel rothe Farbe um den Leichnam; je mehr Blut, desto bedauernswürdiger der Verunglückte. Ferner wird man über dem Haupte der Figur stets auch ein rothes Kreuzlein gemalt finden; dieses Kreuzlein zeigt an, daß der Arme bereits todt oder dem Tode sicher geweiht ist. Die Wasserwellen, die Bäume, die Felsen, die Wolken sind in architektonischer Regelmäßigkeit ausgeführt, und die stundenweit entfernt sein sollenden Berge sind gerade so scharf und grün gezeichnet wie der vom Künstler gedachte vorderste Punkt. Daß es aber durchaus keine gewöhnlichen Bilder sind, wie sie anderswo vorkommen, will ich beweisen. Es gibt kaum eine Martertafel in den Alpen, auf deren Wolken nicht die Dreifaltigkeit oder die Mutter-Gottes oder eine andere Macht des Himmels säße. Oft ist es der Schutz- oder Namenspatron des Verunglückten, der ein Strahlenbündel niedergießt auf den Sterbenden. Das soll, wenn schon diesseits keine Rettung mehr sein kann, die Hoffnung auf das Heil in jener Welt bedeuten. — Ach, es ist ja so praktisch und gut für uns Menschen, selbst in unseren schönsten Tagen praktisch und gut, die Hoffnung und das Ideal außerhalb dieser Welt zu verlegen; während wir hier Stück für Stück des Schönsten und Besten zu Grunde gehen sehen, leuchtet, gepanzert gegen alles Irdische, in unserer Seele bis ans Ende das trostreiche Bild jener Welt. So ist der letzte Gedanke des in den Abgrund Stürzenden oder in den Wellen Ertrinkenden oder unter der Staublawine endenden Bauers — das Himmelreich. Wollte das Geschick, wir hätten es Alle so gut!

Der Name „Martertafel“ selbst schon soll die den Leib gewaltsam zermarternde, unnatürliche Todesart andeuten. Von der Votivtafel unterscheidet sich die Martertafel dadurch, daß sie immer das Denkmal eines Zugrundegegangenen ist, während die Votivtafel ein in Noth und Gefahr gelobtes bildliches

Andenken sein muß, welches aus Dankbarkeit für die glückliche Rettung zumeist in Wallfahrtskirchen und Capellen, zuweilen auch an der Stätte der überstandenen Gefahr aufgerichtet wird. Die Votivtafeln sind meist noch viel mannigfaltiger als die ersteren, behandeln ihren Gegenstand oft mit vielem Humor, geben aber stets für die glückliche Rettung in hochgeschwungenen Redensarten Gott und seiner jungfräulichen Mutter und den Heiligen die Ehre. Die Wallfahrtskirche zu Mariazell in Steiermark ist wohl einer der größten Sammelkasten von Votivtafeln und gibt in dieser wie auch in manch anderer Beziehung unerschöpflichen Stoff für das Studium des Volkscharakters und insbesondere der Volksreligion.

Wir aber wollen wieder in die freie, wilde Natur hinaustreten zu den armen, aber so düsteren Denkmalen des Todes.

An Wegen und Straßen, die sich Flüssen entlang durch bewaldete Bergschluchten ziehen, können wir den meisten Martertafeln begegnen. Diese sind zuweilen auch zu Füßen eines Crucifixes an den Kreuzstamm geheftet. Oft hängt an einem Kettchen auch ein riesiger, stets mit Rost überzogener Eisennagel, der von den Andächtigen als einer der drei Nägel, mit welchen Christus ans Kreuz genagelt worden, geküßt wird. Ein andermal ist vor dem Pfahle eine Kniebank angebracht, auf daß dem erbetenen Vaterunser sogleich einige Bequemlichkeit geboten werde. Sehr häufig prangt die Tafel am Stamme eines buschigen Fichtenbaumes, und die Einsamkeit ringsum mit ihrem ewigen Rauschen des Wassers oder mit ihrem schwermüthigen Flüstern des Waldes oder mit ihrer tiefen Stille, die nur zuweilen durch das Rieseln der Steinchen in einer nahen Schutthalde unterbrochen wird, ergreift uns hier seltsam an der Stelle, wo ein Weilchen vor uns ein Mitmensch den Todeskampf gerungen hat.

Im wildherrlichen Ennsthale sah ich in der Nähe des brausenden Flußes ein Marterbildchen, welches einen hochgeschichteten Haufen von entschälten Baumblöcken darstellte. Auf dem Haufen obenan saß ein Mann, seine Tabakspfeife stopfend; über dessen Haupte aber war das rothe Kreuzchen, und aus den Wolken nieder von der Figur des heiligen Sebastian strömte das Strahlenbündel auf den Mann. Der untere Theil der Tafel mit der Inschrift war abgebrochen. Um so genauer betrachtete ich das Bild, konnte aber nicht verstehen, was nur bei diesem Tabakspfeifenstopfen Lebensgefährliches obwalten konnte. Ein Bewohner der Gegend kam des Weges, den fragte ich nach der Bedeutung der Tafel.

„Ha, halt ja," antwortete der Gefragte, „da hat's halt den Basil umbracht. Der Herr sieht die Holzriesen, die dort vom Wald herabgeht. Da haben sie die Holzblöcke herabgelassen in die Enns; die Enns schwemmt sie fort zu den Hieflauer Köhlereien hinaus, da brauchen wir sie nicht zu transportiren. Ist aber die Riese zu trocken gewesen, die Blöcke haben nicht den rechten Schwung gehabt, sind vor dem Wasser niedergefallen und liegen geblieben. Und wie zu Zeiten schon was sein will, hat der Holzer Basil die Blöcke wollen nach und nach in den Fluß arbeiten. Wie er auf den Haufen oben sitzt und ein bißl rastet, hebt euch die ganze Kramm an zu rutschen und zu rollen — der Basil mitten drin. — „Herr Jesus, mit mir ist's gar!" schreit er noch, die umstehenden Leut' wissen ihm nicht beizustehen, und der ganze Holzblockhaufen kollert in die Enns. Einer hat's gesehen, wie der Basil zwischen den Holzstücken noch seine Hand aus dem Wasser gereckt hat — weiter haben sie nichts mehr von ihm gesehen. In der Hieflau unten beim Scheiterrechen haben sie ihn stückelweis herausgezogen."

Eine Martertafel im oberen Murthal stellt einen Waldanger vor, auf

den mitten im Grünen ein kohlschwarzer Fleck gemalt ist. Dieser Fleck soll eine tiefe Grube versinnlichen, wie man sie gern grub, um Wölfe darin zu fangen. Man verdeckte das Loch mit Reisig und Stroh, legte ein Aas darüber, und wenn der Wolf dazu kam, so brach er durch und war gefangen. Ueber dieser Wolfsgrube nun auf dem Bilde steht das rothe Kreuzlein und geht der Heiligenstrahl nieder von der Dreifaltigkeit. Die Inschrift darunter heißt: „150 Schritt hier seitlings vom Weg ist auf einem nächtlichen Heimgang Peter Wieser, Knecht beim Bauer in der Leuten, den 13. Juli 1839 in die Wolfsgruben gefallen. Ein Thier ist darin schon gefangen gewesen, und von Weitem ist es gehört worden, wie der Peter Wieser mit der Bestie gerauft hat. Arg zerfleischt fanden sie ihn des Morgens — gestorben in seinem 56. Lebensjahr. Wanderer, stehe still und bete ein Vaterunser."

Mitunter können Martertafeln auch zu was Anderem gut sein. In der Nähe eines Städtchens in Kärnten hart an der Straße fand ich eine Tafel, auf welcher sieben aufgebahrte Leichen gemalt waren und darüber der heilige „arme Lazarus", der seine Strahlen auf die Todten warf. Die Inschrift lautete: „Ich und mein Weib und meine fünf Kinder, das Sterben thut weh, das Verhungern nicht minder. Bin der Schneider Zecke, Haus numro siebzehn; ich arbeite billig und nimm auch zum Flicken."

Während wir vor anderen Martertafeln traurig und rathlos stehen und nichts zu thun vermögen, als höchstens das erbetene „Vaterunser" zu sagen und die naiven Darstellungen zu belächeln — kann diesem Manne noch geholfen werden.

Und es kommt ja vielleicht die Zeit, da an den Bäumen, Pfählen und Felsen, die an Wald- und Gebirgsstraßen stehen und auf denen heute die Unglückstafeln hängen, bunte Affichen prangen werden, einladend zum großen Waarenlager von Zeiteles oder Rosenbaum in R., oder in's Hotel Schacher in S., oder zum Tingeltangel in W., oder man preist Haarwuchspomaden an, oder Malzextracte, oder Mittel zur Wiederaufrichtung männlicher Kraft. Seit unsere Alpen ein Wildpark der Städter werden und man für naive religiöse Darstellungen der idealeren Gebirgsbewohner nur Spott hat, seitdem durch den Einfluß der Städte auch die Aelpler an Bedürfnissen aller Art zunehmen und zu verweichlichen beginnen — seitdem sehe ich die Zeit kommen, in der Plakate und Annoncen unseren Augen auch im Gebirge zu Martertafeln werden.

Volksgestalten aus dem Schwabenland.

Von Josef Lautenbacher.

Der Großbauer.

Der Schützenbauer ist der reichste Bauer im Orte und der einflußreichste. Wenn sie im Wirthshaus einer Sache wegen streiten und er aufgefordert oder unaufgefordert Schiedsrichter wird, sagt er nur: „So ist's oder so ist's, ich bin Schützenbauer." Das wirkt, das gilt für hundert Gründe; denn man ehrt ihn, und wer ihn nicht ehrt, fürchtet ihn wenigstens, schon seiner „Freundschaft" (Verwandtschaft) wegen. Seiner Schwester Sohn ist Bürgermeister und sein Schwager hat das erste Wirthshaus und sein Bruder den zweiten Bauernhof. Er und diese sind die vier Höchstbesteuerten und die könnten den armen Kuhbauern in manchen Dingen wehe thun. Wehe thut er ihnen aber nicht, der Schützenbauer, aus Bosheit nie, wenn er auch gar stolz ist auf seinen Reichthum, seinen Einfluß und seine Sippe und daß er in der Kirche auf einem ledernen Polster kniet und die Anderen nicht. Stolz ist er auch, daß er des Pfarrers nächster Nachbar ist, daß er allein im Orte Schafe und einen Schäfer hat, daß er allein von allen Bauern in der Gegend trotz seiner Bäuerin keine herrische Chaise hat, stolz, daß er Schützenbauer ist und heißt. Warum er so heißt, weiß er freilich selbst nicht und ein Anderer auch nicht. So haben alle Bauern auf dem Hause geheißen, so lang man denken und nicht denken kann und der Name sei dem Hause schon gewesen, als es noch das einzige war, das neben der alten Wallfahrtskirche und dem Pfaffenhöfchen stand. Aber warum er Schützenbauer ist, das weiß er: durch eigene Kraft nicht minder und beharrlichen Fleiß, denn durch Geburt und Glück. Er ist das Vorbild seiner Gemeinde im Arbeiten und Sparen und Hausen. Wer nichts hat, der ist nichts, und wer nichts ist, der hat nichts, lautet einer seiner schneidenden Kernsprüche.

In Allem zeigt sich sein Stolz und unermüdlich ist seine Arbeitslust. Dabei hat er einen klaren Verstand und ist dem Spitzigen der Welt gegenüber witzig und klug. Er hätte einen guten Bürgermeister abgegeben. Zum mindesten sollte er doch Beigeordneter oder Pfleger werden. „Nein!" sagte er, „wenn ich's auch euch Bauern zu Liebe thun wollte, mir selbst kann ich das Leid nicht anthun. Ich will unabhängig sein und mit keinem Herrn etwas zu thun haben. Ich will mein Lebtag vor kein Amt und kein Gericht kommen." Einmal aber kam er doch vor's Gericht. In seine Schafe war eine Seuche gefahren, die der Schäfer nicht wegcuriren konnte. Er versäumte die Anzeige an's Amt. Darauf war eine hohe Strafe gesetzt. Sein Anwalt las ihm vor: bis zu einem Jahre könnte erkannt werden. Da schlotterten dem Manne die Knie. Es wurden ihm aber nur drei Tage gesprochen. Die saß er ab, aber nicht mit Humor, wie's sein Geldbeutel schon ertragen hätte. Wenn's noch einen Tag gedauert hätte und wenn's nicht wegen der Schande gewesen wäre, dann hätte er sich d'rin erhängt.

Bitter und fast verächtlich behandelt er die Stadtfräcke, die für ihn beim Schulmeister anfangen und mit dem Höchsten aufhören. Sie leben von

unserem Gelde. Freilich nöthig genug. Es sollte blos zwei Herren geben, einen für's Weltliche, der sollte von der Sonne aus regieren, und einen für's Geistliche, der sollte im Monde sitzen. Da wären sie doch schön weit weg und reichen würde es doch. — Mag kommen, wer will, den Hut rückt er nicht — was würde es auch helfen? trägt er doch drunter eine Zipfelkappe. Dem Schulmeister und Pfarrer ist es eine große Ehre, wenn sie von ihm auf die Festtage Nudeln und Kücheln kriegen und auf Martini und Fastnacht eine Metzelsuppe und ein Stück Sau; er gibt aber nicht, um die Herren zu ehren, sondern um die Hungerleider zu füttern. Und Hungerleider ist bei ihm Alles, was nicht eigenen Grund und Boden hat.

Was man so Gemüth heißt, sinniges Beschauen und Erfassen der Dinge, hat er nicht; das sei Weibersache, meint er. Sein Weib liebt er nur, weil sie ihm Geld und eine Arbeitskraft mehr in's Haus gebracht hat. Die äußeren Vorschriften der Religion erfüllt er bis auf's Tüpfchen: er hört Sonn- und Feiertags Predigt und Messe, schwänzt nicht leicht den englischen Gruß und verkauft zu Ostern seinen Jährling, d. i. er beichtet einmal im Jahre; wenn's irgend möglich ist, wird er auch christlich sterben. Das thut aber Alles die Gewohnheit, ohne daß man gerade sagen könnte oder müßte, er treibe Heuchelei.

In seinem Charakter ist neben dem treubiedern und offenen ein heimtückischer und falscher Zug, unter dem alle Diejenigen leiden, die er seine Feinde heißt. Ehrlich und gerade kann er auch auf eine eigene Manier spöttisch sein. Trocken und hausbacken entbehrt er nicht der Kraft der Witzrede. Sie ist urkräftig und, leider in unserer nichtshakespearischen Zeit, nicht anzuwenden und wiederzugeben. Sehr drastisch und kräftig ist er auch, wenn er in Bildern redet. Gewiß ist er in Züchten und Ehren grau geworden, doch auch sein Theil Sinnlichkeit ward ihm gegeben. Es steht dem natürlichen Manne so gut an, wenn er ganz harmlos und ungenirt seine diesbezüglichen Jugendstreiche erzählt. Und nicht minder, wenn er etwa der Magd, die gefallen, dem Knecht, der eingegangen, seine Leviten, halb ernst und sarkastisch, halb mild und witzig, liest. Man kennt ihn als den sparsamsten, mäßigsten und nüchternsten Mann. Im Winter steht er um vier Uhr, im Sommer noch eine oder zwei Stunden früher auf und harrt mit seinem Geschirrchen Milch aus bis zum Mittag. Von da reicht's dann bis Abend. Die Dienstboten schilt er oft, wenn er sie so gierig vespern sieht, Freßsäcke. Nicht weil er es ihnen nicht vergönnte, sondern weil's nicht noth ist. Bier kommt nur an hohen Festtagen auf den Tisch. Aber am Sonntag geht er zum Schwager Fliegenwirth und trinkt sein Dutzend Krüglein. Und damit er's ganz gewiß weiß, daß er nicht zu wenig und nicht zu viel hat, macht er bei jedem Krüglein einen Silberknopf an seiner Weste von rothem Bauerntuch auf. Da sitzt er am vorderen Tisch in der Herrgottsecke und erzählt, witzelt, stichelt, schilt oder belehrt, wie's gerade kommt. Seine Stimme und Gestalt beherrscht die ganze Stube. Sie haben ihn zum Kürassier machen wollen, aber sein Vater hat ihm einen Soldaten gekauft. Er ist groß, breit geschultert und stämmig; kein weiches Fleisch, alles durch Arbeit hart und schwielig und knorrig; von seinem Haare, das anfängt vom Grauen in's Weiße überzugehen, ist noch kein Röhrchen ausgegangen; das Gesicht trägt er rasirt, denn es ist Züchtlings- und Räubersache, einen Bart zu haben. Er ist der Letzte und Einzige im Ort, der ganz treu der alten kleidsamen schwäbischen Bauerntracht geblieben ist.

Alles Glück ist dem Manne geworden, eines war ihm versagt: eine eheliche Nachkommenschaft. Darum

dachte er sich vor ein paar Jahren, als er sechzig geworden: Weshalb soll ich mich ferner scheeren urd plagen für andere Leute, die sich in's Fäustchen lachen? Das heißt, er hätte sich's so arg und so energisch noch nicht gedacht, aber seine beschaulichere Gattin redete es ihm ein. Und so ward Knall und Fall der Hof zertrümmert, ein schmuckes Pfründehäuschen gebaut und vom Gewonnenen gelebt. So Marie, sagte er, jetzt haben wir zwar wieder ein Haus, aber keine Arbeit. Ihm ward's nicht wohl und leicht darin. Vorsorglich hatte er beim Verkaufe für sich das Ehegattenhölzchen ausgenommer, wo es doch immer etwas zu pflanzen, zu hacken, zu putzen, zu fällen gab. Aber er konnte doch nicht vom frühen Morgen bis in die sinkende Nacht im Hölzchen draußen stehen. Da half er seinem Bruder, und damit war dem und ihm geholfen. Wer ihm aber früher gesagt hätte, er müsse noch den Mähbuben machen und den Strohschüttler und Garbenbinder, er, der geborene Fuderlader und Sämann und Pflüger! Jetzt ist's halt so, sagt er klein lächelnd.

Das Pfründnerhäuschen ist nett eingerichtet; sogar ein Sopha hat man gekauft und Polstersessel; Bildertafeln und Schnitzereien zieren die Wände. Der Frau kommt das Alles ganz behaglich vor, er aber kann nicht sitzen als auf seinem gewohnten Dreibeiner, und wenn er ein Schläfchen machen will, macht er es auf seiner alten Ledergautsche. Er läßt ihr Alles hingehen, aber in die Federmatratzenbetten, im gemalten Zimmer, darf sie nicht liegen, die gehören für Gäste. Sie muß auch auf dem Strohsacke schlafen.

Auf dem Strohsack, meint der Schützenbauer, lebt man länger, als in den Matratzenbetten. — Es mag an der Sache etwas Wahres sein.

Das Studentle.

Wer ist wohl heute am stolzesten? der schlanke Maien neben dem Häuschen des Primizianten, weil ihn Kelch und Stola und alle priesterlichen Abzeichen schmücken? Oder die Priesterschaar des Landcapitels, die so zahlreich erschienen ist zur ersten Messe eines jungen Bruders? Oder das kleine geistige Bräutchen im weißen Kleidchen, in der Mitte der Gespielinnen, das einen Kelch trägt, mit Blumen umwunden? Oder der junge, rothbackige Primiziant selbst, der heute sein erstes mystisches Opfer darbringen wird und nicht genug den Segen geben kann? Denn Viele sind gekommen und weit her; muß man ja doch einer ersten Messe und des Segens eines Neugeweihten wegen ein Paar Sohlen durchlaufen. Oder ist's sein altes Mütterchen, das bald weint, bald lacht, bald fromm die Hände faltet, bald überschwänglich wonnig ihren Sohn, ihren „Herrn Sohn" betrachtet? Sie ist's. Denn sie ist die Mutter. Sie weiß es, das viele Augen sie suchen. Hat sie doch auch immer gleich nach der Mutter gefragt bei den andern Primizen. Wie oft hat sie heute den Segen schon empfangen, immer bittet sie: noch einmal. Und mit einem „Endlich, endlich!" drückt sie ihm die Hände, schließt ihn in die Arme, und für die Verwandten und die Umstehenden hat sie immer nur das eine Freudenwort: „Endlich!"

Es hatte aber auch gar kein Ende nehmen wollen, das Studium und die Kümmerniß und das Geldschicken und das Gefrage: „Ist er denn noch nicht fertig?" Vor zwölf Jahren hatte ihnen — damals lebte der Vater noch — der alte Pfarrer gerathen, das geweckte Bübchen studiren zu lassen. Der Vater sagte wohl: „Weib, das kostet Geld. Das können wir nicht erkraften. Und seinen Geschwistern darf man auch nichts abzwacken." Wie vermöchte aber ein Vater etwas auszurichten,

wenn der Pfarrer und die Mutter und zuletzt auch der Sohn zusammenhelfen! Das Söhnlein ward mit Wäsche und städtischen Kleidern ausstaffirt und von der Mutter zur Stadt geleitet. Der Schullehrer hatte die besten Zeugnisse mitgegeben und der Pfarrer einen schriftlichen Empfehl an den alten Rector. Es konnte nicht fehlen. „Gebt halt recht Obacht auf den Hansjörg,“ sagte sie zu dem, bei dem man das Herrwerden lernt, „und daß er doch das Meßlesen bald und ordentlich kann.“ Die Alte meinte, wie die meisten Landleute, das ganze Studium bestehe im Lernen der Messe. Wüßten die, was so ein Student Alles treiben muß, sie bekreuzten sich und ließen keinen Buben mehr einen Herrn werden. Zu einem Weber that sie den Hansjörg in billige Wohnung und Kost. Billig; dennoch brauchte er drin doppelt so viel als alle Fünfe daheim. Der Hansjörg konnte noch nicht lateinisch bis Zehn zählen, da starb der Vater, das Anwesen übernahm der älteste Sohn und der Mutter blieb nur ein ganz kleines Hintergütchen. Hansjörg studirte brav und brachte alle Jahre den Religionspreis nach Hause. Er schrieb aber auch fleißig um Geld und die Mutter hatte so wenig Hennen mehr und nur noch eine Kuh. Da galt's rasche und einschneidende Aenderungen. Bei dem Weber zog er aus und kam in ein Dachstübchen, das eine alte Goldauflegerin vermiethete. Alle Tage ging er jetzt anderswohin zum Essen. Das bekam er geschenkt in Klöstern und bei wohlthätigen vermöglichen Leuten. Die Mutter hatte nicht geruht, bis für alle sieben Tage der Woche gesorgt war. Manche Abweisung und Schimpfrede hatte sie dabei ausstehen müssen. Der Student aber war schon fast groß geworden und wollte sich schämen, so herumzuessen wie der Dorfhirt. Aber Mutter und Magen sagten: „Hilft nichts, willst Du's hinausbringen mit Deinem Herrwerden, darfst Du Dir das Bischen Bittere nicht sparen.“ Es ging schon so genug auf. Denn noch hatte er keinen Morgenimbiß und kein Abendbrod, keine Bücher und Kleider, und wenn er in Vacanz heimkam, mußte er doch auch ein Reischen machen und in Gesellschaft gehen zum Herrn Pfarrer und Schullehrer. In der Vacanz hatte er's immer am schönsten: da ward ihm sein eigen Stübchen gerichtet, eigens gedeckt und eigens gekocht. Gar, seit dem er wirklich den schwarzen Rock angezogen und das Plättchen sich einschneiden ließ, die Tonsur, und mitthun durfte bei der Vigil und die Lamentationen sang in der Charwoche und die Litanei las in der Betstunde! Als er vor einem halben Jahre zum ersten Male die Kanzel bestieg, da stieg die Freude über alle Grenzen und nur zwei Wünsche weinte sie: daß doch der Vater noch lebte! und daß sie doch noch den Tag der ersten Messe erlebe!

Sie erlebte ihn und genoß ihn, und darum war sie die Stolzeste. Sie durfte es sein.

Noch ein paar Wochen weilte der Neomyst. Dann ward er Kaplan in einem weit entlegenen Orte. Der Primiziantenmutter war, als bräche ihr das Herz. Ein paar Tage kam er jährlich zu ihr. Nach kurzer Zeit erhielt er ein mäßig ausgestattetes selbstständiges Beneficium. Die Mutter freute sich, ihm seinen kleinen Haushalt führen zu können. Auch wäre so seine jüngere Schwester versorgt gewesen. Aber in dem Orte, wo er Kaplan war, hatte er eine sitzengebliebene Schullehrerstochter sehr genau kennen gelernt. Die wählte er zu seiner Haushälterin. Als Mutter und Schwester kamen, waren sie bald beredet, wieder heimzugehen. Man munkelte so allerhand. Die Mutter schwieg und betete und starb. Und der geistliche Herr Sohn lebte, lebt heute noch und hat Recht, daß er lebt.

Nahrung und Ernährung.

Gastronomische Plauderei von Clara Reichner.

„Was der Mensch ißt, das ist er" — oder vielmehr, das wird er, denn Essen und Trinken hält nicht nur Leib und Seele zusammen, es ist auch entweder Gift oder Arzenei — je nachdem.

„Stimmungen kommen aus dem Magen" — das empfindet sowohl der reiche und träge Epikuräer, welcher müßig bei den Fleischtöpfen Egyptens schwelgt, als der Arme und Elende, dessen Hauptnahrung aus Brod, Kartoffeln und kraftloser Cichorienbrühe besteht, ja man darf getrost behaupten, daß die Nahrung des Menschen den allermaßgeblichsten und entscheidensten Factor für dessen ganzes Außen- und Innenleben, seine ganze innere und äußere Wohlfahrt bildet. — Ganze Menschenclassen, Nationen und Völker dienen daran uns ja zum Beweis.

„Was Seuchen und Hunger nicht tödten, das bringen die Köche um" — ein Theil der Menschheit geht am Diniren, der andere am Soupiren zu Grunde, denn man lebt nicht von der Nahrung, sondern von der Nährung, der Ernährung, lebt nicht von dem, was man zu sich nimmt, als vielmehr von dem, was man verdaut, und die Wohlthat eines guten Magens wird meist dann erst erkannt, wenn dieser Magen endlich zu striken beginnt.

Kein Wunder auch! — Wieviel des Ueberflüssigen muß der Aermste oft verschlucken, wie manches Nothwendige wird ihm entzogen, ihm, welcher der „Nahrung und Ernährung" für den Körper zu dessen Ergänzung und Erneuerung, nicht aber der „Leckereien und Schmausereien" zur Befriedigung, zum bloßen Kitzel des Gaumens bedarf. — An dieser Begriffsverwechslung ist schon gar mancher Körper nach und nach zu Grunde gegangen; — oft freilich ist die Natur sehr zähe und hat lang Nachsicht mit unsern täglichen Vergehungen — reißt ihr aber endlich die Geduld, so pflegt es häufig mit der Besserung auch zu spät zu sein.

Ein arabisches Sprichwort predigt uns folgende Lebensweisheit: „Jedem Menschen sei von Gott schon bei der Geburt sein ihm zukommendes Maß an Speise und Trank vorgeschrieben und gleichsam als Pathengeschenk mit in die Wiege gelegt. — Achtet er der kostbaren Gabe nicht, lebt er gedankenlos nur in den Tag hinein, so hat er auch bald ausgewirthschaftet, hält er aber gut Haus damit, so kann er lange daran haben."

Wer oder was ist es nun, das den Menschen am besten nährt, welche Nahrungsmittel sind zugleich auch Nährmittel, erfüllen am meisten die Bedingung, zugleich nahrhaft und leicht verdaulich zu sein?

Jedenfalls, liebe, wißbegierige Leserin, jedenfalls doch solche, die nach Möglichkeit jene drei Bestandtheile in sich vereinigen, deren der Körper zu seiner naturgemäßen Ernährung bedarf — es sind dies Mineralstoffe (Salze), Eiweißstoffe (Fleisch, Eier, Hülsenfrüchte, Milch) und drittens Fett- und Stärkmehlstoffe (Zucker, Stärkmehl, Fette von Thieren und Pflanzen).

Leider hat in unserer Zeit ein enfant gâté und terrible der Gegenwart, die Chemie (nomen et omen, sintemalen der weibliche Artikel „die"

wiederum für die Behauptung zu sprechen scheint, daß alles Unglück von den Weibern herkommt!) weit mehr als recht und billig ist, sich der Gastronomie bemächtigt und sicher nicht zum Vortheil derselben.

Wie oft ist doch ein Fortschritt — ein anscheinender oder wirklicher — zugleich als Nachtheil in der Culturgeschichte der Menschheit zu verzeichnen — so haben auch die wachsenden Fortschritte in der Chemie als ein sehr zweifelhafter Gewinn und Glücksfall in gastronomischen Angelegenheiten sich erwiesen, denn öffnet sie auch oftmals uns die Augen, deckt sie manche Sünden auf diesem Gebiete auf, wenn sie mit des Forschers prüfendem Blick das Echte von dem Falschen scheidet, so ist doch wieder sie es, welche mit der einen Hand hastig die Gabe zurückzieht, die sie mit der andern freundlich bietet.

Da tauchen, pilzartig emporwuchernd, Kunsteier, Kunstbutter, Kunstmilch, Kunstkaffee, Kunstfleisch auf, aber das ist noch lange nicht das Schlimmste. „Prüfet Alles und behaltet das Beste". Davor also kann man sich schützen, und zwar wieder durch gerade dieselbe Chemie, welche es wohl versteht, Giftpilze von den nutzbringenden, oder wenigstens unschädlichen, zu scheiden.

Weit ärger aber ist der Schaden, welchen die allzeit siegreiche Chemie auf dem Gebiete der „Verfälschung" von Speisen und Getränken im Allgemeinen und Besondern anrichtet und die keinen geringen Einfluß auf den Gesundheitszustand und die Sterblichkeit der Menschheit ausübt. — Gottlob, daß wir wenigstens nicht mehr jetzt so verrathen und verkauft sind, wie unsere Vorfahren aus dem 17. Jahrhundert; denn über die damals herrschende Sitte, respective Unsitte, daß die Kaufleute, welche dazumalen neue Artikel einzuführen trachteten, sich Naturforscher und Aerzte zu diesem Zwecke sozusagen engagirten, indem sie deren lobpreisende Federn sich und ihren Zwecken für Geld und gute Worte dienstbar machten und erkauften, sind wir denn doch gewissermaßen hinaus. (?)

Welchen Einfluß Speise und Trank des Menschen aber auch auf Diesen und dessen Dasein haben, wird leider, so klar und erwiesen es auch ist, bei Weitem noch nicht genug beachtet, namentlich, wenn bei uns Hausfrauen ein gewisses Spar- und Bequemlichkeits-, auch Eigensinn-System, das wir „wirthschaftlich" heißen, mit in's Gewicht fällt, und doch haben wir gar mancherlei Erleichterungen im Gegensatze zu unsern Vorschwestern in der Gastronomie. — Früher mußte jede Hausfrau nicht nur das Kochen, sondern auch das Backen und Brauen verstehen, und gar manches Andere noch, von dem sich unsere Schulweisheit nichts träumen läßt. — Wer kaufte z. B. früher Leinenzeug und ähnliche Stoffe? — Wer kannte Nähmaschinen, Steppmaschinen, Stopf-, Stick- und Plisseemaschinen, wer Brod- und Zuckerschneide-, Kartoffelschäl- Wurststopf-, Wasch-, Wäschauswind- und andere Maschinen?

Tempi passati — entschwundene Zeiten! Wo Edison's elektrische Stubenlampe und andere Lichter leuchten, da weiß man nichts mehr von den höchsteigenhändigen Plagereien und Plackereien unserer Vormütter, welche glauben würden, des Teufels Regiment sei angebrochen, könnten sie wieder auferstehen und wandeln, um uns per Dampfkraft durch die Welt sausen zu sehen; — desto mehr Veranlassung aber, die uns so reichlich zu Theil gewordenen Erleichterungen nicht gar zu leicht zu nehmen.

Leider haben wir statt dessen im Laufe der Zeiten und Begebenheiten eine Unsitte angenommen, welche uns zu Freundinnen und Genossinnen, ja zu Mitschuldigen der vorhin erwähnten und geschmähten Dame Chemie erhebt, sintemalen der Hehler auch nicht besser als der Stehler zu sein

pflegt. — Wir kaufen nicht nur der größeren Billigkeit halber, aus sogenannter Wirthschaftlichkeit, gefälschte Nahrungsmittel und ähnliche Präparate, wir treiben auch die Tugend der Sparsamkeit, „nur ja nichts umkommen zu lassen", soweit, um oft gar wunderliche Compositionen zu Stande zu bringen, welche mehr unserm Koch-kunst-, Empfindungs- und Haushaltungstalent, als unserer Talentirung für Gastronomie als Wissenschaft betrachtet, Ehre machen. Wir fälschen mit, wenn wir, dem Gaumen zu schmeicheln, den Magen als Stiefkind behandeln, und helfen Nährmittel in bloße Nahrungsmittel verwandeln — stiefmütterlich aber sind wir leider zumeist veranlagt, wenn es gilt zu zeigen, daß wir — „gute Hausfrauen" sind! —

Die Vegetarianer, jene pflanzenessende, spirituosenverachtende Secte, haben so Unrecht nicht, sich bei ihrer pflanzenstofflichen Nahrung ganz behaglich zu fühlen — sie vermeiden alle Spirituosen, alle erhitzenden Speisen und Getränke, begnügen sich mit Milch und Wasser, Gemüse, Mehlspeisen 2c. und essen niemals Fleisch. Eine gemischte Kost, anstatt der vegetabilischen, wäre freilich wohl das Naturgemäßeste, sintemalen dieweil der Mensch denn doch eigentlich kein Pflanzenesser, sondern für gemischte Kost beanlagt und organisirt ist. — Freilich soll damit nicht gesagt sein, daß er sich von durchweg englisch-massiger — man möchte fast sagen „massiver" — Kost ernähren solle, namentlich, wenn er kein Engländer ist, ebenso wenig als von vertrockneten, ausgedörrten Pflanzenfasern nicht ganz unähnlichen — fast bis zur Unkenntlichkeit ausgekochten, sogenannten Fleischspeisen.

Eine verhältnißmäßig nicht theure, einfache und jedenfalls sicherste und gesunde Nahrung und Nährung bleiben unstreitig stets ordentliche Bouillon, reine Milch, Eier, frische Butter, kräftiges Schwarzbrod, auch ein gutes Stück Käse, trotz des bekannten Wahr- und Warnungsspruches, daß der Käse nur Morgens Gold, dagegen Mittags Silber und Abends gar Blei sei; — außerdem Hülsenfrüchte (Erbsen, Linsen, Bohnen), grüne Gemüse und entsprechend Salz und Gewürz — nur nicht zuviel von Letzterem. Leider muß hier zugleich constatirt werden, daß die beliebte und mit Recht geachtete Wohlthäterin der Menschheit, die Kartoffel, ergo Viehfutter, nicht zu den gesunden und empfehlenswerthen Nahrungsmitteln gehört, weil sie kein ausreichendes Nährmittel ist.

Auch sei hier zugleich auf etwas hingewiesen, das leider selten genügend beachtet wird, obwohl es den größesten Einfluß auf den Magen, auf Ernährung und Verdauung ausübt, nämlich auf den häufig viel zu heißen und zu schnellen Genuß der Speisen. Solche fortgesetzte, kleine, tägliche Sünden gegen den Körper bilden endlich eine Kette mit unauflöslich, unzerreißbar festen Ringen, fest genug, um keine Rückkehr mehr zu ermöglichen.

Ich hab' hier nur eine Meinung und kein Amt — es haben aber berufenere Federn bereits den Lehrsatz aufgestellt und jeder Arzt wird gern bereit sein, die Richtigkeit dessen zu constatiren, was auch das Nachdenken des Einzelnen, vielleicht auch eigene Erfahrung, wird zugeben müssen.

Es rümpft manch' Einer die Nase und zuckt die Achseln über das naive Wort: „Instinct", dennoch aber trifft derselbe, wie auch in vielen andern Lebensfällen, so auch in gastronomischer Beziehung, gar oft von selbst das Richtige:

„Was kein Verstand des Verständigen sieht,
Das übet in Einfalt ein kindlich Gemüth."

Möchten wir diesem uns leitenden Instincte auch nur immer recht folgen wollen!

Bedingen doch schon Ort und Klima gewisse, von selbst sich ergebende Vorschriften, denen wir uns

ungestraft nicht ganz entziehen dürfen. In einem Weinlande müssen wir anders leben als in einem Bierlande, der Nordländer bedarf einer andern Kost als der Bewohner des Südens, und jedenfalls ist es das Hauptkunststück, Nahrung und Ernährung nicht nur in Harmonie zu bringen mit dem, was der betreffende Körper braucht, in richtiger Form, Zusammensetzung und Menge braucht, um soviel Nährstoff zu erhalten, als er nöthig hat zur frischen Zumischung und Ergänzung für Blut und Säfte, sondern zugleich auch diese Nahrung in richtigen Einklang mit der durch Lage, klimatische Verhältnisse und sonstige Beschaffenheit bedingten Lebensweise des betreffenden Wohnortes zu bringen; in einem kalten Klima wird naturgemäß die Nahrung und Ernährung eine wesentlich andere sein müssen, als unter wärmeren Himmelsstrichen.

Eine Hand voll Früchte oder Maccaroni, etwas Polenta oder Risotto mag dem Italiener genügen, der Hindu begnügt sich gar mit einem Löffel voll Reis, ein Eskimo z. B. aber liebt mit desto größerer Leidenschaft Thran und Fett, als der Südländer die fetten Nahrungsmittel verschmäht — er ißt nicht nur rohe Fische, er verschlingt auch, ohne Magendrücken davonzutragen, per Tag bis zu 20 Pfd. Fleisch, ein russischer Tartar aber bringt es gar bis zu einer Leistung von 40 Pfund.

„Sag mir, was Du ißt, und ich will Dir sagen, was Du bist!"

Dem Eskimo z. B. dient bekanntlich der Seehund als die Grundlage alles Lebens und Treibens, und vom russischen Tartaren darf man wohl mit einiger Berechtigung behaupten, daß er allerdings „sozusagen" auch ein Mensch ist!

Von den civilisirten Völkern Europa's sind es wohl die Engländer, welche den größten Fleischconsum aufzuweisen haben — in London darf man im Durchschnitt pro Kopf ein halbes Pfund rechnen.

Jedenfalls begegnet uns auf Schritt und Tritt die Wahrnehmung, daß Nahrung und Ernährung aus dem Menschen das machen, was er ist und wird, ebenso aber auch, daß sein Stand und Rang in der Geschichte der Menschheit, sowie Bildungs- und Entwicklungsstufe sehr deutlich durch seine Lebensweise und Gastronomie illustrirt werden. — Der Türke liebt den Opium, der Chinese den Thee ohne Zubehör, der Siamese vertilgt massenhaft Reis, der Malaye nährt sich von Jagd und Ackerbau, der Irländer von Kartoffeln und Whisky (Branntwein), verräth aber wenigstens seinen Sinn für die höhere Gastronomie durch seine Vorliebe für den sprichwörtlich gewordenen Häringsschwanz, welcher über dem Tische aufgehängt wird, damit die ganze Familie ihrem frugalen Kartoffelmahl, welches auch die Schweine theilen, einen pikanteren Beigeschmack zu verleihen vermag.

Und geistig wie körperlich sehen wir die Nationen Hand in Hand mit der Gastronomie ihre Lebensstraße ziehen — ihren Gesundheits- wie ihren Seelenzustand darnach geregelt. Der übergroße Genuß eingesalzenen Fleisches verursacht den Scorbut (ein Faulen des Zahnfleisches) bei den Seeleuten, andere Mängel an ordentlicher, passender Nahrung und Ernährung bilden Knochenkrankheiten und Scropheln und ähnliche Leiden, wo die Bevölkerung, wie z. B. die armen, stets nothleidenden Weber in Schlesien fast nur auf Kartoffeln angewiesen sind, da erschlaffen die Kräfte, ist das Elend in Permanenz erklärt, und wo der Mensch gar zur Universaltrösterin, der lockenden, gefährlichen Schnapsflasche greift und seine Zuflucht nimmt, da ist es vollends mit aller Wohlfahrt für immer vorbei.

Da man aber nicht nur das ist, was man ißt, sondern auch wie man es ißt und wann man es ißt, da

nicht nur Stimmungen und Träume, sondern auch Frieden und Gesundheit, Heiterkeit und Wohlbefinden des Menschen aus seinem Magen kommen, so gebe man — Ehre, wem Ehre gebührt — diesem hochwichtigen Herrn und Gebieter der Menschheit genau soviel Ehrfurcht, als er mit Fug uad Recht beanspruchen darf.

Mit Rücksichtnahme auf ihn suche der Mensch seine Mahlzeiten, seine Arbeiten, seine Erholungen einzurichten — Alles im richtigen Verhältniß — so wird der Segen nicht ausbleiben.

Rückert sagt:

„Du hast zwei Hände und Einen Mund —
Lern' es ermessen!
Zwei sind da zur Arbeit und
Einer zum Essen!"

Und wir haben auch einen Kopf, möchte ich hinzusetzen, und der soll uns lehren — kann allein uns lehren, wenn wir ihn wenigstens dazu verwenden, wozu er uns eigentlich gegeben, zum Denken nämlich — unsere Gastronomie die vernünftige Auswahl, den richtigen Unterschied treffen zu lassen zwischen: „Nahrung und Ernährung!"

Am Strand.

Die Sonne geht zur Rüste, aus dunkler Wolkenwand
Die letzten Strahlen sendet sie über Meer und Strand;
Am Cap der schlanke Leuchtthurm, die Häuser in der Bucht
Erglänzen weiß, es dämmert im Schattenblau die Schlucht.

Weit draußen auf den Wellen, mit Segeln gelb und roth,
Tanzt schaukelnd auf und nieder manch leichtes Fischerboot:
Die rothbemützten Fischer, sie zogen all' hinaus,
In später nächt'ger Stunde erst kehren sie nach Haus.

Indessen springt am Ufer die munt're Kinderschaar
Im Kreis' herum — es flattert das schwarze Lockenhaar,
Die bunten Kleidchen fliegen im Winde hin und her —
Sie lachen, schreien, singen — dazwischen rauscht das Meer.

Im Sande sitzend stricken und flicken mit Geschwätz
Die Weiber und die Mütter das braune Maschennetz,
Zuweilen hebt sich eine scheltend und zerrt am Arm
Ein Knäblein oder Mägdlein im ausgelass'nen Schwarm.

Dort aber, wo vom Hauche der salz'gen See umweht,
Die kleine Steinkapelle auf grauem Felsen steht,
Zum Muttergottesbilde geneigt den blüh'nden Leib,
Kniet händefaltend, einsam ein junges Schifferweib

Und betet — während lauter in schäumend wilder Wuth
Schlägt brandend an's Gekluppe die purpurgraue Fluth —:
Maria! gnadenvolle, o Du mein Hoffnungsstern,
Dich ruf' ich an — beschütze vor Sturm den Liebsten fern!

Ernst Rauscher.

Kleine Laube.

Wieder wer geworden.

Eine junge Witwe aus Schlesien war eingewandert, hatte sich in der Nähe von Abelsberg einen schönen Bauernhof gekauft und war die Großhofbäuerin.

Zu dieser Großbäuerin kam eines Tages ein Kleinhäusler aus der Gegend, ein junger, hübscher Mann. Der setzte sich in der Vorlaube auf eine Bank und wartete, bis ihn wer ansprach. Wartete nicht lange, so kam die Großhofbäuerin aus der Stube und fragte ihn, ob er auf Jemanden warte.

„Ach na," sagte der junge Mann, „Großhofbäuerin, ich bin wieder wer geworden."

„Was bist?" fragte die Bäuerin.

„Wieder wer geworden bin ich," antwortete er.

„Ich weiß ja gar nicht, wer Du sonst bist," sagte die Bäurin.

„Ich bin nicht gar viel," sagte er, „ich bin sonst der Teichgräber Franzl, und heut Nacht bin ich wieder wer geworden. Jetzt weiß ich mir halt nicht zu helfen und weiß nicht, wo ich hingehen soll."

Da entgegnete sie: „Wenn Du — wie Du sagst — wieder wer geworden bist und Du weißt sonst nirgends hinzugehen, so kannst ja bei mir bleiben. In so einem Hof hat man fortweg Leute vonnöthen, die wer sind."

„Es ist wohl recht hart," meinte hierauf der Franz, „wenn man wieder wer geworden ist und man hat keine Seel', an die man sich halten könnt'."

„So halte Dich an mich," sagte die junge Bäuerin, „bist wer und stellst Deinen Mann, so werden wir uns leicht verstehen. Nur nicht so verzagt sein! Schau' mich an einmal!"

„Wär' schon recht das —"

„Kannst gleich in Dienst treten, wenn Du willst. Ich brauche just einen kernigen Mann — bis ein Bauer im Hause ist."

„Wär' schon recht," meinte der Franzl, „aber halt mein Weib —"

„Ja, bist denn verheiratet?" rief sie.

„Na," sagte er, „heut' Nacht bin ich wieder wer geworden."

„Da bin ich mir zu dumm," rief die Bäuerin ärgerlich, „das verstehe ich nicht. Traudel, geh her zu Dem, vielleicht bringst Du's heraus, was es mit Dem ist."

Die Küchenmagd kam herbei und sagte: „Das weiß ich schon, was es mit Dem ist. Mit Dem ist es eine harte Sach'."

„Weswegen denn?"

„Aber er hats ja gesagt, Bäurin, und er sagts ja."

„Daß er wieder wer geworden ist, sagt er."

„Nun also, Bäurin?"

„Ist das denn eine harte Sach', wenn man wieder wer geworden ist?"

„Ich kann mir's denken," versetzte die Magd, „und die Bäurin sollt's beiläufig wissen, wie hart es sein kann, wenn Einer Witwer geworden ist?"

„Witwer? Wer ist Witwer?“

„Aber jetzt muß ich schon lachen, Bäurin,“ rief die Küchenmagd, „da steht er, der Witwer. Heut' Nacht ist ihm sein Weib verstorben.“

„O weh!“ sagte die Großhofbäuerin; „ja, Franzl, warum hast Du das nicht gleich gesagt?“

„Er hat's ja schon zehnmal gesagt!“ rief die Magd.

Die Großhofbäurin hat nämlich nicht abelsbergerisch verstanden. Aber der Häusler Franz hat besser sprechen gelernt. Er ist nun wirklich wieder wer geworden — er ist Großhofbauer geworden.

Auch eine Wassercur.

Humoreske von Gustav Budinsky.

Die Buchenmüllerin Möstl aus Niedergrund war gewiß eine resolute Frau, auch gings ihr ganz flink von der Zunge, aber gegen die „schlagenden Beweisgründe“ ihres Mannes, mit dem sie in fortwährendem Unfrieden lebte, konnte sie doch nicht recht aufkommen, und als diese häuslichen Turnübungen des Müllers allmälig zur Tages-, richtiger Abendordnung zu gehören anfingen, und Letzterer stets streitsüchtiger aus dem Dorfwirthshause heimkam, da fand sie des Harmes kein Ende und rathlos klagte sie ihr Leidweisen einer im nachbarlichen Dorfe wohnenden Base.

Diese mochte wohl schon erfahren haben, daß es nicht gut sei, als dritte Person sich in derlei häusliche Angelegenheiten einzumischen, sie empfahl ihr daher, sich an den neuen Doctor in der Stadt zu wenden, von dessen Ruhme und Wundercuren man nicht genug erzählen könne und der schier für Alles Rath wissen solle.

Schon am nächsten Tage hatte die Müllerin nothwendig, eines Einkaufes wegen, in der Stadt zu thun, faßte sich ein Herz und ging zu dem berühmten Arzte, den sie leicht erfragte.

Ach, mein Gott, was es doch in der Stadt viel unglückliche Frauen geben muß, dachte sich die Müllerin, als sie im „Wartezimmer“ die Menge der hilfesuchenden Frauen sah — ob die wohl von ihren Männern auch geschlagen werden? — Nach langem Harren kam endlich auch sie an die Reihe und, Anfangs verlegen, bald aber immer beherzter, brachte sie ihr Anliegen möglichst ausführlich vor. Der Doctor hörte sie etwas ungeduldig an und fragte, was denn er in diesem Fülle thun könne.

„Ach Gnaden Herr Doctor sollen mir eine Medicin geben, womit ich meinen Mann von seiner Streitsucht heilen kann. Es ist nimmer zum Aushalten, und je mehr ich ihm sein Unrecht vorhalte, je eifriger ich gegen solche Tyrannei mich zu wehren suche, desto ärger wird es mit ihm.“

„Nun gut,“ sagte der Doctor, indem er dem Diener läutete und diesem eine Flasche zu bringen befahl, „ich will Euch ein solches Mittel geben, doch kostet es drei Ducaten.“

„Gern will ich Herrn Doctor auch mehr geben, wenn die Medicin nur hilft.“

Letzterer hatte die Flasche inzwischen, zum Wandschranke tretend, mit einer krystallhellen Flüssigkeit gefüllt, und übergab ihr dieselbe mit der Weisung:

„Wenn Ihr, liebe Frau, streng meinen Anordnungen Folge leisten wollt, so glaube ich, Euch wohl helfen zu können. Doch, wie gesagt, in dieser Flasche befindet sich die Quintessenz meiner Medicinen, übrigens geruch- und geschmacklos, also leicht zu nehmen, und so heilkräftig, daß ich besten Erfolg verbürgen kann. Also hört: Sobald Euer Mann Streit beginnen will, nehmt ihr rasch einen Mundvoll von dieser Flüssigkeit und behaltet solche im Munde, doch habt wohl Acht, daß ihr keinen Tropfen hinablaßt, es könnte für Euch die traurigsten Folgen haben. Erst nach einer halben Stunde etwa dürft Ihr die Medicin wieder vorsichtig aus dem Munde entfernen.“

Wer war froher als die Frau, sie barg unter vielem Danke ihre kostbare Flasche und, kaum zu Hause angekommen,

hörte sie eben ihren Mann die Stiegen heraufpoltern. Schnell nahm sie den ordinirten Schluck und verrichtete ruhig ihre Arbeit.

Wie gewöhnlich tobte und fluchte der Müller und schimpfte ohne Ende. Das Blut kochte der Frau vor Zorn, daß sie solche Ungerechtigkeit wortlos ertragen sollte, doch eingedenk der strengen Weisung des Arztes, mußte sie sorgsam die kostbare, doch gefährliche Medicin im Munde hüten.

Verwundert nahm der Müller die geduldige Schweigsamkeit seiner Ehehälfte wahr, und als sie auch die ärgsten Schimpfnamen schweigsam unerwidert ließ, ward er des Zankes bald müde und begab sich zeitig zu Bette.

Des nächsten Abends um dieselbe Zeit der gleiche Beginn, der fast gleich günstige Verlauf.

„Was nur in meine Frau gefahren ist,“ dachte der Müller, „sie ist gar nicht mehr zu kennen, während sie mir sonst bei jeder Gelegenheit auf's Heftigste widersprochen, schweigt sie jetzt still, und ist geduldig wie ein Lamm. Sollte sie krank sein?

Doch die Müllerin war gesund und frisch und froher denn seit langer Zeit. Das kostbare Mittel schien seine Wirkung auf's Beste zu äußern. Wenn der Mann auch den sonst so gern vom Zaune gebrochenen Streit noch zuweilen wiederholen wollte, so war er doch bald immer rascher damit zu Ende als früher, seit sie ihre „Tropfen“ sorgsam auf der Zunge hütete. Zum Schlagen kam es fast gar nicht mehr.

Kurz, schon nach einigen Wochen lebte der Buchenmüller mit seiner Frau im besten Einvernehmen, umsomehr, als er sich bald auch nicht verhehlen konnte, daß durch dies ihr einträchtigeres Wesen im Haushalte, in der Oekonomie, ja selbst im Geschäfte Alles besser vorwärts zu gehen anfing; und die Müllerin erzählte ihrer Base, daß sie seit Jahren so gute Tage nicht mehr gekannt, wie in letzter Zeit; sie könne ihr für ihren Rath nicht genug dankbar sein. Und das hat mit bloßem Wasser ein kluger Arzt gethan.

Ein Wort an den Sohn.

Grad ist der Mensch, sternzugewandt mit dem Antlitz,
Grad soll der Mensch und mit Stolz durch die Welt geh'n.

Aber es gibt Dinge allhier auf dem Erdkreis,
Dinge, so schwer, o so schwer, daß ihr Gewicht oft
Selbst dem Meister der Welt den steifen
Nacken zum Staube verkrümmt.

Wesen auch gibts, die mit dem Wurm um die Wette
Gerne im Staub, o, der Schmach! kriechen und emsig
And'rer Sohlen beleckend, fremden
Speichel zur Nahrung erfleh'n.

Meide es wohl, dieses Gezücht und veracht' es.
Träf es sich doch, daß Dein Pfad ihrer zugleich wär,
Mein Sohn, so spei' auf die ein' und wandle
Finster zur anderen Seite.

Beuge Dich nie und vergiß nicht,
Grad ist der Mensch, und grad oder gebrochen
Wird Dich einstens Dein Gott am Tage
Seines Gerichtes begehren.

J. R. Berger.

Das Mikrochronoskop.

Ein Märchen von B. Dulot.

Ein allmächtiger Genius stellte mir einst frei, einen Wunsch auszusprechen und versprach mir, denselben zu erfüllen.

Zwar hatte ich schon lange ein Verlangen im Sinne, aber ich zögerte, es zu nennen. Vielleicht würde mich der Genius nicht verstehen — konnte ich doch selbst meinen Wunsch nicht recht ausdenken. Vielleicht lag ihm etwas Unwirkliches zu Grunde oder einfach eine verrückte Idee. Nun ich konnte ja immerhin versuchen.

„Gib mir ein Mikrochronoskop, lieber Genius!"

„Was?!"

„Einen Minuten - Vergrößerungs-Apparat."

„Habe die Güte, Dich deutlicher auszudrücken, o Herr."

„Das muß man sagen: Aladin war besser bedient. Er brauchte einen Wunsch nur anzudeuten, so hatte ihn sein Lampengroom auch schon erfüllt — ohne erst lange Explicationen zu verlangen. Ein Mikrochronoskop her!"

„Halte zu Gnaden . . . Rubinpaläste, Jugendtränke, Wolkenschiffe Ducatenregen — Alles, Alles was Du zu befehlen geruhst, schaffe ich herbei — aber das genannte Ding kenne ich nicht . . . Wohl ein optisches Instrument?"

„Etwas Annäherndes."

„Ach, da kann ich Dir dienen. Willst Du ein Vergrößerungsglas haben, durch welches das Auge einer Blattlaus so groß aussieht wie das Pariser Marsfeld — oder vielleicht ein Fernrohr, das einen fünfhundert Erdweiten entfernten Stern so nahe bringt, daß man die darauf wachsenden Farren zählen kann?"

„Du verstehst mich noch immer nicht. Was ich meine, hat mit den Verhältnissen des Raumes nichts zu thun. Mein gewünschtes Instrument soll zwar auch vergrößern und auseinanderschieben, aber, wie gesagt, nicht den Raum, sondern die Zeit. Nicht das Millimeter wollte ich unter mein Objectiv bringen, sondern die Secunde. Ich glaube immer, eine Secunde ist nicht gar so kurz, wie sie uns scheint — findet doch der Lichtstrahl bequem Zeit, in deren Dauer seine 44.000 Meilen zurückzulegen — und wie viele Vorstellungen vermag doch der Geist aneinander zu reihen während eines Augenaufschlags? Oder ich trete an's Clavier und spiele eine auf dem Pult aufliegende Notenfigur ab; die Sehnerven bringen die Zeichen meinem Gehirne zu; dieses überdenkt seine ganzen Musikstudiums-Erfahrungen, entsendet demnach seine Befehle in die Fingerspitzen, diese schlagen eine Tonfolge an, die mit vielen tausend Schwingungen an des Lauschers Ohr fällt, welch letzteres die empfangene Botschaft wieder einem auffassenden Geiste zuführen muß . . . und dies Alles sollte in einer Secunde geschehen sein, die wirklich so kurz wäre, als sie uns scheint? — Unmöglich! Das muß Täuschung sein, chronische Täuschung!"

Mein Genius schüttelt erstaunt mit dem Kopfe; ich winke ihm aber, mich nicht zu unterbrechen und fahre mit steigendem Affecte fort:

„Ja, Täuschung umgibt uns allenthalben . . . . Was wir sehen und hören und fühlen, es ist Alles nur der Schein des Wirklichen, aber unser Geist reicht auch über den Schein hinaus und hinter all' den Gaukelspielen, die unsere Sinne umflattern, sucht er das Wesen und zwingt ihm seine Geheimnisse ab. Wie! Die Natur hat uns so taub gemacht, daß wir nur Getöse hören sollen und daß uns unvernehmlich erscheint, was doch in Wirklichkeit mit ungezählten Schwingungen die ganze Luft erschüttert . . . aber wir haben jetzt das Megaphon und kennen nun auch das Gepolter der Fliegenschritte und das Sturmwehen der Mückenseufzer. Wie, so blind sind wir, so künstlich falsch beaugt, daß wir für

einen Punkt, für die Grenze alles Kleinen halten, was doch Tausende von bewegten Organismen faßt . . . aber wir haben mit gläsernen Listen das Geheimniß dennoch entdeckt und der hundertfach getheilte Raum einer Linie muß uns seinen Inhalt zeigen. Und so zeitstumpf — oder wie soll ich's nennen — sind wir, daß wir meinen sollen, auch die Secunde sei solch' ein Punkt . . . aber ich will's nicht länger dulden: Genius, ein Mikrochronoskop her!"

„Nun verstehe ich Dich, o Herr. Ich wußte vorhin nicht, daß Du von der Ausdehnbarkeit und von der Compressibilität der Zeit einen Begriff hättest. Gewöhnlich halten die Menschen die ihnen eigene Zeiterkenntniß für absolut. Aber nun wohl, da Du die Parzelle Ewigkeit, in der Du Dich bewegst, in ausgedehnter Form betrachten willst, so sei Dein Wunsch erfüllt und noch mehr: ich will Dir die tausendfach vergrößerte Secunde zeigen, aber Du sollst auch die zusammengedrückten Jahre kennen lernen. Ich gebe Dir ein Instrument, das, wie ein Opernglas, auf der einen Seite vergrößert und, wenn Du es umkehrst, verkleinert — Beides um so viele Grade, als Du willst. Du kannst hier eine Minute durchleben, die Dir eine Epoche scheinen wird, und dort kannst Du ein paar Jahrtausende vorbeiblitzen lassen. Hast Du wohl daran gedacht, daß auch Deine normale Zeitauffassung schon verhältnißmäßig mikroskopisch sein kann und daß die lange Folge Eurer geologischen Perioden einem einfachen Augenblinzeln des ewigen Allwesens gleichkommen mag? Weißt Du auch, daß die Natur, die niemals rastende und niemals eilende, sich nicht müde fühlt, wenn sie zu manchem ihrer Werke Arbeitstage von Jahrmillionen braucht?"

„Das weiß ich Alles, guter Genius."

„Ja wohl, Du weißt es, es steht in Euren Büchern. Aber zu fassen vermagst Du es dennoch nicht. Wohlan, hier hast Du Deines Wunsches Gewährung — nimm . . ."

„Ich sehe nichts . . ."

„Meinst Du denn, unser Zauberbinocle könne sichtbar sein und einen Raum ausfüllen, wenn es die Zeit zu regeln hat? Womit willst Du beginnen?"

„Laß mich einen vielvertausendfachten Athemzug holen."

„Du wirst Dich langweilen."

„Sei's darum."

„Gut also. Trete ans Fenster und blicke hinaus. Jetzt schöpfe Athem — der Zauber beginnt."

. . . . Ich erkenne die gewohnte Landschaft nicht. Von allen Gegenständen her kommt in regelmäßiger Undulation ein Lichtstrahl herbei, vibrirt auf meiner Netzhaut weiter und malt da ein verkehrtes Bild. Mit behaglicher Ruhe wendet mein Geist das Bild um und beginnt es zu betrachten. Ein Detail nach dem andern bezeichnet er mit einem Namen, den er aber erst zuvor aus einer Art Lexikon, „Gedächtniß" genannt, hervorsuchen muß; dann macht er Vergleiche, stellt Berechnungen über die Größe der Entfernungen an, durchdenkt eine lange Reihe sich an die gesehenen Gegenstände knüpfender Erinnerungen — und jetzt erst nehme ich das gewohnte Bild wahr. Etwas Großes, Schwarzes, Unheimliches kriecht am Wege; seine Strahlen kommen so langsam an mein Auge gewellt, daß ich noch nicht ausnehmen kann, was es ist, doch jedenfalls bewegt es sich — wenn auch fast unmerklich — weiter. Noch ehe er in seinem Dictionär nachgeschlagen, entsendet mein Geist an die Sprechwerkzeuge den Befehl, den Genius zu fragen, was das Unding sei. Die genannten Sprechwerkzeuge scheinen keine Eile zu haben, denn sie schweigen furchtbar lange — oder hat sich der Bote auf seinem Nervengang verirrt? Endlich beginnt eine erschütterte Luftwelle mein Ohr zu treffen und nach vielen tausend summenden Schwingungen habe ich die selbstgeäußerte Frage vernommen: „Was ist das Schwarze?"

Lange Zeit darauf antwortet mein Genius mit einem scheinbar viele Stunden ausfüllenden Satze: „Das ist ein Schnellzug.“

Zum Glück war nun die ausgedehnte Frist verstrichen. Mein Genius hatte recht: das war ein kolossal langweiliger Athemzug. — „Nun“ spöttelte er, „wie gefällt Dir die mikroskopirte Zeit?“ — „Halt,“ rief ich „eine Idee! Ich will doch noch solch eine vergrößerte Secunde durchleben; laßt uns zu meinem Mädchen eilen; das geliebte Kind hat mir endlich für heute ein Stelldichein gewährt .... ich schließe sie in meine Arme und in jenem Augenblicke, wo zum erstenmale unsere Lippen sich begegnen, wende ich den Zauber an und schwelge so in ewig langer Wonne.“

„Unglückseliger, halt ein! Das wäre Dein sicherer Tod. Sieh, wenn Du mit der Hand eine Kerzenflamme durchschneidest, so bleibst Du unversehrt, doch ließest Du die Hand darin verweilen, so müßte sie verkohlen. Die Seligkeit des ersten Kusses darf auch nur mit rascher Flamme Dein Herz durchzucken, wenn sie es nicht vernichten soll. ... Ihr armen Menschenkinder — vom Feuer des höchsten Glückes dürfen Euch nur fliegende Fünkchen treffen ... um darin zu weilen, müßtet Ihr erst Götter sein. Lasse also solch vermessenen Wunsch und folge mir. Ich führe Dich in das Reich der Eintagsfliegen. Siehst Du dort jene beiden Ephemeren, es sind die Weisen ihres Stammes, ein paar würdige Greise, wohl schon mehrere Stunden alt. Lausche ihrem Dialog, er kann Dir lehrreich sein. Zugleich mit der Macht, die Zeit zu vergrößern, schenke ich Dir einstweilen die Fähigkeit, die Ephemerensprache zu verstehen. Hab' Acht also und höre.“

.... Die beiden alten Fliegenherren sind in eifrigem Gespräche. Trotz ihres hohen Alters, welches durch gebückte Haltung und matten Blick kenntlich ist, scheinen sie noch geistesfrisch zu sein. Der Eine fährt sich eben mit zwei Hinterfüßen über die Flügel, seufzt und spricht:

„Ja, ja, wir leben in einer schlimmen Zeit. Ich habe viele, viele Erfahrungen gesammelt, und ich glaube wahrhaft — wenn ich bedenke, wie mit jeder Minute Alles schlechter wird — daß das Ende der Welt schon nahe ist.“

„Meiner Ansicht nach,“ erwidert der Andere, indem er seine Vorderbeinchen putzt, „wird die Welt noch lange stehen. Wohl noch an die zehn — und aber zehn Tage ... auch glaube ich, daß sie schon furchtbar lange existirt — weiter noch, als unsere Traditionen reichen — vielleicht schon vierzehn Tage — wer weiß, vielleicht fünfzehn. ...“

„Ach, ich bitte Dich, nenne keine so schwindelnden Zahlen. Außerdem ist Deine Ansicht ketzerisch. Weißt Du denn nicht, daß vor einer Woche die Sonne, die großen Thiere und die Gräser geschaffen wurden, und schließlich dann, als Krönung, die Ephemeren?“

„Wer vermag es, in jene Urzeiten zurückzuschauen,“ meint der Andere zweifelnd, und wiegt nachdenklich sein stecknadelkopfähnliches Haupt.

„Reden wir von anderen Dingen. Ist es wahr, daß Deine Enkeltochter, die schöne Rapidella, schon Eier gelegt hat?“

„Ja wohl, es war aber auch höchste Zeit. Das Mädchen war schon drei Minuten alt. Den jungen Ephemerich, der um sie freite, ließ sie volle zwei Secunden auf ihr Jawort warten. Doch lassen wir uns von unseren philosophischen Betrachtungen nicht ablenken. Wir sind ja die Lehrer des Volkes und müssen auf die höchsten Fragen Rede stehen. Siehst Du jenen großen Ameisenberg dort? Man sagt, er sei nicht immmer so hoch gestanden — in anderen, längstvergangenen Epochen soll er niedriger gewesen sein — — also gibt es Dinge hienieden, die wachsen!“

„Glaubst Du? Ich denke, das ist eine Fabel. Weder wir, noch unsere Väter erinnern sich, je etwas von allen diesen Umgebungen verändert gesehen

zu haben, und so können wir zuversichtlich daraus schließen, daß sich auch wirklich nichts verändert. Es wäre doch thöricht, das Zeugniß unserer langen Ahnenreihe in Zweifel zu ziehen und die altehrwürdige wochenlange Geschichte unserer Welt nach den vermessenen Ansichten betrachten zu wollen, die seit den neuesten Viertelsecunden unter unserer Jugend cursiren."

„Genug," sage ich zu meinem Genius. „Diese ephemeren Professoren sind zum Todtlachen. Wie kann nur ein Geschlecht, das mit Bruchtheilen von Secunden zählt, unsere bekanntlich schon 6000 Jahre stehende Welt beurtheilen wollen!"

Ein feines Lächeln umspielt die Lippen meines Genius, aber er sagt nichts.

Nun winkt er einen Luftballon herbei, läßt mich in denselben einsteigen und spricht, indem er sich zu mir setzt:

„Schließe die Augen — wir fliegen hoch. Ich will Dir nun noch ein Experiment zeigen."

Nach einer, ich weiß nicht wie lange währenden Auffahrt — denn ich war mir nicht bewußt, ob mein Binocle auf der rechten oder umgekehrten Seite thätig war — langten wir am Ziele an.

„Sieh hinab," sprach mein Begleiter.

Ich öffnete die Augen und ein sonderbares Schauspiel bot sich mir dar. Tief unter uns lag die Erde, oder vielmehr lief die Erde, denn ich sah sie deutlich gegen Osten eilen. Auf ihrer sich rasch drehenden Oberfläche ging es lebhaft her. Berge stiegen aus den Meeren; die Ufer des Festlandes wichen zurück; Inseln schwammen aufeinander zu und vereinten sich mit schnellem Rucke; Continente rissen auseinander; hie und da sah ich Städte aus dem Boden steigen und gleich wieder in Ruinen fallen; Menschenhäuflein rasten von einem Ort zum andern, meist gegen Westen sich ergießend. Jede Secunde brachte ein anderes Bild, immer Farben und Formen wechselnd, so wild kreisend, daß mir schwindlich wurde.

„Was ist das?" rief ich entsetzt.

„Ein paar verdichtete Jahrtausende der Erdgeschichte."

. . . Wir waren wieder herabgestiegen und ich befand mich wie zuvor in meinem Zimmer. Der Genius stand vor mir, weiterer Befehle gewärtig.

„Was nun?" frug er. „Willst Du wieder eine verdünnte Secunde durchmachen und darin eine Kabeldepesche auf ihrer kriechenden Reise begleiten, oder willst Du noch einmal die Zeit so verdichtet erfassen, daß Dir die Umlaufzeit der Sonne um ihre Sonne wie ein Blitz vergeht?"

„Um Gotteswillen keines von Beiden. Nimm mir das unglückselige Instrument fort, damit ich ja nicht mehr verleitet werde, es zu gebrauchen. Ich will wieder glauben, daß die Secunden fliegen und daß die Jahre schleichen. Ich will, daß ein Jahrhundert mir wieder ehrwürdig erscheint . . . ich mag mit den schwindelnden Schnelligkeiten und den maßlosen Langsamkeiten, welche die ewige Zeit füllen, nicht meinen endlichen Sinn verwirren. Ich kann nur athmen in der gewohnten Zeit. . . ."

„Du willst also kein Mikrochronoskop?"

„Nein, Nein. Eine gewöhnliche Taschenuhr ist mir lieber — und wäre sie aus Talmigold!" „Pr."

Eine alte Chronik über die Passionsspiele in Oberamergau.

„Anno 1631. Wegen dem noch fortdauernden Schwedischen Krieg, theuern Zeiten und Kriegsunruhen haben die Krankheiten sowohl in Bayern als auch in Schwaben eingerissen, so ist auch Allhier allenthalben ein hitziges Fieber oder Kopfwehe entstanden, daß sehr Viele Leuth daran gestorben sind. — Anno 1632 hat abermal der wilde Kopfwehe eingerissen, daß die Leuthe ganz unwissend fadennackend von Beethe gesprungen, sind wieder viele Leuthe gestorben. —

Anno 1633 hat die Pest aller Ort eingerissen, daß man Vermeint hat, die Leuthe gehen alle darauf. In der Pfarr Kollgrub sind die Leuthe dermassen aufgestorben, daß nur zwei Paar Ehefolk anzutreffen gewesen, eines theils aus einem Hauß ist der Mann oder daß Weib gestorben, oder etliche Häußer gar aufgestorben, auch in Eschenloher Pfarr, in denn Oberland erschröcklich Viele Leuthe gestorben. Das Allhiesige Dorf hat man mit der fleißigen Wacht erhalten, daß nichts ist hereinkommen, obwohlen die Leuthe allenthalben gestorben sind, bis auf unseren Kirchtag, da ist ein Mann von hier, mit Namen Kaspar Schischler bei den Mayr in Eschenlohe Sommermader gewesen, dieser hat bey sich beschlossen, er wolle nach Hauß in die Kirchnacht gehen, um zu sehen, was sein Weib und seine Kinder thun, so ist er über den Berg herumgegangen und hinten herein, weil da keine Wacht gewesen und sein Haus zunächst an der Lainen gestanden, wo jetzt der Valentin Eyerl haußet, so ist er schon am Montag nach der Kirchweihe eine Leich gewesen, weil er ein Pestzeichen an sich mit ihm herumgetragen. — Alsdann sind von selbigen Montag bis auf Simon und Judae Abend allhier 84 Personen gestorben; in diesen Leidweßen sind die Gemeinds-Leuthe Sechs und Zwölf zusammengekommen und haben die Passions-Tragedie alle zehn Jahre zu halten verlobet, und von dieser Zeit an ist kein einziger Mensch mehr gestorben. Obwohlen noch Etliche die Pestzeichen von dieser Krankheit an Ihnen hatten. Alsdann ist diese Tragödie von 1634 gehalten worden bis auf 1680, damals hat man Sie auf zehn Jahre verlegt und ist darnach allzeit gehalten worden."

Wie der Hopfen erschaffen worden.

Erzählt von **A. A. Naaff.**

Es war ein böses, böses Jahr,
Da aller Wein mißrathen war.
Ringsum im ganzen Böhmerland,
Und wo noch sonst ein Rebstock stand;
Gar spärlich flossen Most und Meth
Und was man sonst noch keltern thät.
Vom Durst geplagt ward Jedermann;
Doch Mancher thät das Trinken lan,
So ihm das Dürsten nicht verdroß,
Kurzum, der Menschheit Noth war groß.
Da kommt einmal von ohngefähr
Gen Saaz von fern des Weg's daher
Der liebe Herr, der Jesus Christ,
Und weil so schwül der Tag just ist,
So fängt ihn sehr zu dürsten an.
Gern hätt' er einen Schluck gethan;
Doch in St. Petri Bulle war
Der Wein schon viele Wochen rar.
Da seufzt die ganze Jüngerschaar:
O Herr, die Noth ist groß fürwahr.
Doch Jesus Christ, der Meister, schritt
Stillsinnend in der Jünger Mitt.
So zogen alle müd' und matt
Hinauf gen Saaz, zur Lutschanstadt.
Das war dem Petrus gar nicht recht,
Er brummt: „Voll Durst maschirt sich's schlecht;
Das Wunder, Herr, von Kanaan,
Das wär' auch jetzo wohlgethan!
Es brächt' uns allen reichlich Wein,
Der würde uns zur Labung sein."
Da sprach der Herr: „Dein Wunsch ist schlecht,
Weil er nur Wen'gen Lind'rung brächt;
Doch viele Tausend würden so
Vor Durst des Lebens nimmer froh.
Johannes, sag' uns bess'ren Rath!"
Mit sanftem Blick der Jünger bat:
„Sieh, Meister, rings den wilden Wein,
Könnt' er, o Herr, nicht fruchtbar sein?
Es tränken Tausend sich genung
An solchem süßen Labetrunk!"
„Dein Rath ist gut und wohlgemeint,"
Sprach d'rauf der Meister; „doch mir scheint,
Tränk Alles stets nur süßen Wein,
Es würde nicht zum Guten sein.
Ein wenig Leid und Bitterniß
Macht erst das Leben doppelt süß.
Das Land ist fruchtbar schön und reich
Drum will ich, daß allhier sogleich
Ein neuer Rebstock soll gedeih'n!"
Und siehe, was des Meisters Mund
Gesprochen, ward vollbracht zur Stund.
Er rührt den wilden Rebstock an —
Da war das Wunder schon gethan.
Im Nu rankt sich die Rebe kühn
Zum Himmel auf im üpp'gen Grün,
Und an der Tanne schlankem Schaft
Sproßt sie empor voll Zauberkraft,
Und von der Krone blinkt von Gold
In vollen Trauben Dold' an Dold'.
Die Jünger standen staunend da
Und Jeder auf das Wunder sah.
„Reich mir mit Wasser frisch und klar,
Johannes, itzt den Becher dar!"
So sprach der Herr und lächelnd pflückt
Er Dold' um Dolde ab und drückt

Das sonngebräunte Gersten-Korn
In den Pocal, gefüllt am Born.
Drauf schüttelt er den Becher sacht
Und mischet Alles mit Bedacht.
Und mit der neuen Rebe Blüth'
Würzt er den Trunk und plötzlich sieht
Der Jünger müde, durst'ge Schaar
Im Becher schäumen wunderbar
Ein neues Labsal, hell und braun,
Und gar verlockend anzuschau'n.
Der Meister schwenket den Pocal
Und spricht zum Simon: „Kost' einmal!"
Der setzt den Becher eilends an
Und trinkt, soviel er trinken kann.
„O Herr, das ist ein Himmelstrank,
Den schufst der Menschheit Du zum Dank.
So würzig, bitter, kühl und stark,
Erfrischt er Jeden bis in's Mark!"
Und alle Jünger in der Rund'
Bezeugten es mit frohem Mund.
Der Becher ging von Hand zu Hand,
Er ward nicht leer und Jeder fand,
Der neue Trank, er sei so gut
Als wie das beste Traubenblut.
Erquicket und mit frohem Sinn
Schritt jeder Jünger fürder hin.
Der Wunderbecher ward nicht leer
Und schnell durchflog die selt'ne Mähr'
Rundum das ganze Böhmerland,
Und flugs ward's allerorts bekannt,
Welch' Gnad' der Herr dem Land gewährt
Und welche Reb' er ihm bescheert.
Flink ward der Rebstock rings gebaut
Und mancher gute Trank gebraut.
Doch wie der Herr und Meister spürt,
Man trinke mehr, als sich's gebührt,
Da nahm er hurtig den Pocal,
Dem Petrus, seinem Seneschall.
Und in der Eger tiefste Fluth
Versenkt er ihn zur sich'ren Hut.
Dort ruht er still im finstern Grund
Und bleibt verborgen bis zur Stund,
Da einst so schlechtes Bier man braut,
Daß es zu trinken Jedem graut.
Dann kommt auf's Neue er zu Tag
Und Jeder trinkt, so viel er mag.
Nur all' die Brauersleut' und Wirth,
Sie dürfen, wie sich's wohl gebührt,
Nicht trinken aus dem Goldpocal
Und müssen dürsten voller Qual,
Weil sie vom Anfang an bis heut
Viel schlechtes Bier geschänkt, gebräut.
Das ist die ganz getreue Mär',
So schuf den Hopfen, Gott der Herr!

Im Hause des Schützen.

Von P. K. Rosegger.

Vor Jahren einmal im Frühherbste machte ich mit meiner jungen Genossin Kreuz- und Krummzüge im Felsengebiete des Hochschwab. Wir waren erst etliche Wochen vereinigt und suchten die einsamsten Wege und stillsten Thäler. Unsere Liebe beleuchtete die Felsen und wir sahen Alpenglühen, auch wenn die Pelze der Nebel sich geschmiegt hatten in das Gebirge.

Wenn nicht just der schönste, aber gewiß der seltsamste Gang war der von Tragöß über den Brandstein nach Wildalpen. Es war nach einem argen Herbstwetter, und als wir in der Morgensonnenfrühe die Augen aufthaten, sahen wir, wie das Schwabengebirge aussähe, trüge es Gletscher auf seiner Stirne. Züge von Herden begegneten uns, die der erste Schnee von den Hochweiden verscheucht hatte. Wir waren heiter und stiegen rüstig die Warten empor. Dem Himmel näher und den Himmel im Herzen. Als wir hinauf zu dem neuen Schnee kamen, jubelten wir hell, und ein solches Weiß, umsäumt von dem grünen Grunde der Steiermark, hatten wir noch niemals gesehen. „Wenn ich dichten könnte," sagte meine Freundin im flaumigen Schnee, „auf dieses weiße Blatt schriebe ich ein Gedicht."

Allzu lange waren wir nicht heiter. Wir verloren im Schnee die Spuren des Weges; wir kamen in ein Gewirre von Steinblöcken hinein. Ich wollte es lange nicht gestehen, daß wir den richtigen Steig nicht mehr unter den Füßen hätten; ich mühte mich ab, ihn wieder zu finden, als meine Gesponsin sagte: „Mein Liebster Du, setzen wir uns hier auf den Stein zur Rast, dann kehren wir um und bleiben wohlgemuth."

So stiegen wir in eine Schlucht hinab, von der ich glaubte, daß sie uns in die Richtung gegen Wildalpen leiten würde. Wir gingen eine Weile

die Schlucht hinaus und hatten zur Rechten und zur Linken recht schauderhaft wilde Wände, an denen sich kein Schnee hielt und keine Gemse, an denen nur zwei Wanderer emporzuklettern vermochten: das Auge und der Gedanke. Endlich standen wir still und blickten uns gegenseitig an. Unsere Schlucht mündete in einen Abgrund aus. Am Felsen, wo wir standen, prangte eine Holztafel: „Hier ist Martin Scheiker auf der Gemsjagd durch einen Sturz über die Wand verunglückt. Nach vier Tagen erst konnte sein zerschmetterter Leichnam aus der Tiefe gezogen werden.“ — Keine weitere Bitte um ein Vaterunser; an wen auch — es führt hier doch kein Weg vorüber. Nur der Wurzner und der Waidmann mögen die Stelle gezeichnet finden. — Ich hatte den Martin Scheiker gut gekannt; er war der sicherste Kletterer in der Gegend. — Und nun erst wir, deren Füße selbst auf dem glatten Pflaster der Stadt schon gestrauchelt sind —! Meine liebe Genossin saß auf einer Felsenbank, milderte das Stoßen ihres Athems und wollte nicht zeigen, wie sehr sie erschöpft sei. Endlich legte sie ihre zarte, weiße Hand in die meine und flüsterte: „Ich möchte wohl gerne noch ein wenig leben.“

Vor die Sonne hatten sich Wolkenbänke geschoben; von den Riffen nieder fegte ein scharfer Wind. Ich sagte, mir wäre warm und legte meinen Plaid doppelt über ihre Schultern. Ein Steinfalke schoß über unseren Häuptern hin; sonst war Oedniß. Auf meiner Seele wuchtete unsägliche Angst, denn ich wußte, wie zart der junge Organismus war, der, vertrauend auf mich, den Bergsohn, neben mir athmete.

Plötzlich gellte, schlagartig und ohne Nachhall, ein Schuß in der Schlucht. Erschreckt fuhr meine Freundin empor, wendete ihr Gesichtchen gegen die Richtung hin und schrie auf: „Jesus Maria! Da unten steht er, der leibhaftige Teufel!“

„Na, der fehlt uns gerade noch!“ rief ich. Und siehe, dort hinter den Felsblöcken — wahrhaftig — eine wüste Gestalt mit kohlschwarzem Antlitz, in dem ein Paar scharfe Augen funkelten. Weil sie aber einen Kugelstutzen in der Hand hatte und einem gestürzten Gemslein zuhastete, so sagte ich zu meiner Genossin: „Gott Dank, der Teufel ist das dieweilen noch nicht, aber ein mit Ruß bestrichener Wildschütze.“

Kaum hatte ich diesen Unterricht gegeben, als uns der umheimliche Mann bemerkte. Im ersten Augenblicke machte er Miene zu fliehen, im zweiten that er einige Schritte gegen uns heran und rief mit gar heiserer Stimme: „Wollt' der Herr und das Fräula so gut sein und dem Jäger sagen, ich wär' da den Berg hinaufgesprungen. Er ist gleich da. Gelt, der Herr und das Fräula wollt' so gut sein? ...“

Faßte die noch zuckende Gemse über die Achsel und sprang damit, daß es in den Felsen klang, von Zacke zu Zacke das schroffe Gewände hinab gegen die Tiefe. So lange wir ihn springen sahen, hielt meine Gefährtin den Athem an und als er in der Geborgenheit des Geschüttes verschwand, hob sich ihre Brust, als wären mit dem Wilderer auch wir gerettet.

Und wie der Mann berechnet: plötzlich stand der Jäger mit Gewehr, Waidtasche und Griesbeil vor uns. Er wies uns einen Steig, der zwischen den Steinwüsten hin in die Niederung der Matten führen sollte. Dann frug er, ob wir nicht einen Schuß gehört, und ferner auf unsere Bejahung, ob wir nicht einen Wildschützen gesehen und welche Richtung derselbe genommen?

Schon hob ich den Athem, um durch die Andeutung des Pfades dem Freischützen die strafende Gerechtigkeit nachzuschicken; allein meine Gefährtin stieß mich mit dem Ellbogen in die Seite — just an die Herzrippe — da kam mir in den Sinn: ist vielleicht doch ein Teufel gewesen, ein armer, denn, sagt das Lied, „Manch' flinkes

Thierlein bringt der Hunger um, der Hunger des schleichenden Schützen ..."

„Der Wildschütz," antwortete ich dem Jäger, „da über den Berg ist er hinaufgesprungen."

„Schön Dank!" versetzte der Waidmann und eilte flink die steinige Lehne hinan; und meine geliebteste Freundin — sonst zutiefst in der Seele abhold allem Bösen — freute sich kindlich, den schwarzen Mann mit der erlegten Gemse gerettet zu haben. Mich befremdete gewissermaßen diese Befriedigung; — es war aber doch der edle Instinct des Frauenherzens gewesen.

Wir hatten noch arge Wege zu wandern, über Gestein und Gerölle, durch struppigen Zirmbusch und unter Baumgefälle hin, die der Sturm zerrissen hatte. Meiner Genossin, der ich durch unsere Alpenfahrt ein großes Glück bereiten wollte, bluteten Füße und Hände. Aber ihr liebes, junges Herzchen war lustig und froh, da in dem meinen längst schon der Unmuth brütete. Den allerglückseligsten Weg in diesem Leben, den Weg der Hochzeitsreise — mit welchem Rechte trachteten böse Mächte ihn uns zu verderben?

Es war die Abenddämmerung, als wir endlich ein menschlich Obdach erreichten. Ein matter Schein grüßte uns durch die Fensterchen der Hütte, in welcher wir das süße, reine Glück des hellenischen Arkadiens mit vollen Zügen zu trinken gedachten. Meine Genossin trat mit fröhlichem Gruße zuerst in das Haus, blieb jedoch auf der Thürschwelle stehen und wendete sich mit einem Hauch des Schreckens zu mir.

Der Schein, der uns durch die Fenster gegrüßt hatte, kam von einem Oellichtlein, daß in einem Wasserglase flackerte. Das Lämplein stand auf der Wandbank zu Haupte eines todten Menschen. Dieser war mit einem Leintuche bedeckt gewesen, aber in dem Augenblicke unseres Eintrittes stand der Mann mit dem kohlschwarzen Gesichte davor, hielt das Tuch vom Kopfe zurückgeschlagen und blickte in das fahle Antlitz einer Frau.

Für uns wollten wir dieses Haus zur Nachtherberge nicht geeignet halten.

Wir wendeten uns; da schritt schon der Schwarze gegen die Thüre und sagte: „Thu' sich die Herrschaft nicht schrecken. Wir haben uns oben schon gesehen."

Es war etwas Anheimelndes in diesen Worten. Draußen wußten wir nichts, als die unwirthliche Gegend und die Nacht; so blieben wir.

„Redlich wahr," sagte der Schwarze, während er mit Seifenwasser den Ruß vom Angesicht zu waschen sich bestrebte, „mich thuts gefreuen, daß ich Unterstand und klein Ding Warmes geben kann. Und 's selb kann ich wohl sagen, der Herrschaft ihre Lug heut' da oben schlägt der liebe Gott höher an, als drei Psalter in Zell. Hätt' mich der Jäger ertappt, kunnt morgen der Ehemann seinem Weibe nicht zum Grabe mitgehen. — Hanne, mach' ein Essen."

Diese letzten Worte des Mannes waren in eine Nebenkammer gesprochen, aus der nun ein kaum erwachsenes und sehr verstört aussehendes Mädchen trat; es hatte blutige Hände, war mit der Gemse beschäftigt gewesen. Jetzt machte es ein Herdfeuer an.

„Ist die Tochter, das," stellte sie der Mann vor, „sie ist dabei gewesen. — Hanne, das Mehl ist im Mehlschrank und nicht in der Salzbutten. — Mein Gott, sie hat so viel den Kopf verloren. Eine schauderliche Sache ist's gewesen; — wer wollt' so was glauben!"

Uns wurde völlig bang. Es athmete sich schwer und das kleine Licht zuckte zuweilen nur wie ein blaues Sternchen im Glase und ein tiefer, aber zitternder Schatten lag auf den Holzwänden. Mein Weibchen hielt sich fest an mich, ließ meine Hand nicht auf einen Augenblick los.

„Ist Euer Weib," frug ich den geschwärzten Mann, auf die Leiche deu-

tend, „wohl schon eine betagte Frau gewesen?"

„An ihren Tagen ist sie nicht gestorben," entgegnete er, an dem mittlerweile aus der Schwärze ein gutmüthiges Gesicht hervorgekommen war, „hell erfroren ist sie uns . . ."

Und nach einer Weile, während das Herdfeuer prasselte und dem Antlitze der Leiche noch einmal den röthlichen Schein des Lebens verlieh, fuhr der Aelpler fort:

„Haben ihr abgerathen, bei dem groben Wetter auf den Sattel zu gehen. — Speikwurzeln, hat sie gesagt, müßten noch gesammelt werden; ist mit dem Korb davon. Die Hanne geht mit ihr. Im Sommerg'wandl sind sie Beide; 's ist eine Leichtsinnigkeit gewesen — gar nichts Anders; der Pfarrer sagt's auch. — Thu' die Herrschaft jetzt was essen. Gott gesegne! — Wie schaut sie denn aus heut', die Suppen?"

Freilich, die Suppe, die uns vorgestellt wurde, war nicht in der Ordnung. Anstatt Salz hatte die Köchin Asche in dieselbe geworfen.

„Jesses und Joseph!" murmelte der Mann, „letzlich wird sie mir noch närrisch! leicht kann's sein!"

Wir aßen etwas Brod und tranken Wasser. „Da hat sich was Böses zugetragen," sagte ich endlich.

„Hanne," rief der Mann, „geh', setz' Dich auf den Zuber und erzähl's noch einmal."

„Ich bleib' beim Herd," wimmerte das Mädchen, „mir ist so viel kalt."

„So bleib' beim Herd, wir wollen Dich schon verstehen."

„Ja, ja," sagte Hanne, „ich weiß nimmer, wie ich anfangen muß."

„Auf dem Schafsattel oben habt Ihr Wurzeln gegraben," leitete ihr Vater ein.

„Auf dem Schafsattel oben haben wir Wurzeln gegraben," sagte das Mädchen. „Wir haben halt nicht in die Höh' geschaut und jäh ist der finster' Nebel da und der Regen. Der eiskalt' Regen und die Nacht. Wir wollen heimzu und versteigen uns in den Wänden. Nicht so weit, wie da vom Herd bis zum Tisch haben wir gesehen. Frei mit Messer hätt' Eins den Nebel schneiden mögen. Eine Höhlen finden wir, da kriechen wir hinein. Naß bis auf die Haut sind wir gewesen und der Wind hat schauderlich geschnitten und hat den Schnee in die Höhlen getragen. Jetzt, die Mutter, die —" Sie schwieg und schürte mit einem Eisenhaken in der Gluth, daß die Funken stoben, „die Mutter, die . . ." sie stockte wieder.

„Mach', Hanne, und erzähl's in Gottesnamen," sagte der Mann.

„— ist eine Weil still neben mir; da sagt sie jählings: Kind, heut' ist mein letzt' End'! und hebt an zu zittern am ganzen Leib. — Unsere liebe Frau Maria Zell! denk' ich, wenn sie jetzt ihr Hinfallend' kriegt!"

„Die Fallsucht hat sie so viel gehabt," schaltete der Vater ein.

„Und nicht anders ist's gewesen. Ich mein' hell, der ganz Erdboden hat gebebt, wie's die Mutter so fürchterlich reißt und stoßt; und ihre Zähn' hör' ich scharren, daß es mir gerade durch und durch geht. — Ich will sie festhalten mit beiden Händen; keine Menschenmöglichkeit. Nachher jählings ist sie ruhig gelegen —"

„Hanne!" rief der Mann, seine Tochter aus der Betäubung des Schmerzes weckend.

„Mutter, Mutter!" schrie das Mädchen wild auf, „heiliger Jesus, was ist denn das? — Versterben! versterben!"

Mein armes Weibchen schauderte an meiner Brust zusammen. Der Mann reichte der Tochter Wasser, daß sie trinke.

„Jetzt," fuhr das Mädchen fort und rang die Hände und sprang ein paar Schritte gegen den Tisch heran, „jetzt hab' ich's gespürt, die Mutter wird kalt und starr an Händen und Füßen. — — — So sitz' ich bei ihr in der Nacht und bete und empfehl' mich und meiner Mutter Seel' unserer

lieben Frau. Mich schüttelt's auch. — Ja, Leut', und da — da hör' ich auf einmal was daherrauschen in der Luft. Das ist kein Sturmwind; etliche Raubvögel flattern zu meiner Mutter Leib. Tschuh! sag' ich, tschuh! und mit beiden Händen hab' ich müssen fechten, daß das schauderlich Gethier nicht hat angepackt . . ."

Vor wilder Erregung zerrte das Mädchen an den wirren Locken. Mein Weib trat zu ihm und schlang den Arm um seinen Nacken — da hub sie laut und heftig zu weinen an und barg ihr jammerstarres Antlitz an jener süßen Brust, die das mitleidsvollste und trostfreudigste Herz in sich getragen hat.

„Die Todtenvögel," — bemerkte nach einer Weile der Mann der Hütte — „die Todtenvögel haben mir das Kind gerettet. Das fortwährende Abjagen hat sie ein wenig erwärmt. Zur Morgenfrüh' haben wir sie bei der gestorbenen Mutter gefunden. — Herr, ich sag's: die Hanne ist nicht mehr zu erkennen. Glaub's gern! Die schreckliche Nacht! — Kind, geh' jetzt und leg' Dich in Dein Bett. Wenn die Leut' kommen, so werden sie selber die Mahlzeit kochen." — Dann wieder zu uns: „Morgen werden wir das Weib halt auf den Freithof tragen. Und das darf mir die Frau und der Herr wohl glauben: ich bin kein Solcher, daß ich gleich zum Zeitvertreib mit der Büchs' ging. Wär' zu einem Todtenessen die Sach' im Haus gewesen, wie es schon der Brauch, so hätt' ich mir sicher das Gamsel nicht geholt."

Ich drückte dem Mann die Hand.

Mein Weibchen wollte sich jetzt in die Sache mischen und im Hause schlichten und helfen; aber sie zitterte selbst und der Rosenhauch ihres Angesichtes war vergangen. Es war christlich von dem verwaisten Manne, daß er uns in dem Dachraume der Hütte die Schlafstätte anwies.

Meine Gesponsin sank bald in den Frieden. Ich wachte und hörte, wie unten Leute kamen, wie Weiber um das prasselnde Herdfeuer wirtheten, um das Fleisch der Gemse zu bereiten, und hörte, wie Männer den Deckel des Sarges festnagelten. Ach, da war mir, als müßte ich meiner lieben Schläferin die beiden Hände an die Ohren legen, daß sie nicht geweckt werde von dem erschütternden Schalle. Dann hörte ich, wie sie zu Tische saßen und wie sie endlich, als das Morgenroth aufging, den Sarg hoben und unter summenden Gebeten hinaustrugen zur Thür und davon über die Hochmatten, dem Kirchhofe von Wildalpen zu.

Und durch das verlassene, stille Haus ging ein seltsamer Schauer.

Draußen aber sangen die Vögelein und sie weckten mein Weibchen auf. Gar eilig machten wir uns bereit und zogen in das Sonnenlicht hinaus und athmeten frei und leicht und dankten Gott für unser junges Leben.

Schluß des Alphabets von Rosegger.

W.

Waberl, Barbara.
wada, zwar. **s Röserl is wada hisch roth, oba die Dern sein war.** Das Röselein ist zwar hübsch roth, aber die Dornen sind scharf.
Wadschn (die), große, mit Sauerteig angemachte Mehlnocken in Wasser gekocht, dann zerkleinert und mit Schmalz übergossen. Eine im Jakelland beliebte Speise.
Waldl, Oswald.
wandschln, tauschen. **Ih hon mei Roß vawandschlt, hon an Goasbock eingwandschlt.**
wartln, Wortwechsel führen. **Zerscht hobn ma gwartlt, nocha hobn ma prüglt.**
Waschl, Wisch.
Wastl, Sebastian.
Waugl (der), soviel, als: Wauwau.
war, scharf, rauh, stechend.

s Brautpfoadl, däs is war,
Klogt mei liabs Kind.
Loß Zeit, Schotz, loß Zeit,
Afs Johr is s scha lind.

Weasel (der), Handhabe, Stiel.
Wecht (das), Hohlmaß für Getreide. Ein Wecht = 16 Maßel à 4 Maß. Heute noch in einigen Gegenden Steiermarks gebräuchlich.

Wedel (der), Knollen, Knotten.
wederla, unordentlich. **A wederlis Thoan.**
wehleidi, empfindlich.
an Wehthoan hobn, einen Schmerz haben.
Weigl, Birweigl (der), ein durch Kosungen und Verweichlichung verdorbener Hund.
Weihbrunn (der), Weihwasser. **Nim an Weihbrunn, mach a Kreuz, ehs d furt gehst, oder ehs d schlofn gehst.**
Weinfoltn (die), Schmetterling.
weitschichti, weitläufig.
wes, bald. **Hiazt möcht d Waberl scha wes an Monn hobn.** (Dürfte von Wegs, geraden Wegs kommen.)
Wexn (die), Wespe.
wia da well, wie der Wille, wie immer, so oder so. **Wos da well**, was immer.
Wickel (das), Werg auf dem Rocken.
Wid (der), Ofenscheit.
Wida (der), eine Art Kuchen. (In Mittelsteier beliebt.)
Widin (die), Witwe, **Widiwer**, Witwer.
Widn (die), ein Band aus Weidenruthen.
Wildlin (der), ein wilder, aufgebrachter Mensch.
Wimerl (das), Hitzbläschen an der Haut.
Wind und Weh, drückt Bangigkeit und Melancholie aus. **Mir is Wind und Weh.**
windi wern, unsicher werden (bei Wildschützen).
wini, wüthend. **Da wini Hund.**
wischbeln, pfeifen.
Wixa (der), ein aufgeweckter, auch fein zusammengestiefelter Bursche.
wo, statt: ob. **I woaß nit, wo ih noh amol mog gsund wern.**
woakn, einwoakn, einweichen, eintauchen.
wolgn, wallen.
wonn da Wonn nit wa! wenn das und das nicht wäre!
Wosn (der), Rasen.
wos. Heind is w o s a schöna Tog! (Eigenthümlichkeit des süddeutschen Dialekts.)
wos ontrogn hobn, sagt der Bauer dort, wo es sonst heißt: in interessante Umstände gekommen sein.
woxt wir a Stuck Brot auf da Stell, wird von einem jungen Menschen gesagt, der sehr langsam, oder gar nicht wächst.
wudl, wudl! Lockruf für Hühner.
wudzln, zwischen den Fingern zusammenrollen. **Wudzerl** (das), kleines Ding, wolliges Körperchen.
wüasti, schwindelig.
wulta, ziemlich, beträchtlich, wohl doch. **Der Binggl is wulta schwar.**
wunan, wunerla sein, griesgrämig, wühlerisch sein.
wuisln, winseln.
wurln, laufen, krabbeln des Ungeziefers.
wuschn, sausen. **Da Wuschamicherl** wird der Wind genannt. **wuschn**, auch: mit der Peitsche schlagen.

Z.

Zabla (der), Einer, der übermäßig eilt und drängt. **zabln**, zur Eile drängen.
zarschterisch, verzärtelt, empfindlich.
zaxln, mitlocken.
zeaggn, herumlungern, von einem Kinde, das sich nach einer Strafe flüchtig herumtreibt.
zedern, vazedern, etwas verstreuen.
zeidi, reif.

Sein die Kerschn amol zeidi,
Loabts mih Nochts nit dahoam,
Geh ih aus, brock ma Kerschn
Afn Bam ba da Moam.

z groan kema, zu sich selbst kommen, neue Kräfte gewinnen, kommt von **groan**, keimen.
Zidrochn (die), Hautflechte.
Zilln (die), Nachen.
zoandln, etwas langsam zupfen.
zoanzin, auch: **zoanweis**, zu einzeln, nach und nach. **Zoanzin und zoanzin wirds jung Dirndl an olds Weib.**
zoasn, zupfen.

Wulzoasn, wulkrampeln kon ih oh,
s wia wan ih d vetter a Weba wa.
Frogts mih na gleih nit: wo, wo?
Gab enk frei d Ontwort: so, so!

(Volkslied.)

zodad, zerrissen, zerlumpt.

A zodadi Hosn,
A luckada Huat
Und a schworz Stückl Brot,
Däs daholt a frisch Bluat.

Zogln (die), von Stroh geflochtene Hausschuhe.
zona, hämisch lachen, auch: weinen, das Gesicht verzerren, **onzona**, angrinsen.
Zoschn (die), eine liederliche Weibsperson. **umazoschn**, herumlungern.
z Sinn gehn, etwas ahnen. **Mir is s scha long z Sinn gonga, daß s Roß vareckt.** — **Koan Gsinn hobn**, keine Ahnung haben.
zsommgspielt, mitsammen einverstanden.
zsomklaubn (sih), sich erholen (nach einer Krankheit).
zsomschoblad (das), Rest, auch: das letzte Kind in einer Familie.
Zsomsehn, verliebt sein. **De Zwoa hobn s Zsomsehn.**
ztrogn (sih), sich entzweien, zerzanken.
zuaha, herzu.
Zurggn (die), Zacke, **zurggad**, zackig.
zuzln, saugen.
Er zuzlt und zuzlt, as wir a kloans Kind, Wans gleih in da Pfeifn nit brinnt.

(Tabakraucher-Lied.)

zuwi, hinzu.
zwe, zwegn, weshalb, warum.
zwickerisch, neidisch.

zwinsln, zwinkern.
zwischn die Finga schaun, Jemand etwas nachsehen.
zwischn Liachtn, Zwielicht, Dämmerungszeit.
Zwisl (der), zweiarmiger Ast.

Da Lump.

Gedicht in Salzburger Mundart von Rudolf von Freisauff.

„Da is a, da Lump!"
So hoast's g'wiß all'mal,
Wann's mi iabl wo seg'n,
Da steigt eahna d' Gall'.

Als Auswurf der Menschheit
A Jed's mi betracht',
Aber da fragt koan Seel,
Wer mi dazua g'macht.

War ar amal brav,
Wann d' willst, sogar g'acht',
A oanziger Tag
Hat um Alles mi bracht'.

's Wei is ma g'storib'n,
Mein Sach hab'ns ma pfändt
So hat sie mein Glück
Zum Unglück gach g'wendt.

Und war i erst arm,
Dann war i a schlecht,
Hätt' thoan mög'n wasd'wöll
S'war neamma nix g'recht.

D' Armuth, dös mirk da,
Vagibt ma da nia,
Und mochatst, was d' woll'st,
Gab's da nu so viel Müah.

So bin i a Lump wor'n,
Woaß selba net, wia;
Schlenz in langa Tag um
Und dabedl ma's Bier.

Und do bin i ehrla,
Han Neamand nix g'stohl'n,
Kenn viel größere Lump'n,
Dö da Teifi kunnt hol'n.

Aber dö hab'n a Haus,
Hab'n a G'wand a schön's an,
Von so oan hoaßt's g'wiß:
„Secht's dös is a Mann!"

Vor so oan ziagt Jeda
G'wiß z'tiafast san Huat,
Und do woaß i b'stimmt,
's is a ölende Bruat.

D'rum suach i mi z'tröst'n
Und denk' in mein Sinn:
„Liaba außen a Lump,
Als a Nixnutzi d'rin."

Eine Zuschrift.

Unserem Blatte gingen vor Kurzem folgende Zeilen zu:

„Geehrter Herr!

Ihre im „Heimgarten" mitgetheilten Ansichten über Kinder-Erziehung veranlaßt eine Freundin Ihres Blattes, an Sie eine Anfrage zu richten.

Ich bin Mutter zweier Knaben von sechs und sieben Jahren, Kinder, die mir große Sorge machen. Dieselben sind trotz unserer Strenge so überaus leichtsinnigen Temperaments, daß wir (ihr Vater und ich) weder durch die schärfsten Rügen, noch durch körperliche Züchtigungen im Stande sind, unsere Autorität geltend zu machen. Wir wissen kein anderes Mittel mehr, als beide Knaben, oder wenigstens einen aus dem Hause und in eine fremde, uns entfernt verwandte Familie oder strenge Erziehungsanstalt zu geben. Bevor ich mich dazu entschließe, möchte ich gerne darüber die Gedanken eines Erziehers hören und nehme mir daher die Freiheit, Sie um Ihren Rath anzugehen. Haben Sie die Gefälligkeit, mir denselben mit einigen Worten in den „Postkarten" andeuten zu wollen. Im Voraus dankend ergebenst

Frau S. K. K."

„Geehrte Frau!

Eine Postkarte ist für unsere Erörterung zu klein. Sie dürfen nichts dagegen haben, wenn ich hier mit Freimuth spreche. Ich bin kein „Erzieher," sondern nur ein Freund der Kinder, also auch ein Freund Ihrer beiden Knaben, die ich nicht kenne und doch schon ein wenig lieb haben muß, weil ich sehe, daß Sie es nicht thun wollen.

Uebrigens wundert es mich, daß Sie sich meinen Erörterungen über Kinder zufolge an mich wandten, da Ihnen meine Ansichten schwerlich entsprechen dürften. Oder haben Sie Ihren Kindern all jene Liebe gegeben, die ich für nöthig halte, um das Herz des Kindes der richtigen Entwicklung zuzuführen? Sie sprechen nur von Strenge, von scharfen Rügen und körperlichen Züchtigungen. Warum haben Sie sich nicht an einen Profoßen gewandt, wenn Ihr Haus eine Strafanstalt sein soll und nicht ein warmes, freundliches Heim für Ihre Kinder? Es ist für Kinder gewiß jener Ernst nöthig, der in der Consequenz eines vernünftigen Gewährens und Versagens liegt, es ist auch Strenge nöthig, um die unvermeidlichen Auswüchse einer früh erwachenden Selbstsucht und Leidenschaft zu stutzen — aber wenn dieser Strenge anderseits die Liebe nicht Wage hält, dann thun Sie besser, die Kleinen von sich zu geben, anstatt sie vor dem kalten Elternauge ohne Sonnenblick verhärten und verkümmern zu lassen. Man wird sie auch im fremden Hause nicht lieben, aber fremde Härte thut nicht so weh und ist nicht so schädlich, als die der eigenen Eltern. Es wirkt nicht günstig auf den Charakter des Kindes, wenn es nach Laune, Bequemlichkeit und Herzlosigkeit der Eltern in der Welt hin und her geschoben wird, aber besser, es muß sich in der Fremde lieblos durchbringen, als im eigenen Heim das Unrecht und die Untreue kennen zu lernen, und in sich aufzunehmen.

Ich kannte einen Mann, der einen aufgeweckten, wohlgebildeten Knaben hatte, welcher zu schönen Hoffnungen berechtigte. Er hütete das Kind mit aller erdenklichen Sorgfalt, aber er hatte nie ein Lächeln für dasselbe. Wenn man ihn fragte, warum er denn vor dem Knaben immer ein so finsteres Gesicht mache, wurde er aufgebracht und rief, was es vor einem Kinde denn zu lachen gebe? Und wirklich, an seinem Sohne gibt es heute nichts zu lachen, er ist ein vierzehnjähriger armer Junge — ein Idiot.

Dieses Schicksal, liebe Frau, wünsche ich Ihnen nicht. Und so lange zwei Kinder beisammen sind und sich gegenseitig lachen sehen und hören, werden sie nicht ganz verkümmern; reißen Sie sie aber auseinander, und ist jedes allein für sich, dann wird der Leichtsinn zum Stumpfsinn.

Ich halte es für das größte Unrecht, das man den Kindern zufügen kann und für die krasseste Unvernunft der Eltern, wenn sie ihre eigenen, Hilfe und Wärme bedürftigen Kinder von sich stoßen. Fragen Sie nach in den Spitälern, in den Irrenhäusern, in den Strafanstalten; mehr als zwei Drittheile der Unglücklichen werden Ihnen sagen, daß sie frühzeitig elternlos geworden sind. Aus dem frühen Elterngrabe wächst noch Liebe in's Herz des Kindes hinaus, aber ein von lebendiger Elternhand hinweggeschobenes Kind kann nur mit Bitterkeit an Vater und Mutter denken.

Sonst fühlen es Frauenherzen, Mutterherzen zuerst und zutiefst, daß das Kind des Hauses Glück und Lust ist, ein Glück, vor dem die Sorgen erbleichen und der Kummer verstummt; und bangend lebt man der Zeit entgegen, da die einzig schönen Jahre dahin sein werden und nach unabänderlichem Weltlauf das Kind hinaus muß. Sind Sie nicht Mutter genug, um dem Kinde zu sein, was des Kindes ist, wohlan, dann lassen Sie es ziehen. Aber, was Ihnen dann zurückbleibt, um das beneide ich Sie nicht. R.

Trost für betrübte Eltern.

Jedes Jahrhundert der Menschengeschichte ist der Träger irgend einer großen Idee, einer geistigen Fahne gleichsam, welche von den Edelsten ihrer Zeit hochgehalten wird, zu Nutzen und Frommen der Gesellschaft und ihrer höheren Zwecke.

Wohl die herrlichste Fahne dieser Art ist jene unseres Jahrhundertes, die Fahne der Humanität, und zu ihren edelsten Trägern gehören die Männer,

deren ganzes Wirken und Streben dem Wohle jener Unglücklichen gewidmet ist, welchen die Natur Lebenskraft und Lust, Sinne und Begierden gegeben, doch den Proteusfunken versagt hat, womit dem neugebornen Wesen erst der Adel vollendeter Menschenwerdung verliehen; denn nicht nur, daß diese echten Priester der Humanität die Mehrzahl ihrer oft schon verloren gegebenen Pflegebefohlenen der Gesellschaft wieder als nützliche Mitglieder zuführen, so schenken sie Hunderten und aber Hunderten von Familien einen unbezahlbaren Schatz, einen unfehlbaren Talisman für neue Hoffnung Glück und Lebensfreude!

Es war ein gesegneter Tag, an welchem Schreiber dieser Zeilen — obschon bedrückt von banger Sorge — die Heilanstalt für geistesschwache Kinder zu Blasewitz bei Dresden besuchte, um ein theures Schmerzenskind der väterlichen Obhut des auf diesem Gebiete der Heilkunde rühmlichst bekannten Directors, Herrn Eduard Foerster zu übergeben.

Entgegen dem Systeme in so manchen Instituten, welche ihre Pflegebefohlenen zu ängstlich von der Außenwelt abschließen und nur den eigenen engen Kreisen überlassen — durchweht das Institut Director Foerster's jener wohlthuende freie Geist, welcher auf die Herzen und das körperliche Gedeihen seiner Zöglinge bis nun die glücklichsten Rückschläge ausgeübt.

Im Institute Foerster ist keine Thür geschlossen.

Frei bewegen sich die jungen Menschenkinder. Körper und Geist zur besseren Uebung ohne anderen Zwang als jenen, welchen der stete, innige Verkehr mit der Familie des Directors in mildester, wohlthuendster Form ausübt, und ist es hiebei rührend anzusehen mit welcher kindlichen Liebe und Verehrung jeder Einzelne sich an seinen väterlichen Führer anschmiegt, um an dessen Herzen das eigene Heim zu vergessen.

Ebenso wohlthätig ist die Einrichtung, daß die Zöglinge nach Möglichkeit in die Außenwelt eingeführt und zu deren Erholung überall mitgenommen werden. Aeltere vertrautere Pfleglinge erhalten zur Erlangung der nöthigen Selbstständigkeit auch die Erlaubniß, gruppenweise für sich allein spazieren gehen und passende Besorgungen in dem eine Stunde entfernten Dresden abwickeln zu dürfen.

Vieles, ja das Meiste wäre noch zu sagen über die pädagogisch-diätetische Methode zur Hebung der geistigen Fähigkeiten, so wie auch über die sorgfältige körperliche Pflege, welche den Zöglingen der Anstalt zu theil wird*), — doch wozu Worte, wo Thatsachen sprechen?

Ein Jahr erst ist seit jenem bangen Tage der Uebergabe verflossen, und in dieser verhältnißmäßig kurzen Zeit wurde aus einem physisch und psychisch siechen Kinde ein lebhafter aufgeweckter Knabe, dessen geistiges und körperliches Gedeihen zu den besten Hoffnungen berechtiget!

Dieses ganz unerwartete einem Wunder gleichende Ergebniß — das gleichwohl gleichzeitig auch bei vielen anderen Pfleglingen der Anstalt vorging — ist es, welches dem Verfasser dieses die Feder in die Hand gedrückt.

Gibt es doch in unseren österreichischen Alpenländern der betrübten Eltern genug, welche überdies in ihrer Herzensangst nicht selten Opfer marktschreierischer, schwindelhafter Anpreisungen werden.

Mögen diese Zeilen solchen beklagenswerthen Eltern neue Hoffnung, neuen Muth erweken. K. H.

*) Wir hoffen ja auch in Steiermark bald ein ähnliches Institut erstehen zu sehen. Die Red.

An der Enns.

Wo aus dem dunklen Tannenwald
Die Alpen ragen himmelan,
Des Jäger's Hüfthorn jubelnd schallt,
Wo heimisch ist der Auerhahn,
Dort auf den lichten Höh'n,
Dort ist es schön.

Wo brausend am Granitgestein
Des Stromes Wogenfluth sich bricht,
Und wo im milden Abendschein
Die Gletscher glüh'n wie Sonnenlicht,
Dort auf den lichten Höh'n,
Dort ist es schön.

Und wo hinab zur grünen Au
Auf hohem Berg gar düster dräut
Gewalt'ger Burgen wüster Bau
Schon längst entschwund'ner Herrlichkeit,
Dort auf den lichten Höh'n,
Dort ist es schön.

Wo über'n Grimming stolz der Aar
Mit mächt'gem Flügelschlag sich schwingt,
Wo stets die Luft so frisch und klar,
Von Fels zu Fels die Gemse springt,
Dort auf den lichten Höh'n,
Dort ist es schön.

Wo in den Oefen Erze glüh'n,
Der Hammer pocht in stiller Nacht,
Und aus den Schlotten Funken sprüh'n
In heller Feuergarben Pracht,
Dort auf den lichten Höh'n,
Dort ist es schön.

Wo von der Alm hinaus in's Land
Ertönt der Senn'rin frohes Lied,
Und wo auf steiler Felsenwand
Das Edelweis so lieblich blüht,
Dort auf den lichten Höh'n,
Dort ist es schön.

Franz Tiefenbacher.

Bücher.

Vom Schloßberge zu Graz. Graz, die schöne, aufstrebende Hauptstadt der Steiermark, ein Fleck Erde, auf welchem sich das Leben, der Comfort und die Eleganz mit den reizvollen Naturschönheiten des gesegneten Landes auf eine fast wunderbare Weise vereint hat, fand manchen Interpreten. Dichter haben die Schönheit dieser Stätte besungen, Maler haben sie verherrlicht. Eine Stadt von nahezu hunderttausend Einwohnern, aus deren Mitte sich ein über 400 Fuß hoher Berg erhebt, dessen schöne Wald- und Felsenpartien, zu einem Wildparke verwandelt, uns die überraschendsten Landschaftsbilder, dessen Plateau uns eine herrliche Aussicht vermitteln, wie eine solche, von ähnlichem Standpunkte aus, mitten in einer Großstadt ein zweitesmal wohl nicht mehr zu finden ist.

Aus wilden, kriegerischen Zeiten, die über das alte (wahrscheinlich von den Celten gegründete) Graz dahingefluthet sind, aus den Einfällen der Osmanen und Magyaren, aus der streitbaren Periode der Traungauer aus den Zeitläuften, da hier die Habsburger residirten, aus den Tagen Baumkirchers und seiner tragischen Geschichte, aus der französischen Invasion endlich und der Schleifung der Veste im Jahre 1809 erzählen auf dem Schloßberge, wo einst drei Burgen gestanden haben sollen, nur noch die wenigen pietätvoll erhaltenen Ueberreste der alten Festung Graz. Heute schlingen sich an den waldschattigen Lehnen und begrünten Felshängen die Fahrstraßen und anmuthigen Spaziergänge in sachten Windungen hinan, vorüber an dem originell geformten Uhrthurm, in welchem der berühmte Schauspieler Brockmann geboren wurde, vorüber an dem gastlichen Schweizerhause und dem Denkmale Welden's, des Begründers der Schloßberganlagen, vorüber an manch' sagenreicher Stätte, bis hinauf zum Glockenthurm, wo die ehrwürdige „Liesel“ wohnt, deren helle Stimme melodisch und friedensreich hinausklingt über Stadt und Land, im Gegensatze zu dem Unheil verkündenden Krachen der Kanonen des Feuerwächters nebenan. Und die Wege münden in den grünen Rasen des Plateaus, und auf den alten Mauerresten ergehen sich vergnügte Naturfreunde und können sich nimmer sattgenießen an der entzückenden Fernsicht.

Das dem steirischen Gebirgsvereine entstammende Fremden-Verkehrs-Comité bietet uns ein kleines Bilderwerk, die Rundschau vom Grazer Schloßberge, gezeichnet von Carl Haas. Wenn gleich diese Bilder, deren fleißig und besonders in den landschaftlichen Partien hübsch ausgeführten Originale wir zu sehen Gelegenheit hatten, durch die Reproduction nicht eben gewonnen haben, so wird man doch bei wiederholter Betrachtung und Prüfung den Werth derselben leicht erkennen.

Die Gabe bietet in einer Totalansicht der Stadt und des Schloßberges und in sieben Bildern, welche sich einander kreisförmig anschließen, die Andeutung des Schloßberg-Panorama's, welches uns einerseits in's freundliche Hügelgelände, übersäet mit Sommerhäusern, Kirchen und Schlössern, in die wasserreichen Thäler und gedehnten Waldhöhen, anderseits in die kärntnischen Hochberge und in's Herz der obersteirischen Alpen blicken läßt, aus deren romantischen Schluchten der stattliche, klare Fluß der Mur heranzieht, mitten durch unsere Stadt, am Fuße des Schloßberges vorüber.

Dem Zeichner gelang es, ein anschauliches Bild zu schaffen von der Lage der sich weithinbreitenden und allmälig in Gärten, Wiesen und Wäldern sich verlierenden Stadt, von der Lage des Schlosses Eggenberg und der Murenge, der malerischen Ruine Gösting, des leuchtenden Maria Trost

und so vieler anderen reizenden Punkte; ein Bild vom weiten Grazfelde mit dem blauenden Wildoner Berge, von den waldesdüsteren Partien des Buchkogels und des Plawutsch, von den reizenden Höhen des Ruckerl- und Rosenberges, von den lauschigen Waldmulden bei Maria Grün, dem stillen Thale der Andritz und unserem steirischen Rigi, dem Schöckel.

Das Album, welches mit einem recht geschmackvollen Umschlage bekleidet ist, kann nur den Zweck haben, zum Genusse der herrlichen Rundschau einzuladen. Wer bei günstiger Fernsicht einmal auf dem Grazer Schloßberge gestanden, der ist um einen köstlichen Eindruck reicher geworden und er wird zur äußerlichen Erinnerung daran die bescheidene Gabe bewahren als einen freundlichen Gruß von Graz.

Ludwig Kossuth: Meine Schriften aus der Emigration. 3.—4. Heft (Preßburg, C. Stampfel.) Diese Hefte erzählen, wie Kossuth 1859 in London thätig war, gegen Oesterreich zu intriguiren, sich mit Oesterreich's Feinden, als Frankreich und Italien in Verbindung zu setzen, Rußland, Serbien, Croatien und selbst das englische Volk gegen Oesterreich aufzuwiegeln. Sein Endzweck war die Zertrümmerung Oesterreich's zu Gunsten der ungarischen Selbstständigkeit. Kossuth betrachtete sich als den Gouverneur Ungarns, gestand ein, daß er auch der oberste Feldherr der Nation sein wolle, vergab im Geiste bereits Ministerstellen und Unabhängigkeitsedicte an kleinere Nachbarstaaten. Die fremden Nationalitäten Ungarns will er beschwichtigt und eingelullt wissen, daß sie sich unter die Herrschaft der Magyaren fügen. Im äußersten Nothfalle wolle Kossuth einen König Ungarns anerkennen, was immer für einer von den europäischen Mächten vorgeschlagen werde — nur möglichst keinen Deutschen. Gegen das deutsche Volk zeigt Kossuth einen teuflischen Haß. Uns dünkt, daß mit der Veröffentlichung dieser Schriften den Ungarn nicht viel Gutes gethan ist.

Des Hauses Fourchambault Ende. Schauspiel in 5 Aufzügen von Müller aus Guttenbrunn. Mit einem Vorworte von Heinrich Laube. (Verlag von S. Schottlaender in Breslau 1880.) Das vorliegende Drama ist die originelle und literarisch äußerst interessante Gabe eines jungen Talentes, welches von dem Altmeister der deutschen Dramaturgen, Heinrich Laube, entdeckt wurde, und nun durch ihn dem Publikum vorgestellt wird. Und zwar geschieht dies von Seiten Laubes in einem sehr interessanten Vorwort, da es ihm nicht mehr möglich war, das Stück vor seinem Rücktritt vom Wiener Stadttheater daselbst zur Darstellung zu bringen. Heinrich Laube gesteht, wie verwundert er war, als ihm das Manuscript dieses Stückes eingereicht wurde, wie es ihn angeregt, über die merkwürdige, krankhafte Erscheinung in der modernen Dramenliteratur: unfertige, mangelhaft gelöste Dramen in's Publikum zu werfen, nachzudenken.

Aber ist es nicht eine abenteuerliche literarische Idee, das berühmte Stück Augier's, des größten modernen Dramatikers Frankreichs, fortsetzen zu wollen? Das mag sein. Aber die Anregung zu dieser Idee lag jedenfalls in der Luft und die Berechtigung ihrer Anwendung gerade auf „Haus Forchambault" kann man ihr ebenfalls nicht bestreiten, wenn man über die Verhältnisse nachdenkt, die dort zurückbleiben am Schlusse. Es handelt sich nun also nur noch darum, wie diese Idee ausgeführt wurde. Heinrich Laube lobt die Entwickelung und den Dialog überaus, er nennt den letzteren so gut wie in irgend einem gut geschriebenen französischen Stücke. Aber auch die Charakteristik und psychologische Vertiefung der Personen ist besonders hervorzuheben. Wir fühlen sofort, daß wir denselben Menschen, wie bei Augier, gegenüber stehen. Auch weiß uns der Verfasser so geschickt in die complicirten Verhältnisse einzuweihen, daß wir „Haus Forchambault" gar nicht zu kennen brauchen, um das „Ende" zu verstehen. Es ist eine der originellsten Erscheinungen in der Literatur, daß ein muthiger junger Deutscher einen berühmten alten Meister der Franzosen fortsetzt und wir zweifeln nicht daran, daß diese Fortsetzung ebenfalls die Runde über die deutschen Bühnen machen wird.

Meyers „Deutsches Jahrbuch" für die politische Geschichte und die Culturfortschritte der Gegenwart. 1879—1880. Mit 16 Abbildungen und Plänen. Verlag des bibliographischen Instituts in Leipzig. Es ist ein Rundgang durch alle Zweige menschlichen Schaffens, wie in einer Weltausstellung, geführt von 54 namhaften Fachgelehrten, die in seltener Uebereinstimmung verstanden haben, ein jeder in seiner Sphäre, das Neueste zu zeigen und zu erklären.

Es informiren uns Artikel wie „Staatsfinanzen" und „Heerwesen" und wir schöpfen eine Fülle von Belehrung und Beruhigung aus den Abschnitten über „Rechtspflege" und „Volkswirthschaft". Dem Kaufmann eröffnen „internationale Verträge und Einrichtungen" eine große Perspective für neue Thätigkeit, nicht weniger die Rubriken „Welthandel", „Deutschlands Handel 1879" und Verkehrswesen", während das Interesse der Industriellen werthvolle Anhaltspunkte über „Zoll-

politik", „Arbeiterverhältnisse" u. dgl. findet. Der allgemeinen Geistescultur dienen Artikel über die Literaturfortschritte, die bildenden Künste, über Musik und Theater, in Deutschland und im Auslande. Daran schließen sich ausführliche Berichte über die Ausgrabungen zu Ephesos, Troja und Olympia und über die Resultate wissenschaftlicher Forschungsreisen. Naturwissenschaftlich sind die „Fortschritte des Darwinismus" und ein höchst interessanter Bericht über den anthropologischen Congreß hervorzuheben. Der pragmatisch behandelten politischen Geschichte sind eine Reihe biographischer Skizzen von Staatsmännern, Heerführern ꝛc. beigegeben, die im vorigen Jahr zu Bedeutung gelangten.

Leider weisen einzelne Abschnitte — und das fiel uns besonders bei den Aufsätzen über deutsche Literatur, Theater und bildende Künste auf — Lücken und Unrichtigkeiten, die in einem nächsten Jahre nicht mehr vorkommen dürften, soll das Jahrbuch sich überall einbürgern wollen.

„Das Frauenleben der Erde" von A. v. Schweiger-Lerchenfeld. (A. Hartleben's Verlag, Wien, Pest, Leipzig, in 20 Lieferungen.)

Von diesem originellen und ausgezeichneten Buche liegen nun zwölf Hefte, also mehr als das halbe Werk vor. Der Inhalt derselben ist Hinterindien und die malayische Inselwelt, China, Japan, Polynesien und Australien und ein Theil Nord-Amerikas, speciell „die Gesellschaft in den Vereinigten Staaten". Jetzt erst ist man in der Lage, das überaus reichhaltige Material zu überblicken, und wir können nun getrost das Urtheil aussprechen, daß die vielseitigen Lebenserscheinungen, wie sie bei der oben umschriebenen reichen Zahl von Völkern und Stämmen zum Ausdrucke gelangen, vom Autor überaus geschickt zu einem farbigen und instructiven Gemälde voll reizender Abwechslungen und überraschender Analogien zusammengefügt worden sind. Wer im Anbeginne glaubte, befürchten zu müssen, die Schilderungen würden einen monotonen Charakter annehmen, der lasse nur diese verschiedenartigen Bilder aus der Frauenwelt Ostasiens, aus den Königspalästen der birmanisch-siamesisch-annamitischen Herrscher, aus der Hütte der Malayen, den Wohnstätten der Chinesen und Japaner an sich vorübergleiten und er wird sich wirklich nicht beklagen können, daß die Welt nach einer bestimmten Schablone zugeschnitten sei. Besonders liebevoll finden wir die japanesischen Familienverhältnisse behandelt, und hier hat sich der Autor durchwegs an die neuesten Nachrichten gehalten, welche uns so lebensvoll die große reformatorische Bewegung im Sonnenaufgangsreiche vermitteln. In dem Abschnitte: „Unter den Völkern der Südsee" sehen wir eine gliederreiche Kette von socialen Erscheinungen vor uns, die durchwegs tiefes Quellenstudium und große Belesenheit verrathen. Lebendig und frisch und nicht ohne alle sarkastische Ausfälle ist die „Gesellschaft in den Vereinigten Staaten" geschildert; wir finden hier die eigenthümlichen amerikanischen socialen Zustände, der Gebrechen, das unsinnige Sectirerwesen und die Auswüchse der Frauen-Emancipation nach dem „System" der Eliza Denton mit gewandter Feder bis ins Detail zerfasert. Auch illustrativ hat das Werk in den letzten sechs Lieferungen entschieden an Gehalt und künstlerischem Werth zugenommen.

Illustrirte Culturgeschichte für Leser aller Stände. Von Karl Faulmann. In 20 Lieferungen. (A. Hartleben's Verlag in Wien.)

Zwischen dem affenähnlichen Wilden, der nackt und hungrig den Urwald durchstreift und täglich sein Leben einsetzen muß, um mit kärglicher Jagdbeute sein Dasein zu fristen, und dem gebildeten Bürger eines Culturstaates der Gegenwart liegt eine Kluft, welche eine vieltausendjährige Kette von Streben und Mühen, von Versuchen und Erfindungen, von friedlicher Arbeit und Völkermord, von Fortschritt und Rückschritt, Wissenschaft und Aberglauben ausfüllt. Die ältesten Glieder dieser Kette liegen im Dunkeln, die jüngeren in einem Wust von politischer Zeit- und Völkergeschichte versteckt; wohl haben schon mehrere Autoren die Culturgeschichte aus dem politischen Beiwerke losgelöst, aber ein allgemein verständliches Bild der Culturentwicklung ist bisher dem Publikum noch nicht geboten worden, und doch ist eine populäre Darstellung der Culturgeschichte wichtiger, als alle andern populär-wissenschaftlichen Darstellungen, da sie für das Verständniß der religiösen, politischen und socialen Fragen, welche jetzt täglich in den politischen Zeitungen erörtert werden, nothwendig ist. Der durch seine „Illustrirte Geschichte der Schrift" rühmlichst bekannte Professor Karl Faulmann hat es nun unternommen, ein Werk zu verfassen, dessen Umfang Jedem die Anschaffung ermöglicht, dessen Inhalt leicht verständlich und anziehend ist und welches durch eine Reihe von Farbentafeln, Facsimile-Beilagen und in den Text gedruckten Illustrationen die Culturformen und die damit verbundenen religiösen Anschauungen, Künste und Fertigkeiten dem Leser lebendig vor Augen führt.

Dem „Heimgarten“ sind ferner zugekommen:

Jan Milachm. Von Hans Grasberger. (Wien, Zamarski.)

Ludwig Kossuth. „Meine Schriften aus der Emigration.“ Erster Band. Die Periode des 1859er italienischen Krieges. (Preßburg und Leipzig. Verlag von C. Stampfel 1880.) 5.—9. Lieferung.

Deutsche Rundschau für Geographie und Statistik. 10. Heft, II. Jahrg. (Hartleben, Wien.)

„Kosmos.“ Zeitschrift für einheitliche Weltanschauung auf Grund der Entwicklungslehre. Herausgegeben von Dr. Ernst Krause. IV. Jahrg. 1880. 4. Heft. (Leipzig, E. Günther's Verlag.)

„Steiermärkische Geschichtsblätter.“ Herausgegeben von Dr. J. v. Zahn. I. Jahrg. 2. Heft. (Graz, 1880, Verlag von Leykam-Josefsthal.)

„Alpine Chronik des österreichischen Touristen-Club.“ Redigirt von C. Graf. 1. Jahrg. 1880. Nr. 1, 2 und 3. (Wien, L. C. Zamarski.)

Topographisch-statistisches Lexikon von Steiermark mit historischen Notizen und Anmerkungen. Herausgegeben von Josef Andreas Janisch. 30. Heft. Graz, 1880. (Druck und Verlag von Leykam-Josefsthal.)

„Die Wunder der Physik und Chemie.“ Bearbeitet von F. Siegmund. Mit 300 Illustrationen. (A. Hartleben's Verlag. Wien, Pest, Leipzig.) 11.—17. Lieferung.

„Geist und Purpur.“ Eine Tragödie in 5 Acten von Pereg Andreae. (Hannover 1880.)

Postkarten des Heimgarten:

Wir werden ersucht, folgende Zuschrift zu veröffentlichen: „An unsere Novellisten! Ein junges, zum Tode verurtheiltes Weib verliebt sich unterwegs zum Hochgericht in den Scharfrichter. Wäre das nicht ein Novellenstoff?“ — Auf die Gefahr hin, vorlaut zu sein, erlauben wir uns zu bemerken, daß uns der Stoff nicht übel gefiele, wenn er psychologisch motivirbar wäre.

Md. Kl..., Prag: Möchten Ihnen zeigen, wie vier Strophen eines echten Dichters mehr zu sagen vermögen, als Ihr vier Seiten langes, gemachtes (nicht empfundenes) „Poem“. Conrad von Prittwitz-Gaffron singt:

Es ist eine Blüthe gefallen
 Vom Blüthenbaum,
Gar hold und lieblich vor allen,
 Erschlossen kaum.

Es ist eine Blüthe gefallen
 Vom frischen Reis —
Nun geht durch des Waldes Hallen
 Ein Trauern leis.

Sie glühte und strahlte gestern
 Noch lebensroth.
Heut' klagen alle die Schwestern
 Der Schwester Tod.

Ich stehe von fern' und weine:
 Der ganze Flor
Ersetzt mir nicht die Eine,
 Die ich verlor.

Fr. W. Wien. Ja, wenn Sie die Bildung eines Menschen nach seiner Büchergelehrsamkeit oder auch nach seiner geistigen Regsamkeit bemessen, dann sind Enttäuschungen freilich nicht zu vermeiden. Die durch Erfahrung und Studium erworbenen Güter des Geistes in die Eigenschaften des Herzens übersetzt, sind das, was wir unter Bildung verstehen. Wie das Talent nicht im Wissen, sondern im Können liegt, so äußert sich Bildung nicht im Worte, sondern im Werke. Achten Sie vor Allem darauf, ob Einer strenge mit sich selbst und nachsichtig mit Anderen ist, ob er sich in verschiedene Lebenslagen zu fügen weiß, ob er die Individualität Anderer respectirt, ob er im Umgange wohl das Triviale verschmäht, wenn er durch dasselbe seinen Witz zeigen könnte, ob er von Abwesenden lieber Gutes, als Schlechtes spricht. Gebildete Menschen können nicht böse sein.

Kalenderfreund, Prag. Der Volkskalender „Das neue Jahr“, seit 1873 von P. K. Rosegger redigirt, wird im nächsten Jahre nicht mehr herausgegeben. Ursache der Sistirung ist erstens die Kränklichkeit des Herausgebers, zweitens der Umstand, daß die Mittel versagt waren, das Volksbuch an Inhalt und Ausstattung nach den Intentionen des Herausgebers zu gestalten.

P. L. Rosenheim: Im Gegentheil. Ein anderer Freund unseres Blattes singt:

Poeten alle, kommt herbei!
Erhebt zum Schwur die Hände:
Daß keiner von dem Ideal,
Vom Guten je sich wende,
Daß rein der Sang, rein das Gemüth,
Frei von der Selbstsucht Triebe,
Daß eure Seele ganz erfüllt
Von wahrer Menschenliebe.
Poeten Alle, kommt herbei!
Erhebt zum Schwur die Hände,
Zu kämpfen, daß die Heuchelei,
Daß Haß und Zwietracht ende,

Daß Treue, Recht und Duldsamkeit
Nur herrschen hier auf Erden,
Und daß die Menschen allesammt
Durch Liebe einig werden.

Der gute Idealist! Wir vermögen hier nichts zu thun, als — ihn zu grüßen!

S. H. aus A.: Die Landwirthschaft ist das Erste und das Letzte — die Amme des Lebens, der Tisch der Welt. Das Studium derselben kann daher unter jeder Bedingung empfohlen werden.

U. P. Prag: Gedenken Sie des alten Spruches: „Das Recht ist des Wachenden, das Glück des Schlafenden."

P. M. Dresden: Sie verlangen zu viel. Das Schöne kann gewiesen, aber nicht bewiesen, es kann empfunden, aber nicht gedacht werden.

M. Z. Wien: Uns ist ein großer Mann bekannt, der Folgendes sagt: „Wir sollten es mit den Kindern so machen, wie Gott mit uns, der uns am glücklichsten macht, wenn er uns im freundlichen Wahne so hintaumeln läßt."

Th. v. K., Graz: Messen Sie den Menschen nicht so philisterhaft. Auf glühendem Herzen nur gedeiht ein begeisterter Kopf, sowie auf Vulcanen der köstlichste Wein wächst.

S. S. Budapest: Sie können machen, was Sie wollen, Ihr Gedicht drucken wir nicht ab. In demselben liegen mehr stylistische Fehler, als in allen Ihren Briefen zusammen.

K. H. W. Wien: Täuschen Sie sich nicht. Mehr scheinen wollen, als sein können, ist der unseligste Selbstbetrug.

H. W. Graz: Nehmen Ihr Anerbieten mit Dank an. Die Klippen, die wir zu umschiffen haben, kennen Sie.

Zur Nachricht!

Das erste Heft des fünften Jahrganges dieser Monatsschrift beginnt mit dem Roman: „**Der Gottsucher**" von P. K. Rosegger. In demselben werden die seltsamen Schicksale einer in Acht und Bann gethanen Waldgemeinde erzählt und gab dieser Stoff dem Verfasser Gelegenheit, sein Talent nach verschiedenen Richtungen hin zu entfalten.

Außerdem beginnt der neue Jahrgang mit novellistischen Beiträgen von L. Anzengruber, A. Meißner, R. Hamerling, Essays von F. Schlögl, R. Peinlich, K. Reichner, A. Roncourt, A. Schlossar, L. v. Hörmann, Poesien von R. Baumbach, L. Eichrodt u. s. w. u. s. w.

Druck von Leykam-Josefsthal in Graz. — Für die Redaction verantwortlich P. K. Rosegger.

Princeton University Library
32101 042855419

Digitized by Google